PN
4
E3
Bd.16

UNIV. OF
TORONTO
LIBRARY

Euphorion

Zeitschrift für Literaturgeschichte

herausgegeben

von

August Sauer

Sechzehnter Band

Jahrgang 1909

Leipzig und Wien
K. u. k. Hof-Buchdruckerei und Hof-Verlags-Buchhandlung
Carl Fromme
1909

106184

Alle Rechte vorbehalten

PN
4
E8
Bd. 16

Verlags-Archiv-Nr. 1203

Inhalt.

Untersuchungen und neue Mitteilungen.

Seite

Ein Faustbuch von circa 1530. Von Leo Ehlen 1

Johann Balthasar Schupp. Neue Beiträge zu seiner Würdigung von Carl Vogt 6. 245. 673

Johann Friedrich Bachstrom. Ein Gelehrtenleben aus der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Von Hermann Ullrich:

1. Lebensverhältnisse und Schriften im allgemeinen . . . 28. 320

Warum ist Leisewitz' ‚Julius von Tarent' nicht mit dem Hamburger Preise bedacht? Von Adolf Nutzhorn 58

Mimische Studien zu Heinrich von Kleist. Von Ottokar Fischer. 4/7 . . . . . 62. 412. 747

Briefe Zacharias Werners an Karoline von Humboldt. Mitgeteilt von Albert Leitzmann 93. 425

Ein unbekannter Brief Karl von Holteis. Von J. Trefftz 100

Neu aufgefundene Novellen Sealsfields. Von A. Ravizé 102

Heine im Dienste der ‚Idee'. Von Ewald A. Boucke. 116. 434

Zum Kampf der preußischen Regierung gegen die ‚Deutsch-Französischen Jahrbücher' und Heinrich Börnsteins ‚Vorwärts'. Von Manfred Laubert. 131

Ein Beitrag zu Adalbert Stifters Stil. Von Franz Hüller . . 136. 460

Friedrich Hebbel ein Mystiker? Von Paul Zincke. 147

Zur Quelle der ‚Maria' von Otto Ludwig. Von K. Bode 166

Zur Schubart-Biographie. Von Adolf Wohlwill 349

Herderiana im ‚Wandsbecker Bothen'. Von Max Morris 360

Die Jungfrau und Talbot. Über Schillers Darstellung religiös-sittlicher Lebensfragen. Von Hermann Hadlich 379

Gottfried Kellers ‚Grüner Heinrich' in seinen Beziehungen zu Goethes ‚Dichtung und Wahrheit'. Von Agnes Waldhausen 471

Betty Paoli und Conrad Ferdinand Meyer. Zeugnisse einer Dichterfreundschaft in elf Briefen (1877/86). Herausgegeben und eingeleitet von A. Schaer 497

Seite
K. Fr. Reinhard, R. Zumsteeg und die Schwestern Andreä. Von W. Lang 704
Frhr. v. d. Goltz oder Scheffner? Von Johs. Sembritzki 716
Joh. Frdr. Abeggs Reise zu deutschen Dichtern und Gelehrten im Jahre 1798. Nach Tagebuchblättern mitgeteilt von H. Deiter. I. . . . 732
Ein Brief Wielands an einen Dichterling. Von J. Treffz 745
Zu Grillparzers ‚Spartakus'. Von Hans Lorenz 772
Der zerstückte Spiegel. Von Johannes Bolte 783

Miszellen.

Ein verschollenes Epigramm Kästners. Von Richard M. Meyer . . 178
Arnims ‚Altdeutsche Landsleute'. Von Monty Jacobs 179
Zur Interpretation zweier Kleistverse. Von Alexander Dombrowsky 180
Zu Minde-Pouets Ausgabe der Briefe Kleists. Von Wilhelm Herzog 182
Goethes etymologische Deutung von Mephistopheles. Von J. H. Bondi 510
Goethe und Sterne. Von Johann Černy 512
Zu E. T. A. Hoffmanns ‚Kater Murr'. Von Johann Černy 512
Heinrich Wilhelm Budde, ein Jugendfreund Eichendorffs und Loebens. Von Hanns Wegener 513
Ein Brief Sealsfields. Von Otto Heller 516
Kleist 4, 228. Von Dombrowsky 517
Jungfer Lieschens Knie. Von O. Schissel von Fleschenberg . . . 593
Zu den Frankfurter Gelehrten Anzeigen vom Jahre 1772. Von Hermann Bräunning und Max Morris 785. 834
Zu den Anfängen der literarischen Tätigkeit J. J. Muiochs. Von Jhs. Sembritzki 788
Chn. Ludw. Noacks ‚Der Papst lebt herrlich auf der Welt'. Von Jhs. Sembritzki 789
Die Verfasserschaft des Athenäumfragmentes 253. Von Joh. Frerking 789
A. W. Schlegel an Mich. Beer. Mitgeteilt von G. Witkowski . . . 790

Rezensionen und Referate.

Apel, s. Schmidt.
Arme Heinrich, s. Tardel.
Arnim, s. Schultze.
Bäumer, s. Goethe-Literatur [= G.-L.] 12.
Baumann, s. G.-L. 24.
Bertram, Studien zu Adalbert Stifters Novellentechnik (Franz Hüller) 220
Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen. XXI. XXV. Band: Stifters sämtliche Werke II. V. Band (Franz Hüller) 589
Bonaventura, s. Schultz.
Boucke, s. G.-L. 2.
Brentano Clemens, Godwi hg. von Ruest (Minor) 191

Seite

Büchner, s. G.-L. 22.
Eckermann, s. G.-L. 16.
Elsaß, s. Koehler.
Förster, s. G.-L. 3.
Fouqué, s. Schmidt.
Frantova práva, s. Spina.
Geiger, s. G.-L. 7.
Neue Goethe-Ausgaben: Goethes Werke hg. von Heinemann. Bd. 16 21. 23 30; Goethes Sämtliche Werke. Jubiläums-Ausgabe. Bd. 2/5. 7. 10. 14/15. 26. 27. 36/38. 40; Goethes Gedichte (Pantheon-Ausgabe) (Victor Michels) 183
Goethe-Literatur (Max Morris):
1. Moeller v. d. Bruck, Die Deutschen 518
2. Boucke, Goethes Weltanschauung 520
3. Förster, Goethes naturwissenschaftliche Theorie 524
4. Strecker, Religion und Politik bei Goethe 526
5. Peltzer, Goethe und die Ursprünge der neueren deutschen Landschaftsmalerei 527
6. Knetsch, Goethes Ahnen 528
7. Geiger, Goethe und die Seinen 531
8. Höffner, Elisab. Goethe, geb. Textor 532
9. v. d. Hellen, Goethes Mutter 533
10. Pallmann, Joh. Adam Horn 533
11. Kaulitz-Niedeck, Goethe und Jerusalem 535
12. Bäumer, Goethes Freundinnen 535
13. Goethes Briefe an Charlotte v. Stein hg. von Fränkel . . . 536
14. Mutheſius, Goethe und Peſtalozzi 537
15. Krüger-Weſtend, Goethe in Dornburg 539
16. Eckermann, Geſpräche mit Goethe . . 9. Originalauflage . . neu hgg. von Houben 539
17. Wolff, Der junge Goethe 541
18. Das Wertherfieber in Öſterreich . . . Eingeleitet von Gugitz 546
19. Kullmer, Pößneck 547
20. Goethe, Poetry and Truth. A revised translation by M. St. Smith 549
21. Warnecke, Goethe, Spinoza und Jacobi 549
22. Büchner, Fauſtſtudien 550
23. Wilhelmi, Goethes Fauſtdichtung 551
24. Baumann, Die engliſchen Überſetzungen von Goethes Fauſt . 552
25. Haskell, Bayard Taylor's translation of Goethes Faust . . 552
26. Meyer, Verzeichnis einer Goethe-Bibliothek 554
Grillparzer, s. Kohm.

Seite

Haskell, s. G.-L. 25.
Hebbel, s. Schmitt.
v. d. Hellen, s. G.-L. 9.
Hellmann, Heinr. von Kleist (Ottokar Fischer) 200
Höffner, s. G.-L. 8.
Hoffmann, Schwester Monika erzählt und erfährt, hg. von Gugitz (Richard M. Meyer) 801
Horn Joh. Ad., s. G.-L. 10.
Jacobi F. H., s. G.-L. 21.
Jakóbiec, Frdr. Schlegels Entwicklungsgang (Minor) 191
Jerusalem, s. G.-L. 11.
Kaulitz-Niedeck, s. G.-L. 11.
Kleist H. v., s. Hellmann; Roetteken.
Knetsch, s. G.-L. 6.
Koehler, Das Elsaß und sein Theater (Rich. M. Meyer) 239
Kohm, Grillparzers Goldenes Vlies (Reinhold Backmann) . . . 203. 555
Krüger-Westend, s. G.-L. 15.
Kullmer, s. G.-L. 19.
Lobsien, Die erzählende Kunst in Schleswig-Holstein (Herm. Krüger-Westend) 240
Meyer, s. G.-L. 26.
Miltitz, s. Schmidt.
Moeller v. d. Bruck, s. G.-L. 1.
Neuere Mörike-Literatur (Minor): 1. Mörikes Briefe, ausgewählt und hg. von Fischer und Krauß; 2. Mörikes Briefe und Gedichte an Marg. v. Speeth; 3. Mörikes Haushaltungsbuch 1843/7, von Eggert-Windegg; 4. Fischer, Mörikes Künstlerisches Schaffen 580
Mutheſius, s. G.-L. 14.
Nachtwachen von Bonaventura, s. Schultz.
Pallmann, s. G.-L. 10.
Peltzer, s. G.-L. 5.
Pichler Adolf, Gesammelte Werke. XII. Band (J. J.) 237
v. Radics, Schiller auf der deutschen Bühne in Laibach (Adolf Hauffen) 792
Roetteken, Heinrich von Kleist (Ottokar Fischer) 554
Schiller, s. v. Radics.
Schlegel F., s. Jakóbiec.
Schleswig-Holstein, s. Lobsien.
Schmidt, Fouqué, Apel, Miltitz (Rich. M. Meyer) 202
Schmitt, Hebbels Dramatechnik (W. Kaiser) 230
Schultz, Der Verfasser der Nachtwachen von Bonaventura (Richard M. Meyer) 797
Schultze, Die Gräfin Dolores (Minor) 192

Seite

Spina, Beiträge zu den deutsch-slawischen Literaturbeziehungen. I. ‚Frantova práva' (Johannes Bolte) 791
Spinoza, s. G.-L. 21.
Stein Ch. v., s. G.-L. 13.
Stifter, s. Bertram; Bibliothek.
Strecker, s. G.-L. 4.
Tardel, ‚Der arme Heinrich' in der neueren Dichtung (Minor) . . . 195
Taylor, s. G.-L. 25.
Warnecke, s. G.-L. 21.
Wertherfieber, s. G.-L. 18.
Wilhelmi, s. G.-L. 23.
Wolff, s. G.-L. 17.
Literaturbericht aus Tirol. V. (1905/8). Von S. M. Prem . . 801
Deutsche Literaturgeschichte in Ungarn (1905/7). Von Robert Gragger 810

Bibliographie.

Bearbeitet von Alfred Rosenbaum:

Zeitschriften 594
Nachrichten 241. 668. 834
Berichtigungen 672
Abwehr. Von Georg Minde-Pouet und Erich Schmidt 669
Berichtigung. Von Carl Vogt 670
Entgegnung. Von Otto Lerche 672
Register. Von Alfred Rosenbaum 836

Förderer.

Die Zeitschrift für Literaturgeschichte

„Euphorion"

wird in hochherziger Weise unterstützt durch:

Das k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht in Wien

Die Gesellschaft für deutsche Literatur in Berlin

Herrenhaus-Mitglied Anton Dreher in Wien

Exzellenz Markgraf Alexander von Pallavicini in Wien

Herrenhaus-Mitglied Philipp Ritter von Schoeller in Wien

Ein Faustbuch von circa 1530.

Von Leo Ehlen in Bonn.

Die Bibliothek der Stadt Nancy besitzt unter Nr. 142 (198) einen „Recueil de Jugements des Maitres-Echevins de Metz", der zu Beginn des 16. Jahrhunderts dem Metzer Patrizier Michel Chaverson angehörte. Auf eines der Vorsatzblätter dieses Recueil hat Chaverson ein Verzeichnis seiner Bibliothek gesetzt, das von H. Klipffel in seinem Buche: Metz Cité épiscopale et impériale. Mémoire couronné par l'Académie royale de Belgique. Bruxelles 1867 auf Seite 400—405, freilich nicht in einwandfreier Fassung abgedruckt worden ist. Dieser Katalog enthält als N° 20 (Klipffel 402):

Item, ung livre de maistre Foust, couvert d'une pel noire.

Die Richtigkeit von Klipffels Lesung wurde mir von dem Konservator der Stadtbibliothek Nancy, Herrn Justin Favier, auf Befragen freundlichst bestätigt.

Es handelt sich hier, wie vorweg festgestellt werden mag, nicht um ein gedrucktes, sondern um ein geschriebenes Buch. „Ceulx en français escript à la main" ist die Überschrift der Reihe, der es im Katalog angehört. Ist die letzte Hälfte dieser Angabe nicht zu bezweifeln, so braucht man das „en français" nicht unbedingt hinzunehmen. In derselben Reihe, unter N° 12 zählt Chaverson auf:

Item, ung livre de la destruction de Troye, en allemand, couvert d'une pel blanche et clouez de petits cloz jaunes.

Ist so die Reihe einmal unterbrochen, so ist wohl denkbar, daß dies auch in einem anderen Falle, ohne ausdrückliche Erwähnung, geschehen sein könnte.

Die Sorgfalt, mit der Chaverson anmerkt, welche seiner Bücher „escript en parchemin" sind, macht höchst wahrscheinlich, daß das Buch von Maistre Foust auf Papier geschrieben war.

Daß „maistre Foust" der Zauberer Faust ist, wird, abgesehen von der Schwierigkeit, eine andere Persönlichkeit dieses Namens zu finden, über die im 16. Jahrhundert ein Buch hätte geschrieben werden können, zunächst schon durch die Bemerkung nahegelegt, daß der, freilich ungemein vielseitige Michel Chaverson auch sonst Interesse für Zauberei bekundete. In derselben Reihe wie der „livre de maistre Foust" werden aufgezählt:

5° Item, ung livre du Saint Graal et de Merlin, escript [etc.].
21° Item, ung livre de Merlin, couvert d'une pel noire.

In diesem Zusammenhang wichtiger dann unter den französischen Büchern „en lettre de forme":

49° Item, ung livre de la diablerie, couvert de pel noire.
50° Item, encor ung livre de la diablerie, couvert de pel jaune.

Bedeutend verstärkt wird die Kraft dieses Arguments durch eine andere Erwägung. Der Katalog läßt häufig, mehr oder weniger deutlich, erkennen, wie sich Chaverson in der Reihenfolge seiner Eintragungen durch äußere oder innere Zusammenhänge leiten ließ. So enthalten N° 1—4 Schriften politischen Inhalts, 5—9 mittelalterliche Romane, 10—12 historische Schriften usf., anderseits folgt auf 11°: ung livre de la destruction du roy d'Angleterre, 12°: ung livre de la destruction de Troye, auf 24°: le Champion des Dames, 25°: ung livre de madame Saincte-Catherine de Siennes: Die Anordnung ist weniger systematisch, als sie scheint, sondern folgt nur den natürlichen Assoziationen der Gedanken. So erscheint es als nicht zufällig, wenn wir lesen:

20° Item, ung livre de maistre Foust [etc.].
21° Item, ung livre de Merlin [etc.].

Auf diese Weise erfährt die nächstliegende Annahme, daß „maistre Foust" mit Faust zu identifizieren sei, eine erwünschte Bestätigung. Denn die Ergebnisse der chronologischen Festlegung des Katalogs, die sich jetzt aufdrängt, würden wenig geeignet sein, jene Annahme treffend erscheinen zu lassen.

Klipffel (S. 271) hat den Katalog auf das Ende des 15. Jahrhunderts verlegt. Wir gewinnen aber, ganz abgesehen von allen anderen Gründen, die diese Anschauung verwerfen lassen, einen absolut sicheren terminus a quo, wenn wir die Anordnung des Katalogs in der Originalhandschrift ins Auge fassen. Klipffel (S. 404) druckt hinter dem Katalog der eigenen „petite librairie" des Michel Chaverson einen anderen ab, der unter der Überschrift steht:

„Cy-après sont escripts tous les livres que seigneur Michiel Chaversson ait heu de seigneur François de Gronnaiæ, chevalier son sire, que Dieu pardoint."

Im Original steht — auch diese Angabe verdanke ich Herrn J. Favier — dieser Katalog, durch mehrere Seiten andersartiger Notizen getrennt, vor dem erstgenannten, ist also zweifellos älter als dieser. Nun zeigt aber die Wendung der Überschrift: „que Dieu pardoint", daß der Katalog der Bibliothek des François de Gournay, erst recht also der des Michel Chaverson, nach Gournays Todestag, dem 1. Januar 1525 (d'Hannoncelles, Metz ancien. Metz 1856, II, 95) abgefaßt ist. Einigermaßen wahrscheinlich ist, daß Michel Chaverson die Bibliothek seines Schwiegervaters François de Gournay erst nach der am 25. November 1526 (Hannoncelles II, 96[a]) erfolgten Teilung von dessen Hinterlassenschaft erhielt. Unter den Erben figuriert nicht er, wohl aber seine einzige Tochter Philippe. Dann würde der Termin für die Abfassung des Katalogs noch um fast zwei Jahre herabgerückt werden.

Wichtiger, aber auch schwieriger ist die Bestimmung des terminus ad quem. Daß der Katalog der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts angehört, läßt sich freilich mit Sicherheit feststellen.

Daß die Niederschrift vor der Zerstörung der Metzer Republik im Jahre 1552 erfolgte, zeigen folgende Notizen:

1° Ung gros livre ce présent des jugements des maistres eschevins [etc.].

und besonders:

4° Item, ung livre où sont tous les saichets des eschevinages que se témoignent pour le présent. Et tout ce que le maistre eschevin et les eschevins et les maires doivent paire en leurs offices [etc.].

In dieselbe Zeit weist die Angabe bei Klipffel 380[1], wonach im Jahre 1651 die Familie Chaverson als seit etwa 100 Jahren ausgestorben bezeichnet wurde. Der gleiche Ansatz für eine Anzahl anderer Familien, deren Erlöschen zu uns bekannter Zeit erfolgte, zeigt allerdings, daß der Ausdruck: une centaine d'années recht weit zu fassen ist.

Jedoch macht das Geburtsdatum des Michel Chaverson es vollends unmöglich, die Abfassung des Katalogs wesentlich über das Jahr 1550 hinauszurücken. Chaverson tritt zum ersten Male auf am 6. Februar 1497, als Teilnehmer an einem Turnier der jungen Metzer Patrizier (Journal de Jehan Aubrion, ed. Lor. Larchey. Metz 1857, S. 385. Huguenin, Les Chroniques de Metz recueillies. Metz 1838, S. 620. Hannoncelles I, 121), dann in den folgenden Jahren häufig als Teilnehmer an Turnieren, Kriegszügen und Gesandtschaften. Dies, wie das Alter der andern Turnierteilnehmer, soweit es sich nach Hannoncelles' Genealogien feststellen läßt, auch das seiner Schwestern Gertrude (geb. 1475 Huguenin 617, Hannoncelles

I, 121, Aubrion 390) und Jehanne (heiratet 1505, Aubrion 454), sowie seine eigene Heirat im Jahre 1504 (Aubrion 448) lassen als sicher erscheinen, daß er zwischen 1475 und 1480 geboren ist, wahrscheinlich näher dieser als jener Zahl.

Wir haben aber Anhaltspunkte, die sein Todesdatum bedeutend weiter zurückzuschieben gestatten als es hiernach erforderlich ist. Nach Hannoncelles II, 50, vermachte Michels Bruder Livier, der kinderlos alle seine Brüder überlebte, seine Güter u. a. an seine schon erwähnte Nichte Philippe Chaverson, die Gemahlin Roberts de Heu. Dieser aber heiratete bereits 1545 zum zweiten Male (Hannoncelles II, 130). Mit den sich hieraus ergebenden Folgerungen stimmt es, wenn Hannoncelles II, 2, die Familie Chaverson als 1540 ausgestorben bezeichnet.

Damit korrespondiert seine andere Angabe (I, 243), die uns, auf etwas unsichererem Boden, noch weiter führt. Dort behauptet Hannoncelles, im Jahre 1540 hätten noch 16 Metzer Patrizierfamilien existiert. Auf die gleiche Anzahl führt eine in der Histoire de Metz par des Réligieux Bénédictins t. III, Metz 1775, S. 206 und danach bei Hannoncelles I, 170 zum Jahre 1527 abgedruckte Liste der Metzer Patrizier. Prost, Le Patriciat dans la Cité de Metz. Paris 1873, S. 175, berichtet über eine andere Fassung dieser Liste (Metzer Stadtbibliothek N° 164, S. 263, vgl. Clerc, Bibliothèque de la Ville de Metz. Catalogue des Manuscrits relatifs à l'Histoire de Metz et de Lorraine. Metz 1856, S. 158), die, im übrigen ziemlich gleichlautend, die Jahreszahl 1537 trägt. Prost (S. 178) läßt die Frage, welche Datierung die richtige ist, seltsamerweise offen. Ein Vergleich dieser Liste aber mit einer solchen von 1533 (Hist. de Metz III, 207. Hannoncelles I, 177) macht unzweideutig klar, daß das Jahr 1537 das richtige ist. Bei den meisten Personen, die nur in einer der beiden Listen vorkommen, läßt sich, mit Hilfe von Hannoncelles' genealogischen Notizen, das Fehlen in der anderen nur unter der Voraussetzung erklären, daß die Listen den Jahren 1533 und 1537 angehören. Ich führe nur einige der markantesten Fälle an: Jehan de Gournay, nur in der Liste von 1533, starb am 16. Mai 1535 (Hannoncelles II, 106). Gaspard de Gournay, ebenfalls nur in der Liste von 1533, testierte am 19. September 1536 (Hannoncelles II, 102). „Mathieu, fils Henry de Mondellange" wird, älter geworden, in der Liste von 1537 nur mehr als „Mathieu de Mondellange" bezeichnet. Anderseits kommt der 1511 geborene (Hannoncelles II, 99) Nicolas de Gournay nur in der, wie ich annehme, jüngeren Liste vor.

Nun fehlt in beiden Listen, von 1533 und 1537, Michel Chaverson. Es fragt sich, ob daraus auf seinen vorher erfolgten Tod

zu schließen ist, mit anderen Worten also, inwieweit man die Listen als vollzählig betrachten darf. Prost (S. 184 f.) hat aus den Überschriften der Listen richtig geschlossen, daß in die Listen alle, aber auch nur die aufgenommen waren, die ihren Willen kundgetan hatten, an der Regierung teilzunehmen. So wird es erklärlich, daß einzelne Mitglieder der alten Patrizierfamilien, die damals im Mannesalter standen, fehlen, darunter zweifellos nur Robert und François Baudoche, deren Vater noch lebte (Hannoncelles II, 14), und Michel Chaverſons Bruder Livier. Bei einem ist der Grund des Fehlens deutlich zu erkennen: Jean de Heu war Gouverneur von Diedenhofen (de Bouteiller, Souvenir de l'Hôtel St. Livier. L'Austrasie, X, p. 552).

Daß aber ein verwandter Grund Michel Chaverſon aus den Listen ferngehalten habe, ist höchst unwahrscheinlich. Wohl hat er, mehr wissenschaftlich als politisch interessiert — er hat eine verlorene Chronik von Metz verfaßt (Huguenin 237) — nie in der Metzer Politik eine bedeutende Rolle gespielt, aber doch zwischen 1500 und 1520 gewissenhaft die üblichen Ämter bekleidet. Dann tritt er zurück: es läßt sich nicht entscheiden, ob lediglich das Aussetzen unserer Listen der Beamten daran schuld ist, oder ob er sich wirklich, vielleicht verärgert durch die Streitigkeiten mit seinem Schwiegervater François de Gournay, zurückgezogen hat. Immerhin ist diese letzte Möglichkeit im Auge zu behalten.

Zum letzten Male wird sein Name erwähnt bei Gelegenheit der Heirat seiner Tochter Philippe im Jahre 1531 (Huguenin 638). Daß er dort nicht als verstorben bezeichnet wird, wie sonst gebräuchlich, läßt vermuten, daß er noch lebte.

Danach wäre mit aller Wahrscheinlichkeit die Abfassung des Katalogs in die Zeit vom 1. Januar 1525, dem Todestage des François de Gournay, bis zum 2. Februar 1534, dem äußersten Termin der Abfassung der Liste von 1533 (siehe die Überschrift Hist. de Metz, III, 207. Prost 185) zu setzen. Die äußerst geringe Möglichkeit, sie weiter in das 16. Jahrhundert hinein vorzuschieben, wird seit 1540 immer geringer, und verschwindet ganz seit etwa 1550.

Eine nähere Bestimmung ist schwer. Die oben gemachte Einschränkung auf die Zeit nach dem 25. Oktober 1526 bleibt unsicher. Dagegen spricht manches dafür, daß der Katalog bald nach dem Empfang der Bibliothek de Gournays hergestellt wurde. Einmal war damit der Anreiz, wie zur Katalogisierung des Erwerbes, so auch des alten Bestandes gegeben. Dann ist zu beachten, daß der Katalog Chaverſon als guten Katholiken, als Besitzer von Heiligenviten und Missalen ꝛc. zeigt, unbeeinflußt von der eindringenden Reformation, was nach der Heirat seiner Tochter mit Robert de Heu, dem Führer

der Metzer Protestanten, immerhin etwas auffallend wäre. Die größte Wahrscheinlichkeit spricht demnach für das Jahr 1527.

Soweit die Tatsachen, die mir, im Verfolg historischer Arbeiten, ein Zufall an die Hand gab. Den Kommentar muß ich Berufeneren überlassen.

Johann Balthasar Schupp.

Neue Beiträge zu seiner Würdigung

von Carl Vogt in Bonn.

---

1. Einleitung.
2. Die Quellen über Schupp.
   a) Briefe, Urkunden ꝛc.
   b) Schriften über Schupp.
   c) Schupps Schriften.
   d) Schriften wider und für Schupp.
3. Schupps Vorbilder.
4. Wiederholungen in Schupps Schriften.
5. Nachwirkungen, die von Schupp ausgehen.
6. Gesamturteil.

Litteratura Schuppiana:

Adelungius, Wolfg. Henr. „Kurtze Beschreibung der uhralten Ansee-Kauf- und Handel-Stadt Hamburg, aus vielen Scribenten, alten Uhrkunden und Annalibus zusammengetragen. Hamburg 1696." (4°, S. 122 ff.)

„Amoenitates literariae", vgl. Spizel.

!! Anckelmann, Theod. (Dietrich) „Inscriptiones antiquissimae et celeberrimae urbis patriae Hamburgensis. Heidelberg 1663" (in 4°), Hamburg 1708 (in fol.) (Nr. 112—158).

Arnold, Gottfried, „Unpartheyische Kirchen- und Ketzerhistorie, von Anfang des N. T. biß auff das Jahr Christi 1688. Franckfurt a. M. 1699—1700." (fol.) (Bd. II, Buch 17, Kap. 5, S. 469 f.)

*!! Avé-Lallement, Dr. med. Robert C. B. „Des Dr. Joachim Jungius aus Lübeck Briefwechsel mit seinen Schülern und Freunden ꝛc. Lübeck 1863." (S. 132—134.)

Baur, Gustav, „Dr. Joh. Balth. Schupp, Hauptpastor zu St. Jacobi in Hamburg von 1649—1661." In „Gemeinnütziger Almanach auf das Jahr 1863". (Nestler und Meller) (Schröder).

*! Baur, Gustav, „Schupp, Joh. Balth." in „Encyklopädie des gesamten Erziehungs- und Unterrichtswesens ꝛc. herausgegeben von Prälat Dr. K. A. Schmid". 2. Aufl. von W. Schrader, Bd. VIII. Leipzig 1887. (S. 304—326).

! Baur, Gustav, „J. B. Schupp als Prediger. Beiträge zu seiner Würdigung. Einladungsschrift zur Feier des Reformationsfestes und des Rektoratswechsels an der Universität Leipzig 1888."

*!! Becker, Wilhelm Martin, „Aus Joh. Balth. Schupps Marburger Tagen." In „Beiträge zur hessischen Schul- und Universitätsgeschichte . . . Herausgeg. von W. Diehl und A. Messer. Gießen 1907". (Bd. I, 2. Heft, S. 169—186).

Bender, H. „Joh. Balth. Schupp." In „Gymnasialreden. Tübingen 1887".

*! Bertheau, Carl, „Schupp, Joh. Balth." In „Allgem. deutsche Biographie, Bd. 33. Leipzig 1891". (S. 67—77.)
*! Bertheau, Carl, „Schuppius, Joh. Balth." in „Realenzyklopädie für prot. Theologie und Kirche, herausgegeben von Herzog und Hauck. 3. Aufl., Bd. 17. Leipzig 1906". (S. 806–810.)
„Bibliotheca vetus et nova", vgl. König.
*!! Bindewald, Otto, „Urkundliche Beiträge zur Lebensgeschichte Joh. Balth. Schupps." In „Dritter Jahresbericht des Oberhessischen Vereins für Lokalgeschichte. 1882—1883". (S. 101—113.)
*! Bischoff, Theodor, „Joh. Balth. Schupp. Beiträge zu seiner Würdigung. Nürnberg 1890."
„Blätter für Hymnologie 1887." (S. 18 ff. 62.) (Bertheau).
*! Bloch, K. E., „Joh. Balth. Schuppius." In „Jahresbericht der Königl. Realschule zu Berlin 1863". (4°.)
* Bobertag, Fel. „F. B. Schupp: Von der Kunst reich zu werden." In Jos. Kürschners „Deutsche Nationalliteratur. Historisch-kritische Ausgabe. Stuttgart 1882—1899". Bd. 32. (S. XXI ff.)
*! Braune, Wilhelm, „Der Freund in der Not von Joh. Balth. Schupp." In „Neudrucke deutscher Literaturwerke des 16. und 17. Jahrhunderts. Nr. 9. Halle 1878".
Buddeus, „Allgem. histor. Lexikon." 1709 (2 Bde.) und 1714 (4 Bde.: Bd. 4, S. 396 f.) (Moller).
Carolus, Andr., „Memorabilia Ecclesiastica Seculi XVII." (Tom. II, L. 7. c. 8. p. 255 s.) (Moller.)
„Catalogus Manu Scriptus Ecclesiastarum Hamburgensium." (Moller.)
!! „Catalogus Studiosorum Scholae Marpurg." Marburg 1888.
Clarmund, Adolph [Joh. Chph. Rüdiger], „Lebensbeschreibung hauptgelehrter Männer, so von der Literatur Profession gemacht. Wittenberg 1722." (Teil IX, S. 42, nach Moller und Georgis Bücherlexikon. Leipzig 1742.)
Crenius, Thom., „Diss. I. de Furibus librariis." o. O. 1705. (S. 98 f.) (Moller, Georgi.)
Crenius, Thom., „Animadversiones philologicae et historicae. Roterd. 1695." (Teil XV, Kap. 1, S. 103 f.). (Moller, Georgi.)
*! Diehl, Wilhelm, „Geschichte der Gießener Stipendiatenanstalt von ihrer Gründung im Jahr 1605 bis zum Abschluß der Reformen des Ministers von Moser im Jahr 1780." In „Festschrift der Universität Gießen 1907". (Bd. II, S. 407.)
*!! Diehl, Wilh. „Neue Beiträge zur Geschichte von Joh. Balth. Schuppius in der zweiten Periode seiner Marburger Professorentätigkeit." In „Archiv für hessische Geschichte. Neue Folge Nr. V. Darmstadt 1907". (S. 255—326).
*!! Diehl, Wilh., „Zur Lebensgeschichte von Joh. Balth. Schuppius." In „Zeitschrift für Kirchengeschichte". Bd. 29, Heft 3 (1908.) (S. 399—402.)
*!! Eberstein, L. F. Frhr. von, „Korrespondenz zwischen Landgraf Georg II. von Hessen-Darmstadt und seinem General-Lieutenant Ernst Albrecht v. Eberstein . . . Berlin 1889."
* Ebert, vgl. Wachler.
Fabricius, Joh. Alb., „Memoriae Hamburgenses." (Teil 2, S. 615—884.) (Moller, Bloch.)
* „Festschrift der Universität Gießen," vgl. Diehl und Siebeck.
Flögel, „Geschichte der komischen Literatur. Liegnitz 1784—1787." Bd. III (S. 419—421). (Jördens.)
Freher, Paul, „Theatrum virorum eruditione clar. Nürnberg 1686." (1688, Bloch, Moller.)
Geisler, M. El., „Diss. de Symbolis." (S. 36) (Moller.)

* Gervinus, G. G. „Geschichte der deutschen Dichtung, 5. Aufl. von Karl Bartsch. Leipzig 1871—1874." (Bd. 3, S. 328.)
*! Goedeke, Karl, „Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. 2. Aufl., Bd. III, Dresden 1887." (S. 234—236.)
! Guhrauer, E. E., „Joachim Jungius und sein Zeitalter. Stuttgart und Tübingen 1850." (Bischoff, Lühmann.)
Haccius, Georg, „Nöthiger Bericht von der wider ihn erhaltenen Belehrung des Hamburgischen Ministerii." (Lit. E. 2. a. b.) (Moller, über ihn: Jöcher, II, 1302 f.)
* „Hamburger Schriftstellerlexikon", vgl. Schröder.
„Handlexikon, Neues historisches ... Ulm 1785 ff." (Bd. II, S. 2888.) (Jördens.)
*! Hentschel, Curt, „Joh. Balth. Schupp. Ein Beitrag zur Gesch. der Pädagogik des 17. Jahrhunderts." In „Jahresbericht der Realschule zu Döbeln 1876".
*! Hölting, „Joh. Balth. Schuppius" im „Programm der Realschule zu Cassel 1860 und 1861".
*! Jöcher, Christian Gottlieb, „Allgemeines Gelehrtenlexikon. Leipzig 1751." (Bd. IV, S. 389 ff.)
* Jördens, Karl Heinrich, „Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten. Leipzig 1809." (Bd. IV, S. 673—682.)
*!! Klewitz und Ebel, „Die Gießener Matrikel." In „Mitteilungen des Oberhess. Geschichtsvereins in Gießen. Bd. 2. Gießen 1890". (S. 1—48.)
* Koberstein, Karl August, „Grundriß der Geschichte der deutschen Nationalliteratur. IV. Aufl. Leipzig 1847." (Bd. I, S. 486 f.)
Koch, „Kompendium der deutschen Literaturgeschichte. Berlin 1795." (Bd. I, S. 176). (Jördens.)
Koch, E. E., „Geschichte des Kirchenlieds und Kirchengesangs ꝛc." auch unter dem Titel: „Die Kernlieder unserer Kirche im Schmucke ihrer Geschichte. 3. Auflage, bearbeitet von R. Lauxmann. Stuttgart 1876." (Bd. III, S. 451—461). (Bertheau.)
— König, Georg Matthias, „Bibliotheca vetus et nova." 1678. (Lit. S. p. 739). (Moller.)
* Kurz, Heinrich, „Geschichte der deutschen Literatur. II. Band. Leipzig 1856." (S. 418—422).
*! Lambecius, Petrus, „Programma in Schuppii obitum." (1. Nov. 1661), abgedruckt in „Henningii Wittenii (Witte!) Memoriae Theologorum ... renovatae ... Francofurti 1685." (Dec. X. p. 1396—1405).
*! Lühmann, Johann, „Joh. Balth. Schupp. Beiträge zu seiner Würdigung. Marburg 1907." In „Beiträge zur deutschen Literaturwissenschaft, herausgegeben von Ernst Elster".
!! Meelführer, „Briefwechsel Johann Christians von Boineburg mit Johann Conrad Dietrich. Nürnberg 1703." (Nr. 15, S. 65—67.) (Moller, Lühmann.)
*! Mecklenburg, Benno, „Über die Ausgaben von Balth. Schupps Freund in der Not vom Jahr 1657." In „Archiv für Literaturgeschichte, herausgegeben von Dr. Franz Schnorr von Carolsfeld. XI. Bd. Leipzig 1882". (S. 345—348.)
Micraelius, Joh., „Syntagma historiarum ecclesiae omnium a. D. Hartnaccio continuat. Magd. 1699." (Ed. tert. Lib. 3. p. 542.) (Moller.)
* Moller, Joh., „Isagoge in Historiam Chersonesi Cimbriae 1691."
*! Moller, Johannes, Flensburgensis, „Cimbria literata." (1744. fol.) (Tom. II. pag. 790—804.)
* Morhof, Daniel Georg, „Polyhistor Literarius, Philosophicus et Practicus ... Accurate revisum ... a Johanne Mollero, Flensburgensi ... Editio Secunda ... Lvbecae. 1714." (Tom. I. Lib. VI. Cap. III. § 3. p. 976. Lib. I. c. 9. p. 95.)

*!! Nebel, Wilhelm, „Briefwechsel Joh. Balth. Schupps mit Landgraf Johann von Hessen zu Braubach aus der Zeit seiner Beteiligung als Gesandter an den Friedensverhandlungen zu Osnabrück und Münster im Jahre 1648.“ In „Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins in Gießen. Band 2. Gießen 1890“. (S. 49—94.)
Neumeister, Erdmann, „Dissertatio de Poetis Germanorum. Hamb. 1695“. recusa Wittenbergae 1708. (S. 97.) (Moller.)
* Oelze, E., „Balth. Schuppe. Ein Beitrag zur Gesch. des christlichen Lebens in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Hamburg 1862.“
Olearius, Joh. Christoph, „Entwurf einer Liederbibliothek.“ (Evangelischer Lieder-Schatz. Jena 1707). (S. 68) (Moller.)
! Pistorius, Joh. Justus, „Propylaeum Athenaei Hassiaci.“ o. O. 1665. (S. 21.) (Moller.)
Placcius, Vinc., „Syntagma de scriptis et scriptoribus anonymis et pseudonymis. Hamb. 1674.“ (S. 88 f., 149, 188, 225, 239.) (Moller.)
Placcius, Vinc., „Theatrum Anonymorum & Pseudonymorum. Hamb. 1708.“ (Tom. I. p. 463, 468, 477. Tom. II. p. 59, 147, 248, 440, 499, 500, 560, 561.) (Moller.)
Raumer, Karl von, „Geschichte der Pädagogik. 4. Aufl. Gütersloh 1872/74.“ (Bd. II, S. 10.)
*!! Reifferscheid, Alexander, „Quellen zur Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland während des 17. Jahrhunderts. Band I. Heilbronn 1889.“ (S. 575 f., 620 f., 959—957, 634—642, 961 f.)
Reimann, Jac. (Joh.?) Friedr. „Einleitung zur Historia Literaria der Deutschen. 1709.“ (Teil 3. S. 102 f.) (Moller.)
! Rentsch, „Über Joh. Balth. Schupp und seine lehrreichen Schriften. Zur Charakteristik der ethischen Erneuerungstheorien in der Mitte des 17. Jahrhunderts.“ Im „Jahresbericht der Lausitzer Predigergesellschaft. Leipzig 1886“. (Stötzner.)
Richter, G. L., „Allgem. biograph. Lexikon alter und neuer geistlicher Liederdichter. Leipzig 1804.“ (S. 357 f.) (Fördens.)
!! Rist, Johannes, „Teutscher Parnaß. Copph. 1668.“ (S. 216—224, 411—418.)
* Rommel, „Geschichte von Hessen. Band 8. (= Bd. 4 der Neuen Folge.) Gotha und Kassel 1843.“
* Schmidt, Karl, „Geschichte der Pädagogik. 3. Aufl., herausgeg. von Lange. Cöthen 1875.“ (Bd. 3, S. 330—338.)
* Schmid, K. A., „Geschichte der Erziehung ... fortgeführt von Georg Schmid. Stuttgart 1896.“ (Bd. 4, 1. Abt., S. 155—186.)
* Schröder, Hans, „Hamburger Schriftstellerlexikon. 7. Band. Hamburg 1875.“ (S. 119—128.)
Schultetus, M. Dav., „Innocentia Theol. Hamburgensium. Hamb. 1706.“ (Sect. IV. p. 80—88.) (Moller.)
Schultetus, M. Dav., „Der von der Schule zur Kirche beruffene hamburgische Prediger. Hamb. 1709.“ (S. 50—52.) (Moller.)
Schwarz, H. Chr., „Lehrbuch der Erziehung und des Unterrichts, neu bearbeitet von Curtmann. 1834.“ (S. 394.)
*! Siebeck, Hermann, „Christoph Helwig als Didaktiker.“ In „Festschrift der Univ. Gießen. 1907“. (Bd. 2, S. 293—328.)
Spizel, (eine Biographie Schupps) in „Amoenitates literariae. Tom. VI. 1726.“ (S. 535 ff.) (Bloch.)
*! Stötzner, Paul, „Beiträge zur Würdigung von J. B. Schupps Lehrreichen Schriften. Leipziger Dissertation 1890“ (auch im Selbstverlag 1891).
*! Stötzner, Paul, „J. B. Schupp, Der deutsche Lehrmeister.“ In „Neudrucke pädagogischer Schriften. Herausg. von Albert Richter. Nr. III. Leipzig 1891“.

*! Stötzner, Paul, „J. B. Schupp, Vom Schulwesen.“ In „Neudr. päd. Schriften ꝛc. Nr. VII. Leipzig 1891“.
*! Strieder, Fr. W., „Grundlage einer hessischen Gelehrten- und Schriftstellergeschichte. 1802.“ (Bd. 14, S. 43—68.)
* Thieß (so!), Johann Otto, „Versuch einer Gelehrtengeschichte von Hamburg. Hamburg 1780.“ (Bd. 2, S. 191—204.)
* Vial, Alexander, „J. B. Schuppius, ein Vorläufer Speners, für unsere Zeit dargestellt. Mainz 1857.“
* Vilmar, Aug. Friedr. Christian, „Geschichte der deutschen Nationalliteratur. 26. Aufl. Marburg 1905.“ (Stereotypabdruck der letzten von Vilmar selbst besorgten Ausg. von 1867.) (S. 303.)
* Wachler, Ludwig, „„Joh. Balth. Schuppius.“ Zuerst 1819, abgedruckt in „Fr. Ad. Eberts Überlieferungen zur Geschichte, Literatur und Kunst der Vor- und Mitwelt. Dresden 1825—1827“. (Bd. I, Stück 2, S. 148) und in Wachlers „Biographische Aufsätze. Leipzig 1885“.
* Wackernagel, Karl Heinrich Wilhelm, „Deutsches Lesebuch. 3. Ausgabe. Basel 1876.“ (1. Bd., S. 697—796.)
* Wackernagel, Karl Heinrich Wilhelm, „Geschichte der deutschen Literatur. 2. Aufl., bearbeitet von Ernst Martin. Basel 1894.“ (2. Bd., S. 161, 186, 253 f.)
*! Weicker, Max, „Joh. Balth. Schupp in seinem Verhältnis zur Pädagogik des 17. Jahrhunderts.“ In „Programm des Progymnasiums und der höh. Bürgerschule zu Weißenfels 1874“.
* Wenck, „Hessische Landesgeschichte. I. Band. Darmstadt und Gießen 1773.“ (S. XXVII—XXXV.)
Wetzel, Joh. Casp., „Hymnopoeographia oder historische Lebensbeschreibung der berühmtesten Liederdichter. Nürnberg 1719—1728.“ (3. Bd., S. 134—136.) (Jördens.)
Wienbarg, Ludolf, „Joh. Balth. Schupp. Gestorben in Hamburg 1661. Eine literarisch merkwürdige Persönlichkeit des 17. Jahrhunderts.“ Im Feuilleton der „Hamburger Nachrichten“ (Oktober 1854). (Bertheau.)
Wilcke (so!), Nicolaus, „Hamburgischer Ehrentempel, aus den hinterlassenen Handschriften aufgerichtet von M. Christian Ziegra. Hamburg 1770.“ (S. 417 bis 435.) (Bertheau.)
*! Witte (so!), Henning, „Memoriae Theologorum Nostri Seculi Clarissimorum Renovatae ... Francofurti ad Moenum. MDCLXXXIVss“, vgl. Lambecius.
* Witte, Henning, „Diarium Biographicum Sec. XVII.“
*!! Ziegra, Christian, „Sammlung von Urkunden ... zur Hamburgischen Kirchengeschichte ... 2. Teil. Hamburg.“ o. J. [1764/70] (S. 249—338.)
Zimmermann, F. G., „Joh. Balth. Schuppe der heil. Schrift Doktor, Pastor an der St. Jacobi-Kirche in Hamburg.“ In „Flora, Monatsschrift, herausg. von G. Lotz“. (2. Jahrg., 1819, 3. Heft, S. 193 ff. 4. u. 5. Heft, S. 150 ff.) (Lühmann.)
*! Zschau, Walther Wolfgang, „Quellen und Vorbilder in den Lehrreichen Schriften J. B. Schupps. Hallenser Dissertation 1906.“

Sonstige Literatur habe ich im Texte angemerkt, dort habe ich auch über die Ausgaben und Neudrucke im Zusammenhang gehandelt.

Zur Erläuterung vorstehender Angaben mögen folgende Bemerkungen dienen: Wenn ich ein Buch nicht selber lesen konnte, habe ich in Klammern die Quelle angegeben, in der ich es fand. Es bedeuten ferner:

! = die Schrift ist wichtig,
!! = hier werden Urkunden geboten,
* = habe ich selbst gelesen.

Die neueren Literaturgeschichten habe ich nicht angemerkt, weil sie nichts Nennenswertes über Schupp enthalten.

Da ich so viel Literatur über Schupp gelesen und so vielerlei Schriften von ihm in der Hand gehabt habe, ist es mir nicht möglich gewesen, die Zitate aus seinen Werken alle nach einer lateinischen und einer deutschen Ausgabe zu bestimmen. Die lateinischen Schriften zitiere ich, soweit nichts anderes bemerkt ist, nach der jeweils ältesten Ausgabe, die mir zugänglich war, die Schriften: „Freund in der Noth", „Der teutsche Lehrmeister" und „Vom Schulwesen" nach den Neudrucken, und bei den deutschen Schriften habe ich überall angegeben, ob das Zitat aus der Hanauer Ausgabe oder aus der Frankfurter von 1701 entnommen ist. Wo ich in der Lage bin Parallelen zu bieten, werden dieselben nicht unwillkommen sein.

Da meine Arbeit mit Rücksicht auf die Zeitschrift nur in Fortsetzungen erscheinen kann, möchte ich bereits an dieser Stelle, nicht erst am Schlusse, allen denen meinen Dank aussprechen, durch deren Unterstützung das Zustandekommen dieser Beiträge erst möglich ward, namentlich den Herren an der Großherzoglichen Universitätsbibliothek zu Gießen, an den Königlichen Universitätsbibliotheken zu Bonn, Marburg, Leipzig und an der Königlichen öffentlichen Bibliothek zu Dresden; den Herren Pfarrer Schwabe zu Gießen, Pfarrer Heermann zu Marburg, Dekan Wagner zu Braubach a/Rh. und stud. phil. Otto Tacke aus Hannover. Wie viel Anregungen ich von Herrn Prof. Dr. Berthold Litzmann in Bonn empfangen habe, vermag ich kaum zu sagen.

1. Einleitung.

Seit der Dissertation Paul Stötzners vom Jahre 1890 hat die Forschung über Johann Balthasar Schupp so reichhaltiges Material zutage gefördert, daß nun die Zeit gekommen sein dürfte, die gesicherten Ergebnisse in einer Biographie zusammenzufassen. Frühere haben eine solche mit unzureichenden Mitteln und ohne die nötige Kritik versucht. Der erste, welcher Schupps Leben quellenmäßig zu bearbeiten unternommen hat, war K. E. Bloch; aber ihm fehlte es an den nötigen Vorarbeiten. Man kann nicht gerade sagen, daß von Stötzner an eine neue Epoche der Schuppiusforschung datiere, doch sind die Früchte der letzten 18 Jahre reicher als die aller früheren, weil man mit besserem Handwerkszeug ausgerüstet an die Arbeit ging. — Die letzte Vorarbeit einer Biographie ist die kritische Sichtung des Stoffes. Es läge kein Grund vor, diese losgelöst von jener darzubieten, wenn ich nicht selbst noch manche Ergänzungen und Berichtigungen zu früheren Arbeiten hätte. Eine bloße Rezension der neueren Schriften über Schupp müßte notwendig Zusammengehöriges auseinanderreißen

und die ohnehin zerstreuten Ergebnisse noch weiter zersplittern, indes es gilt sie zusammenzufassen. Springt dann auch wohl das Neue, das ich zu bieten habe, nicht sofort ins Auge, so glaube ich, daß durch diese Form der Sache um so mehr gedient ist, und darauf kommt's doch in erster Linie an.

2. Die Quellen.

Unter den Quellen über einen Schriftsteller stehen selbstverständlich dessen Schriften obenan. Bei Schupp liegen an diesem Punkte die Verhältnisse nicht gerade günstig: Eine Gesamtausgabe seiner Werke (von einer kritischen gar nicht zu reden) gibt es nicht, sie ist auch von der Zukunft nicht zu erwarten, und von all denen, die über Schupp geschrieben haben, ist es keinem geglückt, alle seine Schriften in einer Hand zusammen zu haben. Gerade deshalb tut ein Überblick über die bisherigen Ergebnisse not, ehe ich meine Forschungen darstellen kann. Um nun nicht die Zahl der (allerdings nötigen und dankenswerten) Einzeluntersuchungen um eine neue zu vermehren, werde ich die Anordnung an dem Lebensgange Schupps orientieren. — Nun will es aber das Geschick, daß wir sowohl unter und zwischen den Schriften des Marburger Professors und Braubacher Hofpredigers, als unter denen des Hamburger Geistlichen auch solche von Schülern, Freunden und auch von Gegnern haben, die recht erwünschte Ergänzungen bieten und von der Betrachtung der echten Schriften um so weniger getrennt werden können, als man früher ihre Unechtheit entweder gar nicht oder nur zum Teil erkannt hat.

a) Briefe, Urkunden ꝛc.

Um dieser Anordnung willen möchte ich diejenigen Quellen, welche den echten Schriften am nächsten stehen, vorher behandeln; es sind Schupps Briefe, soweit sie überhaupt erhalten und bekannt sind. Erfahrungsgemäß liefern sie gewöhnlich die intimsten Züge eines Mannes, und so auch hier. Doch lassen sich von ihnen die Antwortschreiben nicht trennen, auch nicht einige Briefe anderer über Schupp und endlich verschiedene objektive Urkunden. — Solche letzterer Art liefert Bindewald über Schupps Geburtstag und Verwandtschaft in aufsteigender Linie, sowie über seine Immatrikulation in Marburg (29. Dezember 1625) und später in Leiden (3. Juni 1634). — Es ist deshalb kaum zu verstehen, daß Lühmann in seiner sonst so gediegenen Arbeit (S. 17) trotz Bindewald die Fabel wieder hervorholt, daß Schupp am 1. März 1610 geboren sei, deren Urheber ich nicht ausfindig machen konnte. Im Kirchenbuche steht nur der

Tauftag (29. März), und der mit Schupp persönlich bekannte Lambecius sagt, derselbe sei „mense Martio" geboren. Wenn sich Lühmann auf Moller beruft, dann hat er sich offenbar (wie andere) verlesen, denn in dessen „Cimbria literata" (II, p. 790) heißt es wörtlich: „Johannes Balthasar Schuppius . . . primam M. Martio A. 1610. Giessae Hassorum lucem aspexit." Bei dieser Angabe muß es so lange sein Bewenden haben, bis andere sichere Nachrichten vorliegen, die sich jedoch bis jetzt nicht haben finden wollen. — Bindewald bringt, um bei ihm zu bleiben, außerdem urkundliche Schreiben über Schupps „Stipendiatenmajorat" (1632), seine Gehaltsaufbesserung (1639/40) und seine Arbeit an dem hessischen Geschichtswerke (1641; vgl. auch Stötzner, S. 10 f.). — Was über Schupp aus den Akten der Gießener Stipendiatenanstalt herauszuholen war, hat Diehl in der „Festschrift" dargestellt und gezeigt, was er als „Stipendiatenmajor" und „Director exercitii oratorii" (vom 29. August 1632 bis Ende WS. 1633/34) leisten sollte und geleistet hat. — Aus derselben Zeit (Anfang 1634) teilt derselbe in der „Zeitschrift für Kirchengeschichte" zwei Briefe von Schupp mit, welche beweisen, daß ihm damals eine Rostocker Professur angetragen worden ist, und daß er im Frühjahre 1634 seine Reise nach Holland angetreten haben muß. — Sehr dankbar ist auch Beckers Veröffentlichung zu begrüßen. Sie enthält als Kern fünf Briefe von Schupp an den Ulmer Superintendenten Konrad Dieterich, den Schwager seiner Schwiegermutter, aus den Jahren 1636—1639, die gar intime Einblicke in seine bisher nicht bekannten Verhältnisse gewähren. Im einzelnen ließe sich an der Einleitung und den Erläuterungen aus genauerer Kenntnis der Schriften mancherlei berichtigen und ergänzen. Auf einiges werden wir noch zurückkommen. — Wo Becker aufhört, setzen Diehls „Neue Beiträge" ein und bringen 25 Quellenstücke zu Schupps Lebensgeschichte aus den Jahren 1639—1646, darunter 18 Briefe Johann Balthasars. Sie beziehen sich auf seine Arbeit an der hessischen Geschichte, sein Prorektorat (1643), seine Geldnot, eine gegen ihn gerichtete Disziplinaruntersuchung wegen einer ohne Erlaubnis eingerichteten Betstunde (!) und eines nicht vorgeschriebenen kirchlichen Gebetes (! Januar 1645), die Aufgabe seiner Professur (Dezember 1645!, tatsächlich aus Geldnot, da alle Professoren seit 1640 keinen Gehalt bekommen hatten) und die Annahme der Hofpredigerstelle in Braubach, die von vornherein als bloßes Interim gedacht war. Erfreulich ist die Beigabe eines bisher nicht veröffentlichen Bildnisses von Schupp aus dem Jahre 1643,[1]) und gediegen ist die vorausgeschickte Würdigung und Erläuterung des neuen Materials. Aber auch hier bedürfen einige

[1]) Das Original hängt in der Aula der Universität Gießen.

Ansichten des Verfassers der Berichtigung.[1]) — Diehls „Neue Beiträge" ergänzen auch eine von Bindewald und Lühmann herangezogene Quelle, den „Catalogus Studiosorum Scholae Marp." — Außerdem gehört in diese Zeit die bereits Strieder bekannte „Epistola (scil. Schuppii), qua petit honores doctorales Theol. ad Joh. Steuberum" vom 6. November 1640 (vgl. Lühmann S. 11). — Zwei Briefe Schupps an den Rektor des Hamburger Gymnasiums Joachim Jungius, der seinerzeit mit Helwig und Ratichius in Augsburg zusammengewirkt hatte, finden sich auch in dem von Avé-Lallement veröffentlichten „Briefwechsel". Des Herausgebers Interesse gilt natürlich dem Jungius, aber für uns ist es von Bedeutung, daß Schupp bereits 1642 Anstrengungen macht, seine Geldnot zu überwinden, und daß er 1649 bei seiner Übersiedelung nach Hamburg seinen Ältesten in das dortige Gymnasium schickt, den wir im Jahre 1656 in Lüneburg bei Schupps Schüler Johannes Buno finden.[2]) — Die für die damalige Zeitgeschichte wertvolle, vom Freiherrn von Eberstein herausgegebene „Korrespondenz", welche die Zeit vom 3. Januar 1643 bis 22. April 1657 umfaßt, hat Lühmann, soweit sie für Schupps Leben von Bedeutung ist, bereits ausgeschöpft. — Desgleichen hat er den von Nebel veröffentlichten „Briefwechsel Schupps mit Landgraf Johann" während seiner Tätigkeit bei den Münsterer Friedensverhandlungen (1648/49) und den von Meelführer herausgegebenen „Briefwechsel Johann Christians von Boineburg mit Johann Konrad Dietrich", dem Sohne des Ulmer Superintendenten und Schupps Nachfolger in Marburg, verwertet (ersteren aber ungenau zitiert) und Reifferscheids „Quellen" (Nachrichten von und über Schupp aus den Jahren 1638—1657) herangezogen. Er ist aber darin nur bis zum Jahre 1649 gegangen und hat selbst aus dieser Zeit die Quellen nicht ganz ausgenutzt. Das übrige von Reifferscheid gebotene Material ist, soweit ich sehe, noch von niemand verwertet worden, auch nicht von Stötzner; es ist aber so reich, daß ich die Einzelheiten hier nicht notieren kann. — Auf den Tod von Schupps erster Frau (12. Juni 1650) und zu seiner zweiten Verheiratung (10. November 1652) hat Johannes Rist je ein Gedicht verfaßt; dieselben finden sich in dessen „Teutschem Parnaß" (S. 216—224 und 411—418). — Bisher ganz übersehen worden ist eine Quelle, die von Klewitz und Ebel 1890 veröffentlichte „Gießener Matrikel",

[1]) Über Becker, Diehl und den später zu besprechenden Lühmann habe ich, soweit der mir zur Verfügung gestellte Raum es gestattete, eingehender als hier berichtet in der „Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde". Der ganzen Reihe 42. Band. Kassel 1908, S. 157—159.

[2]) Vgl. unten unter den Schriften für Schupp „Deß Priesters Heli Berlials-Buben" und den Abschnitt über Buno unter den Nachwirkungen!

in der unter dem 24. Oktober 1657 Anton Meno und Justus Burkhard Schupp eingetragen sind. Der Wert dieser Notiz wird sich beim „Freund in der Noth" zeigen. — Urkundliche Nachrichten über Schupps Hamburger Kämpfe enthält Ziegra, den Bischoff und Bertheau benutzt haben, nämlich die Klage des Predigers Crull gegen Schupp (1653), Johann Müllers Antwort auf Schupps Verteidigung (offenbar aus dem Jahre 1657), die Gutachten der theologischen Fakultäten zu Straßburg und Wittenberg (vom 4., beziehungsweise 8. Januar 1658) und die Klageschrift des geistlichen Ministeriums an den Rat von Hamburg (vom 27. Januar 1659). — Die Grabschriften Schupps und seiner ersten Frau, welche zuerst Anckelmann in seinen „Inscriptiones etc." mitgeteilt hatte, hat Bloch auf Seite 30 wiedergegeben. — Angeregt durch Bindewald habe ich eine von ihm aufgezeigte Spur verfolgt und die

Kirchenbücher

auf Nachrichten über Schupp und seine Familie untersucht. Es wundert mich nur, daß Bindewald selber auf dem eingeschlagenen Wege nicht weitergegangen ist; denn die Ausbeute ist reich, wenn auch mühsam zu gewinnen. Herangezogen habe ich zunächst die Kirchenbücher der evangelischen Pfarreien von Gießen und Marburg. Leider fehlen von den ersteren einige Bände, die irgendwann einmal verloren gegangen sind: nämlich in dem 1599 beginnenden Taufregister die Jahre 1614—1618, im Kopulationsverzeichnis die Zeit von 1601—1680, und die Sterbe-, beziehungsweise Beerdigungsprotokolle von 1601 bis 1614. Darum läßt sich der Hochzeitstag von Schupps Eltern nicht feststellen, doch darf so viel als sicher gelten, daß Johann Balthasar das älteste Kind von Johann Ebert Schupp und Anna Elisabeth, geb. Nuß, war. — Frühere und auch noch Bischoff und Stötzner (im „Deutschen Lehrmeister", S. 5) waren der Meinung, er habe keine Geschwister gehabt, das ist aber ein böser Irrtum. Das Kirchenbuch kennt folgende: Johannes Henrich, Conrad (hier ist nun die bereits erwähnte Lücke), Johann Ebert, Johannes Nicolaus. Weiter lesen wir bei Becker (S. 177) von einer Schwester Elisabeth, die vor dem 28. September 1637 den Professor der Medizin Johann Daniel Horst zu Marburg heiratete und wohl im Jahre 1614 geboren sein dürfte, weil sie am 4. Dezember 1628 Patin war, und weil man dies Recht erst mit der Konfirmation erhält. Die Trauung beider ist im Marburger Kirchenbuche nicht eingetragen, also wohl in Gießen erfolgt, wo sich über diese Zeit keine Aufzeichnungen finden. Was ich über Kinder aus dieser Ehe zufällig gefunden habe, teile ich unten in der Übersicht mit. Diesem Schwager hat Schupp auch in „DE ARTE DITESCENDI" (S. 68 ff.) ein Denk-

mal gesetzt in dem Medicus oenobarbus (vgl. Becker, S. 180 „Rubram barbam cum dico, omnia dico . . .“). Auch Stötzner und andere hätten wenigstens von dieser Schwester bereits Kenntnis aus den „Lehrreichen Schrifften“ haben können, da Schupp seines Schwagers Horst („Meiner Schwester Mann . . .“) wiederholt gedenkt, z. B. in der Vorrede zu „Sieben böse Geister . . .“.[1]) Ferner schreibt Johann Balthasar Schupp an Dieterich von einem Bruder, der Kaufmann war und am 23. Oktober 1637 Margarete Lüncker aus Nidda, eine Nichte von Schupps Schwiegermutter heiratete, und von einem anderen, der im Frühling 1638 nach Beendigung seiner juristischen Studien von Rostock zurückkehrte. Leider nennt er ihre Namen nicht, so daß wir nicht sagen können, ob Johann Balthasar fünf oder sechs oder sieben Geschwister hatte. Nach einem Protokoll im Gießener Taufregister von 11. Februar 1640 hieß der erstgenannte mit Vornamen Johannes, und er war auch Pate bei Johann Balthasar Schupps Tochter Anna Elisabeth (am 17. Dezember 1639); aber diese Notizen genügen nicht, ihn mit einem der uns bekannten zu identifizieren. Ferner bietet das Kirchenbuch noch Nachricht über Johann Balthasars Bruder Johann Nicolaus (vgl. die Zusammenstellung auf Seite 20 f.). Als gestorben habe ich in den Jahren 1614—1646 keines der Geschwister verzeichnet gefunden. — Über das gespannte Verhältnis zwischen Johann Balthasar einerseits und seinem Vater und Schwager Horst anderseits berichten die Briefe an Dieterich; daß Johann Ebert Schupp am 10. September 1645 in zweiter Ehe lebte, liest man bei Diehl (Beiträge, S. 321), und das Sterbeprotokoll gibt Auskunft über den am 23. Juni 1643 erfolgten Tod seiner ersten Frau Anna Elisabeth; über die zweite Eheschließung ist dagegen kein Protokoll vorhanden. Von der geschwisterlichen Erbteilung schreibt Schupp am Montage nach Trinitatis 1646 (Diehl, Beiträge, S. 325), und nach dem Kirchenbuche ist der Vater am 18. März 1646 gestorben. Aus den kirchlichen Nachrichten geht außerdem hervor, daß Johann Ebert Schupp wahrscheinlich im Jahre 1590, seine erste Frau 1587 geboren ist. — Die Auszüge aus den Kirchenbüchern lasse ich unten als Anhang in chronologischer Ordnung folgen, auch noch einmal den über Johann Balthasar Schupp, weil Bindewald ihn ungenau gegeben hat. Vor allem ist der Familienname in diesem und anderen Protokollen „Schupf“ geschrieben. Allerdings halte auch ich die Schreibung „Schupp“ für die richtige; es muß aber anerkannt werden, daß auch die andere oft vorkommt. Die Lesart „Schup“ kann kaum als Variante angesehen werden, weil die ältere Orthographie Konsonanten im Auslaute nicht verdoppelte.

[1]) F 1701, I, 319: Die Erläuterung dieser Bezeichnung findet man unten bei Besprechung der Gesamtausgaben der „Lehrreichen Schrifften“.

Daß Balthasar Schupp Johann Balthasars Großvater gewesen sei, vermutete bereits Bindewald. Das liegt sehr nahe, weil er bei ihm zusammen mit dem anderen Großvater Johannes Ruß Pate stand; und es entspricht alter Sitte, zu diesem Amte Verwandte zu bitten und, bei den Großeltern beginnend, nach und nach in die fernere Verwandtschaft vorzuschreiten. Die Annahme gewinnt noch an Wahrscheinlichkeit durch folgende Betrachtung: Balthasar Schupps Tochter Barbara heiratete nach 22. Oktober 1598 einen gewissen Johannes Kemmerer, und dieser war am 13. Oktober 1611 Pate bei Johann Ebert Schupps Sohn Johann Henrich, dem zweiten Kinde seines Schwagers. Außerdem hatte Balthasar Schupp noch eine Tochter Elsbeth, die am 14. August 1599 bei ihres Schwagers Johannes Kemmerer Kind Patin war. — Gewiß war auch Johann Daniel Schupp ein Bruder von Johann Ebert, denn letzterer stand am 30. Januar 1628 Pate bei dessen zweitem Kind, als der Großvater nicht mehr am Leben war (vgl. Bindewald, S. 104); bei dessen drittem Kinde versah diese Stelle (am 4. Dezember 1628) seines Bruders Johann Ebert Tochter Elisabeth und beim sechsten (am 29. September 1636) der Vetter von Johann Balthasar Schupps Frau, Johann Conrad Dietrich! — Wahrscheinlich gehörte zu der in Rede stehenden Familie auch Melcher Schupp, bei dessen Tochter Elsbeth (am 7. März 1605) Johannes Kemmerer Gevatter war. — Noch um einen Grad weniger sicher ist die Bestimmung des Verwandtschaftsverhältnisses von Henrich Schupp zu Balthasar und Johann Ebert, weil erst der nicht sichere Melcher Schupp (am 26. Mai 1603) bei Henrichs Sohne Gerlach Pate stand, und zwar zugleich mit Catharina, einer Tochter des bei Bindewald (S. 104) genannten Caspar Schupp, dessen Verhältnis zur Familie Balthasar Schupps gar nicht bestimmt werden kann. — Die Vermutung, daß „Catharina, die wirtin zum gülten Adler", deren Mann Johannes Staubinger hieß (s. 24. Mai 1613!), die am 5. April 1613 Johann Eberts Sohn Conrad über die Taufe hob, mit Caspar Schupps Tochter Catharina (vgl. 26. Mai 1603!) identisch sei, wage ich nicht aufzustellen. Dadurch würde Caspar und mit ihm Henrich Schupp der Familie Johann Eberts näher treten. Über einen Hans Schupp findet sich nur ein Eintrag. — Das Ergebnis ist auf alle Fälle gesichert, daß die Sippe Schupp zu Beginn und in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts in Gießen stark vertreten war, einige ihrer Glieder in die angesehensten Ämter der Stadt sandte, und daß die Ehen der Schupps durchaus reich mit Kindern gesegnet waren. — Diese drei: Matthäus, Peter und Ludwig Schupp, alle in den vierziger Jahren Soldaten, lassen sich bei der Lückenhaftigkeit des Materials nicht einreihen, wenn sie überhaupt zur Verwandtschaft gehörten, zumal die Lesung der Namen nicht sicher ist.

Was nun Johann Balthasar Schupps eigenste Familienverhältnisse anlangt, so ist darüber aus Lambecius, Becker, Nebel, Diehl und Reifferscheid schon mancherlei bekannt. Die urkundlichen Nachrichten aus dem Marburger Kirchenbuche stellen diese Notizen zum Teil auf festen Boden. Allein den bestehenden Widerspruch zwischen Lambecius und Becker können sie nicht aufklären: Der am 1. Oktober 1637 getaufte Anton Menno Schupp ist nach ersterem am 25. September geboren, wird aber nach letzterem (S. 177) am 28. September erst noch erwartet. Liegt der Irrtum oder Druckfehler (25. statt 29. September) bei Lambeck, oder hat Becker das Datum (etwa statt 23. September) verlesen, oder spielt hier der zehntägige Unterschied zwischen julianischem und gregorianischem Kalender einen Possen? Über das von Lambeck erwähnte Kind Johann Balthasars aus erster Ehe, das gestorben sei, habe ich keine Nachricht finden können, vielleicht war es tot geboren und ist deshalb nicht eingetragen worden, weil es nicht getauft worden war. In Braubach finden sich, wie mir das dortige Pfarramt mitteilte, keine kirchlichen Nachrichten über Schupps Familie (vgl. die Übersicht auf Seite 21). — Daß Anna Elisabeth, geb. Helwig, wohl die einzige Tochter (Lambecius und nach ihm andere), aber nicht das einzige Kind ihrer Eltern war, geht aus folgenden Urkunden hervor: Nach dem Kirchenbuche hatte sie einen offenbar älteren Bruder (geboren im Januar 1612), der im April 1618 starb, und nach einem Berichte der Gießener Universität an den Landgrafen vom 27. Januar 1618 wollte Helwigs Witwe den schriftlichen Nachlaß ihres Mannes als „ein besonderes patrimonium ihrer drei Kinder" betrachtet wissen, das heißt nicht an den Landgrafen ausliefern (vgl. Siebeck, S. 325, Anm. 42). Nach Witte (Dec. I. p. 96 ss.) waren es zwei Söhne und eine Tochter, indes ein dritter Sohn tot zur Welt kam. (Aber Witte gibt das Todesjahr Helwigs falsch an, weil die „Oratio funebris" erst im folgenden Jahre 1618 gehalten ist.[1]) — Nebenbei möchte ich anmerken, daß Vial, Bischoff und nach ihnen Stötzner und Lühmann den Familiennamen falsch schreiben. In Oberhessen gibt's heute noch viele Familien, die den Namen Helwig führen.

Eine übersichtliche Zusammenstellung möge, soweit das überhaupt möglich ist, ein Bild der Verwandtschaftsverhältnisse geben (vgl. S. 20 f.).

Auszüge aus den Kirchenbüchern zu Gießen.[2])

Anno 1598.

Januarius. Hauß Schuppen stiffsohn Emrich Staufen selig.sohn Johannes Staus vndt Johana Bartholoms Herborteß Tochter zu Menz d. 22. t. zamen (gegeben worden).

[1]) Vgl. p. 109: „Anni superioris etc." und das Kirchenbuch.

[2]) Die Einträge in den Kirchenbüchern sind durchweg in einem bunten Gemische von lateinischen und deutschen Buchstaben geschrieben.

den 22t. Octobris Ist Johannes Kemmerer, H. Gerlachs Kemmers selig. verlassener Sohn Allhier vnd Barbara H. Balthasar Schupffen Tochter vffgeruffen worden.

Anno 1599.

Martius, 29. Ist Caspar Schupfen anna ehleut eine junge Dochter gedaufft worden sind Compatres gewest ebert Seltzer, Simon diederich uxor anna melcher Burken uxor Susana, hies Susanna.

Augustus 14. Ist Johanneß Kemmerer Barb. Ehleutt ein junger Sohn gedaufft worden sind Compatres gewest Melchior Wisseler Henrich Rinner Elsbeht Filia Balthasar Schupfs hat geheißen Henrich.

Anno 1602.

Junius 3. Ist Henrich Schuppen Maria eleut ein jung sohn getauft word. seindt die Compatres gewest Adam (unleserlich) Georg Schmidt vndt Enchen B (unleserlich) uxor hies Georg.

Anno 1603.

Maius 26. Henrich Schupffen Mari Ehlenten ein junger Sohn (getauft worden) Compres Melher Schupff, Adam Ebelß Sohn Gerlach vndt Catharina Caspar Schupfen Dochter hies Gerlach.

Anno 1605.

Martius 7. Melcher Schupffen Elßbeth Ehlenten ein Junge Dochter (getauft worden). Compres Johannes Kemmerer Görg Ebelß Banschreiberß uxor Elßbeth. hieß Elßbeth.

Anno 1609.

Junius 1. Ist Margreten Hennerich Schupfen Dochter ein vnehlich Kindt gedauffet worden Compatres Nicolaus Manß Elisabett Jost Breuwen Dochter vndt Anna Juditt Der Schulmeistern Dochter von Marpurg hieß Anna Juditt.

Anno 1610.

Martius 29. Ist Johan Ebert Schupfen Anna Elisabett Ehleutt ein Junger Sohn gedaufft worden Compatres Johannes Rhus Baldhasar Schupf Barbara Reinhart Staudenrauß Widwe hies Johan Baldhasar.

Anno 1611.

Junius 18. Ist Hennerich Schupfen Dochter Margareta Ein Bastert gedaufft worden Compatres Jorg Wormser Mauermeister Melchior Mohr vndt Olga Nicolaus (Lücke) deß franzosen hausfrau hatt Geheisen Jorg Melchior.

October Winmonath 13. Ist Johan Eberhart Schupfen Anna Elisabet Ein junger Sohn gedaufft worden Compatres Magister Henrich medicus Praeceptor pedagogi Johannes Kemmerer vndt Anna Bastian Rhuß hinderlassene Witwe hies Johannes Hennerich.

Anno 1612.

Im Januario 17. Ist M: Christophorus Helwieus der hebraeischen Sprach Professor alhie Ehleutt ein Junger Sohn gedaufft worden Compatres Sindt gewest D: Doctor Johannes Winckelmannus vndt Superintentens alhier vndt der Herr Rendmeister Daniell Stam hat geheißen Johan Daniell.

Anno 1613.

Aprilis 5. Ist Johan Ebert Schupfen Anna Elisabet Ehleutt ein Junger Sohn gedaufft worden Compatres sindt Gewest Conrat Feuerbach der Pharher von Dudenhoffen Hennerich Bierang vndt Catharina die wirtin zum gülten Adler hat Geheisen Conrat.

Übersicht über Johann Balthasar Schupps Verwandtschaft.

Taufdatum:	Eltern:	Kinder:	Paten (soweit von Bedeutung):	Verheiratung:	Begräbnis:
1575? vor 1582? 1585? 1590?	**Balthasar Schupp.**	Melchior? Barbara Elsbeth **Johann Eberhard**		1598. XI.? 1609?	1613? 1616. VII. 21. 1646. III. 18.
vor 1595? 1602. VI. 3. 1603. V. 26.	Henrich Schupp und Maria	Margarete Georg Gerlach	Melchior Schupp; Catharine, Caspar Schupps Tochter		1618. II. 8. 1618. II. 16. 1618. I. 18.
vor 1595? 1609. VI. 1. 1611. VI. 8.	Margarete Schupp	Anna Judit Georg Melchior			1618. I. 18.
1589? 1599. III. 29.	Caspar Schupp und Anna	Catharina Susanna		1612?	
1575? 1605. III. 7.	Melchior Schupp und Elsbeth	Elsbeth	Johann Kemmerer		
vor 1582? 1599. VIII. 14. ?	Johannes Kemmerer und Barbara, geb. Schupp	Henrich Margareta?	Balth. Schupps Tochter Elsbeth	1598, nach 22. X.	1640. IX. 3. 1616. VII. 21.
1590? 1587? 1610. III. 29. 1611. X. 13. 1613. IV. 5. 1614? 1621. II. 6. 1622. IX. 1.	**Johann Ebert Schupp** und **Anna Elisab. geb. Ruß**	**Johann Balthasar** Johann Hennerich Conrat Elisabeth Johann Ebert Johann Nicolaus	**Balthas. Schupp u. Joh. Ruß** Johann Kemmerer Cathar., die wirtin zum gülten Adler	1609? 1636. V. ?. (1637. X. 23.?) 1637, vor 28. IX. 1646?	1646. III. 18. 1643. VI. 23. 1661. X. 26.
1626. X. 26. 1628. I. 30. 1628. XII. 4. 1631. X. 25. 1634. IX. 18. 1636. IX. 29. 1641. IV 1. 1645. II. 25.	Joh. Daniel Schupp u. Barbara	Sohn (Name fehlt) Johann Conrad Elisabeth Johann Andreas Jörg Philips Anna Barbara Susanna Maria Catharina	**Joh. Eberhard Schupp** Johann Ebert Schupps Tochter Elisabeth **Joh. Chunrat Dietrich.**		

Tauftag:	Eltern:	Kinder:	Paten (soweit von Bedeutung):	Verheiratung:	Begräbnis:
1610. III. 29. (1614/1618)[1] 1637. X. 1. 1639. XII. 17. 1642. II. 9. 1644. III. 4.	**Johann Balthy. Schupp u. Anna Elisab. geb. Helwig**	**Anton Meny** **Anna Elisabethy** **Jost Burchard** **An-Ursula**	Johann Schupp; Ursula Helwig; Elisab. Horst, geb. Schupp	1636. V. 9.	1661. X. 26. 1650. VI. 12.
  1612. I. 17. — — — — — (1614/1618)[1]	**Christophorus Helwig und Ursula, geb. Lüncker**	 Johann Daniel — — — — — **Anna Elisabethy**		 1636. V. 9.	1617. IX. 14. 1618. IV. 7. 1650. VI. 12.
? 1640. II. 11.	Johannes Schupp und Margarete, geb. Lüncker	 Anna Catharina	 Joh Eberhard Schupps Frau etc.	1637. X. 23.	
1622. IX. 1. 1647. XI. 30. 1649. III. 8. 1651. IV. 27.	Johann Nicolaus Schupp und Anna Catharina	 Johann Conrad Johann Balthasar Elisabeth Catharina	 Joh. Schupp; Joh. Eberi Schupps sel. [2.] Hausfrau **Johann Balthasar Schupp** Elisab. Horst, geb. Schupp	1646? 	
1614? 1643. VII. 7. 1644. VIII. 20.	Johann Daniel Horst und Elisabeth, geb. Schupp	 Johann Daniel Georg	 	1637, vor 28. IX. 	
  1640. XII. 19.	Matthäus Schupp [Schäpp?] u. Leonore	 Hanß-Matthäus	 	 	
  1644. VI. 23. 1645. XI. 20. 1650. VIII. 6.	Peter Schupp und Elisabeth Catharina	 Anna Margarete Susanna Johann Reinhard	 	 	
  1646. IV. 21.	Ludwig Schupp [Schepp?] und Ursula	 Anna Catharina	 	 	
  1613. V. 24.	Johann Staubinger zum Adler u. Catharina [Caspar Schupps Tochter?]	 Tochter	 	 	

[1]) nach Lühmann, S. 7, am 18. Januar 1617 geboren.

Mains 24. Ist Johann Staubingern Zum Adler Catharina, Ehleutt Ein Junge Dochter gedaufft worden Comp: Sindt gewest Hemerich Bierang Hettwig Daniell stam deß Herrn Rentmeisters dochter vnd (fehlt).

Anno 1616.

Julius 21. tag. (ist) Johannes Cemer Haußfraw begraben worden.

Anno 1617.

Herbstmon 14. tag. (ist) D. Helvicus begraben worden.

Anno 1618.

Januarius 18. tag (ist) Henrich Schups tochter Margreta (begraben worden).
Februarius 8. tag Henrich Schup begraben worden.
16. tag Henrich Schups S.(eligen) Frauw begraben.
Aprilis 7. tag D. Helvici seligen Sohn Johannes begraben.

Anno 1618.

Julius 1. tag Herr Johannes Ruß begraben.

Anno 1621.

Februarius 6. tag (ist) Johan Ebert Schup Anels ehelent ein Junger Sohn getaufft worden Compatres Sein gewesen D. Ruppel, Herr Conrad Wormbser vnd meister Balzer Sinners frauw Heist das Kind Johan Ebert.

Anno 1622.

September 1. tag. Johan Ebert Schup Anelisabeth ehelent ein Junger Sohn getaufft worden Compatres Sein gewesen Johannes Malckemesius Secretarius, Nicolaus Stippius Keller Herr D. Feuerborns frauw Hettwig heist das Kind Johannes Nicolaus.

Anno 1626.

October 26. tag. Johan Daniel Schup Barbara ehelent ein Junger Sohn getaufft worden, Compatres Sein gewesen Görg Wormbser Rupertus heit von Grumberg, vnd deß Kinds Ellermutter schwester von Franckfurt (unleserlich), heist das Kind (fehlt).

Anno 1628.

(Januar, fehlt zwar, aber unzweifelhaft) 30. tag. Johan Daniel Schup Barbara ehelent ein junger Sohn getauft worden, Compatres sein gewesen Johan Ebert Schup Conrad Helt vnd Ludwig östlings wittwe, heist das Kind Johan Conrad.

December 4. tag. Daniel Schupp Barbara ehelent ein Junge tochter getaufft worden, Compatres Sein gewesen Doctor Fhurlohn (?) zu frietbergk vnd Johan Ebert Schuppen tochter Elisabeth vnd philips weißen Frau Elisabeth, heist das Kind Elisabeth.

Anno 1631.

October 25. tag. Daniel Schup (Lücke) ehelent ein Junger Sohn getaufft worden Compatres sein gewesen Herr Gerlach(us?) Andreas her von großen Bußeck magnuß philips vxor heist Kind Johan Andreas.

Anno 1634.

September 18. tag. Daniel Schup barb. ehelent ein junger Sohn getaufft worden Compatres Jörg Faber Philips Gertt von gronberg Conrad wormbsers vxor Catharina heist Kind Jörg philips.

Anno 1636.

September den 29. Daniel Schuppen Bürg.(er) alhier, Barbarea (so!) Eheleutten, Eine Junge Tochter getaufft worden, Compatres seyndt gewessen, Christina des Hern Rentmeisters Schuher v. Nidda Tochter, Barbara Hr. Alexander Verdrießen Vxor, vndt Johan Chunrat Diettrich Hr. D. Diettrichen gewessenen Superintend: S: Hinderlassener Sohn, Heyst d. Kindt Anna Barbara.

Anno 1640.

Febr. 11. Herr Jōēs Schuppen Bürg(er) alhier, Margrethen Eheleutten Eine Junge tocht (getauft worden), Compatres seyndt gewessen, Herr J: Ebert Schuppen Vxor, Item Hr. Chunradt Lunckern Vxor von Marpurgh, vndt Her Doctor Horstius, heyst d. Kindt Anna Catharina.

September Den 3. Hr. Johannes Kemmerer 16 Herr vnd Offermann alhier 70 Jahr alt (beerdigt worden).

December 19. t. domo Hauß=Matthaeus; Matthaei Schuppen (oder Schäppen?) Soldaten vd Leonore Sohn (getauft worden). Compater Hauß Scheffer Soldat.

Anno 1641.

Aprilis, den 1. Susanna, Daniel schuppen vnd Barb. beyde Eheleut Töchterl: (getauft). Compatr: H. Bernhard Wrex, Susana Bast. Fabris vnd Margretha Friedrich Sacks Haußfr:

Maius d. 29. (starb) Margaretha, Johannes Kämerers Tochter Kind, ein töchterl., des alters 2. Jahr, 6 monat.

Anno 1643.

Junius 23t. (starb) Anna Elisabeth Hr. Johan Eberhardt Schuppen Raths=Schöffen Hausfrauw alhier, ihres Alters 56 Jahr.

Anno 1644.

Julius 23. t. Anna Margretha; Peter Schup v. Elisabeth tochter (getauft). Comp. Johanneß Cangießer; Margretha Her pfarrer v. Altenbußeck pfarrers vnd Aña Margaretha, Jost Conrad Ebels uxores.

Anno 1645.

Februarius 25t. Maria Catharina; Daniel Schuppen vnd Barbarae seiner Hausfr. Tochter (getauft); Comp. (unleserlich) hard Eseling (Eselinus? Ebeling?), Maria Best Mausen Hausfraw v. Catharina, Jeremiae Kissels Hausfr.

November 20. t. Susanna, Peter Schuppen Soldat alhier vnd Elisabethen ochterl: (getauft) Compatr: David Lang feldwebel Susaña philipß Rodemns vnd Cath. Heurich plocken hfrau:

Anno 1646.

Martius 18t. H. Johan=Eberhard Schupp Handelsman vnd Rathsschöpffe Seines alters im 56. jahr. (gestorben) vixit in 2. matrimonjo.

Aprilis 21. t. Aña Cath: Ludwig Schuppen (Scheppen?) Soldat vnd Ursulae töchterl: (getauft) Comp: Marie Reuschling Gerharth Hr. Crafft Clees Enkel kind.

Anno 1647.

November, ult. Johan Conrad, Nicolai Schupen vnd Anna Cath: Sohnl: (getauft) Comp: Conrad Vogt, Johannes Schup vnd J. Ebert Schuppen S:(eligen) Hfr:

Anno 1649.

Martius 8. t. Johann Balth: Nicolai Schuppen vnd Ann=Cath: beyd. Eheleut. Sohnl. (getauft) Comp: sint H. D. Johan=Balthasar Schupp, N. Horst: Apotheker Zu Sanct Goar vnd Bernhard Schurmachers Hfrau.

Anno 1650.

Augustus 6. t. Johan-Reinhard; Peter Schuppen Regiments-Profous vnd Catharin. Sohn (getauft). Comp. Johan Simon; Johan Reichard Cleermund vnd Anna Maria, Conradi Schanzen Hfrau cuius vicem gessit pred. Cleermundi Hfr.

Anno 1651.

Aprilis 27. t. Elisabeth-Catharina; Joh. Niclas Schup vnd Anna-Catharinae töchterl: (getauft) Comp. Rudolf Medicus, Elisabeth J. Horsten vnd Catharina, Conrad Voigts Hfrauw.

Auszüge aus dem Marburger Kirchenbuch.

Anno 1636.

M. Balthasar Schuppius, professor eloquentiae alhier Anna Elisabett, Christophori Hevici S. Theol. D. nachg. tochter, proclamirt den 24. April, 1. u. 8. May copulirt den 9. May. (Fortsetzung auf der Tabelle S. 25.)

b) Schriften über Schupp.

Der erste und zuverlässigste Zeuge über Johann Balthasar Schupp ist der „Rector Gymnasii" zu Hamburg Petrus Lambecius, der nach dem Zeugnis des „Unterrichteten Studenten" (F 1701, II, 390) mit Schupp persönlich bekannt war und im Auftrage des Hamburger Rates für ihn das „Programma funebre" verfaßte, das am 1. November 1661 öffentlich angeschlagen war und in Wittes „Memoriae Theologorum" abgedruckt ward. Die Übersetzung in den „Lehrreichen Schrifften" ist minderwertig.[1]) Vielleicht hat sie die Veranlassung dazu gegeben, daß Lühmann diese älteste, knapp gehaltene Biographie Schupps wider Verdienst diskreditierte. Denn die von ihm gerügte falsche Namensform „Richsen" steht zwar in der Hanauer „Zugab" (S. 454), aber nicht im lateinischen Original, wo der offenbar nach dem Gehör geschriebene Genetiv „Ruhsen" zu lesen ist. (Ebenso dann auch in F 1701, II, 411.) Auch stimmen Lambecks Jahres- und Altersangaben (mit wenig Ausnahmen), wenn man bedenkt, daß die damalige Ausdrucksweise eine andere war und mit dem 15., 18. usw. Jahre das meinte, was wir verstehen, wenn wir sagen: „als er 15, 18 usw. Jahre alt war". So berichtet auch Schupp selber im „Freund in der Noth" (S. 22), im 18. Jahre seines Lebens sei er auf Reisen gegangen. Bertheau (Realencyklopädie, S. 806) und Lühmann (S. 18) glaubten das als ungenau berichtigen zu müssen. Die Ausdrucksweise erklärt sich aus dem Gebrauche der lateinischen Sprache und wird sofort verständlich, wenn man z. B. liest: „. . . Anna Elisabetha, cum qua anno aetatis suae vigesimo sexto, Ærae Christianae 1636.

[1]) Den Nachweis für diese Behauptung habe ich unter der Besprechung der Schriften für Schupp am Ende von 2 d) erbracht.

Auszüge aus dem Marburger Kirchenbuch.

Jahr und Tag der Taufe:	Eltern:	Kinder:	Gevattern:
1637. October 1.	M*. Johan Balthasar Schuppius Anna Elisabet *[Magister]	Antonius Meno	Meno Hannekenius SS. Th: D. et p. t. Rector Antonius Nesenius I. V. D. Vice canzler.
1639. 17. Dec.	Hrn Johan Baltzer Schup Anna Lisb.	Anna Elisabeth	Sein bruder Zu Gisen Johan Schup v: ursula D. Helvici S. Vidue vnd Horsten hausfrau Seine schwester.
1642. Februar. 9.	Herr L*. Johannes Balthasar Schuppius professor alhier Anna Elisabet H. D. Helvici S. Tochter *[Licentiat]	Jost Burchard	J*. Jost Burchard Rauwen von Holtzhausen hausfrau, H. D. Stenberi Hausfrauw Elisabet.** *[Junker] **[geb. Lüncker]
1643. 7. Jul.	H. D. Johan Daniel Horst Elisabet	Johan Daniel	H. D. Johannes Breidenbach
1644. Martius 4.	H. Johan-Balthasar Schupp. SS. Th. Licentiatus An-Elisabetha	An-Vrsula	Anna Susanna Juncker Jost Burckhardt Rauwen haußfrauw.
1644. Augusti 20.	H. Johannes Daniel Horst, Medicin. D. & Prof. Elisabeth	Georg	Herr Landgraf Georg von Hessen der Jüngere H. Stadhalters Tochter H. D. Schütz, Acad. Pro Cāc.

(millesimo sescentesimo tricesimo sexto) ... felicissimas celebravit nuptias" (Lambecius, S. 1401). Reden doch auch wir z. B. vom 6., 14. usw. Geburtstage, wenn wir den 7., 15. usw. meinen! Wo uns andere Nachrichten im Stiche lassen, wie über Schupps theologische Disputation in Königsberg, haben wir keinen Grund zu der Annahme, Lambeck habe sich solche Angaben aus den Fingern gesogen. — Aus dieser Quelle haben alle Späteren (wie der gewissenhafte Moller auch für sich bekennt) geschöpft und in der Absicht, mehr zu bieten, Richtiges und Falsches hinzugetan. Da Bloch (S. 5) über die ältere, Stötzner (S. 1—17) über die neuere sich mit Schupp befassende Literatur berichtet, kann ich auf sie verweisen. — In einer alphabetisch geordneten Übersicht habe ich (auf Seite 6 ff.) die Litteratura Schuppiana zusammengestellt und die Werke, welche ich bis jetzt selber lesen konnte, mit einem * bezeichnet. Eine chronologische Anordnung dürfte allerdings eher ein Bild der Schuppinsforschung gewähren, doch würde sie das Nachschlagen zu sehr erschweren. Alle früheren Schriften über Schupp sind durch die bereits genannten Mitteilungen von Quellenstücken und deren Verwertung teils berichtigt, teils ergänzt, doch habe ich die wichtigeren durch ein !, die Urkunden durch zwei !! kenntlich gemacht.

Es erübrigt noch eine kurze Würdigung der neueren, von anderen noch nicht besprochenen Literatur. Stötzners Dissertation ist eine gründliche philologische Einzeluntersuchung über die „Lehrreichen Schrifften", ihre verschiedenen Ausgaben, die darin enthaltenen Traktate, deren Veranlassung, Entstehungszeit, Einzelausgaben und Echtheit. Er bringt wohltuende Klarheit in ein bis dahin schier unübersichtliches Gewirr, in dem sich jeder Einzelne mit mehr oder weniger Glück zurechtzufinden suchte. Die Einteilung richtet sich etwas mechanisch nach den drei Teilen der Hanauer Ausgaben; außerdem sind ihm einige Einzelheiten entgangen, die zum Teil bereits von anderen berichtigt oder ergänzt worden sind. Auch hat er (seinem Plan zufolge) die nicht in die „Lehrreichen Schrifften" aufgenommenen Traktate, die doch für eine Würdigung des ganzen Mannes nicht außer acht gelassen werden dürfen, teils nur genannt, teils ganz übersehen. Bei Besprechung der Schriften wird darauf zurückzukommen sein.

Nach Stötzner schrieb Carl Bertheau seine beiden Artikel über Schupp in der „Allgemeinen deutschen Biographie" und der neuen Auflage der „Realenzyklopädie für protestantische Theologie und Kirche", zwei Biographien, die kein tiefes Eindringen in den Schriftsteller verraten, trotz Berücksichtigung der bis dahin erschienenen Literatur manche Irrtümer und Flüchtigkeiten enthalten und vor allem durch die neueren Arbeiten veraltet sind. Ihre Bedeutung liegt in einigen Ergänzungen und Berichtigungen über Schupps Hamburger Zeit,

mit welcher der Verfasser durch glückliche Umstände mehr als andere vertraut ist. Doch habe ich ihm nicht überall folgen können, weil er keine Beweise für seine Behauptungen und seine Quellen nur summarisch gibt. — Was Goedeke über Schupp sagt, ist zum Teil überholt, zum Teil sind dort angeführte Schriften mir so wenig erreichbar gewesen wie Anderen.

Mit Schupps Quellen und Vorbildern befaßt sich die Dissertation von Zschau, nachdem Andere, nämlich zuerst Morhof in seinem „Polyhistor" und dann vor allem Hölting solche zum Teil aufgezeigt hatten.[1]) Zschau erstrebte keine Vollständigkeit, und so hat denn auch Lühmann weitere Vorbilder aufgezeigt, denen ich später noch andere hinzufügen werde. Was aber die Hauptsache ist, er bietet zwar eine äußerst fleißige Materialsammlung, doch die Verwertung des Stoffes überläßt er dem Leser. Das von ihm Versäumte habe ich in dem Abschnitte 3 „Schupps Vorbilder" nachzuholen versucht.

Lühmann faßt vor allem Schupps lateinische Schriften ins Auge, über die zuvor noch mehr Unklarheit herrschte als über die deutschen. Seine Arbeit zeugt von inniger Bekanntschaft mit Schupp und seiner Zeit. Aber er hatte leider noch nicht Diehls und Beckers Veröffentlichungen (vgl. oben S. 13) in Händen, durch die der von ihm gebotene Lebensabriß, den er nach seinem Rahmen nur bis zur Übersiedelung nach Hamburg führt, ergänzt und berichtigt wird; und in der Bibliographie ist er in einigen Schlußfolgerungen allzu kühn gewesen, so daß er sich Berichtigungen durch wiedergefundene Originalausgaben und urkundliche Nachrichten gefallen lassen muß. Einige nicht unwichtige Schriften hat er überhaupt nicht gehabt. So wertvoll endlich seine Ausführungen über „Das Verhältnis der Ideen Schupps in den lateinischen Schriften zu denen in den deutschen" sind, kann ich ihm doch nicht überall zustimmen und werde meine Ansichten in dem „Gesamturteil" darlegen.

Nur der Vollständigkeit halber wäre noch der neueren Literaturgeschichten zu gedenken, deren Darbietungen über Schupp leider nicht auf der Höhe stehen wie die der früheren zu ihrer Zeit.

(Fortsetzung folgt.)

---

[1]) Der „Polyhistor" ist allerdings von Moller herausgegeben worden, aber das Urteil, Schupp sei ein plagiarius, stammt nicht, wie Bloch auf S. 5 behauptet, von ihm; vgl. Moller, S. 796.

Johann Friedrich Bachstrom.

Ein Gelehrtenleben aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Von Hermann Ullrich in Brandenburg a/H.

Non sordidus auctor
Naturae verique.
Horat. Od. I. 28.

1. Lebensverhältnisse und Schriften im allgemeinen.

Neben der ungeheuren Einbuße an materiellem Besitz, die das deutsche Volk durch den in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts wütenden Religionskrieg erlitt, trat der Verlust an geistigen und sittlichen Gütern zunächst fast zurück, machte sich aber in der Folge desto stärker fühlbar. Hatte Deutschland schon im Reformationszeitalter der Welt zwei der wichtigsten Erfindungen — den Buchdruck und das Schießpulver — geschenkt, die eine Umwälzung sondergleichen im geistigen und sozialen Leben der Völker hervorbringen sollten, hatten sich damals in deutschen Bergwerken die Anfänge einer praktischen Chemie und Maschinenkunde entwickelt, hatte ein Albrecht Dürer mit dem Italiener Lionardo da Vinci an Vielseitigkeit des Wissens und Könnens gewetteifert, ein Regiomontanus den deutschen Namen auf dem Gebiete der Geographie und Mathematik, ein Reuchlin, Erasmus und Melanchthon auf dem Gebiete der klassischen Altertumskunde zu Ehren gebracht, so schienen noch zu Anfang des 17. Jahrhunderts diese Erfolge erhöht werden zu sollen durch die Verdienste von Naturforschern wie Kepler und Jungius, von Mathematikern wie Tassius, von Altertumskennern wie die Gebrüder Lindenbrog, Lucas Holstein, von Pädagogen wie Ratichius. Diesem Aufschwung deutscher Wissenschaft, die, einem von England ausgegangenen Anstoß folgend, eine vorwiegend auf das Praktische, auf die Beherrschung der Außenwelt gehende Richtung eingeschlagen hatte, machte der furchtbare Krieg anscheinend ein Ende für immer: die Schulen und Universitäten verödeten, die Vertreter der Wissenschaft mußten vielfach eine Zuflucht im Auslande suchen und gingen ihrem Volkstum für immer verloren. Fast nur die theologische Wissenschaft fristete in ödem Wortgezänk um Inhalt und Bedeutung des protestantischen Lehrbegriffes ein Scheinleben. Zwar erhob schon bald nach dem Kriege die Wissenschaft wieder ihr Haupt, aber selbst an ihrem größten Vertreter Leibnitz, der durch seine Universalität alles bis dahin Dagewesene in den Schatten stellte, bekundet sich die Enge und der Jammer der deutschen Verhältnisse, die ihn nicht zur vollen Entfaltung seines Genius kommen ließen.[1])

[1]) K. Biedermann, Deutschland im 18. Jahrhundert. Band II, 1.

Unter den Männern, die in seinen Spuren wandelten, aber von der Enge der Verhältnisse der Heimat bedrückt, bei achtbaren Kenntnissen und redlichstem Wollen an der vollen Entfaltung ihrer Persönlichkeit gehindert wurden, ist auch Johann Friedrich Bachstrom, mit dem sich die folgenden Blätter beschäftigen sollen. Nicht genug damit, daß die Verhältnisse diesem Manne eine freie Entfaltung seiner Persönlichkeit versagten, auch nach seinem Tode verfolgte ihn die Ungunst des Schicksals in dem Maße, daß sie die Quellen zu seiner Lebensgeschichte fast völlig verschüttete und daß das, was ich auf den folgenden Blättern geben kann, aus den versteckteften Winkeln hervorgezogen werden mußte, ohne eine völlig erschöpfende Aufklärung über sein Leben und Wirken zu bieten.

Wohl die ersten Mitteilungen über Bachstrom brachte der Theologe Joh. Gottlob W. Dunkel in dem Gesammelten Briefwechsel der Gelehrten, welche zum Wachsthum der Wissenschaften, insonderheit der gelehrten Geschichte und zum Andenken der vor dreihundert Jahren zuerst zu Stande gebrachten edlen Buchdruckerkunst in eine correspondirende Gesellschaft zusammengetreten: auf das Jahr MDCCLI. Hamburg 1751 (S. 248—249), von Joh. Peter Kohl herausgegeben; welche Angaben dann Dunkel in seinen Historisch-kritischen Nachrichten von verstorbenen Gelehrten und deren Schriften (Cöthen 1753. S. 584, Nr. 819) wiederholte. Die ersten Angaben Dunkels kamen offenbar noch zur rechten Zeit, um benutzt zu werden für die Nöthigen Supplemente zu dem Großen Vollständigen Universal-Lexikon Aller Wissenschaften und Künste (von Zedler). Zweyter Band. Leipzig 1751. Sp. 1167—1168. — Bei dem geringen zeitlichen Abstande, der zwischen Bachstroms Tod und der Veröffentlichung der genannten Werke liegt, ist es erstaunlich, daß deren Mitteilungen so dürftig sind, daß sie beispielsweise weder Bachstroms Geburtsort noch sein Geburtsdatum und Tag und Jahr des Todes anzugeben vermögen. So konnte denn auch Adelung in seiner Fortsetzung des Jöcherschen Gelehrtenlexikons (1784—1787), wenn er nicht eigene Nachforschungen anstellen wollte, im ganzen nur die früheren Mitteilungen, anscheinend vermehrt durch einige Daten, die von einem mit Bachstrom bekannten Manne herrührten, wiederholen. Auffallen aber muß es, daß auch spätere umfangreiche enzyklopädische Werke, so das von Krünitz, von Ersch und Gruber, nichts über Bachstrom bringen; eine rühmliche Ausnahme macht Meyers Großes Conversationslexikon von 1844, das im IV. Bande wenigstens die früheren Angaben wiederholt und Bachstrom vor dem Vergessenwerden zu bewahren sucht. — Noch auffallender muß es erscheinen, wenn auch die umfangreichen heologischen Enzyklopädien unserer Zeit (Herzog-Hauck, Wetzer-Welte)

nichts von Bachstrom zu melden wissen, ebensowenig die Werke über die Kirchengeschichte, soweit mir letztere vorgelegen haben. Die medizinische Wissenschaft hat Bachstrom in ihrem geschichtlichen Nachschlagewerke (Hirsch-Wernich, Biographisches Lexikon der hervorragenden Ärzte, Wien-Leipzig 1884. I. 247) nicht übergehen zu dürfen geglaubt, ihr Artikel fußt aber ganz und gar auf ausländischer Quelle, nicht gerade zum Ruhme deutscher Wissenschaftlichkeit. In Frankreich nämlich ist im Laufe des 19. Jahrhunderts Bachstroms Name an nicht weniger als drei Stellen vor gänzlicher Vergessenheit bewahrt worden: in der Biographie universelle, sodann in dem Dictionnaire des sciences médicales. Paris 1820. Tome I. P. 456—457, endlich in dem Dictionnaire historique de la médecine ancienne et moderne. Par MM. Dezeimeris, Ollivier d'Angers et Ruige-Delorme. Paris 1828. T. I. P. 225—227. Selbstverständlich fußen die Angaben der Franzosen auf den deutschen des 18. Jahrhunderts. Die exakten Wissenschaften endlich, denen Bachstrom ebenfalls angehört, haben in ihrem biographisch-literarischen Grundwerke (J. Chr. Poggendorff, Biographisch-literarisches Handwörterbuch zur Geschichte der exakten Wissenschaften. 1857—1863. 2 Bände) unsern Bachstrom vergessen, und endlich hat es auch die Allgemeine deutsche Biographie versäumt, durch Aufnahme in ihre Bände Bachstroms Andenken aufrecht zu erhalten. Meine Mitteilungen stützen sich, außer auf Bachstroms Schriften, die, obwohl von großer Seltenheit, ich bis auf eine einzige sämtlich vor mir gehabt habe, auf durchaus urkundliches Brief- oder Aktenmaterial, das mir aufzufinden gelungen ist. Autobiographische Angaben finden sich zunächst in Bachstroms letzter Schrift: L'Art de nager. Amsterdam 1741. Weiter liegen, an einem versteckten Orte gedruckt, eine Anzahl Briefe Bachstroms an den Bergrat J. F. Henkel in Freiberg vor, die sich über einen Zeitraum von reichlich acht Jahren (2. März 1733 bis 24. Dezember 1741) erstrecken und die sehr wichtige Aufschlüsse geliefert haben. Aus Henkels reichhaltigem handschriftlichen Nachlaß sind sie an den königl. Inspektor der Kirchen und Schulen und ersten Prediger zu Cottbus Christian Friedrich Wilckens (1729—1784) gekommen, der als Mitglied der Naturforschenden Gesellschaft zu Berlin ihre Herausgabe beabsichtigt, die Papiere aber dann an den Basler Naturforscher Johann Bernoulli überlassen hatte, der ihn, offenbar gelegentlich seiner „Reise durch Brandenburg, Pommern, Preußen, Curland, Rußland und Polen" (Leipzig 1779, 6 Bände) aufgesucht hatte und dann die Briefauszüge mit einigen Vorbemerkungen in seinem Archiv zur neueren Geschichte, Geographie, Natur- und Menschenkenntniß. (Theil VII. Leipzig 1787. S. 271—322) zum Abdruck brachte. Weiter vier Briefe aus dem Königl. Sächs. Hauptstaatsarchiv, davon zwei von Bachstrom an den Generalfeldmarschall

Grafen von Flemming, dessen Antwort auf einen derselben, sowie ein Schreiben des Premierministers Grafen Brühl an Bachstrom, alle französisch. Weiter fanden sich im Privatarchiv Sr. Durchlaucht des Fürsten Radziwill zu Nesviż (Nieświeżu) im Gouvernement Minsk einige sechzig Briefe Bachstroms, von diesem meist an Glieder des Hauses Radziwill gerichtet, sehr viele allerdings nur geschäftlichen Inhalts und uns nicht berührend, die übrigen aber von desto größerer Bedeutung, von so großer, daß sie, weil die wichtigsten erst kurz vor Abschluß meiner Arbeit zu meiner Kenntnis kamen, mich nötigten, diese Arbeit nahezu umzuwälzen.[1]) Dazu kamen zwei Aktenbände, der eine im Besitze der Gymnasialbibliothek zu Thorn,[2]) der andere im Privatbesitz, und zwar des Herrn Rittergutsbesitzers von Scaniecki zu Nawra bei Thorn[3]) befindlich. Beides sind Sammelbände zur Geschichte Thorns speziell zur Zeit der Thorner Tragödie, aber auch der vorangehenden Jahre und enthalten über Bachstrom mehrere wichtige persönliche Daten. Zu diesen meist direkten Quellen gelang es mir, eine höchst wichtige sekundärer Art zu ermitteln, den überaus reichhaltigen, die geistige Bewegung des 18. Jahrhunderts und seiner nächsten Vorläufer getreu und umfassend widerspiegelnden Katalog der Bibliothek von Joh. Chr. Gottfr. Jahn.[4]) Dieser, vor den meisten Katalogen nicht nur durch seinen Reichtum ausgezeichnet, sondern auch dadurch, daß er Auszüge aus dem Inhalt der Bücher und vielfach auch zeitgenössische Urteile darüber bringt, enthält nicht nur eine Reihe von Bachstroms gedruckten Werken, sondern verzeichnet auch unter Nr. 612 und 613 zwei umfangreiche Manuskripte unseres Autors religions-philosophischen oder exegetischen Inhalts, sowie mehrere Briefe. Die Manuskripte und die Briefe selbst scheinen, wie auch der Henkelsche und Wilckenssche Nachlaß verloren, aber Jahn entschädigt großenteils dafür, dadurch, daß er von den Manuskripten ausführliche Inhaltsangaben gibt und einige wichtige Angaben über Bachstroms Ausgang macht.[5]) Sehen wir nun zu, was sich für Bachstroms Leben

[1]) Die Briefe des von Radziwillschen Privatarchivs wurden mir nur zugänglich durch die einzig dastehende Liberalität ihres Hüters, des Archivars Herrn Dr. Pulianowski, der sich, trotz der zwischen seinen und meinen Landsleuten bestehenden Spannung — er ist Pole — nicht die gewaltige Mühe verdrießen ließ, für mich viele Bogen umfassende Abschriften und Auszüge zu machen, und dem ich daher auch an dieser Stelle meinen wärmsten Dank ausspreche.

[2]) Mir zugänglich geworden durch die Bemühung von Prof. Dr. Prowe.

[3]) Dem Herrn Besitzer dieses Bandes verdanke ich einige Daten daraus.

[4]) Verzeichniß der Bücher so gesamlet Joh. Christian Gottfried Jahn, Königl. Poln. u. Churfürstl. Sächß. Commißions-Rath. Frankfurt und Leipzig 1754—1758. 3 Theile in 6 Bänden. (Versteigert zu Leipzig den 6. Mai 1771.)

[5]) Durch die Beantwortung zahlreicher Anfragen haben mich zu Dank verpflichtet: vor allem Herr Stadtbibliothekar Dr. Hippe (Breslau), die Königl. öffentliche Bibliothek zu Dresden, die Herzogl. Bibliothek zu Gotha, Pfarrer

und Bildungsgang aus den vorstehend genannten Quellen ergibt, um mit einer sorgfältigen Liste seiner Schriften zu schließen.

Johann Friedrich Bachstrom wurde mutmaßlich zu Rawitsch im heutigen Posen, einer erst 1632 von lutherischen Schlesiern gegründeten Stadt geboren.[1]) Wir dürfen annehmen, daß vielleicht erst seine Großeltern sich dem Lutherischen Bekenntnis zugewendet und vor katholischer Intoleranz flüchtend sich den Evangelischen angeschlossen hatten, die jenes Städchen wie auch das benachbarte Bojanowo gründeten. Diese Evangelischen sollten aber, wie an so vielen Orten Deutschlands, ihrer neuen Heimat nicht froh werden, denn nicht nur, daß Rawitsch gegen Ende des 17. und zu Anfang des 18. Jahrhunderts wiederholte Plünderungen auszustehen hatte, es erlebte auch 1707 eine furchtbare Feuersbrunst, die von den Russen angelegt war und in der unter anderem auch alle Kirchenbücher bis 1701 ein Raub der Flammen wurden. Aus anderer Quelle erfahren wir,[2]) daß sein Vater Heinrich Bachstrom Bürger und Goldschmied zu Rawitsch war. Wieder aus einer anderen Quelle (siehe S. 33 Anm. 1) entnehmen wir, daß beide Eltern nach 1701 noch gelebt haben. Über Bachstroms Aufziehung liegen einige ganz unvereinbare Nachrichten vor. Wenn es bei Jöcher-Adelung heißt, daß Bachstrom „das Perückenmacherhandwerk erlernet hatte, aber, seiner Versicherung nach, auf seiner Wanderschaft durch einen Traum erinnert ward, die Theologie zu studieren", so wird das wenigstens insofern bestätigt, als auch das im Privatbesitz zu Nawra bei Thorn befindliche Aktenfaszikel berichtet, er sei seiner ersten Profession nach Perückenmachergeselle gewesen. Wenn aber jenes Gelehrtenlexikon fortfährt: „Er begab sich daher, da er schon über zwanzig Jahre alt war, nach Halle auf das Waysenhaus und holte bei seinen guten Fähigkeiten das versäumte sehr bald ein", so ist das in keiner Weise zu belegen. Tatsächlich wurde Bachstrom, zugleich mit einem älteren Bruder Gottfried Heinrich, am 11. Juni 1706, dem St. Elisabeth-Gymnasium zu Breslau zugeführt, und zwar in den ordo I. der classis III. aufgenommen, nachdem er, wie die Matrikel berichtet, vorher die Schule seiner Vaterstadt besucht hatte. An derselben Stelle wird er bei seiner Aufnahme als neunzehnjährig angegeben, das ergibt

Jacobi (Thorn), Professor Dr. Rudkowsky (Breslau), Archidiakonus von Criegern (Leipzig), Bibliothekar Dr. Below (Berlin), die evangelischen Pfarrämter zu Rawitsch (Posen), Marienberg (Sachsen), Cottbus, etwa ein Dutzend Universitätsdekanate, W. Korns Verlag (Breslau), das Königl. Sächs. Haupt-Staatsarchiv zu Dresden, das Landesarchiv zu Budapest.

[1]) Ob und inwieweit diese Angaben über Bachstroms Herkunft durch die erstaunlichen Bekenntnisse eines mir erst beim Abschluß meiner Arbeit bekannt gewordenen Briefes von Bachstrom eine Abänderung erfahren müssen, muß bis dahin verspart werden, wo ich über seinen Ausgang berichte.

[2]) Matrikel des St. Elisabeth-Gymnasiums zu Breslau.

als Geburtsjahr 1687, das richtige Geburtsdatum — das einzige, was ich jenem später ausführlicher zu besprechenden Briefe Bachstroms zu entnehmen wage — ist der 24. Dezember 1686. Sein so später Eintritt in die Gelehrtenschule erlaubt uns zu schließen, daß er durch sein unüberwindliches Streben nach Höherem sich veranlaßt gesehen hat, seinen praktischen Beruf aufzugeben. Er muß in seiner Vaterstadt einen vorbereitenden Unterricht für den Eintritt ins Gymnasium genossen und gut ausgenutzt haben. Sein Fortschritt auf der Schule war gut: im April 1709 finden wir ihn als subdecurio der classis II. Ostern 1710 hat er das Gymnasium schon verlassen, er ist in der Oktoberliste von 1709 gestrichen. Über seine Familienverhältnisse sind wir nur auf Mutmaßungen angewiesen. Vielleicht ist ihm der Besuch einer höheren Schule und späterhin der Universität nur durch das Einspringen menschenfreundlicher Gönner ermöglicht worden. Wenigstens hat er später einem solchen, nämlich „dem Bürger und Handelsmann, Vorsteher der Kirche zu St. Maria Magdalena", Johann Kretzschmer zu Breslau in der Vorrede zu seiner Übersetzung des Pictet ein schönes Denkmal gesetzt.[1]) Über seine jugendlichen Neigungen hat sich Bachstrom selbst einmal flüchtig ausgesprochen:[2]) „Gleichwie ich damals [in meiner Jugend] zum Kriege bestimmt war, so schickte ich mich durch die Erlernung der Mathematik, der Ingenieur-Kunst, der Mechanic, und alles dessen, was einem Menschen, der Soldate wird, nützen kan, dazu aufs Beste an." Will man diese Äußerungen, die zu dem später tatsächlich eingeschlagenen Berufe absolut nicht stimmen wollen, nicht zu seiner in Breslau erhaltenen Ausbildung in Beziehung setzen, so bleiben sie dunkel. Nach seiner später betätigten Vorliebe für die exakten und die technischen Wissenschaften zu schließen, muß von seinen Breslauer Lehrern besonders der ausgezeichnete Gottlob Krantz auf ihn gewirkt haben, der nicht nur in den naturwissenschaftlichen Fächern unterrichtete, sondern ihnen auch, besonders der Mathematik und Astronomie, ein besonderes Studium gewidmet hatte und gerade um die Zeit von Bachstroms Abgang von

---

[1]) „Für die vielfältigen Wohlthaten, die mein Wohl-edler Herr uns allen nach der unglücklichen Nawitzer Verheerung erzeiget". „Sie haben sich als ein Vater erwiesen, sowohl durch allerhand thätliche Hülfe, als durch nutzbare Recommendation an andere Oerter und Personen, ja Sie haben sich, welches das größte ist, eine rechte Freude gemacht, meinen lieben Eltern auch in solchen Sachen, die sie sich zu suchen geschenet, mit der größten Beschwerlichkeit zu dienen, und ihnen in ihrer Bitte zuvorzukommen. Was mein Wohl-edler Herr sonst an meinem Geschwister und auch an mir selbst unbekandter und unverdienter Weise gethan, will nicht erst von Stück zu Stück erzehlen, indem ich nicht so bald damit fertig werden dürffte, etc."

[2]) L'Art de nager. Amsterdam 1741. p. 1.

der Schule an die Stelle des trefflichen Rektors Hanke trat.[1]) Vieles, was außerhalb des Gesichtskreises der Schule lag, muß er sich autodidaktisch angeeignet haben, so die Beherrschung der französischen Sprache, deren er sich im Verkehr mit Höhergestellten ausschließlich bediente, das Italienische, dessen er sich später einmal rühmte, das Polnische und Russische, dessen er in seiner letzten Wirksamkeit benötigt war, vielleicht sogar in gewissem Umfange das Türkische. Wir dürfen ihn uns als einen strebsamen, aber vielfach seine eigenen Wege gehenden Schüler denken, nicht immer bequem zu lenken, schon infolge seines vorgerückten Alters, vielleicht auch nicht abgeneigt, sich über die Gebote der Schuldisziplin hinwegzusetzen. In dem Thorner Aktenband findet sich das Schreiben eines Berufsgenossen Bachstroms, eines Abraham Jäschke, Pastors zu Stroppen in Schlesien, gerichtet an den Senior Ministerii Prätorius zu Thorn, wo Bachstrom damals angestellt war, ein Schreiben, das unter dem Deckmantel der Sorge für seine geliebte Vaterstadt, nicht mehr und nicht weniger als eine Denunziation gegen Bachstrom ist. Er wird hier der „unruhige Bachstrom" genannt, es wird behauptet, er habe gegen einen Freund geäußert, er wolle in Moskau Dienste nehmen, seine Lebensart auf dem Gymnasium sei nicht die beste gewesen, er habe „wegen eines schändlichen morbi, den man pro gallico gehalten," ins Hospital gebracht werden müssen, endlich daß er vorgehabt, eine Oratio quod non sit deus öffentlich zu lesen, was aber der Rektor Krantz unterdrückt habe. Einen Kern mag ja diese Denunziation haben, nicht minder aber von egoistischen Motiven, von Neid und Groll eingegeben worden sein, von Groll sicherlich insofern, als Bachstrom eben schon in Breslau mit seinen abweichenden theologischen Meinungen nicht zurückgehalten hat, von Neid vielleicht insofern, als Bachstrom dem Schreiber bei der Wahl in die Thorner Stelle vorgezogen worden war. — Nach Absolvierung des Gymnasiums hat er zweifellos sofort die Universität bezogen, und zwar, einer Notiz in dem in Privatbesitz zu Nawra befindlichen Aktenband zufolge, einer Notiz, die von dem schon genannten Prätorius, Senior ministerii in Thorn herrührt, in Halle und Jena. Ein Aufenthalt in Halle ist indessen trotz wiederholter Nachforschungen daselbst nicht zu belegen gewesen. Aus seiner späteren geistigen Entwicklung ist nur zu entnehmen, daß ihn die verknöcherte Dogmatik des strengen Luthertums, wie es besonders in Valentin Löscher, dem im übrigen hochgebildeten Superintendenten zu Dresden (seit 1709) verkörpert war, nicht minder aber die Einseitigkeit des Hallischen Pietismus, besonders dessen Gefühlsschwelgerei,

[1]) Über seine Wirksamkeit vgl. Rudkowski in der Festschrift des St. Elisabeth-Gymnasiums zu Breslau.

abgestoßen haben muß und er sich zu der vermittelnden Richtung, wie sie besonders durch Johann Franz Buddeus in Jena vertreten wurde, hingezogen fühlte. Dieser Lehrer scheint ihn vorzugsweise nach Jena gezogen zu haben, wo wir wenigstens Bachstrom unter dem 28. März 1710 immatrikuliert finden. Hier in Jena scheint er seinem vorzüglichsten Lehrer Buddeus auch persönlich näher getreten zu sein. Als er nämlich mit seiner Übersetzung des Pictet beschäftigt war, soll Buddeus von den ihm vorgelegten Proben so befriedigt gewesen sein, daß er erklärt habe, zu dieser und keiner andern Übersetzung eine Vorrede schreiben zu wollen,[1]) ein Vorsatz, der trotzdem nachher nicht ausgeführt worden ist. Wir finden aber, offenbar gegen das Ende seiner Studienzeit, Bachstroms Namen auch in Verbindung mit dem eines andern Buddeus auf dem Titel einer Druckschrift, betitelt: Dissertatio I de officio hominis circa eruditionem acquirendam quam ... in Academia Jenensi publico eruditorum examini submittunt Praeses M. Carolus Frideric Buddeus Anclamo-Pomeranus et respondens Jo. Fridericus Bachstrohm, Ravviczensis Polonus. Ad. d. Martii MDCCXIII.[2]) Die Widmung auf der Rückseite des Titels ist nur von Carolus Fridericus Buddeus unterzeichnet. Dieser Buddeus ist offenbar ein Sohn des Jenenser Professors und hat ebenso sicher Bachstrom zu seinen Freunden gezählt. An jener Arbeit selbst hat Bachstrom offenbar keinen Teil, sondern seine Rolle hat sich auf einige Einwendungen bei der öffentlichen Vorlesung der Dissertatio beschränkt. — Nach Abschluß seines Studiums — dieses Studium muß aber mindestens Teile der Medizin mit umfaßt haben, andernfalls wäre seine später zu erwähnende Promotion zum Doctor medicinae nicht zu erklären — übernahm Bachstrom, wie das bei den Theologie Studierenden damals beinahe die Regel war, den Posten eines Hauslehrers oder Informators bei einem Adeligen, namens von Kessel, im Kirchspiel Stroppen in Schlesien. Wir kennen diese Tatsache nur aus der schon genannten Denunziation des Pastors Abraham Jäschke zu Stroppen, der von Bachstroms Patron nichts Ehrenrührigeres zu melden weiß, als daß er „in Theologicis nichts ästimiret als was von Halle kommt". Diese Informatorschaft hat (nach derselben Quelle) bis 1717 gedauert. Ein Versuch, darauf in der Lutherischen Kirche anzukommen, scheiterte. Zwar erhielt er eine Berufung in das Fürstentum Oels, wurde aber von dem dortigen Konsistorium nicht bestätigt, offenbar weil er sich diesem durch seine abweichenden Lehrmeinungen bereits verdächtig

[1]) Pictets Sittenlehre, übersetzt von Bachstrom. Vorrede des Verlegers.
[2]) Exemplare in der Universitätsbibliothek zu Jena und in der Pariser Nationalbibliothek.

gemacht hatte.[1]) Am Schluß seines Studiums finden wir ihn auch zum ersten Mal als Schriftsteller, und zwar als Verfasser einer gediegenen Übersetzung von Benedict Pictets Christlicher Sittenlehre. In der ersten Hälfte des Jahres 1717 nun erhielt Bachstrom eine Berufung an das Gymnasium zu Thorn, wo er auch wirklich, am 21. Mai, als Professor extraordinarius in classe suprema, also in Prima, eingeführt wurde.[2]) Diese Wirksamkeit in Thorn ist auf Grund reichlicheren Materiales in gewisser Breite zu schildern möglich. Die Stellung, in die Bachstrom berufen war, konnte bei dem hohen Rang, den das Gymnasium einnahm, als eine Auszeichnung gelten, und wir dürfen annehmen, daß sie dem feurigen Geiste Bachstroms und seinen gewiß schon damals vielseitigen Kenntnissen ein reiches Feld der Betätigung bot. Das Thorner Gymnasium, gleich nach Einführung der Reformation in den Räumen des ehemaligen Franziskanerklosters errichtet, stand seit 1706 unter der Leitung des tüchtigen Petrus Jänichius, der zugleich dritter Geistlicher an der Marienkirche war. Der Bürgermeister Rösner war unter dem Titel Protoscholarch zum Pfleger desselben bestellt und unterließ, selbst von ästhetischen Neigungen beseelt, nichts, was die Interessen des Gymnasiums fördern konnte. Neben dem Rektor wirkten fünf Professoren an der Anstalt. Die oberste Klasse hatte schon den Charakter einer Akademie, denn in ihr wurden theologische, juristische, medizinische, philosophische Studien getrieben, sowie öffentliche Disputationen und rhetorische Übungen angestellt. Die Anstalt erfreute sich eines ausgezeichneten Rufes. Nicht nur Einheimische, sondern auch evangelische Schüler aus Polen, Preußen, Schlesien, Pommern, der Mark, sogar aus Ungarn und Siebenbürgen tranken hier aus dem Borne der Wissenschaft.[3])

So dürfen wir annehmen, daß Bachstrom hier in seinem Elemente war. Durchaus unerfreulich dagegen waren die bürgerlichen und kirchlichen Zustände Thorns. „Überhandnehmende Spannung, argwöhnisches Mißtrauen und Eifersucht der Ordnungen unter einander, wie der Bürgerschaft gegen den Rath, hervortretendes Privatinteresse an Stelle des in früheren Zeiten sich so herrlich aussprechenden Gemeingeistes, Verfall wahrer Religiosität und Ausartung derselben in Mystizismus, allgemeines Sinken jeder Bürgertugend, das sind die Grundzüge zum Entwurfe eines Sittengemäldes jener Zeit. — Besonders die Geistlichkeit, in ihrem Besitze sicher wohnend, war

[1]) Aktenband der Thorner Gymnasialbibliothek.

[2]) Thornische Chronica, in welcher die Geschichte dieser Stadt von MCCXXXI bis MDCCXXVI aus bewehrten Skribenten und glaubwürdigen Documentis zusammengetragen worden von Jacob Heinrich Zernecke. Zweyte vermehrte Auflage. Berlin, Ambrosius an 1727. 4. S. 437.

[3]) Jakobi, Das Thorner Blutgericht 1724. (Halle 1896). S. 17.

entartet. Schon 1706 mußte der Rath die Aufforderung an sie ergehen lassen, nicht nur selbst zu predigen, anstatt Candidaten dazu zu bestellen, sondern auch die Kirchen selbst besser als bis dahin zu frequentieren.“ [1]) Gegen diese verrotteten Zustände erhob nun Bachstrom in einer Predigt am St. Andreastage (30. November) 1717 seine Stimme und erregte dadurch von seiten der Getroffenen und ihres Anhangs einen furchtbaren Sturm des Unwillens, der vielleicht um so heftiger war, als Bachstrom noch nicht das Vorrecht eines reiferen Alters in Anspruch nehmen konnte, als er ferner ein Fremder war und vielleicht auch, weil schon bei seiner Wahl ein gewisser Widerstand hatte besiegt werden müssen. Von allen Kanzeln der Stadt herab regnete es jetzt gegen ihn Invektiven und Verleumdungen, so daß er in einem Memorial an den Rat vom 21. Dezember [2]) sich beschwerte, daß er von seinen Amtsbrüdern „als ein rechtes Monstrum von Ketzereien und Schwärmereien angegriffen worden sei, obgleich er mit rechter Freudigkeit und ohne Furcht deshalb vor Christi Richterstuhle zu erscheinen bereit sei“, und so daß er beim Rate die Genehmigung zur Drucklegung seiner Predigt nachsuchte. Aus einem Memorial des evangelischen Ministerii [3]) zu Thorn ersehen wir, daß Bachstrom die Geistlichen der Stadt Mietlinge und Lohnknechte genannt, weil sie auf der Kanzel ihres Salärs Erwähnung getan, und daß er ihnen die Hauptschuld an den inneren Wirren der Stadt zugeschoben hatte. Der Rat versagte die Drucklegung der Predigt, versagte aber auch der Geistlichkeit die Aushändigung der Predigt, offenbar in der Erkenntnis, daß Bachstroms Angriffe nicht unberechtigt waren, und begnügte sich, um weiteres Ärgernis zu verhüten, damit, Bachstrom das fernere Betreten der Kanzel zu untersagen. Nun begann Bachstrom, jeden Sonntag nach beendetem Gottesdienste im Gymnasium pietistische Vorträge zu halten, die von seiten der Bürger, Gymnasiasten, Kaufgesellen ꝛc. lebhaft besucht wurden. Der daraus entstandenen Gärung suchte der Rat durch wiederholtes Verbot der Vorträge zu steuern, und als Bachstrom dieses unbeachtet ließ, belegte er ihn mit Gefängnisstrafe, womit eine Suspension von seinem Amte verbunden war. Kaum freigekommen, begab sich Bachstrom abermals zu einem solchen Vortrag ins Gymnasium und mußte vom Rektor ausgewiesen werden. Man sieht, Bachstrom war kein bequemer Staatsbürger, er fand sich nicht so leicht mit bestehenden faulen Zuständen ab, hatte aber auch den Mut des Märtyrers. Der Verlegenheit, wie er gegenüber einem

[1]) Jul. Emil Wernicke, Geschichte Thorns aus Urkunden, Dokumenten und Handschriften bearbeitet. (Thorn 1842.) Band II. S. 385.
[2]) Aktenband der Thorner Gymnasialbibliothek.
[3]) Aktenband der Thorner Gymnasialbibliothek.

solchen unruhigen Kopfe zu verfahren hatte, wurde der Rat der Stadt ledig durch eine Berufung Bachstroms nach Wengrow. Seine Wirksamkeit in Thorn war am 7. Juni 1720 zu Ende. Hätte er die Ereignisse der Thorner Tragödie noch miterlebt, so wäre er zweifellos eines ihrer Opfer geworden. Wir werden sogleich sehen, mit welchem Anteil er jene Vorgänge aus der Ferne verfolgte. — Wengrow, eine Stadt in der Wojwodschaft Podlachien, zehn Meilen von Warschau, hatte eine Kirche „Radziwillscher Fundation", wo die Lutherischen seit 1650 mit den Reformierten das Simultaneum hatten.[1]) Bachstrom wurde vom Senior Arnold zu Unruhstadt ordiniert, blieb aber in dieser Stelle nur bis 1724, „da er zu weichen genöthiget ward".[2]) Der Grund davon lag diesmal in den politisch-kirchlichen Verhältnissen jener Zeit. Unter dem Konvertiten August II. (1697—1733) suchte, im Widerspruch zu den Bestimmungen des Friedens von Oliva, die von den Jesuiten völlig abhängige Adelsaristokratie in Polen, den Dissidenten die seit zwei Jahrhunderten genossenen kirchlichen und bürgerlichen Rechte zu entreißen. Zu diesem Zwecke wurden die Dissidenten von den geistlichen Vätern als Anhänger der Schweden verdächtigt. So wurde ihnen durch ein auf einem außerordentlichen Reichstag verfassungswidrig durchgeführtes Gesetz verboten, Kirchen zu bauen; ferner sollten sie nur in dem Falle Ämter erlangen, wenn keine katholischen Mitbewerber vorhanden wären.[3]) Bekanntlich stieg in der protestantischen Stadt Thorn die Intoleranz der Jesuiten zu einer solchen Höhe, daß, als der allgemeine Haß gegen ihren Übermut sich in einem Auflauf gegen das Jesuitenkollegium Luft machte, der Orden seine Macht durch die furchtbare Rache, die er an dem Magistrate und der Stadt nahm, bekundete. Sie bestand darin, daß der Bürgermeister Rösner und mehrere andere auf dem Schafotte mit ihrem Leben büßten und die Stadt nur durch eine hohe Entschädigungssumme den Groll der Väter Jesu versöhnen konnte. Infolge der jesuitischen Umtriebe wurden 1723 die beiden lutherischen Kirchen zu Wengrow und Piaski gewaltsam geschlossen, so daß es in einem weiten Umkreis von Warschau keine lutherischen Gotteshäuser mehr gab. Die Sperrung gerade der Wengrower Kirche war um so bezeichnender für den Übermut der Jesuiten, als die Prediger derselben, Bachstrom und Kozaryn, zugleich in Warschau unter dem Schutze und in den Räumen der preußischen Gesandtschaft Gottesdienst abhielten. Jene beiden Geistlichen konnten sich nur durch die Flucht der

[1]) Thomas, Altes und Neues vom Zustande der Evangelisch-Lutherischen Kirchen im Königreiche Polen 1754. S. 130.

[2]) Thomas a. a. O. S. 130.

[3]) G. Weber, Allgemeine Weltgeschichte. 2. Auflage. Band XII. S. 370. — Jakobi a. a. O. S. 21.

angedrohten Verhaftung entziehen. Von ihnen rettete sich Bachstrom in das preußische Gesandtschaftsgebäude. Im Schutze desselben, aber nicht ohne Anfechtungen, sondern sogar von den durch die Jesuiten aufgestachelten Feinden mit dem Tode bedroht, scheint er etwa bis 1729 in Warschau gelebt zu haben. Die Erbitterung seiner Gegner hat er zweifellos noch vermehrt durch seinen Versuch, in die Thorner Angelegenheit einzugreifen.[1] In Warschau befanden sich damals die beiden Schwerin, Bogislaw von Schwerin, der gewöhnliche Bevollmächtigte des preußischen Hofes, und Kurd Christoph von Schwerin, als Spezialgesandter für den polnischen Reichstag.[2] Letzterem, einem Manne von großer Entschlossenheit, machte Bachstrom, als in Thorn das Bluturteil nahe bevorstand, jedenfalls das gerichtliche Verfahren schon im Gange war, den Vorschlag, er wolle nach Thorn eilen und den Rat bewegen, als aus sich selbst die Stadt unter preußischen Schutz zu stellen. Diesem Vorschlag schloß sich Kurd von Schwerin aufs eifrigste an und bat den preußischen Hof um schleunige Zusendung von Vollmachten, um auf seiner Rückreise mit dem Rate von Thorn einen dahingehenden Vertrag zu schließen und preußische Truppen in die Stadt zu führen. Friedrich Wilhelm I. war aber zu wenig energisch, oder aber zu verständig, um dem Vorschlag seines Gesandten Folge zu geben, trotzdem die beiden Schwerin, als in Thorn das Bluturteil verkündet war, diesen gefährlichen Vorschlag wiederholten.[3] Jedenfalls erhellt daraus, welches Gewicht die beiden Schwerin, speziell der jüngere, den Ansichten des einfachen Gesandtschaftspredigers beilegten, dem auch Jakob Heinrich Reichsgraf von Flemming, damals oberster Staatsminister und (evangelischer) Generalfeldmarschall des Kurfürsten von Sachsen und Königs von Polen[4] bezeugte, es sei schade, daß er Theologe geworden sei. Sowohl der jüngere Schwerin wie Flemming blieben seine Gönner. Wenn aus jener für ihn so kritischen Zeit der ersten zwanziger Jahre berichtet wird, er habe schon verschiedentlich, so in Wengrow, als Arzt praktiziert,[5] so wird das zum Teil dadurch bestätigt, daß er 1723 in Kopenhagen auf Grund der Dissertation: De plica polonica zum Doctor medicinae promoviert wurde, also wohl auch, wenn auch nur für kürzeste Zeit, in Kopenhagen sich aufgehalten hat. Im fol-

[1] Jakobi a. a. O. S. 173 Anmerkung 64.

[2] K. A. Varnhagen von Ense, Leben des Feldmarschalls Grafen von Schwerin. Berlin 1841.

[3] Jakobi a. a. O. Anmerkung 64.

[4] Über Flemming vgl. M. Michael Ranfft, Leben und Thaten des .. Obersten Staats-Ministers und General-Feld-Marschalls Jacob Heinrich von Flemming. Naumburg und Zeitz 1732. 4. und Fr. Bülau, Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen (Leipzig 1852). Band IV. S. 346—365: Die Grafen von Flemming.

[5] Aktenband der Thorner Gymnasialbibliothek.

genden Jahre lieferte er für ein naturwissenschaftliches Sammelwerk[1]) einen Aufsatz, betitelt: „Unvorgreifliches Bedencken über den Feuer-Ballen, welcher den 2. Febr. die Fenster in einem Schloß-Zimmer eingeschlagen." Sodann fällt anscheinend in jene Zeit eine Tractatio de lue aphrodisiaca, die später noch einmal in Venedig aufgelegt worden sein soll, von der aber weder die eine noch die andere hat aufgefunden werden können, endlich noch eine physikalische Abhandlung De causa gravitatis (1728). Aus dem Ende dieses bis etwa 1729 reichenden Lebensabschnittes liegt ein wichtiger Brief Bachstroms an Flemming vor,[2]) mit welchem letzteren er demnach in einer Art Verbindung geblieben ist. Um dies zu verstehen, müssen wir einen flüchtigen Blick auf Flemmings Charakter werfen. Sein zeitgenössischer Biograph berichtet von diesem ausdrücklich,[3]) daß seine Klienten an ihm einen guten Patron gehabt, daß, wer einmal seine Gnade erlangt, diese, sofern er sie nicht auf besondere Weise gemißbraucht, zeitlebens genossen habe, daß er „gar zierlich" Deutsch, Französisch, Polnisch, Lateinisch gesprochen, also eine tüchtige Weltbildung besessen habe. Jener Brief nun dankt zunächst, mit Bezugnahme auf schon früher erfahrene Gunst, daß Flemming dem Schreiber in einer seiner Amtsräumlichkeiten ein Asyl gewährt habe und bittet dann um günstige Aufnahme seines „Traitté de la Réunion des Religions", der wohl geeignet sei, das gewollte Gute zu stiften, falls er die Billigung der Theologen erlangen könnte. Es sei zu hoffen, daß diese seine Erörterungen gleich denen des Père Quesnel, sogar unter den Katholiken, die einer Einigung am meisten widerstrebten, eine Art Spaltung zuwege bringen werden, die „unserm teuern Sachsenlande", das der katholischen Lehre nur zu sehr anhänge, nur heilsam sein und es vor großen Unruhen, die Flemming bisher fernzuhalten verstanden, bewahren werde. Dieser Traitté ist die im Jahre 1731 anonym erschienene Schrift Bachstroms: „Liebreiche Vereinigung der drey Haupt-Religionen", deren Urheber hierdurch, gegenüber den bisherigen bloßen Vermutungen, zum ersten Mal festgestellt wird. Ein zweiter Brief Bachstroms an Flemming, datiert: Warschau 31./3. 1728, beklagt sich darüber, daß der Schreiber nunmehr zum fünften Mal innerhalb eines Winters sein Domizil (diesmal das Palais Sandomir) habe wechseln müssen, daß die Katholiken drohten, ihn aufzuheben und aus dem Wege zu räumen, und daß seine Glaubensgenossen nicht wagten, ihm

[1]) Sammlung von Natur- und Medicin- Wie auch hierzu gehörigen Kunst- und Literatur-Geschichten, so sich An. 1724 in den 3. Winter-Monaten in Schlesien und andern Ländern begeben. Leipzig und Budißin 1724.

[2]) Königl. Sächs. Hauptstaatsarchiv zu Dresden, Loc. 679 Korrespondenz des Generalfeldmarschalls Grafen von Flemming mit Bachelay, Berlin, Fol. 12 u. 13.

[3]) Kaufft a. a. O. S. 122.

Hilfe angedeihen zu lassen, um sich nicht selbst bloßzustellen. Er verspricht sich nur von Flemming Hilfe, da das aber Zeit erfordern werde, wolle er unterdessen die Quellen in Karlsbad gebrauchen, einmal, um seinen Feinden Gelegenheit zu geben, durch seine Entfernung sich zu beruhigen, vor allem aber gegen seine Anfälle von Ischias. Zu dem Zwecke erbittet er von Flemming einen Paß. Die Antwort Flemmings meldet (datiert Wien 10./4. 1728), daß Flemming im Interesse Bachstroms an den Bischof von Warschau geschrieben hat und dessen Antwort erwartet, und fügt den gewünschten Reisepaß bei. Diesen Gönner verlor Bachstrom schon wenige Wochen später: Flemming starb während eben dieses Aufenthaltes in Wien am 30. April 1728. Woher rührte diese erbitterte Feindschaft der Katholiken gegen Bachstrom? Es kann nicht dem geringsten Zweifel unterliegen, daß es nicht die Feindschaft der Katholiken schlechthin war, die Bachstrom beinahe zum gehetzten Wilde machte, sondern nur eine Feindschaft der von den Jesuiten fanatisierten Katholiken. Diese aber hatte sich Bachstrom zu Todfeinden gemacht durch sein Eingreifen in die Thorner Angelegenheit. Noch zuverlässiger, weil durch Bachstroms eigene Äußerungen bestätigt, ist die Behauptung, daß es ebenfalls der Jesuitenorden war, der Bachstroms auf die Wohlfahrt seiner Mitmenschen abzielende Pläne in Konstantinopel nicht zur Ausführung kommen ließ, wie es ebenso sicher der Haß der Väter Jesu, dessen Saat in Polen und Lithauen besonders herrlich aufgegangen war, gewesen ist, der später seiner Wirksamkeit in Lithauen durch Verleumdungen und Zwischenträgerei ein so grausames Ende bereiten sollte.

Wir kommen jetzt zu einem Lebensabschnitt Bachstroms, der wieder zu den dunkelsten gehört und wohl auch kaum jemals aufgehellt werden wird, es ist sein Aufenthalt in Konstantinopel, der in die Jahre 1729 bis 1731 (?) fallen muß. Was hatte ihn dahin getrieben? Zunächst doch wohl der Wunsch und die Hoffnung, sich anderswo glücklicher zu betätigen, als ihm nach seinen bisherigen Erfahrungen in der Heimat vergönnt zu sein schien. Daß er sein Augenmerk gerade nach dem Osten Europas gerichtet hatte, wird nicht wundernehmen, wenn man sich erinnert, daß gerade in dem betreffenden Jahrzehnt Rußland unter Peters des Großen energischer Führung angefangen hatte, seinen Anteil an der Zivilisation des Westens zu nehmen, und daß bei diesen Bemühungen jenem Herrscher tatkräftige Ausländer (Lefort, Timmermann, Ostermann) willkommene Gehilfen geworden und mehrfach in hohe Stellungen gelangt waren. Wir wissen tatsächlich (aus einem Schreiben eines Amtsbruders in Schlesien),[1] daß Bachstrom schon, als er noch in Schlesien weilte,

[1] Aktenband der Thorner Gymnasialbibliothek.

um hier eine Stellung zu finden, aber in Oels abgewiesen wurde, einem Freunde gegenüber geäußert hat, „er wolle in Moscau gehen und Dienste nehmen". Es ist vielleicht nicht zuviel behauptet, wenn wir aussprechen, daß er bei seinem großen Tätigkeitsdrange, seinem weiten, vorurteilsfreien Gesichtskreise und seinen schon damals ansehnlichen Kenntnissen in Rußland vielleicht das geeignete Feld gefunden haben würde. Was ihn nach Konstantinopel zog, dafür haben wir nur unsichere Vermutungen, die sich auf eine Äußerung des obengenannten Thomas[1]) gründen. Bei diesem heißt es nämlich, Bachstrom sei „auf königliche Kosten" nach Konstantinopel gekommen. Wenn Bachstroms Zwecke theologischer Natur waren, so konnte die Unterstützung schwerlich von August II. kommen, der nach seiner prekären Stellung in Polen keine andere als eine jesuitische Propaganda hätte fördern können. War aber Bachstroms Mission eine rein zivilisatorische oder beschränkte sie sich auf Verbreitung speziell naturwissenschaftlich-medizinischer Kenntnisse, wie es zuletzt tatsächlich der Fall war, so wäre ja eine Unterstützung seitens des sächsisch-polnischen Hofes denkbar, und Flemming wäre als Vermittler der Gunst anzunehmen. War aber Bachstroms Mission auf Verbreitung des Christentums unter den Türken gerichtet, dann wäre eher eine Unterstützung durch den preußischen Hof anzunehmen. Das verbindende Mittelglied wäre dann Friedrich Wilhelms I. Begünstigung Franckes in Halle; eine Verbindung Bachstroms mit Halle ist freilich nicht nachzuweisen gewesen. Besonders für den jetzt zu besprechenden Abschnitt von Bachstroms Leben muß der Verlust der in Jahns Katalog unter Nr. 612 und 613 verzeichneten Manuskripte bedauert werden. Diesen war nämlich unter anderm beigelegt das Schreiben eines gewissen Clemens[2]) aus Venedig d. d. 26./1. 1731, „darin von Bachstroms Aufenthalt in Constantinopel, wie er daselbst geprediget und das H. Abendmahl ausgetheilet, ingleichen die Druckerei anlegen helfen, etc. geredet wird". Weiteres erfahren wir von Stephan Schultz:[3])

„Es wurde auch mit Herrn Benisch, einem gewesenen Apotheker, der uns den Telemac in vulgair griechischer Sprache zeigte, von dem Bachstrom geredet, der vormals hier [in Konstantinopel] gewesen und verursachet hat, daß hier eine Druckerey angeleget worden ist. Er hat damals mit dem Großherrn und dem

[1]) Thomas a. a. O. S. 130.

[2]) Ist es zu kühn anzunehmen, daß dieser ‚Clemens' identisch ist mit dem treuen Kämmerer Franz II. Rakoczys Klement Mikes, der Rakoczys Verbannung in Rodosto teilte, dessen Briefe an seine Schwester die wichtigste Quelle für den Aufenthalt seines Herrn in Konstantinopel bilden und dessen Name in den von Fiedler zur Geschichte Rakoczys herausgegebenen Aktenstücken (Wien 1855 und 1871) immer nur als Klement erscheint? Vgl. ferner: Miklau, Franz II. Rákóczy. Brünn 1894. S. 43.

[3]) Reisen durch Europa, Asien und Africa. Halle 1774. Theil IV. S. 115.

Großvecier incognito manche wichtige Unterredungen gehabt, und ist auch von hier mit der Ordre weggegangen, einige Gelehrte aus der evangelischen Kirche zu verschreiben, damit hier eine Academia Scientiarum möchte errichtet werden. Er kommt bis nach Warschau, wird aber daselbst als ein Verräther des Landes angegeben und wäre beynahe aufgehänget worden. Indessen hat man hier lange, aber vergeblich auf Briefe von dem Bachstrom gewartet, mithin ist aus der Academie nichts geworden. Die Druckerey wurde aber doch angeleget, auch etliche Bücher in türckischer Sprache gedruckt, nun aber ist sie ganz eingegangen. Die Haupt-Ursache der Hinderniß dieses guten Vorhabens sollen gewesen seyn die Nachfolger des heiligen Ignatii, indem sie die Bücher-Schreiber aufgewiegelt haben, daß durch die Buchdruckerey diese ganz ruiniret würden, weil sie nun nichts mehr zu schreiben hätten. — Der Same zu andern Gedanken und Einsichten ist durch den Bachstrom eingestreuet worden, und der wird zu rechter Zeit noch aufgehen, zu Trotz dem Teufel."

Eine teilweise Bestätigung der Bestrebungen Bachstroms in Konstantinopel erhalten wir von dem schlesischen Arzte Joh. Chr. Kundmann,[1]) der es von Bachstrom selbst nach seiner Rückkehr hörte. Es geht dahin, daß Bachstrom bei der Einrichtung teils der Buchdruckerei, insonderheit in Errichtung einer medizinischen und physikalischen Sozietät gebraucht worden sei; von letzterer habe er das Projekt vorgewiesen. Aus diesen zeitgenössischen Berichten erhellt so viel mit Sicherheit, daß Bachstrom sich in Konstantinopel trotz der Kürze seines Aufenthalts verdient gemacht hat um Ausbreitung der christlichen Religion und durch Mitwirkung bei der Einrichtung der zur Verbreitung abendländischer Literatur gegründeten Druckerei und daß er zur Gründung einer wissenschaftlichen Akademie mindestens Anregungen gegeben hat. Wie stand es mit der Mission unter den Türken und welches war der Zustand der Geisteskultur unter ihnen? Wie es scheint, sind in dem Bemühen, den Muhammedanern die Segnungen des Christentums zugänglich zu machen, die Engländer, und zwar schon 1699, vorangegangen. Schon 1720 hat eine englische Gesellschaft an einer Übersetzung des Neuen Testaments ins Arabische zu arbeiten angefangen; später haben sie sich mit Salomon Negri und einigen anderen verbunden, die entweder als Gesandtschaftsprediger in Konstantinopel oder als Prediger bei der englischen Handelskompagnie gestanden haben.[2]) Auf deutscher Seite hat sich in dieser Beziehung anscheinend der Orientalist Joh. Heinr. Callenberg

---

[1]) Rariora naturae et artis item in re medica oder Seltenheiten der Natur und Kunst. Breßlau und Leipzig 1737. Fol. (Zweyter Abschnitt, fünf und viertzigster Artickel S. 705—727: „Von einem sehr künstlich klein geschriebenen Alcoran und der in Constantinopel errichteten Buchdruckerey, wie auch Academia Scientiarum daselbst.")

[2]) W. E. Bartholomäi, Merkwürdige Spuren der gnädigen Vorsorge Gottes für die armen ungläubigen Muhamedaner und ihre Bekehrung zum Reiche seines Sohnes. Weimar, o. J. (1735). 4. S. 64—65.

in Halle die ersten Verdienste erworben.[1]) Über den Fortgang seiner Bemühungen in dieser Richtung hat er, leider erst von 1736 an, bis 1751 Berichte unter verschiedenen Titeln herausgegeben. Da Bachstrom 1736 die Türkei schon seit mehreren Jahren wieder verlassen hatte, suchen wir seinen Namen in jenen Berichten vergebens, ganz abgesehen davon, daß Callenberg die Namen seiner Sendboten und Helfer, um sie keinen Gefahren auszusetzen, meist geflissentlich verschweigt. Mit diesen Bestrebungen zur Einführung des Christentums bei den Türken gehen nun die um Gründung und Erhaltung einer Druckerei Hand in Hand. Die Erlaubnis zur Einrichtung einer solchen wurde zuerst 1726 unter der Regierung Achmeds II. gegeben, der ihr auch anscheinend alle mögliche Förderung hat angedeihen lassen. Bachstrom mußte, dank seinen mannigfachen Kenntnissen, auch auf dem Gebiete verschiedener Sprachen, dank der Elastizität seines Geistes, vor allem aber auch dank seiner medizinischen Qualitäten bei einem solchen Unternehmen von Wichtigkeit werden, und aus dem Berichte eines Zeitgenossen haben wir ja auch ersehen, daß er verschiedentlich Unterredungen mit dem Großherrn selbst gehabt hat. Eine Geschichte dieser Druckerei kann hier nicht einmal versucht werden. Ein kürzlich erschienener Aufsatz[2]) hat versucht, sie aufzuhellen, ohne daß er über Bachstrom mehr beizubringen vermocht hätte, als was dessen Zeitgenosse, der Arzt Knudmann, an einem ziemlich versteckten Orte darüber mitgeteilt hat. Wichtig ist, weil von einer zeitgenössischen Stimme herrührend, wieder die Angabe Bartholomaeis:[3]) „Gleich unter den ersten Veranstaltungen ist ein besonderer Befehl des Sultans dahin gegangen, unsere Bibel in die Türkische Sprache zu übersetzen, und dieselbe mit Anmerkungen, die sich auf den Alcoran beziehen sollten, zu drucken. Ich weiß nicht, wie weit dieses Werck kommen ist; auserdem aber hat ein Factor aus dieser Druckerey, der 1733. zu Wien gewesen, erzehlet, daß man Arnds Paradiesgärtlein und wahres Christenthum schon in türckischer Sprache unter der Presse habe, und daß noch an mehreren Übersetzungen stark gearbeitet würde. Und ob gleich die übrigen Bücher, die bißher von den herausgegebenen bekannt geworden, meistentheils entweder die Sprachen betreffen, oder historisch und geographisch sind, so ist doch auch dieses, daß freye Künste und Wissenschaften unter ihnen zu blühen anfangen,

[1]) Joh. Heinr. Callenbergs . . Nachricht von einem Versuch die verlassenen Muhamedaner zur heilsamen Erkäntnis Christi anzuleiten. Erstes Stück Halle, Gedruckt in der Buchdruckerey des Jüdischen und Muhamedanischen Instituts. 1739. S. 1—2.

[2]) Gotthold Weil, Die ersten Drucke der Türken. (Zentralblatt für Bibliothekswesen. XXIV. Jahrgang. 2. Heft. Februar 1907. S. 49—61.)

[3]) Bartholomaei a. a. O. S. 64—65.

unter die Hilfsmittel zu zehlen, welche nach und nach zum Besten der Religion ausschlagen können." Daß die Druckerei nach mehreren Jahren doch einging, dazu wirkten offenbar die verschiedensten Ursachen zusammen. Zunächst waren es doch wohl in erster Reihe die inneren Zustände der Türkei im allgemeinen. Der leicht lenkbare, schwache Sultan Achmed wurde bereits 1730 gestürzt, und sein Nachfolger Mahmud vermochte den inneren Wirren ebensowenig zu steuern. Über die durch Anlegung der Druckerei beeinträchtigten und daher aufsässig gewordenen öffentlichen Schreiber äußert sich der Geschichtschreiber der Buchdruckerkunst[1]) folgendermaßen:

„Man hat behauptet, daß sie [die Tätigkeit der Druckerei] auf Grund einer Pression der vielen Abschreiber auf die Regierung eingestellt worden sei. Das ist jedoch unbegründet, auch dürfte der Schaden, der den Abschreibern entstanden war, nur ein sehr kleiner gewesen sein, da die religiösen Werke nicht gedruckt werden durften,[2]) auch das Abschreiben vieler Werke noch notwendig blieb. Mehr scheint der Mangel an Arbeitern maßgebend gewesen zu sein[3]) und die Vorliebe für schön geschriebene Bücher, die allen Orientalen gemeinsam ist."

Daß aber doch die Gefahr eines Aufstandes seitens der Abschreiber bestand, vielleicht schon Anfänge davon vorlagen, beweist die Anordnung des Großherrn, daß die öffentlichen Abschreiber durch die zahlreichen bei den Moscheen vorhandenen Pfründen entschädigt werden sollten. Über die Drucke selbst hat Weil in dem oben angezogenen Aufsatze gründlich gehandelt. Seine Schlußworte: „Die Bedeutung der Errichtung der Konstantinopler Druckerei für das Geistesleben der Türken und die Rolle, die sie in der Pflege der später erwachenden literarischen Interessen spielt, kann nicht hoch genug angeschlagen werden", geben nun auch Bachstroms Anteil daran eine erhöhte Bedeutung, wenn auch dieser Anteil im einzelnen dunkel bleibt. Aber noch ein drittes beschäftigte den unermüdlichen Mann: die Gründung einer medizinisch-naturwissenschaftlichen Akademie, deren Plan ihm von anderer Seite nahegelegt worden zu sein scheint.[4]) Hier aber sollte es nicht einmal zu den ersten Grundlagen kommen, sondern der Haß seiner Feinde wußte das Projekt schon im Entstehen zu vereiteln.

---

[1]) C. B. Lorck, Handbuch der Geschichte der Buchdruckerkunst. Leipzig 1882. Band I. S. 281.

[2]) Doch nur die religiösen Werke der Türken.

[3]) Vielleicht auch die Unvollkommenheit der ersten Einrichtung der Druckerei; wenigstens weiß Schultz an einer andern Stelle seines Reisewerkes zu melden, daß die Typen dieser Druckerei sehr schlecht waren. Vgl. auch Bernoullis Archiv Band III. S. 308—310.

[4]) Die Kunst zu schwimmen. S. 24 „Gleichwie man im Jahr 1728 mir den Vorschlag gethan hatte, zu Constantinopel eine Academie, welche die Medicin und andere Wissenschaften zum Vorwurf hätte, anzulegen, ein Project, welches der Haß meiner Feinde rückgängig gemacht", etc.

Darüber haben wir Äußerungen von ihm selbst. In jenem schon flüchtig angezogenen Briefe datiert Sluck 10. Juni 1741, ohne Adresse, aber ganz zweifellos an den Generalfeldmarschall Kurd Christoph von Schwerin gerichtet,[1]) heißt es über die Ursache des Scheiterns seines Planes ganz unzweideutig:

„. . . A Constantinople où j'étais destiné il y a dix années à y établir une Académie des Sciences, et peut-être j'y aurais causé un changement très considérable dans toutes les affaires d'Etat et de la Régence. — Le savoir de plusieurs langues me donna l'accès à la charge de premier interprete, comme autrefois à Maurocordato, et la pratique de la Médecine me devait faire médecin du Grand Seigneur, je ne dirai rien des autres projets que j'y aurois concerté et exécuté. V. E. sait fort bien que la jalousie de la Religion catholique a fait échouer un si beau dessein, le Pape et l'Empereur ayant par l'instinct des Jésuites de Constantinople porté le feu Roy Auguste à me retenir icy lorsque j'étois venu pour y mener ma famille et des autres aides."

Hier haben wir die unzweifelhafte Bestätigung für die Richtung, in der wir seine Feinde zu suchen haben, zugleich auch eine Erklärung für die einigermaßen unverständliche Versicherung jenes Apothekers Benisch in Konstantinopel, von dem der Reiseschriftsteller Schultz seine Mitteilungen hatte, wornach Bachstrom bei seiner Rückkehr von Konstantinopel nach Warschau beinahe als Landesverräter wäre gehangen worden. Wir hören mit aller wünschenswerten Deutlichkeit, daß es die Jesuiten waren, denen Bachstrom das Scheitern seines Planes, Gefangennahme mit Androhung schimpflichen Todes zu danken hatte. Jesuiten waren bereits im letzten Viertel des 17. Jahrhunderts in Konstantinopel für die Verbreitung der Wissenschaften bemüht, so z. B. ein P. Rohnier durch Übersetzung eines von den Holländern dem Großherrn geschenkten zwölfbändigen Atlasses; später wirkte besonders ein P. Benier für das Verständnis der Mathematik und der mathematischen Instrumente. Gerade mit diesem letzteren könnte Bachstrom, der ja gerade eine medizinisch-physikalische Akademie plante, in Konflikt gekommen sein, diese persönlichen Streitigkeiten hätten aber keinesfalls zu einem solchen Gewaltschritt gegen ihn berechtigen und führen können. Dieser erklärt sich vielmehr nur bei der Annahme, daß der ganze Jesuitenorden dahinter stand, und dieses Verhalten des Ordens ist wiederum nur erklärlich durch die tödliche Feindschaft, die er auf Bachstrom wegen dessen Eingreifen in die Thorner Angelegenheit geworfen hatte. Der Gefahr, als Landesverräter gehängt zu werden, bloß deswegen, weil er aus der Türkei kam, die damals mit Österreich und Rußland im Kriege lag, infolgedessen auch August II., der diesen beiden Mächten allein seine Krone verdankte, sich als Feind

[1]) Archiv des Fürsten Radziwill zu Nieświeżu.

der Türkei betrachten mußte, ist zwar Bachstrom entgangen, um seine Tätigkeit in der Türkei aber war es für immer geschehen, wenn es ihn auch später gegenüber der Unmöglichkeit, in der Heimat eine ihn beglückende Wirksamkeit zu finden, immer wieder mit seinen Wünschen dahin zurückzog.

In den nun folgenden Jahren, etwa bis Anfang 1737, wechselt sein Aufenthalt zwischen Breslau, Görlitz, Freiberg i/S. und Dresden. Immer bemüht, eine seinen Neigungen und seinem bewundernswerten Tätigkeitsdrang genügende Wirksamkeit zu finden, muß er überall herbe Enttäuschungen und Abweisungen erfahren, legt aber darum nicht etwa die Hände in den Schoß und begnügt sich damit die Welt zu verwünschen, sondern nutzt seine Fähigkeiten und Kenntnisse aus, wie es der Augenblick, der ihn meistens auf der Reise findet, erlauben will. Trotz dieser Unstetigkeit erlaubt ihm seine Natur keine Untätigkeit: eine Reihe von Schriften, den verschiedensten Gebieten des Wissens entstammend und von seinem immer größer werdenden Gesichtskreis zeugend, fließen aus seiner Feder, ohne ihm mehr als die Achtung einiger wackerer Männer, die zum Teil die Zierden ihres Faches sind, einzutragen, die theologischen die heftige Gegnerschaft der lutherischen Orthodoxie. Zunächst bestimmte ihn entweder der Wunsch, der Enge der heimischen Verhältnisse für eine Weile zu entfliehen und gleichzeitig seine Kenntnisse im Gebiete der Naturwissenschaften und der Medizin zu erweitern, vielleicht auch zu verwerten, also sich im Ausland praktisch in ihnen zu betätigen, zu einer größeren Reise, die ihn nach den Niederlanden und nach England führte. Die Rückreise war über Frankreich geplant, mußte aber der politischen Verhältnisse wegen Frankreich vermeiden. Wie jeden Binnenländer, so interessierte auch unsern Bachstrom zunächst alles, was mit dem Seewesen zusammenhing, nur daß sein fruchtbarer Geist sich nicht an den bloßen Eindrücken genügen ließ, sondern er fand sofort eine Reihe von Punkten heraus, wo die eigene Erfindungskraft einsetzen konnte, weil die menschliche Erfindungskraft Lücken gelassen hatte. So beschäftigt ihn das Problem der Ebbe und Flut; der Versuch eines Pariser Mechanikers, die störende Deklination und Inklination der Magnetnadel durch eine Spiralform derselben zu beseitigen, veranlaßt ihn zu einer Gegenschrift; die Skorbutkrankheit, der so viele Seeleute zum Opfer fallen, versucht er durch wohlüberlegte Vorschläge in einer anderen Schrift zu bekämpfen; der Umstand endlich, daß so viele Seeleute bei Schiffbrüchen ihr Leben infolge der Unkenntnis des Schwimmens einbüßen, läßt ihn schon damals über einen Schwimmapparat nachsinnen, der ihn bis an sein Lebensende beschäftigen sollte. Für diese Schriftchen, meist in lateinischer Sprache abgefaßt, findet er, der Ausländer, in Amsterdam und Leyden Verleger. Die über den

Skorbut bringt er zur Kenntnis der oft- und westindischen Handelskompagnien, nachdem sie von dem berühmten Boerhave glänzend begutachtet worden ist.[1]) Zwei derselben, der Royal Society in London überreicht, sollten ihm, zufolge Jöcher-Adelung, deren Mitgliedschaft eingetragen haben, was sich aber nach Befragung der History of the Royal Society by Thomas Thomson (London 1812) nicht bestätigt hat.[2]) Erst kurze Zeit vor seiner Reise scheint Bachstrom die ihn erhebende Bekanntschaft Joh. Friedr. Henckels[3]) gemacht zu haben, wenigstens ist der erste uns erhaltene Brief an diesen aus Breslau vom 2./3. 1733 datiert. Wir erfahren daraus, daß Bachstrom sich, offenbar durch Henckels Vermittelung, bei der sächsischen Regierung um eine Unterstützung seiner Studien im Bergfach beworben hat, aber abschlägig beschieden worden ist. So bereist er denn die schlesischen Bergwerke aus eigenen Mitteln. Im nächsten Briefe d. d. 8./9. 1733 finden wir ihn in London. Hier hat er die Bekanntschaft des aus Darmstadt stammenden Botanikers (Johann Jakob) Dillenius gemacht und sich vorgenommen, das Kabinett des (Sir John) Sloane zu besehen, dessen Sammlungen bekanntlich den Grundstock des Britischen Museums bilden. Den Gesamteindruck, den ihm England hinterlassen hat, faßt er in die Worte zusammen: „Wer hier alles erforschen und schaffen wollte, der müßte Ducaten husten können.“ Also an seinem Eifer hat es nicht gelegen, daß er nicht noch mehr erforscht hat, sondern nur an der Kargheit seiner Mittel. Auch in Holland hat er viel Nützliches gelernt, der Besuch des Hauses und des Gartens des Cartesius hat auf seinen ohnehin leicht angeregten Geist noch anregender gewirkt. Das Jahresende findet ihn wieder in der Heimat. Eines der Probleme, das ihn nicht ruhen ließ, war nach seinen eigenen Worten das Systema fontium. Ihm spürt er im Sommer 1734 auf den höchsten Kämmen des Riesengebirges nach (Warmbrunn d. d. 28./7. 1734). Er möchte gern eine Lösung finden, „ohne das liebe Meer hiermit zu inkommodieren“. Daneben verfolgt er aber auch seine alten Entdeckungen im Teichbau, die er bereits ausgearbeitet hat, und will, was er im Punkte des Maschinenwesens gefunden hat, zum Nutzen der Bergwerke fertig machen. Näheres darüber enthalten die beiden folgenden Briefe, der eine datiert Breslau 13./10. 1734, der andere ohne Ort und Datum. Bei seiner Methode des Teichbaues, für die er in Holland manches

[1]) Brief aus Görlitz (bei Bernouilli) d. d. 31/12. 1733.

[2]) Laut Mitteilung meines werten Freundes, Herrn Hugo Bartels in Panthurst (Kent).

[3]) Über diesen siehe: Neue Versuche nützlicher Sammlungen zu der Natur- und Kunstgeschichte (von Grundig) Theil 43. S. 625—647 (Schneeberg 1759). — Ersch und Gruber II. Sekt. 5, 315.

profitiert hat, sollen die Teiche „nicht nur weit fester werden, sondern bey jedem grossen Teiche, wenn er neu angelegt wird, viel 1000 Thaler erspart werden". Was Bergwerksmaschinen oder Wasserkünste anlangt, so pflegt er dieser Kunst bei jeder Gelegenheit nachzuhängen, „wie ich denn neulich ein Modell zu einem Rade angefertiget habe, welches nur etwa $^2/_3$ des gewöhnlichen Aufschlagewassers brauchen wird". Welche Motive ihn bei seinen Projekten und Erfindungen leiteten, verraten eben diese Briefe:

„Es würde vermuthlich sehr schlecht oder wohl gar nicht recompensiret werden, wenn man es gleich der ganzen hochlöbl. Cammer dedicirte und zu des Landes Nutzen übergäbe. Bitte mir doch gelegentlich dero Gutachten hierüber aus, was ich etwa hierinnen zu thun hätte. Es wäre denn, daß man die besten Handgriffe und Kunststücke verschwiege, und erst gegen einen Recompens zu offenbaren sich anheischig machete, welches sich auch nicht allerdings schicken will."

Wenn wir dann in seiner letzten Schrift L'Art de nager sehen, daß er seine Erfindung freudig dahingeben will, wenn es gilt, vermittels derselben Menschenleben aus einem Schiffbruch zu retten, und erst dann eine materielle Belohnung erwartet, wenn mit ihrer Hilfe materielle Güter aus dem Schiffbruch gerettet werden, so erkennen wir darin eine durchaus gesunde Anschauungs- und Handlungsweis In dem ersteren der beiden zuletzt erwähnten Briefe dankt er außerdem Henckel, der ihn nach Lucca empfohlen hat, höchst wahrscheinlich doch in eine industrielle Unternehmung: „ich würde es auch an nichts mangeln lassen, womit ich aus Italien dienen könnte [offenbar durch Übersendung seltener Gesteine]. Die Italienische Sprache hätte ich hierinn zum Voraus." Im nächsten Briefe heißt es:

„Die Stiefeln zu der Italiänischen Reise sind vorlängst geschmiert, und die Reittaschen zu den Erzten fix und fertig; jedoch will mir fast die Zeit zum warten zu lang werden — hätte ich gewußt, daß es so lange werden solte, so hätte ich binnen dieser Zeit schon wieder etliche Reisen nach dem Gebirge gethan, um noch einige Betrachtungen wegen des Ursprunges der Flüsse anzustellen und zu sehen, ob meine Theorie auch in allen Stücken mit der Natur übereinkommt, ehe ich dieselbe publicire. — Um nicht müßig sitzen zu müssen, welches meine größte Plage ist, so habe ich ein kleines französisches Buch oder Anweisung, wie man die Weissagungen der H. Schrift verstehen soll, ins Deutsche übersetzet, welches vermuthlich ehestens herauskommen wird" (Breslau 13./10. 1734).

Die Schrift, deren ungenannter Verfasser der Abt Asfeld ist, erschien mit dem Druckort Frankfurt und Leipzig im folgenden Jahre. Sie zeigt auf dem Titelblatt eine eigentümliche Vignette, die hier zum ersten Male erscheint und von der weiter unten noch die Rede sein muß. Im Mittelpunkt des Bildchens sehen wir eine Nische, in der auf einem Sockel eine Kerze brennt; die Nische ist flankiert von zwei Pilastern, auf deren jedem eine mythologische Figur (Ceres,

Pomona?) steht; der Sockel trägt die Inschrift: Aliis inserviendis consumor; rechts und links von der Nische sind Menschen mit Säen und Pflanzen beschäftigt.

Im gleichen Jahre erschien, im Briefwechsel nicht erwähnt, eine exegetisch-theologische Schrift „Die Deutlichkeit und Klarheit als das wichtigste Kennzeichen der göttlichen Wahrheit. Durch Übersetzung und Erklärung des XII., XIII. und XIV. Capitels aus dem 1. Briefe St. Pauli an die Corinther", und zwar mit dem gleichen Druckorte und dem vollen Namen des Verfassers, worauf ich, da auf dem Titel jene Vignette wieder erscheint, als ein Beweisstück für seine Autorschaft von anderen Schriften Gewicht lege. Aus einem kurzen Brief an Henckel d. d. Dresden 22./5. 1735 erhalten wir eine Andeutung über Bachstroms persönliche und materielle Verhältnisse, die, durch einen späteren Brief aus Slutzko d. d. 15/2. 1741 ergänzt, etwa folgendes ergibt. Die Hauptquelle seiner Einnahmen bildete wohl eine kärgliche Pension auf Grund seiner Dienste in Warschau. In jenem Briefe aus Dresden d. d. 22./5. 1735 sagt er: „Dero Brief hat mir bei dem Herrn Kriegszahlmeister Tüllmann eine recht gute Adresse gemacht, dergestalt, daß er mich recht beklaget hat, daß meiner Gage so wenig wäre." Dazu kamen die sicherlich wenig bedeutenden Einnahmen aus seiner Schriftstellerei, die erst in dieser Periode umfangreicher wird. Bachstrom war verheiratet und Vater von zwei Töchtern, die uns sogleich näher beschäftigen werden. Sein Schwiegervater ist mindestens früher ein wohlhabender Mann gewesen, wenigstens berichtet jener spätere Brief aus Slutzko, daß ein liederlicher Offizier seinem (Bachstroms) seligen Schwiegervater eine Juchtenfabrik „gezogen" und um 20.000 Thaler gebracht, „die wir gar schön hätten erben können". Um von seinen rein persönlichen Verhältnissen gleich alles beizubringen, was hat ermittelt werden können, sei noch erwähnt, daß er noch einen um ein Jahr älteren Bruder, Gottfried Heinrich hatte,[1]) der gleich ihm Theologie studierte und aus Benedikt Pictets christlicher Sittenlehre (von Joh. Friedrich Bachstrom übersetzt) geeignete Stücke in katechetischer Form herausgab unter dem Titel: „Die auf dem schmalen Himmelswege befindliche Hindernisse" (Leipzig und Breßlau 1723). In das Jahr 1735 gehört nun noch eine Schrift, für die er sich zum ersten Mal eines Pseudonyms bediente, das ihm die Verfolgung der orthodoxen Gegner in erhöhtem Maße zuziehen sollte. Im Jahre 1734 war der berühmte oder berüchtigte Freigeist Johann Conrad Dippel, der sich vom Orthodoxen durch den Pietismus hindurch zum Aufklärer entwickelt und durch seine Fahrten und Schicksale weit über Deutschland hinaus je nachdem Teilnahme oder Abscheu erregt hatte,

[1]) Matrikel des Elisabeth-Gymnasiums zu Breslau.

auf dem Schlosse Wittgenstein des Grafen zu Berleburg, der ihm dieses Asyl eröffnet, gestorben. Bachstrom, vor vielen seiner Zeitgenossen durch ein von keiner Parteileidenschaft getrübtes, gesundes Urteil ausgezeichnet, war wohl der Meinung, daß dem Vielgeschmähten am ehesten Gerechtigkeit zuteil werden würde, wenn man ihn in seiner ganzen schriftstellerischen Wirksamkeit kennen lernte, und gab daher folgende Schrift heraus: „Christianus Democritus redivivus, d. i. der zwar gestorbene, aber in seinen Schriften noch lebende und nimmer sterbende . . Dippel in einem summarischen Auszuge seiner Schriften" (Altona 1735). Hätte er als Verfasser seinen eigenen Namen angegeben, so hätte die Gegnerschaft bei gutem Willen annehmen können, er habe nur aus menschlicher Teilnahme für Dippel geschrieben, ohne sich mit dessen Ansichten zu identifizieren. Indem er aber den Schriftstellernamen Dippels für seine Person akzeptierte und sich als Dippel redivivus bezeichnete, lenkte er den bis dahin Dippel gewidmeten Haß auf sich selbst und seine späteren Veröffentlichungen, ja ich habe Grund anzunehmen, daß die Verfolgungen oder Anfeindungen seiner Gegner im Lager der lutherischen Orthodoxie die Vollendung oder doch die Veröffentlichung der Schlußteile seiner besten Arbeit („Das Land der Inquiraner") verhindert haben. Gegenüber den Angaben von Jöcher-Adelung, auf denen alle späteren fußen („Man schiebt ihm auch den Democritum redivivum unter, wozu er sich aber niemals bekennen wollte"), wäre nun aber erst der Beweis zu erbringen, daß Bachstrom und Christianus Democritus redivivus identisch sind. Ich werde das aber, um mich nicht zu wiederholen, aufschieben, bis ich zu Bachstroms Schrift „Das Land der Inquiraner" gelangt sein werde. Zunächst ist jetzt ein Projekt zu erwähnen, das unsern Bachstrom seit seinem Aufenthalte in Holland beschäftigte, das er nach den ihm zu Gebote stehenden Mitteln gefördert und in gewissem Sinne auch zur Ausführung gebracht und dessen Ausführbarkeit auch unter anderen Verhältnissen er auch als möglich nachgewiesen hat; da er damit seiner Zeit weit vorausgeeilt und eigentlich erst die Gegenwart an die Verwirklichung desselben gegangen ist, da wir ferner aus seinen Briefen genauer darüber unterrichtet sind, so wird sich auch eine größere Ausführlichkeit meinerseits rechtfertigen. In Holland war ihm eine französische Schrift in die Hände gefallen,[1]) betitelt: „Indécence des hommes à accoucher les femmes." Sie löste den folgenden Gedankengang in ihm aus:

[1]) Die Kunst zu schwimmen. S. 23. — Der anonyme Verfasser des französischen Werkes ist Ph. Hecquet. Der genauere Titel: De l'indécence aux hommes à accoucher les femmes et de l'obligation aux mères de nourrir leurs enfants. Paris et Trevoux 1708. in-12.

„Indem ich der wahren Ursache, welche diesen Gebrauch [männlicher Geburtshelfer] eingeführet, nachgedacht hatte, so nahm ich wahr, daß man zum Grunde setzte, als ob das Frauen Volck durchaus nicht geschickt wäre, in den chirurgischen Operationen, deren man zuweilen bey der Niederkunft schwangerer Personen benöthiget ist, so grosse Progressen zu machen, wie die Manns-Personen. Ich hingegen war der Meynung, daß der vorausgesetzte Grund der Herren Accoucheurs (Heb-Männer) ganz unrichtig ist, angesehen das Frauen-Volck solche Profeßion von so vielen Jahrhunderten her getrieben. Damit ich nun die Welt deßhalb aus dem irrigen Wahn setzen möchte, so faßte ich den Entschluß davon eine Probe zu machen, und einige Personen des schönen Geschlechts zu unterweisen, mithin sie in den Stand zu setzen, daß sie nicht allein diesen kleinen Theil der Chirurgie, sondern auch alles, was einem Doctori Medicinae um seine Profeßion mit Ehren auszuüben, zu wissen nöthig ist, practisiren könten."

Er erwählte sich dazu seine beiden Töchter, von denen die eine nur 14, die andere gar nur erst 12 Jahre zählte. Sein Plan erweiterte sich ihm bald dahin, zum Ersatz der ihm vereitelten Akademiegründung in Konstantinopel, eine Frauenzimmerakademie zu gründen, „vornemlich für die Medicin, eine Wissenschaft, die wegen vieler Schwachheiten und Krankheiten, welche das schöne Geschlecht vor den Manns-Personen aus natürlicher Scham gerne verborgen hält, ihnen gar nöthig ist. Meine Absicht war sonderlich, das Frauenzimmer in Sachen, welche die Geburt angehen, zu unterrichten, so daß selbiges nöthigen Falls das Amt der Heb-Ammen verwalten könte, ohne daß man jemals nöthig hätte, zu Manns-Personen, welche sich heutigen Tages in das metier der sogenanten weisen Frauen mengen, seine Zuflucht zu nehmen, es wäre denn, daß diese vorher sich gefallen liessen, daß man bey ihnen die Operation vornähme, welcher die Verschnittenen, so zu Constantinopel den Damen im Serail des Sultans aufwarten, unterwerfen wolten".[1])

Im Verlaufe von wenigen Jahren, wie ich annehme, bis 1736, hatten die beiden Töchter so vortreffliche Fortschritte in ihrem Unterricht gemacht, der sich außer auf Lateinisch und Griechisch auf die verschiedensten Wissenschaften bezog, daß nach Meinung des Vaters beide imstande gewesen wären, ein regelrechtes Doktorexamen zu bestehen. Die Öffentlichkeit erfuhr von Bachstroms Projekt zum ersten Male etwas, als seine Töchter den Unterricht des Vaters etwa 16 Monate genossen hatten. Um diese Zeit führte sie ihr Vater einmal auf ihren Wunsch auf den höchsten Turm der Stadt Breslau, den der St. Elisabethskirche, um von da aus die große, durch den Austritt der Oder verursachte Überschwemmung zu betrachten.[2]) Zufällig fand sich dort auch der Rektor Christian Stieff vom St. Elisabeth-Gymnasium mit seinen zwei Söhnen ein, von denen der älteste soeben sein medizinisches Studium nebst anschließender Reise beendet

[1]) Die Kunst zu schwimmen. S. 24—25.

[2]) D. Gomolcke, Beschreibung der großen Schnee-, Eyß-Fahrten und davon entstandenen erschröckliche Wasser-Flutten um Breslau . . bis 1736. Derselbe, Fortsetzung der Wasser-Historie . . des im Juni und Juli 1736 verursachten Wasserschadens. Breßlau 1736.

hatte, der jüngere es eben beginnen sollte. So lenkte sich denn die Unterredung ganz ungezwungen auf das medizinische Studium, wobei die Bemerkung fiel, daß so viele alte Weiber sich in den ärztlichen Beruf einmengten. Bachstrom glaubte damit die Gelegenheit gegeben, für sein Projekt Interesse und Stimmung zu erwecken, und erwiderte auf jene Klage, daß, wenn man den jungen Mädchen das Studium der Medizin eröffnete, die jungen Herren Mediziner sich mit diesen besser zu stellen wissen würden, eine derartige Akademie sei im Entstehen begriffen. Als ihm von der anderen Seite eingewendet wurde, daß das weibliche Geschlecht sich zur Erlernung der Wissenschaften nicht schicken würde, bewies er durch eine sofort vorgenommene Prüfung seiner jüngsten Tochter in allen Teilen der Medizin, daß das Gegenteil richtig sei, und setzte die Anwesenden dadurch in kein geringes Erstaunen. Ebenso günstig fiel die Prüfung aus, als er sie auf die anderen, mehr der allgemeinen Bildung dienenden Fächer richtete. Seit dem Zusammentreffen mit dem als Schulmann und Gelehrten weithin bekannten Rektor Stieff war das Interesse für Bachstroms Plan in weiten Kreisen geweckt, und Bachstrom empfing seitdem häufig Besuche von anderen Gelehrten oder von vornehmen Personen, die dem Unterricht seiner Töchter beizuwohnen wünschten. Durch diesen ersten Erfolg kühn gemacht, vermaß sich Bachstrom kühnlich, zwölf beliebige Bauernkinder beiderlei Geschlechts so zu unterweisen, daß sie nach Vollendung ihres 15. Lebensjahres einem Studenten, der soeben die Universität verlassen, sollten gewachsen sein. Eine Folge aber hatte Bachstroms Projekt nicht und konnte sie bei der Beschränktheit der Anschauungen seiner Zeit nicht wohl haben. Zwar wandte er sich an zwei Universitäten mit dem Gesuche, seine Töchter unter ihre Hörer aufzunehmen. Alles aber, was er erreichte, war, daß in Halle der Professor Junker sich bereit erklärte, die Mädchen an seinen Vorlesungen teilnehmen zu lassen unter der Bedingung, daß sie hinter einem Verschlage, von den männlichen Studierenden abgesondert, ihre Plätze erhielten, und auch dazu bedürfe er der Erlaubnis des Königs von Preußen.[1]) Von einer anderen Universität, anscheinend Leipzig, wurde Bachstrom schlankweg abgewiesen, wie es scheint, sogar mit Spott, und auch eine persönliche Erkundigung bei seinem Dresdener Gönner, dem Hofprediger und Kirchenrat Bernhard Walther Marperger, dem seine Schrift De causa gravitatis gewidmet gewesen war, hatte nur einen negativen Bescheid erzielt. Bachstroms Projekt, den Frauen eine bestimmte Fachbildung zu erschließen, ist, soviel ich sehe, etwas durchaus Neues, womit er, wie schon bemerkt, seiner Zeit

[1]) Brief an den Generalfeldmarschall Schwerin vom 10./6. 1741 im Archiwum J. O. Książąt Radziwillow w Nieświeżu.

weit voraus war. Zwar beruft er sich selbst einmal auf Thomasius, es ist mir aber nicht bekannt, daß die Idee dieses reformatorischen Gelehrten mehr als ein bloßer Gedanke gewesen wäre. Zwar hatte bereits 1698 der Engländer Defoe in seinem Essay on Projects unter anderm die Gründung einer Frauenakademie befürwortet und damit eigentlich nur eine Idee aufgenommen, die vor ihm eine Frau, Mary Astell, in zwei Schriften (A Serious Proposal to the Ladies. 1694 und An Essay in Defence of the Female Sex 1696) vertreten hatte, bei Mary Astell sowohl wie bei Defoe aber handelt es sich nur darum, den Frauen eine umfassendere und tiefere Allgemeinbildung zu geben und sie dadurch auf eine höhere soziale Stufe zu erheben. Wenn nun Bachstrom im Gegensatz zu ihnen den Frauen eine Fachbildung, und zwar die medizinische zugänglich machen will, so mußte er dabei notwendig auf einen noch stärkeren Widerstand stoßen, denn hier handelte es sich nicht mehr bloß um Überwindung der auf die gesellschaftliche Sitte sich gründenden Anschauungen, Bedenken und Vorurteile, sondern um eine Verschiebung der wirtschaftlichen Verhältnisse, wenn nämlich ein bisher den Männern vorbehaltener und von ihnen als Erwerbszweig ausgeübter Beruf in dem weiblichen Geschlechte einen gefährlichen Konkurrenten bekam. Wenn wir bedenken, daß erst das 20. Jahrhundert zögernd und immer noch vereinzelt den Vertreterinnen des weiblichen Geschlechts jene Laufbahn eröffnet hat, so werden wir Bachstroms Vorurteilslosigkeit, Weitblick und Energie nicht umhin können zu bewundern. — Der Unterricht seiner Töchter brachte ihn aber auf das Unterrichtswesen überhaupt, und seine Gedanken darüber und seine Vorschläge zu Reformen hatte er in einer Vorrede zu einer Übersetzung von des Holländers Boerhave Methodus discendi artem medicam niedergelegt, die seine Töchter angefertigt hatten und zu der er Henckel bittet, ihm einen Verleger zu verschaffen, „zumal einen solchen, der auch die Mühe mit etwas bezahlete".[1] In dem gleichen Briefe dankt er Henckel für die gute Meinung, daß er ihn „zu einem membro von der academia Nat. cur. wolle gemacht wissen".[2] Ebenda erfahren wir von neuen Plänen des unermüdlichen Mannes, die, wenn sie auch durch die Inkongruität ihrer Gegenstände in Verwunderung setzen, doch zugleich zur Bewunderung seiner Vielseitigkeit herausfordern. Er schreibt:

„Ich hätte jetzt drei Materien auszuführen: die erste, von einem gründlichen Teichbau; die zweite, von einer gantz gewissen Cur der Stammelnden; die dritte, von der hebräischen Accentuation und Poesie, und möchte ich gerne

[1] Brief aus Breslau d. d. 12. 7. 1736.

[2] Ist dieses die Leopoldinisch-Carolinische Akademie zu Halle, deren Mitglied Henckel selbst war?

wissen, welche Ew. — die beste im Anfang zu seyn bedüncket. Jedoch bitte über das hebräische Problema nicht etwa zu lachen, weil ich selbst andere damit auszulachen gedenke."

Was es mit der Befragung Henckels auf sich hatte, zeigen die vorhergehenden Zeilen, wo es heißt: „Ich würde freilich schon gar viele Sachen ausgearbeitet haben, wofern ich sie nur irgend hätte können an den Mann bringen, wie es hier geschehen kann. Machet man aber kleine oder große Untersuchungen, so thäte es Noth, daß man den Buchführern oder Verlegern noch Geld dazu gäbe, zu geschweigen, daß solche kleine Dinge, wie meine causa gravitatis, bald verworfen werden." Die genannten drei so inkongruent scheinenden Themata erklären sich zur Genüge zunächst aus seinem regen Interesse für die verschiedenen Gebiete der Natur- und Geisteswissenschaften. Dazu kamen aber fast immer ganz bestimmte aktuelle Anlässe. Zu der über die hebräische Akzentuation geplanten Schrift dürfte eine kurz vorher erschienene Schrift, mit deren Resultaten er sich im Widerspruch befand, den Anlaß gegeben haben; ihr Titel lautete: „Die prosaische Accentuation der Hebräer, welche auf eine neue Art, nach eines jeglichen Begriff erläutert, der Jugend insonderheit zum besten, nebst einem Entwurff zu einer vollständigen .. Critischen Historie der Hebräischen Accentuation von Georg Ventzky" (Magdeburg 1735). Für den Teichbau hatte er, wie wir gesehen haben, jahrelange Studien gemacht; sich mit einer Kur der Stammelnden hervorzuwagen hatte er, wie ich glaube unten nachweisen zu können, eine ganz bestimmte Veranlassung. Im Herbst 1736 ist er, offenbar bei Gelegenheit einer seiner wissenschaftlichen Exkursionen im Riesengebirge, nach Böhmen hinuntergestiegen und meldet Henckel aus Karlsbad (d. d. 3./9. 1736), daß er daselbst die Ehre gehabt habe, „der jetzigen königlichen Familie aus Dänemark aufzuwarten, ja vor ihnen zu predigen und ihnen die Wahrheit aus dem Evangelio vom reichen Mann zu sagen". Welche persönlichen Beziehungen Bachstrom zur dänischen Königsfamilie gehabt hat, ist völlig unbekannt. Wir wissen nur aus der Geschichte, daß Christians IV. aus Deutschland stammende Gemahlin (Sophia Magdalena von Brandenburg-Kulmbach) ihre deutschen Verwandten und mit ihnen überhaupt deutsche Sprache und Sitte und deutsches Wesen begünstigte und ihre Vorliebe für Deutschland in jeder Weise an den Tag legte und daß sie weiter, nebst ihrem schwachen Gemahl, in der Religion dem starren Dogmatismus abgeneigt und der streng kirchlichen pietistischen Glaubensrichtung zugetan war. Daraus mag sich in Karlsbad eine persönliche Anknüpfung, vielleicht vermittelt durch den deutschen Hofprediger Bluhme, ergeben haben. — Über den verschiedenen Reisen von Schlesien nach Sachsen und zurück, den mancherlei Bemühungen, eine ihn befriedigende Stellung zu finden, dem doch sicherlich viel

Zeit beanspruchenden Unterricht seiner Töchter, hatte der unermüdliche Mann noch Zeit gefunden, im Laufe des Jahres 1736 zwei weitere theologische Schriften unter dem Pseudonym Christianus Democritus redivivus ausgehen zu lassen. Aus dem Umstande, daß sie meist zusammengebunden vorkommen — sie sind nebenbei bemerkt die am häufigsten vorkommenden von seinen überaus seltenen Schriften — schließe ich, daß sie gleichzeitig oder kurz nacheinander erschienen sind. Die erstere trägt den seltsamen Titel: Christiani Democriti Redivivi Mystisches Paradies Oder . . Lust-Garten ꝛc. Patmos in der Schweiz. o. J. Die zweite („Christiani Democriti Redivivi Umständliche Erzählung, Wie es mit seinem vermeinten Tode zugegangen sey, Und wie er nebst seiner neuen Gesellschaft jetzt in seiner Einsamkeit den Fall Adams und Ursprung der Sünde und alles Bösen gantz anders und besser als vormahls eingesehen") bringt mit der Verlagsbezeichnung: Gedruckt auf dem Johannis-Berge in den Wüsten 1736 — auf 296 Seiten eine wichtige Untersuchung: „Von dem Ursprung der Sünde und alles Bösen." Die wunderliche Einleitung (116 Seiten) erklärt sich aus dem von Bachstrom angenommenen Namen Christianus Democritus Redivivus. Nachdem er mit seiner ersten, mit diesem Namen gezeichneten Schrift die Fiktion aufgestellt, daß Dippel noch lebe (natürlich nur in seinen Lehren), reizte es ihn, den die Enge der deutschen Verhältnisse nicht in eine Lage kommen ließ, die ihm erlaubte, seine reichen Fähigkeiten frei zu entfalten, das Gemälde eines solchen Ortes zu entwerfen, den er (aber eigentlich bloß im Titel der Schrift) zum Aufenthalte Dippels macht, der aber in seiner Abgeschiedenheit inmitten der Schweizer Berge und mit seiner Gelegenheit, allerlei Problemen der Technik, der Bergwissenschaft ꝛc. nachzuhängen, ganz entsprechend Bachstroms eigenen Wünschen gezeichnet ist. So bildet diese romanhafte Einleitung nur die Vorstufe zu seinem besten, speziell den Freund der deutschen Romanliteratur, spezieller der Gattung der Robinsonaden, interessierenden Werke: „Das Land der Inquiraner", dessen zwei Teile mit dem Kryptonym A. B. C. und dem Druckort Frankfurt und Leipzig (1736, 1737) erschienen und das uns in einem besonderen Artikel beschäftigen soll. Hier ist nun der oben versprochene Nachweis zu erbringen, daß die Gleichung: Bachstrom = Christianus Democritus Redivivus = A. B. C. richtig ist. Seit Jöcher-Adelung war die Meinung bei den wenigen, die überhaupt unseren Autor erwähnen, feststehend, daß Bachstrom nicht identisch mit Christianus Democritus Redivivus sei, weil er das stets bestritten habe. Was „Das Land der Inquiraner" und noch einige andere unter dem gleichen Kryptonym erschienene Werke anlangt, so war für diese Bachstroms Autorschaft überhaupt noch niemals in Frage gekommen. Entscheidend für Bachstrom als Verfasser beider

Gruppen von Werken, von denen allerdings nicht alle genannt werden, so daß für einzelne unter ihnen der Beweis auf andere Weise zu erbringen ist, ist eine kleine Reihe von Briefen an Henckel. Zunächst einer aus Breslau d. d. 7./12. 1736. Hier heißt es:

„Indessen ist mir leid, daß ich von Ew. — für den Autorem des leichtsinnigen Inquiraners und wohl gar des verbannten Democriti redivivi angesehen werde. Zum wenigsten bitte es nicht weiter auszubringen, weil ich mir sonst auch die dritte Continuation, welche noch weit härter seyn könte, würde müssen aufbürden lassen. Vielmehr dencke ich für meine Person vorjetzo auf weit nützlichere Sachen, nemlich auf die Verbesserung der Medicin, etc."

Unter dieser Verbesserung versteht er, einem früheren Briefe zufolge, eine methodischere Stufenfolge beim Studium der einzelnen Zweige der Medizin, nämlich daß die Physiologie auf die Anatomie, die Pathologie auf die Anatomie ꝛc. gegründet würde,

„da man doch vorher in einem jeglichen Theile eine besondere Ordnung gehalten hat, wodurch den Anfängern dieses Werck nothwendig hat schwer werden müssen. Dieses habe ich zwar erstlich für meine Töchter gemachet, weil es aber vor des Boerhave Methode den Weg bahnet, so habe ich es als den ersten Theil dieses Wercks, und meiner Kinder ihre Arbeit als den andern Theil zusammen drucken lassen, vorhero aber kommet eine grosse Vorrede von dieser neuen Information, für welche mir wohl mancher Schulfuchs schlechten Dank sagen dürfte."

Weiter heißt es in einem Briefe aus Biala d. d. 19./12. 1740:

„Der Inquiraner läßet nichts unversucht. Wäre aber hier ein Philadelphia, so sehnte sich unsereins nicht nach dem Morgenlande, ob ich gleich nicht sehe, wie ich von einer Fürstin, die mich so reichlich versorget, ohne durch einen Todesfall loßkommen könnte; indessen halte mich doch stets reisefertig, obwohl der Terminus ungewiß ist, denn dort kann sich sowohl der Inquiraner als der Papiermüller des Democritus recht tummeln."

Die entscheidende Stelle begegnet uns aber in einem Briefe aus Biala d. d. 22./1. 1741: „Ob ich gleich jetzt vieles wider den triumphirenden Wolf und dessen beste Welt, Harmoniam praestabilitam ꝛc. fertig habe, so wil's Niemand, so wenig als die übrigen Theile des Inquiraners und des Democriti verlegen." Diesen vertrauten Bekenntnissen gegenüber verliert Bachstroms Ablehnung der in Frage stehenden Bücher völlig ihre Bedeutung, sie ist eine von vielen Moralphilosophen als zulässig erklärte Notlüge. Ein weiterer Beweis für seine Autorschaft ist jene oben beschriebene Vignette, die sich auf den beiden theologischen Schriften, die im Jahre 1735 mit seinem vollen Namen herauskamen, und dann wieder auf sämtlichen mit A. B. C. als Verfasser gezeichneten Schriften findet und daher unmöglich das Emblem eines Verlegers sein kann, als welches sie sich auch auf noch anderen Schriften finden müßte. Endlich haben wir das Zeugnis eines, wenn nicht mit Bachstrom persönlich, so doch mit seinen Schriften

und Schicksalen offenbar genau bekannten Mannes, jenes Jahn, der in seinem Kataloge unter den Nummern 1906 (Umständliche Erzählung ꝛc.), 1907 (Mystisches Paradies), 1034 (Land der Inquiraner) Bachstrom ausdrücklich als Verfasser angibt. Als weniger zwingend sei nur im Vorbeigehen erwähnt, daß Löschers berühmte theologische Zeitschrift: „Unschuldige Nachrichten" gleich beim Erscheinen der in Frage stehenden Bachstromschen Bücher auf diesen als den mutmaßlichen Verfasser hingewiesen hatten, wie sie auch zuerst in Bachstroms einziger anonymer Schrift: Liebreiche Vereinigung der drei Hauptreligionen" vom Jahre 1731 Bachstroms Denkungsart geahnt, vielleicht auch nur infolge eines Gerüchtes auf ihn als Verfasser hingewiesen hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Warum ist Leisewitz' „Julius von Tarent" nicht mit dem Hamburger Preise bedacht?

Von Adolf Nutzhorn in Bissendorf bei Hannover.

Als Leisewitz zehn Jahre nach seinem erfolglosen Wettbewerb um den Hamburger Preis auf den Gedanken kam, mit seiner Komödie „Silvesterabend" um einen anderen Preis zu ringen, fügte er deprimiert hinzu: „Wenn nur mein Genie gegen den Unstern aufkommen kann, der mich um den Hamburger Preis brachte."[1] Welcher Unstern brachte ihn um den Hamburger Preis? Um diese Frage zu beantworten, bedarf es zunächst einer kritischen Beleuchtung der Hauptquellen, die sich mit der berühmten Preisfrage beschäftigen.

Unter ihnen steht an erster Stelle der offizielle Bericht der Theaterdirektion.[2] Dort heißt es: „Das erste Stück „Die unglücklichen Brüder" war zu leer an Handlung, nicht überdacht und reif genug, obschon einige Scenen vorteilhaft Erwartung erregend angelegt, die aber unbefriedigt blieb. Das zweyte hieß: „Julius von Tarent" handlungsvoll, schön dialogirt, voll Nerv und Geist; alles entdeckt den Kenner der Leidenschaft, den denkenden Kopf, den Sprecher des menschlichen Herzens, und kurz — den Dichter von Talenten; es war des Preises entschieden werth, bis ihm das dritte „Die Zwillinge" denselben dadurch abgewann, daß es die mächtige, gewaltige Triebfeder

---

[1] Vgl. sein Tagebuch 14. II. 1787.

[2] Erschien im „Hamburger Theater" (1. Band, Vorrede S. XVIII, Hamburg 1776).

der unentschieden gebliebenen Erstgeburt voraus hatte: „Wer beweist mir, daß ich nicht der Erstgeborne von uns Zwillingen war?“ Das entflammt den wilden hinten angesetzten Guelfo, und darüber fallen beide.“

Schon dieser Bericht ermöglicht eine doppelte Auffassung. Lag Leisewitz' „Julius von Tarent“ den Preisrichtern vor, ehe die Zwillinge eingesandt waren, oder haben die Rezensenten die drei Stücke nur nach ihrem Werte aufgezählt? Ist also die Reihenfolge der Stücke eine zeitliche oder eine steigernde? Diese Frage ist, wie später ersichtlich sein wird, von äußerster Wichtigkeit. Professor Berthold Litzmann, der in seiner bekannten Schröderbiographie auf den berühmten Streitfall näher eingeht,[1] schließt sich der ersteren Auffassung des Berichtes an.[2] Ich halte die zweite für sinnentsprechender. Denn dadurch wird zugleich ein Hauptwiderspruch zwischen dem offiziellen Bericht und einer zweiten Darstellung beseitigt, die F. L. Schmidt in seiner Geschichte des Hamburger Theaters gibt. Für Schmidt als Gewährsmann spricht der Umstand, daß er unter Schröders Augen, ja unter dessen unmittelbarer Mitwirkung schrieb.[3] Schmidt sagt in seiner Geschichte des Hamburgischen Theaters, die in dem von ihm ebenfalls herausgegebenen Almanach fürs Theater erschien, auf Seite 66:

„Es ist dem litterarischen Publikum unerklärlich geblieben, warum Klingers Zwillinge neben Julius von Tarent den Preis erhielten. Die Beurteiler waren dabei außer Schuld. Leisewitz hatte sein Manuskript an einen hiesigen berühmten Gelehrten geschickt, der die Abschrift mehrere Monate unter seinen hiesigen Freunden zirkuliren ließ; unterdessen wurden „Die Zwillinge“ durch Goethe eingesandt und angenommen.“

Dieser wichtige Bericht würde augenscheinlich die Sache gerade umgekehrt darstellen, ginge der offizielle Bericht von der Tatsache aus, daß, wie Litzmann meint, der „Julius von Tarent“ dem Hamburger Theater vor den „Zwillingen“ zugegangen sei. Meine Auffassung des offiziellen Berichtes würde dagegen einen Widerspruch mit der Schmidtschen Darstellung nicht gestatten.

Eine dritte wichtige Quelle, die uns mit den Vorgängen innerhalb des Preisrichterkollegiums bekannt macht, ist der Bericht F. G. Zimmermanns.[4] Nach der Ansicht Litzmanns,[5] der diesem Berichte großen Wert beimißt, fußt Zimmermanns Darstellung auf direkten oder

[1] II. Teil, S. 154—157.
[2] II. Teil, S. 157, Anmerkung am Ende.
[3] Vgl. Uhde, F. L. Schmidts Denkwürdigkeiten, I, 378 ff.
[4] Dramaturgische Blätter für Hamburg, 1821, II, S. 87 f.
[5] a. a. O.

schriftlichen Mitteilungen des Schröderbiographen Meyer.[1]) Zimmermann sagt, die Stimmung bei den Richtern sei gleich von vornherein für Klingers Stück gewesen. Nur Schröder sei anderer Meinung gewesen. Er habe den vermittelnden Vorschlag gemacht, beide Stücke zu honorieren, sei aber mit seinem Gutdünken nicht durchgedrungen, und so seien „Die Zwillinge" angenommen, weil man sich größeren Bühnenerfolg von ihnen versprochen habe.

Auch diese Darstellung steht in keinem Widerspruch, weder zum offiziellen noch zum Schmidtschen Berichte. Es ist nur die Frage, ob Schmidt mit seinem Bericht allein da steht. Hierüber klärt uns nun ein unveröffentlicher Brief von Voß an Hölty auf. Er befindet sich in der Münchener Hof- und Staatsbibliothek unter Höltys Nachlaß. Der Brief beantwortet ein Schreiben Höltys, datiert aus Celle, den 10ten Oktober 1775.[2]) Auf dies Schreiben gehe ich nicht ein. Der Brief von Voß lautet vollständig:

Wandsbeck, d. 14 Nov. 75.

Du kannst bey meinem Wirte wohnen und eßen, mußt Dich aber in einer kleinen Stube behelfen. Der jetzige Bewohner ist schon aufgesagt. Sie kostet 4 mck. Das Eßen wöchentl: 1 rh: Du kannst also kommen, wann Du willst. Ich bin 5 Wochen auf der Reise nach Flensb. gewesen, u. habe Cramern auf der Rückreise besucht. Davon hab ich Dir vieles zu erzählen. Nach Mecklenburg kann ich nicht, und soll ich auch nicht ziehen. Klopstock bleibt in Hamburg. Claudius Frau ist entbunden. Grüß Leisewitz. Sein Trauerspiel ist mir zurückgegeben, weil Klingers Zwillinge, die schon vorher angenommen waren, eben den Inhalt haben. Ich habs im Wirtshause, wo es mir gebracht ward, liegen laßen, weil ichs in der Eile nicht finden konnte, u. vermuthete, daß es mein Stubenfreund, Prof. Fabricius, unversehens in den Koffer gekriegt hätte. Heute fahr ich nach Hamb. und erkundige mich darnach, u. schicke es dann mit dem Hemde, das Hahn[3]) hier vergeßen hat, an Leisewiz. Almanache kann ich jezt nicht schicken, weil keine vorräthig sind. Du kommst doch ja bald und Leisewiz muß sich ein wenig gedulden. In D.[ietrichs] Alm. stehen doch Gedichte von Dir, u. Du hast es nicht nur verschwiegen, sondern geleugnet. Ist das freundschaftlich? Der Streich hat mich sehr geschmerzt. Ich hoffe, Du wirst Gründe anführen können, die mich beruhigen.

Lebe wohl.

Voß.

Dieser Brief enthält also eine kurze Mitteilung über das Schicksal des „Julius von Tarent", die die volle Glaubwürdigkeit Schmidts verbürgt.

Unzweifelhaft ist der „berühmte Gelehrte" Schmidts der Dichter Johann Heinrich Voß. Beide, Voß und Leisewitz, kannten sich bereits

[1]) Fr. L. Meyer geht auffälligerweise in seiner Biographie (Hamburg 1819) so gut wie gar nicht auf die Preisfrage ein.

[2]) S. Karl Halm, Höltys Gedichte und Briefe, Seite 259 und 260.

[3]) Der Göttinger Bundesbruder.

in Göttingen, wo sie zusammen dem Bunde angehörten, und zwar hat Voß zuerst Leisewitz' Aufnahme angeregt und auch durchgeführt, trotzdem er anfänglich an der Begabung des jungen Studenten zweifelte.[1]) Als dieser im Oktober 1774 Göttingen wieder verließ, um vorläufig nach Hannover überzusiedeln, lockerte sich sein Verhältnis zu den Bundesbrüdern, namentlich zu Voß.[2]) Erst kurz vor Ostern 1775 traf er mit letzterem, der auf der Rückreise von Göttingen nach Hamburg einige Stunden in Hannover verweilte, wieder zusammen. Wie Voß später schreibt, hat er Leisewitz bei dieser Gelegenheit einmal gehörig über seine Faulheit im Briefschreiben ausgescholten.[3])

Mittlerweile hatte Leisewitz sein schon in Göttingen 1771 begonnenes Trauerspiel „Julius von Tarent"[4]) beendet. Hölty hatte es Anfang Mai in Händen, um es abzuschreiben. Am 8. Mai 1775 berichtet er Voß:[5]) „Sein Trauerspiel ist fertig, und er wird bald eine Abschrift nach Hamburg[6]) schicken." Die Abschrift ging aber erst zwei Monate später nach Hamburg ab, da sie noch am 29. Juli an Herder gesandt war.[7]) Was dann in den Monaten August bis November geschah, darüber klären uns Schmidt und Voß hinreichend auf.

Der Unstern, der Leisewitz um den Hamburger Preis brachte, war also in erster Linie die unglaubliche Nachlässigkeit von Voß, für die jede Erklärung fehlt. Dazu kam dann in zweiter Linie die unglückselige Übereinstimmung des Stoffes im „Julius von Tarent" und in den „Zwillingen", die ja nach Erich Schmidts allgemein angenommener Vermutung[8]) ihren Grund darin findet, daß Miller, als er mit Klinger 1774 in Gießen zusammenkam, diesem den Plan des Julius mitgeteilt und ihn sogar zur Konkurrenz angespornt habe.

---

[1]) Vgl. Brief von Voß an Brückner, 15. August 1774 (1. Band, S. 174).

[2]) Vgl. Kutschera von Aichbergen „Joh. Ant. Leisewitz", Wien 1876, S. 20 und 21.

[3]) Vgl. Briefe von Voß, Band 1, S. 266.

[4]) Über die Entstehungsgeschichte des Julius von Tarent vgl. M. Niebours Beiträge zur Kenntnis des Dichters Leisewitz, 4. Jahrgang der Jahrbücher des Geschichtsvereines für das Herzogtum Braunschweig S. 63—90.

[5]) Siehe Halm, S. 244.

[6]) Schröders Preisausschreiben ward ein Vierteljahr vorher im 17. Stück des Theatralischen Wochenblattes veröffentlicht.

[7]) Von und an Herder, III, 287.

[8]) Anzeiger für deutsches Altertum, III, 198 ff.

Mimische Studien zu Heinrich von Kleist.

Von Ottokar Fischer in Prag.[1])

4. Mimik des Gesichts.

Daß sich Kleist mit der verführerischen Modewissenschaft des achtzehnten Jahrhunderts, aus den Gesichtszügen eines Menschen den Charakter desselben herauszulesen, beschäftigt hätte, ist nicht überliefert, seine Bemerkungen tragen das Gepräge praktischer Lebensweisheit an sich. Wohl kannte er die Gefahren physiognomischer Grundsätze: „Mienen sind schlechte Rätsel, die auf vieles passen" (Schroff., V. 354), doch zuweilen sah er das Äußere eines Menschen als untrügliches Merkmal von dessen innerer Beschaffenheit an, so fühlt er sich zu einem schweizer Bekannten hingezogen, denn (5, 280), „überdies hat der Mann eines von den Gesichtern, denen ich zu trauen pflege, man mag die Physiognomik schelten, so viel man will". War ihm doch, seinem eigenen Bekenntnis nach (5, 189; 197) „jene traurige Klarheit" gegeben, die ihm zu jeder Miene den Gedanken nannte. Er erkennt die Kunst an, „Mienen zu lesen", „sich auf ein Gesicht zu verstehen" (5, 246; 3, 211), vermag eine Liebesgeschichte aus stummen Blicken zu deuten (5, 257 f.), spricht von Blicken, die reden, von Mienen, die schreiben (Käthchen, S. 248, vgl. Amph., V. 1946). Die Fähigkeit, seines Gesichtsausdrucks Herr zu sein, kommt dem Diplomaten zustatten, daher das eifrige Hüten der Mienen, das Thuiskomar (Herm., V. 161 — wohl nach dem Vorbild Shakespearescher Helden) als staatsmännische Kunst angibt, daher auch Hermanns an Thusnelda gerichtete Warnung „Eh' auch mit Mienen nicht verrätst du dich!" (V. 1747); Kohlhaas (3, 200) gibt „mit keiner Miene, was in seiner Seele vorging, zu erkennen", Nicolo (3, 360) hat ein Gesicht, „das, ernst und klug, seine Mienen niemals veränderte" (vgl. Guisc., V. 137). Wo Kleist auf eine Beschreibung des Gesichtes eingeht, läßt er sich der Regel nach von der Absicht leiten, Züge des Charakters zu erschließen, nur selten gibt er eine poetische Andeutung über rein physische Schönheit (Schroff., V. 693 „Sein Antlitz gleicht einem wilden Morgenungewitter",

[1]) Vgl. Euphorion Band 15, S. 488 ff. und 716 ff. Zu 15, 506 Anm. 2, wo die zwischen Niejahr und Rötteken geführte Diskussion über Kleists „Penthesilea" Erwähnung findet, ist noch Röttekens Duplik nachzutragen: „Einige Bemerkungen zur Methode der Literaturgeschichte. Mit besonderer Berücksichtigung der ‚Penthesilea'." (Euphorion 4, 1897, 718—755.)

V. 2666 („ihr Gesicht) . . . muß wie fliegender Sommer sein", 5, 435 „ein Kind, so schön und schöner als die Morgensonne").[1])

Was für Kleists Gefühlsleben als eines der obersten Gesetze gilt, bildet auch die Grundlage seiner physiognomischen Beobachtungen: Der erste Eindruck, die erste Regung ist entscheidend; stellt sich eine Enttäuschung ein, so pflegt es zu einer „Gefühlsverwirrung" zu kommen, die, einer Stelle zufolge (3, 282), auch in den Mienen Spuren zurücklassen kann. In den Worten des Kommendanten, der die vermeintlich schamlose Anzeige seiner Tochter zu Gesicht bekommt (3, 281), ringt neben ohnmächtiger Wut auch der Schmerz des getäuschten Vaters: „Solch eine Miene! Zwei solche Augen! Ein Cherub hat sie nicht treuer!" (den wehmütigen Erinnerungen der Oberpriesterin an Penthesileas täuschende Anmut vergleichbar, V. 2677 „Solch eine Jungfrau . . . So sittsam! . . . So reizend!"); Gustav läßt sich durch einen Strahl in der Farbe von Babekans Gesicht betören und fühlt sich durch eine entfernte Ähnlichkeit mit einem geliebten Mädchen sofort zu Toni hingezogen (3, 318). Der strenge Richter Walter paßt sein Urteil über Eva ihrem Äußeren an (Krug, Variant, V. 439 „Du hast mir deines Angesichtes Züge bewährt, ich will die meinen dir bewähren": bezieht sich auf V. 45 ff.). Ein edles Gesicht darf und kann nicht irreführen: „(Du wirst) Teufel nicht in deiner Seele dulden, wenn ein Engel noch mit mir spricht aus deinen Zügen" (Schroff., V. 1928; auf derselben Antithese beruht die Schlußpointe der „Marquise von O."). Varus' Enttäuschung entbehrt nicht eines pessimistischen Beigeschmacks (Herm., V. 2097): „So kann man blondes Haar und blaue Augen haben, und doch so falsch sein, wie ein Punier?"

Eine schärfere Charakteristik als mit der Wiedergabe des physiognomischen Gesamteindrucks verbindet Kleist mit mimischen

---

[1]) Die meisten Beiwörter des Gesichts (des Antlitzes) beziehen sich auf das Seelenleben: bedenklich, entsetzensvoll, finster, freundlich, fürchterlich, grämlich, kraus, nichtssagend, stier, trocken, verdrießlich, verlegen, verstört, widerlich, widerwärtig, wild, zähngefletscht (Lesart zu Penth., V. 1595), Satyrngesicht; im Antlitz den Tod (= drohend: 3, 229; anders 5, 359 „Tod auf seinem Antlitz": = schmerzliche Rührung); ihr Antlitz glühte wie ein Wunsch (5, 258). — Ausdruck (des Gesichts): bitter, finster, leidenschaftlich; Ausdr. der Betrübnis, schmerzlichen Empfindens, des Erstaunens, plötzlicher Freude, der Heiterkeit, der lebhaftesten Unruhe, zurückgehaltenen Unwillens, der Verwunderung, wilder und kalter Wut. Echt Kleistisch: „mit einem unaussprechlichen Ausdruck von Gram" (3, 349) und (3, 282) „da sie auf seinem Gesicht deutlich bemerkte, daß er in seiner Empfindung irre geworden war". — 3, 256 „mit vieler Rührung im Gesicht", ebenda „auf ihrem Antlitz drückte sich . . . Mattigkeit aus", 3, 366 „mit der Miene der Reue". Übereinstimmung zwischen Exterieur und Namen: „ein freundlich-liebliches Mädchen, das sich ausnimmt, wie ihr Taufname: Mädeli" (5, 286).

Beobachtungen über das Spiel der Lippen, über die Bewegung des Auges, über die Färbung der Wange.

Das Zucken der Oberlippe wird als häßlich empfunden. Ein undankbarer Emporkömmling nimmt, nachdem er ein peinliches Geheimnis in Erfahrung gebracht hat, „unter einem häßlichen Zucken seiner Oberlippe, seinen Hut", empfiehlt sich und geht ab (3, 372); verhängnisvolle Folgen, so führt bereits der Jugendaufsatz über die Verfertigung der Gedanken aus (4, 77), können durch eine scheinbar harmlose Geberde heraufbeschworen werden: „vielleicht, daß es auf diese Art zuletzt das Zucken einer Oberlippe war, oder ein zweideutiges Spiel an der Manschette, was in Frankreich den Umsturz der Ordnung der Dinge bewirkte." Der „Sittenrichter" Odysseus ist mit jenem Symptom höhnischer Überlegenheit ausgestattet, der naivere Achilles hingegen fühlt sich durch die ironische Geberde aufs peinlichste berührt, und so bittet er Diomedes, vor Odysseus keine Andeutung über die nahende Entscheidung des Kampfes und der Liebe zu machen: „mir widersteht's, es macht mir Übelkeiten, wenn ich den Zug um seine Lippe sehe" (Penth., V. 2451); da er dem Tadler gegenübersteht, ruft er, „sich zurückhaltend: Ich bitte dich, halt deine Oberlippe fest, Ulyß! Es steckt mich an, bei den gerechten Göttern, und bis zur Faust gleich zuckt es mir herab" (V. 2496). Erich Schmidts und Fries' Vermutung scheint das richtige zu treffen. Hier handelt es sich um eine persönliche Idiosynkrasie des Dichters.[1])

Das höchste Maß von Wut gibt sich durch Schaum auf der Lippe kund. „Vor Wut schäumen" der Kommendant bei dem Gedanken an die Tochter (3, 280), der Kämmerer, da er beim Pöbel auf Widerstand stößt (3, 202), und Littegardes Brüder (3, 401; 418). Daß es sich nicht bloß um eine geläufige Phrase handelt, sondern daß dem Dichter das Bild vorschwebt, aus welchem die Wendung entstanden ist, lehrt die Umschreibung des Begriffs ‚der wütende Achill' durch die anschaulicheren Worte „wenn seine Lippe schäumt" (Penth., V. 228); Penthesilea selber wütet unter ihren Hunden „mit schaumbedeckter Lipp'" (V. 2568) — ein vorzügliches Bild dieser „Hündin, Hunden beigesellt". Denn aus einer Übertragung des tierischen Merkmals auf den Menschen mag die Wendung entstanden sein, wobei jedoch zu beachten bleibt, erstens, daß in abnormalen Fällen (bei Wahnsinnigen) tatsächlich Schaum auf die Lippen tritt, und zweitens, daß die Phrase auf eine alte literarische Tradition zurückblickt.[2])

[1]) Das Heben der Oberlippe als Symptom sardonischen Lächelns erwähnt Mantegazza, Physiognomik und Mimik 1880, dtsch. Übers. 1890, S. 212, 275, 374.

[2]) 3, 350 „knirschend vor Wut"; 3, 333 „mit bebenden Lippen"; 2, 125 „mit zitternder Lippe"; Krug, Var., V. 363 „ihre Lippe zuckt"; V. 358 „mit

Nicht bloß an Anderen empfand Kleist den ironischen Zug um den Mund als unangenehm, auch an seinem eigenen Porträt hatte er „etwas Spöttisches" auszusetzen, er kam sich nicht ehrlich gemalt vor (5, 215). Das Lachen war überhaupt Kleists Sache nicht. Selten erklingt in seinen Schriften jugendfrohes Lachen; und von dessen göttlichem und befreiendem Sinn ist kaum ein Hauch zu spüren. In den einzelnen Werken lassen sich die Belege für das Wort „lacht" (nicht etwa: „lächelt") an den Fingern einer Hand abzählen. Die einzige Hermannsschlacht bildet eine Ausnahme. Aus diesem Drama hallt uns ein breites, lärmendes, nuancenarmes Lachen entgegen, das Lachen von Kraftmenschen mit tapferen Armen und verschlagenem Sinn. Es „lachen" Wolf und Dagobert (S. 327, 333), Thusnelda und Hermann (S. 370, 373 ff.): diese beiden in biederem Selbstvertrauen, Hermann auch im Vertrauen auf seiner Gattin Tugend und in dem Augenblick, da ihn ein Kampfgenosse aus übertriebenem Eifer verwundet (S. 449; ebenda „es macht mich lachen"). Neben solch naiv böswilligem Lachen gibts äußerst seltene Momente, in denen das gegenwärtige Glück durch ein lautes Zeichen verraten wird: vielleicht war diese Gleichgültigkeit dem Lachen gegenüber durch Kleists verschwiegenes Naturell bedingt; feinfühlige Menschen fürchten durch ein allzudeutliches Wort die Seligkeit einer Stimmung zunichte zu machen. Selbst gelacht zu haben, gesteht er z. B. in der Erzählung von jener schweizer Idylle, die in seinem unsteten Leben zu den spärlichen Zeitpunkten erleichterten Aufatmens gehörte (5, 287 „wir — Mädeli und ich — lachten beide") — während das Lächeln, das sein Bild ziert oder verunstaltet,[1]) nicht als ein Zeichen ungetrübten Glücks, sondern als gezwungen aufzufassen ist („Dir zu gefallen, habe ich fleißig während des Malens gelächelt, und so wenig ich dazu gestimmt war, so gelang es mir, wenn ich an Dich dachte").

Flüchen, schäumenden"; Lesart zu Schroff., V. 774 „der Entsetzenslaut hat deine reine Lippe bös gefleckt". — „Schaumbedeckter Mund" bei Wahnsinnigen: Darwin, S. 254 f. Zur literarischen Tradition: Shakespeares Cäsar I 2 „He fell down in the market-place, and foamed at mouth, and was speechless"; Schillers Räuber I 2 „Karl Moor (schäumend auf die Erde stampfend)"; Engel, Ideen zu einer Mimik 1, 210 „Der schäumende giftige Geyfer, der im höchsten Zorne von den seitwärts geöfneten Unterlippen herabfließt"; ein Beleg aus dem 17. Jahrhundert in Grimms Wörterbuch s. v. „schäumen".

[1]) Eine farbige Wiedergabe des einzigen Kleistbildnisses wurde erst in allerletzter Zeit durch Minde-Pouet veröffentlicht (Zeitschrift für Bücherfreunde 12, 1908, zu S. 76; jetzt auch im ersten Bande von Herzogs Ausgabe, Insel-Verlag 1908). — Den Verfasser des Zerbrochenen Krugs zu einem sentimentalen Weltschmerzler zu stempeln, liegt mir natürlich fern: Steigs Veröffentlichungen machen auch auf die gesellschaftlichen Fähigkeiten des Dichters aufmerksam; von gelegentlichem Frohsinn wissen zeitgenössische Anekdoten zu berichten, so bei Zolling, 1, S. LXIX.

In dem Abschiedsschreiben an eine gute Freundin (5, 436) gedenkt er wohl der tausend glücklichen Augenblicke, die er mit seiner Geliebten verlebt hat, aber die Worte „aufgelacht (aufgejauchzt)" beziehen sich bezeichnenderweise auf die Empfängerin, nicht auf den Absender des Briefes. Nicht einmal im Lustspiel vom zerbrochenen Krug nimmt das Lachen einen übermäßigen Raum ein, weder die Art und Weise des Lachens noch die lachenden Personen selbst muten sympathisch an: es lacht der boshafte Licht, um seinen Zweifel an der Wahrhaftigkeit von Adams Ausreden anzudeuten, der halbüberführte Richter selbst, um seine Verlegenheit zu verbergen, und eine Magd „kichert" bei einer derben Bemerkung. Guiscards Lachen (1, 188) drückt beileibe nicht Zufriedenheit aus, sondern soll das physische Unbehagen und die seelische Verstimmung gewaltsam unterdrücken: der greise Sprecher des Volks äußert die Furcht, auch der Herzog sei bereits angesteckt, worauf „Guiscard (lachend): Vom Pesthauch angeweht! Ihr seid wohl toll, ihr! Ob ich wie einer aussehʼ, der die Pest hat?" Die Worte über Käthchen (2, 268) „frisch und gesund am Boden liegt sie da, die Schürze kichernd vor dem Mund, und lacht!" sind der bösen Kunigunde in den Mund gelegt, die ja über das ihr verhaßte Mädchen „scharf" und boshaft[1]) urteilt. Bleiben ein paar Belege für den Ausdruck gesunden Glücks und Humors. Hierher rechne ich die Andeutungen der „Familie Schroffenstein": über die versöhnende Sendung des Lachens (V. 1666 „das Blutig-angefangne lachend zu beenden"), über die spontane Bekundung der Heiterkeit (V. 396 „ich muß lachen, eh' ich will, wenn einer sich lächerlich bezeigt"; V. 2159 „Barnabe! Du böses Mädel! Was lachst du? — Ei, was lach ich? Ich bin lustig") und über das Glück der Liebe: die beiden Liebenden machen sich (S. 90) über ihre eignen furchtsamen Verdächtigungen lustig und scherzen leichten Muts, dem Dichter und seinem Mädeli nicht unähnlich; für eine knappe Spanne Zeit ist Ottokar und Agnes sorglose Liebe vergönnt,[2]) sofort jedoch werden

[1]) In „Kohlhaas" dient die Erwähnung des Lachens mehreremal einer unvorteilhaften Charakteristik: S. 143 „unendliches Gelächter" (der Junker); 148 (der Schloßvoigt) „sagte, mit Hohngelächter"; 167 (Junker) „unter vielem Gelächter"; 169 „unter entsetzlichem Gelächter der Umstehenden"; 195 „zum Hohngelächter der Welt"; 197 (Haufen von Menschen) „unter unendlichem Gelächter"; 199 „das Gesindel ... mit vor dem Mund zusammengedrückten Schnupftüchern ... um loszuplatzen"; 225 „da die Leute lachend einander zuflüsterten". Kleists tiefernstem Gemüt lag das Spötteln fern und war wohlfeile Persiflage zuwider: ich verweise hierzu auf die feinen Bemerkungen im ersten Aufsatz von Wukadinowićs Kleiststudien. Auffallend ist die häufige Erwähnung des Lachens in Kleists Aufsatz über das Marionettentheater.

[2]) Auch die zweimalige Erwähnung von Tonis Lachen (3, 328) hebt sich wirkungsvoll vom düstern Hintergrund der Novelle ab.

sie sich dessen bewußt: „Sind wir nicht wie die Kinder? Denn das Schicksal zieht, gleich einem strengen Lehrer, kaum ein freundlich Gesicht, sogleich erhebt der Mutwill wieder sein keckes Haupt". Die Personen des Prinzen von Homburg „lächeln": der kräftigere Ausdruck „lacht" bleibt zweimal (S. 32, 50) der Charakteristik des nüchtern klaren Hohenzollern vorbehalten. Überhaupt sind bei Kleist die Grenzen zwischen Lachen und Lächeln ziemlich streng gezogen, nur in wenigen Fällen greift das Wort „lacht" in das der zarteren Gebärde zugedachte Gebiet hinüber.

Man möge mir nicht erkünstelte Wortklauberei vorwerfen, wenn ich behaupte, für die stilistische Bewertung einer Dichtung seien gerade verschwindende Einzelheiten von entscheidendem Werte; ich suche für den himmelweiten Unterschied der durch die „Hermannsschlacht" und der durch „Penthesilea" ausgelösten Stimmungen eine Stütze in faktischen Angaben und Daten und finde einen von vielen Gründen in einem statistischen Detail: während in der „Hermannsschlacht" acht Belegen für „lacht" ein einziges „lächelnd" gegenübersteht (S. 346), ist in „Penthesilea" von lautem Lachen so gut wie überhaupt nicht die Rede, sondern bloß von stillem, abgestufterem Lächeln, und auch wo man mit Fug und Recht das bestimmtere Wort erwarten dürfte, wählt Kleist den Ausdruck für die feinere und gedämpftere Stimmung: V. 109 „die Teukrischen, die Hohnlächelnden", V. 654 (Achilles), „der Hohnlächelnde", V. 2096 „willst du der Törichten nicht lächeln?".[1]) So steht diese geringfügige Einzelheit im Einklang mit dem Gesamtgepräge der Tragödie, in der es keine feststehenden und geregelten Leidenschaften, keine deutlich benannten und ausgesprochenen Seelenregungen gibt, in der vielmehr alles, von Charakteren und Fabel an bis zu den Gefühlen, bis zu Spannung und Sprache hin, einem fieberheißen, wandlungsvollen Spiel unterworfen ist.

Das Lächeln gibt eine innere Stimmung wieder, bezieht sich aber der Regel nach auch auf einen Nebenmenschen, die Gebärde ist auch der Umwelt zuliebe da, verbindet sich etwa mit einem zarten oder hochmütigen Gedanken an einen Bekannten: so bei dem Dichter selbst, der seiner Braut zu Gefallen lächelt, so bei dem Jüngling, der entweder seinen Doppelgänger im Spiegelglas oder den Freund, dem er eine eitle Entdeckung mitteilt, anlächelt (4, 139). Ein anderesmal drückt das Lächeln einen leichten Unwillen über den Mitunterredner aus (2, 346; 3, 98), wieder ein anderesmal eine leichte Ungläubigkeit (4, 147 „ihr lächelt und zuckt die Achseln"), aber im Gegensatz

[1]) Vgl. noch V. 92, 169, 192, 2029 und die Lesarten zu 2018 ff., 2990 ff. — Bloß V. 738 „kein Gelächter einer Jungfrau" und V. 1571 „mit Hohngelächter".

hierzu auch gegenseitiges Einverständnis (Penth., V. 92 „wir sehn uns lächelnd an"), freundschaftliche Nachgiebigkeit (2, 277, da Strahl sich in Käthchens Traumphantasien hineindenkt; Homb., V. 666 „Der Herr steigt ab, still lächelnd"; 3, 224 „so drückte der Kurfürst sich den Hut lächelnd in die Augen"), auch diskreten Glückwunsch (Schroff., V. 2452), diskretes Gefühl der Überlegenheit in harmlosen Angelegenheiten (so ist an zwei Stellen der Vater der Marquise charakterisiert: 3, 258; 265), diskrete Ironie (3, 267 lächelt der Arzt, dessen Worte ‚Sie sind gesund' soviel bedeuten als ‚Sie sind schwanger'). Außerdem ist das Lächeln, oft als notwendiges Merkmal, einem glücklichen Liebespaar eigen, begleitet die zärtlichen Bewegungen von der Verbeugung bis zum Kuß hin; die energische Äußerung der Liebe stellt sich zumeist erst nach überwundener Scheu ein: 3, 277 „Der Graf lächelte, . . . und schlug . . . seinen Arm sanft um ihren Leib"; 3, 323 „Der Fremde sagte lächelnd zu Toni, indem er ihre Hand faßte"; im Bewußtsein höchsten Glücks und liebevoller Hingebung lächelt Agnes (1, 142), im Bewußtsein, der Graf sei in sie „wie ein Käfer" verliebt, lächelt Käthchen (2, 278; 283), Jupiter fordert von Alkmene, „ihm seine ganze Forderung an die Schöpfung in einem einzgen Lächeln auszuzahlen" (Amph., V. 1530). Eine ganze Skala von Gefühlen durchläuft jedoch die lächelnde Liebe des Achilles und der Penthesilea: Siegerin, gibt die Königin das Leben „lächelnd, ein Geschenk, ihm wieder" (V. 169); zum Zeichen ihrer Gunst sieht sie sich fliehend um „und lächelt, und ist fort" (V. 192); mit gleichem Ausdruck schaut Achilles zur Angebeteten empor: Penthesilea „(stockt und sieht ihn an). Warum lächelst du? — Wer? Ich? — Mich dünkt, du lächelst, Lieber. — Deiner Schöne" (V. 2029); ja noch im Tode sollte ein stieres Lächeln die Lippen Achills umspielen (Lesart zu V. 2990 ff. „ . . . sieh — der Rest von einer Lippe — Sprich, dünkts dich nicht als ob er lächelte? . . . Und jener andre Teil er lächelt auch"). Noch in der Grimasse eines toten Menschen späht Penthesileas irrer Blick nach einem Liebeszeichen! Ein harmloseres Übergangsstadium zwischen Freud und Leid ist in der an mimischen Beobachtungen so überreichen „Marquise von O." angedeutet: 3, 286 „Regung, die halb ein Seufzer, halb ein Lächeln"; 3, 271 „indem sie mit weinenden Augen lächelte" — ein schöner Beleg für ein kombiniertes antithetisches Spiel der Gesichtszüge.

Ein ähnliches Aufsteigen von zärtlichstem Sanftmut bis zum Symptom krankhaft überreizter Leidenschaftlichkeit nehmen wir auch an der Gebärde des Küssens wahr; doch bedingt die dieser Lippenbewegung von Natur aus anhaftende erotische Bestimmung intensivere Ausdrücke für den Schmerz als wir beim Lächeln feststellen konnten, bei dem die Vorstellungen und Gefühle der Liebe doch erst in zweiter

Reihe in Betracht kommen. Es gibt allerdings Fälle, in denen auch der zwischen zwei jungen Leuten verschiedenen Geschlechts gewechselte Kuß des erotischen Beigeschmacks ermangelt; einen Kuß ist auch der eifersüchtige Ottokar gern bereit, seinem Nebenbuhler zu gönnen (Schroff., V. 1492), während der minder empfindsame Bauer Ruprecht des wohlwollenden Richters Frage, ob er Eva einen Kuß geben dürfe, aufmunternd beantwortet: „Und einen tüchtigen" (Krug, Var., V. 472); Ottokar sendet die jugendliche Barnabe als Liebesbotin ab, die mehr zu bestellen hat als bloße Worte, und es ist vom Dichter zart angedeutet, das von Ottokar harmlos geküßte Mädchen bleibe nicht ungerührt (1, 129 „Barnabe sieht ihm nach, seufzt und geht ab"). Der Begehrlichkeit entbehrt der Stirnkuß, dem etwas hoheitsvolles, zuweilen auch herablassendes eignet, der daher dem Kurfürsten oder dem Kaiser ansteht (3, 121; 426); die Gräfin, auf deren Hand sich die gefangene Kunigunde herabbeugt, erwidert mild: „ich kam, um eure Stirn zu küssen" (2, 236); die gleiche Absicht und dieselbe Abwehr ebenda S. 309, da Käthchen die Hand des Grafen an die Lippen führt, worauf er ihre Stirn küßt: hatte er sie doch gleich beim ersten Zusammentreffen gedankenvoll angeschaut, sich zu ihr gebeugt und ihr unter Segenssprüchen die Stirn geküßt (S. 186). Vor der innigsten Umarmung drückt Gustav, „gleichsam zum Zeichen der Aussöhnung und Vergebung", einen Kuß auf Tonis Stirn (3, 328). So äußert sich die mütterliche Liebkosung in der Novelle „Zweikampf" (3, 417), so lautet in Kleists Briefen der zarteste Gruß an Schwester und Braut (5, 344; 215).

Der Handkuß war zu Kleists Zeiten und in Kleists Heimat keine selbstverständliche Forderung der Galanterie. Wo er dieser Gebärde Erwähnung tut, geschieht es mit Nachdruck, ja Pathos, so vor allem in den Briefen an seine Verwandten (5, 330 „Ich bin so gerührt . . ., daß ich es nicht beschreiben kann . . . Adieu, meine teuerste Ulrike, ich küsse dir die Hand", 397 „wie glücklich wäre ich) . . ., wenn ich deine Hand küssen könnte"; 295 „und nun küsse in meinem Namen jeden Finger meiner ewig verehrungswürdigen Tante!"). Daß er es nicht bei bloßer Phrase bewenden ließ, dafür zeugt der rührende Bericht, wie der Dichter Wieland durch die Rezitation des Guiscardfragments so entflammt wurde, „daß mir, über seine innerlichen Bewegungen, vor Freude die Sprache verging, und ich zu seinen Füßen niederstürzte, seine Hände mit heißen Küssen überströmend" (5, 294). In den Werken gehört der Handkuß zu den typischen und beliebtesten Gesten; Rührung, Dankbarkeit und eine gewisse sklavische, zumindest dienstbeflissene Rührseligkeit kommt zur Geltung (eine noch devotere Ehrfurchtsbezeugung liegt in dem Küssen der Knie und Füße: Schroff., V. 2000; Penth., V. 1527).

Ein Europäer steht nicht an, auf die knöcherne Hand einer häßlichen Mulattin „vielfache Küsse niederregnen" zu lassen (3, 321), eine Gattin küßt ihres Mannes Hand „mit Tränen, Freudentränen", wenn sie nur glauben darf, er habe sein Gewissen durch keinen Frevel befleckt (Schroff., V. 1869), Käthchen greift instinktiv nach der Hand ihres Herrn trotz dessen roher Drohungen (2, 258); ja auch nachdem er ihr die Reize ihres bevorstehenden Zusammenlebens ausgemalt hat, will sie auf die stürmische Werbung mit der Gebärde einer Magd reagieren (S. 309). Die Töchter küssen ihrer Mütter Hand selbst ohne äußeren Anlaß: Agnes und Toni, um ihre Verlegenheit zu verbergen (1, 33; 3, 335), die Marquise, um ihre Liebe zu bekunden und Vergebung zu erbitten, obwohl sie sich schuldlos fühlt (3, 283 „drückte sich, von Gefühlen überwältigt, tief auf ihre Hand hinab"). ‚Von Gefühlen überwältigt' küßt auch Prothoe die Hand ihrer unseligen Herrin, und zwar mit dem für Kleist tief charakteristischen Ausruf „wie rührst du mich!" (Penth., V. 2801), ‚von Gefühlen überwältigt' sind auch die Männer, die Männern die ergebene Huldigung darbringen, ohne durch feudale Bande oder durch Knechtschaft an sie gekettet zu sein: Kohlhaas' ehrfürchtiger Abschied von Luther ergibt sich nicht bloß aus dem Verhältnis des Laien zum Geistlichen, sondern aus dem Bewußtsein tiefer Dankbarkeit und drückender Schuld (3, 185; auf den Handkuß folgt der Kniefall); Strahl ruft, aufs tiefste ergriffen, das Andenken seines Ahnen Winfried an: „Grauer Alter! Ich küsse dir die Hand, und danke dir, daß ich bin" (2, 213); der greise Kottwitz sucht nach Worten, dem todesmutigen Prinzen seine Bewunderung zu bezeugen („Mein Sohn! Mein liebster Freund! Wie nenn' ich dich?") und bittet ihn: „Laß deine Hand mich küssen!" (Homb., V. 1764).

Es gehört auch nicht zu den Seltenheiten, daß zwischen Männern ein richtiger Kuß gewechselt wird. Zur brieflichen Wendung „mein guter Junge, es hat nichts zu sagen, und ich küsse dich" (5, 326) gibts in den Schroffensteinern anschaulichere Analogien. Ottokar küßt seinen Halbbruder und heimlichen Rivalen (1, 23), wie ja überhaupt das anfangs so zärtliche Verhältnis der beiden durch hochdramatische, wirkungsvolle Gesten angedeutet ist (die beredte Bewegung 1, 28 „Ottokar lehnt sich auf Johanns Schulter", ist bei Brahm nachdrücklich hervorgehoben). Nachdem er die Grundlosigkeit des verheerenden Familienzwistes eingesehen hat, ist Ottokar so lustig, daß er selbst des alten Fintenring „zähnelose Lippen küssen" wollte (V. 2274).

In erotischer Beziehung kommt dem Kusse symbolische Bedeutung zu. Durch einen Kuß wird ein Lebensbündnis besiegelt, ein Kuß vertritt den triumphierenden Ausruf ‚du bist mein' und ver-

dolmetscht das Unaussprechliche des Gefühlslebens (Schroff., V. 2423 „mit diesem Kuß verlobe ich mich dir"; Penth., V. 1805 „so grüß ich dich mit diesem Kuß . . . mein"; Schroff., V. 2469 „und alle Liebe sprech ich aus mit Einem, mit diesem Kuß"). Als Beiwörter wählt Kleist die Adiektiva: lang, vielfach; heiß, glühend, lechzend; als Umschreibung die Wendungen: einen Kuß geben, nehmen, aufdrücken; an die Lippen (an den Mund) drücken; als Hyperbeln: mit Küssen überdecken, überströmen, Küsse regnen nieder. Das begehrliche Küssen der Lippen (2, 307 „himmelsüße Lippen"; 5, 73 „Kuß der Liebe auf die durstenden Lippen drücken"), verbunden mit anderen rein sinnlichen Merkmalen, als: Zurechtlegen des Mundes, Sichherabbeugen, unersättliche Gier, charakterisiert an einer schwülen Stelle (3, 288) nicht etwa eine Liebesszene, sondern — die rührende Versöhnung zwischen Vater und Tochter; Erich Schmidt hat im Drama des Sturms und Dranges und in Rousseaus Neuer Heloise zu dieser Verwendung eines erotischen Motivs Analogien nachgewiesen.

In prägnanter Bedeutung findet sich das Wort ‚Kuß' als Symbol des Geschlechtsaktes gebraucht, und obzwar unrichtiger Prüderie abhold, hat der Dichter diesem Euphemismus trotzdem ein Bürgerrecht in seinen Schriften verliehen: Penth., V. 1965 „ein Knabe geboren von der Tyrannen Kuß"; Käthchen, S. 183 „von seinem Kuß geschwängert", S. 294 „ein Übermütiger, aus eines Gottes Kuß, auf einer Furie Mund gedrückt, entsprungen"; 4, 145 „dagegen derjenige, der . . . ein Mädchen küßt, zweifelsohne einen Jungen zur Welt bringt . . ." In übertragener Bedeutung wird vom Küssen der Erde gesprochen, Herm., V. 2074 „jedwedes Haupt zum Kuß auf der Germania heilgen Grund zu nötgen"; 2, 186 = 3, 384 „Boden mit Haupt und Scheiteln küssend". Eine eigenartige Personifikation ist in der Wendung „ich küsse . . . das Herz" (5, 200) enthalten — das Herz spielt überhaupt die Rolle eines selbständigen Lebewesens —, eine besondere prägnante Verwendung des Worts führt zu dem Tropus „was sie irgend tat, es war ein Kuß" (Lesart zu Penth., V. 2683 ff.).

Die erotische Atmosphäre der „Penthesilea" bedingt ein Überwuchern der Ausdrücke für Liebesbezeugungen. Die Enden des Bogens küssen sich (V. 2647), der Frühling drückt den Kuß auf den Busen der Natur (V. 2043), die Sonne küßt des Achilles junge Scheitel und wird von der eifersüchtigen Königin als Nebenbuhlerin angesehen (V. 1061 ff.). Die Verknüpfung der Erotik mit Todesvorstellungen („Kuß des Todes": Penth., V. 1405 = 3, 373) deutet bereits ins Bereich des Doppelsinns der zwischen Lust und Leid schwankenden Anspielungen hin. Die allgemeingültige Beobachtung, die Mimik der Grausamkeit weise mit der Mimik ge-

schlechtlicher Wollust manche Übereinstimmung auf,[1]) findet in Kleists Schaffen ihre poetische Bestätigung. In den Schroffensteinern findet sich bereits die flüchtige Erwähnung einer gewissen Beziehung zwischen Wollust und Schmerz (V. 1036 „ich zittre selbst vor Wollust und vor Schmerz,[2]) mit meinen Armen dich zu umschließen", V. 1054 „mit Wollust, wie deinem Kusse sich die Lippe reicht, reich ich die Brust dem Stoß von deiner Hand"), und die Assoziation des Küssens mit leidvollen Vorstellungen hatte sich wohl seit lange in Kleists Ideenwelt gestaltet, war vielleicht mit der Anlaß dazu, einen harmlosen Gleimschen Reim durch eine originellere Apostrophe an den Tod zu ersetzen: „kannst du doch mit Zähnen ohne Lippen wohl die Mädchen beißen doch nicht küssen" (5, 229, aus dem Jahre 1801). In der Penthesilea feiert dann der Doppelsinn der Lippenbewegungen wahre Feste. Ich behalte mir die einzelnen Belege für das sechste Kapitel vor und setze nur eine Stelle aus der handschriftlichen Fassung der Tragödie her: „Dir waren meine blutgen Küsse lieber als die Lustfeuchten einer anderen", sollte Penthesilea, über Achills Leichnam gebeugt, triumphieren (Lesart zu V. 2990 ff.). — An den Stil der „Penthesilea" gemahnen auch Kleists briefliche Naturschilderungen: ist in der Dichtung von den Küssen der Sonne die Rede, so sind in den Briefen die Flüsse als Jungfrauen personifiziert: das Verhältnis des Stroms zu den ihn einengenden Ufern und zu den Städten ist das Verhältnis von Liebenden; der Main, die Elbe, der Rhein küssen die Hügel, die Weingärten, die Stadt Dresden (5, 145; 147; 218; 223; 237; über Main und Rhein mit wörtlicher Übereinstimmung: „er durchbricht den Rebenhügel nicht, sondern umgeht ihn, mit beruhigtem Laufe seine blumigten Füße ihm küssend").

Eine wichtige Rolle ist in den Kleistschen Liebesschilderungen dem Ausdruck des Blicks zugewiesen, und sowie beim Kuß eine geheime Beziehung zum Sterben obwaltet, so ist auch mit dem Zauberblick der Geliebten gewissermaßen ein Todesgedanke verknüpft: am herrlichsten scheinen Kleist die Blicke zu sein, die ein Sterbender entsendet. Von einem Schuß aus Gustavs Pistole hingestreckt, will Toni ihrem ungläubigen Geliebten beteuern, sie sei unschuldig und habe, ihn zu retten, zu listiger Gewalt gegriffen; doch die Kräfte entschwinden ihr: „„Ach!" rief Toni, und streckte, mit einem unbeschreiblichen Blick, ihre Hand nach ihm aus ..." (3, 350). Über Gustavs Leben schwebt ein besonderes, vielleicht noch nicht genugsam

[1]) Vgl. z. B. Mantegazza, S. 286.

[2]) 3, 257 „daß er die Lust und den Schmerz nicht beschreiben könne, die sich in dieser Vorstellung umarmt hätten".

betontes Verhängnis: er wird zweimal von ähnlichem Unglück betroffen. Denn seine französische Braut hatte gleichfalls, ihn zu retten, ihn scheinbar, wo nicht verraten, so doch verleugnen müssen, und auch sie hatte sich „mit einem Blick, der mir unauslöschlich in die Seele geprägt ist", von ihm verabschiedet (3, 330). Auch in Achills Liebe zu Penthesilea stellt sich der Blick als entscheidendes Moment dar; erst nachdem er die Königin zu Boden geworfen und nachdem sie, in Erwartung des tödlichen Streichs, zu ihm emporgeblickt hat, erst da flammt in seiner Seele die Leidenschaft auf: „ihr Götter!' ruft er, was für ein Blick der Sterbenden traf mich!" (V. 1132): Erich Schmidt zufolge ist dies die antike Situation nach der Tötung. Kohlhaas' Frau verabschiedet sich auf dem Sterbelager gleichfalls „mit einem überaus seelenvollen Blick" (3, 165).

Selbstverständlich ist das Auge zu physiognomischen und charakterisierenden Zwecken verwendet. Die blauen Augen Hermanns kontrastieren mit seiner Verschlagenheit, bei Diomedes hingegen deuten sie auf Naivität und bei einer Amazone auf Sanftmut (Penth., V. 2465, 1430); der Gegensatz im Gesichtsausdruck Penthesileas oder der Marquise vor und nach der schmerzlichsten Kränkung ist durch Beschreibung des Blicks angedeutet (Penth., V. 2697; 3, 291). Eine reiche Charakteristik verschiedenster Blicke wird durch folgende Epitheta angestrebt: beklommen, entsetzlich, finster, flüchtig, forschend, freudig, funkelnd, gedankenvoll, gleichgültig, sprachlosen Grimms, heiß, herrlich, mißvergnügt, mordvoll, schelmisch, scheu, scheußlich, seelenvoll, sprechend, tötend (Blicke, in denen sich der Tod malte), (mit tötender Wildheit), traurig, träumerisch, unbeschreiblich, ungewiß, voll (stiller) Verachtung, wehmütig. Vielleicht unterm Einfluß von Reminiszenzen an den Volksaberglauben vom bösen Blick wird die gefährliche Wirkung eines Blicks angedeutet: „Was klotzest du mich an? Denkst du, ich wüßt es nicht, daß Dus mit Blicken mir gleich einer Säure in das Herz noch ätzest?" (Lesart zu Schroff., V. 977); „Wenn man mit Blicken um sich beißen könnte, er hätte mich bereits zerrissen hier" (Amphitr., V. 1737). Den personifizierenden poetischen Tendenzen wandeln sich Bäume zu Lebewesen mit kindlichen Blütenaugen (Schroff., V. 492), ja selbst die abstrakte Vorstellung „Fehltritt" (Homb., V. 1095) kleidet sich in die Gestalt eines blonden blauäugigen Knaben; dem Blicke selbst wird (Penth., V. 385) eine geradezu körperliche Gestalt angedichtet: „Der Blick drängt unzerknickt sich durch die Räder . . . nicht hin!"

Wenn schon das ruhende Auge voll Ausdruck und Leben ist, wohnt der reflektorischen Mimik des Weinens begreiflicherweise eine noch schärfer charakterisierende Fähigkeit inne. Die überwältigenden Gefühle erzwingen sich gebieterisch ein äußeres Zeichen. Kleists

Helden — und ich denke da nicht an die führenden Gestalten seiner Stücke, sondern an Helden in des Wortes eigentlicher Bedeutung — weinen, ohne sich ihrer Tränen zu schämen.[1]) Als bewußter Gegner der klassischen und pseudoklassischen Forderung einer Übereinstimmung zwischen seelischer Anmut und äußerer Ruhe protestiert er mit seinem Homburg gegen das Starre antikisierender Weltanschauung — sowohl gegen Winckelmanns ästhetische These von der stillen Harmonie als gegen Schillers rigorose Heroenmoral. Schon in seinem dramatischen Erstling findet sich eine Absage an die Unnatur des Stoizismus:[2])

> Nicht jeden Schlag ertragen soll der Mensch,
> Und welchen Gott faßt, denk ich, der darf sinken,
> — Auch seufzen. Denn der Gleichmut ist die Tugend
> Nur der Athleten. Wir, wir Menschen fallen
> Ja nicht für Geld, auch nicht zur Schau. — Doch sollen
> Wir stets des Anschauns würdig aufstehn. (Schroff., V. 964 ff.)

Jeder Behauptung wußte Kleists skeptischer Geist allerdings auch eine Negation gegenüberzustellen; auch seine jugendliche Theorie von dem Ausdruck der Affekte behält er daher nicht unverändert bei, die Todesfurcht stellt sich ihm nicht gleich von vornherein als etwas lobenswertes oder abscheuliches dar, vielmehr als Problem, dem er auf Grund eigener Beobachtungen beizukommen sucht. In seinen Briefen (5, 244; 287) beschäftigt er sich mit Todesbetrachtungen und prägt das stoische Paradoxon, das er fast wörtlich in seine Schroffensteiner hinübernimmt (V. 2368): „Das Leben ist viel wert, wenn mans verachtet!" Auch in Kleists Gedankenwelt spielt sich das die damalige Zeit beherrschende Ringen zwischen Lebensverachtung und beglückendem Bewußtsein des Lebens ab. Im Prinzen von Homburg spitzt sich der Konflikt aufs allerschärfste zu. Durch die Stimmungen ohnmächtigen Auflehnens ringt sich Homburg zu einem männlich bescheidenen Bewußtsein von der Notwendigkeit der Subordination unter die Mächte des Schicksals und des Staats hindurch. Nicht die stoische Lebensauffassung, sondern eben der ent-

---

[1]) Eine kurze Andeutung über das Weinen der Ritter bei Minde-Pouet, S. 183.

[2]) Vom achtzehnten Jahrhundert bis zu unsern Tagen hin (bei Sudermann, bes. bei Schnitzler) läßt sich im deutschen Drama die Antithese zwischen Todesverachtung und Todesfurcht verfolgen. Die Frage wurde bereits im Berlin der Aufklärer eifrig besprochen, bei Lessing z. B. macht sich ein Schwanken bemerkbar: der intime Freund des Vaterlandverteidigers Ewald von Kleist läßt den Philotas einen stoischen Heldentod sterben, der Hamburger Dramaturg spricht dem christlichen Märtyrertum dramatische Wirksamkeit ab, der Verfasser des Laokoon nimmt den Gedanken der Schroffensteiner vorweg, indem er einen dramatischen Helden und einen Gladiator der römischen Arena kontrastiert; vgl. Erich Schmidts Kleistausgabe, 1, 452 f.

gegengesetzte Instinkt, der den Helden zu einem schwächlichen Geschöpfe wandelt, ist ihm eingeboren. Ein Blick auf das geöffnete Grab läßt den Mann, der im Kampf gewohnt war, dem Tode frei ins Antlitz zu schauen, alle Menschenwürde vergessen. Es ist zwar nicht ausdrücklich vorgeschrieben, daß Homburg Tränen vergießen soll, doch hält es schwer, von dem elementaren Ausbruch seiner Angst eine zitternde, von Tränen unterbrochene Stimme wegzudenken (V. 981 ff., bes. V. 1003): „Seit ich mein Grab sah, will ich nichts, als leben, und frage nichts mehr, ob es rühmlich sei!"

Bei anderen Männern wird das Schluchzen nicht bloß erwähnt, sondern ausführlich beschrieben. Ottokar begrüßt seinen Halbbruder mit den Worten „so in Tränen?" (Schroff., V. 240), ist aber nach dem Gespräch mit ihm selber so ergriffen, daß Jeronimus staunend ausruft: „Tränen? warum Tränen?" (V. 383). Theobald, der Vater des Käthchens von Heilbronn, sowohl als ihr geliebter Graf Strahl; der Vater und der Freier der Marquise von O., der edle Friedrich (3, 412; 414; 418) und der schlichte Bauer Ruprecht (Krug, V. 1026), der Wohltäter Piachi (3, 359 f.), aber auch der Mordbrenner Kohlhaas (3, 157; 184; 186): sie weinen allzusamt. Desgleichen Gustav, der toten Braut gedenkend (3, 330), der Gefangene von Chili aus Dankbarkeit für die wunderbare Rettung (3, 298), ja eine ganze Familie, so Vater als Söhne, über dem Leichnam eines fremden Mädchens (3, 351: hier ist, wie mir scheinen will, eine durch Konvenienz geheiligte Trauer schablonenmäßig und ohne inneren Anteil beschrieben; ähnlich „grub man, unter vielen Tränen, den Leichen ein Grab" auf der nächsten Seite). Wenn selbst Jupiter gesteht, er möchte vor Liebe weinen (Amphitr., V. 1325), wenn selbst Achilles (allerdings nur der handschriftlichen Fassung nach: Lesart zu Penth., V. 2018) an einem Grabe weinen wollte: was Wunder, daß Kleists Mädchen und Frauen in Tränen zerfließen: Penthesilea und ihre Gefährtin, eine Priesterin am Busen einer anderen — ja das ganze Geschlecht der Amazonen —, Käthchen, Thusnelda, die Marquise mit der Mutter, Toni, Elvire, Littegarde! Ist doch das Weinen ein spezifisch weibliches Merkmal; wenn der Dichter schreibt, es sei die ganze Empfindung seiner Mutter über ihn gekommen (5, 381), will er wohl dieselbe tränenselige Stimmung andeuten, wie durch die Worte seines Grafen Strahl (2, 276): „so kommt die ganze Empfindung der Weiber über mich, und macht meine Tränen fließen". — Gewiß, Kleists Gefühlswelt weist mit derjenigen der Antike wenig Berührungspunkte auf; seine Poesie ist von der epischen Ruhe Homers himmelweit entfernt; seine „Penthesilea" enthält einen scharfen Protest gegen die Annahme einer harmonischen Ausgeglichenheit der Menschen des Altertums: ein Zug jedoch verbindet den deutschen und

den griechischen Dichter; dieselbe Naivität, die Homers Menelaos oder Achilles vor Wut oder vor Schmerz weinen läßt, zeichnet auch die Personen Kleists aus. Der letzte Beweggrund wird hier wie auch in ähnlichen Fragen in der Psychologie, wo nicht in der Physiologie des Menschen Kleist zu suchen sein. Kleist, der erwachsene Kleist, hat sein gequältes Gemüt gar nicht selten durch einen Tränenerguß erleichtert: die in der Korrespondenz enthaltenen Belege (5, 69; 71; 205; 221 die Klage „warum kann ich dem Wesen, das ich glücklich machen sollte, nichts gewähren, als Tränen?"; 290; 293; 303 „mir traten wirklich die Tränen in die Augen"; 315 u. a.) machen nicht den Eindruck bloßer sentimentaler Phrasen. Pfuel hat berichtet, wie Kleist nach Vollendung seiner Penthesileadichtung krampfhaft aufschluchzte „Sie ist tot".[1] Eine andere Veranlassung zur häufigen Verwendung des Tränenmotivs gab die literarische Tradition her. Das achtzehnte Jahrhundert war das Jahrhundert der Tränen. Überall wurde geweint: anders im englischen Roman und anders bei Rousseau, anders im „Siegwart" und anders in der larmoyanten Komödie der Franzosen. Ja, in den Exzessen des Weinens trifft Kleist mit einem Vertreter der Modeliteratur seiner Tage zusammen; auch Ifflands Rührstücke überfließen von Tränen.[2]

So manches mimische Detail, vor allem das Erröten und das Niederknien, wird uns Gelegenheit zu der Beobachtung bieten, Kleist habe nicht gewußt ‚Maß zu halten', indem er aus seinem leidvoll durchwühlten Gefühl heraus Hyperbel an Hyperbel reihte. Die Tränen sind bei ihm nicht mehr bloßes ‚Ventil des Schmerzes', nicht bloß eine physiologische Reaktion, es wird vielmehr eine gewisse Kunst des Weinens als Selbstzweck gelehrt. Der Art und Weise und der Intensität des Schmerzes nach soll auch der traurige Beweggrund erraten werden. So sucht Graf Strahl umsonst nach einer passenden Bezeichnung für die Gefühle, die seine Brust durchtoben, und wiederholt den Namen seiner Geliebten (2, 212): „O du — — — wie nenn ich dich? Käthchen! Warum kann ich dich nicht mein nennen? ... Käthchen, Mädchen, Käthchen! Warum kann ich es nicht? Du Schönere, als ich singen kann, ich will eine eigene Kunst erfinden, und dich weinen. Alle Phiolen der Empfindung, himmlische und irdische, will ich eröffnen, und eine solche Mischung von Tränen, einen Erguß so eigentümlicher Art, so heilig zugleich und üppig, zusammenschütten, daß jeder Mensch gleich, an dessen

[1] W. Loewe, Erinnerungen an den General Ernst von Pfuel, Deutsche Rundschau 54, 1880, 220; Wilbrandt, H. v. Kleist, 220, nach Pfuels mündlicher Mitteilung.

[2] Kuriose Tränenmotive aufgezählt bei Stiehler, Das Iffländische Rührstück, S. 138.

Hals ich sie weine, sagen soll: sie fließen dem Käthchen von Heilbronn!" — Wohl ein Bild des katholischen Kultus umdichtend, übertreibt Kleist die Wirkung der von den Amazonen vergossenen Tränen: die Jungfrauen „höhlten weinend die Stufen mit Gebet um Rettung aus" (Penth., V. 1938). Bei der Schilderung jedoch, wie der Vater der Marquise von O. die Nachricht von ihrer Unschuld aufnimmt und wie er die Niedrigkeit seines Verdachts erkennt, verliert Kleist in der Tat den festen Boden unter den Füßen und kennt nicht Maß noch Ziel. Auch Ausdrücke wie heranschluchzen, heulen, weinen wie ein Kind, sich ganz krumm biegen, erscheinen ihm nicht genügend; mehr denn zwei Seiten sind der Beschreibung der ergreifenden väterlichen Reue gewidmet: aber nicht nur der Vater weint, auch die Tochter, die bei ihm weilt, und die Mutter vor der Tür. Im „Homburg", im „Käthchen", im „Zweikampf" wird gleichfalls ein mehrstimmiges Weinen vorgeführt. Geweint wird vor Wut, vor Scham, vor Reue, doch auch vor Lust; vor Trauer über den Tod des Nächsten (Agnes: „so muß ich weinen, wenn einer stirbt"), in Abschiedsstimmung, vor Rührung, bei plötzlichem Liebesgeständnis (Ottokar an Johanns Busen), vor Sehnsucht nach Mitteilung, im Gefühle des Verlassenseins — daher auch der Ruf nach jemandem, in dessen Armen man sich ausweinen könnte (in den Briefen; und bes. 4, 13 „Ihr Menschen, eine Brust her, daß ich weine!"; vgl. Fries, S. 19); auch das Herz kann weinen,[1]) und in der Fabel vom Taubenpaar werden auch die von Tieren vergossenen Tränen umständlich geschildert (4, 18). Die enge Verknüpfung zwischen Schmerz und Träne ruft die schöne Metonymie ins Leben: „Der Marquise stürzte der Schmerz aus den Augen" (3, 273), desgleichen das brachylogische Pathos (Penth., V. 1291) „Was fehlt dir? Warum weinst du? — Schmerzen, Schmerzen —". Die Träne (nicht etwa „Zähre") ist das beredteste Zeichen menschlichen Gefühls: „eine Träne, die in der Menschen Brüste schleicht, und alle Feuerglocken der Empfindung zieht, und: Jammer! rufet, daß das ganze Geschlecht, das leicht bewegliche, hervor stürzt aus den Augen, und, in Seen gesammelt, um die Ruine ihrer Seele weint" (Penth., V. 2783) — das Beispiel einer maßlosen Übertreibung.

Weder das Lachen als ausdrucksvollste Bewegung des Lippenpaars noch das Weinen als kenntlichste Mimik des Augs sind dem Willen eines Individuums unterworfen, beiderlei Gebärde pflegt sich vielmehr — zumindest bei intensiv empfindenden Naturen und bei

[1]) 5, 230 „Heute sind wir hier auf einem Balle, wo die Füße springen werden, indessen das Herz weint". — Das „weinende Herz" gehörte übrigens bereits zu den epischen Formeln des Mittelalters: siehe Rötteken, Zeitschrift für deutsches Altertum 34, 90, zu Tristan.

solchen, die durch keine harte Selbstzucht gebändigt sind — auch im Widerstreit mit einem besseren Vorsatz geltend zu machen. Dagegen bleibt die Verbindung mit der Reflexion unangetastet, die Symptome von Freud und Leid spiegeln sich mit völliger Deutlichkeit im Bewußtsein eines Lachenden oder Tränenden wider. Die den Gesichtsausdruck so stark bestimmenden vasomotorischen Symptome unterscheiden sich von den besprochenen dadurch, daß sie sich in vielen Fällen nicht nur ohne des Einzelnen Willen, sondern auch ohne sein Wissen einstellen. Wer rot oder blaß wird, hat von der Veränderung in seinem Äußeren häufig überhaupt keine Ahnung, ja schenkt auch den Leuten, die ihn auf die Veränderung aufmerksam machen, keinen Glauben. Gerade bei diesen — mit Darwin zu reden — „menschlichsten" Gebärden sind Intellekt und Wille, die ja den Menschen über das Tierische erheben, auf das Mindestmaß herabgedrückt: es steht von vornherein zu erwarten, daß ein Dichter, der das Instinktive höher stellt als das Bewußte, seine Aufmerksamkeit derartigen Gebärden zuwenden werde, in deren Naivität keine Reflexion und Absicht eingreifen können. Aber auch dies läßt sich sofort feststellen: es ist durchaus unzulässig, durch szenische Anweisungen vorzuschreiben, wann eine Person zu erröten oder zu erblassen habe; Kleist hatte solche Bedenken nicht, er rechnete nicht mit den Bedingungen einer wirklichen Bühne, vergaß offenbar, die realen Umstände wie die Schminke auf den Wangen der Schauspieler oder die Entfernung des Zuschauers von der Bühne in Erwägung zu ziehen.[1]) Die richtigen Theaterpraktiker verfahren, im Gegensatz zu Kleist, recht sparsam mit solchen Vorschriften, Schiller z. B. strich in reiferem Alter die übertriebenen Forderungen aus und ging ihnen überhaupt gern aus dem Wege (vgl. Petersen, S. 385); die Nichtachtung der szenischen Möglichkeiten deutet auf mehr literarische denn theatralische Aspirationen eines Künstlers, ich führe nur die Vorschrift des „Urfaust": „Gretchen mit Herzklopfen herein" und die lyrischen Ergüsse an, die sich in neueren Dramen eingeklammert finden und in denen häufiger novellistische als dramatische Elemente zur Geltung kommen.[2]) In Kleists Guiscard (S. 186) findet sich die szenische Anmerkung

[1]) Es ist eine alte Klage der Theaterliebhaber, daß das Rot- und Blaßwerden nicht in der Macht der Schauspieler liege. Schon Seneca (Epist. 11) entscheidet kategorisch: „artifices scaenici ... ruborem sibi exprimere non possunt." Im achtzehnten Jahrhundert wurde die Fertigkeit des Schauspielers Baron angestaunt, Corneilles Verse (Cinna I 3) „vous eussiez vu ... dans un même instant par un effet contraire leur front pâlir d'horreur et rougir de colère" mit den entsprechenden „malenden" Gebärden zu begleiten; vgl. Dorat, La déclamation théatrale, chant 1., und die skeptischen Bemerkungen in Engels Ideen zu einer Mimik 1, 1785, S. 376 ff.

[2]) Mit übertriebener Schärfe verurteilt von Bytkowski, Gerhart Hauptmann und der Naturalismus, 1908.

„mit einer fliegenden Bläſſe", im Käthchen erblaßt Kunigunde und der Kaiſer (S. 269, 296), in der Hermannsſchlacht Ariſtan (S. 453), in Homburg Natalie (S. 97, 100), das Rotwerden iſt viermal dem Käthchen, je zweimal dem Grafen Strahl und dem Prinzen von Homburg, einmal der Thusnelda vorgeſchrieben.

Die Sorge um genaue Wiedergabe der Geſichtsfärbung hat in Kleiſts Wortſchatz bedeutende Spuren hinterlaſſen; ihm iſt ſowohl um die Dauer und die Urſache als um den Grad und die Nuance der vaſomotoriſchen Vorgänge zu tun. Das Bleichwerden drückt er durch folgende Bezeichnungen aus: die Bläſſe, der Erblaßte; erblaſſen, bleichen (im Sinne von „erbleichen"); die Farbe wechſeln, verändern, verlieren; ſich entfärben; das Blut wird aus den Wangen gejagt; bleich, blaß, ſchreckenblaß, leichenbleich, weiß. Für das Ausmalen der gegenſätzlichen Erſcheinung ſteht ihm ein größerer Vorrat an Worten zu Gebote: das Rot, die Röte, das Erröten, Glut, Purpur; erröten, rotwerden, ſich erhitzen, glühen, (ent-, auf-)flammen, funkeln; rot, glutrot, blutrot, hochrot, ſchamrot, hochglühend.[1]) Er vergleicht die bleiche Wange mit einem Linnenzeug, mit der Kreide, mit einer Leiche (Bläſſe des Todes; bleich, ein Todesſchatten; Lesart zu Penth., V. 1149: „bleich, wie das Bildnis der Zerrüttung"), gibt das Flüchtige der bleichen Färbung durch ein paar beliebte Wendungen an (mit fliegender, flüchtiger Bläſſe; Bläſſe, die ihr über das Antlitz flog), bringt die bleiche Färbung gern mit ſeeliſchem Wirrſal in Zuſammenhang (verſtört und bleich, bleich und beſtürzt), ſpricht ein paarmal von der bleichen Lippe. Um das Rotwerden zu ſchildern, greift er jedoch zu hyperboliſchen Vergleichen: 2, 233 „vom Purpur der Freude über und über ſchimmernd"; 2, 190 „eine Röte, daß ich denke, ihre Schürze wird angehen, flammt über ihr Antlitz empor" (urſprünglich: „eine Glut, wie wenn ein Heerd geſchürt wird, flammt ihr übers Antlitz;")[2]) gleichfalls aus der urſprünglichen Faſſung des Käthchen (Lesart zu S. 212, Z. 13): „glüht auch ſchon vor Scham, daß es mich brennt, bis hier"; 2, 257 „dein Antlitz ſpeit ja Flammen!"; Penth., V. 69 „und Glut ihr plötzlich, bis zum Hals hinab, das Antlitz färbt, als ſchlüge ringsum ihr die Welt in helle Flammenlohe auf"; V. 97 „Drauf, mit der Wangen Rot, wars Wut, wars Scham, die Rüſtung nieder[3]) bis zum Gurt ſich färbend . . ."

Das Erblaſſen iſt ein notwendiges und durchaus untrügliches Merkmal des Schreckens und des Zornes; die enge Verknüpfung

[1]) Einige Belege bei Minde-Pouet, S. 207.

[2]) In „Othello", deſſen Stil ſo ſtark auf „Käthchen von Heilbronn" abgefärbt hat, heißt es (IV 2): I should make very forges of my cheeks that would to cinders burn up modesty, did I speak thy deeds.

[3]) So iſt nach A. Roſenbaums Vorſchlag zu leſen, ſtatt des ſinnloſen „wieder". A. S.

von Affekt und körperlicher Reaktion ist durch Worte der Eustache Schroffenstein festgesetzt (V. 1693), das „Erblassen" wird zum Synonymum für Wütend-werden: „So oft ein Junker . . . geboren ward, soll er (Sylvester) erblaßt sein" (Schroff., V. 201), der bloße Gedanke an etwas schreckliches kann die Wange bleichen (daher die Phrase „es macht mich blaß, wenn ich daran denke", 2, 220). Bleich steht der unbegreifliche Achilles in dem Augenblick, da die Liebe in ihm erwacht (Penth., V. 1131), Bläße des Todes überfliegt das Antlitz der Marquise, da sie ihrem Verführer gegenübersteht (3, 291: die Beobachtung ihres funkenden Blickes paart sich treffend mit der Angabe ihrer bleichen Wange). Ein seelisches Wirrsal verursacht einen Wechsel von Bläße und Röte — eine psychologische Beobachtung, die für den Dichter vielleicht auch ihres koloristischen Wertes wegen bedeutsam war: 3, 150 „auf dessen blassem Gesicht sich eine Röte fleckig zeigte"; 3, 372 „indem Bläße und Röte auf seinem Gesichte wechselten"; Käthchen, S. 186 „leichenbleich . . . stürzt sie vor ihm nieder . . . und . . . das Antlitz flammend auf ihn gerichtet . . ."; Penth., V. 179 „Die Königin, entfärbt, läßt zwei Minuten die Arme sinken: und die Locken dann entrüstet um entflammte Wangen schüttelnd . . ."

Zwei kleine Bemerkungen, in Kleists Spiegelanekdote die eine, die andere in einer Episode des Michael Kohlhaas, bringen einen allgemeingültigen Anlaß zum Rotwerden zum Ausdruck: von dem jungen Manne, der durch Kleists Widerspruch verwirrt wird, heißt es (4, 139): „Er errötete, und hob den Fuß zum zweitenmal"; ähnlich von Kohlhaas, der vor dem Lutherschen Dekrete steht (3, 181): „Eine dunkle Röte stieg in sein Antlitz empor . . ." Das Rotwerden ist in beiden Fällen — deren innere Verwandtschaft uns übrigens noch im letzten Kapitel beschäftigen soll — unter Umständen beobachtet, die geradezu als typisch und mustergiltig aufgefaßt werden können. Alle Arten dieses Symptoms, mag es nun durch Schüchternheit, Bescheidenheit, Scham hervorgerufen sein, werden von der modernen Forschung (nach Darwins Vorgang) zuguterletzt auf eine einzige Grundbedingung, die „self-attention" zurückgeführt. Kohlhaas und der Jüngling erröten, weil sie auf Widerstand stoßen, einen Tadel erfahren, weil sie auf sich selber achten; sie werden sich ihres Verhältnisses zur Außenwelt bewußt, unterwerfen ihre Bewegungen einer Kontrolle. Auch das Erröten des schlafwandelnden Prinzen von Homburg, dem sich die Prinzessin nähert (3, 24), würde ich hierher rechnen, wenn nicht der Dichter durch die Worte Hohenzollerns (V. 1643) eine einfachere Deutung nahe rückte: der Prinz sei „bei so wunderbarem Anblick" und, vom Wunsch beseelt, der Prinzessin Hand zu ergreifen, rot geworden. — Bei den Frauen, lehrt die Physio-

logie, stellt sich ein Wechsel in der Gesichtsfärbung häufiger ein als bei den Männern, dies hange mit dem impulsiveren Naturell und feineren Empfinden des weiblichen Geschlechts zusammen. Für Kleist findet diese Regel keine Bestätigung. So wie er den Affekten überhaupt ein unverkürztes Recht einräumt, so wie er seine Männer wüten und flehen, bangen und weinen läßt, so unterwirft er sie auch dem mächtigen Gefühle der Scham. Nur wenige Personen gibts bei ihm, an denen sich das Merkmal dieses Gefühls nicht offenbarte; das Erröten wird von Kleist als etwas so häufiges und so selbstverständliches hingestellt, daß die von Fries[1]) geäußerte Annahme, der Dichter habe seine Gestalten auch in dieser Beziehung nach dem Vorbilde seiner eigenen Persönlichkeit geschaffen, in der Tat recht ansprechend erscheint. In einer durch Pegnilhen aufgezeichneten Erzählung von dem Zusammentreffen Kleists mit der gefeierten Schauspielerin Hendel-Schütz findet sich die charakteristische Geste erwähnt, der Dichter sei, ohne ein Wort zu antworten, „mit dem Taschentuche die in seinem Gesichte auflodernde Glut verbergend", vom Tische aufgestanden und ohne Hut die Treppen hinabgeeilt.[2])

Das Erröten ist nicht etwa eine bloße Etikettefordernng gut erzogener Menschen. Gerade ein Naturkind wie Käthchen ist wahren Feuerbädern der Scham ausgesetzt. Etwas Allmenschliches kommt in Kleists Auffassung zum Wort. Wie ist etwa der Kurfürst von Sachsen durch dies Zeichen der Schwäche aller Selbstherrlichkeit entkleidet und uns menschlich nahegerückt. Auch die Mulattin Toni unterliegt einem Wechsel der Gesichtsfärbung, auch an niedrigen Knechten gibt sich die Unsicherheit des Gefühls und die Schamhaftigkeit kund (3, 150; 154; bes. 201). Daß das Lob die gleichen Wirkungen hervorriefe wie der Tadel, läßt sich nicht belegen, denn das erste Rotwerden des Grafen F. (3, 253) wurde nicht nur durch eine anerkennende Bemerkung

[1]) Kochs Studien für vergleichende Literaturgeschichte 4, 1904, 240. Fries meint, auch andere von Kleist häufig angeführte körperliche Reaktionen, als: Ohnmacht, Schwindel, Schwitzen, beruhen auf des Dichters eigner Erfahrung. Was die Geschichte von Kleists Gesundheit und Krankheit anlangt, sei auf Rahmers Kleist-Problem (Berlin 1903) verwiesen.

[2]) Pegnilhens Erzählung ist aus Gubitz' Berühmten Schriftstellern in Zollings Kleistausgabe 1, S. LXVIII f. wiedergegeben. — Kleists schamhaftes Naturell gemahnt an ähnliche Züge im Charakter geistesverwandter Männer, so an die Strenge Oscar Wildes, der im Gespräche kein gemeines Wort vertrug, vor allem jedoch an die Natlosigkeit Nietzsches, der sich, einer durch Deußen berichteten Anekdote zufolge, aus einer peinlichen Umgebung, ähnlich wie Kleist, nicht anders als durch schleunige Flucht zu retten vermochte. Nebenbei: eine Parallele zwischen Kleist und Nietzsche würde zweckdienlich an das Aphorisma „Über den Steg" anknüpfen (in Nietzsches Fröhlicher Wissenschaft), in der die auch für Kleist tief bezeichnende Furcht vor der lauten Benennung eines intimen seelischen Zustandes herrlichen Ausdruck gefunden hat.

verursacht, sondern durch das Bewußtsein, er sei des Lobs nicht würdig, durch das Bewußtsein eigener Schuld. Für die Scham, die sich als Folge einer Ermahnung einstellt, gibts mehrere Belege: der Prinz von Homburg errötet, durch den Marschall aus seiner Verträumtheit aufgerüttelt; in „Michael Kohlhaas" zeigt sich eine Röte auf dem blassen Gesichte des Knechtes, dem der Herr seine Unzufriedenheit zu erkennen gibt, und später, da er unrechter Handlungsweise geziehen wird (3, 150; 154); Kohlhaas' Frau errötet vor Scham über ihren geringen Glauben, Kohlhaas selber, da er demütig Luthers Vorwürfe anhört (163; 186). Verwirrung und Verlegenheit werden an Nicolo sichtbar, der den richtigen Zusammenhang der Dinge erfährt (3, 372), an dem Junker, der durch ein unerwartetes ruhiges Entgegenkommen das Gleichgewicht verliert (3, 200), an der Marquise, zu deren Gefühlsverwirrung auch noch das Gefühl gekränkter Würde hinzutritt (3, 269). Wie für das Lächeln, so ist auch für die vasomotorischen Symptome die Anwesenheit von anderen Personen nicht ohne Belang; bei einer feinfühligen Natur genügt allerdings auch das eigene Bewußtsein von der Diskrepanz zwischen Worten und Fakten — mag nun diese Diskrepanz von jemand zweitem bemerkt werden oder nicht —, um das Gefühl der Scham heraufzubeschwören. Wer sich selbst bei einer unwahren Äußerung ertappt, errötet: Käthchen (S. 200), eine kleine Unaufrichtigkeit richtigstellend, Nicolo, indem er selbst verrät, er habe gelogen; die Erinnerung an das leichtfertige Vergehen kehrt dem Grafen F. unaufhörlich wieder, und obzwar die übrige Gesellschaft nicht ahnt, was vorgefallen ist, zeigt sich auf seiner Wange ein übers anderemal das verräterische Rot. Zu einer stereotypen Wendung verdichtet sich die psycho-physiologische Wahrnehmung in der Phrase „vor sich selber erröten" (z. B. 5, 189; 200; vgl. 2, 215).

Bei den Mädchen ist der Beweggrund zum Rotwerden der Regel nach erotisch gefärbt. Der erste Blick, den die beiden leidenschaftlichen Jungfrauen Käthchen und Penthesilea auf den ihnen durch eine geheimnisvolle Macht vorherbestimmten Mann werfen, lockt als notwendige Erscheinung die Purpurfarbe auf ihren Wangen hervor (Penth., V. 69; Käthchen, S. 190). Eine indiskrete Bemerkung, die Anspielung auf eine unerlaubte Zärtlichkeit bewirken das gleiche; und da handelt es sich nicht um ein konventionelles Rotwerden, das — etwa in Verbindung mit dem Niederschlagen der Augen — durch ein flaches gesellschaftliches Vorurteil „vorgeschrieben" wird; vielmehr zeichnet sich auch diese erotische Scham durch eine elementare Gewalt aus. Durch das unumgänglich notwendige Symptom reagiert die Marquise auf einen unerwarteten Heiratsantrag (3, 256), Agnes (Schroff., V. 436) auf des Großvaters Frage, ob sie schon verlobt

sei, und auf Ottokars Schilderung der Hochzeitsnacht (V. 2437 „Erröteſt du? — So wenig ſchützt das Dunkel? — Nur vor dem Auge, Törin, doch ich ſehs mit meiner Wange, daß du glühſt"), Käthchen (S. 196), da ſie ſich vor den Richtern zu ihrer verhängnisvollen Leidenſchaft, alſo zu ihrem teuerſten Gefühl bekennen ſoll (S. 201 wird als ſelbſtverſtändlich vorausgeſetzt: „Du ſchämteſt dich? Ganz recht. Auf meinen Antrag. Du wardſt glutrot bis an den Hals hinab"); bei Toni wird das Erwachen der Liebe von einem Erröten begleitet (3, 328) und durch die inſtinktive Reaktion ihre Anmut erhöht (vgl. 3, 366 „Unwille, der ſich mit ſanfter Glut auf ihren Wangen entzündete, goß einen unendlichen Reiz über ihr mildes Antlitz").

Durch das Rot der Wangen iſt die Scham nicht genügend determiniert; hinzukommt noch das Beſtreben, das Geſicht abzuwenden, unbeobachtet zu bleiben. Kleiſt deutet die Verlegenheit, die ſich gleichzeitig mit dem Erröten einſtellt, durch Blicke, aber auch durch andere Gebärden an: rotwerden und zugleich „niederſehen" („zur Erde": 3, 154; 291; „auf ſeinen Teller": 3, 263), ſich mit ungewiſſen Blicken umwenden (3, 181; vgl. 256). Käthchen (Lesart zu 190, 32) wird glühendrot, flüſtert, „und hebt einen Knäuel auf, der ihr vom Schoß heruntergefallen war"; der Kurfürſt tritt, ſeine Verwirrung zu maskieren, „errötend an ſeinen Arbeitstiſch" (3, 230), Kohlhaas und der Kurfürſt greifen aus Verlegenheit nach einer fremden Hand (3, 186; 224; wörtlich: „indem er errötend ſeine [ihre] Hand ergriff"); auch leidenſchaftliche Umarmungen und leidenſchaftliches Küſſen der Hand können mit der Tendenz der errötenden Perſonen, ihre Scham zu verbergen, zuſammenhängen (3, 163; 269; 328).

Der Funktionen des Rotwerdens, die außerhalb des weiten Umkreiſes der mit der Verlegenheit oder Schamhaftigkeit zuſammenhängenden Vorſtellungen liegen, gibts noch mancherlei, doch entbehren ſie einer tieferen Bedeutung. Als Urſache des Symptoms wird Ärger angegeben (ſehr häufig: „rot vor Unwillen"), obzwar ſich dieſer Affekt auch durch Bläſſe kundgibt, ferner Überraſchung, Freude, Eifer („vor Eifer glühen"). Auch lebloſen Gegenſtänden wird eine gerötete Wange als poetiſches Attribut angedichtet; Kleiſt ſtellt ſich ſeine Zeitſchrift Germania als kriegeriſche Jungfrau vor „mit hochrot glühenden Wangen" (4, 82), apoſtrophiert ſein eigenes Lied, als wärs ein lebendiges Geſchöpf (4, 39): „Du wirſt ... nicht hochrot mehr, bei unſerm Mahl, erglühn," perſonifiziert den Elbſtrom (5, 224) als errötende Jungfrau.

5. Gebärden der Hand.

Durch den Taſtſinn, deſſen beſeligender Betätigung in Herders „Plaſtik" ſo beredtes Lob geſpendet wurde, gibt ſich die höchſte Luſt

am Dasein kund. Die instinktive Bewegung des Gefangenen von Chili, der, der höchsten Gefahr entronnen, sich halb auf dem Erdboden erhebt und sich Stirn und Brust befühlt (3, 298), bezeugt das stolze Bewußtsein und die unerschöpfliche Seligkeit, die in dem Wörtchen „Leben" liegt. Bei Menschen, denen der Tastsinn einen anderen Sinn ersetzt, ist die Hand von gesteigerter Bedeutung: so bei dem blinden Sylvius Schroffenstein, der sich durch eine Berührung der Wange seiner Enkelin von deren Tränen und Rotwerden überzeugt (V. 393, 426) und in der letzten Szene durch Betasten der Leiche als erster erkennt, es sei irrtümlicherweise ein weibliches Wesen in Männertracht ermordet worden; Servaes und andere Kleistbiographen bringen dies Motiv mit einer Episode aus des Dichters Leben zusammen: Schwester Ulrike begleitete ihn als Mann verkleidet nach Paris, und von niemand als einem Blinden, Goulon, ward ihr wahres Geschlecht ahnend erkannt.

Die Gebärden der Hand graben sich tief ein in den Sinn des Beobachters, eine unbedeutende Geste ist imstande das Bild von etwas lang entschwundenem hervorzuzaubern. Kleists Kohlhaas wird durch den Gebrauch, den die Wahrsagerin im Reden von ihren Händen macht, aufs lebhafteste an seine verstorbene Frau erinnert: durch diesen diskreten Zug (und durch konventionellere Beobachtungen, z. B. eines Mals auf dem Halse) wird angedeutet, zwischen beiden Frauen walte eine übernatürliche Beziehung ob.

Kleist ist eine gewisse Zärtlichkeit eigen, wenn er Gebärden der Hand aufzeichnet. Häufig spricht er von der kleinen Hand, wobei die Wendungen, durch die die Personen selbst auf die Zierlichkeit und Schwäche ihres Körpers hinweisen, zu beachten sind (so Penth., V. 2957, Guiscard, V. 350; vgl. Euphorion 15, 494). Die Wendung „mit beiden Händen", besonders wo noch das besitzanzeigende Fürwort hinzutritt, hat eine prägnante Bedeutung, durch die wohl die Intensität der Bewegung hervorgehoben werden soll: „Und damit zog sie den Fremden mit ihren beiden Händen in das Haus hinein" (3, 317); „Rührst du den Kessel? — Ja doch, ja, mit beiden Händen; ich wollt, ich könnt' die Füß' auch brauchen" (Schroff., V. 2100). Abstrakten Begriffen und toten Gegenständen wird Leben eingehaucht, — werden aber auch Hände zugesprochen. „Des Schicksals Hand" (Guisc., V. 494) klingt allerdings gar nicht ungewohnt, eigenartiger mutet schon „der Hoffnung Hand" an (Penth., V. 1504), und eine Stelle aus der handschriftlichen „Familie Ghonorez" (Lesart zu Schroff., V. 354 ff.) enthält, auf Kleists ausgeprägte Schreib- und Denkweise vordeutend, die bezeichnende Wendung „Stets hat das Schicksal auf Händen fast mein Herz getragen"; auch „des Schlummers Arm" (Guisc., V. 76, vgl. 98) beruht auf keiner ungewöhnlichen Personifikation:

dagegen ist der ganze Mensch mit seiner Ohnmacht den überwältigenden Gefühlen gegenüber, der ganze Kleist, von Rührung erweicht, von Zärtlichkeit übermannt, die Versicherung der Hingebung zum höchsten Extrem steigernd, in den Worten von „des Herzens Händen" enthalten: Käthchen, S, 307 „In Händen! In meines Herzens Händen nehm ich ihn!"; Penth., V. 1772 „denn die Gefühle dieser Brust, o Jüngling, wie Hände sind sie und sie streicheln dich".[1])

Von den durch beide Hände zugleich ausgeführten Bewegungen ist das Händefalten als übliche Geste beim Gebete (z. B. in der Cäcilienlegende) oder als Symbol der Verwunderung und liebevollen Anbetung aufzufassen: dem ursprünglichen Wortlaut gemäß wendet sich Penthesilea nach ihrem ersten Zusammentreffen mit Achilles, „die Hände plötzlich mit Erstaunen faltend, zum Kreise ihrer Jungfraun" (Lesart zu V. 85; in der endgiltigen Fassung ist hier der lebensvolle Vergleich mit einem sechzehnjährigen Mädchen angebracht); der Prinz von Homburg, der seine Braut als einen Engel anredet, „faltet, in ihrem Anschaun verloren, die Hände" (3, 85). Das Ausstrecken (Emporheben) der Arme (Hände) drückt Sehnsucht (3, 24), Schrecken (Guise., S. 183) oder eine flehentliche Bitte aus (Penth., V. 2637; 3, 358),[2]) von derselben Gebärde ist die Anrufung Wodans, ein Gebet zu den Göttern, eine Danksagung an den Himmel, eine ratlose Bitte begleitet (Herm., S. 395; Penth., S. 124; 3, 307. — 2, 234 und 3, 300 „Hände zusammenschlagen"; 3, 384 „Händeringend"). — Überaus beliebt ist das Kreuzen der Hände, der stereotype Ausdruck dafür lautet „mit kreuzweis auf die Brust gelegten Händen": dieser orientalische Brauch zeichnet den vor dem Kreuze niederknieenden Prädikanten aus (3, 383), war auch für Käthchen von Heilbronn vorgesehen (Lesart zu 194, 11), „mit kreuzweis auf die Brust gelegten Händen" läßt sich Kohlhaas, „ganz überwältigt von Gefühlen", auf dem Schafott vor dem Kurfürsten nieder.[3]) Ein zweiter, häufigerer, stereotyper Ausdruck für eine ähnliche Geste heißt „mit verschränkten Händen (Armen)": neben dem wohl im ganzen un-

[1]) Völlig verblaßt ist die Bedeutung von „Hand" in den Wendungen „ich weiß aus sichern Händen" (5, 284), „ward er von höhrer Hand befragt" (4, 203), „hie und da ein Wort von höhrer Hand erhorchen" (Schroff., V. 173), „mir ist von guter Hand bekannt" (Herm., V. 759), „Graf vom Strahl, uns vielfältig und von guter Hand bekannt" (2, 182), während die „Hand des Verstandes" (5, 226) den Bestandteil eines konsequent durchgeführten Bildes bildet. Recht körperlich ist 3, 274 gesagt: „hob sie sich plötzlich, wie an ihrer eignen Hand, aus der ganzen Tiefe, in welche das Schicksal sie herabgestürzt hatte, empor".

[2]) „Mit hocherhobnen Händen" (4, 16): zum Zeichen der Bestürzung: „schmeißt sich, mit aufgehobenen Händen, auf das Pflaster der Straße nieder" (2, 186): Reflexbewegung?

[3]) Vgl. Minde-Pouet, S. 217.

wesentlichen Sinn der Gebärde (2, 139; 3, 100; 234) ist doch zu beachten, daß die verschränkten Arme zuweilen auf religiöses Fühlen hindeuten: vgl. die Wendung „wie zur Anbetung verschränkt"; so stürzt Käthchen nach dem ersten Zusammentreffen mit dem Grafen nieder (2, 186), so („mit verschränkten Händen": 3, 339) kniet Toni vor dem Bildnis der Jungfrau hin. Überdies handelt es sich da nicht um eine bloß oberflächliche Ähnlichkeit der beiden heldenmütigen Mädchen und auch nicht etwa um zufällige Äußerlichkeiten: denn Gustav sieht Toni „mit verschränkten Armen auf dem Bett weinen" (3, 330) und der Graf überlegt, in das Anschauen der schlafenden Geliebten versenkt (2, 276): „Wahrhaftig, wenn ich sie so daliegen sehe, mit roten Backen und verschränkten Händchen . . .": Kleist scheint diese Attitude als recht mädchenhaft aufgefaßt zu haben (vgl. auch 4, 28, über ein badendes Mädchen: „ach, wie das Paar der Händchen, festverschränkt, das ganze Kind . . . aufrecht halten!").

Das Annähern der Hand oder der Hände an den Kopf pflegt mit dem Gedankenprozeß in Verbindung zu stehen. Der auf die Hand gestützte Kopf ist ein Zeichen von Schwermut (3, 324 „den Kopf gedankenvoll auf ihre Hände gelegt"; 3, 343 „den Kopf schwermütig auf ihre Hände gestützt"; 5, 216 „das Haupt auf die Arme gedrückt, die Augen voll Tränen"), aber auch ein Zeichen behaglichen Zuhörens (3, 322); der Zweifel an sich selbst, der durch das Halten des Kopfes, durch die „an den Kopf" gelegte Hand (3, 338) ausgedrückt wird, gehört eher unter die Rubrik der Stirnberührungen. Sich das Gesicht bedecken, ist die typische Gebärde der Trauer, die folgerichtigste Anwendung findet sich in der letzten Szene der „Familie Schroffenstein" (S. 155, 157), da sich die Eltern über die Leichen beugen (aber vgl. schon S. 15 und 118); auf das falsche Gerücht hin, der Kurfürst sei gefallen, bedecken Natalie und der Prinz ihre Gesichter (3, 55; 59); ja selbst Kunigunde ward ursprünglich diese Geste zugedacht, die von einer aufrichtigen Empfindungsweise und davon, daß man edleren Gefühlen zugänglich ist, zu zeugen scheint (Lesart zu 229, 5 „sie legt die Hände schmerzvoll vor das Gesicht"), und es ist bezeichnend, daß diese szenische Anweisung aus der Buchausgabe des Dramas fortgeblieben ist. Die Marquise stürzt, im Gefühl verzehrender Scham und gräßlicher Enttäuschung, „beide Hände vor das Gesicht, auf den Sopha nieder" (3, 291), Toni drückt, um die Scham ob einer Lüge zu verbergen, das Gesicht in ihre Schürze (3, 335). Auch kompliziertere seelische Zustände werden durch die Berührung des Gesichts angedeutet: die Reue Ruperts, der sich mit den Worten „warum denn tat ichs?" (d. h.: warum verübte ich den Mord?) „mit der Hand übers Gesicht fährt" (1, 146), die Verzweiflung Littegardes (3, 415 „indem sie sich die Hände vor ihr Antlitz drückte"),

die Rührung der bekehrten Sünder (3, 383, höchst ausdrucksvoll: „sie legen, nach und nach, wie in tiefer, unaussprechlicher Rührung, die Hände vor ihr herabgebeugtes Gesicht"), die Furcht vor Verwirrung der Seele (3, 419). Ein übermächtiges Ergriffensein soll vor der Außenwelt verborgen bleiben, aber mehr noch, das Subjekt selber soll sich des gesamten Inhalts seines Innern nicht bewußt werden — daher vermag dieselbe Gebärde, die einen typischen Ausdruck des Schmerzes darstellt, zuweilen auch allzugroße Lust zu versinnbildlichen: eine Lust, so groß, daß man fürchten muß, ihr Anlaß werde dahin sein, sobald man sich entschließt, freien Blicks aufzuschauen. Penthesilea hört die unglaublich frohe Kunde, Achilles sei ihr Gefangener, und „drückt ihre Hände vors Gesicht" (S. 97); Freude ist es auch, die in den Worten „Ich habe nicht das Herz mich umzusehn" und in der begleitenden Gebärde („hält ihre Hände freudig vors Gesicht": S. 159) enthalten ist, wenn auch die Geste in diesem Fall eine nähere Berechtigung und einen einfacheren Inhalt besitzt: nämlich, das Anschauen der Leiche zu verhindern. — Sich an die Stirn greifen, bedeutet: einen plötzlichen Einfall haben, sich auf eine Erinnerung oder auf einen Traum berufen: Homburg (3, 26) „sinnend, die Hand vor die Stirn gelegt". Wenn sich Toni (3, 335), „indem sie sich den Kopf hält auf einen Traum beruft", ist die Situation jener ähnlich, da Penthesilea (S. 101) „sich mit der Hand über die Stirne" fahrend, ausruft: „Ach, mein böser Traum!" Die Berührung von Kopf oder Stirn hat den Zweck, die Gedankenarbeit zu beschleunigen, die im Gehirn lokalisiert wird — so wie man bei Liebesversicherungen die Hand an das Herz zu legen pflegt, das ja, der geläufigen Auffassung nach, die Gefühle beherbergt. Analog ist der Sinn der beiden Stellen: 3, 338 „sie legte die Hand, ungläubig gegen ihr Gedächtnis, einen Augenblick an den Kopf" und 3, 259 „indem er sich die Stirn rieb"; nur daß an letzterer Stelle neben dem Denkprozeß auch noch Verlegenheit und Ausdauer zum Ausdrucke kommen. Eine plötzliche Erleuchtung, die unerwartete Entdeckung einer Sache, die eigentlich auf der Hand lag, ist von einem Schlag auf die Stirn begleitet, durch welche heftige Bewegung auch das Aufgeben einer lange aufrechterhaltenen Verstellung angezeigt wird: „Der Graf schlug sich mit der Hand vor die Stirn. ‚Warum legte man mir so viele Hindernisse in den Weg!', rief er in der Vergessenheit seiner" (3, 276); ein allmähliches Erkennen, das Aufdämmern eines Gedankens wird hingegen durch eine minder impulsive Bewegung unterstützt (3, 328 „der Fremde, der sich mit der Hand über die Stirn gefahren war", um die Vorstellung des Mädchens zu reproduzieren, an welches seine Geliebte ihn erinnert). Zuweilen deckt sich die Berührung der Stirn dem Sinne nach völlig mit der bereits erörterten Berührung des Gesichtes: 3, 284 „drückte

ihre Hand, mit dem Ausdruck der Verzweiflung, vor die Stirn"; 3, 349 „hob er die Rechte, und strich sich, mit einem unaussprechlichen Ausdruck von Gram, damit über die Stirn". Auch Verwirrung löst eine ähnliche Reaktion aus, nur ist dann, begreiflicherweise, von einer heftigeren Bewegung die Rede: Graf Strahl wähnt, Käthchen sei in den Flammen umgekommen, und „drückt beide Hände vor die Stirne" (2, 267); Penthesilea steht ratlos unterhalb eines Felsens, auf dem der unerreichbare Gegner weilt: „man sieht, gleich einer Schwindelnden, sie hastig die Stirn in ihre beiden kleinen Hände drücken" (V. 289). — Der Berührung des Auges ist bei Kleist nicht Erwähnung getan, die Hand überm Auge soll einen Blick in die Weite ermöglichen oder die Sonnenstrahlen abwehren (2, 367; 3, 49; 235). — Von später Reue angewandelt, fährt Rupert Schroffenstein „mit den Händen in seinen Haaren" (1, 155), während Penthesileas Gebärde (V. 452 „die Locken schwachhin mit der Rechten greifend") einer Beziehung auf das Seelenleben ledig zu sein scheint. — „Den Finger an die Nase legen" (3, 191) — der komische Ausdruck listigen Nachgrübelns.

Die Gebärde der Hand auf dem Herzen gehörte, Petersen zufolge, im achtzehnten Jahrhundert zu den konventionellen Mitteln, die Aufrichtigkeit der Worte und Gefühle zu bezeugen. Es spricht für Kleists Unabhängigkeit von den literarischen Moden der Zeit, daß er der Verwendung des sentimentalen Motivs aus dem Wege ging; von den Wendungen „dies (mein) Herz" abgesehen, finde ich die Geste nur in einer Novelle, und zwar an einer von allerhöchstem Pathos getragenen Stelle erwähnt: „Der Graf hatte ein Knie vor ihr gesenkt; die rechte Hand lag auf seinem Herzen . . ." (3, 291, etwa noch 3, 270). Dagegen weisen die Erwähnungen der auf die Brust gelegten Hände ein völlig individuelles Gepräge auf. Es gibt wohl wenige Bewegungen, denen eine gleich ergreifende und tief sich einprägende Bedeutung zukäme, als jenen, durch die die Hände dem Busen sich nähern; ich führe die unvergeßlichen Wirkungen an, die Goethe bei der Charakteristik zweier seiner originellsten und ergreifendsten Mädchengestalten — Mignon und Ottilie — durch die erwähnte Geste zu erzielen vermochte. Und den Kleistschen Belegen für „verschränkte Arme"[1]) und „kreuzweis gelegte Hände" füge ich folgende stimmungsverwandte Stellen hinzu, die mit dem theatralischen Effekt einer „Hand auf dem Herzen" sicherlich nichts gemein haben: Käthchen (2, 194) „sieht ihn an und legt ihre Hände auf die Brust: Du quälst

[1]) Auf die Ähnlichkeit der Geste von Kleists Käthchen und von Goethes Ottilie macht Wukadinović aufmerksam: Kleist-Studien, S. 139, Anm.; Käthchen und Mignon: Fries, S. 8.

mich grausam, daß ich weinen möchte!"; 3, 187 „Kohlhaas legte, mit dem Ausdruck schmerzlicher Empfindung, seine beiden Hände auf die Brust" (beim Abschied von Luther). Auch hier sind wir geneigt, eine Vorliebe des Dichters, das Ergebnis tatsächlicher Beobachtungen anzunehmen. — Einen Tribut an den Geschmack seiner Zeit scheint aber Kleist doch dargebracht zu haben; wenn er auch die wohlfeile Rührseligkeit, die mit der aufs Herz gepreßten eigenen Hand verbunden ist, nicht lieben mag, so läßt er doch den Brauch gelten, demzufolge man in einem Gespräche nach einer fremden Hand greift, um sie an das eigene Herz zu legen: Homburg (S. 57) „legt ihre (Nataliens) Hand gerührt an sein Herz"; S. 125 „die Prinzessin drückt seine Hand an ihr Herz"; 3, 317 „er ergriff die Hand der Alten, drückte sie an sein Herz". Es macht sich dadurch der Wunsch geltend, es möge die häßliche Ungläubigkeit einem gegenseitigen Vertrauen weichen, es mögen gleichsam die beiden Menschen zu einem einzigen Individuum werden: die Hände des einen sollen demjenigen angehören, an dessen Herz sie gelegt werden; deutlich tritt dies in der bewegten Schilderung zutage, wie der Kurfürst des Kämmerers „Hand herzlich an seine Brust drückte (und) antwortete: ‚denke, du seist ich . . .'" (3, 238).

Die Berührung einer Person drückt überhaupt zunächst eine gewisse Vertraulichkeit und Zärtlichkeit aus. Penthesilea (2, 154) „streichelt sanft" Prothoes Wange, Käthchen streichelt ihres Vaters Wange (Lesart zu 186, 24), Strahl Käthchens (2, 258), die Zigeunerin die Wangen der Kinder (3, 241); Gustav streichelt bald und küßt bald die Hand Tonis (3, 330), nachdem er ihr (S. 328) das Haar freundlich von der Stirn gestreichelt hat (vgl. 3, 163 „indem er ihr die Locken von der Stirn strich"); Marbod (2, 389) spielt gedankenvoll in den Haaren der Knaben, der Kommendant spielt, wie ein Verliebter, mit der Hand seiner Tochter (3, 289), in einem Brief (5, 215) ist von dem Streichen der Runzeln von der Stirne die Rede. Zärtlichkeitsbezeugungen besonderer Art sind jedoch das Anfassen des Kinns und die Berührung der Wange. Graf Strahl nimmt sein Liebchen mit stereotyper Gebärde beim Kinn, wodurch die Harmlosigkeit der Berührung, etwa im Gegensatz zu einem Kusse, betont werden soll: Lesart zu 190, 32 „ . . . Käthchen! sag ich, und nehm ihr das Kinn, und richt es sanft zu mir auf"; 2, 200 „in Straßburg einst, beim Kinn (hast du mich genommen)" (dazu die Lesart: „in Straßburg hast du mir das Kinn erhöht"); 233 „wie er, von unendlichem Entzücken durchbebt, sie eben beim Kinn gefaßt, um ihr ins Antlitz zu schauen"; 283 „als ich jetzt dein Kinn erhob, ins Antlitz dir zu schauen"; vgl. 3, 412 „indem er ihnen liebkosend das Kinn streichelte". Das Anrühren der fremden Wange verdient

besondere Aufmerksamkeit, weil es an einer jener äußerst seltenen Stellen vorkommt, wo Kleist, ob bewußt oder unbewußt, eine Geste erwähnt, die der von ihm geschilderten Zeit, nicht jedoch seinem eigenen Brauch und seinen eigenen Erfahrungen entsprechen mochte. Von der Hundemeute angefallen, in seinem Blut sich wälzend, rührt Achilles Penthesileas „sanfte Wange an, und ruft: Penthesilea! meine Braut! was tust du?" Niejahr und Erich Schmidt erkannten in den Worten „rührt ihre sanfte Wange an" die Reminiszenz an einen ‚auffälligen griechischen Bittgestus', und da der erstere der genannten Forscher das Vorbild zu Kleists meisterhaftem Bericht in den „Bakchai" des Euripides gefunden hat, ist über allen Zweifel erhaben, daß auch die Verwendung der antiken Gebärde der antiken Tragödie entstammt.[1])

Die Hände zweier Personen begegnen einander in verschiedenster Absicht: vom galanten Anbieten des Arms an bis zum freundschaftlichen Händedruck und zum symbolischen Hinreichen der Hand beim Schwur sind bei Kleist so ziemlich alle Abarten der Bewegung vertreten. Namentlich sei folgendes angemerkt: Toni kann beim Abschiede von der bösen Mutter, deren Leben sie aus Liebe zu dem fremden Mann gefährden will, doch nicht umhin, ihr in kindlicher Ehrfurcht die Hand zu reichen (3, 348 „in einer Rührung, die sie nicht unterdrücken konnte"); zuweilen erfolgt der Händedruck vollkommen mechanisch, aus Zerstreutheit eher als aus Freundschaft, und der aufgeregte Sinn erfährt durch die Gebärde keinerlei Beruhigung (3, 349; 384); Sylvester Schroffenstein reicht über der Leiche seines Kindes seine Hand mit abgewandtem Gesichte dem Gegner zur Versöhnung hin, und so kommt die Feindschaft zweier stammverwandter Häuser unter ebensolchen tragischen Umständen zum Abschluß wie die Feindschaft der Capulets und Montagues in jener Tragödie, die für das Grundmotiv von Kleists Erstlingswerk vorbildlich gewesen ist (vgl. bes. die Aufforderung zum Schluß von „Romeo and Juliet": „O brother Montague, give me thy hand . . .").

Stärker fallen dem Dramaturgen sowohl als dem Psychologen die häufigen Umarmungen auf, deren Schilderungen einen großen Reichtum und mannigfache Abwechslung der Wendungen aufbieten: umarmen, umfangen, umschlingen, umhalsen, an sich drücken; an die Brust drücken; das Gesicht (Haupt) verbergen (ruhen); heben (2, 202 „er will sie an seine Brust heben"; 2, 232 „da die Gräfin sich

[1]) Niejahr, Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte 6, 536. — Bakchai, V. 1117 (in dem großen Botenbericht über Pentheus' Tod): καὶ λέγει παρηίδος ψαύων· ἐγώ τοι, μῆτερ, εἰμὶ παῖς σέθεν . . . Über die Bedeutung der Geste: Sittl, Die Gebärden der Griechen und Römer, Leipzig 1890, S. 33, wo als Beleg u. a. auch die Gebärde des Pentheus bei Euripides angeführt ist.

über ihn neigt und ihn an ihre Brust hebt"; Penth., V. 1548 „komm, hebe dich an meine Brust"); an die Brust sich legen, an jemandes Brust (nieder)sinken, ruhen; ans Herz drücken; um den Hals fallen, am Halse hängen (Penth., V. 2997 „als ich an deinem Halse hing"; Homb., V. 975 „dem Troßknecht könnt ich gehängt am Halse flehen"); Arme um den Leib legen, werfen, schlagen, Arme ausstrecken nach, schlingen um, in Armen sein, liegen, in die Arme eilen, sich in die Arme werfen, flüchten; Personifikationen: „aber jetzt umschließe ich dich innig mit meinem warmen Herzen" (5, 164), „so umarmte dich meine ganze Seele" (5, 316); eine besondere Verwechslung: „seht! wie sie mit den Schenkeln des Tigers (= Tigerpferdes) Leib umarmt!" (Penth., V. 395). Zwischen Penthesilea und ihrer getreuen Prothoe herrscht das allerzärtlichste Einverständnis vor, wiederholt bittet die bedächtigere Amazone ihre leidenschaftliche Königin: birg dein ermüdetes Haupt an meinem Busen, vergiß in meiner Umarmung dein verderbenbringendes Geschick, und Penthesilea gesteht ein, die schwesterliche Liebkosung sei ein Balsam für ihr gepeinigtes Herz; nach der ungerechten Schmähung, mit der sie in ihrem maßlosen kriegerischen Eifer die beste Freundin von sich stößt, kehrt unvermittelt die tiefe Dankbarkeit zurück, und Penthesilea fällt Prothoe plötzlich um den Hals (S. 58); der jähe Wechsel der Gefühle gemahnt, Fries zufolge, an eine Phase in der Freundschaft Karl Moors zu Schweizer und wurde von Kleist selber in der Darstellung des Übergangs von Haß zu stürmischem Umhalsen in der Hermannsschlacht (S. 448) variiert: auch sonst kehren ja in diesem Drama von früherher wohlbekannte Szenen wieder, so ist die Umarmung Thusneldas und Gertruds nichts anderes als die Wiederholung eines Penthesileamotivs. Ein Kontrast zwischen feindseligen Worten und darauffolgender zärtlicher Gebärde ist auch in der Szene der Schroffensteiner dargestellt, in der Ottokar seinen Gegner umarmt, anstatt ihn mit der Waffe zu bedrohen (S. 54). Daß ein Mann in eines Mannes Arme sinkt, kann bei einem Dichter, der auch sonst Gefühlsäußerungen von Männern vorzuführen liebt, nicht wundernehmen. Eine echt dramatische und psychologisch tief begründete Bedeutung kommt der Anmerkung des ersten Auftritts zu, Ottokar falle Jeronimus plötzlich um den Hals (S. 29), obzwar er dessen Worten keine Aufmerksamkeit geschenkt hat: der Gedanke an die ferne Geliebte, die Erkenntnis, er liebe die Tochter seines Feindes, zwingt ihm eine Liebesäußerung auch einem völlig gleichgültigen Menschen gegenüber ab. Die Germanenfürsten der Hermannsschlacht liegen einander mehr denn einmal in den Armen; die Versicherungen der Freundschaft in den Briefen an Pfuel und Rühle reihen sich an andere kräftige Worte an, die aus der Sehnsucht entspringen, einen verständnisvollen Menschen zu finden,

dem man sein Leid beichten könnte; hatten doch Kleists lebhaft geäußerte Wünsche, die Schwester Ulrike und andere Verwandte liebevoll umfangen zu dürfen, ihre Begründung in der gezügelten und doch heftigen Liebe, durch die der isolierte Dichter an seine Familie gebunden war: ich denke, in der Erzählung von der Marquise von O. seien die schmerzvoll übertreibenden Ausdrücke der Verwandtenliebe aus dem tiefsten Innern von Kleists Seele geflossen und die Schilderung der heftigen Umarmungen, mit denen die Mutter ihre gekränkte Tochter, deren Vergebung erflehend, an sich preßt, habe dieselbe rührende und liebevolle Bedeutung wie des Dichters eigene Klage, seine tiefe Neigung zu den Verwandten müsse unerwidert bleiben:[1]) 5, 279 „Auch Tante und die Geschwister sollen mir wieder gut werden, o gewiß! Denn erzürnt sind sie auf mich, ich fühle es wohl, nicht einmal einen Gruß schenken sie dem Entfernten. Ich aber drücke mich an ihre Brust und weine, daß das Schicksal, oder mein Gemüt — und ist das nicht mein Schicksal? eine Kluft wirft zwischen mich und sie." — Von den Umarmungen, durch die sich die Liebe von Mann zu Weib kundgibt, heischt die Szene zwischen Ottokar und Agnes (1, 81) gesteigertes Interesse, weil hier die Umarmung auf eine gegenstandslose Verdächtigung folgt, eine Reinigung, eine Befreiung von dem niedrigen Mangel an Glauben und Selbstvertrauen darstellend. Einige (in der Hermannsschlacht gleichfalls nachgeahmte) Erwähnungen der „Penthesilea" spielen mit der Vorstellung des Umarmens in doppelsinniger Weise, indem sie die zärtliche Gebärde durch einen Affekt des Hasses färben; (ein Vorzeichen der nahenden Erotik liegt vielleicht schon in Vers 1140 „in seinen Armen hebt er sie empor", in dem Kleist ein beliebtes Motiv der bildenden Kunst aufgriff): Doch ist es wohl am zweckdienlichsten, die Fälle, in denen ich den Doppelsinn einer Gebärde nachweisen zu können glaube, nicht im Anschluß an die jeweilige Geste, sondern alle auf einmal zu erörtern; ich verweise sie in den zweiten Teil des folgenden Abschnittes, der sich mit dem Niederknien beschäftigt.

[1]) Zur Stimmung der „Marquise von O." vgl. die Briefstelle 5, 368 „Mein liebes Herzens-Rickchen, ich danke dir. Du hast mich gerührt dadurch, daß du mich um Verzeihung bittest . . ."

Briefe Zacharias Werners an Karoline von Humboldt.

Mitgeteilt von Albert Leitzmann in Jena.

Noch immer ist Zacharias Werner, zweifellos eine der interessantesten Figuren der Romantik, ein Stiefkind der Forschung. Wir besitzen weder eine eingehende psychologisch-literarhistorische Darstellung seines Lebens und Dichtens noch eine kritische und vollständige Ausgabe seiner Schriften noch eine Sammlung seiner in unglaublicher Weise verzettelten Briefe. Der Artikel über ihn in Goedekes Grundriß (^{2}6, 90) ist in mehrfacher Hinsicht ungenügend: vor allem das Briefverzeichnis, das schon durch einen Blick auf die letzte Beilage in Schützens Werk „Zacharias Werners Biographie und Charakteristik" und durch andre Quellen (ich nenne beispielsweise nur Schmidt, Erinnerungen eines Weimarischen Veteranen S. 149 und Goldschmidt, Das Leben des Staatsrats Kunth S. 47) vermehrt und berichtigt werden konnte; andres hat Sauer im Euphorion 3, 216 zusammengestellt. Als ein wertvoller Beitrag zur Kenntnis von Werners Leben und Treiben während seiner italienischen Jahre wird die kleine Reihe seiner hier mitgeteilten Briefe an Karoline von Humboldt nicht unwillkommen sein.

Schon einige Jahre vor dem Beginn persönlicher Beziehungen zwischen Werner und dem Hause Humboldt wurden beide durch ein sie sehr nahe angehendes Ereignis indirekt einander genähert und sozusagen aufeinander vorbereitet: Werners dritte Frau, von der er sich Ende des Jahres 1805 in Berlin trennte, mit der er aber immer in freundlichen Beziehungen blieb, heiratete im August 1806 den Staatsrat Kunth, den einstigen Erzieher und nahen Freund der Brüder Humboldt (Werner berichtet darüber eingehend in seinem Brief an Scheffner vom 27. Dezember 1805 in den Blättern für literarische Unterhaltung 1834 Nr. 325; vgl. ferner Goldschmidts Biographie Kunths S. 42). Als Werner dann im Dezember 1809 nach Rom kam, fand er zwar Humboldt nicht mehr dort vor, da dieser im Herbst 1808 Italien für immer verlassen hatte, wohl aber dessen Frau und Familie, der er sehr rasch freundschaftlich nahe trat (vgl. Düntzer, Zwei Bekehrte S. 182). In Werners nur lückenhaft überliefertem römischen und neapolitanischen Tagebuch begegnet Karolinens Name häufig; daß er zu den ständigen Gästen des Hauses gehörte, geht auch aus den Erwähnungen in sonstigen Briefen Karolinens (Gabriele von Bülow S. 67. 70; Neue Briefe von Karoline von Humboldt S. 69; Goethejahrbuch 16, 51) hervor; auch ihre Briefe

an ihren Gatten aus diesen römischen Jahren werden uns vieles von Werner berichten, wenn einmal die schöne Publikation von Anna von Sydow soweit fortgeschritten sein wird.[1]) Werners Konversion am 19. April 1810[2]) hat Karoline noch miterlebt: die Wahlverwandtschaften, die nach seinem eigenen Geständnis an Goethe (Goethe und die Romantik 2, 62) bestimmend auf diesen Schritt wirkten, hat er zuerst bei Karoline gesehen, der Goethe den Roman im Herbst 1809 zugeschickt hatte (Goethes Briefe 21, 97; Schütz 2, 49). Mit seinen Bekehrungsversuchen, die er, wie wir aus seinem, nun als an Karoline gerichtet, erkannten Gedicht „An meine künftige Schwester" entnehmen dürfen, mündlich und später auch schriftlich unternahm, hat er freilich bei ihr so wenig Glück gehabt wie bei Rat Willemer oder beim Prinzen Bernhard von Weimar (vgl. Düntzer S. 204. 226). Am 24. September 1810 verließ sie Rom, um ihrem Gatten nach Wien zu folgen. Karolinens Antworten auf die folgenden Briefe Werners sind meines Wissens nicht erhalten; sehr viele dürften es allem Anschein nach nicht gewesen sein, da Werner selbst nur dreier gedenkt.

1.

Rom den 31sten Januar 1811.

Gnädige Frau!

ich kann die Gelegenheit daß unser wakkere Rauch nach Wien geht[3]) ohnmöglich vorbeystreichen lassen, ohne Ew. Excellenz zu melden daß ich gottlob gesund bin und daß ich sehr offt an Sie mit innigster Werthschätzung denke und eben so offt Ihrer gegen Den gedenke, ohne Den all' unser Werth und unsre Schätzung nichts ist. Das ist Alles was ein armer Schelm wie ich thun kann.

Ich leb' hier übrigens immer so in den Tag hinein und besuche fast keinen Menschen. Das Motiv dieser meiner mystischen Zurückgezogenheit ist aber nicht sowohl Menschenhaß und Reue, als Menschenliebe und Faulheit, nehmlich um nicht seidene Strümpfe anziehn zu dürffen, die, wie ich hoch und theuer versichern kann, seit Anfange November v. J. wo ich einen Pathenstand hatte,[4]) geruht haben. Sonach entgehen mir eine Menge der interessantesten Bekanntschafften zumal von jungen deutschen Cavalieren, von denen es gegenwärtig allhier wimmelt, und von denen mich bloß Einer mit der Versicherung übergerennt hat: er sey ein reiner Deist und der Obelisk auf dem Petersplatze

[1]) Vgl. jetzt Wilhelm und Karoline von Humboldt 3, 295. 303. 307. 319. 349. 389. 429. 466.

[2]) Daß dies, nicht 1811 das richtige Datum ist, kann, trotzdem Werner selbst in seinem Testament (Schütz 2, 182) 1811 angibt, durchaus keinem Zweifel unterliegen. In Goedekes Grundriß steht leider im Text (^{2}6, 91) die falsche und nur unter den Nachträgen und Berichtigungen (S. 801) die richtige Jahreszahl. Leider haben nun auch Schüddekopf und Walzel (Goethe und die Romantik 2, XXXI. 323) das falsche Datum akzeptiert und sich dadurch in Unmöglichkeiten verwickelt (vier Tage nach der Konversion kann doch Werner unmöglich geglaubt haben, Goethe wisse bereits von dieser Tatsache).

[3]) Vgl. Eggers, Christian Daniel Rauch 1, 98.

[4]) Am 11. November 1810 bei dem Onkel seines römischen Wirtes, Pietro Rosa; vgl. Schütz 2, 87.

werde durch das Creuz auf ihm retardirt, obeliskenartig ins Blaue hinein zu zerfließen.

Lieber Gott, was soll man machen! Ich mache fast gar nichts von Versen als hin und wieder ein Sonett, dagegen lese ich sehr viel und gute Sachen, die ich denn, da gute Sachen selten dick sind, bequem in die Tasche stecke und damit nach dem Äskulapstempel in der Villa Borghese, oder Villa Pamphili, oder Pietro Montorio hintrolle und spazirend lese, auch wohl nach advenant ein paar Zeilen ohne weiteres hin und zurück dichte.[1])

Was es mir leid thut daß wir Ew. Excellenz aus Rom verlohren haben kann ich nicht sagen. Ich wenigstens, so offt oder so selten ich das Glück hatte Sie ungestöhrt zu sehen, ich hatte dabey immer den Eindruck, als ob ich einem schönen Thurnier beywohnte, wo ein paar hochgebohrne Ritter, Nahmens Geist und Herz, zusammen Lanzen brachen, und was mein Spaaß dabey war, war das, daß das Herz fast immer gewann, aber aus unschuldiger Courtoisie gegen den mannhafften Ritter Geist sich die Airs geben wollte, als habe es verlohren.

Ausserordentlich freut es mich daß Ew. Excellenz den von Gott hoch begnadigten redlichen Schlegel in Wien getroffen haben. Versichern Sie ihn doch meiner aufrichtigsten Hochachtung und lassen Sie so gelegentlich dabey einfliessen, daß, wenn ich auch sonst immer ein Narr gewesen wäre, ich durch Gottes Hülffe allmählig aufhöre es zu seyn.

Herzlich grüssen Ew. Excellenz doch auch den lieben Eckstein.[2]) Wenn Gott ihm beym Theater (was ich allmählig aufzugeben gedenke) Seegen giebt, so wird er mich und bessre Leute als ich bin, vergessen machen, was mich herzlich freuen soll.

Von Wienern wüßte ich Niemand, an den mich zu empfehlen ich Ew. Excellenz bitten könnte, als an den HErrn Grafen Palfy (der das Theaterwesen mitdirigirt hat)[3]) und an den mir sehr lieben und theuren Collin, der mir wenige aber schöne Stunden in Wien geschenkt hat.[4])

Aber mit einer Bitte muß ich Ew. Excellenz doch beschwehrlich fallen und um deren gütige Verzeihung bitten. Die Sache ist folgende. Der Hoftheaterdichter Treitschke, Director des Theaters an der Wien, war voriges Jahr hier in Rom,[5]) und ersuchte mich ihm meine Wanda und den 24sten Februar im Manuskripte zu geben um beydes gelegentlich in Wien spielen zu lassen. Ich gab ihm die Manuskripte (es war im Sommer vorigen Jahres) habe aber bis jezt noch keine Antwort. Wenn Ew. Excellenz also die Gnade für mich haben wollten, den Mann gelegentlich zu sprechen und von mir schönstens zu grüssen und ihn zu ersuchen daß die Stücke entweder gespielt und mir bezahlt, oder mir nach Rom geschickt werden mögen. Das müßte aber vor Juny d. J. geschehn, denn nach Petri Stuhlfeyer werde ich wohl nach Deutschland gehn, nach Berlin pp wenn nicht was dazwischen kommt. Am Liebsten möchte ich daß es gespielt und gut bezahlt würde, denn das Geld wird mir nachgerade sehr knapp und mein theurer

---

[1]) Vgl. die im Januar entstandenen Sonette „Villa Borghese", „Pietro Montorio" und „Villa Pamphili" in den Ausgewählten Schriften 2, 40. 42.

[2]) Baron Ferdinand von Eckstein (vgl. Goedekes Grundriß ² 6, 482) war 1807 durch Ostini zum Katholizismus bekehrt worden.

[3]) Über den Grafen Ferdinand Palffy vgl. Wurzbachs Biographisches Lexikon 21, 202. Über eine Unterredung Werners mit ihm berichtet Schmidt, Erinnerungen eines Weimarischen Veteranen S. 157.

[4]) Wohl der Hofrat Heinrich Josef von Collin, der ältere der beiden Brüder; vgl. Goedekes Grundriß ² 6, 105.

[5]) Über Georg Friedrich Treitschke vgl. Goedekes Grundriß ² 6, 572. Von seinem römischen Aufenthalt erwähnen seine Biographen nichts.

Landesherr giebt mir doch auch keinen Groschen, was für 13jährigen schlechtbezahlten Dienst etwas hart ist! — Könnte man nicht die Cunegunde nach Wien verschachern? Cotta hat das Manuskript und Autorisation.

Indem ich mich Dero HErrn Gemahls Excellenz und Familie hochachtungsvoll empfehle habe ich die Ehre zu beharren Ew. Exc. ganz gehorsamster Diener

Werner.

Ich bitte Gott daß meine hochsinnige Freundin, wenn auch mich, doch nicht die wichtige Strophe vergessen möge, die Gott an Sie durch mich in Rom gelangen ließ!!![1]) —

2.

Meine sehr theure sehr gnädige Frau!

mein langes Schweigen auf Ew. Excellenz leztes so gütiges Schreiben[2]) ist nur durch einen Zusammenfluß von Verhältnissen veranlaßt worden, die mich selbst die Befriedigung meiner angenehmsten Neigungen für eine Zeitlang ernsteren Obliegenheiten haben aufopfern lassen. Diese unruhige Periode hat jezt einer friedlicheren Platz gemacht und ich benutze die ersten Momente derselben, um Ihrer schönen Seele, meine sehr theure, sehr edle Freundin, (erlauben Sie mir immer diesen Ausdruck!) einen recht freundlichen Gruss aus der Heymath des ewigen Friedens zu bieten! — ich bin seit 14 Tagen in Albano wieder bey meinen guten Capucinern[3]) (die noch, wiewohl ihrer Auflösung täglich entgegensehend, existiren) und kann wohl sagen, daß ich, wiewohl der Scirokko und die Fliegen mich auch hier verfolgen, doch im eigentlichen Wortsinne im Genusse der schönen Natur, die der Vorhoff, und der viel schöneren Andacht, die der Tempel Gottes ist, schwelge. Gott hat mich Sünder durch einen Frieden begnadigt, der, wenn er gleich offt noch von bitteren Reuethränen unterbrochen wird, doch mir Momente gewährt, die über alle Beschreibung süss und herrlich sind! Da die lieben Capuciner mich darin eben so wenig als die lieben Reisenden (deren es Gottlob jezt in Albano keine giebt) stöhren, so kann ich der kostbaren Einsamkeit so recht freudig in der besten Gesellschafft die ein Mensch haben kann, nehmlich in der der Bibel, des Thomas a Kempis und des Dante (die ich mir mit heraus genommen habe) geniessen. Übrigens schlafe ich, wie die Capuciner, auf einem Strohsack, den die Gewöhnung mir schon passabel weich gemacht hat, esse mit den Capucinern herzlich schlecht, aber ohne durch aufgeklärte Conversation ennüyirt oder durch bengelhafte Garçons servirt zu werden, sehe alle Tage, wenn's möglich ist, die Sonne auf dem einen Ew. Excellenz wohlbekannten Speculo des Capucinergartens (auf dem nehmlich, von dem man den Capo di Castello, die Sabinerberge und Rom sieht) über dem Monte cavo auf, und des Abends etwa auf der Anhöhe von Aricia untergehen und gehe alle Tage meinen Lieblingsgang, nehmlich in der sogenannten Allee die gerade vom Capucinerkloster den See entlang bis nach Castello Gandolfo länft, wo gerade auf der Hälffte

---

[1]) Nach diesen Worten ist also das Gedicht „An meine künftige Schwester, bei Überreichung meines Lob- und Dankliedes um den Tod unsrer Königin" (Ausgewählte Schriften 2, 47), das vielmehr unter die Gedichte des August 1810 einzuordnen war, an Karoline von Humboldt gerichtet. Es begleitete ein Exemplar des Einzeldrucks der Threnodie auf die Königin Luise (ebenda 2, 24).

[2]) „Grüßen Sie Werner tausendmal und danken ihm für seinen lieben Brief; ich werde ihm antworten, sobald ich ihm etwas über seinen Auftrag sagen kann" schreibt Karoline am 23. Februar an Christian Schlosser (Karoline von Humboldt in ihren Briefen an Alexander von Rennenkampff S. 238).

[3]) Vgl. die Tagebuchaufzeichnungen vom 21.—27. Juli bei Schütz 2, 166.

des Weges ein kleines allerliebstes ganz vom Gebüsch umwachsenes Altarchen der Gnadenmutter mich Mutter- Kinder- und (in Rom wenigstens) auch Bruder- und Schwester-losen Wittwer alle Tage so recht herzlich einladet Der mein von Wehmuth und Freude und Reue und Hoffnung gepreßtes Herz auszuschütten, Die, der Spiegel der himmlischen Liebe, unendlich über alle Wonnen der irrdischen (welche als das höchste thöricht predigend ich mißgeleiteter Thor so Viele mißgeleitet habe) erhaben ist! — So sind meine stillen Tage in Studium des Christenthums, Lektüre, Gebet (wobey Sie, meine liebe gnädige Frau, nicht leer ausgehen!) und Spazierengehn getheilt und habe ich zBsp. mir nur noch vor ein paar Tagen den Excess erlaubt, in einer göttlichen Vollmondsnacht die ganze Nacht durch im Capucinergarten herumzulauffen, und habe, ohne schlafen zu gehen, die Sonne unter, den Mond auf und unter und die Sonne wieder auf gehen gesehen; eine Schwelgerey, deren Süssigkeit zu beschreiben, ich keine Worte finde! Wie lange ich so in Rom fortschlendern werde, wenn mich Gott von diesen süssen Spielen zu ernsterem Geschäffte abrufen wird, weiß ich vor der Hand nicht. Nur ist es wahrscheinlich daß ich vor Ostern künftigen Jahres nicht von Rom abreisen werde, so wie ich auch mit Gott entschlossen bin, wenn ich nach Deutschland (wohin ich auf jeden Fall doch zurück muß) gehe, meine Reise über Wien zu machen und freue ich mich schon im voraus Ew. Excellenz und Ihre Lieben dort zu begrüssen. Was übrigens und weiter denn aus mir werden wird, weiß ich nicht, bekümmere mich auch nicht sehr darum. Mein liebes Vaterland hat eben keine besonderen Ansprüche an mich, und da mein gnädiger Monarch mich nach 13jährigem ihm geleisteten Packeselsdienste huldreichst dem Hungerstode Preis giebt, während er den Herrn Clemens Brentano und andre grosse Männer zu Berliner Professoren der Ästhetick creirt,[1]) so habe auch ich, wiewohl ich aus guten Gründen nach Deutschland zurückmuß, nicht eben Vorzugsweise Lust meine letzten Pilgerschritte gratis im Berliner Triebsande zu machen, sondern bin in gewisser Rücksicht vogelfrey! —

Haben Ew. Excellenz doch die Gnade mich Ihrem Herrn Gemahl und Fräulein Töchtern aufs ehrerbietigste und innigste zu empfehlen, auch dem trefflichen HErrn Friedrich Schlegel meinen achtungsvollsten Gruß zu entbieten. Ein Gleiches muß ich in Betreff meiner Wiener Freunde und Bekannten, nahmentlich der Herren Collin und Armbruster[2]) und der Arnsteiner Familie[3]) bitten, die mir viel Güte erwiesen hat. Sollten Ew. Excellenz meine verdienstvollen Kunstfreunde, die Herren Brockmann und Koch[4]) sprechen, so grüssen Sie selbige doch herzlichst von mir und danken ihnen in meinem Nahmen für die Mühe die sie sich bey Aufführung der Söhne des Thals gegeben haben. Wollte Gott nur daß die vielen Albernheiten und Irrthümer, die ich auch in diesem Werke freventlich zu Markte gebracht habe, nicht in schwachen Gemüthern Schaden anrichten, und sonach die Masse meiner Schulden (besonders der Schreibschulden) die ich täglich und bitter bereue, vermehren mögen! Es ist sonderbar, daß während Weihe der

---

[1]) Dies falsche Gerücht über Brentano wird, wenn ich nichts übersehen habe, sonst nirgends erwähnt. Im Herbst 1811 wurde Solger als Professor der Ästhetik von Frankfurt nach Berlin berufen.

[2]) Johann Michael Armbruster; vgl. über ihn Wurzbachs Biographisches Lexikon 1, 65.

[3]) Über Fanny von Arnsteins Salon vgl. Varnhagen, Vermischte Schriften 3 1, 328.

[4]) Brockmann ist der bekannte Schauspieler, der nach erfolgreicher Hamburger Tätigkeit seit 1777 in Wien lebte (vgl. Schmid, Chronologie des deutschen Theaters S. 299 Neudruck). Über den Hofschauspieler Siegfried Gotthilf Eckardt, genannt Koch, vgl. Wurzbachs Biographisches Lexikon 3, 419.

Krafft und andres verwünschtes Zeug gespielt wird, man an die Cunegunde, die Gutes stiften könnte, und auch ans Creuz an der Ostsee nicht denkt! Nun Alles wie Gott will![1]) Mit innigster Hochachtung Ew. Excellenz ganz gehorsamster Diener

Werner.

Ich hatte diesen Brief Anfangs August zu Albano angefangen und gedenke ihn jezt in der letzten Augustwoche zu schliessen und zwar zu Laricia, wo ich seit acht Tagen bin, weil die guten Capuziner seitdem würklich weggejagt sind und sonach abermals ein Paradies für mich verschlossen ist. Alles wie Gott will; ein Paradies ist ja ohnehin ein Gegenstand, der strenge genommen nicht ausser uns existirt! — Verzeihen Sie daß ich diesen Papierrand benutze, um Ihnen noch eine Sache vorzulegen, von der ich Gott bitte, daß sie nicht bloß den Rand, sondern den Kern Ihres schönen Herzens, oder wahrer gesagt, den schönen Kern Ihres durch edle Wunden aber schlechte Pflaster entstellten Herzens treffen möge. Verzeihen Sie mir die Stimme der Wahrheit, meine sehr theure gnädige Frau, sie kommt aus dem Munde eines Menschen, dem Ihre Freundschafft sehr theuer, aber Ihr ewiges Wohl unendlich theurer ist! Meine theure Freundin, unser Leben ist kurz und eine Ewigkeit, eine entsetzliche vielleicht, ist sein Ziel! Sie sind zu geistreich um nicht einzusehen, daß das was wir schwache Menschen geistreich nennen, keine Ägide seyn kann, gegen den Angriff der ewigen Gerechtigkeit. Auch vertheidigen Sie sich mit dieser schwachen Waffe nicht, aber Sie fühlen Ihr Herz erfüllt von Liebe und mit dieser irrdischen Flamme wollen Sie den Altar entzünden der himmlischen Caritas! Entsetzlicher Irrthum, den ich Jahrelang getheilt, mit dem ich mich und so Viele belogen habe, von dem ich aber mit bitterster Reue zurückgekehrt bin! Kehren auch Sie, ich beschwöhre Sie mit Thränen der innigsten Freundschafft, kehren Sie zurück vom Abgrunde in den Schooss der alleinseeligmachenden Kirche, eh es — zu spät ist! Ihre Antwort bitte ich nach Rom.

Laricia den 27ten August 1811.

3.

Meine theure und sehr, sehr liebe gnädige Frau!

HErr Göschen aus Leipzig, Sohn des dortigen Buchhändlers,[2]) ein junger Mensch den ich zwar nur zweymal gesprochen habe, aber für einen wakkern, tüchtigen, an Leib und Seele gesunden und unverdorbenen Jüngling halte, hat die Gefälligkeit für mich, Ew. Excellenz dies Schreiben zu überreichen. Was machen denn Ew. Excellenz, wie befinden Sie und Ihr Herr Gemahl, den ich meiner ausgezeichneten Hochachtung zu versichern bitte, und Ihre mir sehr lieben Kinder sich? Tausendmal habe ich an Sie gedacht, und es vergeht selten ein Tag, wo ich Ihrer nicht auch ausdrücklich in meinem Gebet gedenke. Ich habe sogar von Albano aus (wo ich mich mit Einschluss von Aricia, Castello und Subiako fast den ganzen Sommer hindurch herumgetrieben habe) ohngefähr im Anfange Septembers an Sie geschrieben, da ich Pinsel aber den Brief zu frankiren vergessen habe, so ist er wahrscheinlich nicht in Ihre Hände gelangt, was für mich sehr unangenehm ist, da, wie Ew. Excellenz wissen, ein Brief für mich zu den äussersten efforts gehört, die man doch nicht gerne umsonst thut!

---

[1]) Vgl. Werners Brief an Knebel vom 23. April in dessen Literarischem Nachlaß und Briefwechsel 2, 503.

[2]) Georg Joachim Göschen war in einem Handlungshause in Neapel angestellt und trat später in das Lützowsche Corps; vgl. Goschen, The life and times of Georg Joachim Göschen 2, 365. 383 Anm.

Ich bin gottlob frisch und gesund, ja alle Menschen sagen, ich werde (nach meiner Heeringsart versteht sich!) dick und fett.[1]) Wenigstens erinnere ich mich nicht seit meinen Kinderjahren an Körper und Seele so wohl gewesen zu seyn! Daß mir das passirt, mir der ich durch mein fast mein ganzes Leben hindurch getriebenes zügelloses Wesen ein sieches Alter verdiente, daß mir das passirt, mir dem lasterhaftesten Wüstling, während so viele schuldlose Jünglinge, für einen einzigen Fehltritt, (wie unser noch immer zwischen Leben und Tod hier schwankende, durch einen nichtswürdigen Charlatan hingeopferte Cramer[2]) und so viele Andre) mit jahrelangen Foltern und einem frühen Tode büssen müssen, das, sage ich, erfüllt mich mit eben so gränzenloser Schaam, als es mich in Dank- und Reuethränen (die in diesem Augenblicke, wo ich für das Wohl Ihrer und meiner Seele betend hinkniee, aus meinen Augen stürzen!) zerfliessen macht! Aber es würde mich auch zugleich, da kein Verbrechen ohne eine angemessene! (das ist ein schreckliches Wort!) Strafe bleibt, für meine Zukunft, in der ich diese höchst verdiente Strafe noch nachzuhohlen hätte, zittern machen, wenn ich nicht der Allbarmherzigkeit Gottes deshalb gewiss wäre, weil sie mich der ich etwa nicht nur am Rande des Abgrunds stand, nein, sondern der ich schon in die Tiefe desselben versunken war, mit mächtiger Hand daraus emporgerissen und zu Rom auf den Fels gepflanzt hat, aus dem dem reuig lechzenden Büsser Versöhnung quillt! —

Verzeihen Ew. Excellenz daß ich Sie in dem heitern Wien mit einem Briefe belästige, der ohne daß ich wollte und daran dachte mir unter den Händen zur Allegorie eines Menschenlebens geworden ist, denn wie ein Menschenleben fängt er herzlich an, schreitet albern fort und endet ernst!

Noch einmahl, was machen Sie, meine sehr theure, edle und hochherzige Freundin! Haben Sie in dem lustigen Wien schon das ernste Rom (ich meyne nicht die von Zeit zu Zeit sich mehr zerbröckelnden Ruinen, sondern die sieben Ihnen, schöne und unglückliche Seele, wo Sie auch hinreisen mögen, immer zu sich winkenden sieben heilige unvergängliche Berge) vergessen? Darüber erfreuen Sie Ihren theilnehmenden Freund und treuen Diener bald mit einer ausführlichen Antwort! Zeigen Sie der Welt, die Sie mit Recht als das, was sie ein geistreiches Wesen nennt, bewundert, daß Sie es (wie ich überzeugt bin) in einem Grade sind, dem eine platte Bewunderung nicht nachklimmen kann! Geist ist der Drang des Menschen zum Ziele, geistarm ist das auf viertel oder halbem Wege stehenbleibende, geistreich ist das ihn ganz zurücklegende, das Ziel erreichende Wesen! Wer kann das? Gott in uns! Beten Sie daß er in Ihnen, arme aber zum Reichthum erkohrene Freundin, mit Seiner Gnade einziehe und erlauben Sie daß ich mich jezt und künftig nur mit meinem Vornahmen unterzeichne. Ihr treuer Freund

Zacharias.

Ich benutze den Rand zu Nebensachen. Wie lange ich noch in Rom bleibe, hängt nicht sowohl von mir, als von gewissen Verhältnissen ab, die ich Gott in Geduld anheimstellen muß.[3]) Soviel ist gewiß daß ich sobald solche eintreten nach Deutschland, wohin ich aus guten Gründen zurückzukehren wünsche, abgehe und höchst wahrscheinlich ist es, daß ich alsdann über Wien (das ich immer ausserordentlich liebe) auch aus guten Gründen (unter welchen einer der besseren ist, Sie, meine sehr Theure, wiederzusehen) gehe. Auf diesen Fall, wie könnte

[1]) Vgl. Werners Brief an Goethe vom 23. April (Goethe und die Romantik 2, 65).

[2]) Ein Maler; vgl. Düntzer S. 220. 222.

[3]) Gemeint sind seine Bemühungen, durch päpstliche Erlaubnis zur Priesterweihe zu gelangen.

ich es wohl machen, um ein Kästchen nothwendiger Bücher über die Gränze zu schaffen, ohne zu viele Plackerey mit der Gränzmauth? — Wie steht es mit meiner Ew. Excellenz gnädigen Protection anempfohlenen Tochter Cunegunde? Wäre es nicht möglich sie aufs Theater zu bringen, umsomehr als der Verfasser schwehrlich viel theatralische Töchter mehr erzeugen wird? Ich habe hier zufällig den sehr liebenswürdigen Prinzen von Sirmio (einen gebohrnen Duca Odescalchi) kennen gelernt, bey seiner Durchreise von Wien nach Paris. Ich habe ihn auf sein Verlangen (er ist einer der Mitdirectoren des Wiener Theaters) mit der Cunegunde bekannt gemacht, und er findet die Aufführung in Wien nicht nur nicht so sehr schwierig, sondern hat sich sogar erboten, sich lebhafft für die Sache zu intressiren. Demohngeachtet ist er jezt in Paris, und Cotta dringt auf den Druck. Haben also Ew. Excellenz die Gnade für die Aufführung dieses Stücks, die ich aus guten Gründen wünsche, Sich möglichst zu intressiren. Cotta ist authorisirt das Manuskript auf Verlangen verabfolgen zu lassen! — Übrigens mache ich in Nebenstunden frischweg Sonetts,[1] habe Raphaels Leben zu Riepenhausens Zeichnungen fast fertig,[2] und habe grosse Lust zu einem grossen epischen Gedicht!

Rom den 31ten Oktober 1811 am Vorabend Allerheiligen.

(Schluß folgt.)

Ein unbekannter Brief Karl von Holteis.

Von J. Trefftz in Weimar.

Die Autographensammlung des Geh. Haupt- und Staatsarchivs zu Weimar besitzt einen noch unbekannten Brief Karl von Holteis vom 5. Juni 1827, der literarhistorisch nicht ohne Interesse ist. Der Adressat des Schreibens ist darin nicht genannt, aber mit hinreichender Deutlichkeit gekennzeichnet. Nach der treffenden Vermutung meines verehrten Freundes, des Herrn Dr. H. G. Gräf in Weimar, haben wir ihn in niemand anderem zu suchen, als in dem damaligen Oberkonsistorialdirektor Heinrich Karl Friedrich Peucer, der in Beziehungen zu Goethe stand und mannigfachen Anteil am geistigen und literarischen Leben Weimars in jenen Jahren genommen hat. Diese Annahme wird einmal dadurch bestätigt, daß der Brief mit anderen Akten, die aus Peucers Nachlaß stammten, kürzlich an das Archiv gelangt ist. Dann aber passen alle Andeutungen darin vortrefflich auf ihn: er wohnte in Weimar, veröffentlichte „poetische Gaben", „Gedichte", und redigierte eine Zeitlang ein Journal, beziehungs-

[1] Vgl. die acht Sonette aus dem Oktober in den Ausgewählten Schriften 2, 52—59.

[2] „Rafael Sanzio von Urbino, Canzone" ebenda 3, 3; vgl. darüber Werners Brief an Knebel vom 23. April in dessen Literarischem Nachlaß und Briefwechsel 2, 502.

weise stand mit einem solchen in enger Verbindung. Wie im Briefe erwähnt wird, veröffentlichte er anläßlich der Vermählung der Prinzessin Marie Luise Alexandrine von Sachsen-Weimar mit dem Prinzen Karl von Preußen (26. Mai 1827) ein Gedicht, worin er an den weimarischen Park anknüpfte. Es betitelt sich: Weimars Nachgefühl. Am 22. Mai 1827. Manuscript für Freunde.; in dem mir vorliegenden Separatabdruck ist es nur mit P. gezeichnet, jeder Zweifel an Peucers Autorschaft aber schwindet der Tatsache gegenüber, daß es dann in seinen „Weimarischen Blättern" (Leipzig 1834) auf S. 19 wiederabgedruckt ist (Mitteilung Dr. Gräfs). Dem Wunsche Holteis, Peucer möge in dem von ihm redigierten Journal mit ein paar Worten des Engagements gedenken, welches Holtei auf September und Oktober zu einer Reihe von Vorlesungen nach Weimar riefe, hat Peucer prompt entsprochen. Das Journal für Litteratur, Kunst und geselliges Leben bringt im 42. Bande, Jahrgang 1827, auf S. 575 in Nr. 72 (Sonnabend 16. Juni) eine diesbezügliche Notiz. In Nr. 74 (Donnerstag 21. Juni) wurde dieser Hinweis wiederholt, wobei zugleich der größere Teil des Holteischen Briefes inhaltlich mitverwertet wurde. Der Brief lautet:

Hochzuverehrender Herr und Freund!

Wenn ich erst heute auf Ihre sehr gütige Zuschrift und Sendung antwortend, danke, so geschieht es weil ich Ihnen zugleich Nachricht über die Art der Vertheilung Ihrer poetischen Gaben mittheilen wollte. Der literarische Verein war gestern zahlreich versammelt und ich habe Ihre Gedichte (wie in Ihrem Namen) überreicht an: Ampère, Hitzig, Alex. v. Humboldt, v. Chamisso, v. Varnhagen, v. Uechtritz, Haering (Wil. Alexis), Gubitz, Streckfuß und erst zu guter letzt bemerkt, daß wenn man 9 Exemplare unter 10 Menschen vertheilen will, einer nothwendig leer ausgehen muß. Dieser eine war ich. Hoffentlich sind Sie aber mit meiner Auswahl der Empfänger nicht unzufrieden?

Allerdings hat mir Ihr Gedicht den herrlichen Park aufs Neue verlebendigt, denn wenn auch der Eindruck des Ganzen in meiner Phantasie immer frisch bleibt, so hebt ja der Dichter die einzelnen schönen Plätze belebend hervor und erweckt dadurch Träume und Bilder, die seit jenem Anblick schlummerten. Die schöne Prinzessin muß aufs Innigste davon gerührt gewesen seyn und wird es noch mehr werden, wenn sie später, von der Heimath länger entfernt, einen Blick hineinwirft.

Wie allgemein diese junge fürstliche Dame hier auch gefällt, wie sehr man gewünscht hat, Ihr den herzlichsten Empfang zu spenden, so konnte dieser redliche Wille doch eben nur im Jauchzen und Jubeln zu Tage kommen, welches sich bei Ihrem Einzug, und bei Ihrem Eintritt ins Theater erhob. Sehr unglücklich waren die Kunstwerke gewählt, welche Ihr einen Begriff von unsern Bühnen beibringen und Sie zugleich erfreuen sollten.

Der erste Akt von Agnes von Hohenstaufen, eine durchaus unmusikalische Dichtung, welche der melodieenleeren Oede des Spontinischen Kopfes und Herzens nichts als Spektakel abzulocken vermochte. Am zweiten Tage ein neues Stück von Raupach im Schauspielhause: Der Fürst über Alle, welches so sehr misfallen hat, daß man die zweite Vorstellung, bei welcher die schützende Gegenwart der hohen Herrschaften gefehlt haben würde, lieber gar nicht gewagt hat.

Und selbst meine liebe Königstadt, die bei solchen Gelegenheiten immer den Sieg davon trägt, blamirte sich diesmal mit einer schlechten Vorstellung der franz. Oper le vieille, worin auch die gute Sontag nicht gut war. Dagegen war das Festspiel von Karl Blum gelungner und das freundliche, mit vollen frischen Blumenkränzen reichlich geschmückte viel erleuchtete Haus, die tobende Menschenmasse, der immer neu erklingende Beifallsruf, mögen der jungen Frau doch herzlicher vorgekommen seyn, als die Ceremonie des Alten Hoftheaters, wo Alles zu finden ist, ausgenommen ein Theater und ein Publikum.

Uechtritz hat ein neues Trauerspiel: Das Ehrenschwert, vollendet, welches all unsern kritischen Freunden hoch über Alexander und Darius zu stehen scheint. Ich soll es erst in diesen Tagen hören.

Raupach verreiset Ende dieser Woche auf 5 Monate und wird wohl gar auch in W. einmal einsprechen.

Sonst hab' ich hier Alles gefunden, wie ich es damals liess. Krieg und Frieden, von den nämlichen Partheien gehalten und geführt.

Ich bin sehr fleißig und hoffe Ihnen, wenn ich im Herbst nach W. komme, die Früchte meines Fleißes theilweise zeigen zu können.

Möchten Sie wohl die Güte haben, gelegentlich in dem jetzt von Ihnen redigirten Journal, mit ein paar Worten des Engagements zu gedenken, welches mich auf September und Oktober zu einer Reihe von Vorlesungen nach W. ruft? Es würde mir sehr lieb seyn, weil ich dadurch hier vielen Fragen und Erzählungen entgehe.

Ich bitte Sie schließlich, um gar nicht mit bitten aufzuhören, Sie möchten die Einlagen gütigst abgeben lassen, mir darum nicht zürnen und geneigt bleiben Ihrem wahrhaft ergebensten

Cv. Holtei.

Berlin 5ten Juni 27.

Neu aufgefundene Novellen Sealsfields.

Von A. Ravizé in London.

In der autobiographischen Skizze, die Sealsfield im Jahre 1854 auf Heinrich Brockhaus' Aufforderung schrieb, widmet er wohl seiner Tätigkeit als Mitredakteur des „Courrier des Etats-Unis" mehrere Zeilen: seine Verbindung mit dem „Englishman" dagegen erwähnt er in wenigen trockenen Worten: „Er lebte," schreibt er, „abwechselnd in Paris und London, in welch letzterem er zugleich mit dem damaligen Monthly Review „The Englishman" in Verbindung stand."[1]) Auch in späteren Jahren, in Unterhaltungen mit Freunden, verbreitet er sich gern über seine Beziehungen zum Courrier und zu Joseph Bonaparte, scheint aber den Englishman ganz vergessen zu haben. Um so auffallender erscheint es daher, daß er zum Englishman tatsächlich nicht weniger als fünf Novellen beigetragen hat, während seine Rolle als Redakteur des Courrier nach Professor Hellers

[1]) Faust, Sealsfield, S. 251.

Unterſuchung[1]) nur eine ziemlich untergeordnete geweſen ſein kann, wenn eine ſolche Beziehung überhaupt vorhanden geweſen iſt. Dieſe Novellen ſcheinen bisher der Aufmerkſamkeit der Sealsfield-Forſcher entgangen zu ſein. Die folgenden Zeilen ſollen zwar nicht über ſie eine tiefgreifende Unterſuchung liefern, die für eine andere Gelegenheit vorbehalten iſt, ſtellen ſich aber zum Zweck, über dieſen Fund vorläufigen Bericht zu erſtatten.

Eine Zeitſchrift „The Englishman" hat es in London in den Jahren 1830 und 1831, die hier allein in Betracht kommen, gar nicht gegeben: wenigſtens iſt in der Bibliothek des British Museum keine vorhanden. Dagegen iſt ein „Englishman's Magazine" für das Jahr 1831 vorhanden, und dieſe iſt es, die Sealsfields Beiträge enthält. Der vollſtändige Titel lautet:

The Englishman's Magazine
London, E. Moxon, 64 New Bond Street
1831.

Dieſe Zeitſchrift, deren Gründung das Athenæum am 9. April 1831 mit ein paar Glückwunſchworten begrüßt, hat nur ein ganz kurzes Leben gehabt. Sie erſchien monatlich und begann in April 1831. Der erſte Band ſchließt mit der fünften Nummer im Auguſt, der zweite hört ſchon mit der zweiten Nummer im Oktober auf und bildet den Schluß des Unternehmens. Exemplare dieſer Zeitſchrift ſcheinen ziemlich ſelten geworden zu ſein: im Jahre 1892 wurde eines zum Preiſe von £ 3.80 öffentlich verkauft. Nach engliſcher Sitte erſchienen die Beiträge meiſtens anonym. Doch kommen die Namen von Charles Lamb, Tom Hood, Lord Tennyſon, Leigh Hunt und anderen vor. Der Herausgeber, E. Moxon, war der Freund und Verleger Ch. Lambs, der ihn und deſſen Zeitſchrift in ſeinem Briefwechſel erwähnt. Ehe er auf eigene Rechnung einen Verlag gründete, war Moxon zuerſt beim Verleger Longmans tätig geweſen und wurde dann im Jahre 1827 zum literariſchen Ratgeber im Verlag von Hurſt, Chance & Co., wo Sealsfield gerade „Austria as it is" und „The Americans as they are" erſcheinen ließ. Er mußte alſo bei dieſer Gelegenheit Sealsfields Bekanntſchaft gemacht haben. Daß er ihn ſchon früher gekannt habe, iſt kaum wahrſcheinlich.

Die fünf erſten Nummern des „Englishman's Magazine" enthalten unter anderem je eine Novelle unter folgenden Titeln:

April 1831. Scenes in Poland. Nr. I. 1794. Macejovice and Praga (S. 26—32).
Mai — Scenes in Poland. Nr. II. 1816. Varsovie, Dobravice, St. Petersburgh (S. 179—190).

[1]) Euphorion XIV, 718 ff.

Juni 1831. My little grey Landlord. By the Author of „Scenes in Poland" (S. 268—281).
Juli — Three Meetings on the King's Highway. By the Author of „Scenes in Poland" (S. 401—410).
August — Borelli and Menotti. By the Author of „Scenes in Poland" (S. 608—615).

Diese fünf Novellen sind es, die wir Sealsfield zuschreiben, und zwar aus inneren und formellen Gründen: 1. mehrere Stellen, ja eine ganze Novelle sind in späteren Werken von Sealsfield wörtlich (allerdings in deutscher statt in englischer Sprache) wiederholt; 2. mehrere Datenangaben stimmen so genau mit dem, was wir von Sealsfields Lebenslauf wissen, daß man sie als autobiographisch betrachten darf; 3. fremdsprachliche, manchmal geradezu unenglische Wendungen kommen vor; 4. der Stil zeigt die Eigentümlichkeiten des Sealsfieldschen Stils.

Die Wahl der Stoffe könnte allerdings zuerst befremden. Zwei Novellen spielen in Polen, eine in Italien, die beiden übrigen in London und Paris. Amerikanische Gegenstände werden nicht berührt. Bei näherer Betrachtung stellt sich aber heraus, daß auch darin eine Sealsfieldsche Eigentümlichkeit zum Vorschein kommt. Viel später, im Jahre 1863, rühmt Sealsfield in einer Unterhaltung mit Kertbeny[1]) den photographischen Realismus und die Aktualität des Interesses seiner Werke und schließt: „In Amerika gibt man nichts mehr auf Geschichte, bloß auf Gegenwart." Sämtliche Novellen im Englishman können als Beweis dieser amerikanischen, oder vielleicht nur Sealsfieldschen Neigung gelten. Polen stand im Jahre 1831 im Brennpunkt des allgemeinen Interesses: die Revolution dort hatte in ganz Europa die öffentliche Meinung stark erregt und eine wahre Flut von Schriften für und wider, Memoiren, Schilderungen gegenwärtiger und vergangener Zustände entfesselt. Die erste Hälfte von „My little grey Landlord" dreht sich um die Auflösung des englischen Parlaments am 22. April 1831 wegen der Reform-Bill und auch die „Three Meetings etc." beschäftigen sich indirekt mit der Reformfrage. Borelli und Menotti endlich, die italienischen Patrioten, deren trauriges Ende die letzte Novelle ziemlich frei beschreibt, waren am 26. Mai 1831 hingerichtet worden.

Nach der Aktualität des Interesses fällt ein anderer Sealsfieldscher Zug sofort auf: diese Novellen beschäftigen sich nicht mit dem erdichteten Schicksal eines willkürlich geschaffenen Helden. Sie haben alle eine kulturhistorische Bedeutung, sie schildern den Zustand und die Stimmung eines ganzen Volkes in den polnischen und der italienischen Novelle, einer ganzen Klasse in den beiden anderen. Der

[1]) Kertbeny, Erinnerungen an Sealsfield, S. 58.

Rahmen einer bloßen Novelle ist aber für derartige historische Gemälde viel zu klein, so daß Sealsfield sie in eine Reihe von Episoden zerstückeln muß, die auf diesen oder jenen Teil ein grelles Licht werfen, aber kaum organisch miteinander verbunden werden können. Jede Episode an und für sich bildet ein ganzes, lebhaftes, kräftiges Bild; da sie aber oft nur zwei oder drei Seiten lang ist, hat man kaum Zeit, sich eines Eindruckes ganz bewußt zu werden, als schon ein anderer den ersten verdrängt. Dieser Zug, der den größeren Romanen auch anhaftet und dort oft zu einem Kunstmittel wird, fiel dem Athenæum in einer Rezension der zweiten Nummer des „Englishman's Magazine" auf: „Scenes in Poland," heißt es dort, „is a spirited sketch, but too sketchy: the scenes and incidents, although powerfully drawn, loose half their interest for want of a connecting link in the narration."[1]) In einer früheren Nummer[2]) hatte übrigens dieselbe Zeitschrift die erste der „Scenes in Poland" ohne Vorbehalt gelobt: „Scenes in Poland," sagte dort der Rezensent, „is perhaps the most powerful paper and we were happy to see it reprinted in the Times."[3])

* * *

Von den fünf Novellen im Englishman sind vier in der ersten Person erzählt. In den beiden ersten ist der Erzähler ein junger polnischer Edelmann, Graf D--y, der als Hauptmann im russischen Dienste steht. Die Novelle beginnt mitten in der Schlacht bei Macejovice 1794, wo Kosziusko besiegt und gefangen wurde, und die den polnischen Widerstand endgültig brach. Der Graf bringt Suwarrow, der persönlich die Chargen gegen die letzten polnischen Carrés leitet, Briefe von der Kaiserin Katharina. Er muß die Antwort sofort nach Petersburg bringen und noch einmal mit Briefen an Suwarrow dieselbe Strecke zurücklegen. In der Zwischenzeit hat aber Suwarrow Warschau belagert und genommen, und der Graf reitet durch die Trümmer und Leichen von Praga, einer Vorstadt von Warschau. Nach Petersburg zurückbeordert, rettet er dem neugeborenen Sohne des soeben in seinem Pragaer Hause gemordeten Grafen Og—y das Leben, verliert aber einen Tag dabei: darum wird er, sobald er Petersburg erreicht, nach Sibirien verbannt, wo er zwei Jahre bleiben muß. Dann wird ihm erlaubt, in Europa zu reisen. So kann man die Handlung zusammenfassen: in Wirklichkeit besteht aber die Novelle aus vier Episoden: der Schlacht selbst, einer Charakterisierung Suwarrows, einer Beschreibung der ge-

[1]) Athenæum, May 7, 1831, S. 297.
[2]) Ebenda, April 9, S. 233.
[3]) Am 6. April 1831. Wörtlicher Abdruck.

plünderten Stadt und einer besonderen Episode dieser Plünderung (im Og—ys Hause).

In der zweiten polnischen Novelle ist derselbe Graf, der merkwürdigerweise jetzt den Namen P—y statt D—y trägt, nach vierundzwanzig Jahren nach Polen zurückgekehrt, und begegnet dem Kinde, August Og—y, das er gerettet hat. Er fährt mit ihm und seiner Familie nach Warschau, was zu einer Vergleichung zwischen dem Polen von einst und von jetzt Veranlassung gibt. Ein zweites Bild zeigt uns eine Audienz bei dem Cesarewitch Constantin, dem Vicekönig von Polen: allen Privilegien des Adels zum Trotz, will er den jungen Og—y zum gemeinen Soldaten machen. Constantin ist in Polen allgewaltig: das einzige Mittel, sich seiner tyrannischen Grausamkeit zu entziehen, ist, den Tsar selbst um Gnade anzuflehen, und so fährt die ganze Familie eiligst nach Petersburg. Bei einer kurzen Rast in einem Schlosse werden sie von Zigeunern angegriffen, was ein drittes Bild abgibt. Die Schilderung eines Balles in Petersburg, wo es August Og—y und seiner Braut gelingt, den Tsar für sich zu gewinnen, bildet den Schluß: von einer logischen Folge der Ereignisse ist hier übrigens noch weniger als in der ersten Novelle die Rede, und die Reihe der Episoden könnte ebensogut umgekehrt werden. Der Zigeunerangriff aber erinnert an Sealsfields kräftigste Schilderungen, diejenigen der Leperos im „Virey" z. B., oder der Zambos in „Süden und Norden", übertrifft sie sogar an Wildheit: die Stimmung ist ganz dieselbe, nur eine oder zwei geschmacklose Stellen verraten die Absichtlichkeit des Effekts. Später lernte es Sealsfield, schauerliche Wirkungen hervorzubringen, ohne uns alte, nackte Weiber zu zeigen, die in einem Kessel „Schweine, Hühner, Katzen, Mäuse und allerlei Zwei- und Vierfüßler" kochen.

Am Ende der zweiten polnischen Novelle steht die Angabe: „From the Journal of a Lithuanian Nobleman." Interessant ist hier die Frage, ob Sealsfield wirklich eine Vorlage gehabt, oder sich aus mehreren Quellen oder aus eigener Erfindung seine Erzählung zurechtgemacht hat. Man braucht nicht anzunehmen, daß Sealsfield Polnisch verstanden habe. Die paar russischen und polnischen Worte, die er des Lokalkolorits wegen eingeflochten hat, sind nur einzelne Substantive, die er sich sehr leicht aus zweiter oder dritter Hand aneignen konnte. Interessant ist es aber, daß die Orthographie mehrerer Eigennamen auf eine französische Vorlage hinzuweisen scheint. Die Schreibung Macejovice befindet sich in den französischen Memoiren Oginskys (1827). Dagegen schreibt James Fletcher (History of Poland, 1831) Macieiowice, eine deutsche Geschichte Polens (Polens Schicksale seit 1763; 1831) Macziewice, während die polnische Orthographie Macziewicza zu sein scheint. Übrigens zeigen die Schrei-

bungen Auguste und Varsovie noch viel deutlicher französischen Einfluß.

Wenn wir nun einige Angaben des angeblichen Erzählers zusammenstellen, so finden wir, daß er nach Pragas Erstürmung (1794) zwei Jahre in Sibirien zubrachte und dann zwanzig Jahre reiste, ehe er seine Memoiren schrieb. Dies führt uns auf das Jahr 1816, ein Datum, das tatsächlich im Titel der zweiten Novelle vorkommt. Diese zweite Novelle beginnt aber mit den Worten „Once more then I am in Poland, the same Poland of whose fate I was the bearer twenty four years ago." Auch ist Auguste Og—y vierundzwanzig Jahre alt, so daß das angebliche Tagebuch eigentlich nach 1818 erschienen sein müßte. Nun führt aber die (meines Wissens) vollständigste polnische Bibliographie, die Bibliografia Polska Estreichera, zwischen den Jahren 1816 und 1818, ja sogar 1816 und 1822, keine französischen, englischen oder deutschen Memoiren an, die Sealsfield hätte wahrscheinlich benutzen können. Allerdings ist die Bibliographie nicht vollständig; dann kann Sealsfield diese Memoiren in einer Zeitung oder Zeitschrift gelesen haben. Es ist aber auch nicht notwendig, das Vorhandensein einer solchen Vorlage anzunehmen, denn die Tatsachen sind bekannt und Sealsfield konnte sie aus irgend einer Geschichte Polens entnehmen: die Schlacht bei Macejovice ist ganz allgemein beschrieben; die Charakterisierung Suwarrows stimmt allerdings merkwürdig genau mit späteren Lebensbeschreibungen überein: Suwarrow war aber eine zu berühmte Persönlichkeit, als daß Sealsfield sich nicht leicht Auskunft über ihn hätte verschaffen können. Das Blutbad in Praga hat Sealsfield ganz nach den üblichen Anschuldigungen gemalt, deren Übertreibung spätere Forschungen bewiesen haben wollen. Andere Beschreibungen enthalten aber noch mehr grauenhafte Einzelnheiten als Sealsfields Schilderung. Einige Züge in den beiden polnischen Novellen erinnern an die „Memoires" des Grafen Oginsky (1827), ohne daß Sealsfield daraus mehr als allgemeine Motive geschöpft haben kann.

Was die zweite „Scene in Poland" betrifft, so führt Sealsfield in seiner Beschreibung des Großherzogs Constantin nur ganz bekannte Tatsachen auf; eine Erzählung scheint er besonders benutzt zu haben, die 1831 die Runde durch die englische, deutsche und französische Presse machte, nämlich die Schilderung einer Audienz bei Constantin, von einem französischen Edelmanne, die unter anderen in der deutschen Zeitung „Das Ausland" vom 27. und 28. Januar 1831 vorkommt, und auch in einer späteren Nummer des „Englishman's Magazine" selbst abgedruckt ist. Für die Beschreibung des Balles braucht man nach keiner Vorlage zu suchen: dergleichen kann Sealsfield in Prag oder Wien ebenso wie in Paris oder London gesehen haben. Das

Zigeunerlager endlich ist so phantastisch geschildert, daß eine Vorlage dafür wohl kaum anzunehmen ist.

Aus der ersten „Scene in Poland" sind zwei ganze Episoden, die Schlacht bei Macejovice und die Schilderung des geplünderten Praga, in den „Virey" aufgenommen worden. Nur ist aus der polnischen Revolution die mexikanische geworden, aus Kosziusko: Hidalgo, aus Suwarrow: Calleja, aus Macejovice: Aculco, aus Praga: Guanaxuato. Außer den Eigennamen ist nichts geändert: nur ist die Erzählung im „Virey" etwas ausführlicher. Die Episoden sind zu lang, um hier ganz angeführt zu werden: wir wollen nur zum Beweis der wörtlichen Wiederholung eine kurze Stelle zitieren (Englishman, S. 26, 27; vgl. „Virey" II, 50, 51, 52):

„Ztupay! ztupay! Comradi!" [1]) cried a voice from amidst a cloud of smoke. I knew it well. „Now or never!" thought I; and wheeling to the right we dashed straight through the guard-cossaks, accompanied by millions of curses and at least a dozen of good-byes from their pistols [. . .] „Ztupay! Comradi!" exclaimed he [. . .] and kissing an image of his favourite saint which hung from his neck, he crossed himself with a grimace, gave his horse the spurs, and galloped towards the Poles. We followed. The square stood without flinching. Wherever a man dropped, the very staff officers picked up his musket, and leaped into the gap — but, poor fellows! it was a desperate game.

„Ztupay! Comradi!" cried the shrill voice of the Field-Marshall once more, shriller than ever, and the guard-cossacks set on with a tremendous hurrah! The square is broken. Good night, Poland!"

* * *

Die dritte Novelle in Englishman's Magazine hat die Eigentümlichkeit, fast ganz ein Plagiat zu sein. Der kleine graue Hauswirt ist derselbe Lomond, der im zweiten Bande von „Morton" eine so bedeutende Rolle spielt und der, wie Professor R. M. Meyer bewiesen hat,[2]) kein anderer als Balzacs Gobseck ist. Nur erstreckt sich das Plagiat auf die ganze Beschreibung dieser merkwürdigen Persönlichkeit. Es gibt kaum einen Zug in Lomonds persönlichem Aussehen, in der Beschreibung seiner Gewohnheiten, seines früheren Lebens, seines Hauses, seines Zimmers, der nicht schon bei Balzac vorhanden wäre. Das Plagiat ist um so gewagter als Balzacs „l'Usurier" (ein Teil der Erzählung) Anfang 1830 und der ganze Gobseck im April 1830 erschienen war, also kaum über ein Jahr alt war. Nur der Kurzlebigkeit der Zeitschrift „The Englishman" hat Sealsfield es wohl zu verdanken, daß das Plagiat nicht früher aufgedeckt wurde. Er selbst scheint aber keine Entdeckung gefürchtet zu haben, denn vier

[1]) Vorwärts! Kameraden!
[2]) Deutsche Arbeit, VI (1906/7), S. 510.

Jahre nach dem Verschwinden des Englishman's hat er die ganze Novelle wörtlich in Morton übersetzt und sich nur damit begnügt, gewisse Stellen ausführlicher zu gestalten und lange Betrachtungen einzuschieben. Eine wichtige Änderung hat er in „Morton" allerdings doch vorgenommen: er hat nämlich sorgfältig alle autobiographischen Angaben entfernt und die Datierung des Ganzen hat er dadurch zu erschweren versucht, daß er in „Morton" die Auflösung des Parlaments am 22. April 1831 zur Durchbringung der Catholic Emancipation Bill in April 1829 umänderte, ohne übrigens die Beschreibung selbst anzutasten. Hier folgt die geänderte Stelle,[1]) die man leicht mit Morton[2]) wird vergleichen können:

„As we approached Clarence Terrace, the clock struck two. A long-drawn peal of thunder came rolling on the breeze from the south."

„What is that?" said Frank; „it is like the sound of cannon." I paused. — Should it be as my landlord foretold. — It was the St. James's guns. „The King is dissolving Parliament," said I.

„You are joking."

„By no means. Let us hasten down."

„We trotted round the corner, and galloped towards Regent Street. Hurry, confusion everywhere increased as we approached Whitehall. It was as the little man had said."

Diese politische Episode und die Beschreibung einer Straßenkapelle am Anfang der Novelle sind die einzigen Zusätze Sealsfields.

* * *

In der vierten Novelle, Three Meetings on the King's Highway, kommt Lomond ebenfalls vor, aber ganz am Ende ohne organische Verbindung mit der Handlung.

Die Erzählung beginnt in einem Pariser Café. Eine politische Unterhaltung ist im vollen Gange, aber bald hören wir nur noch zwei Engländer, einen Radikalen und einen Konservativen. Dieser bewundert den aristokratischen Bau der englischen Gesellschaft, jener beklagt die Unmöglichkeit für einen Mann aus den niederen Klassen in die oberen zu kommen. Ein solcher ist gerade anwesend und hört die Unterhaltung, die seine bitteren Erfahrungen nur zu sehr bestätigt. Aus Verzweiflung versucht er, beim Spiele mit einem Schlage reich zu werden und verliert alles. Vier Monate später begegnet ihm der Erzähler (hier ein Mr. M—, was wegen Lomonds an Morton erinnert) in London und hört seine Geschichte: als Sohn eines kleinen Kaufmanns ist er mit der Aristokratie in der Schule zu E[ton] in Berührung gekommen und hat dort gelernt, sich seines

[1]) Englishman, 3, 272.
[2]) Morton, II, 52.

niedrigen Standes zu schämen. Eines Tages entführt er seine Geliebte, Marie, heiratet sie in Schottland und versucht dann, zuerst in London und gleich darauf in Paris, sein Glück zu machen. Sie sind aber beide jung und unerfahren, und das wenige Geld, das sie mitgenommen haben, hält nicht lange aus. Sie werden überall, besonders auf dem französischen Zollamt, erbarmungslos geplündert: diese Schilderung klingt fast so, als ob Sealsfield selbst in Frankreich unangenehme Erfahrungen gemacht hätte. Sie müssen endlich nach London zurück, und der Mann versucht, sich (wie Sealsfield selbst) mit Schriftstellerei eine Existenz zu verschaffen. Die Erzählung, wie er der Reihe nach ein halbes Dutzend Verleger vergebens besucht und überall zuerst nach seinen Gönnern gefragt wird, ist so realistisch und bitter gehalten, daß man wohl darin autobiographische Elemente vermuten darf. Es sei uns daher erlaubt, den wichtigsten Teil davon hier anzuführen:[1])

„One morning, as I was sitting in my cold and comfortless room, at the bedside of Maria, footsteps came up stairs. A rap at the door was heard. I sprang up and opened it. A person entered, who announced himself as a bookseller, Z—: ‚My friend Mr. U— — has told me that you write poetry,' said he, blowing himself, and casting a glance around! Ah, cursedly high! very high indeed! One might as well mount a ladder. Ah! genius, genius! it will soar!

‚Sir,' said I, ‚I beg your pardon; but you're jesting.'

‚Pardon, dear Sir! No jest — earnest, full earnest. Mr. U— spoke highly of you.'

‚Why does he not publish, then? said I, with bitterness.'

‚Ah, dear, that's the times, Sir, times. Dear me, I wish, with all my heart I could do something; but the name, Sir, the name, you know.'

‚How can I have a name if every one refuses?'

‚Ah, the very thing, the very thing, dear Sir. Something might be done. Half profits, you know. It comes slowly, slowly: but it will come some time. But could not you let me have a few sketches? Have you never travelled on the continent?'

‚In France.'

‚Ay, France; perhaps it might do. But then we have such a number of publications about France. Why, perhaps, something historical, you know. —'

‚I should like with all my heart —'

‚Yes, yes, all beginnings are difficult; but we must try. You are wrong, wrong indeed, with your talents — you should. — Now a tragedy, a drama. What do you say to that? But that's not the thing. — Now look.

He assumed a mysterious appearance.

‚That Reform question, that cursed Reform question. The Tories, you know — don't you understand me — the Tories? Well — the Tories. We might do something; but it ought to be done cleverly. I want something striking — quite striking; something that will produce effect. A satire — a bitter satire — against Ministers — The Tories want to get in, you

[1]) Englishman, S. 408.

know — Ministers — Gascoigne's amendment — minority — defeat of the Bill — House of Lords — the grim stern soldier. Now you understand me. I could publish ten or twenty thousands copies — would make you known. Would pay you twenty pounds. A satire against Ministers, that's the very thing; but it must be particularly good, and not too long. Ministers will go out, rely on it — they must. Let us see — When can I have it. After to-morrow, can I?'

‚Well, after to-morrow, then,' said I.

Mr. Z— departed."

Obgleich diese Zumutung allen Prinzipien des jungen Schriftstellers entgegensteht, macht er sich ans Werk. Aber er ist kaum fertig, als das Parlament aufgelöst und die Bestellung infolgedessen zurückgenommen wird. Marie stirbt an der Enttäuschung und der Mann wird Soldat, um sie für das Werbegeld begraben zu können. Ganz am Ende der Erzählung kommt Lomond, und wenn die Erfahrungen des Helden wirklich eine Episode in Sealsfields Leben darstellen, so gibt uns Lomonds Urteil einen Beweis der unbezwingbaren Energie, die es Sealsfield möglich machte, sich aus ebenso verzweifelten Situationen immer wieder zu retten:

A man whose spirit is broken by such trifles will never stand alone. Highfliers, yes! Highfliers they would be, with plenty of money in their pockets, and would play over the very same game of pride, luxury, and contempt, of which they complain themselves. He who, bowed down by misfortune, has not the internal force to rise again, deserves the lash, ay, should it even be from the hand of the drummer . . . [1])

* * *

Diese Novelle ist die einheitlichste in der ganzen Reihe, vielleicht weil Sealsfield persönliche Erfahrungen hineingewoben hat. Die letzte, die unter dem Titel die Angabe trägt „by the Author of Scenes in Poland", und also die letzte, die wir aus diesem und anderen Gründen Sealsfield zuschreiben, besteht wieder nur aus einer Reihe von Episoden. Es handelt sich darin um das Schicksal der italienischen Patrioten Ciro Menotti und Vincento Borelli, die Modena von der österreichischen Herrschaft befreien wollten, aber von den Österreichern gefangen, an den Herzog Francisco IV. d'Este ausgeliefert und am 26. Mai 1831 gehängt wurden. Die erste Episode der Novelle zeigt uns die Plünderung von Borellis Haus, während seine Frau krank darniederliegt. Die zweite schildert die Rückkehr des geflüchteten Herzogs in Modena mit den gefangenen Patrioten in seinem Gefolge: derselbe Pöbel, der den Patrioten wenige Tage vorher zujubelte, wird jetzt mit Mühe daran gehindert, sie in Stücke zu reißen. Eine dritte Szene enthält einen Versuch von Seiten einer

[1]) Englishman, S. 410.

Conteſſa und dann eines patriotiſchen Mädchens, die Gefangenen zu befreien, indem ſie die wachthabenden Offiziere verführen. Der Plan gelingt aber nicht, denn ein anderer Verſuch durch offene Gewalt ſcheitert am ſelben Tage und hat die Hinrichtung der Gefangenen am folgenden Morgen zur Folge. In dem Augenblick ihres Todes ſtirbt auch die ſchöne Luigia Borelli.

Dieſe Novelle hat ſich mit den hiſtoriſchen Tatſachen große Freiheiten erlaubt: darum iſt wahrſcheinlich Borelli zum Hauptheldeu gemacht worden, während er in Wirklichkeit nur eine ganz untergeordnete Rolle ſpielte. Wenn es nämlich richtig iſt, daß die Patrioten von den Öſterreichern gefangen und ausgeliefert wurden, ſo ſcheint es nicht wahr zu ſein, daß Borelli dem Herzog je das Leben gerettet habe. Ferner hat ein gewaltiger Verſuch, die Gefangenen zu befreien, nie ſtattgefunden. Was endlich die ſchöne Frau Borelli betrifft, die Sealsfield am 26. Mai 1831 ſterben läßt, ſo trug ſie noch ſelbſt am 26. Mai 1848 ein Banner zum Grabe ihres Gemahls.[1]) Wie es oft geſchieht, iſt in ihrem Falle die Wirklichkeit tragiſcher geweſen, als die etwas konventionelle Umdichtung Sealsfields, wenn wir nämlich Grandis Berichte[2]) Vertrauen ſchenken dürfen: ſie hatte um Erlaubnis gebeten, ihren Gatten zu ſehen. Dieſe Erlaubnis wurde ihr erſt am Morgen der Hinrichtung gewährt, und es fehlte wenig, daß ſie, ehe ſie noch von dem Urteil gehört hatte, ihrem Manne auf dem Wege nach dem Galgen begegnet wäre.

Dieſe Novelle, wie „Scenes in Poland I", enthält Anklänge an den „Virey", z. B. das Motiv der (hier nur verſuchten) Befreiung eines Gefangenen durch eine hochgeſtellte Dame, deren Verwandten über ſein Schickſal verfügen. Auch eine kurze Stelle iſt wörtlich im „Virey" überſetzt. Dieſe wörtlichen Wiederholungen entweder ſeiner eigenen Worte oder einer fremden Quelle kommen auch in ſpäteren Romanen Sealsfields vor und ſcheinen bei ihm etwas ganz gewöhnliches geweſen zu ſein. Hier folgt die Stelle, die man mit dem „Virey" (I, S. 264 und 265) vergleichen möge:

„— And she still reposes, unconscious of what is going on around us [. . .] Pietro faltered towards a bed, and opening the curtains looked wistfully on a female who lay upon it, whether slumbering or dead it would at first sight have been difficult to tell.

Her form was of exquisite beauty and of the truly Roman cast. Whiter than the sheet around her, she lay like a marble statue of antique workmanship. She seemed a vision, without breath or motion. Only at long intervals of respiration her pale lips opened slightly and tremulously, but with as little of vitality or volition as leaves fluttered by the wind.

---

[1]) T. Grandi, Ciro Menotti, S. 208.
[2]) Grandi, S. 208.

‚So she has continued for the last seven nights!' said Bettina, bending anxiously over the bed.

[. . .] The lovely sleeper opened her lips, murmured some inarticulate syllables, and closed them again."[1])

* * *

Daß diese verschiedenen Übereinstimmungen auf bloßem Plagiat, wie die Übereinstimmungen mit Balzac, beruhen können, ist wohl nicht anzunehmen. Sealsfield hat wohl die kräftige Schilderung des „Usurier" in „Morton" einflechten können: die Mühe hätte sich aber kaum gelohnt, seinen Roman so unbedeutenden Sätzen anzupassen wie diejenigen, womit „My little grey Landlord" beginnt:

„And you will not go?" said Frank, seizing the knob of the door, and darting a glance of impatience.

‚Not for this time. To morrow is packet-day — a number of letters.'

‚The old song — letters — despatches.' Our minister can scarcely have more business than you." etc.[2]) (Vgl. Morton, II, 20 f.)

Auch die Stelle in „Borelli und Menotti" ist kaum eine solche, die zu einem Plagiat verführen könnte. Eher könnte man annehmen, Sealsfield habe, als er Ende 1830 nach London kam, schon wenigstens einen Entwurf des „Virey" geschrieben. Eine Handschrift von Morton kann er aber nicht gehabt haben, da die früheste Veröffentlichung des „Usurier" im Januar und Februar 1830 stattfand. Übrigens sind auch in den Novellen selbst direkte Beweise zu finden, daß Sealsfield wirklich der Verfasser ist. Es kommen nämlich Datenangaben vor, die mit dem, was wir von Sealsfields Leben wissen, genau stimmen. Zuerst in „My little grey Landlord":

„You remember, said I, that in 1826—27, I sojourned about eight months in London. [. . .] Three days after my arrival last December [. . .][3]) During my short stay in Paris, (you know I landed at Havre, and spent a couple of weeks in the French capital) [. . .]"[4]).

Die erste dieser Angaben stimmt ganz genau mit Sealsfields Briefwechsel: er reiste nämlich am 7. November 1826 von Frankfurt nach London ab (vgl. Faust, Sealsfield, S. 182) und am 14. Juni 1827 war er in Havre, auf der Reise nach New-York (Faust, 203). Was nun die Rückreise nach Europa betrifft, so kann man wohl annehmen, daß, wenn Cotta am 11. Januar 1831 einen Brief von Sealsfield erhalten konnte, Sealsfield im Dezember 1830 nach Europa kam. Ja, in Three Meetings etc. finden wir sogar das genaue

[1]) Englishman, S. 608.
[2]) Ebenda, S. 268.
[3]) Ebenda, S. 269.
[4]) Ebenda, S. 270.

Datum seiner Ankunft: „It was on the 21st December 1830 [... und in einem Restaurant findet er] Perdrix aux truffes to greet an appet ite sharpened by a previous passage of thirty days across the Atlantic."[1]) Diese Übereinstimmung der Daten kann nicht wohl bloßer Zufall sein, um so mehr, als Sealsfield in Morton die Datenangaben sorgfältig entfernt und sogar die Episode der Auflösung des Parlaments, wie oben gesagt, geändert hat. Einem englischen Publikum und einem englischen Verleger gegenüber konnten diese Angaben nicht gefährlich sein: ja, Moxon wußte sie ohnedies. Aber in der Schweiz, so nahe an Österreich, glaubte Sealsfield die Spuren seiner Reisen und seiner Identität gründlicher verwischen zu müssen.

Wenn aber Sealsfield wirklich der Verfasser der Novellen ist, so erwarten wir, da er doch ein Österreicher und nicht ein Engländer war, daß Spuren seiner Abstammung in seiner angelernten Sprache vorkommen. Dies ist auch tatsächlich der Fall, und man kann an einigen Wendungen den Deutschen erkennen. Diese Stellen sind verhältnismäßig selten. Sieht man von den stilistischen Eigentümlichkeiten ab, die ihm persönlich sind und mit der Sprache nichts zu tun haben, so hat Sealsfield das Englische mit großer Sicherheit gehandhabt. Wirkliche Sprachfehler sind sehr selten: „a couple hours" (Englishman 181), „I am come" (E. 181) lassen sich durch deutschen Einfluß erklären: ein paar Stunden, ich bin gekommen. Wir wollen hier nicht alle Kleinigkeiten anführen, die sich Sealsfield zu Schulden kommen läßt. Einige wird man in den Zitaten finden. Hier folgt nur eine Auswahl: „In good earnest" (E. 26; in gutem Ernste); „he sat bending forwards" (E. 26, statt „forward" auf Deutsch: Vorwärts); „Guard-cossacks" (E. 26, wo der Engländer Cossack-guards sagen würde). Ganz und gar unenglisch, wie mir von zuverlässiger Seite versichert wird, sind Wendungen wie: „his back curving to a couple of blows" (die aber erst kommen sollen, E. 179); „The market-place is rather crowded — must see by what" (E. 179); „An elopement in our neighbourhood, fully detailed in the newspapers, shewed me the means of doing the same" (E. 405: dasselbe); „our time is out" (E. 608, unsere Zeit ist aus); „with as litte of vitality" (E. 608, auf englisch: as little vitality); „The executioner ... fastened [a cord] round Borellis neck. He next ... did the same by his companion" (E. 614). Ein Ausdruck, der für Engländer sinnlos ist, wird verständlich, sobald man ihn ins Deutsche zurückübersetzt: „men ... who will run as fast as tailors" (E. 611). Auch französische Ein-

[1]) Englishman, S. 401.

flüsse kommen hie und da zum Vorschein, nicht nur in „My little grey Landlord". Z. B.: „accompanied by millions of curses" (E. 27); „For my part, my road was not difficult to find" (E. 26); „I felt myself suddenly arrested by a man" (E. 403); „They would have less in their caskets if their earnings depended upon themselves" (E. 402). Solche Beispiele französischen Einflusses, deren noch mehr angeführt werden könnten und die übrigens auch in den deutschen Werken vereinzelt vorkommen, haben nichts auffallendes: hatte sich ja Sealsfield wenige Wochen vorher in Paris aufgehalten, hatte er doch in New-Orleans gelebt und in New-York für eine französische Zeitung gearbeitet.

Es bliebe endlich zu zeigen, daß auch der Stil in allen fünf Novellen schon fast alle Sealsfieldschen Eigentümlichkeiten aufweist: häufiges Auslassen der Pronominal-Subjekte, elliptische Sätze, verhältnismäßige Seltenheit der Relativsätze usw. Bei dem unabgeschlossenen Stande der Forschung aber und mit Rücksicht auf die schwere Zugänglichkeit der Zeitschrift „The Englishman's Magazine" möge uns hier erlaubt sein, diese Mitteilungen mit einer Probe anstatt eines methodischen Beweises abzuschließen. Die folgende Stelle hat ein besonderes Interesse, indem sie stark an Sealsfields letztes Werk „Süden und Norden" erinnert. Sie ist aus „Scenes in Poland II[1]) entnommen und enthält eine Beschreibung des Zigeunerlagers:

„The whole preserve is enveloped in a dense cloud of sulphur smoke. These are their tents. We approach the largest. It is a coarse goat-hair texture, with numberless holes, the top open, volumes of smoke issuing from it; nothing to be distinguished. Now the forms become a little perceptible. An agreeable sight it is! In the midst of the tent, before a kettle which hangs from three poles, joined on the top, there stands a frightful old woman, in an absolute state of nature, throwing pigs, chickens, cats, mice, and all kinds of bipeds and quadrupeds, into an enormous kettle. Round the fire women are sitting in the same frightful state, suckling their babes. One of them puts down the child, and the next moment it is taken up by her neighbour for the same purpose. The most terrible equality of rights and conditions prevails. No demarcative line of races human or brutal. My stomach is strong and can bear something, but this — what's that again? A dog raises its voice and the whole tent is in motion. Three or four run towards the doorhole, and leaping round demand in a barbarous medley of Polish, Russian and Gipsey, what we want. As many hideous brats accompany them, holding firebrands in their hands.

As the glare of the brands, and the lanterns of my people fall upon us, they become less abrupt. Stanislas pronounces the mandate of withdrawal, and they moan with extreme humility; women, children and beasts joining in the concert.

„And the lords of the soil will turn out the wandering children of the desert and misery, and they will not allow them even this cold spot

[1]) Englishman, S. 186.

of ground, to rest their weary limbs upon. Twenty yards is all they beg, and this they cannot have for one single night. Wo for the children of the wood! Wo to the Christian tongue that bids them go!" There is in these lamentations something so object, and at the same time so sinister; their little piercing eyes, their bony, hideously emaciated bodies assume so formidable an attitude, their countenances so demoniac an expression, as to stifle every feeling of pity. „Stanislas, tell them to depart." — „The children of the forest are tired, the very next step will be their burying ground. — The wolf, the fox have a resting place, and shall we be denied one?" is the reply. Stanislas raises his cane. Men and children dart away, and a hollow laugh is heard. Jaromir impatiently tears up one of the four pegs by which the cords of the tent are fastened to the ground. There is a brief pause, as the tent wavers; but the next moment a dozen of women, twice as many children with dogs, cats, and all sorts of animals, emerge from their cover. These female furies, with their long, greasy hair hanging round their brown emaciated shoulders, their eyes burning like ignes fatui, rush upon us, threatening us with their inch-long nails, venting at the same time the most horrible imprecatious of which the most barbarous language is capable. When their throats refuse them words, each of them seizes in one hand one of their brood by the foot, and with the other a firebrand, and dart again forwards, brandishing them over our heads. My people no sooner behold me turning than they take to their heels; the whole tribe follows, yelling like fiends.

Heine im Dienste der „Idee".

Von Ewald A. Boucke (Ann Arbor, Michigan).

Bei dem Ausdruck „Weltanschauung" denkt man entweder an eine systematische, weit ausblickende und tief eingreifende Behandlung der Grundprobleme des Daseins, oder an die in Wort, Bild und Tat sich spiegelnde Arbeit einer schöpferischen Persönlichkeit, den Abglanz eines reichen Lebens und Strebens. Weder in dem einen philosophischen noch in dem anderen praktischen Sinne scheint es statthaft, von einer Weltanschauung Heines zu reden. System und Theorie wird allerdings niemand von dem Dichter erwarten; aber auch seiner Lebensführung und praktischen Weisheit fehlt es sowohl an Einheit und Konsequenz wie an Tiefe und Fruchtbarkeit, um Anspruch auf jene Bezeichnung erheben zu können.

Überhaupt besteht Heines Denkverfahren weniger in einem ruhigen Anschauen und planvollen Ordnen der Dinge durch den zielbewußt wählenden Geist, als in einem Projizieren des problematischen, veränderlichen Selbst in die bunte Mannigfaltigkeit der Erscheinungen. Die Welt wird zum Tropus des Ichs, und die Vorgänge der Außenwelt erscheinen als Ausstrahlungen dieses Ichs, die mit seinen Leiden und Freuden in geheimer Sympathie mitschwingen.

Der objektive Naturbetrachter will das Seelenleben zwar auch in Wechselwirkung mit der Außenwelt setzen, aber er ist bereit, seine Abhängigkeit von den ewigen Tatsachen des Seins und Prozessen des Werdens freudig anzuerkennen. Der subjektive Naturträumer sieht alle Linien auf sein Ich als Mittelpunkt konvergieren und ist von der Intensität des inneren Erlebnisses so ergriffen, daß ihm die nah und fern vernehmbaren Stimmen der Außenwelt als begleitende Harmonien, gleichsam als Obertöne des seelischen Grundakkordes entgegenklingen. Dieses intensive Ausleben des Moments befähigt ihn, für jede Phase des Gemütslebens einen ungemein farbenreichen und volltönenden Gesamtausdruck zu finden, für seine Schöpfung die erforderliche Stimmung und Atmosphäre zu erzeugen. Und wenige Dichter haben in dem Hervorbringen von Stimmung, in dem Verweben von Vorstellung, Farbe und Klang eine solche Meisterschaft bewiesen wie Heine. Wenn ihm eine einheitliche Lebensanschauung versagt ist, so steht ihm ein um so größerer Reichtum von fein abgetönten *Lebensstimmungen* zu Gebote.

Bei einem Dichter von dem Typus Heine tritt also an Stelle einer objektiven Anschauung ein außerordentlich intensives Empfinden und Auskosten des Moments. Anderseits aber erklärt es sich aus den eigentümlichen Verhältnissen und Aufgaben ihres Zeitalters, warum weder die Schriften Heines noch seiner Mitstrebenden den Eindruck eines harmonischen Weltbildes zu erwecken vermögen. Diese streitbaren Ritter vom Geiste hatten keinen Blick für das Bleibende, Ewige, wie es sich in den Grundtatsachen des Naturlebens offenbart, sondern waren durch den unwiderstehlichen Drang der Ereignisse und das gebieterische Heischen der Gegenwart getrieben, über die Probleme der menschlichen Gesellschaft und das geschichtliche Werden nachzudenken. Sie lebten und wirkten in einer Epoche, die Goethe eine „*fordernde*“ genannt hätte.[1]) Ihr Ziel war, „das Leben mit der Wissenschaft zu verbinden“ und die gewaltige Geistesarbeit der Vergangenheit nunmehr einem praktischen Zwecke dienstbar zu machen. Das Schauen tritt zurück hinter dem Fordern und Wollen.

Eine solche ausgesprochene Tendenz pflegt die Organisation der gesamten geistigen Arbeit wesentlich zu beeinflussen und geradezu den Mittelpunkt des Denkens und Wirkens zu bilden, um den sich alle übrigen Interessen und Tätigkeiten gruppieren. Dies läßt sich auch

---

[1]) Er verwendet den Ausdruck gern zur Charakteristik der Sturm- und Drangzeit und verwandter Tendenzen. Man vergleiche auch den Ausspruch: „Vor der Revolution war alles Bestreben, nachher verwandelte sich alles in Forderung“ (Hempel 19, 125). — Was die oben berührten geistigen und sozialen Probleme des „jungen Deutschland“ betrifft, so sei auf die bekannten Darstellungen von Ziegler, Prutz, Lublinski und anderen verwiesen.

im vorliegenden Fall beobachten, und es ist der Zweck des folgenden Aufsatzes, den theoretischen Mittelpunkt in dem Komplex Heinescher Lebensstimmungen genauer zu bestimmen. Die Aufgabe wird dadurch erleichtert, daß sich der Begriff der „Forderung" oder des tatenzeugenden Gedankens bei Heine gern zu einem Schlagwort verdichtet, dessen Prägnanz auch dem flüchtigen Leser nicht entgehen kann: zu dem Wort „Idee". Heine bedient sich dieses Ausdruckes nicht selten, wenn er ein Höheres im Sinne hat und weiß ihm dann eine eigentümliche Resonanz zu verleihen. Die „Idee" wird somit bei Heine zu einem bedeutsamen Symbol, und dürfte man von einer Weltanschauung Heines reden, so ließe sich ihr Verständnis am ersten durch eine Analyse jenes Begriffs erschließen. Zunächst ist über die Vorgeschichte des Wortes und über den scheinbaren Gegensatz zwischen der natur- und geschichtsphilosophischen Bedeutung desselben einiges vorauszuschicken.

1. Die Idee in Natur und Geschichte.

Der Begriff „Idee" hat seine eigene Vergangenheit, die neuerdings vom geschichtsphilosophischen Standpunkt ausführlicher dargestellt ist.[1]) In der Geschichte offenbart sich die Idee als treibende Kraft, als das vom Genie klar, von der Menge unklar verfolgte Ziel, als das scheinbar willkürliche und singuläre Element. Der Naturphilosoph dagegen verbindet mit dem Wort „Idee" zunächst eine andere Vorstellung, und es verlohnt sich zur Vermeidung von Mißverständnissen auf diesen Unterschied etwas näher einzugehen. Die naturphilosophische Färbung des Wortes läßt sich an Goethes Verwendung desselben trefflich erläutern.

Bei Goethe ist die Idee die mit geistigem Auge geschaute Einheit in der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen, das Beharrende, der Gattungsbegriff oder Typus. Somit würde sich also die geschichtliche Idee auf das Singuläre und Veränderliche, die naturphilosophische Idee auf das Typische und Bleibende beziehen. Dieser Widerspruch löst sich aber, wenn man in Betracht zieht, daß im Grunde bei „Idee" in beiden Fällen an das Wesentliche, Bedeutende gedacht ist. Nun lenkt sich beim Studium der Naturgebilde die Aufmerksamkeit zunächst auf die Einheit, das Bleibende, die Konstanz, — beim Studium geschichtlicher Vorgänge dagegen auf das Successive, den Fortschritt. In beiden Fällen deckt sich Idee etwa mit „Bildungsprinzip", und dieses kann entweder kollektiv und normal, oder individuell und abnorm wirken. Tatsache ist, daß auch in der Natur die umbildende Individualidee den Entwicklungsprozeß bewirkt, aber wir können

[1]) J. Goldfriedrich, Die historische Ideenlehre in Deutschland. Berlin 1902.

kaum beurteilen, wie sich der „Fortschritt" im kosmischen Sinne äußert; wir können nicht so ungeheure Perioden überblicken und haben zu wenig sichere Daten.

Man hat ferner zu bedenken, daß der Gebrauch des Wortes „Idee" von den Zeitströmungen und Denkrichtungen abhängig ist, die den Gang der letzten Jahrhunderte bestimmen. Die ältere Naturphilosophie richtete ihr Augenmerk vorwiegend — bei Goethe wohl ausschließlich — auf das erhaltende Prinzip, auf das Sein; die Geschichtsphilosophie anderseits, wenigstens die vorherrschende Richtung derselben, betonte das treibende, singuläre Prinzip, das Werden. So läßt sich der scheinbare Widerspruch auf verschiedene Weise erklären und auflösen.[1])

In der geschichtlichen Ideenlehre, mit der wir uns von hier ab beschäftigen, bezieht sich der Ausdruck also auf das fortschrittliche evolutionistische Element. Diese Auffassung, die zuerst Vico in seiner „Nuova Scienza" zur Grundlage seiner entwicklungsgeschichtlichen Theorien machte, bestimmt die Kulturphilosophie der Neuzeit, obwohl in mannigfachen Schattierungen. Iselin, Herder, Kant, Schelling, Fichte, Humboldt, Hegel, — jeder von diesen Denkern verwendet das Wort in seiner eigenen Weise und prägt ihm einen besonderen Sinn auf. Am vielseitigsten und kräftigsten von allen hat Hegel den Begriff zur Geltung gebracht und damit einem ganzen Zeitalter den Stempel seines Geistes aufgedrückt. Man kann eine dreifache Anwendung des Ideenbegriffes unterscheiden. Im logischen Sinne ist die Idee bei Hegel der absolute Geist an sich, das Prinzip der notwendigen Bewegung und Tätigkeit, während die Kulturgeschichte die Auswirkung der Idee auf den verschiedenen Stufen und Gebieten darstellt. Vom rein aktuellen Standpunkt aus wäre unter „Idee" demnach soviel zu verstehen als: Bedürfnis, Losung des Zeitalters, — und diese Schlußfolgerung zogen auch die jüngeren Anhänger der Hegelschen Schule. Es ist bekannt, daß der Meister selbst von dieser Folgerung keinen Gebrauch machte, sondern den Blick von den umgestaltenden Ideen der Gegenwart zurückwandte auf die Verwirklichung einer einzigen Idee, nämlich des preußischen Staatsbegriffs, und daß ihm gerade diese Idee immer mehr als Verwirklichung des von der Vernunft zu Postulierenden erschien.

[1]) Die heutige Biologie, die vorwiegend an den Gesetzen der fortschreitenden Entwicklung und Umbildung interessiert ist, also an dem zeitlichen Prozeß, würde sich in diesem Punkte mit der geschichtlichen Ideenlehre ohne weiteres verständigen, denn als das Wesentliche, die Idee, gilt ihr die Variabilität, das Singuläre. Sie zieht es aber vor, mit derartigen allgemeinen und spekulativen Hilfsbegriffen möglichst wenig zu operieren. — Hinsichtlich der Begriffe „Idee" und „Typus" bei Goethe vgl. mein Buch: „Goethes Weltanschauung auf historischer Grundlage". Stuttgart 1907, S. 212 f., 252 ff.

Von den drei Anwendungen der Idee, der logischen, kulturgeschichtlichen und realistisch-aktuellen vernachlässigt Hegel also die dritte. Anders die jüngere Generation, der auch Heine angehörte. Sie benutzte die logischen und geschichtlichen Tatsachen geradezu als Stütze und Hebel für ihre revolutionären Pläne und Forderungen an die Zukunft. Denn warum sollte der Entwicklungsprozeß plötzlich zum Abschluß kommen und keinen neuen Gestaltungen zustreben? Es ist anderseits begreiflich, daß die rein logische Seite, die von dem Absoluten ausgehende Deduktion, bei den Männern der Tat und des Fortschritts weniger Beachtung fand. Das gleiche gilt naturgemäß auch von Heine, zu dessen Auslegung des Ideenbegriffs wir nunmehr unter Beibehaltung der obigen drei Gesichtspunkte übergehen.

2. Die logische Idee.

In den „Geständnissen" (6, 47 ff.) berichtet Heine von seinem Studium der Hegelschen Schriften und von seinem Plan, „eine allgemein verständliche Darstellung der ganzen Hegelschen Philosophie zu verfassen ... Doch als das Werk endlich fertig war, erfaßte mich bei seinem Anblick ein unheimliches Grauen, und es kam mir vor, als ob das Manuskript mich mit fremden, ironischen, ja boshaften Augen ansähe ... Ich empfand überhaupt nie eine allzu große Begeisterung für diese Philosophie, und von Überzeugung konnte in bezug auf dieselbe gar nicht die Rede sein ... an einem stillen Winterabend, als eben in meinem Kamin ein starkes Feuer brannte, benutzte ich die schöne Gelegenheit, und ich warf mein Manuskript über die Hegelsche Philosophie in die lodernde Glut; die brennenden Blätter flogen hinauf in den Schlot mit einem sonderbaren kichernden Geknister."

Über dieses Bekenntnis braucht man sich kaum zu wundern, denn tatsächlich lag Heine die Fichtesche Doktrin von der Selbstherrlichkeit des Ichs weit näher, als Hegels Objektivität und Vernunftlehre.[1]) An dem „gekochten grauen Spinnweb der Hegelschen Dialektik" konnte der Impressionist und Dichter, dem sich die ganze Welt in ein kaleidoskopisches Spiel von Tropen und Analogien auflöste, kaum Geschmack finden. Im allgemeinen zeigt Heine daher schon früh eine unverhehlte Abneigung gegen das abstrakte Hegeltum. Von Lüneburg schreibt Heine an Moser über einen seiner Träume: „Ich sah eine Menge Menschen, die mich auslachten, ... und ich lief schäumend vor Ärger zu dir, und du ... sprachest mir Trost ein, und sagtest mir, ich solle mir nichts zu Gemüte führen, denn

[1]) Siehe Näheres unten.

ich sei ja nur eine Idee, und um mir zu beweisen, daß ich nur eine Idee sei, griffest du hastig nach Hegels Logik und zeigtest mir eine konfuse Stelle darin, und Gans klopfte ans Fenster, — ich aber sprang wütend im Zimmer herum und schrie: ‚Ich bin keine Idee, und weiß nichts von einer Idee, und hab' mein Lebtag keine Idee gehabt'“ (Br. 1, 102). — In einem der nächsten Briefe beschwört Heine abermals seinen Freund: „Um des Himmels willen, sag nicht noch einmal, daß ich bloß eine Idee sei! Ich ärgere mich toll darüber. Meinethalben könnt ihr alle zu Ideen werden: nur laßt mich ungeschoren. Weil du und der alte Friedländer und Gans zu Ideen geworden seid, wollt ihr mich jetzt auch verführen und zu einer Idee machen“ (Br. 1, 127).

Heines dichterische Phantasie, die er selbst als ein Verschlingen und Zusammenrinnen der Erscheinungswelt mit der Gemütswelt beschreibt, sträubt sich natürlich gegen das abstrakte Kategorisieren, wodurch „wir unsere Köpfe apothekenartig mit tausend Schubladen versehen, wo in der einen Vernunft, in der andern Verstand, in der dritten Witz, in der vierten schlechter Witz und in der fünften gar nichts, nämlich die Idee, enthalten ist“ (3, 73). — Als Verspottung von Hegels Schematismus sind auch die bekannten Auslassungen in Kapitel 14 und 15 des Buches Le Grand zu erklären, besonders die Einteilung der Ideen in vernünftige und unvernünftige, gewöhnliche und solche, die mit grünem Leder überzogen sind, usw. Man braucht nur diesen Scherz und die lächerlichen Definitionen des Ideenbegriffs in Kapitel 14 des gleichen Werkes mit den oben zitierten Briefstellen zusammenzuhalten, um die ironische Nebenbedeutung zu würdigen, die in dem Obertitel („Ideen“) liegt. — Die gleiche Geringschätzung der abstrakten Idee äußert sich in den bekannten Spöttereien über das ewige Theoretisieren der Deutschen, des Volkes, „das im Wissen seine Lust befriedigt, nicht im Leben“. „Die Engländer sind brutal wie eine Tatsache und widerstehen materiell. Ein Deutscher mit seinen Gedanken, seinen Ideen, die weich wie das Gehirn, woraus sie hervorgegangen, ist gleichsam selbst nur eine Idee, und wenn diese der Regierung mißfällt, so schickt man sie auf die Festung“ (5, 127).

Auch in seinen Ansichten über die Kunst lehnt sich Heine nirgends an Hegel an, und wenn auch manche seiner Sätze, in denen von der Idee die Rede ist, an Hegel anklingen, so darf man sich doch nicht darüber täuschen, daß Heine das Wort im populären, nicht im metaphysischen Sinne braucht. Statt des dialektischen Prozesses, der bei Hegel die drei Stufen des Symbolischen, Klassischen und Romantischen durchläuft, erscheint bei Heine die Gegenüberstellung von Klassisch und Romantisch, wie sie seit Schiller und Schlegel geläufig ist. Die

Ausdrücke haben bei ihm also eine ästhetisch-prinzipielle und nicht metaphysisch-konstruktive Bedeutung. Seine Definition lautet folgendermaßen: „Die Behandlung ist klassisch, wenn die Form des Dargestellten ganz identisch ist mit der Idee des Darzustellenden, wie dieses der Fall ist bei den Kunstwerken der Griechen, wo daher in dieser Identität auch die größte Harmonie zwischen Form und Idee zu finden. Die Behandlung ist romantisch, wenn die Form nicht durch Identität die Idee offenbart, sondern parabolisch diese Idee erraten läßt[1]) ... In diesem parabolischen Geist wurden nun auch alle Künste im Mittelalter behandelt, und diese Behandlung ist romantisch. Daher in der Poesie des Mittelalters jene mystische Allgemeinheit; ... die Idee ist in der Form nur wie ein Rätsel angedeutet, und wir sehen hier eine vage Form, wie sie eben zu einer spiritualistischen Literatur geeignet war. Da ist nicht wie bei den Griechen eine sonnenklare Harmonie zwischen Form und Idee; sondern manchmal überragt die Idee die gegebene Form, und diese strebt verzweiflungsvoll jene zu erreichen, und wir sehen dann bizarre, abenteuerliche Erhabenheit: manchmal ist die Form ganz der Idee über den Kopf gewachsen, ein läppisch winziger Gedanke schleppt sich einher in einer kolossalen Form, und wir sehen groteske Farce; fast immer sahen wir Unförmlichkeit" (4, 202 f.).

Diese Stellen beweisen, daß Heine von Hegels metaphysischer Ausdeutung des Romantischen als einer Stufe des historischen Prozesses keinen Gebrauch macht. Er hält an der Schiller-Schlegelschen Lehre fest, wonach die Formel Klassisch-Romantisch zwei ästhetische Prinzipien und nicht wie bei Hegel zwei metaphysische Welten bezeichnet[2]). Es muß ferner zugestanden werden, daß der Ausdruck

---

[1]) Ähnlich heißt es in der „Romantischen Schule": „Die romantische Kunst hatte das Unendliche ... darzustellen oder vielmehr anzudeuten, und sie nahm ihre Zuflucht zu einem System traditioneller Symbole oder vielmehr zum Parabolischen ..." (5, 224). Beide Stellen weisen auf die Schlegelsche Definition zurück, wonach das Romantisch-Schöne als symbolische Darstellung des Unendlichen gilt. — Der Ausdruck „parabolisch", den Heine hier und an anderen Stellen substituiert, paßt ohne Zweifel besser auf die mittelalterliche Kunst, insofern diese eine bewußte Auslegung und Kommentierung von überlieferten Stoffen ist und ohne die Idee unverständlich bleibt. Man braucht nur an Dante zu erinnern. An sich aber kann das Romantische ebensowohl aus symbolischer Behandlung hervorgehen, wenn nämlich die spontan schaffende Phantasie den konkreten Einzelfall so anzuschauen und darzustellen vermag, daß sich ein Allgemeines, Typisches darin spiegelt. Ein Beispiel bietet Wolframs Parzival.

[2]) Vgl. die Abhandlung von Bruno Bauch, „Klassisch und Romantisch — Naiv und Sentimental" im Archiv für Geschichte der Philosophie 16, 486 ff. — Allerdings ist bezüglich Heines noch zu bemerken, daß die Schlegelsche Konstruktion bei ihm allmählich zurücktritt zu Gunsten seiner eigenen geschichtsphilosophischen Grundformel, des Gegensatzes zwischen Sensualismus und Spiri-

„Idee" hier kaum einen metaphysischen Nebensinn hat, sondern soviel wie Inhalt oder Grundgedanke bedeutet. Es bleibt also nichts als die besondere Art der Formulierung, die auf Hegel und Solger hinweist.

Auch Heines Ansichten über den künstlerischen Schaffensprozeß enthalten keine spezifisch Hegelschen Elemente. Folgende Sätze geben den Kern seiner Anschauungen: „Der große Irrtum besteht immer darin, daß der Kritiker die Frage aufwirft: was soll der Künstler? Viel richtiger wäre die Frage: was will der Künstler, oder gar, was muß der Künstler? ... Jeder Genius muß studiert und nur nach dem beurteilt werden, was er selbst will. Hier gilt nur die Beantwortung der Fragen: hat er die Mittel seine Idee auszuführen? hat er die richtigen Mittel angewendet? Hier ist fester Boden. Wir modeln nicht mehr an der fremden Erscheinung nach unsern subjektiven Wünschen, sondern wir verständigen uns über die gottgegebenen Mittel, die dem Künstler zu Gebote stehen bei der Veranschaulichung seiner Idee. In den rezitierenden Künsten bestehen diese Mittel in Tönen und Worten. In den darstellenden Künsten bestehen sie in Farben und Formen. Töne und Worte, Farben und Formen, das Erscheinende überhaupt, sind jedoch nur Symbole der Idee, Symbole, die in dem Gemüt des Künstlers aufsteigen, wenn es der heilige Weltgeist bewegt, seine Kunstwerke sind nur Symbole, wodurch er andern Gemütern seine eigenen Ideen mitteilt" (4, 42 f.).

Es ist klar, daß sich auch in diesen Sätzen die „Idee" des Kunstwerks nur auf den treibenden Grundgedanken bezieht, während das Wort „Symbol" hier in ziemlich willkürlicher Weise für „sinnliches Ausdrucksmittel" eingesetzt ist. Auch sonst ist in diesen Sätzen nichts von Hegel zu spüren, denn Heine befürwortet eine individuell-genetische Beurteilung des Kunstwerks statt der dogmatischen und nimmt darin eine ziemlich unabhängige Stellung ein. Tatsächlich hätten weder die älteren noch die jüngeren philosophischen Schulen, nach der Beschaffenheit ihrer Methoden und Ziele, so rein nachempfindend verfahren können, wie Heine es verlangt. Der impressionistische Künstler erscheint hier als Vorkämpfer der impressionistischen Kritik, wie sie heute von Bourget, Brandes und anderen vertreten wird.

Aus der bisherigen Untersuchung geht hervor, daß Heines Ideenbegriff von der Logik und Ästhetik Hegels kaum berührt wird. Die Prägnanz des Wortes liegt vielmehr auf dem geschichtsphilosophischen Gebiete.

---

tualismus. Diese Verschiebung ist bezeichnend für den Wandel des Zeitgeistes. Die ältere Generation entnahm ihre Kriterien der Ästhetik und Logik, die jüngere pochte auf das Recht, zu leben, zu handeln und zu genießen.

3. Die geschichtlichen Ideen.

Wie vollständig Heines Geschichtsauffassung im Banne der Identitätsphilosophie steht, läßt sich ohne weiteres aus der folgenden längeren Betrachtung erkennen, die seiner bedeutendsten geschichtsphilosophischen Abhandlung entnommen ist: „Gott ist identisch mit der Welt. Er manifestiert sich in den Pflanzen, die ohne Bewußtsein ein kosmisch-magnetisches Leben führen. Er manifestiert sich in den Tieren, die in ihrem sinnlichen Traumleben eine mehr oder minder dumpfe Existenz empfinden. Aber am herrlichsten manifestiert er sich in dem Menschen, der zugleich fühlt und denkt, der sich selbst individuell zu unterscheiden weiß von der objektiven Natur und schon in seiner Vernunft die Ideen trägt, die sich ihm in der Erscheinungswelt kundgeben. Im Menschen kommt die Gottheit zum Selbstbewußtsein, und solches Selbstbewußtsein offenbart sie wieder durch den Menschen. Aber dieses geschieht nicht in dem einzelnen und durch den einzelnen Menschen, sondern in und durch die Gesamtheit der Menschen: so daß jeder Mensch nur einen Teil des Gottweltalls auffaßt und darstellt, alle Menschen zusammen aber das ganze Gottweltall in der Idee und in der Realität auffassen und darstellen werden. Jedes Volk vielleicht hat die Sendung, einen bestimmten Teil jenes Gottweltalls zu erkennen und kundzugeben, eine Reihe von Erscheinungen zu begreifen und eine Reihe von Ideen zur Erscheinung zu bringen, und das Resultat den nachfolgenden Völkern, denen eine ähnliche Sendung obliegt, zu überliefern. Gott ist daher der eigentliche Held der Weltgeschichte, diese ist sein beständiges Denken, sein beständiges Handeln, sein Wort, seine Tat; und von der ganzen Menschheit kann man mit Recht sagen, sie ist eine Inkarnation Gottes" (4, 222).

Welcher von den beiden Hauptvertretern der Identitäts-Philosophie diese Sätze inspiriert hat, ist nicht leicht zu entscheiden und auch wenig von Belang. Soweit die naturphilosophischen Ingredienzien in Betracht kommen, könnte man eher an Schelling denken. Zwar in seiner Darstellung der Schellingschen Philosophie spricht sich Heine etwas geringschätzig und spöttisch über diesen Denker aus, aber seiner naturphilosophischen Richtung nach zeigt er mehr Verwandtschaft mit Schelling als mit den anderen beiden spekulativen Systemen, denn was ist Heines Naturbeseelung, sein Schwelgen im „duftigen, sonnigen Realen" und in den „Blumentälern der Symbolik" anders als die zur freien dichterischen Tat gesteigerte romantische Naturphilosophie?

Anderseits ist kein Zweifel, daß das geschichtsphilosophische Element auf Hegel zurückgeht, da Heine in Berlin zu den Füßen des Meisters gesessen und mit ihm im persönlichen Gedankenaustausch gestanden

hatte.[1]) Einen weiteren Beweis, wenn es eines solchen bedürfte, bietet folgende Stelle aus der Schrift „Über Polen“: „Kein Volk, als ein Ganzes gedacht, verschuldet etwas; sein Treiben entspringt aus einer inneren Notwendigkeit, und seine Schicksale sind stets Resultate derselben. Dem Forscher offenbart sich der erhabenere Gedanke: daß die Geschichte (Natur, Gott, Vorsehung usw.) wie mit einzelnen Menschen, auch mit ganzen Völkern eigene große Zwecke beabsichtigt, und daß manche Völker leiden müssen, damit das Ganze erhalten werde und blühender fortschreite“ (7, 204). Hier findet sich also der gleiche Gedanke, wie in dem viele Jahre später entstandenen philosophischen Werk, und da die Schrift über Polen in das Jahr 1822, also in die Berliner Studienzeit fällt, so ist die direkte Einwirkung von Hegels Lehren unverkennbar.

Auch der Ideenbegriff, mit dem wir uns hier vor allem beschäftigen, trägt die Hegelsche Prägung, wie die angeführten Stellen beweisen. Während also Heine auf dem Gebiet der Ästhetik seine eigenen Wege geht, steht seine Geschichtsphilosophie ganz unter dem Einfluß der herrschenden Richtung. Über das Wesen und die Funktion der historischen Idee finden sich bei Heine zahlreiche Betrachtungen der verschiedensten Art, und eine Prüfung dieses Materials gibt uns einen Einblick in die buntschillernde Gedankenwelt dieser Protensnatur, die gleichwohl einen Mittelpunkt in sich trug, und wenn sie nicht einem festen Ziele zustrebte, doch an einer allgemeinen Grundrichtung festhielt.

Eine Formulierung seiner geschichtsphilosophischen Anschauungen versucht Heine in folgendem Aphorismus: „Ich glaube, die Philosophen müssen noch tausend Jahr warten, ehe sie den Organismus der Geschichte nachweisen können; bis dahin, glaube ich, nur folgendes ist anzunehmen. Für Hauptsache halte ich: die menschliche Natur und die Verhältnisse (Boden, Klima, überlieferte Gesetzgebung, Krieg, unvorhergesehene und unberechenbare Bedürfnisse), beide in ihrem Konflikt oder in ihrer Allianz geben den Fond der Geschichte, sie finden aber immer ihre Signatur im Geiste, und die Idee, von welcher sie sich repräsentieren lassen, wirkt wieder als Drittes auf sie ein; das ist hauptsächlich in unseren Tagen der Fall, auch im Mittelalter. Shakespeare zeigt uns in der Geschichte nur die Wechselwirkung von der menschlichen Natur und den äußern Verhältnissen — die Idee, das Dritte, tritt nie auf in seinen Tragödien; daher eine viel klarere Gestaltung und etwas Ewiges, Unwandelbares in seinen Entwicklungen, da das Menschliche immer dasselbe bleibt zu allen Zeiten. Das ist auch der Fall bei Homer. Beider Dichter Werke sind unvergänglich“

[1]) Vgl. A. Strodtmann, H. Heines Leben und Werke. 3. Auflage, 1, 181 ff.

(7, 411). Diese Aufzeichnung ist merkwürdig, weil sie genau die Theorie wiedergibt, die zuerst Taine im größeren Stil verwertete: daß alle geistigen Erzeugnisse als Produkt von Rasse, Milieu und Idee („Moment“) anzusehen seien. Taine entlehnte die Bestandteile dieser Formel teils aus Hegel (vgl. das Kapitel über die „Geographische Grundlage der Weltgeschichte“ in dessen Philosophie der Geschichte), teils aus Comte, Montesquieu u. a.[1]). Daß die Unabhängigkeit von bestimmten zeitlichen Ideen und stofflichen Tendenzen Shakespeare zu dem Dichter des Menschlich-Typischen macht und ihn in eine Reihe mit Homer und der Bibel stellt, hebt Heine auch an anderen Stellen hervor (vgl. 5, 378; 7, 52).

Unter den eben erwähnten drei Elementen ist es das geistige, die Idee, deren zeugende Kraft den Dichter zur Bewunderung hinreißt. Ihre Bedeutung liegt darin, daß sie eine Potenz ist, die unaufhaltsam zur Entladung drängt, daß sie die unmittelbare Vorstufe der Tat bildet. Diese Vorstellung kehrt in vielen Variationen bei Heine wieder. „Der Gedanke geht der Tat voraus wie der Blitz dem Donner“ (4, 294). So ungestüm ist das Drängen des Gedankens, daß er keine Ruhe findet, bis er zur Tat geworden, „bis wir ihm seinen Leib gegeben, bis wir ihn zur sinnlichen Erscheinung gefördert. Der Gedanke will Tat, das Wort will Fleisch werden ... Die Welt ist die Signatur des Wortes. Dieses merkt euch, ihr stolzen Männer der Tat. Ihr seid nichts als unbewußte Handlanger der Gedankenmänner, die oft in demütigster Stille euch all en'r Tun aufs bestimmteste vorgezeichnet haben“ (4, 248). Am großartigsten ist diese Anschauung verewigt in dem Bild vom Liktor, der dem Dichter, wie Kapitel 6 des Wintermärchens „Deutschland“ erzählt, in den Straßen von Köln mit einem Richtbeil unter dem Mantel beständig folgt. Er legitimiert sich mit den Worten:

Ich bin von praktischer Natur,
Und immer schweigsam und ruhig,
Doch wisse: was du ersonnen im Geist,
Das führ' ich aus, das thu' ich.

Und gehn auch Jahre drüber hin,
Ich raste nicht, bis ich verwandle
In Wirklichkeit, was du gedacht;
Du denkst, und ich, ich handle.

[1]) Vgl. V. Giraud, Essai sur Taine. Paris 1901, S. 37 ff. — Daß die Voraussetzungen zu solchen Konstruktionen seit Hegel gegeben waren, zeigt Gutzkows Schrift: „Philosophie der Tat und des Ereignisses“. Gutzkow erörtert hier die Möglichkeit einer Geschichtsphilosophie auf Grundlage ähnlicher Theorien, wie sie Taine später benutzte; er selbst bekämpft bekanntlich den Hegelianismus und befürwortet eine pragmatisch-realistische Auffassung (vgl. R. Fester, Eine vergessene Geschichtsphilosophie. Hamburg 1890).

Dem Konsul trug man ein Beil voran
Zu Rom, in alten Tagen.
Auch du hast deinen Liktor, doch wird
Das Beil dir nachgetragen.

Ich bin dein Liktor, und ich geh'
Beständig mit dem blanken
Richtbeile hinter dir — ich bin
Die Tat von deinem Gedanken.

Die Generation, der Heine angehört, begnügt sich nicht mit Ideen als Mitteln der Kontemplation und inneren Befreiung: sie verlangt nach Umsetzung in die Tat, nach einer Neuordnung der wirklichen Welt. Sie fühlt sich zwar äußerlich geknebelt, aber sie ist sich der furchtbaren Gewalt ihrer Waffen bewußt, denn die Idee ist unzerstörbar und muß früher oder später zur Tat werden. Solche Betrachtungen waren für den Dichter und seine Gesinnungsgenossen ein gewisser Trost in der politischen Misere der Zeit. Sie nahmen zuweilen sogar solch paradoxe Form an wie in dem folgenden Bekenntnis: „Ich preise nie die Tat, sondern nur den menschlichen Geist, die Tat ist nur dessen Gewand, und die Geschichte ist nichts anders als die alte Garderobe des menschlichen Geistes" (3, 274). Man wird Heine dieses Ausspruchs halber gleichwohl nicht als Ideologen ansehen; sagt er doch mit Recht von sich an anderer Stelle: „Ich bin nicht dazu geeignet, ein Kerkermeister der Gedanken zu sein" (4, 248). Nicht das Leben in Ideen wird auf Kosten der Tat gepriesen, sondern die tatenzeugende Kraft der Idee, ja die Identität von Tat und Gedanke.

Das geschichtliche Werden ist also nur die äußere Erscheinungswelt, die von der Dynamik der Idee getrieben wird. Warum aber gewisse Ideen zu gewissen Zeiten einen so hypnotisierenden Einfluß ausüben, bleibt ein Rätsel. „Die Fakta sind nur die Resultate der Ideen; ... aber wie kommt es, daß zu gewissen Zeiten sich gewisse Ideen so gewaltig geltend machen, daß sie das ganze Leben der Menschen, ihr Dichten und Trachten, ihr Denken und Schreiben, aufs wunderbarste umgestalten? Es ist vielleicht an der Zeit, eine literarische Astrologie zu schreiben und die Erscheinung gewisser Ideen oder gewisser Bücher, worin diese sich offenbaren, aus der Konstellation der Gestirne zu erklären. Oder entspricht das Aufkommen gewisser Ideen nur den momentanen Bedürfnissen der Menschen? Suchen sie immer die Ideen, womit sie ihre jedesmaligen Wünsche legitimieren können? In der Tat, die Menschen sind ihrem innersten Wesen nach lauter Doktrinäre; sie wissen immer eine Doktrin zu finden, die alle ihre Entsagungen oder Begehrnisse justifiziert" (5, 326).

Auf die hier aufgeworfene Frage nach dem Ursprung der Ideen gibt Heine bei anderer Gelegenheit unbedenklich Antwort, und zwar im Sinne einer streng individualistischen Geschichtsauffassung. Träger der Idee sind die großen Männer, die singulären Persönlichkeiten, die Ritter vom Geiste — die große Masse ist, „ohne es zu wissen, nichts anderes als ein kolossaler Sancho Pansa . . . getrieben von der mystischen Gewalt, die der Enthusiasmus immer ausübt auf den großen Haufen" (3, 422). Nichts erbittert Heine mehr als der eifersüchtige Gleichheitssinn, der in Republiken „alle ausgezeichneten Individualitäten immer zurückstoßen, ja unmöglich machen wird" (7, 558; vgl. 5, 140; 7, 311). Und doch kann sich Heine nicht der Einsicht verschließen, daß die Herrschaft der Demokratie auch hierin eine Umwälzung herbeiführen muß, und daß vielleicht eine Zeit kollektivistischen Heldentums bevorsteht. „Überhaupt scheint die Weltperiode vorbei zu sein, wo die Taten der Einzelnen hervorragen; die Völker, die Parteien, die Massen selber sind die Helden der neuern Zeit" (5, 146). Gerade in dieser Erkenntnis liegt die Tragik von Heines Zwitterstellung zwischen dem ästhetischen Individualismus des scheidenden und den sozialethischen Idealen des kommenden Zeitalters.[1])

Die treffendste Erläuterung zu Heines individualistischer Ideenlehre bietet sein Napoleonkult. Es ist nur zu natürlich, daß er in der dämonischen Persönlichkeit, die auch über seine Jugend ihre Schatten warf, „den Mann der Idee, den ideegewordenen Menschen" erblickte (Br. 20, 13). Und zwar ist hier „Idee" nicht nur im allgemeingeschichtsphilosophischen, sondern aktuellen Sinne zu nehmen: galt ihm doch Napoleon zu jener Zeit als „der Repräsentat der Revolution, das Sinnbild der siegenden Volksgewalt". In welcher Weise Heine später sein Urteil über Napoleon modifizierte, ist bekannt; aber selbst dann möchte er sich das Bild des Heros möglichst rein erhalten, und er rettet sich aus dem Dilemma auf eine köstliche Weise. „Der tote Napoleon," heißt es in einem seiner ersten Berichte über französische Zustände, „wird von den Franzosen noch mehr geliebt als der lebende Lafayette. Vielleicht eben weil er tot ist, was wenigstens mir das Liebste an Napoleon ist; denn lebte er noch, so müßte ich ihn ja bekämpfen helfen" (5, 40). — Noch ehe Heine seine große Napoleon-Apotheose dichtete, hatte übrigens schon Goethe ganz dieselbe Definition des Korsen gegeben und ihn als einen Mann bezeichnet, „der ganz in der Idee lebte."[2]) Beide Dichter stimmen auch darin überein, daß sie ihm jede Einsicht in die Macht der geschichtlichen Ideen ab-

[1]) Siehe Weiteres unten.
[2]) Werke, Ausgabe Hempel 19, 77.

sprechen. Goethe fährt an jener Stelle fort: „Er leugnet alles Ideelle durchaus und spricht ihm jede Wirklichkeit ab, indessen er es eifrig zu verwirklichen trachtet." Heine erklärt sich Napoleons Untergang geradezu daraus, daß er die alte und neue Zeit nicht zu versöhnen und ihre entgegengesetzten Prinzipien nicht zu einem dritten zu verschmelzen wußte. „Nur die Personen und die Interessen wußte er zu vermitteln, nicht die Ideen, und das war sein großer Fehler und auch der Grund seines Sturzes" (6, 148).

Von größter Wichtigkeit ist die praktische Verwendung des Ideenbegriffes zu geschichtsphilosophischen Konstruktionen. Ein Beispiel universalgeschichtlicher Betrachtung bietet folgende Stelle, die sich ziemlich mit Hegels Schema deckt: „Wie der Grieche groß ist durch die Idee der Kunst, der Hebräer durch die Idee eines heiligsten Gottes, so sind die Römer groß durch die Idee ihrer ewigen Roma, groß überall, wo sie in der Begeisterung dieser Idee gefochten, geschrieben und gebaut haben" (3, 262). Die „Idee der ewigen Roma", das heißt der Weltherrschaft ist Heinesches Pathos: Hegel führt das innerste Wesen der römischen Welt auf die Idee des „Abstrakt-Allgemeinen" zurück.

Von den großen weltbewegenden Ideen sind es zwei, die Heine andauernd beschäftigen: das Christentum und die französische Revolution. In dem Prinzip des Christentums, den Spiritualismus, erblickt er die allbeherrschende Idee des Mittelalters, das geistige Ferment, das die gesamte Kultur des Abendlandes zu durchdringen strebt, dessen Wirkungen aber von Zeit zu Zeit durch andere Ideen eingeschränkt oder neutralisiert werden. Unter diesen ist die Bewegung, die in der französischen Revolution ihren kräftigsten Ausdruck fand, die wichtigste, und indem Heine den Gegensatz zwischen Christentum und Revolution mit einer Verschiebung des Gesichtspunktes als Kampf zwischen Weltverneinung und Weltbejahung interpretiert, gelangt er zu seiner bekannten kulturphilosophischen Formel, wonach sich die Geschichte des menschlichen Geistes als ein Hin- und Herwogen zwischen den feindlichen Richtungen des Spiritualismus und Sensualismus darstellt.[1])

Die Epochen lösen sich etwa in folgender Weise ab. Die Idee des Christentums ist die Tötung des Fleisches und die Weltflucht. Auf die einseitige Despotie dieser spiritualistischen Richtung reagiert die Renaissance mit einem ungestümen Hervorbrechen der Sinnlichkeit und der materiellen Bedürfnisse. Zugleich aber gelangt in dieser Epoche die Idee der Denkfreiheit, die Autonomie der Vernunft auf religiösem und später philosophischem Gebiete zur Herrschaft. Endlich steigert

[1]) Weiteres über diese Formel siehe unten.

sich das Bedürfnis nach geistiger Unabhängigkeit im 19. Jahrhundert zu dem heftigen Verlangen nach politischer und sozialer Freiheit. Seit der französischen Revolution hat die Idee der Menschengleichheit und Emanzipation ihren Siegeszug angetreten. Indem Heine nun die Revolution als herrschende Idee seines Zeitalters ansieht, wird sie für ihn zur Idee par excellence. Wie alle Ideen entwickelt sie sich zu ihrer Vorgängerin im Reiche des Geistes durch den Gegensatz, und das abzulösende Prinzip ist in diesem Falle das Bildungsideal der ästhetischen Kultur, die „Idee der Kunst", die noch von den Schlegeln vertreten wird, und die „ihren eigentlichen Mittelpunkt in Goethe selbst" findet. Dieses „Prinzip der Goetheschen Zeit, die Kunstidee, entweicht, eine neue Zeit mit einem neuen Prinzip steigt auf" (7, 225).

Die Bedeutung dieser Sätze für die damalige Zeitperiode ist klar. Die Generation, die seit der französischen Revolution herangewachsen war, gelangte allmählich zur Erkenntnis, daß alle Debatten und Kämpfe sich bisher nur auf theoretischem Gebiete abgespielt hatten. Mochte die Harmonie des Sittlichen und Sinnlichen oder der Idee und Erscheinung auch für den Einzelnen erobert und eine Ästhetik der Lebensführung auf der Basis innerer Freiheit gewonnen sein — dieses ästhetische Bildungsideal war zu einseitig, zu abstrakt gegenüber den Forderungen der neuen Zeit nach politischem Zusammenschluß, nach Teilnahme am öffentlichen Leben und nach äußerer Freiheit. Man begreift so einigermaßen die Geringschätzung, mit der Heine auf die literarischen Fehden des 18. Jahrhunderts herabsieht. „Der Schiller-Goethische Xenienkampf war doch nur ein Kartoffelkrieg, es war die Kunstperiode, es galt den Schein des Lebens, die Kunst, nicht das Leben selbst — jetzt gilt es die höchsten Interessen des Lebens selbst, die Revolution tritt in die Literatur, und der Krieg wird ernster" (Br. 20, 149).

Das Goethesche Kunstprinzip — dies fühlten die Männer von 1830 — hatte zur Gleichgiltigkeit gegen soziale Fragen geführt, denn die ruhige Entfaltung und Vervollkommnung des Individuums, die Virtuosität des Lebenskünstlers war nur dadurch erreichbar, daß alle Energie auf Selbstentfaltung, auf Verinnerlichung gerichtet und die störenden Einflüsse der Außenwelt möglichst ferngehalten wurden. Diese Kunst „muß zugrunde gehen, weil ihr Prinzip noch im abgelebten alten Regime, in der heiligen römischen Reichsvergangenheit wurzelt. Deshalb, wie alle welken Überreste dieser Vergangenheit, steht sie im unerquicklichsten Widerspruch mit der Gegenwart . . . die neue Zeit wird auch eine neue Kunst gebären, die mit ihr selbst in begeistertem Einklang sein wird, die nicht aus der verblichenen Vergangenheit ihre Symbolik zu borgen braucht, und die

sogar eine neue Technik, die von der seitherigen verschieden, hervorbringen muß“ (4, 72).

Neue Ideale verlangt die neue Zeit: an Stelle der Philosophie der Lebenskunst muß die „Ästhetik der schönen Tat“ treten. Wenn Wienbarg in seinen „Ästhetischen Feldzügen“ diese Forderungen im Zusammenhang entwickelte, so lassen sie sich bei Heine, der so wenig wie Goethe diskursiv verfuhr, nur aphoristisch und in Spiegelungen wahrnehmen. Auch ist sich Heine wohl seiner Schwäche bewußt, denn er war nicht zum Mann der Tat geboren. Ihn, den Dichter, fesselte vielmehr die Dynamik der Idee, die Gewalt der Rede. Er wollte diese Mittel zwar um keinen Preis lediglich im Dienst des schönen Scheins sehen, sondern er verlangte den Zusammenhang von Kunst und Nationalleben. Aber gleichwohl hält er sich selbst von der opferheischenden Wahlstatt fern. Er berauscht sich im Geiste an der feurigen Schlachtmusik, an dem Klirren der Schwerter und an dem Triumph des freien Wortes über die Knute der Unterdrücker und den Stumpfsinn der trägen Masse. Gerade deshalb haben die Ausdrücke „Idee“ und „Gedanke“ bei Heine einen so tiefen, bedeutenden und oft geheimnisvollen Klang. „Die Idee“ im abstrakten Sinne wird gleichbedeutend mit „Lebensaufgabe, Ideal“, denn Heine betrachtete es als seine Mission, der Idee der politischen und sozialen Emanzipation mit allen seinen geistigen Kräften zum Siege zu verhelfen.

(Schluß folgt.)

Zum Kampf der preußischen Regierung gegen die „Deutsch-Französischen Jahrbücher“ und Heinrich Börnsteins „Vorwärts“.

Von Manfred Laubert in Breslau.

Während sich um 1840 zwischen den meisten Anhängern des „Jungen Deutschland“ und der preußischen Regierung allgemach ein Friedensschluß anbahnte, blieb einer unter den Wortführern der literarischen Opposition vernehmt bis an sein Lebensende, Heinrich Heine. Der durch das Wintermärchen wieder zu hellen Flammen entfachte Zorn der Berliner Ministerien gegen den ungezogenen Liebling der Grazien war schon vorher geschürt worden durch Heines Mitarbeit an den von Arnold Ruge und Karl Marx in Paris im März 1844 herausgegebenen Deutsch-Französischen Jahrbüchern, denn ihr Inhalt war „sowohl der ganzen Tendenz dieser Zeitschrift nach als in vielfachen Stellen verbrecherisch“ und ins-

besondere lag darin „der Thatbestand des versuchten Hochverraths und des Majestätsverbrechens".[1]) Deshalb ersuchte das Ministerium des Innern die Oberpräsidenten, sie möchten, „ohne Aufsehen dadurch zu erregen", die Polizeibehörden ihres Verwaltungsbezirkes mit der Anweisung versehen, daß Ruge, Marx, Heine und Ferdinand Cölestin Bernays (!) beim Betreten des preußischen Staatsgebietes zu verhaften und etwa bei ihnen vorgefundene Papiere ungesäumt nach Berlin einzusenden seien, von wo aus wegen des weiteren Verfahrens Bescheid erfolgen werde.

Die der preußischen Monarchie von den Deutsch-Französischen Jahrbüchern her drohende Gefahr zog freilich rasch vorüber, da das Blatt nach dem Erscheinen der ersten Doppellieferung bei der Mittellosigkeit seines Verlegers, Fröbel, und den auseinandergehenden Anschauungen seiner Redakteure wieder einschlief (vgl. Mehring a. a. O. Band I und Strodtmann: Heinrich Heine's Leben und Werke. 3. Auflage. Hamburg 1884. Band II. 318).

Indessen hatte schon im Januar 1844 Heinrich Börnstein in Paris ein anderes kleines deutsches Wochenblatt: „Der Vorwärts" begründet — die Mittel hierzu erhielt er in wunderbarer Ironie des Schicksals durch ein ihm von Meyerbeer vor dessen Übersiedelung nach Berlin gespendetes Neujahrsgeschenk von 3000 Franks —, wobei ihn zunächst die Absicht leitete, für seine Übersetzungsfabrik französischer Theaterstücke Reklame zu machen und das Mißtrauen der jungen deutschen Autoren gegen diese Ware zu bekämpfen.[2]) Da das Organ jedoch trotz seiner anfänglichen Mäßigung in Österreich und Preußen verboten wurde, also kein Grund mehr zur Schonung der deutschen Regierungen vorlag, versuchte Börnstein nach dem Ver-

[1]) Der Minister des Innern Graf Arnim an den Posener Oberpräsidenten v. Beurmann 16. April 1844; von diesem wie auch die folgenden Ministerialerlasse mitgeteilt an den Posener Polizeipräsidenten v. Minutoli und den Bromberger Regierungspräsidenten Freiherrn v. Schleinitz. Staatsarchiv Posen. Oberpräsidialakten Nr. 73 (Polizeiliche Vorsichtsmaßregeln in Bezug auf die Pläne der Umsturzpartei 1830/45). — Über den Inhalt der Jahrbücher vgl. Groß: Karl Marx. Allgemeine deutsche Biographie XX. 542 und: Aus dem literarischen Nachlaß von Karl Marx, Friedrich Engels und Ferdinand Lassalle, herausgegeben von Franz Mehring. Band I/II. Stuttgart 1902, woselbst die fünf wichtigsten Aufsätze des 236 Seiten starken Heftes aus der Feder von Marx und Engels wieder abgedruckt sind; ferner enthielt es Heines Lobgesänge auf König Ludwig von Bayern, das Urteil des Oberappellationssenats in der Sache Jacobys ꝛc.

[2]) Vgl. Börnstein: Fünfundsiebzig Jahre in der Alten und Neuen Welt. Memoiren eines Unbedeutenden. Band I. Leipzig 1881. Nach diesen — freilich unzuverlässigen — Aufzeichnungen erschien der Vorwärts zweimal wöchentlich, kostete jährlich 24 Franks und zählte sofort 1000 Abonnenten, deren Zahl stetig wuchs. Er war geplant als konstitutionelles Oppositionsblatt, als Journal „des gemäßigten Fortschritts", mehr einer unterhaltenden als politischen Tendenz huldigend.

schwinden der Jahrbücher deren Getreue als Stützen für sein eigenes Journal anzuwerben und übertrug sogar dessen Leitung, da Ruge sie ablehnte, auf Carl Ludwig Bernays.[1])

Nun änderte der Vorwärts seine Tonart. Unter den Mitarbeitern, Heine, Ruge, Herwegh, Bakunin, Engels, Marx, Bernays gewannen bald die radikaleren Elemente die Oberhand und überschütteten die Misère des damaligen deutschen Absolutismus und Scheinkonstitutionalismus „mit beißendem Spott".[2]) Dem Drängen der durch die schrankenlosesten Angriffe auf gekrönte Häupter gereizten fremden Diplomaten nachgebend, verhängte Guizot endlich über Bernays eine mehrmonatliche Gefängnishaft und 300 Franks Geldstrafe, weil er die für politische Blätter vorgeschriebene Kaution nicht hinterlegt hatte. Da die deutschen Machthaber auch hierdurch noch nicht zufriedengestellt waren, unterzeichnete der willfährige französische Minister auf Grund eines Gesetzes von 1795 am 11. Januar 1845 eine Ordre, wonach die wirklich oder mutmaßlich an der Herausgabe des Vorwärts beteiligten Literaten Paris binnen 24 Stunden, Frankreich binnen kürzester Frist verlassen sollten. Obwohl unter dem Druck der entrüsteten öffentlichen Meinung in Paris und bei dem in Presse und Parlament erhobenen Lärm dieser Befehl nicht streng durchgeführt und, da Börnstein als Eigentümer des Blattes dieses preisgab, nach acht Tagen sogar teilweise zurückgenommen ward, war die kleine Schar der Betroffenen doch völlig auseinandergesprengt.[3]) Marx ging nach Brüssel, Ruge nach Sachsen zurück; Börnstein und Bernays blieben zunächst, zogen es aber bald vor, sich in Amerika eine neue Existenz zu gründen. Herwegh als Schweizer Bürger und Heine[4]) wurden mit dem Ausweisungsbefehl verschont.

Arnim hatte indessen, sobald er von der Existenz des Vorwärts erfuhr, auch die Polizei des eigenen Staates auf diese junge Gift-

---

[1]) Ursprünglich Rechtsanwalt, dann als Nachfolger von Karl Grün Redakteur der „Mannheimer Abendzeitung"; vgl. Mehring a. a. O. Band II und Salomon: Geschichte des deutschen Zeitungswesens. Oldenburg und Leipzig 1900/6. Band III. 424.

[2]) Vgl. Engels: Karl Marx im Handwörterbuch der Staatswissenschaften; Börnstein a. a. O. Mehring (a. a. O. Band II, 41—60) veröffentlicht aus dem Inhalt den einzigen Beitrag von Marx: „Randglossen zu dem Artikel: Der König von Preußen und die Sozialreform", eine scharfe Abrechnung mit Ruge.

[3]) Vgl. über diese Vorgänge die herausgeputzte, stark auf das Persönliche zugeschnittene Darstellung von Börnstein und die vielfach korrigierende, wesentlich das Verhalten von Marx verteidigende Schilderung Mehrings.

[4]) Die unter anderen auch von Treitschke (Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert. 4. Auflage. Band V. Leipzig 1899. 379) aufgestellte Behauptung, daß Heine seiner ausdrücklichen Erklärung zuwider sich in Frankreich habe naturalisieren lassen und deshalb nicht ausgewiesen werden konnte, ist durch die Untersuchungen Elsters endgiltig widerlegt.

pflanze im deutschen Zeitungswald aufmerksam gemacht. Am 11. Juli 1844 teilte er dem Oberpräsidenten mit, daß einige Aufsätze in den neuesten Nummern des Blattes die Einleitung der Kriminaluntersuchung und persönliche Haft gegen den Verfasser und Herausgeber unzweifelhaft rechtfertigen würden. Während jener noch unbekannt war, hätte man als Redakteur Börnstein entdeckt und vermutete, daß er als namhafter Übersetzer französischer Stücke mit deutschen Bühnen in Verbindung stehe. Von seiner Persönlichkeit wußte man zunächst nur, daß er jüdischer Abstammung war. Im Betretungsfall sollte mit ihm nach der am 16. April vorgeschriebenen Weise verfahren und die Polizei, wieder „ohne dadurch Aufsehen zu erregen“, entsprechend instruiert werden.

Am 21. Dezember bestimmte der Minister, daß wenn einer der inzwischen als Mitarbeiter denunzierten Männer: Heine, Ruge, Marx, Bernays, Börnstein ergriffen würde, er unter sicherer Bedeckung nach Berlin zu bringen und dem dortigen Polizeipräsidium auszuliefern sei. Außerdem war Arnim jetzt in der Lage, das ihm von Paris aus mitgeteilte Signalement „dieses p. Börnstein und p. Heyne“ an die Unterbehörden zu senden; es lautet bei Börnstein:

„homme de lettres, rédacteur en chef du journal allemand „„le Vorwaerts““, demeurant rue des moulins 32; de 30 à 35 ans, cheveux et barbe châtains, taille moyenne“

und bei Heine:

„homme de lettres, 50 ans (!) taille moyenne, nez et menton pointus, type israëlite marqué; c'est un débauché dont le corps affaissé dénote l'épuisement.“

Am 13. Februar 1845 stellte der Minister den Chefs der Provinzialverwaltung zur schleunigen Mitteilung an die Polizeibehörden die Personalbeschreibung von Ruge und Marx, sowie eine genauere von Börnstein zu. Wir lesen hierin:

Dr. A. Ruge: Gestalt: gedrungen, 5 Fuß, 5 Zoll.
Alter: ca. 50 Jahre [geb. 13. Sept. 1802].
Haare: blond und dünn.
Augen: lebendig, blau oder blaugrau.
Stirn: etwas hoch und rund.
Nase: stumpf.
Mund: klein, etwas starke Lippen.
Gesicht: rund, etwas bleich, doch nicht kümmerlich.
Sprache: fließend, deklamatorisch, mit einiger Schärfe im Ton, doch ohne eigentlichen Nasenlaut.
In neuerer Zeit soll er sein Barthaar haben wachsen lassen.

Charles Marx: Né à Trèves.
Agé de 27 ans.
Taille: 5 pieds 5 pouces.
Cheveux: } noirs.
Sourcils: }

Front: droit.
Yeux: bruns.
Nez: gros.
Bouche: moyenne.
Barbe: —
Menton: rond.
Visage: ovale.
Teint: clair.
Profession: Docteur en philosophie.

Dr. Henri Börnstein: Né en Autriche.
Agé de 37 ans[1])
Taille: 1 *m* 68 *c.*
Cheveux: } noirs.
Sourcils: }
Front: dégagé.
Yeux: bruns.
Nez: ordinaire.
Bouche: moyenne.
Barbe: noire.
Menton: rond.
Visage: plein.
Teint: coloré.
Profession: Directeur du Théâtre de Trieste.

Am 14. März wurde endlich auch noch das bisher fehlende Signalement von Bernays beigebracht:

Prénoms: Charles Louis.
Né à Mayence.
Agé de 29 ans.
Cheveux: bruns.
Sourcils: id.
Front: haut.
Yeux: bleu foncé.
Nez: court.
Bouche: moyenne.
Barbe: brune et collier.
Menton: —
Visage: —
Teint: ordinaire.
Portant habituellement des lunettes.
Marques particuliers: —

Es ist bereits erwähnt, daß die Flüchtlinge nach ihrer Ausweisung jeden Zusammenhang aufgaben und getrennte Wege gingen, ohne den preußischen Boden zu berühren, so daß den dortigen Behörden keine Gelegenheit geboten wurde, Stichproben auf die Zuverlässigkeit der ihnen übermittelten Signalements anzustellen.

[1]) Geboren 1805 in Hamburg, aber 1813 mit seinen Eltern nach Österreich gezogen.

Ein Beitrag zu Adalbert Stifters Stil.

Von Franz Hüller in Prag.

Der Stil Adalbert Stifters ist sein ureigenstes Gut, bei weitem mehr als seine Motive und seine Kompositionstechnik. Er hätte schon längst eine eingehende Untersuchung verdient. Alle Untersuchungen, die bisher sich mit Stifters Stil beschäftigten, beschränken sich nur auf ganz spezielle Fragen. Der Teil in Bertrams Buch[1]) über Stifters sprachliche Technik befriedigt nicht alle wissenschaftlichen Ansprüche einer stilistischen Arbeitsart. — Stifter war mehr Formtalent als schöpferisches Genie. Dies sprach schon Lambel in seiner bekannten Charakteristik aus: „Seine Erzählungen fesseln nicht durch reiche, überraschend geführte Handlung, ihr Werth liegt in der bis ins Kleinste musterhaft sorgfältigen, künstlerischen Ausführung.“[2]) Das hat auch neuerdings die Untersuchung seiner Novellenstoffe bei der Herausgabe der weiteren Bände der „Studien“ bewiesen.[3]) Vom Anfang bis zum Ende zieht sich ein Grundstrich seines Wesens durch; nur daß er im Anfang mehr zersprengt und getrübt, am Ende mehr gehäuft und in breiterer Lage zu sehen ist. Wenn man romantische Elemente in seinem Stil sucht und findet, so ist zu sagen, daß sie sich erstens nur konzentrieren und verkörpern in Jean Paul, der ihn wirklich eine Zeitlang förmlich hypnotisch gefangen hielt; nur ganz wenig ist von Tiecks Sprache angeflogen. Zweitens war diesen romantischen Elementen im Stil nur eine ganz kurze Lebensfrist gegönnt. Nur in der Zeit des „Condor“ und der „Feldblumen“ allein treiben sie ihr loses Spiel. Von da an müssen sie immer schneller flüchten vor seinem tiefen, ernsten, epischen Wesen.

Es ist also der Einfluß Jean Pauls auf den Stil Stifters durchaus nicht zu überschätzen. Stifter übernimmt vor allem von Jean Paul nur Gleichnisse und Bilder. Lediglich seine Phantasie

[1]) Studien zu Adalbert Stifters Novellentechnik von Ernst Bertram. Schriften der literarhistorischen Gesellschaft, herausgegeben von Berthold Litzmann. III. Dortmund 1907.

[2]) Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Wien 1889. I. 216 f.

[3]) Zitiert nach: Adalbert Stifters sämtliche Werke, erster Band, herausgegeben von August Sauer. Prag 1904. Zweiter Band, herausgegeben von Rudolf Frieb, Hans Hartmann, Josef Taubmann. Prag 1908. Fünfter Band, herausgegeben von Franz Egerer und Rudolf Raschner. Prag 1908. Die übrigen Bände und die Briefe als Band XVII und XVIII, Vermischte Schriften als Band XV (enthaltend auch „Wien und die Wiener“) im Erscheinen begriffen. — „Der Nachsommer“, zweite Auflage. Pest 1865.

ist infiziert. Das Epitheton, die Darstellung der Natur, der Satzbau sind sein Eigenes. Diese Gleichnisse sind gleichsam nur glänzende Flitterblättchen, die er seinem im Grunde mäßigen und einfachen Stil aufheftet. Stifter hat seine Gleichniskunst überhaupt sehr früh durchgenossen; in den „Feldblumen" hat er bereits die letzten Blüten abgepflückt; von da an findet er nur ganz sparsam eine. So war das Schwärmen in Jean Pauls Gleichnissen mehr wie ein Fieber, das Stifters absolut nicht verwandtes Wesen bald überwinden mußte. Es entstand in jenem Sommer, wo der Student auf dem Sopha liegend und Tabak schmauchend mit seinem Lieblingsdichter „Feste der süßen Brote" feierte (wie Jean Paul sagen würde). Er verschlang ihn im wirren Phantasierausch, nicht nüchtern reflektierend; und nachdem er den Rausch ausgeträumt, schwirrten immer noch in seiner Phantasie jene Jean Paulschen Bilder herum und mußten sich unwillkürlich im „Condor" und in den „Feldblumen" niederlassen. Nachdem sich aber seine Phantasie wieder beruhigt und sich selbst wieder gefunden hatte, drang sein eigenes klares, stilles Wesen durch, und schon im „Hochwald" finden wir kaum eine Jean Paulsche Schnörkel mehr. Die Sprache ist ruhiger, zusammenhängender und objektiver, und zum ersten Male wird er sich hier seiner dichterischen Eigenart bewußt. Es ist auch hier stilistisch zu verbinden, wie all die Anklänge an Jean Paul in den Sprachton unseres Dichters herüberdrangen. Es ist jedenfalls ein ganz unbewußter Niederschlag aus den Höhen Jean Pauls. Stifter dachte wohl selbst am wenigsten an sein Vorbild, als die entlehnten Bilder aus seiner Phantasie flossen. Merkwürdigerweise hat Stifter keine einzige Stelle Jean Pauls direkt wohlbehalten herübergenommen, sondern sie ist bei ihm ganz neu, originell erlebt. So hat er all die Jean Paulschen Eindrücke in seiner Vorstellungswelt ganz schöpferisch wiedergeboren, ja manchmal viel reiner und stimmender, als sie bei Jean Paul entstanden. Einige Beispiele mögen illustrieren, wie Stifter Jean Pauls Stil in sich aufnahm.

Jean Paul, „Hesperus", 7. 61. Franz Kochs doppelte Mundharmonika hat ausgeklungen: „Viktor blickte in die stille schwarze Luft vor ihm, die vor wenig Minuten mit hängenden Gärten von Tönen, mit zerfließenden Luftschlössern des menschlichen Ohrs, mit verkleinerten Himmeln erfüllt gewesen und die nun da blieb als nacktes, schwarzes Feuerwerks-Gerüst." Vgl. Stifters „Feldblumen", 75_{10}: Nachdem die Tanzmusik aufgehört: „Ich trat daher, wie gewöhnlich, Reisen durch alle Zimmer und durch die Gruppen darin an, und als ich im Bedientenzimmer die Pulte und Reste der Symphonie, wie ein kahles Feuerwerksgerüste, antraf, hatte ich eine Art Schmerzempfindung, wie bei dem Anblicke eines abgebrannten Hauses." Das Bild ist bei Stifter bei weitem einfacher, anschaulicher und plastischer, da das Bauwerk und die Form der Notenpulte dem Stangenwerk eines Feuerwerksgerüstes tatsächlich in vielen Punkten gleicht. Diese Brücke zu der Vorstellung der verrauschten Symphonie als abge-

brauntes Feuerwerk ist bedeutend zugänglicher und natürlicher als bei Jean Paul die gestaltlose, finstere Luft; auch das „kahl" ist wirklicher als das „nackt". — Jean Paul, „Titan", II. 315, Liane spielt die Harmonika: „— nur tönende Bienchen flogen aus der lauten fernen Welt durch die schweigende Klause wieder ins Getöse — ... In diesen Zauber ließ sie die Töne wie Nachtigallen aus ihren Händen fliegen —"[1]); vgl. Stifters „Feldblumen", 109_{17}: Angela am Klavier: „und wenn hierbei ihre Finger über die Tasten gehen, ... und die guten frommen Töne, wie goldene Bienen aus den vier Händen fliegen und draußen die Nachtigall darein schmettert, .."

„Feldblumen", 57_{14}: „In dem reichsten, wie ärmsten Menschen geht eine Bibliothek von Dichtungen zu Grabe, die nie erschienen sind — nur aus den drei Stanzen, die er herausgab, machen wir ein Urtheil zusammen und sagen, seht, das ist der Dichter." — Jean Paul, „Hesperus", 5. 143: „.. und es ist Schade, daß man an gute Köpfe keinen Barometergraphen oder kein Setzklavier anbringen kann, das außen alles nachschreibt, was innen gedacht wird. Ich wollte wetten, jeder große Kopf geht mit einer ganzen Bibliothek ungedruckter Gedanken in die Erde, und bloß einige wenige Bücherbretter voll gedruckter lasset er in die Welt auslaufen."

„Feldblumen", 120_{18}: „Wir reden oft stundenlang miteinander, und sachte geht dann ein Thor nach dem andern von den innern Bilderfälen auf; sie werden gegenseitig mit Freude durchwandelt; ganze Wände voll quellen vor und schwärmen, und wenn dann plötzlich manche Götterform vorspringt, längst gehegt, geträumt und geliebt im eignen Innern —" — Jean Paul, „Titan", I. 112: „dann ging sein inneres Kolosseum voll stiller Götterformen der geistigen Antike auf," dazu vgl. „Feldblumen", 109_{10}: „wenn .. dieß unbegreiflich überschwengliche Tonherz, Beethoven, sich begeistert, die Thore aufreißt von seinem innern tobenden Universum und einen Sturmwind über die Schöpfung gehen läßt," — ebda, 102_{30}: „Titus, eine Tempelhalle, weit und ungeheuer, hat sich in meinem Herzen aufgebaut, und ich trage einen neuen seligen Gott darinnen." vgl. auch Briefe XVIII. 73_{10} u. 123_{23} — „Haidedorf", 183_{23}: „allein er schloß alle Thore seiner Seele weit auf und ließ den phantastischen Zug eingehen" — vgl. Jean Paul, „Hesperus", 6. 90: „er

[1]) Vgl. noch „Hesperus", 5. 68: „wenn die Seufzer in Gesänge verhüllet aus diesen Lippen .. wie Bienen aus Rosen ziehen" — „Flegeljahre", 20. 47: „Worte, wie süße Bienen, flogen dann von seinen Blumenlippen," — „Siebenkäs", 12. 108: „und da jetzo aus einem nahen Garten Rusts Melodie des Liedes: ‚Nicht für diese Unterwelt schlingt sich der Freundschaft Band etc.' wie eine schlagende Nachtigall aufflog." — „Flegeljahre", 20. 82: „so .. spielten die Töne wieder drüben auf den rothen Höhen und zuckten in den vergoldeten Vögeln," — „Titan", IV. 374: „die Flötentöne schlüpften wie Schmetterlinge, wie schuldlose Kinder unter dem großen Flügel weg." — „Hesperus", 5. 112: „.. worin Klotildens Töne wie verirrte Engel sinkend und steigend umherflogen," — „Flegeljahre", 20. 188: „Cherube von Tönen, die auf Flammen flogen," — „Titan", IV. 376: „Aus dem Prinzengarten flatterten Töne durch die Abendstrahlen" — „Hesperus", 7. 59: „als die Töne leiser flatterten" — „Siebenkäs", 11. 35: „Die entfernten Neujahrstöne flatterten noch immer um mich;" — „Hesperus", 8. 151: „Flatterndes Getöne der Äolsharfen" — vgl. Stifter „Feldblumen", 74_{16}: „Auf unbefleckten, weißen Taubenschwingen zieht (diese Musik) siegreich in die Seele." Dies ist natürlich nur eine einzige Variation von der bei Jean Pauls phantastisch ausgenützten Qualitätenmischung. — Jean Paul zitiert nach: „Jean Pauls Werke, Berlin 1860, Verlag von Georg Reimer" — Der „Titan" ausnahmsweise aus: Deutsche Nationalliteratur, Band 132 und 133. Berlin-Stuttgart.

genieße sanft und still und im Tempel seines Herzens spiele die Lust nur wie ein ungehört irrender Schmetterling in einer Kirche —" — ebda, 6. 137: „denn Klotilde wich täglich in ein dunkleres Heiligthum seiner Seele zurück;" — „Titan", I. 48: „als wenn die Gottheit der Liebe ein Erdbeben in seinen innern Tempel schickte,"

„Feldblumen", 44_{22}: Das Schamroth auf den Wangen der Mädchen, „gleichsam rothseidene Vorhänge zieht die junge Seele plötzlich vor dem fremden Auge über," vgl. Jean Paul, „Hesperus", 6. 142: Viktor findet Klotilden am Hofe blasser als früher: „.. so waren sonst ihre Wangen mehr dunkle Rosenknospen, als aufgegangene abgebleichte Rosenblätter .. sie hatte irgend einen Kummer, .. statt Blutes schien die stillere, zartere Seele durch den weißen Florvorhang zu blicken." — ebda, 5. 24: „und erhöhe ganz im Stillen — hinter der herabgelassenen Gardine der Gesichtshaut — Komisches der Natur zu Komischem der Kunst."

„Feldblumen", 47_{12}: „jene Wunder, die in Wüsten prangen, über Oceanen schweben und den Gottesdienst der Alpen feiern helfen." — vgl. Jean Paul, „Hesperus", 7. 143: „Der Frühgottesdienst der Natur, der in Stille besteht,"

„Feldblumen", 55_{27}: „als schon das Abendroth .. im jungen Buchengrün von Laub zu Laub neben uns hüpfte," — Jean Paul, „Vorschule", 649: „denn ich sehe wohl, wie jetzt die holde Abendsonne von Goldzweig zu Goldzweig niederhüpft." — „Hochwald", 242_{22}: „Die Nachmittagssonne .. spann schon manchen rothen Faden zwischen den dunklen Tannenzweigen herein, von Ast zu Ast springend,"

„Condor", 30_{11}: „und die Lippen schmolzen heiß zusammen," — vgl. Jean Paul, „Titan", IV. 278: „und wie Morgenröten zweier Welten schmolzen ihre Lippen zusammen."

„Feldblumen", 176_{22}: „.. die Goldammer, das Rothkehlchen, die Haidelerche, daß von ihr oft der ganze Himmel voll Kirchenmusik hing;" — vgl. Jean Paul, „Siebenkäs", 12. 131: „Natalie stand außen auf dem Balkon wie eine überglänzte Seele .. und hing mit ihren großen Augen an der leuchtenden, erschütternden Welt — Rotunde voll Kirchengesang," — ebda, 12. 82: „Baum, dessen Blätter und Zweige ein Chorpult singender Wesen waren."

„Condor", 16_{30}: „.. fernabliegend von der friedlichen Insel seiner Kindheit." — vgl. Jean Paul, „Hesperus", 8. 47: „Genius der Träume! der du durch den nebligen Schlaf der Sterblichen trittst und vor der einsamen in einen Leichnam gesperrten Seele die glücklichen Inseln der Kindheit heraufziehest," — „Mappe", 139_{19}: „.. das fernabliegende Land der Kindheit."

„Hochwald", 301_{15}: Der Nebel .. „silberne Inseln und Waldesstücke durcheinander wälzend," — vgl. „Mappe", 146_{25}: „da die Wolken sich zerrissen hatten .. und in dichten, weißen Ballen über den Wald hinauszogen, die blassen, goldenen Inseln des heitern Himmels," — vgl. Jean Paul, „Titan", II. 321: „Majestätisch schwammen durch das Blau die silbernen Inseln, die Wolken,"

„Feldblumen", 101_{14}: „Freilich steht neben dem Tintenfasse eine Flasche Nußberger;" — vgl. Jean Paul, „Hesperus", 7. 174: „Ich habe daher gar eine Flasche Burgunder aufgesiegelt und neben die Dintenflasche gestellt,"

„Feldblumen", 51_{20}: „Da kamen mir allerlei Spintisirungen über sie: ich möchte sie einmal beten sehen; aber nicht in der Kirche, wo sie die Augen mit den Wimpern kalt verhüllt, sondern wenn sie in ihrem Zimmer einsam Gott dankt oder um Abwendung eines entsetzlichen Wehes bittet; — oder ich möchte sie in Liebesfreude schwärmen sehen oder im Schmerze das Auge aufschlagen — oder tanzen — oder eine Gebirgspartie machen — lachen — ihren Vogel kosen — eine kleine Schwester belehren; oder wenn sie Thee bietet;

wenn ihr etwas sehr komisch erscheint — und so weiter — und so weiter." — vgl. Jean Paul, „Hesperus", 5. 73: „Er dachte immer, wie sollt' ihr wol das Sitzen lassen — oder das Darreichen eines Fruchttellers — oder das Essen einer Kirsche — oder das Niedersehen in ein Briefchen." — „Flegeljahre", 20. 47: „O der Liebliche! Ich fühlt es ordentlich, wie er Gott liebt und jedes Kind. Ach ich möcht ihn wol heimlich sehen, wenn er betete, und auch wenn er selber weinen müßte in einem großen Glück."

Wie verwickelt der Prozeß der Herübernahme manchmal gewesen sein mag, zeige folgendes Beispiel. „Abdias", 19_{21}: „Aber es waren nur flatternde Gedanken, wie Einem, der auf dem Atlas wandert eine Schneeflocke vor dem Gesichte sinkt, die er nicht haschen kann." — In der ersten Fassung lautet die Stelle, wie folgt: „Aber es waren nur vorüberziehende Gedanken, die er nicht haschen konnte, wie etwa eine Schneeflocke, die zerfließend und vor dem Auge dessen vorübersinkt, der auf dem Atlas wandert." — Der Ausdruck „vorüberziehende Gedanken, die er nicht haschen konnte", ist wahrscheinlich Stifters Eigentum; denn vgl. in den zeitlich früheren „Feldblumen", 103_{24}: „da kommen mir dann Träume von glänzenden Lüften .. und von tausend andern Dingen, die sich nicht erhaschen lassen, schattenhaft und träumerisch durch die Seele ziehend," Das Bild von der Schneeflocke ist zweifellos von Jean Paul angeregt: „Hesperus", 7. 45: Viktor besteigt den Wartturm und schaut in die schneiende Winterlandschaft, „in die weite von Schnee durchbrochne Nacht — und alle Thränen seines Herzens fielen und alle Gedanken seiner Seele riefen: „so sieht die Zukunft aus! So schimmernd sinken die Freuden des Menschen vom Himmel und zerfließen schon unter dem Sinken!" Mit Individualisierungskunst verlegt er die Szene auf den Atlas. Bertram (a. a. O. S. 132) erklärt die Stelle für homerisch (oder biblisch); er bringt keinen andern Beweis dafür als sein Gefühl.

So ist das Verhältnis von Stifters Stil zu dem der Romantiker dahin zu formulieren, daß es sich lediglich auf Jean Paul beschränkt und nur ganz kurz auf dem Gebiete des Gleichnisses bis zum „Hochwald" sich verfolgen läßt. Es wurde auch einmal die Ansicht ausgesprochen, daß die Romantik nur mittelbar auf dem Wege der zeitgenössischen Literatur Stifter zukam. Diese Meinung ist wohl durch die oben angeführten Beispiele gründlich widerlegt. Sie zeigen vielmehr, wie direkt Stifters Phantasie im Jean Paulschen Geiste aufging, solange natürlich eine Beeinflussung überhaupt festzustellen ist.

Die Betrachtung lenke hier vor allem jenem Stilmittel zu, das uns im Kleinen die ganze Physiognomie eines Stils Zug um Zug enthält und am zweifellosesten wiedererkennen läßt: dem Epitheton. Es ist der Probierstein einer jeden Persönlichkeit, ja sogar ganzer Dichtergenerationen. R. M. Meyer nennt das Epitheton in seiner Stilistik den licht- und lebensprühenden Begriff. In der Tat spricht auch aus dem Epitheton in Stifters Prosa seine ganze Individualität. Sein durchaus episches, behäbiges, mit der Zeit pedantisches Wesen ist in den zusammengesetzten Bau seiner Eigenschaftswörter hineingewachsen, um so mehr, als sie in seiner Sprache zur reichsten, üppigsten Blüte gediehen sind; meist zwei, sehr oft drei, ja auch vier und mehr, teils asyndetisch, teils durch „und" verkoppelt, — je

nachdem es der Rhythmus des Satzes heischt — sind dem Beziehungsworte vorgespannt. Es erscheint darum so reichlich und oft zu Haufen, weil es die ganze schildernde, beschreibende Charakteristik des Erzählers schleppen muß. In ihm ruht nicht selten der Schwerpunkt der Anschaulichkeit des dargestellten Gegenstandes. Daher kommt es, daß diese Epitheta nicht aus dem momentanen Zusammenhang heraus entsprossen sind; sie beleuchten auch nicht ein persönliches Verhältnis des Dichters „im Lichte seines Temperaments“: ihr Grundzug ist vielmehr stark und rein episch, typisch charakterisierend. Sie sind also beschreibende Schmuckwörter, wie die Homerischen. Man möchte fast sagen, Stifter ist in seinem Epitheton stets Naturhistoriker im weitesten Sinne des Wortes. Sie haben keine plötzliche, aufleuchtende, zeitlich schillernde Farbe; sie sind rein typisierend. Der äußeren Struktur nach ist sein Epitheton fast durchwegs zusammengesetzt. Er versteht es nicht, wie die Jungdeutschen durch einfache Beiwörter packend zu zeichnen. Die Composita sind oft recht schwerfällig, künstlich zusammengedrängt und bringen eben in Stifters Stil jenen ruhig-würdigen Erzählerton hinein.

Nichts weniger als romantische, Jean Paulsche Elemente lassen sich nun in Stifters Epitheton entdecken, wie es etwa Bertram versucht. Vielmehr kann man Quellen aus dem alten, ehrwürdigen Strome der Homerischen Epen herüberleiten. Homer mag schon den Dichter während der Schulzeit ins Kremsmünster stark gefesselt und begeistert haben. „Habe ich in der lateinischen Schule in der Benediktiner-Abtei nicht den ersten Preis erhalten? Muß ich daher nicht tüchtig Lateinisch gelernt haben? und auch Griechisch?“ sagt er in den „Nachkommenschaften“. Ja er mag es selbst versucht haben, sich darin zu üben, „bis der Vers leicht und schön floß und tiefe Gestaltung hatte wie bei Homeros“, wie er selbst in eben dieser Erzählung (139) berichtet. Jener räsonierende Herzenserguß aber in dem letzten Aufsatze in „Wien und die Wiener“ (erschienen 1844), eines der frühen Dokumente in der Zeit der dichterischen Produktion, weiht uns überraschend klar in sein begeistertes, inniges Verhältnis zur Antike ein; er zieht über die damals zeitgemäßen literarischen Salons her und beklagt es aus tiefster Seele, daß man in keinem einzigen mit tiefem, ernstem Kunststreben zu den alten Klassikern greife: „Wien und die Wiener“, 246_{19}: „Aber meines Wissens existiert kein einziger solcher Salon, und nur der eine oder der andere einsame Mann trägt sich mit seinem Sophokles, Äschylus und Homer. Es ist eine Sünde, die zum Himmel schreit, ich will nicht sagen, daß nicht sogenannte Gebildete, sondern daß nicht einmal Schriftsteller, ja Dichter im Stande sind, eine Zeile im alten Griechischen zu lesen — die einzige Sprache, in der die einzigsten Produkte geschrieben sind,

die so weit über Alles hinausgehen, was unsere Zeit produciert, welchen Producten alle späteren Jahrhunderte nacheiferten"; besonders die weichere Odyssee schien seinem Herzen näher zu liegen: Briefe, XVIII. 41_9 f.: „hätte ich nur mehr Kräfte — mehr Kräfte — was bin ich gegen Homer, dessen Odysseus ich eben gelesen habe — ja das heißt dichten." Natürlich zum „Witiko" stärkt er sich mit der „unglaublichen Kraft und Gewalt Homers". „Lesen Sie doch," rät er seinem Freunde Heckenast, „Vossens Übersetzung des Odysseus, obwohl holperig und dem Originale weit nachstehend, ist das Werk auch in dieser Gestalt so groß, daß alle neueren Dichter nicht davor bestehen können. Die Alten hießen ihn auch darum den göttlichen Homer." Wenn auch diese letzteren Äußerungen erst in die späteren, reiferen Jahre (1853) fallen, so sind sie doch undenkbar, wenn sie einer erst in dem nahenden Alter plötzlich aufbrechenden Begeisterung für Homer entströmt sein sollten. Der Umgang mit den alten Griechen war stets vorhanden; August Sauer meint, er sei vielleicht um das Jahr 1843 herum am stärksten gewesen. Dazu kommt noch das äußere Moment, daß er als Hofmeister und Instruktor wohl auch aus dem Homer dem Schüler vortragen und erklären mußte. Später wurde dieses Verhältnis zu den alten Griechen veredelt und vertieft. Übrigens gesteht er selbst mit einer apodiktischen Bestimmtheit den Einfluß der alten Griechen auf sich zu: Er berichtet 1856 an Heckenast von einem Briefe eines Fremden, der der künstlerischen Form seiner späteren Arbeiten „den entschiedensten Vorzug" gab und sagte, daß die „Bunten Steine" antik seien; „namentlich seien sie mit Xenophontischer Klarheit und Einfachheit geschrieben. Da es nun in der That so ist, daß meine Kunstbildung auf der griechischen Kunst hauptsächlich ruht, so war mir dieses Urteil ebenso auffallend als es mich freute. Seit Jahren war es mir nicht so gegönnt, über meinen Liebling Homer und Äschylos so zu plaudern, wie in diesen 2 Tagen." XVIII. 174_8. Als ihm endlich ein kindlich ersehnter Wunsch erfüllt wurde und er in Triest das Meer sehen durfte, schreibt er an einen Amtsgenossen: „Ich bin plötzlich reich geworden, und ich habe eine unverlierbare Sehnsucht erhalten, das „ewige Meer" (wie Homer sagt) nie mehr ganz aus den Augen zu verlieren." XVIII. 227_{22}, 236_{32}. — Die Folge dieser Reise war die geistige Anregung, daß er allen Ernstes ein Trauerspiel „Nausikaa" schreiben wollte. „In Homers Odysseus," schreibt er an seine Freundin Louise von Eichendorff, „können Sie gleich zu Anfang den Stoff lesen." [1]) Ähnlich fühlte sich ja auch Goethe, als

[1]) Wie gut er in Homer versiert war und ihn zu analysieren verstand, zeigt: Briefe (Aprent), II. 345. — Vgl. auch die Beschreibung der Marmorstatue im „Nachsommer", II. 105: „Edle Schatten wie schöne Hauche hoben den sanften

er in dem „Wundergarten“ zu Palermo unter Orangen- und Citronenlauben wandelte, im dichterischen Traume nach der Insel der Phäaken versetzt, so daß er sich einen Homer kaufte und sich ihm der Nausikaa-Stoff als liebliche Tragödie aufdrängte.[1])

Die Stiftersche Kunst ruht also auf breiter, hellenischer, ja spezifisch Homerischer Basis. Der Hintergrund seines Wesens überhaupt ist rein episch, und Wilhem Kosch kann in seinem sonst grundlegenden Buche über Stifter das Urteil unmöglich auf den allgemeinen Umfang beziehen, wenn er sagt, Stifter sei im Grunde seines Wesens lyrisch gestimmt (was er in seinem Buche über Martin Greif wiederholt). Wenn eben in der frühesten Zeit der hohe, epische Ton nicht so breit hervordringt, so darf man das Bekenntnis des Helden im „Nachsommer“ sprechen lassen: „Die Alten, die ich einst zu verstehen geglaubt, kamen mir doch jetzt anders vor als früher.“ „Nachsommer“, II. 40 f.[2]): Stifter machte absolut keinen Wandel vom romantischen Stil zum klassisch-epischen durch, sondern das epische Gut, das sich von Natur aus vorfand, wurde verfeinert, geläutert und gedieh dann aus vollster Kunstüberzeugung zu einer bewußten Reife. — Einige formelhafte Ausdrücke zeigen ganz intensiv Homerische Farbe:

„Narrenburg“, 54_5: „ein edles Geschlecht weißer, schlanker Säulen.“ — „Narrenburg“, 23_3: „Vorerst kam das leichtfüßige und leichtfertige Geschlecht der Ziegen und Böcke von allen Flecken und Farben,“ — „Brigitta“, 249_{17}: „und das Geschlecht jener schönen zottigen Hunde war neben ihnen,“ vgl. Homer, Ilias, 19. 30: „Jenem (Patroklos) versuch' ich selber hinwegzuscheuchen die Fliegen, deren Geschlecht raubgierig erschlagene Männer verzehret.“ — „Wien und die Wiener“, 173_{27}: „Das verschiedenartigste Geschmeide vom Diamantdiademe an .. bis zu dem Geschlechte der Ringe,“ — ebda 233: „daneben das Geschlecht der Öfen“ — „Witiko“, 1. 2: „höher hinauf das Reich der Tannen und des ganzen Geschlechtes der Nadelhölzer“ — „Hochwald“, 305_{23}: „Die Fichtengeschlechter“ — „Steine“, 44_{11}: „und das Volk der Gebüsche“ — „Wien und die Wiener“, 138_{21}: Schilderung der Trödelkammer: „all das kleinere Volk der Lichtputzen, Scheeren, Beschläge ..“ vgl. Homer, Ilias, 2. 460: „und das Volk langhalsiger Schwäne“ — „Tännling“, 272_{11}: „dann steht die einsame, verlassene Bevölkerung von Strünken dahin,“ — „Narrenburg“, 62_{30}: „Auch war jene wimmelnde Bevölkerung von Kreuzen

Glanz der Brust, und dann waren Gewänder bis an die Knöchel hinunter. Ich dachte an Nausikaa, wie sie an der Pforte des goldenen Saales stand, und zu Odysseus die Worte sagte: ‚Fremdling, wenn du in dein Land kömmst, so gedenke meiner.‘“

[1]) Goethes Werke, 31. Band. Weimar 1904. S. 106 und 201.

[2]) Hier heißt es weiter: „Ich trug Homeros Äschylos Sophokles Thukidides fast auf allen Wanderungen mit mir. Um sie zu verstehen, nahm ich alle griechischen Sprachwerke, die mir empfohlen waren, vor, und lernte mit ihnen.“ — Erwähnt sei noch, daß Stifter in dem mit Aprent fertiggestellten, aber nicht genehmigten Lesebuch „die aus dem Griechischen und Lateinischen genommenen Bestandtheile besorgen und größtentheils selbst übersezen“ mußte. Briefe XVIII. 10_{11}.

und Zeichen nicht da," — „Schwestern", 127_{25}: „eine Pistole loszudrücken, um die Wirkung unter dieser Steinbevölkerung zu beobachten;" — „Mappe", 327_{9}: „wo . . die unzähligen Gesellschaften der Laubbäumegruppen stehen." — ebda, 302_{7}: „wie ich . . wieder in die finstere Gesellschaft der Tannen einbog." — „Erzählungen", 179: „wo eine Gesellschaft von Felsen steht," — „Mappe", 327_{21}: „aber auf dem Gipfel trägt er eine große Versammlung von Fichten, Föhren, Birken und anderen Bäumen." — „Wien und die Wiener", 23_{23}: „eine Versammlung glänzender Paläste tritt um ihn herum und nimmt ihn in die Mitte," — „Hochwald", 303_{10}: „eine ganze Versammlung jener schönen, großen Tagesfaltern,"

Auch Vergleiche dehnen sich zur Erhabenheit Homerischer Bilder aus: „Narrenburg", 76_{11}: „denn der alte Mann neben ihnen war von einer so furchtbaren Erregung gefaßt, daß er bei seinen letzten Worten in ein krampfhaftes Weinen ausbrach, die Hände vor das Gesicht schlug und die überreichlichen Tropfen zwischen den dürren, faltigen Fingern hervorquellen ließ, so daß sein ganzer Riesenbau vor Schmerz zitterte, wie der See schwankt, wenn ein ferner Sturm tobt." — „Mappe", 235_{31}: „das Brechen (des im Eis erstarrten Waldes) wurde auch immer deutlicher, als ob ein starkes Heer, oder eine geschreilose Schlacht im Anzug wäre." — Vielleicht auch condensiert: „Hochwald", 241_{16}: „Der alte Mann reichte die seine (Hand) fast verschämt zögernd hin, und es war eine seltsame Vermählung, ein lieblicher Gegensatz, als sich ihre weiche, kleine Hand, wie eine Taube, in die Felsen seiner Finger duckte,". Vgl. Ilias, 21. 492:

> Weinend floh die Göttin nunmehr, wie die schüchterne Taube,
> Welche, vom Habicht verfolgt, in den höhligen Felsen hineinfliegt,
> Tief in die Kluft;"

Für unsere Zwecke kommt meistenteils die Vossische Homerübersetzung[1]) in Betracht, die er, wie die oben angeführte Briefstelle zeigt, gut kannte. Jedenfalls aber hat Stifter auch den griechischen Urtext Homers gelesen, aber so, daß ihm die Übertragung Vossens dabei immer im Ohre klang.

Zuerst möge die bei Stifter am häufigsten auftretende Bildung angeführt werden, die auf den ersten Blick die Homerische Bauart nicht verleugnen kann: Ein attributives Adjektiv vereinigt sich mit einem Beziehungsworte zu einem natürlich typisierenden Epitheton. Es hat eine rein epische, typisch beschreibende Rolle, gilt für das Beziehungsobjekt ständig, auch wenn es aus dem individuellen Zusammenhang der Stelle herausgerissen wäre. Stets kann es den Gegenstand begleiten und es trägt auch nicht einen Hauch einer momentanen Stimmung oder eines besonderen Verhältnisses des Erzählers zum Objekte an sich. Bei den nebeneinander gestellten Formen soll natürlich nicht gesagt sein, daß sie Stifter direkt aus Homer herübergenommen habe. Die Epitheta sind gewiß Stifters eigenes Produkt; nur klingen gleichsam als Ober- und Untertöne die Homerischen Stilweisen mit.

[1]) Leipzig, bei Philipp Reclam.

„Haidedorf", 174 13: „manch schönblumiger Distel" — „Abdias", 16 21: „die schönäugige Deborah" — „Hochwald", 237 8: „den schönfarbigen Schaften" — „Erzählungen", 181: „die geringelten, schönfarbigen, oft glatten, oft behaarten und mit Spießen versehenen Würmer" — „Hochwald", 238 4: „die schönen buntfarbigen Schwämme" — „Haidedorf", 174 11: „Der Wachholder . ., sich breit machend in vielzweigiger Abstammung" — „Hochwald", 237 7: „die vielzweigige Erle" — ebda, 242 25: „die vielzweigigen Augen der Himbeer- und Brombeergesträuche" — „Nachsommer", III. 71: „der vielstimmige Gesang der Vögel" — ebda, I. 358: „das vielfenstrige Gasthaus" — „Wien und die Wiener", 44 3: „vielgestaltigen Göttin" — „Nachsommer", III. 178: „sondern wo (der Boden) zerrissen und vielgestaltig ohne Baum und Strauch entgegenschaut." — „Wien und die Wiener", 37 19: „ein tausendgestaltig, ein seltsam Volk" — ebda, 29 30: „vielnamige Waren" — ebda, 37 4: „ein Gewirr vielnamiger Vorstädte" — ebda, 130 4: „ein schwarzes vielgiebliges hochgestrecktes Haus." Diese Zusammensetzung mit viel (auch im Urtext πολυ —) springt einem besonders als eine echt Homerische Struktur in die Augen: vgl. Homer, Ilias, 5, 754: „des vielgezackten Olympos" — 7. 88: „in vielrudrigen Schiffen" — 16. 28: „vielkundige Ärzte" — 18. 593: „vielgefeierte Jungfraun" — 20. 5: „Von des Olympos Haupt, des vielgebogenen," — 21. 449: „des vielgewundenen Ida" — „Mappe", 187 25: „wie ein leichtfüßiges Reh" — „Wien und die Wiener", 221 7: „leichtfüßige Renner" (Pferde) vgl. Homer, Ilias, 5. 257: „schnellfüßiger Rosse" — 18. 578: „schnellfüßige Hunde" — „Hochwald", 235 29: „Pferdlein, das so zartfüßig, wie ein Reh," — „Narrenburg", 64 1: „das verwahrloste, zartgliedrige Wesen" — „Hochwald", 262 5: „den langstieligen Schattenblumen des Waldes" — „Tännling", 272 25: „die größere langstielige Erdbeere" — „Erzählungen", 204: „langstielige Pflanzen" — „Mappe", 133 1: „langstielige Löffel" — „Erzählungen", 24: „der langstielige Gebirgshacken" — „Nachsommer" I. 327: „mit den langstieligen Bürsten" — „Hochwald", 237 13: „der alte Ahorn .. langarmig in der Luft" — „Steine", 55 26: „dem langarmigen Ahorne" — „Feldblumen", 102 4: „langbeinige Dinge schreiten auf der Bank" — „Hochwald", 305 18: „das langbärtige Moos" — „Nachsommer", III. 234: „die schönen, langwimperigen Augenlider der Schwester" vgl. Homer, Ilias, 4. 533: „langschaftige Spieße" — „Hochwald", 236 4: „zwischen hochschaftigen, weitstehenden Bäumen" — „Tännling", 272 32: „ein neuer, rauher, hochruthiger Anflug", vgl. Homer, Ilias, 2. 841: dem Land hochscholliger Äcker — „Wien und die Wiener", 136 8: „diese Zigeunerweste mit den unzähligen gelben, hochgipfligen Knöpfen", vgl. Homer, Ilias, 22. 132: „hochwipflichte Eichen" — „Feldblumen", 168 13: „der hochgeistigen Gestalt (Angelas)" — „Wien und die Wiener" 135 27: „die hochstöckligen Schuhe" — „Steine", 52 11: „mit breitblättrigen Kräutern" — „Erzählungen", 4: „der breitkrämpige Hut" — Briefe, (Aprent) II. 349: „die weitflüglige Phantasie" — „Nachsommer", I. 441: „eine dunkle weitästige Fichte" — „Feldblumen", 67 1: „dunkelblättrige Topfpflanzen" — „Hochwald", 216 21: „mancher dunkeläugigen Blume" — ebda, 246 31: „dem schwarzmoorigen Grunde" — „Erzählungen", 4: „die großrädrigen Sporen jener Zeit" — „Wien und die Wiener", 135 25: „der steife, seidene, großblumige Brautrock" — „Haidedorf", 176 7: „mancher schnarrender purpurflüglige Springer", vgl. Homer, Ilias, 9, 308: „ein purpurschuppiger Drache" — Band XIV 134 14: „der leichtnebligen Luft" — ebda, 175 2: „in der lichtnebligen Luft" — „Erzählungen", 182: „dem dickpelzigen Nacken (der Schmetterlinge)" vgl. Homer, Ilias, 3. 197: „dickwolliges Vließes" — „Wien und die Wiener", 101 17: „ein sonnenbeglänzter, grauer, feinzackiger Thurm" vgl. Homer, Ilias, XXII, 380: „mit scharfzackigem Marmor" — „Erzählungen", 175: „in denen der Böhmer-

wald ... sich in ein Land zersplittert, .. kleinhügelig und kleinwaldig;" vgl. Homer, Ilias, 10. 361: „dickwaldige Räume" — Endlich das Monströseste leistet er sich: ebda, 129: „Der reiche, alte, kurzweißhaarige Herr Roderer," — ebda, 144: „ein mittelgroßer, kurz weißhaariger und kurz weißbartiger Mann" (!). Der Orthographie nach müßte das „kurz" verbunden sein. Doch ist vielleicht dieses Epitheton dem ganzen Tone nach humoristisch gemeint.

Vgl. etwa Homer: Ilias, 11. 280: „die schönmänichten Rosse" — 20. 207: „des Meers schönlockige Göttin" — Odyssee, 5. 66: „breitzüngichte Wasserkrähen" — 6. 35: „schönlockiger Jungfraun" — 239: „weißarmige Mädchen" — Ilias, 11. 292: „die Schaar weißzahniger Hunde" — 5. 321: „starkhufiger Rosse" — 10. 292: „ein jähriges Rind breitstirnig und fehllos," — 16. 428: „Habichten gleich, scharfklauigen" — 15. 633: „ein krummhorniges Rind" — 18. 573: „hochhauptiger Rinder" — 19. 382: „Sein hochbüschiger Helm" — 23. 171: „vier hochhalsige Rosse." — Daneben bildet Homer allerdings seltener: Ilias, 14. 398: „hochgewipfelten Eichen" — 13. 782: „mit langgeschafteten Lanzen."

Die folgende Gruppe besteht aus Zusammensetzungen von Partizipia präsentis mit ihrem vorangestellten Objekt (meist im Akkusativ). Ihnen ist eine besondere epische Breite eigen, und sie bringen öfters den leichten Fluß der Sprache zum Stauen. Gerade sie wallen mit dem ehrwürdig schleppenden Mantel der Vossischen Homerübersetzung durch die Zeilen.

„Haidedorf", 176_{31}: „manches eiersaufende Wiesel" — „Hochwald", 304_{27}: „dieser menschenliebenden Vögel (Spatzen)" — „Mappe", 209_{12}: „in dessen Ofen .. ein nachgelegter Buchenstock langsam in wärmebereitende[1]) Gluth zerfiel" — „Erzählungen", 177: „den pecherzeugenden Wurzelstöcken" — „Narrenburg", 92_{14}: „denselben weiten lichtdämmernden, schlummerbringenden Mantel der Nacht" — Homer, Odyssee 11. 171: „des schlummergebenden Todes" — „Wien und die Wiener", 28_{29}: „den luftigen, gesundheitbringenden Garten des Glaçis" — „Nachsommer", II. 403: „in den gesundheitverderbenden Städten" — ebda, III. 178: „den dunkeln, fruchtbringenden Bäumen" — „Wien und die Wiener", 249_{8}: „dem salonhassenden Leser" — Textkrit. Anmerk. zur „Narrenburg", 19_{8}: „zeitkürzendes Liebesspiel" — „Mappe", 244_{17}: „die weiße, wassergetränkte, gefahrdrohende Gegend" — „Feldblumen", 144_{6}: „die feste schönheitsliebende Seele" — „Wien und die Wiener", 38_{25}: „für das schöne und schönheitsliebende Geschlecht" — „Feldblumen", 162_{17}: „meines lärmenden, freudefunkelnden Herzens" — „Hochwald", 292_{30}: „das liebeschimmernde Antlitz" — „Steine", 5_{8}: „aber wie ehrfurchterregend und wie begeisterungerweckend diese Spielerei" — Band XIV. 159_{25}: „phantasieerweckende Kraft" — „Wien und die Wiener" 204_{26}: „einem lieblichen, reichen, gemüthanregenden Gemische von Feld, Wald, Weinberg" — ebda, 54_{33}: „eine werthlose, schauererregende Masse" — „Steine", 301_{10}: „ein trostreicher, herzlindernder Glaube" — „Haidedorf", 202_{11}: „als unglückweissagender Spuck" — Homer, Ilias, 4. 381: „unglückdrohende Zeichen" — Band XIV. 157_{27}: „bei seinen Zusammenstellungen lebenzeigender Gestalten" — „Steine", 163_{28}: „schien das

[1]) Gerade dieses „bereiten" ist der vollen, behaglichen Breite des Vossischen Homer entnommen: Ilias, 10. 5:

„Wie wenn Donner blitzt, der Gemahl der lockigen Here,
Vielen Regen bereitend, unendlichen, oder auch Hagel."

Rund des Mondes lichtausgießend nieder" — „Feldblumen", 61_7: „lichterspeichend" — „Steine", 351_8: „wie diese Augen freudesprühend waren" — „Feldblumen", 83_{28}: „dem sinnverwirrenden Klingen" — „Brigitta", 192_4 — „Wien und die Wiener", 73_7: „Dieser sinnbethörenden Fluth von Gesichtern" — Band XIV. 207_{15}: „sinnreizende Töne" — „Steine", 10_{23}: „das Sinnenreizende" — ebda, 10_7: „ein völkerumschlingendes Band" — ebda, 9_{22}: „menschenerhaltender" — ebda, 4_{32}: „Das Welterhaltende." Daß diesen Bildungen das homerische Gepräge aufgedrückt ist, beweist besonders: „Nachsommer", II. 287: „daß sie die Erde nicht nur zur nahrungsprossenden machen, wie der Dichter des Achilleus so oft sagt," — vgl. Homer, Ilias, 3. 89: „zur nahrungsprossenden Erde" 195, 265 — 6. 213 — 8. 73, 486 u. s. w.

Vgl. Ilias, 11. 73: „die jammererregende Eris" — 183: „des quellenströmenden Ida" — 283: „den qualenduldenden König" — Odyssee, 5. 239: „wolkenberührender Tannen" — 386: „den ruderliebenden Männern" — 7. 332: „auf lebenschenkender Erde" — 10. 138: „der menschenerleuchtenden Sonne" — Ilias, 11. 549: „landbewohnende Männer" — 35: „mit wuthfunkelndem Blick" — 6. 30: „mit trunkeinladenden Zwiebeln" — Odyssee, 5. 260: „und segelwendenden Seile" — Ilias, 2. 131 „lanzenschwingende Männer" — 696: „die lämmernährende Itoe" — 3. 133: „zur thränenbringenden Feldschlacht" — 5. 149: „des traumauslegenden Greises" — 7. 210: „der geistverzehrenden Zwietracht" — 18. 220: „wehdrohender Feinde Getümmel" — 319: „ein hirschverfolgender Jäger" — 19. 58: „Mit herzkränkendem Zank" — 15. 27: „trugsinnendes Herzens."

(Schluß folgt.)

Friedrich Hebbel ein Mystiker?

Von Paul Zincke in Linz.

Die überhandnehmende Spezialforschung in der modernen Literaturwissenschaft, die eine eingehende, auch das Kleinste berücksichtigende Behandlung größerer Gebiete erst gestattet, zwingt bei der Unmöglichkeit, alle besonderen Untersuchungen allein vorzunehmen, den zusammenfassenden Darsteller, auf früher Erforschtem, dessen Richtigkeit man voraussetzt, einfach weiterzubauen. Diese Methode ist fast immer bei wissenschaftlichen Ausgaben von Erfolg begleitet, wo ein Großer Richtung und Ziel angibt und unter seinem wachsamen, überschauenden, stets nachprüfenden Auge alles Material zu dem Gebäude zusammengetragen wird. Das Erfordernis dieser Art der Vorarbeit zwingt aber auch den allein arbeitenden Einzelforscher, das früher zutage Geförderte nach größerer oder geringerer Nachprüfung zu übernehmen. So wird oft eine Hypothese die Grundlage für spätere Arbeiten, deren sachliche Giltigkeit dann eben durch die Gediegenheit der früheren Forschung bestimmt ist. Beruht dagegen das früher Vorgebrachte auf nicht völlig exakter Verarbeitung des

Materials, so werden alle, die später die Richtigkeit dieser Hypothese bei ihren Darstellungen voraussetzten, auf eine falsche Fährte geführt. So taucht die irrige Anschauung Ad. Neumanns,[1]) der Hebbel zu einem Mystiker angeblich Schellingischer Färbung stempeln wollte, in einer Reihe von neueren Forschungen auf, ja hat sogar in einem Falle Charakter, Ziel und Resultat der nachfolgenden Arbeit in ziemlich weitgehender Weise bestimmt.

Neumann glaubte, in einzelnen Jugendgedichten Hebbels eine Reihe von tiefsinnigen mystischen angeblich Schellingischen Ideen über Gott, Mensch, Natur entdeckt zu haben. Diese aber finden sich weder in den von ihm herangezogenen Werken Schellings, noch sind sie in Hebbels Gedichten vorhanden. Andere Forscher gingen bei der Darstellung von Fr. Hebbels geistigem Entwicklungsgange direkt von den Ansichten Neumanns aus und verlegten diese mystischen Anschauungen an den Beginn von Hebbels philosophischem Denken, ja indem ihnen auch die späteren Anschauungen Hebbels, sein „System", wie man sich ausdrückte, von diesen Ideen mehr oder minder bestimmt zu sein schien, ließen sie jenes vielfach aus der nur von Neumann erfundenen Mystik entspringen. Die Tatsache, daß Hebbel zeitweilig unter ganz bestimmten Einflüssen, in der Münchner Zeit unter der Einwirkung romantischer Lektüre (Kerner, Görres) und auch in der Hamburger und Pariser Zeit hie und da mystischen Anwandlungen sich zugänglich zeigte, schien ihrer Hypothese Recht zu geben. Und doch waren ihre Folgerungen unrichtig, nicht nur weil die Voraussetzungen nicht stimmten und der junge Hebbel trotz Neumann kein Mystiker war, sondern auch weil die in der späteren Zeit sporadisch auftauchende mystische Anschauung von Gott, Welt und Natur bei Hebbel keinesfalls die vorherrschende gewesen ist. Seine Weltanschauung war im Grunde eine völlig andere. In der Richtung dieser durchaus irrtümlichen Auffassung liegt eine Reihe von neueren Erscheinungen der Hebbelliteratur, am meisten das Buch von Arno Scheunert „Der junge Hebbel",[2]) nach dem die von Neumann entdeckte Mystik der ganzen Jugendlyrik, ja dem Geistesgange Hebbels überhaupt zugrunde liegt.

Scheunert hat sich hier die Aufgabe gestellt, die sich bildende Weltanschauung des jungen Dichters aus Jugendschriften zu ermitteln und in systematischer Behandlung vorzuführen. Die Grundlage für seine Untersuchung geben die Gedichte, Tagebücher, Briefe,

[1]) „Aus Fr. Hebbels Werdezeit." Zittauer Programm. Ostern 1899.

[2]) A. Scheunert „Der junge Hebbel", Weltanschauung und früheste Jugendwerke unter Berücksichtigung des späteren Systems und der durchgehenden Ansichten (Beiträge zur Ästhetik. Herausgegeben von Theod. Lipps und R. M. Werner, XII). Hamburg und Leipzig, Verlag von Leopold Voß, 1908.

Aphorismen und Skizzen des jungen Hebbel ab. Scheunert hatte in der Prüfung dieses Materials auf seinen philosophischen Gehalt hin, wie überhaupt in der Feststellung des selbständig Gedachten in dieser Epoche nicht vorsichtig genug zu Werke gehen können, denn es handelt sich zumeist um geistig und künstlerisch höchst minderwertige, von fremden Mustern durchaus bestimmte Produkte, kurz um Dichtungen aus Hebbels 16. bis 23. Lebensjahr. Man kann sich nichts der Form wie dem Inhalte nach Unselbständigeres denken als die meisten der von Scheunert besprochenen Gedichte. Der Stempel des jedesmaligen Vorbildes ist ihnen gleichsam mit allen fünf Fingern aufgeprägt. Die Jugendgedichte sind größtenteils sklavische Nachahmungen Schillers in Wort und Gedanke, Sprache und Anschauung; ganze Verse lassen sich als Parallelstellen heranziehen (S. Jl. 74—77, 83—85, 101—106).[1]) Was an Epigrammen und an Gedankenlyrik vorliegt, stammt aus Lessings Schule (S. R. M. Werner „Hebbel" S. 21, 23), der „erste Versuch in der Novelle" ist auf E. T. A. Hoffmann zurückzuführen (S. Werner 31). Von den Dramen steht das eine ganz unter Schillers Einfluß (S. Werner 23—25), das andere unter dem der Schicksalsdramatiker (S. Werner, 29). Die Anfänge der politischen Lyrik stellen sich als vergröberte Paraphrasen der von Heine übernommenen Anschauungen dar (S. Werner S. 21). Geistig ist alles unselbständig, ästhetisch alles von knabenhafter Unreife bis zum Beginn der Heidelberger Zeit. Die eigentliche Gedankenlyrik fängt erst mit den Gedichten „Lied der Geister", „Der Mensch" und „Proteus" am Ende der Wesselburener Zeit an.

Die Untersuchung Scheunerts setzt im Jahre 1828 ein, als Hebbel, vom Joche des väterlichen Handwerks befreit, die erste Zeit in der Kirchspielvogtei war und sich die erste Geistesbildung, die erste dichterische Schulung anzueignen begann. Die Hauptmasse der von Scheunert besprochenen Gedichte liegt also vor der Epoche, in der Hebbel sich von den überlieferten Glaubensvorstellungen frei machte und sich aus Schiller eine eigene Weltansicht zu bilden suchte (S. Jl. 43—44, 50—51, 78—80, 97—98). Seine Weltanschauung ist in dieser *ersten Zeit* noch ganz und gar *christlich* und gehört dem protestantisch-orthodoxen Anschauungskreise an, in dem der von frommen Eltern erzogene Knabe lebte und webte. Christliche Anschauungen haben wir vor uns, wenn wir Hebbel die sinnliche Liebe für das eigentlich böse Element der Welt halten sehen, wenn ihm die irdische Unvollkommenheit zusammenzufallen scheint mit dem Körperlichen, Kreatürlichen im Menschen, mit dem, was im Tode

[1]) Jl. Abkürzung für meine im November 1908 erschienene Arbeit „Fr. Hebbels philosophische Jugendlyrik". Prager Studien. Herausgegeben von Karl v. Kraus und August Sauer.

abstirbt, während er die Seele der Seligkeit teilhaftig werden läßt. Christlich ist es, wenn er das Hinübertreten in das Reich des Lichts nur durch die Gnade Gottes für möglich hält, wenn er glaubt, daß sich im Menschen um so reicher das Unendliche entfaltet, je mehr er das Endliche in sich erstickt, wenn er durch den Tod, der ihm sittliche, von Gott geschickte Erlösung bedeutet, wie durch eine Art Transfiguration zu höchster Vollendung zu gelangen hofft. Das Leben erschien ihm ganz im Sinne des Christentums als ein Zustand des Duldens und Leidens, als eine Prüfungszeit, die in Geduld zu überstehen ist, als ein Durchgang durch eine Sphäre der Trübung, der geläuterte postmortale Zustand als das eigentliche „Leben". Vom Himmel kommt der Mensch und kehrt mit dem Tode wieder zu Gott zurück (Scheunert, S. 46—50). Nach der Berührung mit Schiller brachte Hebbel diese christlichen Anschauungen teilweise in ein philosophisches Gewand, teilweise ergänzte oder erweiterte er sie aus den in der Gedankenlyrik Schillers niedergelegten Ideen: Das Zentrum der sittlichen Welt ist die Neigung des Menschen zur Sünde, die Leidenschaft (S. Schiller „Der Kampf"). Der Mensch kann in Wirklichkeit nie ganz tugendhaft, „ganz ein Gott" und nie ganz Teufel sein. Die Vortrefflichkeit des Menschen liegt in seiner Doppelnatur begründet; seine Bestimmung ist die Harmonie zwischen Neigung und Pflicht, die Vereinigung des Gesetzes mit dem Willen, ein Ziel, das der Sterbliche nie ganz zu erreichen vermag. In der Richtung der Verwirklichung dieses Gesetzes liegt das sittliche Ideal. Die irdische Welt zeigt durchwegs Trübung des Ideals. Nur in der reinen Liebe der Geschlechter und in der wahren Freundschaft wird es zum Teil realisiert. An das Ideal fesselt den Menschen die Pflicht; der unlösbare Zusammenhang, in dem er mit ihm steht, bedingt seine Freiheit. Die Schillerische Anschauung von der Freiheit des Willens (Scheunert, S. 40) kam ja auch sonst seiner christlichen Gefühls- und Denkungsweise entgegen. Ein ideal-gleicher Zustand bestand vor dem Tode und wird nachher wieder sein. Die materialistischen Ideen der Jugendgedichte Schillers sind in der ersten Zeit nur einzeln festgehalten, so in der von Hebbel mit Vorliebe angestellten Betrachtung der Unendlichkeit der Welt (Scheunert, S. 2). Erst vom Jahre 1833 an bildet er sich aus den Jugendgedichten Schillers ein neues materialistisches Evangelium, das die alten Anschauungen allmählich verdrängt.

Das sind die wichtigsten Perspektiven in Fr. Hebbels erstem Weltbild. Weder in der Erfindung noch in der Formulierung dieser Anschauungen zeigt er irgendwie Originalität. Wie sie ihm überliefert wurden, so hält er sie fest. Kein einziger origineller Gedanke taucht auf.

Scheunert nun sieht in ihnen nicht einfache Bekenntnisse zu christlichen Glaubensvorstellungen oder ein Hinneigen zur Welt- und Lebensbetrachtung des jungen Schiller, sondern tiefsinnige Äußerungen eines nach höchster Welt-, Natur- und Gotteserkenntnis ringenden Geistes. Er findet sie von sehr weit gehender Stabilität und völliger Orginalität. Nach ihm sind Hebbels früheste Anschauungen nicht „besonders christlich" (S. 200) und der Einfluß Schillers scheint ihm nicht einmal im Sprachlichen wahrscheinlich (S. 9). Er macht den Versuch, die kindlichen, durchaus unreifen Anfängerarbeiten als „realisierte Philosophie" hinzustellen (S. 1). Scheunert unternimmt sogar eine systematische Behandlung jener Ansichten, als ob er die neu entdeckten Fragmente eines großen, abgrundtiefen Katheder-philosophen vor sich hätte. Die kindlichen, unfertigen und erborgten Anschauungen Hebbels erscheinen ihm als der Niederschlag einer großen, umfassenden Weltanschauung und Philosophie. Er ordnet die einzelnen Ideen und versucht einen weitschichtigen, systematischen Aufbau à la Hegel ohne zu bedenken, daß er einen armen, ungebildeten Schreiberlehrling von 15 Jahren vor sich hatte, der eben an der Hand der lyrischen Muse Schillers die ersten zaghaften dichterischen Gehversuche machte in einer blühenden, rethorischen, gänzlich phrasenhaften Diktion, der eine verblasene Phantastik zugrunde lag. Hebbel verstand von Philosophie damals noch gar nichts, ja hatte überhaupt noch kein philosophisches Werk in der Hand gehabt. Mit dem gleichen Rechte könnte man aus den ersten dichterischen Versuchen eines jeden Tertianers eine philosophische Theorie herauskonstruieren. Da Scheunert sich vorgenommen hatte, aus Fr. Hebbels Jugendgedichten ein ganzes „System" zu entwickeln (S. 1), so wollte er natürlich auch die so offen am Tage liegende Verwandtschaft mit Schiller nicht zugeben, trotzdem ganze Verse aus Schiller, stellenweise wortwörtlich, nachgebildet wurden (S. 9). Schon bei seiner ersten Arbeit über Hebbel[1]) führte ihn das unselige, oft mißverstandene Wort des Dichters: „Kunst ist realisierte Philosophie" zu jener Anschauung abstrakter, rein verstandesmäßiger Produktionsweise, welche zeigte, daß Scheunert den Dichter Fr. Hebbel völlig verkannte. Auf dem von Scheunert angedeuteten Wege hätte Hebbel die Gestalten seiner „Maria Magdalena" nie gefunden. Die gleiche Verkennung aller wahrhaft dichterischen Produktion zeigt das vorliegende Buch, nur daß hier der Widerspruch zwischen Methode und Stoff noch größer ist. Bei der „Maria Magdalena" deckte ihn notdürftig das schlimme

[1]) Der Pantragismus als System der Weltanschauung und Ästhetik Fr. Hebbels. Beiträge zur Ästhetik. Herausgegeben von Th. Lipps und R. M. Werner. VIII. Hamburg und Leipzig. Verlag von Leopold Voß. 1903.

Vorwort. Aber wie konnte es ihm beifallen, diese ganz hohlen, phrasenhaften, rein rhetorischen Verse, welche den Stempel der Unfertigkeit und Unselbständigkeit und das Zeichen der Nachahmung gleichsam an der Stirn tragen, philosophisch und metaphysisch auszuschroten?

Und wenn Scheunert wenigstens nach scharfer Sondierung die eigentliche Gedankenlyrik der letzten Wesselburener Zeit allein behandelt hätte. Aber er nimmt jedes beliebige kleine harmlose Verslein her. Jedes naive Gedicht muß herhalten für seine tief bohrende metaphysische Forschung. Er macht sich zu dem Behufe eine eigene Terminologie zurecht. Nach ihm (S. 7—9) hat sich Hebbel eine eigene Sprache ausgebildet, in der er von anderen Dingen zu uns redet, als die Worte anzudeuten scheinen (S. 7, 9). Eine sehr bedenkliche Sache! „Die Worte sind keine Masken, sondern er verbindet mit ihnen ethische Vorstellungen" (S. 9). Ohne einen Nachweis zu versuchen, behauptet er, daß Hebbel alles Gute und ethisch Wertvolle mit „Rose, Blume, Gold, Morgenrot, Sonne, Mond, Sterne, Licht ꝛc." bezeichnet (S. 7), „alles, was eine feindliche Beziehung zum Ideal hat", mit „Stürmen, Finsternis, Staub, Erde, Nacht ꝛc." benannt habe (S. 7). Rauher Sturm bedeutet die „allem Irdischen anhaftende idealfeindliche Unvollkommenheit und Unzulänglichkeit" (S. 8). Allen leblosen und belebten Naturprodukten mißt Scheunert in der Sprache Hebbels ethische Bedeutung bei. So spricht er von einer sittlichen Offenbarung der Natur. Nach ihm steht für Hebbel alles Naturgeschaffene in einer geheimnisvollen Beziehung zu einem transzendentalen Ideal. Nach Scheunert gilt Hebbel der Wein als ein sittliches (!) Evolutions- und Vernichtungsprodukt. Blumen (S. 140) und Früchte (S. 152) gelten ihm als sittliche Naturprodukte, zeitweilig auch als Symbole sittlicher Beziehungen (S. 140). Der Duft gilt als Sehnsucht, Dank und Opfer der Natur und als Gruß des Ideals. Der Duft ist etwas Geistiges im ethischen Sinne (Sic). Er bringt eine sittliche Beziehung zum Ausdruck (S. 141). Der Honig gilt ihm als „sittliches Produkt" (S. 143) oder als „sittlicher Gehalt" (S. 143). Daß die Traube und das Faß den Wein nicht halten können, beruht auf der sittlichen Expansionskraft, auf dem sittlichen „Auftrieb" des Naturprodukts, die Hebbel hier mechanisch wirksam denkt (S. 150).[1]) Das Gewitter bedeutet Hebbel

[1]) Zu dem schönen Verse eines Wiegenliedes:

„Immer süßer kocht die Sonne
„Deine Kirsche, dir zur Wonne

(W. VII, 166) bemerkt Scheunert: „Dieses Kochen ist mit einem Anspannen der in der Frucht liegenden ethischen Kräfte verbunden, das schließlich ein Zerplatzen der Schale zur Folge hat." (S. 153 Anm. 1.)

sittliche Selbstkorrektur der Natur. Da Scheunert mit dem Worte „sittlich" einen anderen als den traditionellen Begriff verbindet, so wird, da er sich darüber nirgends äußert, nicht klar, was Hebbel nach seiner Ansicht sich vorgestellt haben soll. Nach seiner Auslegung müßte ihm dieser Begriff nahezu zur fixen Idee geworden sein. — „Aller Schmerz ist ethischer Schmerz" (1). Oder: „Schmerz ist die Sehnsucht des Tugendhaften nach Vereinigung mit dem sittlichen Ideal (2), die Sehnsucht des Menschen nach dem Himmel" (S. 22) (3). Zeit galt dem Dichter nach Scheunert als Zeitlichkeit im Sinne der idealfeindlichen Beschaffenheit des Nicht-Ewigen, dem Fluche der Zeit Preisgegebenen.

Ohne auch nur annähernd den Versuch zu machen, die Haltbarkeit dieser poetisch metaphysischen Zeichensprache (denn das ist sie, trotz Scheunerts gegenteiligen Beteuerungen [S. 9]) zu erweisen, beginnt er mit der Rekonstruktion der Weltanschauung Hebbels aus diesen von ihm willkürlich umgedichteten Jugendversuchen. Wenn Hebbel die Geliebte eine duftende Rose nennt, so enthalte das „einen Hinweis auf den ethischen Wert des Mädchens, beziehungsweise ihrer Liebe und der Liebe zu ihr, einen Hinweis auf die innige Beziehung, in der sie zum Ideal steht" (S. 8). Wenn Hebbel schreibt: „Die Rose ist zerbrochen, vom rauhen Sturm zerknickt", so bemerkt Scheunert hierzu: „Hebbel will damit sagen, daß ein sittlich überaus wertvolles Verhältnis durch ein grimmiges Geschick zerstört worden ist, d. h. daß die allem Irdischen anhaftende, idealfeindliche Unvollkommenheit und Unzulänglichkeit (‚rauher Sturm'), das menschliche Gebundensein in Not und Tod in ‚steife Formen' und ‚starrende Normen' es war, welche in der Brust des Mädchens das durch die Liebe in ihr gegenwärtige und irdisch verwirklichte Ideal verdunkelte" (S. 8). Die Sehnsucht der Liebenden sei nicht eine „individuelle", sondern eine allgemeine; ein Weltgefühl erfüllt die Brust des Sehnsüchtigen. Nicht um die Vereinigung mit irgend einer „Person" handelt es sich letzten Endes, kein individuelles Streben ruft nach Befriedigung, sondern ein alles Irdische erhebende und alles Menschliche adelnde Drängen nach Aufschwung und Erlösung, nach Vereinigung mit dem Unendlichen, dem Urquell alles Seienden, aus dem wir hervorgegangen sind und zu dem wir zurückkehren (S. 23—24). Den Umstand, daß Hebbel einmal die Küsse mit Blitzen verglich, nimmt Scheunert zum Ausgangspunkt folgender Auslassung: „Jedenfalls eine wilde Vorstellung. Man male sich den Vorgang aus — aber nach unseren Erörterungen völlig verständlich. Es werden sittliche Kräfte frei!" (S. 158—9). (Doch eine etwas bedenkliche Form sittlicher Betätigung.) Dazu die Anmerkung: „Es wird nicht besser, wenn vorher gesagt wird, daß das Mädchen bei der Umarmung an den

Blitze schleudernden Zeus denkt. Man hat die Vorstellung, als hielte sie einen mit Elektrizität geladenen, prasselnden Sprühteufel in den Armen" (!) (S. 158—9). Daß es sich bei Hebbel nur um einen Vergleich handelt, hat Scheunert hier schon wieder vergessen oder ist die Umarmung auch als eine Art sittlicher Selbstkorrektur zu deuten?

Die auf diese Voraussetzungen aufgebaute Erklärung der Gedichte mußte abgeschmackt, willkürlich und durchaus falsch ausfallen. Man beachte Scheunerts Interpretation des Gedichtes „Melancholie einer Stunde" (S. 19). — „Laura hat dich zwar betrogen," tröstet Hebbel frei nach Schiller den unglücklich Liebenden, „aber gib deshalb den Glauben an edle, wahre Liebe nicht preis. Du rettest dir wenigstens die feste Zuversicht, daß echte Liebe höheres Lebensglück zu schaffen vermag. Wäre Laura dir treu geblieben, so hättest du nach Jahren ein putzsüchtiges Weib, die in Küche und Kinderstube aufginge und dir gleichgiltig gegenüberstehen würde. Das ist der ganze Himmel, den dir das Leben wirklich bieten kann; auf den aber magst du verzichten." — Scheunert zitiert nur die dritte Strophe:

> Glückseliger — und bist du auch betrogen,
> So war's das Mädchen nur, die Liebe nicht, die trog —
> Dir hat kein Schicksal falsch gewogen —
> Du warst es selber, der sich wog. (VII, 98, 9—12.)

und bemerkt dazu: „Der Betrogene ist glückselig, weil die schlimmen Erfahrungen nicht vermocht haben, seinen Zusammenhang mit dem Ideal zu lösen." Der Betrogene selbst kommt aber bei Hebbel gar nicht zu Wort, wir erfahren gar nicht, was in ihm vorgeht. Nur der Dichter nennt ihn glückselig. „Er (der Betrogene) hat sich an den Ungetreuen gewogen und dabei seine eigene sittliche Vollwertigkeit konstatiert." Ganz gegen Sinn und Bedeutung wurde auch hier ein höherer transzendentaler Zusammenhang und eine ethische Tendenz in das Gedicht hineingeheimnißt. Zu dem sarkastischen Ton, den Hebbel hier anschlägt, steht Scheunerts pastorale Erklärung in einem fast komischen Gegensatze. — Eine gewaltsame Deutung völlig harmloser Verse im Sinne einer tiefsinnigen, unklaren, verworrenen Mystik und Philosophie, von der Hebbel keine Ahnung hatte, wird auch dem „Stammbuchblatt" betitelten Sinngedicht zuteil (S. 18). In ihm steckt nach Scheunert Hebbels ganze Ethik.[1]) Hebbel will sagen: Alles Dasein ist eitel;

[1]) Stammbuchblatt.

> Wie vollgestaltig scheint das Leben!
> Und dennoch ist's ein eitel Spiel!
> Es kann dem Menschen nimmer geben,
> Und nehmen kann's dem Armen viel.

an wahrem und vollem Glück ist jeder arm; der wirklich Arme kommt nicht einmal zur Entwicklung seines Menschentums. Ihm nimmt es nahezu alles. Unerbittlich und hart ist das Leben und doch kann man nie untergehen, solange man sich nicht selbst preisgibt. — Scheunert bemerkt hierzu: „Für den Tugendhaften ist das Leben allerdings eine rauhe Bahn; geben kann es ihm nichts, es kann ihn nur berauben" (S. 18). Scheunert setzt also gleich für den Armen den „Tugendhaften" und verschiebt so Sinn und Bedeutung des Gedichts. Hebbel ist jeder ethischen Beziehung hier absichtlich ausgewichen. — „Denn den ewigen Besitz der Freiheit verdankt er der Natur (wir können dafür sagen Gott) und sich selbst, Heil kann ihm nur Gott geben; ob es erfaßt wird oder nicht, hängt von der Freiheit des Empfangenden ab. Es handelt sich um eine direkte Beziehung zwischen freien Individuen und Gott oder dem sittlichen Ideal. Dargeboten wird das Heil immer. Der Freie kann nur dadurch zugrundegehen, daß er aufhört, frei zu sein" (S. 18). Ich sehe ganz ab davon, daß Scheunert den Gottesbegriff Hebbels in einem Satz dreimal hintereinander verschieden auslegt (Erst Gott=Natur, dann Gott=persönliches, außerweltliches göttliches Wesen, zuletzt Gott=sittliches Ideal); mit der künstlichen, hineinkonstruierten tiefsinnigen Erklärung von Freiheit, Gott, Ideal ꝛc., die mit den harmlosen Versen nicht das geringste zu tun hat, verwischt er den einfachen klaren Sinn des bescheidenen Spruches jedenfalls völlig. — Den Gipfel der Abgeschmacktheit erreicht seine Erklärung des kleinen Gedichtes „Vogelleben" (S. 28—29).[1])

Doch darf er sich zum Trost gestehen:
Ich bin nicht, wie im Meer der Kahn —
Ich kann durch mich nur untergehen,
Und nie durch meine rauhe Bahn! (VII, 124.)

[1]) Vogelleben.

Du blickteſt in Geduld
Gehüllt in dein Gefieder,
Vom kahlen Zweig hernieder,
Vom Sturm noch eingelullt.

Und ruhig trankſt du auch
Im Sterben noch zufrieden,
Den dir ein Gott beſchieden,
Den letzten kühlen Hauch. (VII, 120.)

An Gedankenarmut und Unbeholfenheit im Ausdrucke läßt dieses Gedicht, übrigens eines der plattesten in der ganzen Jugendlyrik, nichts zu wünschen übrig. Scheunert findet es „außerordentlich gut gelungen". „Selbst Rhythmus und Reime fügen sich willig der Stimmung: das ‚eingelullt' wirkt sanft und beschwichtigend und der stumpfe Ausgang des vierten Verses gibt der Strophe eine metrisch abgerundete Geschlossenheit, läßt sie sich zusammenschließen. Auch

Der sterbende Vogel erscheint ihm als ein Sinnbild der mit nahezu fatalistischer Ergebenheit sich den Naturgesetzen unterwerfenden Demut des Pantheisten. Von dem frommen Naturglauben des Pantheismus hatte aber Hebbel damals so wenig eine Ahnung, wie er daran dachte, den Vogel als ein Sinnbild höchster sittlicher Vollendung, die er in dem Sinne nicht kannte, oder die Natur als idealfeindliches Chaos hinzustellen. Schon hier zeigt sich der später noch genauer zu charakterisierende Widerspruch zwischen der pantheistischen und christlich-mystischen Interpretation Schennerts.

Wie willkürlich und durchaus unwissenschaftlich er bei der Auslegung zu Werke geht, zeigt wohl am besten gleich der vierte Abschnitt des ersten Kapitels. Schennert geht hier aus von Hebbels erstem Aphorismus: „Welches irdische Gefühl schlösse wohl ein das unermeßliche Himmelsgewölbe, das unergründliche Meer . . wär's dies Weltall nicht selbst?" (IX, 3, 1—3). — Hebbel will sagen, daß alles vom Weltall umschlossen ist, eine Betrachtung über die Größe der Welt, die ihm aus Schiller geläufig war. — Nun Schennert: „Das unendliche Meer halte ich für das Meer der Unendlichkeit (S. 2), (Warum? Hebbel stellt doch Meer und Himmel einander gegenüber. Er meint also den Ozean, die See) — in dem der absolut tugendhafte Mensch baden würde." — In dem zweiten Aphorismus nämlich stellt Hebbel die offenbar von Schiller angeregte Betrachtung an, daß die Vollkommenheit des Menschen eigentlich in seiner Doppelnatur besteht. Diese bewahre ihn zwar davor, ganz ein Gott zu sein, aber sie gestatte es auch nicht, daß er ganz ein Teufel werde. Wenn er ganz tugendhaft wäre, würde er ganz in der Welt des Ideals und außerhalb des Kreises der Menschen leben. Er wäre in dieser Welt unmöglich (IX, 3—4). — Schennert verbindet nun diese beiden Aphorismen, die nicht das geringste miteinander zu tun haben und gibt an, der von Hebbel erwähnte Ozean sei das Meer der Unendlichkeit, die Welt der Ideale, welcher der absolut tugendhafte Mensch angehören würde. Auch damit war ihm noch nicht gedient. Im nächsten Satz faßt er diesen Ozean auf als das „Lichtmeer der Geistersonne", aus dem wir erschaffen sind. Der Ausdruck stammt von Schiller, wie das ganze Gedicht „Fragmente 4" (VII, 39), das Schennert hier als zweiten Beleg für seine Auffassung heranzieht. Da Hebbel hier mit der Geistersonne Gott, mit dem Lichtmeer den Himmel, das Seelenreich meint, so legt nun Schennert das „unendliche Meer" des ersten Aphorismus

die „Reimverschlingung a b b a wirkt in diesem Sinne" (S. 29). — Also im Sinne der Geschlossenheit der Stimmung. Wenn also die Reimstellung a b a b gewählt wird, so wäre die Stimmung gestört. Übrigens liegt hier gar nicht Reimverschlingung vor, sondern die Stellung a b b a ist der umschlossene Endreim.

aus als das christliche Seelenreich. — Im nächsten Satz erklärt er das „unendliche Meer" wieder als das Meer der Unendlichkeit, durch das am Schöpfungstage die „Insel Welt" getragen wurde — im Anschluß an das Gedicht „Die drei großen Tage" (VII, 62). Auch hier stammt Bild und Gedanke wieder von Schiller. Mit der „Insel Welt" meint Hebbel die Erde, mit dem Meer der Unendlichkeit den Weltenraum. — Scheunert läßt also hier drei verschiedene Erklärungen des Wortes „Meer" aufeinanderfolgen: Welt der Ideale, Seelenreich, Weltenraum. Nach ihm verbindet Hebbel in jenem Satz alle drei Vorstellungen mit dem Worte „Meer". Alle drei sind aber wahrscheinlich für Scheunert identisch. Die Welt der Ideale ist das Seelenreich und der Weltenraum. — Im folgenden faßt Scheunert den Ausdruck „das unergründliche Meer" als Apposition zu „unermeßliches Himmelsgewölbe" und erklärt: „Hebbel wollte sagen: das Weltall schließt das Himmelsgewölbe, dieses Meer der Unendlichkeit ein." — Hebbel sagt in einem späteren Aphorismus: die Neigung zur Sünde ist das Zentrum der vernünftigen Welt. Wie die Sonne die physische Natur erhalte, so erhalte die Neigung zur Sünde die Welt. — Scheunert verbindet nun die von ihm vorgebrachten Deutungen beider Aphorismen und sagt: „Das Unendliche (also nicht mehr das unergründliche Meer) offenbart sich im Weltall und zwar einerseits als physische Natur, anderseits als vernünftige Welt." Er legt nun den ersten Aphorismus aus als eine Lobpreisung des Ewigen, Unendlichen, Göttlichen, der im Universum, im Weltall sich offenbarenden Idee. — Was hat das aber mit der Unendlichkeit der Welt zu tun, von der (selbst nach Scheunert) in diesem Aphorismus allein die Rede war?

Schon das eine Beispiel zeigt, daß sich hinter dem saloppen Gewande seiner Sprache ein wahrer babylonischer Turm von Begriffsverwirrungen, künstlichen Auslegungen und bewußten Täuschungen birgt. Scheunert eskamotiert in die harmlosesten Ausdrücke die tiefsinnigsten, oft widersprechendsten Bedeutungen hinein und im Nu ist aus dem gleichgiltigsten Gemeinplatz ein Orakelspruch verfertigt, in dem eine geheimnisvolle mystische Weltanschauung tiefsinnig angedeutet ist. Mit einer derartigen, von jedem Wortlaut losgelösten, völlig willkürlichen Erklärung, die in eine förmliche Ideenflut ausartet, kann man freilich jedes System aus Hebbel herausfiltrieren.

War bei den meisten Gedichten, welche bis zur Niederschrift von „Der Mensch" entstanden waren, die Erklärung Scheunerts nicht nur schlecht angebracht, sondern geradezu verfehlt, so verdienen im Gegensatze zu dem ersteren die Gedankengedichte der letzten Wesselburener und Hamburger Zeit, die Scheunert im zweiten Teil seines Buches bespricht, wirklich eine genaue Prüfung

auf ihren philosophischen Gehalt hin. Verdarb Scheunert dort alles, indem er die christlichen oder Schillerischen[1]) Anschauungen Hebbels entweder ablehnte oder im mystisch-transzendentalen Sinne ausdeutete,[2]) so gelangte er hier auf eine falsche Fährte, indem er sich an Neumann[3]) anschloß, der die Ansicht vertrat, daß Hebbel diesen Gedichten den Schellingischen Entwicklungsgedanken zugrunde gelegt habe, nach welchem die Natur der werdende Geist ist. Auf den Mißbrauch, den Neumann bei der Erklärung Hebbelscher Gedichte mit Schellings Naturphilosophie treibt und auf den ungeheuren Gegensatz zwischen dem Denken Hebbels und Schellings habe ich an anderem Orte hingewiesen (S. Jl. S. 2—5, 10—13, 15—17, 29—46, 48—54, 63—73, 94—97). Alles, was Neumann in Unkenntnis der Schellingischen Philosophie vom Ideengehalte der Hebbelschen Jugendlyrik sagt, findet sich nun bei Scheunert. Von Neumann stammt die Idee der „Vergeistigung der Naturelemente", wenn der Ausdruck „Idee" hier noch erlaubt ist, die Vorstellung des „beseelten Weltgeistes" und des mystischen Seelenreiches. Scheunert legte fast überall die überholte Auffassung Neumanns seinen Untersuchungen zugrunde.

Beim „Lied der Geister" (S. 157 f., 221—5) betont er zwar anfangs, nicht auf Neumanns Standpunkt zu stehen, stellt aber gleichfalls fest, daß der Schellingsche Entwicklungsgedanke (Neumann S. 7, Scheunert S. 213) in unausgebildeter Form hier vorliege (S. 221). Er entfernte sich hier, um den Gehalt des Gedichtes in seine Hypothese einzufügen, bewußt von seinem Wortlaute und konstruiert eine dem Denken Hebbels entgegengesetzte Weltanschauung in dieses hinein. Wie Neumann so erscheint auch Scheunert das „Lied der Geister" als die Vorstufe zum Gedichte „Der Mensch", als die erste Fassung des angeblich Schellingschen Entwicklungsgedankens, den er, noch über Neumann hinausgehend, gegen Schelling und Hebbel zugleich ethisch ausdeutete. So gilt ihm das „Lied der Geister" als eine Vorahnung eines vergeistigten und versittlichten Naturpantheismus (S. 224). Die erste Ahnung einer pantheistischen Naturauffassung dämmerte Hebbel aber erst am Ende der ersten Hamburger Zeit (S. Jl. 107—112).

Da Scheunert sich auch in der Auffassung des Gedichtes „Der Mensch" (S. 207, 211, 223—225) überall an Neumann (S. 9 bis 10) anschloß, so kam er zu einer mit dem Gedichte durchaus in

[1]) S. S. 9, 200.

[2]) Hebbel hält nach ihm an den christlichen Anschauungen zwar fest, legt sie aber in seinem Sinne aus (S. 15, 200).

[3]) Scheunert S. 223: Auf die Verwandtschaft mit Schellings Philosophie macht Neumann aufs nachdrücklichste aufmerksam.

Widerspruch stehenden Weltansicht. Seine Erklärung steht über dem ganz materialistischen Gedicht. Der Ausdruck „sittliches Produkt der Natur" bleibt auch hier völlig unklar. Wenn nach Hebbel der Mensch das „Rot der Wange" mit den Rosen teilt, wenn sein Auge vom „Flammenquell der Sonne" leuchtet, wenn das seelische Leben des Menschen aus der gleichen Quelle entspringt wie das Seelenleben der Tiere, so liegt doch darin keine Versittlichung der einzelnen Naturstoffe. Denn diese setzt doch immer einen Gegensatz zwischen Kreatürlichem und Ethisch-Geistigem voraus, und gerade diesen sucht Hebbel hier zu überwinden. Er spricht hier überhaupt nicht von „sittlichem Empfinden", sondern nur von seelischem Leben und dieses entspringt ihm bezeichnenderweise nur aus der organischen Natur. Nur insofern das organische Leben der Boden des seelischen ist, kann man von Naturbeseelung bei Hebbel reden. Die Vorstellungen „Weltseele" oder „Versittlichung der Natur" lassen sich unmöglich daraus erschließen. Ihm lag eine derartige mystisch-ethische Auffassung der Natur völlig fern.[1])

Den „Proteus" definierte Schennert (S. 157—161, 205, 208 bis 211, 225), bestimmt durch Neumann (S. 10—13) 1. als den sittlichen Geist der Natur (S. 212), 2. als den zum Ideal emporstrebenden Geist (Künstlergeist?) (S. 142), 3. als Geist der Natur. Er ist der Mensch als Weltseele (Siehe Naumann S. 10), der „sittliche Auftrieb" (!) (S. 143), er ist Gott und Mensch eng verwandt. Er ist den Wesen immanent, das Sittliche in ihnen. Er nimmt alle sittlichen Regungen und „Strebungen" in sich auf und erweckt das „sittliche" Aufstreben der Naturprodukte zum Ideal (S. 143). Er „verspritzt" den ethischen Gehalt der Welt ins Weltall (S. 216) ꝛc. ꝛc. — Auch hier also wieder mystisch-dunkle, widersprechende Auffassungen in wilder Gedankenflucht. Auch hier die gleiche irrige Auffassung der Inkarnation der Weltseele wie bei Neumann.

In der Auffassung des Gedichtes „Gott über der Welt" ist Schennert (S. 200—204, 222), wie er selbst zugibt, zum größten Teile von Neumann abhängig. Gegen Neumann (S. 13—14), dem Gott-Proteus-Weltseele war, und der das Gedicht naturpantheistisch

---

[1]) Bei der Erklärung der letzten Strophe dieses Gedichtes, in der Hebbel die Idee ewigen Lebens in der Natur, die freilich nicht in Schennerts System paßt, niederlegte, geht er äußerst willkürlich zuwege. „Als Mensch, als höchste Spitze der Natur, kann er (Hebbel) sehr wohl erwarten, als Sonne, d. h. als die das ihm bekannte und vertraute Leben ins Dasein rufende Mutter erweckt zu werden" (S. 211). Hebbel sagt aber, daß die Natur als Erde ihm überdecken und als Sonne wieder erwecken wird — in den zahllosen Atomen der sich ewig erneuernden Schöpfung.

interpretierte, bemerkt er zwar, daß Gott hier der Natur gegenüber als transzendental gedacht sei.[1]) Nach Scheunerts Erklärung waren Gott und Natur im Anfange im Zustande gegenseitigen Erkennens. Dadurch, daß die Natur die Schöpfung hervorbrachte, wurde ihre absolute Erkenntnis Gottes getrübt. Durch Erwecken der Natur am Ende aller Tage wird die Zersplitterung alles irdischen, wahre Gotteserkenntnis trübenden Lebens aufgehoben. Ein Leben reinster Erkenntnis Gottes stellt sich wieder her (S. 214). — Wie Scheunert sich dieses Nirwana dieses mystisch-pantheistische Chaos denkt, in dem die Vernichtung alles Geschaffenen, aller Daseinsformen mit der wiedererwachenden unmittelbaren Erkenntnis eines persönlichen, außerweltlichen Gottes identisch ist (S. 203), verschweigt er uns leider.

Bis auf die dualistische Note liegt dieser Anschauung wieder die Ansicht Neumanns (S. 8) über den Ideengehalt der Hebbelschen Jugendlyrik zugrunde. Trotzdem Scheunert den Dualismus seiner Hypothese hervorhebt, so läuft doch nach seiner Ansicht das Ende des Prozesses, wie er selbst zugibt (S. 222), auf eine solche Annäherung von Gott und Natur hinaus, daß seine Idee mit der Neumanns sich fast völlig deckt. Diese aber ist von Hebbels in dem Gedicht zum Ausdruck kommenden Tendenz, die materialistische Weltanschauung mit der deistischen zu verbinden und der in dem Gedicht wirklich niedergelegten materialistischen Anschauung durch eine tiefe Kluft geschieden (S. Jl. 22—38).

Unglückseligerweise zog Scheunert, um den deistischen Gehalt dieses Gedichtes zu erweisen, die Tagebuch-Repliken I. 66, 68, 72 und 77 heran (S. 204). Die Stelle I. 68, stammt aus der Rezension des Schwabeschen Aufsatzes „Über die Geisteskräfte der Tiere", was Scheunert offenbar nicht bekannt war. Diese Tagebuchstellen gehören in einen Komplex von Rezensionen (darunter jene wichtige über den Aufsatz von Bielenberg „Über Unsterblichkeit") und Notizen, in denen Hebbel hartnäckig gegen den Glauben an Unsterblichkeit und an ein außerweltliches, persönliches göttliches Wesen ankämpft. Sie zeigen die deutlichen Spuren des Weges, auf dem sich Hebbel zum pantheistischen Denken durcharbeitete (S. Jl. 109—114). Scheunert, der den bedeutsamen Gedankengehalt jener Stellen nicht beachtet, führt sie als Belege für die mystisch-deistische Gottesauffassung (!) und den Unsterblichkeitsglauben (!) Hebbels in jener Zeit an (S. 204).

Bei dem Gedicht „Rosenleben" (S. 80, 140, 142, 152, 213) gilt Scheunert das Absterben der Rose als Transfiguration im

[1]) Daß er die früher entstandenen Gedichte „Lied der Geister", „Der Mensch" und „Proteus" pantheistisch erklärt, scheint er hier ganz vergessen zu haben.

ethischen Sinne (S. 141). Das Duften bedeutet ihm den Tod alles Pflanzenhaften, Elementarischen, Irdischen in ihr, die Auferstehung des in ihr wirksamen „sittlichen" Geistes der Natur (S. 213), die „Überhebung" dieses Geistes über das Materielle (S. 142). — Gerade an diesem Beispiel zeigt sich deutlich die Art Scheunerts, über den Wortlaut des Gedichtes und die Gedankensphäre des Dichters in der betreffenden Zeit hinauszugehen und eine Mystik hineinzuphantasieren, die Hebbel völlig fern lag. Scheunert zieht hier die Tagebuchstelle I, 27 heran: „Wie ist es mit den Blumendüften? Entwickeln sie sich fortwährend aus den Blumen oder ist ihre Dauer an einen Augenblick geknüpft. Unter Dauer verstehe ich hier natürlich den höchsten Grad geistigen Gehaltes." — Mit Recht! Sie enthielt die im „Rosenleben" niedergelegte Anschauung. Im Duften gibt sie uns Zeugnis von ihrem höheren seelischen Sein. Sobald der Organismus, die für ihr individuelles Sein angewiesene Form, zerfällt, verschwindet auch dessen Funktion, das Duften, und die Stoffe kehren zum All zurück. — Auch die Tagebuchstelle I, 1909: „Duften ist Sterben der Blume" gilt ihm als Beleg. — Wie aber legt Scheunert beide Stellen aus? „Sterben bedeutet Transfiguration; der Duft wäre also etwa der Seele der Blume vergleichbar, die sich zum Himmel erhebt. Indem die Blume duftet, ‚stirbt' sie, wobei Sterben nicht bedeutet: vergehen, aufhören zu leben, sondern: verklärt werden, selig sein" (S. 141). Also ins Reich der Engel emporsteigende Blumenseelen!

Bei der Erklärung des pantheistischen Gedichts „Bei einem Gewitter" (S. 155—161, 213, 223) kam Scheunert mit seiner eigenen Theorie in Widerspruch. — Hebbel verglich hier die gewaltige Entladung eines Gewitters mit dem Sturme menschlicher Leidenschaft. — Im Gewitter sah Scheunert natürlich ein „Verspritzen ethischer Kräfte" (S. 155). Die mit diesem verglichene menschliche Liebesleidenschaft aber hatte er früher als das eigentlich böse Element der Welt ausgelegt. Wie war aus dieser Verlegenheit zu kommen? Sehr einfach: Es liegt ein Fortgang des Denkens vor gegenüber der früheren Anschauung, die im „Lied der Geister" niedergelegt wurde. Hebbel hat eben „das Elementarische, das caput mortuum aus der sittlichen Indifferens (wo es ja nach Scheunert früher war) erhoben und zur Mitwirkung an der sittlichen Bewegung mit herangezogen. Es entsprach das seinem (Hebbels) Verfahren, das Sittliche allmählich über die ganze Welt auszudehnen" (S. 158). — Die genauere Untersuchung ergibt aber, daß diese Ausdehnung nur dem Verfahren Scheunerts entsprach.

Da sich Scheunert der verworrenen mystischen Anschauung Neumanns, nach der Gott und Natur dem Dichter einmal identisch,

einmal mehr divergierend erschienen war, angeschlossen hatte,[1]) so mußte auch seine Erklärung die „Lebensmomente" (S. 216), die bereits in die Heidelberger Zeit fallen, verunglücken. Seine Interpretation schwankt hier zwischen den Begriffen der Transzendenz und Immanenz Gottes bedenklich hin und her. Er leitet fälschlich (S. 218—9) die Schwermut des damals schon ganz pantheistisch denkenden Dichters aus der ihm angeblich gewordenen Erkenntnis ab, daß der Eindruck menschlicher Machtlosigkeit um so erdrückender werden müßte, je weiter Gott für das Gefühl in die Unendlichkeit hinausgerückt werde und den Charakter des gnädigen Vaters einbüße. — „Gott wird für Hebbel der Inbegriff seiner höchsten und heiligsten Wünsche und Bestrebungen und ein von ihm konstruiertes Wesen, das ihm die Erfüllung dieser Wünsche und dieses Strebens garantiert" (S. 219). Also: einerseits nur Inbegriff eigener Wünsche, anderseits das sie erfüllende persönliche, außerweltliche göttliche Wesen, Pantheismus und Deismus. Nimm, was dir behagt! — An der stahlharten Gedankensymbolik dieser Gedichte mußte die dünne Schale der zweifelhaften, unbestimmt mystischen, aus so grundverschiedenen Elementen sich zusammensetzenden Theorie Scheunerts zersplittern.

Die für die pantheistische Weltanschauung Hebbels und bezeichnenden Heidelberger Gedichte: „Nachtlied",[2]) „Das Sein", „Liegt einer schwer gefangen", „Herbstgefühl", „Nicht darf der Staub",[3]) läßt Scheunert entweder ganz beiseite oder geht flüchtig über sie hinweg. Jedes Wort in ihnen zerstört einen luftigen Bau.

Nachdem Scheunert auch den romanzenartigen Gedichten „Das Kind", „Des Königs Tod", „Zauberer", „Kindesmörderin" metaphysischen Gehalt zuschreibt, so nimmt es nicht Wunder, wenn man ihn auch mit dem unfertigen, naiven Anfängerfragment „Mirandola" eine Auslegung im transzendental-metaphysischen Sinne vornehmen sieht (S. 227—278). Charaktere, Konflikte, ja sogar einzelne Monologe und Repliken gelten ihm als symbolisch, als Bekenntnisse jener mystischen Ideen von der Realisierung ethischer Werte, von der „gesteigerten Annäherung an das Ideal in den Zuständen der Freundschaft und Liebe",

---

[1]) Siehe die Erklärung des Gedichts „Auf ein schlummerndes Kind" (S. 54—62, 214) und „Stillstes Leben" (S. 52—54).

[2]) Auch dieses herrliche, rein pantheistische Gedicht deutet Scheunert auf „sittliche Erhebung" (S. 151).

[3]) Dieses Gedicht zählt Scheunert irrtümlich zu den Lebensmomenten (S. 217) (offenbar deshalb, weil es R. M. Werner unter diesem Titel abdruckt) und legt es seiner Interpretation der „Lebensmomente" entsprechend aus. — Es gehörte aber diesem Zyklus nie an und hat auch mit ihm dem Gehalt nach gar nichts gemein (S. W. VII, 300).

die er in den Jugendgedichten vergeblich nachzuweisen sich bemüht. Nach Scheunert behandelt diese simple, durchaus dilettantische, nur im Roh-Stofflichen auf spätere Motive deutende Knabenarbeit (S. Werner, S. 23—25) das Verhältnis der Geschlechter zueinander und zum sittlichen Ideal (S. 227). Mirandola und Gomatzina gelten Scheunert als Repräsentanten der Freundschaft (S. 228—9). Gomatzina fühlt sich nach Scheunert vernichtet als Glied der „sittlichen" Welt. Sein Schmerz ist das „Gefühl" (!) des sittlichen Geistes, als das er (Gomatzina) sich durchaus fühlt (S. 233). Überall nahezu die gleiche Form symbolisch-metaphysischer Interpretation, wie er sie im „Pantragismus" der „Maria Magdalena" zuteil werden ließ. — Der „Mirandola" entstand im Jahre 1830, also in Hebbels 17. Lebensjahr. Auf die Bildungsstufe, die der Dichter damals innehatte, seine vom Christentum und Schiller durchaus abhängige Geistesrichtung wurde schon hingewiesen (S. 3—5). Ebenso unfertig war der Dramatiker Fr. Hebbel, dem damals ein aus Schreiberlehrlingen und verkrachten Schmierendarstellern zusammengesetztes Liebhabertheater sattsam Gelegenheit zu produktiven und darstellerischen Leistungen bot. Außer ein wenig Shakespeare, Kotzebue und Körner — letztere scheint er mit Vorliebe inszeniert zu haben — war es eigentlich nur Schiller, den er genauer kannte und an dessen Dramen er sich wie ein Student in den Flitterwochen erster dichterischer Begeisterung berauschte. Der „Dichter" rang noch auf Tod und Leben mit der Sprache, mit den elementarsten Regeln des Aufbaues und des dramatischen Geschehens, so weit sie ihm überhaupt bekannt waren. Und man kann nicht sagen, daß er in diesem Kampfe ruhmreich unterlegen. Nirgends zeigt sich ein Ansatz künstlerischer Charakteristik. Überall schlimmster Dilettantismus. Das Ganze ist dichterisch völlig gehaltlos und leer. Und dieser Tertianerarbeit schiebt Scheunert folgende zum Teil aus Neumann (S. 7—8) geschöpfte tiefsinnig-mystische Problematik unter: „Das tragische Geschehen hat aufgehört, ein Vorverfahren zu sein, Gott selbst verleiblicht sich in ihm als immanente Notwendigkeit und Vernünftigkeit des Weltlaufs, die mit der größten Gleichgiltigkeit gegen die Qualitäten aller menschlicher Handlungen ausgerüstet, von Belohnung und Bestrafung nichts weiß, sondern herzlos und kalt, unerbittlich und unaufhaltsam, wie eine Maschine, Trübung und Läuterung, Verwirrung und Korrektur des sittlichen Ganzen regelt, dem Menschen zumutet, aus dem Anblick des exakten Funktionierens ihres zermalmenden Räderwerks Trost und Versöhnung zu schöpfen und aus eherner Maske dem Einsichtigen nur die eine Mahnung in der dunklen Chiffrensprache der Ereignisse zuruft: aller Individualität sich zu entäußern, den Trotz alles Eigenlebens aufzugeben, alles Wissen von

sich aufzulösen in ein Wissen vom Weltganzen, und den Traum des Fürsichseins zu durchbrechen durch Hinüberfließen in das Einssein mit allen im Geiste des Weltalls" (S. 228). Sein an der Krippe des „Pantragismus" gefütterter Hippogryph geht hier völlig durch und rast mit ihm über die langatmigsten, verwickeltsten Perioden und dunkelsten Abgründe Scheunertscher Metaphysik hinweg zu einem Ziel, an dem man sich mit Recht fragt, was denn die Namen aus dem Jugenddrama Hebbels da noch zu bedeuten haben.

Auf diese Weise wird das aus Reminiszenzen an die Jugenddramen Schillers (vor allem an den Don Carlos) mehr zusammengekleisterte als zusammengeschriebene Machwerk zum Kanon einer von Scheunert erfundenen abgrundtiefen Mystik. Die zaghafte, recht durchsichtige Anfängerarbeit ließ sich noch leichter in leere Allegorien auflösen, als die festgefügte, in rauhem deutschen Heimatsboden wurzelnde „Maria Magdalena". Hier war auch der Dienst, der Hebbel erwiesen werden sollte, seinem Rufe als Dichter nicht so gefährlich.

Schließlich sei noch auf die Art verwiesen, wie Scheunert die Tagebücher Hebbels als Belege für seine Anschauungen auslegt. Diese grenzt an bedenklichen Mißbrauch. Bei der Besprechung des Gedichtes „Auf ein schlummerndes Kind" (S. 58) zieht er die Tagebuchstelle I, 90 als Dokument für Hebbels Unsterblichkeits- und Gottesglauben heran: „Im gleichen Jahr sagt Hebbel: Die Seele geht von einer durch Raum, Zeit und durch den Körper nicht gefesselten rein geistigen Kraft aus und kehrt zu ihr zurück" (S. 58). Diese Tagebuchstelle stammt aber (was Scheunert offenbar nicht wußte) aus der Kritik des Bielenbergschen Aufsatzes „Über Unsterblichkeit" (W. IX, 60) und hier heißt es nicht, daß die Seele von einer rein geistigen Kraft ausgeht und zu ihr wieder zurückkehrt, sondern Hebbel leugnet das an dieser Stelle gerade und sagt, wenn sie von einer solchen Kraft ausginge, so müßte sie sich dieser weit mehr zuwenden, als bis dato geschieht. Er wendet sich gerade in diesem Aufsatz am schärfsten gegen den Glauben an Unsterblichkeit und an die Existenz eines außerweltlichen, persönlichen göttlichen Wesens. Die dafür von Bielenberg vorgebrachten Gründe widerlegt er durch Gegengründe der Erfahrung, der Vernunft und der Logik. Hebbel stellt gerade an dieser Stelle seine Hypothese auf, daß die Seele als ein vom Körper erzeugtes „Sublimat", als „materielle Kraftmasse" weiterdauern könne. — Scheunert war mit Neumann der Ansicht, daß Hebbel im „Lied der Geister" mit den Elementargeistern die Elemente, die Materie ohne Geist, gemeint habe. Dagegen die „Elemente" in dem Gedicht „Bei einem Gewitter" haben nach ihm bereits den Geist empfangen (S. o.). Ihnen wünscht

der Dichter gleich zu sein. — Um diese (von der Geistesentwicklung des jungen Hebbel abweichende) Anschauung zu belegen, verweist er auf die Tagebuchstelle I, 351 („Metalle sind unzerlegbare Grundstoffe, deren man überhaupt 51 hat") und bemerkt hierzu: „Hebbel hat die Lehre von den vier Elementen (im Sinne von vergeistigten und versittlichten Naturstoffen) auch weiterhin unentwegt festgehalten" (S. 223). — Wenn man so mit dem Material umspringt, kann man in jedem Dichter jede beliebige Weltanschauung nachweisen.

Tiefsinnige Aussprüche der zweiten Hamburger und Pariser Zeit versucht Scheunert mit den frühesten Jugendgedichten in Verbindung zu bringen. Ein Versuch, der fast immer mißlang. So mußte der bedeutsame Ausspruch vom trostlosen Zerfahren des Unbegreiflichen in elende erbärmliche Kreaturen (B. II, 232) herhalten, um das seichte, ganz in christlichen Vorstellungen sich bewegende Gedicht „Die Quelle" zu illustrieren (S. 32—33), mit dem es nicht das Geringste zu tun hat. Derartige Beispiele der Verbindung verschiedenartiger Elemente ohne Rücksicht auf ihre Herkunft und ihren wahren Gehalt sind in dem Scheunertschen Buche mehr als genug.

Wie die stillschweigend vorausgesetzte Originalität der ersten Jugendgedichte Scheunert blind machte für ihren dürftigen Gedankengehalt, so macht sie ihn auch blind für ihren dichterischen Wert. Die spätere eigentliche Gedankenlyrik Hebbels findet nicht die gebührende Berücksichtigung. Die kindlichen Jugendversuche gelten ihm als tiefsinnige Offenbarungen, in ihnen sieht er eine neue tiefe Weltanschauung und Religion. Bei den eigentlich philosophischen Gedichten hält er sich, soweit er sie vornimmt, nur an den äußeren Wortlaut, aus dessen Umdeutung sich ihm eine Hebbel völlig fremde Weltanschauung ergibt. Auf die zu wenig gründliche Verarbeitung des Gedankengehaltes der philosophischen Gedichte ist es zurückzuführen, wenn Scheunert zwischen materialistischer, mystisch-deistischer und pantheistischer Auslegung so bedenklich hin und her schwankt. Eine genaue Entwicklung und Fixierung des Gottesbegriffes und der Weltanschauung bleibt er schuldig. Die einzelnen geistigen Entwicklungsphasen werden nicht geschieden, das Verhältnis zum späteren Denken wird mit ein paar oberflächlichen Hinweisen abgetan (S. 13, 225 ꝛc.) und bleibt im Grunde völlig unklar. Scheunert nimmt einerseits eine Entwicklung von rohen materialistischen Vorstellungen zu einem vergeistigten und versittlichten Naturpantheismus in der Vorstellung Neumanns an, anderseits eine Entwicklung vom Christentum zu einer Weltanschauung, der Gott nur immanente Selbstkorrektur bedeutete. Er hält diese beiden Weltanschauungsentwicklungen nicht streng voneinander, sondern verarbeitet sie zu einem verworrenen

Bilde. Wie sich das alles gestaltet hat, wie eine Weltanschauung allmählich schwindet und eine andere sich schrittweise in den Vordergrund drängt, wie sich die einzelnen Anschauungen scheiden und Ansätze neueren Denkens auftauchen, kurz die klare Gestaltung der gesamten Weltanschauungsentwicklung Fr. Hebbels — also gerade das, was der Titel seines Buches so stolz und verheißungsvoll versprach — ist er schuldig geblieben.

Der spätere Denker Fr. Hebbel wurzelt nach Scheunert durchaus in der in seinem Buche verkündeten Mystik, daher sieht er auch die Gedichte der Wiener Zeit von ihr erfüllt (S. 141, 150, 171—5). Für ihn gibt es keinen Bruch zwischen den frommen christlichen Anschauungen der ersten Wesselburener Zeit und dem Pantheisten der Heidelberger und Münchener Lyrik. Alle Herrlichkeit und Größe der Hebbelschen Weltanschauung, alle Hoheit ihres Ausdruckes in seiner Kunst geht unter in einem wirren Chaos mystischer Ideen.

Zur Quelle der „Maria" von Otto Ludwig.

Von K. Bode in Dresden.

Das Motiv der „Marquise von O." ist wie das verwandte von Otto Ludwigs „Maria" mehrfach Gegenstand der Untersuchung gewesen. Richard Maria Werner hat es (Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte 3, 483) in einem Bericht des Pitaval, der in ein medizinisches Werk aus dem Jahr 1823 übergegangen war, sowie in zwei Darstellungen der Madame de Gomez nachgewiesen und, von Erich Schmidt aufmerksam gemacht, an die Anekdote „von dem reichen, jungen Vogtländer Leinwandhändler" erinnert, die Otto Ludwig selbst als Quelle bezeichnet. Dann hat (Euphorion 7, 104) Richard M. Meyer das Motiv mit weitem Umblick durch die Jahrhunderte vom Alkmene-Mythos an verfolgt und dargetan, wie der Dichter der „Maria" die Überlieferung wandelt, ferner Baldensperger (ebenda 792) nach Minde-Pouet (Euphorion 4, 542) Ergänzungen aus der französischen Literatur geliefert, von denen einem Werk von 1752, Louis, Lettre sur la certitude des signes de la mort, besondere Wichtigkeit zukommt. Schließlich versucht Ernst Feise (im 14. Jahrgang des Euphorion 778) eine Einwirkung Meißners wahrscheinlich zu machen. Es fehlt bisher noch der Nachweis jener Anekdote, von der ein Brief Ludwigs an Tieck spricht (30. August 1844; Holtei 2, 281). Aber die folgende Erzählung dürfte ihr sehr nahe stehn:

Gerettete Unschuld.

Erzählung.

Ein junger Kaufmann aus Baiern, der auf einer Spekulationsreise begriffen war, langte eines Abends in einem schwäbischen Landstädtchen an, und ließ sich das beste Gasthaus nachweisen. Der Wirth nahm ihn mit einiger Verlegenheit auf; und als er sich erkundigte, ob er Nachtquartier haben könne? erhielt er zur Antwort: alle Zimmer seyen bereits besetzt. Da es schon dunkel, und der Fremdling in dem Orte völlig unbekannt war; so kam ihm diese Nachricht etwas ungelegen. (Der Wirt erklärt schließlich:)

„Wenn Sie sich nicht scheuen, so wäre wohl noch ein Zimmer übrig.“

Der Fremde. Warum scheuen?

Der Wirth. Meine einzige Tochter ist mir gestern gestorben; und ihre Leiche liegt in dem Zimmer.

Jetzt war das Besinnen auf der Seite des Gastes: er brach aber kurz ab; befahl, man solle sein Felleisen hinauf tragen und ihm den Schlüssel bringen; und schloß damit: „Dergleichen Dinge hätten ihn von Jugend auf ruhig schlafen lassen.“

(Die Leiche lag im Hintergrunde des Gemachs, wo eine kleine Lampe brannte, auf einer Matratze, mit einem weißen Tuche zugedeckt.

Den Fremden wandelt die Neugier an, er deckt das Gesicht auf. „Es schien ihm schöner als er je in seinem Leben ein Mädchengesicht gesehen hatte.“)

Nach einer Pause des Mitleids und des süßen Anschauens, deckt er sie wieder zu; löscht sein Licht aus und schlüpft unters Bette. — Aber wie so ganz anders ward ihm, als das Zimmer dunkler, nur vom sterbenden Schimmer der Lampe da und dort bestreift schien; und er sich mit dem eben erst gestorbenen Mädchen in dem weiten Gemach allein dachte! — Die sanfteren Gefühle des Wohlgefallens und der Theilnahme wichen, und machten einer schwülen Beklemmung Platz, die er so gar nicht von seiner Natur befürchtet hatte. . . . Schreck fuhr ihm durch die Glieder; er springt aus dem Bette, und geht im Zimmer auf und nieder — herzlich über seine eigene Natur erboßt, daß sie ihm mit diesen elenden Resten aus seinen Kinderjahren, eine so höchst nöthige Ruhenacht verderbe.

Nachdem er seine aufgewiegelten Geister etwas bergunter getreten hatte, — nähert er sich abermals der Leiche. Es war sonderbar, wie so ganz alle Furcht schwand, sobald er das holde Gesicht erblickte. Diesmal konnte er sich nicht enthalten, die Gestalt etwas weiter als das erstemal aufzudecken: und hier stieß er, die Wahrheit zu sagen, auf Reize, wovon er bisher kaum einen Begriff gehabt hatte, und die seinen Schrecken in eine Art von Sinnlichkeit umwandelten — vor der anfangs sein Innerstes zurückbebte. — Die ganze Gestalt schien blos zu schlafen, die Farbe des Lebens war weder vom Antlitz noch Busen ganz gewichen, und ein süßes Lächeln schwamm um den jungfräulichen Mund.

Entsetzen erstickte die erste Regung seiner Natur, er deckte schnell die Leiche zu, und floh unter sein Bette.

Hatte ihn vorerst der Teufel Schreck nicht schlafen lassen, so plagte ihn jetzt — wer sollt' es glauben? der Teufel Sinnlichkeit dergestalt, daß er nach wenigen Minuten des Kampfes und der quälenden Unruh, auf's neue vom Lager sprang, nach der Thüre lief, nicht — wie er hätte thun sollen, um davonzulaufen; sondern zu sehen, ob sie wohl verschlossen sey; das Tuch ganz von der Leiche riß; sich in rasender Brunst, mit vollem Leib auf sie hin warf, und dem Mädchen — im Tode etwas raubte, was sie ihr ganzes Leben hindurch als ein Heiligthum unverletzt erhalten hatte.

Der junge feurige Mann erschrak über sich selbst, als er aus seinem Taumel erwachte, und konnte kaum begreifen, was er gethan — — — Inzwischen war nichts

anderes zu machen, als die etwas in Unordnung gebrachte Todte bestens wieder zurecht zu legen und zu richten; das weiße Tuch über sie zu breiten; die gleichfalls verschobene Lampe an ihre Stelle zu rücken; und so tief wie möglich ins Bette unterzutauchen. — Blut und Lebensgeister legten sich jetzt alsbald, und der Fremde schlief — von den Strapazen der Reise und des nächtlichen Abentheuers besiegt — martialisch bis zum anderen Morgen.

(Von den abergläubischen Wirtsleuten, die sich schon „allerlei bedenkliche Vorstellungen“ gemacht hatten, ausgefragt, gibt er wenig Bescheid,) frühstückte mit den übrigen, bezahlte seine Zeche, und fuhr mit einem Stoßseufzer davon.

Es war nun der dritte Tag, seitdem die Tochter todt war: gegen Abend sollte sie also zu Grabe gebracht werden.

(Jedermann erstaunt über das lebendige Aussehen ihres Antlitzes. Der Leichenzug setzt sich unter den Wehklagen des Vaters in Bewegung. Nach kurzer Zeit bemerkt ein Träger: „Er glaube, es rege sich in dem Sarge.“ Den anderen scheint es ebenso. Sie halten an.) Die Chorschüler verstummten; der ganze Zug hielt — und sammelte sich um die Bahre her. Endlich ward der Sargdeckel aufgesprengt, und — zum Entsetzen aller Anwesenden, hatte die Leiche die Augen offen, richtete sich langsam aus den Hobelspänen empor, und schlürfte einen langen Zug Luft wie vom Himmel in sich.

(Der frendetrunkene Vater gibt ein Festmahl, bei dem der Arzt, der die Scheintote völlig wiederhergestellt hat, obenan sitzt. Die Geschichte verbreitet sich in der Gegend, ein „benachbarter schöner, reicher und wackerer Posthaltersohn“ verspricht sich mit dem Mädchen, „bei welcher der ganze obige Anfall von einem Übermaß von Gesundheit hergekommen seyn mochte“;) der Vater fühlte sich in seiner Tochter belohnter und seliger als je: als sich plötzlich bei letzterer gewisse Symptome hervorthaten, von denen weder Arzt noch Wirth recht wußten, was sie damit anfangen sollten. Als nemlich von der Auferstehungsgeschichte an gerechnet, etliche Monate ins Land gezogen waren —

„Da wurde dem Mädel so eng und so weh;
„Da bleichten die rosigen Wangen zu Schnee,
„Die funkelnden Augen verglühten.“ —

Der Vater besorgte mit Schrecken, daß ein ähnlicher Anfall wie der obige wiederkehren möchte; der Physikus verordnet Diät Leibes und der Seele, und verschrieb magenstärkende Tropfen; der Bräutigam war in Verzweiflung. Das Übel gab sich zwar: als aber der Mond zum fünften oder sechsten mal schwoll —

„Da wurde dem Mädel das Brüstchen zu voll.
„Das seidene Röckchen zu enge“. —

(Der Arzt rät nun, „das junge Paar zusammenzuthun, weil er stark besorge, daß sie der heiligen Kirche bereits zuvorgekommen seyen“; der Wirt fragt seine Tochter aus, die ihre Unschuld „mit soviel Feuer und Wahrheit der Natur“ beteuert, daß der Vater „sie liebreich vom Boden aufnahm, und um Verzeihung bat; und dem Doktor einen derben Fluch nachwarf“. Doch überzeugt sich das Mädchen selbst, „wenn sie sich gleich nicht des mindesten Verbrechens bewußt war“.)

Dies dauerte so fort, bis sie eines Abends von so heftigen und unausstehlichen Schmerzen befallen ward, daß Hausherr und Doktor mitten in ihrer Vesperandacht [beim „Dreiundachtziger“] abgerufen werden mußten. Als sie hinaufkamen, fand sichs bald, daß hier eine Hebamme nöthiger sey als sie. (Als der Vater das „wohlgestaltete Knäblein“ sah,) fuhr er wüthend aus dem Zimmer hinaus; und ließ sich den ganzen Abend und die Nacht von keinem Menschen mehr sehen.

Natürlich machte diese Katastrophe dem ganzen Roman mit dem angehenden Posthalter jählings ein klägliches Ende; der Vater aber gerieth in eine solche Wuth, daß seine Freunde alle Mühe von der Welt anwenden mußten, ihn von einem raschen Entschlusse abzuhalten. (Er wirft der Tochter „in den bittersten Ausdrücken Undank, Wollust und die fluchwürdigste Heuchelei“ vor, schickt sie trotz ihrer heißen Bitten zu „einem weitläuftigen Verwandten“ auf ein zwei Stunden entfernt gelegenes Dorf. Im Hause dieses braven Pächters) wußte sie sich gar bald durch ihre Sittsamkeit und Schönheit, durch ihre Sorgfalt für ihr Kind, und ihren Hausfleiß; ihre Frömmigkeit und stille Trauer; — die Liebe, und den herzlichsten Antheil des guten Landmannes und seiner Hausehre zu verschaffen. Hatte sie vor dem erzählten Vorfalle schon auf Tugend und Rechtschaffenheit gehalten; so war sie jetzt für das Auge der Schmähsucht selbst ein Muster von einem Weibe: die erste im Hause auf; die letzte im Bette; unermüdet in der Pflege ihres Kindes: in Küche und Keller, in Hof und Garten voran; in allen Zweigen und Theilen der ländlichen Ökonomie geübt und bewandert. (Der Pächter betrachtet sie als ein Kind vom Hause; im Dorfe wird sie verehrt und als Muster gepriesen. Sie) arbeitete für das ganze Haus, blühte dabei wie eine Rose; und ihr Knabe wuchs lustig heran, und war die Freude aller Nachbarn.

Und es begab sich, da vier Jahre um waren, daß derselbe Kaufmann aus Baiern, welcher das ganze Unheil angerichtet hatte, unvermuthet wieder in die Gegend kam; und eines Abends bei dem Wirthe um Quartier anpochte. Diesmal war Raum genug im Hause: er trat also ein, ließ seine fahrende Habe auf das nemliche Zimmer bringen, wo ihn sein alter Adam so garstig überrumpelt hatte: und setzte sich sodann gesellig zur übrigen Abendgesellschaft. (Der Wirt erkennt ihn nicht.)

Da dem Kaufmann durch das Lokale sein nächtliches Abentheuer wieder sehr lebhaft in Erinnerung kam; so fragte er, wie zum Zeitvertreib, einen neben ihm sitzenden Gast: ob der Wirth vom Hause Kinder habe? Die Antwort war: Er hätte eine einzige Tochter besessen; diese sey ihm aber so gut wie gestorben. — Natürlich hielt sich hierdurch der Fremde für berechtigt, um eine nähere Erklärung des Räthsels zu bitten: und so erfuhr er denn, zwischen einem Schoppen und dem anderen, besonders mittels einer künstlichen Stellung seiner Fragestücke, — was wir bereits wissen.

Ein theilnehmender Leser kann sich das Entsetzen vorstellen, das ihn bei dieser Nachricht überfiel. (Nachdem er die ganze Nacht schlaflos, „das vorüberschwebende Jammerbild des unglücklichen Mädchens betrachtend“, zugebracht hat, fährt er in frühester Morgenstunde zu dem Pachter, entschuldigt sich mit einer zerbrochenen Achse,) bittet höflich um Quartier auf ein Stündchen, weil ihm die Lage des Hauses gefalle; und wird mit der diesem Lande eigenen Herzlichkeit aufgenommen. Niemand war im Zimmer als der Pachter, und der kleine liebenswürdige Knabe: Mutter und Pflegetochter im Hof und Garten beschäftigt.

Mit welchem Auge betrachtete der Fremde den Knaben, und mit welcher Wollust hing der Knabe an diesem Auge! — Ein geheimer Instinkt der Natur zog beide gleich in den ersten Momenten so mächtig an einander, daß der Alte seinen Blicken kaum traute, und betheuerte, daß er es in den vier Jahren mit all seinen Gutthaten nicht soweit bei dem Kinde gebracht habe, als dieser Fremde in so viel Minuten. Als der Baier merken ließ, daß er in der Nachbarschaft etwas von der wunderbaren Empfängnis der Mutter dieses Knaben erfahren habe, gerieth der Pachter in Feuer, verbürgte Leib und Leben für die Unschuld der Mutter; und betheuerte hoch und heilig, daß es in der ganzen Gegend kein so musterhaftes Frauenzimmer gäbe wie sie; noch nicht gegeben habe, und nie geben werde. Die Hausmutter kam darzu, und bat den Fremden, daß er, weil der Wagen noch nicht fertig sey, beim Mittagessen bleiben möchte. Er nahm es

an. Schon hatte sich zwischen ihm und diesen Leutchen eine Art von Vertraulichkeit angesponnen, die einen Städter hätte glauben machen können, daß sie sich seit Jahren kannten: besonders hing der Knabe mit einer Zärtlichkeit an dem Gaste, welche den guten Hausleuten einmal übers andere Ausbrüche des Erstaunens abzwang.

Es war um die Mittagszeit, und eben schaukelte sich der Kleine auf den Knieen des Fremden — als seine Mutter in die Stube trat. Sie erröthete, als sie den Gast erblickte, und grüßte ihn mit niedergeschlagenen Augen. — Schön war die junge Frau: die Farbe des Lebens und der Gesundheit leuchtete von Antlitz und Auge: und Jugendkraft sprach jede ihrer Bewegungen.

Der Knabe sprang auf sie zu, und schrie: „Mutter! du hast mir meinen Vater nie zeigen wollen: der Fremde hier sagt, Er wolle mein Vater seyn!“

Die Macht dieses Anblicks und dieser Worte der Unschuld, — fiel so unwiderstehlich auf den Fremdling, daß er seinen ganzen im Stillen entworfenen Plan vergaß, auffuhr, das liebenswürdige erschrockene Geschöpf mit Begeisterung in seine Arme schloß, und ausrief: „Ja, ich bin sein Vater, bin Dein Gatte auf ewig!“

Niemand begriff, was er sagen wollte, niemand seine feurigen Betheurungen von ihrer Unschuld; bis er, zwar nicht ohne Verlegenheit, doch mit dem festen Tone des Mannes, der wieder gut zu machen weiß, wo er fehlte — sein ganzes Vergehen gestand, und damit das unbegreifliche Räthsel löste, ...

Der Kaufmann blieb diesen Tag vollends bei den Alten; klärte ihnen jeden noch übrigen Zweifel auf, erzählte seiner Braut, daß der Himmel inzwischen seine Geschäfte gesegnet, und ihm ganz ansehnliche Glücksgüter beschеert habe; und setzte fest, daß sie sämtlich am folgenden Morgen mit ihm nach dem Städchen fahren sollten, um ihren Vater völlig zu versöhnen, und seine Einwilligung zu seiner Verbindung mit ihr zu erlangen.

(Dies geschieht; der Vater fällt „mit versöhntem Antlitz und weinenden Augen“ seiner Tochter um den Hals; wenige Tage nachher wird die Hochzeit vollzogen,) und all die Personen wurden ausdrücklich dazu eingeladen, welche ein Quinquennium vorher der so berühmt gewordenen Leichenprozession beigewohnt hatten.

Der Posthaltерssohn war auch dabei, noch immer Junggesell; und ärgerte sich baß, daß ihm ein landfremder Spekulant so unversehens die köstliche Beute hinweghaschte.

Die Erzählung steht 1798, also 9 Jahre, bevor Kleist die „Marquise von O.“, fast 50 Jahre, bevor Otto Ludwig die „Maria“ schrieb, im „Berlinischen Archiv der Zeit und ihres Geschmacks“, IV. Jahrgang I 365, einer von Rambach geleiteten, vornehmlich der Literatur und Kunst gewidmeten Zeitschrift, an der der junge Tieck und Schleiermacher mitarbeiteten, und die, noch in engem Zusammenhange mit der Aufklärung, daneben, oft im hellsten Widerspruch, auch der Romantik Raum gibt. (Vgl. Walzel in den „Zeitschriften der Romantik“ hgg. von H. H. Houben S. VI.) Die „gerettete Unschuld“ gehört natürlich nicht zu ihren wertvollsten Beiträgen. Sie erfüllt auch nicht bis ins letzte die Ansprüche, die an die Quelle der „Maria“ gestellt werden müssen. Otto Ludwig sagt von seiner Novelle: „Sie ist aus der Anekdote von dem reichen jungen Vogtländer Leinwandhändler entstanden, den die Wirtstochter in dem Gemache,

durch welches er in das seine geführt wird, scheintot aufgebahrt, zur Leidenschaft und zu dem unnatürlichen Vorgehen lockt, zufolge dessen er, wie er nach Jahren hier wieder einkehrt, die begraben geglaubte als Mutter wiederfindet, die den Vater ihres Kindes nicht zu nennen weiß.“ In der „geretteten Unschuld“ stammt der „junge Kaufmann“ nicht aus dem Vogtlande, sondern aus Bayern. Die Differenz besagt wenig bei der engen Nachbarschaft Bayerns und des Vogtlandes, von dessen altem Gebiet sogar, freilich erst nach 1798, ein Stück dem Königreiche Bayern selbst angegliedert wurde. Über die „Branche“ des „Spekulanten“ fehlen Andeutungen. Ein Vogtländer mußte selbstverständlich Leinwandhändler sein. Auch darin werden kritische Bedenken keine Stütze für entscheidenden Widerspruch finden, daß nach Otto Ludwigs Aussage in der von ihm benutzten Anekdote die Wirtstochter in dem Gemache schläft, „durch welches er in das seine geführt wird“, während hier der Fremde mit der im Hintergrund Aufgebahrten das Zimmer teilen muß. Stärker könnte ins Gewicht fallen der Unterschied des Lokals beim Wiederfinden, weil nach Ludwig das Mädchen im Vaterhause geblieben zu sein scheint, die Erzählung des Archivs dagegen sie in die Verbannung schickt. Die Verbannung aber haben alle diesem Zweige der Überlieferung angehörenden Fassungen ausnahmelos, und auch die „Maria“. Der leider allzu bündige Bericht des Dichters darf also in diesem Einzelmotiv wohl nicht zu wörtlich genommen werden, um so weniger als Otto Ludwig bei der Schilderung des Wiederfindens überhaupt von seiner Vorlage sicher abweicht. Dann aber beschränken sich die Varianten zwischen dem Brief an Tieck und der „geretteten Unschuld“ doch auf Unerheblichstes. Bedenkt man dazu, daß Anekdoten an sich nie eine ganz feste Form haben, daß, wie noch heute, so auch in Zeitungen des 18. und 19. beginnenden Jahrhunderts so oft dieselben Geschichtchen wiederkehren, aber fast immer mit kleinen Änderungen des Kostüms, so wird die Annahme nicht zu gewagt erscheinen, daß die gewiß auch mündlich umlaufende Anekdote Otto Ludwigs dieser Erzählung des Berlinischen Archivs sehr ähnlich gewesen sein muß und in wesentlichen Punkten mindestens inhaltlich von ihr nicht abwich.

Die Form gehört natürlich zum großen Teil dem ungenannten Verfasser. Sie hat den witzelnden Ton der Aufklärungsdichtung, jene unangenehme, der romantischen so gegensätzliche Ironie, stellenweise ein gewisses grinsendes Behagen an dem unzart behandelten Problem. Hinzugetan oder doch breit ausgeführt hat der Erzähler die komisch gedachte Figur des Arztes, der beim Festschmaus von Fällen des Scheintodes bramarbasiert, „wogegen der vorliegende nur eine Kleinigkeit war“, den „Dreiundachtziger“ des Wirtes so liebt,

daß er aus Furcht, ihn zu verlieren, dem erregten Vater gegenüber nicht auf seiner Diagnose beharrt, und der zuletzt, weil die Hebamme nicht so schnell herbeizuschaffen ist, „notgedrungen sich diesem angenehmen Geschäft in Person unterziehen mußte“. Auch der Wirt soll als beschränkt lächerlich gemacht werden, weil er nicht glaubt, daß alles ganz natürlich zugeht. Hat Otto Ludwig das Motiv veredelt, so ist es hier durchaus ins Gemeine gezogen. Die ganze Geschichte hat eine starke Aufschwellung erfahren.

Gleichwohl sind die Grundzüge noch in der „Maria“ dieselben. Eisener ist wie der Bayer der „geretteten Unschuld“ ein Kaufmann, der in seinem Berufe Reisen macht. Otto Ludwig hat zwar, worauf schon Richard M. Meyer verweist, das grausige Motiv der Totenliebe nicht auszubeuten gewagt, vielmehr den Scheintod an anderer Stelle angebracht. Aber bereits die Fassung A — um die Erzählung des „Berlinischen Archivs“, also die „gerettete Unschuld“, kurzweg so zu nennen — berichtet bei der Versuchung durch den Leichnam, für die in der Maria die Versuchung durch die Nachtwandlerin eintritt, ausdrücklich von Kampf zwischen Natur und widerstrebender Sittlichkeit, einem Streit, der den Seelenforscher Ludwig interessieren mußte. So klingt seine psychologische Motivierung mehrfach selbst wörtlich mit A zusammen: („Eine Art von Sinnlichkeit . . ., vor der anfangs sein Innerstes zurückbebte“ A) — „Die Macht der warnenden inneren Stimme schwand mit der Besinnung“ (Bartels 3, 139). („Entsetzen erstickte die erste Regung seiner Natur“ A) — „Der Streit war kurz (vgl. „Nach wenigen Minuten des Kampfes und der quälenden Unruh“ A), in dem die Natur Siegerin blieb.“ Im einzelnen ist Ludwigs Zustandschilderung der von A natürlich weit überlegen; aber beide zeigen die gleiche Folge der Momente: Fieberhafte Unruhe, die das Einschlafen verhindert, Versuch, die Wallung zu beschwichtigen (bei Ludwig durch einen Spaziergang im Garten), neue ungeheure Erregung durch den Anblick des aufgedeckten oder sich entkleidenden Mädchens, Höhepunkt der Leidenschaft und Abfall. Dann können A und Maria erst wieder verglichen werden bei der Wirkung des Erwachens aus dem Scheintod; und hier heißt es: („Seine Freude war so unbegrenzt“ A) — „so über alles Maß erschien jetzt seine Freude“ (Bartels 167). Der Episode mit dem Posthaltersson entspricht die Werbung Jansens (Bartels 171), und in A sowohl wie in der Maria suchen die Skeptiker die Verfehlung bei dem Bräutigam. Otto Ludwig vermeidet die lüsterne Ausmalung des Zustandes, die den überdeutlichen Anekdotenerzähler Bürgersche Verse zitieren läßt; aber wie wörtliche Anlehnung klingt es, daß „der herbeigerufene Arzt erklärte, hier werde im guten Falle nur die Hilfe der Hebamme nötig werden, nicht die des Arztes“ (Bartels 167).

Auch in der Maria wendet sich der Zorn des Vaters zuerst gegen den Arzt. Beim Fortgang freilich trennen sich die Wege, indem bei Otto Ludwig die Verbannung vor der Geburt des Kindes erfolgt (wie bei Kleist die Hochzeit), während A den Vater bis zum letzten Augenblick an die Unschuld seiner Tochter glauben läßt. In seinem Glauben getäuscht, zeigt er sich dann wütend und jähzornig, wie auch der Pastor von Marklinde ausdrücklich „heftig“ und seine Behandlung der Tochter „kränkend“ genannt wird.

Das Verhalten der Verstoßenen schildern beide Darstellungen als musterhaft. „In ihrer mütterlichen Sorge . . . befand sie sich in ihrem Elemente. Dazu nahm sie sich der Wirtschaft Rosinens mit Rat und Tat an“ (Bartels 184), „deren Wirtschaft durch den Segen, der alles Tun Mariens begleitete, sich zusehends vergrößerte“ (192), berichtet auch Ludwig, nicht so breit wie der Erzähler von A, dem das Äußerliche immer das Wichtigere ist, der hier übrigens sichtlich warmen Anteil nimmt. „Blühte dabei wie eine Rose; und ihr Knabe wuchs lustig heran“ erscheint fast genau so wieder: „Der Knabe wuchs zusehends, und Marie blühte schöner als je vorher.“ Im Wiederfinden und Erkennen weicht Otto Ludwig dann ja aus. Das biblische Idyll gehört ganz ihm und erlaubt keine Rückschlüsse auf seine Quelle. Aber wenn auch ein starker Unterschied darin waltet, daß Marie den unvermutet eintretenden Eisener kennt und in unklaren Träumen sogar schon die Wahrheit geahnt hat (Bartels 189), so ist Mariens Verwirrung in diesem Augenblicke doch vorgebildet in der Befangenheit der verstoßenen Wirtstocher von A, als sie den fremden Mann bei ihrem Knaben erblickt; beide macht die Befangenheit wortlos; in beiden Fällen betont der Erzähler die Schönheit des Mädchens. Auf welche Art in der Anekdote, die Ludwig kannte, der zum zweiten Mal Einkehrende das Dasein der Totgeglaubten erfuhr, läßt sich weder aus der Maria noch aus dem Briefzeugnis ermitteln. A leitet die Erkundigungen ungeschickt und plump genug ein, analytisch ganz so, als wisse der doch ahnungslose Fragende auch bereits, „was wir bereits wissen“. Eisseners Fragen an den Pastor (Bartels 204) sind besser motiviert. Daß in A der Knabe 4 Jahre zählt (nach einer anderen Stelle noch weniger), während er bei Otto Ludwig nicht ganz 3 alt ist, wird niemand pressen wollen. Es stimmen dagegen wieder die kleinen Züge, daß Maria wie die Wirtstochter das einzige Kind und der Vater Witwer ist.

Der Vergleich von Ludwigs Novelle mit der Erzählung des Berlinischen Archivs dürfte bestätigt haben, daß die Anekdote, die der Dichter der Maria meint, im wesentlichen mit der „geretteten Unschuld“ übereingestimmt haben muß. Abgesehen davon, daß diese offenkundig ausschmückt und aufschwellt, hielte eigentlich nur die Be-

zeichnung des Trägers der Handlung als eines „Vogtländer Leinwandhändlers“ uns ab, A selbst als die Quelle der Maria anzusetzen. Wie weit Otto Ludwig über seine Vorlage hinausgewachsen ist, und wie er sonst mit ihr verfährt, ist hier nicht der Ort zu untersuchen. Dagegen verdient die Frage noch eine Würdigung, wie die Erzählung des Berlinischen Archivs sich zu den sonst bekannten Behandlungen dieses Motives verhält.

Es sind bisher — wenn solche Fassungen außer Betracht bleiben, die wie die Quelle für Kleist, Montaignes Essai über die Trunksucht, mehr zur Marquise von O. hinüberneigen — sechs Versionen ans Licht gezogen worden, in denen Versündigung an einer Leblosen durch Heirat der unschuldig Verführten Sühne findet. Die älteste ist Cervantes' 1613 erschienene Novelle „De la fuerça de la sangre“ (Richard Maria Werner a. a. O.). Sie kehrt 1736 in den „Journées amusantes“ der Madame de Gomez wieder unter dem Titel „La force du sang“ (Werner) und 1796 bei Meißner (Ernst Feise a. a. O.). Alle übrigen Fassungen außer einer sind französisch und mit jener Nacherzählung der Gomez gleichzeitig. Madame de Gomez selbst lieferte eine zweite Behandlung des Themas 1739 in der 97. Historie der „Cent nouvelles nouvelles“, die schon 1740 deutsch vorlagen (Werner). Von 1734 bis 1743 erschienen die „Causes célèbres et intéressantes de Gayot de Pitaval“, die von dem „Eros oder Wörterbuch über die Physiologie . . . des Menschen in Hinsicht auf seine Sexualität“ 1823 als Quelle für seinen beim Artikel „Jungfrau. Jungfrauschaft“ erzählten Fall zitiert werden (Werner); und die „Lettre sur la certitude des signes de la mort“ von Louis, 1752 (Baldensperger a. a. O.) geht auch auf ein älteres Werk („Bruhier, sur l'incertitude des signes de la mort“; das Jahr fehlt) zurück.

Die Überlieferung spaltet sich gleich in zwei Stämme dadurch, daß Cervantes mit den „Journées amusantes“ und Meißners „Josephine“ nicht Scheintod, sondern, wie in Kleists Marquise, Ohnmacht die Ursache der Verlockung werden läßt. Ferner ist in der Nachgeschichte diesen drei Versionen ein eigentümlicher Zug gemeinsam: die Bekanntschaft der Mutter mit der Familie des unbekannten Vaters vermittelt ein Unfall des Knaben. Zwei so wesentliche Abweichungen gewähren das Recht, diese Gruppe für die Quellenfrage von A gänzlich auszuscheiden.

Die übrig bleibenden drei Fassungen der anderen Gruppe, Madame de Gomez' „L'Amant Rival et Confident de lui Mesme“ (G), Louis (L) und Eros (E) (über Pitaval später), gehen zunächst ganz überein. Der Fremde zum Wächter bestellt wegen seiner geistlichen Kleidung, Neugier, Schönheit des Mädchens, Vergehen, Reue

und eilige Flucht bilden die Folge der Momente. Am knappsten erzählt L, E verweilt bei dem psychischen Zustande vor der Tat, G hat Eigenes darin, daß die Tote nicht die Tochter des Wirtes, sondern von vornehmer Abkunft ist, und die Kapuzinertracht nur als Verkleidung den wegen eines Duells fliehenden Edelmann deckt, der in den beiden anderen Fassungen, gegen seine Neigung, aber doch tatsächlich, dem Orden angehört.

Diese Verschiedenheit der Gesellschaftsschichten wirkt im zweiten Teile nach. In G tritt die Liebesgeschichte beherrschend auf; das Motiv von dem Liebhaber, der sich selbst als Nebenbuhler haßt, ist der Französin entschieden das wichtigste. Davon wissen L und E nichts. L E stehn zusammen gegen G auch mit der Verbannung ins Kloster und dem Glückswechsel des unfreiwilligen Mönches. Daß der Schuldige, während die Auferstandene leidet und das Kind geboren wird, abwesend ist, begründet G mit einer Reise des Grafen, auf der er Gnade wegen seines Duells sucht. G allein erzählt von jenen langen Unterredungen zwischen der ihre Unschuld beteuernden Tochter und der skeptischen, harten Mutter und führt den Gardian ein, der nach der Erfolglosigkeit seines freundschaftlichen Drängens Silvie für eine verstockte Betrügerin hält, wie Breitung die verzagte Maria für eine Gleisnerin von Kindheit an. Von diesen quälenden Reden und Gegenreden schweigen L und E ganz. Überhaupt sondert sich G gleich nach dem Erwachen der Scheintoten von L E ab. Bei L und E aber geht die Einmütigkeit noch tiefer.

La joie que causa au père et à la mère cet événement inespéré ne fut pas des longue durée. Peu de temps après, des symptômes trop connus pour s'y méprendre, annoncèrent que la ressuscitée était devenue mère. On l'interrogea vainement sur la cause de cet état. Comment l'aurait elle avouée puisqu'elle ne la connaissait pas? Les neuf mois écoulés elle donna se jour à un enfant aussi beau que le Dieu qui l'avait formé, et la fille devenue la fable de la Ville où elle demeurait, et la honte de ses parents, fut confinée dans un Couvent.	Doch dies Glück der Eltern ist nur von kurzer Dauer. Besondere Zufälle verkünden das baldige Mutterwerden der Tochter. Vergeblich plagt man sie mit Fragen — sie weiß nicht, wie sie in diese Umstände versetzt worden ist. Neun Monate nach ihrer Auferstehung vom Tode bringt sie ein gesundes Kind zur Welt. Die beleidigten Eltern rächen diese Schmach und verbannen die Unglückliche in ein Kloster.

Die Übereinstimmung an dieser Stelle, der zur Erhärtung andere gesellt werden könnten, ist so schlagend, daß die Vermutung einer gemeinsamen Quelle von L und E sich unabweislich aufdrängt. E beruft sich ja auf Pitaval, den freilich schon Richard Maria

Werner vergeblich durchsucht hat (wie auch ich in den unvollständigen Pitaval-Exemplaren der Berliner Bibliotheken, in der Übersetzung Leipzig 1747 ff. und der Ausgabe von Schiller nichts finde), L auf eine „dissertation de Bruhier sur l'incertitude des signes de la mort". Vielleicht geht auch dieser Bruhier auf Pitaval oder, wenn etwa E, dessen Quellenangaben auch sonst mit Vorsicht aufgenommen sein wollen, den berühmteren Namen statt eines weniger bekannten setzen sollte, auf eine andere französische Sammlung von Kriminalfällen zurück, die die Geschichte brachte. Daß E (1823) aus dem „Traité de médecine légale et d'hygiène publique de Fodéré" von 1813 geschöpft hätte, der E wieder abdruckt (Baldensperger), ist nicht wahrscheinlich, weil der Name Pitavals bei Fodéré wie bei L nicht erscheint. Vielmehr gilt wohl für das Französische die Reihe Pitaval (immer vorausgesetzt, daß die Stelle bei Pitaval noch nachgewiesen wird) — Bruhier — Louis — Fodéré, und das Deutsche zweigt schon an der Wurzel durch eine Übersetzung des Pitaval ab. Auf diesem Zweig ist dann die Erzählung des Berlinischen Archivs entsprossen.

Denn A gehört, in seinem ersten Teile wenigstens, ganz in die Tradition des Pitaval, wie sie durch L und E repräsentiert wird. Es sind dieselben Momente aufgereiht: der Fremde im Gasthof nachts bei der Leiche, Neugier, Vergehen, Reue, fluchtartige Entfernung; Erwachen des Mädchens im Sarge, Freude der Eltern, Fragen ohne Ergebnis, Geburt des Kindes, Verbannung; zweite Einkehr, Wiederfinden und Heirat; bürgerliche Sphäre. Noch ist der Zug erhalten, daß der „Himmel inzwischen seine Geschäfte gesegnet und ihm ganz ansehnliche Glücksgüter beschert" hat — in der Urform von Bedeutung, weil der wider seine Neigung zum Mönch Bestimmte erst durch den Tod seines Vaters, der ihn nebenbei dann auch zum begüterten Erben macht, von seinen Gelübden frei wird zur Heirat, überflüssig aber in A, nachdem der „Held" aus einem Mönche Kaufmann geworden ist. Ob eine Zwischenstufe in Deutschland schon bestanden oder der Erzähler von A diesen Schritt zur Eindeutschung selbst getan hat, wissen wir nicht; jenes ist wahrscheinlicher, wie sich noch zeigen wird; jedesfalls macht der Rollentausch eine Umbiegung am Anfang erforderlich: der Fremde soll nicht mehr bei der Leiche wachen, sondern erhält das Zimmer zum Schlafen angewiesen. Der deutsche Erzähler von A schwellt gegen LE auf durch breite Schilderungen des Gasthauslebens, der Wut des Alten, der Gewissensbisse des Kaufmanns, nachdem er die Folgen seiner Tat erfahren. Er vergißt als Rationalist auch nicht Belehrungen und spricht von „elenden Resten aus den Kinderjahren". Man muß aber an dieser Stelle wiederum anerkennen, daß er psychologisch besser die Empfin-

dung der Furcht als erste eingeführt hat, während L überhaupt nicht davon spricht, wo sogleich die Lüsternheit sich regt, und E nur ganz beiläufig die Schauer des Todes erwähnt. Sonst ist jedoch in A alles vergröbert. Die französische Darstellung, über das Letzte mit einer Umschreibung hinweghuschend, und selbst die schon sehr deutliche von E sind diskret gegen diese erbärmliche Roheit.

Beim Erwachen im Sarge schließt sich A offenbar aufs engste seiner Vorlage an. Man vergleiche

Louis	Eros	Berl. Archiv
on sent quelques mouvements dans la bière	Auf einmal wird eine Bewegung im Sarge bemerkt	bemerkte ein Träger des Sarges gegen den anderen: er glaube, es rege sich in dem Sarge
	Grabgeläute und Sterbelieder verstummen, alle Zuschauer blicken sie feierlich staunend an	Die Chorschüler verstummten; der ganze Zug hielt und sammelte sich um die Bahre her

Hier scheint die Tradition bis in den Wortgebrauch bewahrt. Eilig fortschreitend, lassen die Zeugnisse L E an der Stelle, wo sonst das Verhör der Tochter stattfindet, nichts für die Urform erschließen. Es ist aber anzunehmen, daß sie nur kürzen und die vollständigere Urform Anklage, Verteidigung und Zweifel des Vaters auch schon enthielt und man braucht hier nicht einen im übrigen nicht vorhandenen, und schwer erklärbaren Einfluß von G heranzuziehen, der auch dadurch nicht an Wahrscheinlichkeit gewinnt, daß, wie in G die erste Diagnose auf „mal à l'estomac“ lautet, hier „magenstärkende Tropfen“ verordnet werden.

Die Verbannung ist gleich, in L E durch die Eltern, in A durch den Vater, aber in allen drei Fällen erst nach der Geburt des Kindes, zur Strafe für die Schmach, nicht wegen des Leugnens. Auch hier hat sich also wohl ein alter Zug bewahrt, wie die Tradition des weiteren zäh daran festhält, daß das Mädchen einzige Tochter ist. Woher aber A die aparte Nachgeschichte von dem dörflichen Idyll geschöpft hat, die soviel sympathischer berührt als der erste Teil, entzieht sich unserer Kenntnis noch. Auch das wissen wir nicht, ob der Erzähler von A die hübsche Szene zwischen dem Knaben und seinem unbekannten Vater, was man nach seinen sonstigen Leistungen kaum glauben möchte, selbständig erfunden hat. Eine zweite, noch nicht aufgedeckte Quelle wird hier zugeströmt sein. Es mag eine speziell deutsche Fassung, ein Seitenschößling dieses durch L E (A) dargestellten Pitaval-Zweiges, existiert haben, die das unschuldig verbannte Mädchen auszeichnete, sittlich erhöhte und für Treue und Geduld in unverdienter Kränkung durch den endlichen glücklichen Ausgang gleichsam belohnt werden ließ, eine Art Griseldis-Figur.

Im ganzen ergibt sich aber soviel klar, daß die Erzählung des Berlinischen Archivs sich der Tradition einfügt, die auch von jenen medizinischen Berichten vertreten wird und auf einem französischen Kriminalfall aufgebaut sein soll. Sehr früh nach Deutschland gekommen, wäre die Anekdote, die natürlich als wahre Begebenheit erzählt wurde, wie auch Kleist eine „wahre Begebenheit" als Grundlage der Marquise von O. nennt, dann angeschwollen, hätte Veränderungen namentlich in der Person des Trägers der Handlung und eine hübsche Erweiterung vor dem Wiederfinden erfahren und hat in dieser Gestalt einen rationalistischen Mitarbeiter am „Berlinischen Archiv der Zeit und ihres Geschmacks" 1798 gereizt, sie, in Schwaben lokalisiert, mit aufklärerischen Tendenzen ausgestattet, im überlegenen Tone der Zeit vorzutragen. Streichen wir seine Zutaten wieder ab, so wird sie identisch sein mit der Anekdote, die Otto Ludwig hörte und in der „Maria" bearbeitet hat.[1])

Miszellen.

Ein verschollenes Epigramm Kästners.

Es ist nicht ganz leicht festzustellen, welche Epigramme Kästners in den Sammlungen stehen; und eine gute Auswahl mit bibliographischen Nachweisen wäre so wünschenswert wie eine gute Untersuchung von Kästners gar nicht un-

[1]) Daß auch Kleist diese Anekdote oder eine andere Fassung der Pitaval-Gruppe gekannt hat, ist mir dagegen nicht wahrscheinlich. Richard Maria Werner meint, folgende Stelle bei Kleist könne als direkter Beweis für seine Kenntnis des Pitaval gelten: „Ehe daß die Gräber befruchtet werden und sich dem Schoße der Leichen eine Geburt entwickeln wird", sagt die Marquise, glaube sie an die Möglichkeit ihres Zustandes. Wenn hier überhaupt eine Reminiszenz vorliegt, so möcht ich eher vermuten, daß Kleist an mündlich umlaufende und durch fliegende Blätter verbreitete Geschichten denkt, wie scheintot begrabene Frauen im Grabe gebären. Ich nenne die Titel von zweien solcher Einzeldrucke, deren zweiter die Vorlage hergegeben hat zu dem Wunderhorn-Gedicht (I 322) „Des Jerman Weizers Fraue ward Mit großer Angst beschweret": „Eine sehr merkwürdige und noch nie erhörte Wundergeschichte, welche sich in dem Städtlein Hirschleben mit einer Sechswöcherinn, eines Bergmanns Ehefrau zugetragen hat, wie nähmlich dieselbe drey Tage und drey Nächte in Kindesnöthen gearbeitet, endlich gestorben und begraben worden, nach dreyen Tagen aber hat man sie im Grabe singen hören, worauf das Grab geöffnet worden, sie lebend gefunden, und an jeder Brust ein säugendes Kindlein angetroffen . . ." (Kgl. Bibliothek zu Berlin Yd 7923, 16) und „Eine wahrhafte Wunder-Geschichte von einer Frau zu Zürch im Schweizerlande, welche im Januar 1792 [zehn Jahre später Kleists Aufenthalt in der Schweiz!] mit schwangern Leibe gestorben, im Grabe das Kind gebohren, und nach neun Tagen wieder lebendig herausgekommen ist . . ." (Yd 7922, 43), beide vom Ende des 18. Jahrhunderts.

interessanter literarischer Erscheinung. Als M. Heyne Sinngedichte abdruckte, die er für unveröffentlicht hielt, konnte ich dies für einige widerlegen. Vielleicht geht es Andern so mit einem so bösartigen als witzigen Epigramm, das ich in der einzigen amüsanten philologischen Zeitschrift, Fr. A. Wolfs Literarischen Analekten, finde.

Der berühmte Herausgeber schreibt: Der ehmalige Göttingische Prof. Klotz heiratete an demselben Orte eine Demois. Sachse, die eben damals mit ihren Eltern in einem Garten bei der Stadt wohnte, wo sie, wie man sagte, oft galante Gesellschaft sah. Am Hochzeitmorgen wurde der Bräutigam von Kästnern mit einem dreispitzigen Distichon beschenkt, das längst als klassisch geachtet sein würde, wenn es nicht von einem so neuen Poeten wäre. So viel uns bekannt, ist es noch ungedruckt, und bisher nur in unsicherm Gedächtniß fortgegangen; daher es hier ein paar kleine Aenderungen ex coniectura erhalten mußte, die es hoffentlich nicht entstellen werden.

Ad C. H. Klotzium.

Olim truncus eras; nunc vir sis, Saxia fecit:
Custodem te horto praeficit ista suo.

(Literarische Analekten II, 517.)

An der Authentizität ist schwerlich zu zweifeln; priapische Scherze liebt Kästner auch sonst und das bekannte „Priapus nomen suum male pronuncantibus minatur" (Vermischte Schriften, Altenburg 1772; 2, 277; Sinngedichte und Einfälle, Frankfurt und Leipzig 1800; 1, 79) steht ganz nahe, ohne doch so witzig zu sein.

In Wolfs alter Zeitschrift steht übrigens noch manches, was heut wieder Interesse hat: so (II, 513) sein Widerspruch gegen die jetzt wieder moderne Schreibung aus Personennamen abgeleiteter Adjektiva mit großen Anfangsbuchstaben („kindische Uebersetzung" für eine von Kind verfaßte) oder (IV, 1 f.) ein alter Plan zu einem Thesaurus der lateinischen Sprache.

Berlin. Richard M. Meyer.

Arnims „Altdeutsche Landsleute".

In Achim von Arnims Novellensammlung „Der Wintergarten" (1809) wird am dritten Winterabend die Geschichte „Altdeutsche Landsleute" erzählt. Anton Reichl hat ihre Herkunft in seiner aufschlußreichen Schrift „Über die Benutzung älterer deutscher Litteraturwerke in L. A. von Arnims Wintergarten" untersucht. (Arnauer Gymnasialprogramm 1889, S. 18 ff.) Als Quelle entdeckte er eine Episode der Zimmerischen Chronik, die in der zweiten Auflage der Barackschen Ausgabe Band III, 24 ff. zu finden ist.

Dort wird, wie in Arnims Erzählung, berichtet: Der deutsche Graf Albrecht von Werdenberg wird nach Portugal verschlagen. Am Hofe vertraut ihm die Königstochter Elisa ihre Liebe zu seinem Landsmann Arbogast von Andlow an, der nach ruhmreichen Kämpfen in die Hand der Heiden gefallen sei. Albrecht fährt aus, ihn zu suchen und entdeckt ihn auf Rhodos in der Haft der Ordensritter, seiner Befreier, denen er sich nicht zu erkennen geben will. Diese Nachricht bestimmt Elisa, mit Albrecht heimlich nach Rhodos zu segeln und dem Geliebten ihre Hand anzubieten. Arbogast dünkt sich indessen zu gering für diese Ehre und schlägt der Prinzessin vor, den Grafen Albrecht zu heiraten, ihm aber ihre Jungfrau Amisa zur Ehe zu geben. Sie willfahrt seinem Wunsche.

Arnim verändert den allzu naiven Ausgang dieser Liebesgeschichte, indem er Elisa und Amisa ihre Namen tauschen läßt und die im Rang erniedrigte Königstochter mit Arbogast, ihre Begleiterin mit Albrecht vereinigt. Desto merkwürdiger berührt in seiner Erzählung das aus der Chronik übernommene Nachspiel: Graf Albrecht schickt seinen Sohn zum portugiesischen König, der den Knaben als Enkel und als Erben seiner Krone anerkennt.

Außer dieser inkonsequenten Konzession an den Zeitgeschmack stellte Reichl eine Reihe neuer Motive und eine andere Gruppierung fest, die er auf Arnims Rechnung setzte. Dadurch sei die Geschichte der „Altdeutschen Landsleute" wesentlich von den anderen Erzählungen des „Wintergartens" verschieden, die nur sprachliche Modernisierungen älterer Vorlagen bedeuteten.

In Wahrheit ist aber auch diese Novelle so wenig wie die übrigen Erzählungen des Bandes Arnims künstlerisches Eigentum. Sie geht nämlich nicht auf die Zimmerische Chronik, sondern auf eine ältere Vorlage zurück. „Thome Lirers von Ranckweil Alte Schwäbische Geschichten" (Lindau 1761) enthalten im XXVIII. Abschnitt die Geschichte von Arbogast, Elisa und Albrecht genau in der Form, die im „Wintergarten" nachgebildet ist. Lirer gibt an, als Knecht des Werdenbergers den Zug nach Portugal mitgemacht und ihn im Jahre 1133 aufgezeichnet zu haben. Seine Darstellung dient den Verfassern der Zimmerischen Chronik als Quelle, obgleich sie seine „erdichtete schwebische cronica" als die Arbeit eines ungelehrten Mannes, „nur vom hörensagen und wie von aim traum geschriben", verachten.

Arnim begnügte sich auch hier damit, die sprachliche Form seiner Vorlage zu modernisieren und den weitschweifigen Bericht hie und da zu kürzen. Nur die bereits erwähnte Episode des Namenstausches hat er hinzugefügt und, an passender Stelle, ein Minnelied, das Reichl bereits als eine Schöpfung Friedrich von Hausens erkannte. Alle übrigen Motive, die im Arnauer Programm als Erfindungen des Nachdichters gelten, stammen wie die Gruppierung des Ganzen aus Thomas Lirers Chronik. Der Lindauer Neudruck dieser Chronik stand in Clemens Brentanos Bibliothek, deren Bestand wir aus dem Auctionskatalog kennen.

Charlottenburg. Monty Jacobs.

Zur Interpretation zweier Kleistverse.

1). Schroff. V. 724. Erich Schmidts Erklärung des Verses ist offenbar falsch. Aus dem Zusammenhang entwickelt sich die angemessene Bedeutung von selbst. Die Hand der Agnes blutet. „Das bekam ich, als ich aus den Dornen die Blumen pflückte". Zwei mitleidige Worte Ottokars, die sie abwehrt; denn „ein Weib schent keine Mühe". Stundenlang habe sie gesucht und gesonnen, aber, ist der Sinn, sie habe es gern gethan. Der Kranz ist wie ein Weib, fährt sie fort. Wenn sie nur gefallen, meint Agnes, so ist ihnen keine Mühe zu schwer. Es taucht für einen Moment, gehalten durch den in jedem Fall gequälten Vergleich, die Anschauung auf, daß der Kranz sich selber gewunden hat und darbietet. Dafür zeugt in erster Reihe das „belohnt" der Handschrift, das im Druck unter vorsichtiger Lockerung des Vergleichs durch das zweideutige „bezahlt" ersetzt worden ist.

2). Phöbusprolog V. 10. Der letzte Vers des Prologs ist kaum verständlich. Da erhebt sich plötzlich ein Wartturm, ein Späher findet sich ein und entdeckt „das Maß", man weiß nicht, wessen; man weiß nicht, was der Späher auf dem Wartturm sucht und was er aufspürt. Zum Sinn des Ganzen scheint die Zeile nicht zu passen; aus sich heraus ist sie nicht zu verstehn. Aber man muß sich mit der überlieferten Fassung abfinden; jede Möglichkeit eines textkritischen Eingriffs scheint ausgeschlossen.

Es sind in den ursprünglichen Vorwurf fremde Vorstellungen eingedrungen, die mangelhaft verbunden übereinanderlagern; ihre Herkunft ist zu verfolgen. Der „Wartturm" hat seine originale Stellung im Epilog; die „Späher", die Literaturleute, die Zünftigen sammeln sich auf ihrem Beobachtungsposten, sprachlos vor Erstaunen, unfähig zu begreifen, „wo das aus will, wo ein". Der Epilog, den die Phöbusleser nicht so bequem wie wir neben den Prolog halten konnten, setzt, wenn nicht die Niederschrift, so doch unbedingt die Konzeption des Prologs voraus; der zehnte Prologvers dagegen beruft sich nicht, aber beruht auf einem Bilde, das nur im Rahmen des zweiten Gedichts verständlich ist und von hier aus in das erste übergreift. Es sieht so aus, als hätte der Strom der Prologverse gestockt, ehe sie ihr Ziel erreichten, und man möchte annehmen, daß die Arbeit am Epilog vor die letzte Redaktion des einleitenden Gedichtes fällt.

Für die beiden Erscheinungen allgemeiner Art, auf die eine Prüfung des Verses hinführt, stehen weitere Beispiele zur Verfügung. Das eigenwillige Fortwirken einer Vorstellung oder eines Wortes über den Wirkungskreis hinaus, den ihnen die Phantasie des Lesers zuweisen möchte, beobachtet man im Prinzen von Homburg V. 1600. Der „Schäfer", der den Sieg wo irgend zwischen Wald und Felsen antrifft, erinnert, wie Erich Schmidt wahrscheinlich (und mit Recht) andeuten will, an die vielgestaltete Sage von ausgesetzten Kindern, die von Hirten aufgefunden werden; aber nur dadurch, daß er sich an die Worte des Kurfürsten (V. 1566 f.), der solch' „ein Kind des Zufalls" verleugnen will, anlehnt, erhebt sich der Vergleich, gewaltsam wie er ist, über die Sphäre des Abgeschmackten. Was andrerseits das gelegentliche plötzliche Ermatten seiner Kraft, mitten im glühendsten Lauf, angeht, so berufe ich mich auf die Germaniaeinleitung, d. h. auf den letzten Passus (4, 82, 13—25 vielleicht den einzigen, den Kleist, wie ich später nachweisen möchte, verfaßt hat): Die paar Worte des unvollendeten Schlußsatzes sind schon mit ausgetrockneter Feder geschrieben.

Nicht so leicht wie dieser ganz offenliegende Bruch läßt sich die verdeckte Naht verfolgen in den Versen, deren Verständnis die beiden Zitate dienen sollten. Es ist hier zu viel Raum für pure Subjektivitäten des Urteils, als daß es mir Vergnügen machen könnte, mich darüber auszulassen, ob erst mit dem 10. oder schon mit dem 9. oder gar in der zweiten Hälfte des 8. Verses die zweite Phase der Prologdichtung anzusetzen ist. Jedenfalls gibt es zwischen dem 9. und 10. Vers einen Zusammenhang, der die Autonomie der letzten Zeile ausschließt, und der allein im stande ist, das „Maß" zu erklären, nachdem wir uns über „Wartturm" und „Späher" verständigt haben. Es ist ein Maß, ein edles Maß, müßte man erläutern, in dem „Tanz um die Erde," der dem Phöbusgespann bestimmt ist, in dem Taumel der wilden Jagd ein Rhythmus: „Dich ergreift . . . . .

Nicht der wirbelnde Tanz, der durch den ewigen Raum
Leuchtende Sonnen schwingt in kühn gewundenen Bahnen?
Das du im Spiele doch ehrst, fliehst du im Handeln, das Maß."

Diese Schlußverse aus Schillers „Tanz" sind das Vorbild, ohne das der Prologschluß nicht denkbar und nicht zu verstehen wäre; sie schlingen sich in unsre Distichen, die gewiß ganz unwillkürlich entstanden, in einem anderen Sinn aber doch aus wesensfremden Bestandteilen zusammengezwungen sind, drängen dem Pentameter das Schlußwort und, angezogen von der Vorstellung des Tanzes, dem Ganzen einen Sinn auf, der keinesfalls ursprünglich beabsichtigt gewesen sein kann; denn er schwächt die Wirkung des Epilogs.

Es gibt außer den Parallelen, die einen etwas lehren, und denen, die gleichgültig und verwirrend sind, noch andre, die kaum zu etwas gut sind, aber vielleicht einmal nützlich werden können. Eine solche findet sich zu unsrem Vers beziehungsweise zu dem Bild von der Warte in F. G. Wetzels gesammelten Gedichten (1838 S. 413):

„Den lieben Gott nun recht brauchbar zu machen,
Wie Hausrat und dergleichen Sachen,
Stieg auf den Turm die edle Zunft,
Den Kopf voll praktischer Vernunft."

Es kann kein Zweifel sein, daß hier eine direkte Beziehung vorliegt, aber ich weiß nicht, wie ich sie ansetzen soll, weil ich nicht feststellen kann, ob die Wetzelschen Verse schon 1806 in der Dresdner Abendzeitung gestanden haben.

Berlin-Schöneberg. Alexander Dombrowsky.

Zu Minde-Pouets Ausgabe der Briefe Kleists.

I. Brief Nr. 178. Ich hatte kürzlich Gelegenheit, den im Besitze des Herrn Alexander v. Bernus befindlichen Brief mit dem ihm von Minde-Pouet gegebenen Druck in Kleist V, 424 zu kollationieren. Der Brief ist ungewöhnlich deutlich und klar geschrieben. Zolling, der ihn als erster druckte (I. Band seiner Ausgabe, CXXVI), versah sich einigemal und wird von Minde-Pouets Druck korrigiert. An einer Stelle aber ändert Minde-Pouet Zollings richtigen — der Handschrift entsprechenden — Wortlaut. Da der Brief, den Minde-Pouet — wie er in den Anmerkungen sagt — von Weisstein vergleichen ließ, auch an einer anderen Stelle nicht getreu wiedergegeben ist, mag es angebracht sein, ihn von neuem zu reproduzieren.

Mein liebster

Ich bitte um die Gefälligkeit, mir Ihre Entschließung [Minde-Pouet notiert in den Anmerkungen: „In H steht ihre: Schreibfehler"; es ist jedoch nicht die Spur eines Schreibfehlers zu entdecken, denn in H steht ganz richtig: Ihre] wegen des Pr. v. Homburg zukommen zu lassen, welchen ich bald gedruckt zu sehen wünsche, indem es meine Absicht ist, ihn der Princeß Wilhelm zu dediciren. — Dabei zeige ich zugleich an, daß ich mit einem [Zolling hat ganz richtig: einem; Minde-Pouet ändert willkürlich: meinem] Roman ziemlich weit vorgerückt bin, der wohl 2 Bände betragen dürfte, und wünsche zu wissen, ob Sie im Stande sind |=, [Minde-Pouet druckt die von Kleist in eine Fußnote gebrachten Worte im Text und ohne Fehlzeichen] mir bessere Bedingungen zu machen, als bei den Erzählungen. Es ist fast nicht möglich, für diesen Preis etwas zu liefern, und so ungern ich außerhalb der Stadt drucken lasse, so würde ich doch mit Cotta wieder in Verbindung treten müssen, der, wie ich glaube, nicht abgeneigt ist, meine Sachen zu verlegen.

Ihr
H. v. Kleist.

|= falls er Ihnen gefiele

II. Brief Nr. 115, den die Hof- und Staatsbibliothek in München aufbewahrt und den ich vor etwa einem Jahre dank der Liebenswürdigkeit des Herrn Dr. Petzet kollationieren durfte, ist von Minde-Pouet richtig wiedergegeben, bis auf ein geringfügiges Versehen: Zeile 22 steht nicht: Denenselben, sondern: Denselben.

München. Wilhelm Herzog.

Rezensionen und Referate.

Neue Goethe-Ausgaben.

Goethes Werke unter Mitwirkung mehrerer Fachgelehrter herausgegeben von Professor Dr. Karl Heinemann. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut (Meyers Klassiker-Ausgaben). Band 16—21, 23—30.

Goethes Sämtliche Werke. Jubiläums-Ausgabe in 40 Bänden. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. Band 2—5, 7, 10, 14—15, 26, 27, 36—38, 40.

Goethes Gedichte. Zwei Bände. Berlin, S. Fischer (Pantheon-Ausgabe; Textrevision, Einleitung und Erläuterungen von Otto Pniower).

Nach der ausführlichen Besprechung, die ich den beiden neuen Goethe-Ausgaben der Cottaschen Buchhandlung und des Bibliographischen Instituts im „Euphorion" (13, 288) habe zuteil werden lassen, kann ich mich über die mir seitdem zugegangenen Bände kürzer fassen. Sie bestätigen den günstigen Eindruck, den ich seinerzeit aussprechen konnte.

Band 16, 17 und 19 der Ausgabe des Bibliographischen Instituts rühren vom Herausgeber des Ganzen Karl Heinemann her, eine sorgfältige Leistung. Band 16 bringt die Tag- und Jahreshefte mit einem sehr brauchbaren Register zu den biographischen Schriften; Band 17 enthält als eine Art Nachtragsband mit selbständigem Register Goethes Reisen in die Schweiz von 1779 und 1797 (die von 1797 nach dem Text der Weimarer Ausgabe) und die Reise am Rhein, Main und Neckar. Band 19 legt die Singspiele und Festspiele vor; ich habe also die Bemerkung (Euphorion 13, 298), daß die Ausgabe des Bibliographischen Instituts die Singspiele wohl beiseite lassen werde, zurückzunehmen. Die dort gegen Pniowers Text erhobenen Bedenken fallen dem Heinemannschen gegenüber fort. An der Einrichtung des ganzen Bandes hat mich

gestört, daß der Raumersparnis zuliebe die Einleitungen des Herausgebers von den Worten des Dichters typographisch nicht reinlich geschieden sind.

Von diesen Einleitungen ist die zu „Epimenides' Erwachen" am wichtigsten. Sie enthält manches Gute. Die vielumstrittene Frage, was denn eigentlich mit dem Stück gemeint sei, läßt sich nach Heinemann aus Goethes eigenen Angaben klar und deutlich beantworten, wenn man seine Worte „ich wollte die bedeutenden Weltverhältnisse zusammenstellen" nicht nur auf die letztvergangene Zeit, sondern auch auf den Ursprung der neuen Epoche, die französische Revolution und ihre Folgen bezieht, eine sehr richtige und notwendige Anmerkung. „In ihr sah Goethe," fährt Heinemann fort, „nur eine Erhebung der rohen Gewalt, eine Erhebung, die unnötig war, weil sie die ruhige Bildung zurückdrängte. Der herrliche Palast (V. 283 ff.) bedeutet Europa vor der französischen Revolution, sein Zusammensturz die solutio continui, den Bruch mit der Kultur der Vergangenheit." Damit kann man einverstanden sein und noch mehr mit dem, was Heinemann über Goethes persönliches Verhältnis zu den von ihm dargestellten Ereignissen kurz vorher sagt: „Goethe stand ganz allein mit seiner Vorahnung der furchtbaren Folgen, deren Gipfel die Unterdrückung und Knechtung Deutschlands war. Nicht er war der schlafende Epimenides, sondern er war allein wachend gewesen." Damit ist die Gleichung „Epimenides = Goethe" deutlich abgelehnt, gegen die auch Pniower in der Cottaschen Jubiläumsausgabe 9, 387 f. nur zu berechtigte Einwendungen erhebt. Ottokar Lorenz hatte sie seinerzeit mit vollem Recht lächerlich gemacht. Um so mehr muß es auffallen, daß auch Heinemann der Frage, was denn innerhalb der ganzen Allegorie die Figur des Epimenides zu bedeuten hat, so vorsichtig aus dem Weg geht, wie seit der Kontroverse zwischen Lorenz und Morsch alle neueren. Mit der Wendung Pniowers, „daß Epimenides eine Rahmenfigur ist, die den Kern der Dichtung nur wenig berührt," darf man sich um diese Frage wahrhaftig nicht herumdrücken. Ich glaube, sie beantwortet sich, wenn wir die übrigen Figuren des Stückes mustern: teils Typen, die einzelne Schichten des deutschen Volkes (oder wenn man will der europäischen Gesellschaft) repräsentieren: Hofmann, Jurist, Priester, Frauen, Krieger, Landleute usw., teils die Volksseele im Guten und Bösen bewegende Kräfte: Glaube, Liebe, Hoffnung, Einigkeit, Dämon der Unterdrückung, der List usw. Die beiden Figurenreihen lassen sich nicht scharf scheiden, da gewisse geistige Kräfte an bestimmte Schichten der Bevölkerung gebunden sind: man wird den Jugendfürsten zugleich als Typisierung der Jugend und als Symbolisierung des Jugendmutes betrachten. Ist man nun im Gegensatz zu Pniower davon überzeugt, daß Epimenides nicht bloß gleichgültige Rahmenfigur ist, sondern in den Kern des Stückes gehört, so lautet die Frage: welche Schicht oder Kraft innerhalb des

handelnden Volkes, oder sagen wir zusammenfassend: welchen Teil des Volkes repräsentiert Epimenides? Die Antwort wird lauten: denjenigen Teil, mit dem sich Goethe am ehesten identifizieren konnte. Denn das haben alle Interpreten noch richtig herausgefunden, daß uns seine klaren Augen aus der Maske entgegenblitzen, und insofern steckt auch eine richtige Ahnung in der Gleichung „Epimenides-Goethe". Epimenides ist ein Greis (wie Goethe), der der Welt mit ihren Händeln in kontemplativer Ruhe gegenübersteht und sich dadurch charakteristisch von der Jugend unterscheidet, vor dem die Welt „durchsichtig" da liegt „wie ein Kryſtallgefäß mit seinem Inhalt". Epimenides greift aber am Schluß bedeutsam in die Handlung ein, indem er die Einigkeit, die nach seiner Versicherung an dem großen Befreiungswerk unsichtbar bereits teilgenommen hat, entschleiert und dem Kreise verwandter Tugenden einfügt, ein symbolisches Tun, das eine ernste Mahnung Goethes an unser Volk enthält. Epimenides offenbart sich also durch Wort und Handlung als einen, der berufen ist zu mahnen, zu lehren, zu erziehen. Ich meine daher: wir haben in ihm eben die Personifizierung des zu Lehre, Mahnung, Erziehung berufenen Teiles des Volkes zu sehen, die Alten, die Altersgenossen Goethes, ihn selber nicht ausgeschlossen, diejenigen auch, die schriftstellerisch auf das Volk einwirken, Poeten, Philosophen, oder wenn ich es wieder mit einem Worte zusammenfassen soll, das *νοητικόν* der Volksseele.

Der Jugend Nachtgefährt' ist Leidenschaft,
Ein wildes Feuer leuchtet ihrem Pfad;
Der Greis hingegen wacht mit hellem Sinn,
Und sein Gemüt verschließt das Ewige.

Aber während der ungeheuren Stürme, die das Vaterland bewegt haben, hat gerade Epimenides in doppelter Beziehung versagt, was er wie eine Schuld empfindet, obwohl es zum Teil Götterfügung war und die Götter sich ihm stets gnädig erwiesen haben. Erstens, er hat das Unheil nicht vorausgesehen, und zweitens, er hat es verschlafen. „Junge wie Alte, sie schlafen so gern," singen die Genien. Auf den ersten Punkt ist mehr Gewicht zu legen als es gemeinhin geschieht. Denn die ganze Erzählung von der Jugend und dem ersten Wunderschlaf des Epimenides (V. 79 ff.) hat doch kompositionell nur den Zweck zu erklären, warum dem Epimenides jeder prophetische Blick, die Voraussicht völlig abgeht. Das ist ein Charakterzug, der für Epimenides als Epimenides gleichgültig, für die allegorische Figur sehr wichtig ist. Hätte ihn Goethe nicht als sehr bedeutsam hervorheben wollen, so hätte er schwerlich mit einem zweimaligen Wunderschlaf operiert und sich nicht an diejenige Version des Mythus angeschlossen, die sich durch Wiederholung desselben Motivs deutlich als jung zu erkennen gibt. Auch weicht Goethe in einem bedeutsamen Punkte von der von ihm selbst als seine Quelle angeführten Tradition ab. Goethes Epi-

menides erhält auch bei seinem zweiten Schlafe nicht die Gabe der Weissagung; er gibt nur das Versprechen:

Nun aber soll mein Blick entbrennen,
In fremde Zeiten auszuschaun.

Denn nach dem ganzen Zusammenhang der Stelle und bei dem ernstmahnenden Charakter des Schlusses hat man „soll" als ein Versprechen, nicht bloß als eine ziemlich vage Prophezeiung zu nehmen, und so deute ich die Allegorie: das deutsche Volk, oder richtiger, derjenige Teil des Volkes, der zu geistiger Leitung berufen war, hat es bei wunderbarer kontemplativer Kraft, bei schönen poetisch-philosophischen Gaben an jedem Weitblick, jeglicher Voraussicht fehlen lassen; das soll, soweit hier ernsthaftes Bestreben Erfolg verspricht, künftig anders werden.

Band 18 (Fastnachtspiele, mit guten die Provinzialismen erklärenden Anmerkungen, Revolutionsdramen, darunter das Mädchen von Oberkirch, Maskenzüge und Verwandtes) und Band 20 (Dramatische Fragmente) hat Th. Matthias bearbeitet. Auch Hanswursts Hochzeit ist nicht ausgeschlossen und hat einige Textbesserungen erfahren. Mit der Art, wie die Paralipomena hier und anderwärts exzerpiert werden, bin ich nicht ganz einverstanden. S. 475, Paralipomenon 1, 4 ist durch ein Druckversehen aus den beiden Zeilen der Weimarischen Ausgabe „Hans Arsch von Rippach" und „Hans Arschgen von Rippach empfindsam" eine Zeile geworden.

Die Schriften zur bildenden Kunst, denen die „Maximen und Reflexionen" angehängt sind, hat Otto Harnack herausgegeben (Band 22—24), die Aufsätze über Theater und zur Literatur Georg Ellinger (Band 25 und 26). Den 27. und 28. Band halte ich für besonders wertvoll. Voßler hat in den Anmerkungen zu Benvenuto Cellini das Original, das er zur Erleichterung des Verständnisses wörtlich übersetzt, an mehreren Stellen mit Goethes Übersetzung verglichen und in der Einleitung einsichtig über das Verhältnis von Original und Übersetzung gehandelt. Für Rameaus Neffe konnte er sich eng an das ausgezeichnete Buch von Rudolf Schlösser anschließen.

Die beiden Bände naturwissenschaftlicher Schriften mit recht klar geschriebenen und ein Laienpublikum geschickt in Goethes naturwissenschaftliches Denken einführenden Einleitungen von Wilhelm Bölsche, der die Ausgabe von Morris schon benutzen konnte, beschränken sich auf die Schriften zur Morphologie, zur Geologie und „zur Naturwissenschaft überhaupt". Die Farbenlehre bleibt ausgeschlossen, was viele Käufer der Meyerschen Ausgabe beklagen werden. Die erklärenden Fußnoten und Schlußanmerkungen sind hier besonders erwünscht und als erster Versuch eines Kommentars zu Goethes naturwissenschaftlichen Arbeiten zu begrüßen. Auch textkritisch bietet der sorgfältige Herausgeber manches Neue. Der von Eckermann zusammengestellte Aufsatz „Geologische Probleme und

Versuch ihrer Auflösung" erscheint in seine ursprünglichen Bestandteile zerlegt. Der Aufsatz „Herrn von Hoffs geologisches Werk" (30, 268) hat die richtige Datierung „17. Jänner 1823" erhalten.

Ein gutes alphabetisches Register schließt die ganze Ausgabe ab, die durchaus gehalten hat, was die ersten Bände zu versprechen schienen. —

Die Cottasche Jubiläums-Ausgabe möchte ich als Ganzes doch noch etwas höher stellen. Der Text ist nach einheitlicherem Plane gestaltet, worüber jetzt besonders von der Hellen in den Anmerkungen zu Götz von Berlichingen (10, 255) nachzulesen ist, und Burdachs West-östlichem Divan, Erich Schmidts Faustbänden, auch Kösters Ausgabe der Satiren und Jugenddramen und Walzels Ausgabe der Schriften zur Literatur hat das bibliographische Institut nichts völlig Gleichwertiges an die Seite zu stellen. Druckfehler wie 27, 109, 1 „14. September" für „12. September", 40, 336, Zeile 8 von unten (in den Anmerkungen): „1806" für „1906" oder entschiedene Versehen wie 27, 120, 9 „Herders Werk, das unter einem lakonischen Titel ‚Über Gott und göttliche Dinge' usw." (in den Anmerkungen korrigiert) gehören zu den größten Seltenheiten.

Daß das textkritische Verfahren der Jubiläums-Ausgabe doch auch sein Bedenkliches hat, zeigt z. B. die Behandlung der Schweizer Reise in Band 29. Wir haben jetzt glücklich drei verschiedene Redaktionen dieses Werkes: den Text Eckermanns in der Ausgabe letzter Hand, die schonende Umgestaltung desselben in der Weimarischen Ausgabe, der sich die Ausgabe des Bibliographischen Instituts anschließt, und die entschiedener auf die Originale zurückgreifende Textgestaltung in der Jubiläums-Ausgabe.

Die Anordnung der Jubiläums-Ausgabe, wie sie jetzt erst klar zu Tage tritt, ist sehr übersichtlich und besser als bei Meyer. Band 1—5 enthält die Gedichte, besorgt von Eduard von der Hellen und Konrad Burdach. Der vierte Band bildet dabei eine Art Spruchband, indem hier die Abteilungen „Gott, Gemüt und Welt", „Sprichwörtlich", „Zahme Xenien", „Invektiven", „Xenien", „Votivtafeln" vereinigt sind. Als Anhang folgen die prosaischen „Maximen und Reflexionen", soweit sie „Ethisches" betreffen; denn von der Hellen hat das Verfahren beobachtet, die auf Kunst, Literatur und Natur bezüglichen Sprüche den betreffenden Abteilungen einzureihen, ein Verfahren, das ich lobenswert finde: in zu großer Masse büßen diese zierlich geschliffenen Edelsteine ihre Wirkung ein. Die Xenien und Votivtafeln begegnen hier wie in der Säkular-Ausgabe von Schillers Werken als ungetrenntes Ganze, was für den Genuß der genialen Distichen wichtig ist. Die Anmerkungen sind aus der Schiller-Ausgabe „mit einigen Erweiterungen und Änderungen" lediglich wiederholt.

Ein nicht genug zu rühmendes Meisterwerk ist der fünfte Band, Konrad Burdachs Ausgabe des Westöstlichen Divan, mit einer schönen Einleitung und einem sich auch den schwierigsten Dichtungen kongenial anschmiegenden Kommentar, dessen Lektüre einen wahren Genuß bildet. Es

ist hier ein Muster der Interpretation aufgestellt, dem wir alle nachstreben sollten, das freilich so leicht nicht wieder erreicht werden wird.

Auf den die Versepen enthaltenden sechsten Band folgen dann die Dramenbände 7—15. Den 7. Band (Goethes Farcen, Satiren, Jugenddramen) zeichnet eine feine Abhandlung von Köster aus, der hübsch den Unterschied von Goethes und Schillers Komik erörtert und sehr sorgfältig abgetönte Einleitungen zu den einzelnen Stücken. Kösters Einführung in den „Satyros" ist gewiß das Beste, was seit Scherers viel umstrittenen Aufsatz über das Stück geschrieben ist. Die Anmerkungen bieten gute Bemerkungen über Goethes Sprachgebrauch.

Band 10 macht in dem „Götz" von 1773 die Korrekturen des ältesten Nachdruckers wieder rückgängig und streicht z. B. ein durch alle Ausgaben hindurch gehendes „Adelbert" 35, 15, durch das Weislingens Charakter einen falschen Zug erhält. (Die Worte von Götz sind an Maria, nicht an Adelbert gerichtet.)

Auf die reiche Förderung, die die Faustforschung durch Erich Schmidts wertvollen Kommentar zum zweiten Teile (Band 14) erfahren hat, einzugehen, ist hier nicht recht der Ort.

Band 16—21 folgen die erzählenden, 22—30 die autobiographischen Prosaschriften. Max Herrmanns Einleitung zum Werther und den kleinen Erzählungen in Band 16 bleibt für den Werther zu sehr an der ja gewiß richtigen Formel, der Werther sei kein Liebesroman, sondern ein psychologischer Roman, kleben: eine sieben Seiten umfassende Einlage über die Auffassung der Seele in der Sturm- und Drangperiode aus dem ungedruckten Teil der Dissertation von Helene Herrmann gehört, so dankenswert sie sein mag, nicht hierher.

Am wenigsten befriedigt mich Geigers Einleitung zur Italienischen Reise (Band 26, 27). Schon die Disposition (Redaktion, Komposition, Quellen, allmähliche Entstehung des gedruckten Textes, Aufnahme bei den Zeitgenossen und Schätzung bei Neueren; dann erst: Bemerkungen zur Würdigung des Werkes) ist nicht glücklich. Das Lob der Schrift als „eines festgefügten, systematisch erdachten und geordneten Kunstwerkes" und daneben der Bericht über die Entstehung aus Briefen und Tagebüchern und über eine Redaktion, „die in ihren Resultaten nicht immer ganz befriedigt" (dazu S. XVII das Zugeständnis: „Auch sonst ist die Redaktion des zweiten Teiles außerordentlich mangelhaft geraten"), scheinen mir sich zu widersprechen: ich habe den Eindruck, daß hier ein zweifellos kundiger Mann etwas zu rasch gearbeitet hat. Den Text hat von der Hellen auch hier sorgfältig revidiert und z. B. 27, 204, 3 den argen Druckfehler „Natur" zuerst bemerkt und in „Statur" verbessert.[1]) Die

[1]) Die Ausgabe des Bibliographischen Instituts hat an dieser Stelle (15, 173, 9) vor „brokatene und gestickte Westen" ein ungehöriges „reiche" eingeschoben.

böse Stelle 26, 152, 5—7 scheint mir freilich aller scharfsinnigen Konjekturen zu spotten.

Schweizerreise von 1797 und die Reisen Am Rhein, Main und Neckar 1814 und 1815 im 29. Band hat Otto Heuer besorgt.

Die Schriften zur Kunst, denen auch Rameaus Neffe einverleibt ist, umfassen drei, die zur Literatur ebenfalls drei und die zur Naturwissenschaft zwei Bände (33—35; 36—38; 39 und 40). Die Schriften zur Kunst begleitet Wolfgang von Oettingen mit einer kühlen Würdigung. Auch die Anmerkungen über ästhetische und sachliche Kritik stellen z. B. die schöne Goethesche Beschreibung eines Ruisdaelschen Bildes sachlich richtig. Statt der künstlichen Gruppierung anderer Ausgaben beobachtet die Jubiläums-Ausgabe hier und in den Schriften zur Literatur die chronologische Folge. Die Schriften zur Literatur sind in die Gruppen 1771—1807, 1808—1824, 1825—1832 zerlegt. Ihnen hat Walzel eine auch den Forscher fördernde Erörterung über die Entwicklung von Goethes Ästhetik beigegeben. Er führt den wichtigsten Fortschritt in Goethes ästhetischer Theorie im Anschluß an Dilthey auf Shaftesbury zurück, der Goethe um 1775 den Begriff der inneren Form (the inward form) gab und ihn auf die Analogie zwischen den Schöpfungen der Natur und des Künstlers hinwies (schon 1771 in der Shakespeare-Rede der Gedanke des prometheischen Schaffens, wie Walzel zeigt, aus Shaftesburys „Soliloquy". Auch Lenz ist durch Shaftesbury beeinflußt. Seit 1790 wirkt dann Kants Kritik der Urteilskraft mit dem wichtigen Terminus „organisch" („organisiert"). Ich bin allerdings nicht mit allen Einzelheiten der lichtvollen Walzelschen Abhandlung einverstanden. In den S. XXXV zitierten Stellen aus Herder finde ich z. B. mehr den Einfluß Hamanns als Shaftesburys; ich würde auch für Goethe Hamanns Einfluß stärker betonen. Ich halte es auch nur für halb richtig, wenn Walzel wiederholt, daß sich für Goethe erst durch die Kantstudien der Begriff des Symbolischen enthüllt habe (S. LXXII). Das berühmte Schlußwort des Faust scheint mir überdies ein Nachhall aus Hamanns Biblischen Betrachtungen: „Alle Werke Gottes sind Zeichen und Ausdrücke seiner Eigenschaften; und so, scheint es, ist die ganze körperliche Natur ein Ausdruck, ein Gleichniß der Geisterwelt. Alle endliche Geschöpfe sind nur im Stande, die Wahrheit und das Wesen der Dinge in Gleichnissen zu sehen" (Schriften herausgegeben von Roth 1, 88). Goethe knüpft seine bekannte ausgezeichnete Charakteristik Hamanns in „Dichtung und Wahrheit" bezeichnenderweise gerade an seine eigenen Bibelstudien, für die die Einwirkungen jener Hamannschen Erstlingsschrift auf der Hand liegen,[1]) und er bezeichnet den Verfasser

[1]) Ich gebe nur folgende Parallelen, weil sie auch für das Thema Goethe und Shaftesbury nicht gleichgültig sind. Goethe: „Denn schon damals hatte sich bei mir eine Grundmeinung festgesetzt .... Es war nämlich die: bei allem, was uns überliefert, besonders aber schriftlich überliefert werde, komme es auf

der „Sokratischen Denkwürdigkeiten“ als einen „tiefdenkenden gründlichen Mann, der, mit der offenbaren Welt und Literatur genau bekannt, doch auch noch etwas Geheimes, Unerforschliches gelten ließ und sich darüber auf eine ganz eigene Weise aussprach“. Über den „symbolistischen Grundzug“ in Hamanns Denken mag man sich jetzt aus Rudolf Ungers Buch Hamanns Sprachtheorie im Zusammenhange seines Denkens (München 1905) S. 71 ff. unterrichten. Wie so oft leben hier bei Goethe im Alter Lieblingsgedanken der Jugend wieder auf. Leugnen will ich freilich nicht, daß das Studium Kants und das Symphilosophieren mit Schiller Goethe zu einer Klarheit verhalf, die er vorher nicht besaß, und daß der Brief vom 16. August 1797 dafür in der Tat ein wichtiges Dokument ist.

Für die naturwissenschaftlichen Schriften ist die Anordnung in die Abteilungen „Zur Natur- und Wissenschaftslehre“, „Zur Zoologie“, „Zur Botanik“, „Zur Geologie“, „Zur Meteorologie“, „Zur Farbenlehre“ getroffen. Hier war eine Auswahl geboten; aber die Einleitungen von Morris setzen sich die Aufgabe, die Auswahl durch zusammenfassende Berichterstattung über Goethes naturwissenschaftliche Tätigkeit zu ergänzen. —

---

den Grund, auf das Innere, den Sinn, die Richtung des Werks an; hier liege das Ursprüngliche, Göttliche, Wirksame, Unantastbare, Unverwüstliche, und keine Zeit, keine äußere Einwirkung noch Bedingung könne diesem innern Urwesen etwas anhaben, wenigstens nicht mehr als die Krankheit des Körpers einer wohlgebildeten Seele. So sei nun Sprache, Dialekt, Eigentümlichkeit, Stil und zuletzt die Schrift als Körper eines jeden geistigen Werks anzusehn ....“ (Jubiläums-Ausgabe 24, 35). Vgl. Hamann: „... Jede Geschichte trägt das Ebenbild des Menschen, einen Leib, der Erde und Asche und nichtig ist, den sinnlichen Buchstaben; aber auch eine Seele, den Hauch Gottes, das Leben und das Licht, das in Dunkeln scheint und von der Dunkelheit nicht begriffen werden kann. Der Geist Gottes in seinem Worte offenbart sich wie das Selbständige — in Knechtsgestalt ist Fleisch — ...“ (Vorwort, Schriften 1, 50). Goethe: „Das Innere, Eigentliche einer Schrift, die uns besonders zusagt, zu erforschen, sei daher eines jeden Sache, und dabei vor allen Dingen zu erwägen, wie sie sich zu unserm eigenen Innern verhalte und inwiefern durch jene Lebenskraft die unsrige erregt und befruchtet werde ...“ Vgl. Hamann: „Wie der Geist Gottes die kleinsten Ordnungen, die sie in seinem Dienste gemacht haben, aufzeichnungswerth findet und die kleinsten Umstände anmerkt! Es ist eben dieses die Art, wie er in unsern Seelen wirkt. Wer den Geist Gottes in sich fühlt, wird ihn gewiß auch in der Schrift fühlen. ... So wahr ist es, daß seine Absicht gewesen, keinen andern als Glaubigen, als wahren Christen durch sein Wort zu gefallen“ (Schriften 1, 91. Das ist im Grunde Lachmanns Einsicht: „Sein Urteil befreit, nur wer sich willig ergeben hat“). R. M. Meyer bemerkt zu der Stelle aus „Dichtung und Wahrheit“: „An der Ausbildung dieser Überzeugungen hatte Herder sicher einen starken Anteil; übrigens lagen sie in der Richtung jener zum historischen Sinn erwachenden Zeit“ (Jubiläums-Ausgabe 24, 281). Streng genommen beweisen diese Auszüge freilich nur, daß Goethe für die betreffenden Abschnitte in „Dichtung und Wahrheit“ Hamann wieder nachgelesen hat. Aber daß er in seiner Jugend wirklich „hamannisierte“, liegt auf der Hand.

Sehr verspätet zeige ich auch die Pantheon-Ausgabe von Goethes Gedichten an. Der Herausgeber Otto Pniower hat die Gedichte zwar nach den üblichen Gruppen, innerhalb dieser Gruppen aber chronologisch geordnet und damit in der Tat einen dankenswerten Beitrag zu einem „Corpus lyricum geneticum" Goethes geliefert. Ob ihm auch das große Publikum seine Mühe danken wird, wage ich zu bezweifeln. In einer lediglich auf die Darstellung von Goethes dichterischer Entwicklung bedachten Ausgabe hätten auch die ältesten Fassungen der einzelnen Gedichte mitgeteilt werden müssen; das verbot sich für Pniower aus praktischen Gründen; er schlug ein mittleres Verfahren ein, über das die Erläuterungen Rechenschaft geben, und entschied von Fall zu Fall über den aufzunehmenden Text, mit gutem Takt, aber doch immerhin willkürlich. Es genügt hier, den Philologen auf die Ausgabe aufmerksam zu machen.

Jena. Victor Michels.

Jakóbiec Jan, Friedrich Schlegels Entwicklungsgang vom Klassizismus zum Romantismus. Krakau, Selbstverlag des Verfassers. 1907. (Sonderabdruck aus dem Jahresberichte des St. Hyacinth-Gymnasiums in Krakau.)

Die Schrift hat nur als Beleg dafür Wert, daß man sich in Galizien neuerdings mit den Romantikern zu beschäftigen beginnt: es sind aber von dort her schon reifere Arbeiten gekommen als diese, deren Verfasser des Deutschen noch wenig mächtig ist. Schreibungen wie: Chavy Chace (16); das Gefühl des Über-den-Menschen-seins (20, = Übermenschentums); über die Luzinde haben die alten Kritiker ein verwerfliches Urteil gefällt (49); Muths (d. h. Mundts) Madonna (51); die Romantiker zogen sich den Vorwurf der Reaktionäre zu (d. h. Reaktionäre zu sein), zeigen wohl zur Genüge, daß der Verfasser noch alles zu lernen hat.

Wien. Minor.

Brentano Clemens, Godwi oder das steinerne Bild der Mutter, ein verwilderter Roman, herausgegeben und eingeleitet von Anselm Rueſt. Berlin, Verlag von Hermann Seemann Nachfolger [1906]. 8 M.

Rueſts Neudruck des „Godwi" ist von einer nichtssagenden Einleitung begleitet, die sich der Herausgeber lieber hätte ersparen sollen. Von dem neuromantischen Stil dieses Neudruckers mag der folgende Satz ein Beispiel geben: „Aber wenn wir die Teile inniger als Teile betrachten, wenn wir Seite auf Seite wenden, gefaßt, aus jeder Zeile die innewohnende Schönheit zu schlürfen, dann werden wir unwiderstehlich auch von der großen esoterischen Harmonie plötzlich hingerissen, die künstlerisch webend das Ganze umschließt und die mit einem Wort eben nichts ist als Persönlichkeit." Ja wohl! Die esoterische Harmonie ist nichts als die Persönlichkeit — darüber wird sich streiten lassen, und so wollen wir auch weiter kein Wort darüber verlieren. Etwas Besseres weiß der Herausgeber auch nicht zu sagen; er verweist seine Leser einfach auf die Studie von Kerr, der nach seiner Meinung die Aufmerk-

samkeit zuerst auf den Godwi gelenkt hat; der aber doch auch schon vor Kerr niemand unbekannt war. Ein weiterer Leserkreis wird freilich auch jetzt nicht viel mit ihm anzufangen wissen, denn der Godwi bedarf notwendig eines Kommentars, ohne den er Laien und Schriftgelehrten unverständlich bleibt. Daß die Stellen S. 166 und 169 aus dem Frühlingskranz (S. 59) stammen, ist am Ende gleichgiltig. Daß sich aber „An S." (S. 315) auf die Schwester des Dichters, Sofie Brentano, bezieht, kann man nicht erraten. Über die Ballade S. 335 ff. hat Erich Schmidt in den Forschungen für Heinzel (S. 45) gehandelt. Die Nachrichten über das Leben des fingierten Dichters Maria, d. h. Brentano, rühren bekanntlich von A. Winkelmann her und daß S. 540 unter S. Savigny, S. 541 unter A. Arnim zu verstehen ist, würde gewiß mancher Leser gern aus der Vorrede erfahren haben. Die Auflösung der Chiffren vor den Gedichten des Anhangs (S. 542 ff.) ist bekanntlich auf Grund von Brentanos eigenen Angaben schon in den Schriften VIII, 27 gegeben worden. Der Herausgeber hat wohl S. 542 den Fehler des ersten Druckes S . . . . g mit Recht in S . . . . y (Savigny) verbessert, aber dafür S. 545 A. W — ne stehen lassen, obwohl schon Steig in dieser Zeitschrift (II, 318) gesehen hat, daß ein Druckfehler für W — nn (Winkelmann) vorliegt; zu dem Verse über die heiligen Drei vgl. Schriften VIII, 149. Sollte unter dem K. R., S. 546, schon Karl Rottmanner zu verstehen sein, der später gern W. Schlegel parodiert hat? (Vgl. diese Zeitschrift XV, 258.) Von dem Text könnte ich nicht gerade schlechtes sagen: ich habe die ersten 27 Seiten mit dem Originaldruck rasch verglichen, aber nur Kleinigkeiten gefunden. Eher möchte ich es dem Herausgeber zum Vorwurf machen, daß er das Original auch mit seinen Druckfehlern wiedergegeben hat: S. 7, Z. 12 von unten gehören die Gänsefüße vor „sagst du" und S. 17 muß es wohl auch Z. 2 von oben (wie Z. 1) „im Arme" statt des unsinnigen „vom Arme" heißen. Wie aber konnte es S. 259 geschehen, daß das Titelblatt zum zweiten Band mit dem unentbehrlichen Vermerk „Herausgegeben von den Freunden des Verstorbenen, mit Nachrichten von seinem Leben, seinen Arbeiten und seinem Tode" und mit der „unabhängigen Dedikation an B"(ettina) ganz ausfiel? Der zweite Teil beginnt auf der nächsten Seite und niemand erkennt, daß er ein Jahr später erschienen ist.

Wien. Minor.

Schultze Friedrich, Die Gräfin Dolores. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Geisteslebens im Zeitalter der Romantik (Probefahrten, Erstlingsarbeiten aus dem Deutschen Seminar in Leipzig, herausgegeben von Albert Köster, zweiter Band). Leipzig 1904, R. Voigtländers Verlag. 2 M.

Diese Arbeit ist in einigen nicht unwesentlichen Punkten durch den Briefwechsel zwischen Arnim und den Grimm überholt worden, aus dem Steig nach einer kurzen Andeutung in dieser Zeitschrift (IX, 204) die auf den Roman bezüglichen Stellen zuerst in der Morgenausgabe der „Berliner Nationalzeitung" vom 27. und 29. Oktober 1903 (56. Jahrgang Nr. 570 und 574) mitgeteilt hat, ehe der dritte Band seines Arnim-Werkes (1904) den ganzen Briefwechsel brachte. Die Publikation in der Nationalzeitung hat der Verfasser noch in den Nachträgen benützen können.

Leider fehlt es an einer Analyse der Dichtung, die bei einem romantischen Roman doppelt unentbehrlich ist, weil den wenigsten unter den Lesern, auch solchen, die ihn mehrmals gelesen haben, der Inhalt völlig gegenwärtig sein kann.

Der Wert der Arbeit beruht auf der stärkeren Betonung des Zeitcharakters in dem Roman, auf den schon Wilhelm Grimm aufmerksam gemacht hat und den der Verfasser nach der politischen, nationalen, sozialen und religiösen Seite ausführlich erörtert.

Was die Modelle für die „Gestalten" anbelangt, so hat der Verfasser im Nachtrag S. 93 selber noch für die Fürstin auf Katharina II. verweisen können. Daß unter Dolores die Frau Hufeland verstanden sei, wie Franz Schultz vermutete, hat Steig in dieser Zeitschrift (IX, 203 f.) wohl mit Recht zurückgewiesen. Daß der Fall vielmehr ein typischer war, ergibt sich aus Arnims Briefen an die Grimm, wo er den Markese als ein Bild jener südlichen Franzosen bezeichnet, die so zerstörend durch ganze Familienkreise und Städte wirkten, daß sie Würgengel vorstellen konnten — und doch nur waren wie die meisten Franzosen und nicht verdammlicher als junge Menschen bei uns; „viele Weiber, die in sich falsch, aber aus Mangel andringender Gelegenheit sich gehalten, fallen bei solchen ganz unerwartet." Das Aufsehen, das diese südländischen Franzosen in Deutschland machten, bestätigt auch ein Brief Varnhagens an Chamisso (Geiger, Aus Chamissos Frühzeit, Berlin 1905, S. 132), wo von zwei Franzosen die Rede ist, „von denen der letztere jener Südländer an der spanischen Grenze ist, mit ganz spanischen Augen und schönem Gesicht". Schwerlich läßt sich für die Modellfrage der Brief der Witwe Schillers an Goethe vom 18. Juni 1810 (Goethejahrbuch IV, 263 f.) ausnützen; sie schreibt: „Eins seiner neuen Werke, welches er hergesendet und einen sehr langen Titel hat, ist überaus graziös mitunter, und einzelne Ansichten, wie sie nur aus einem schönen Gemüt kommen können, es ist eine Frische und Lieblichkeit in einzelnen Schilderungen, die einem recht wohl macht. Zumal das Erste Kapitel, die Schilderung eines zerstörten Schlosses, alles, auch die Eisernen Thüren, wie sie verrostet in dem hohen Grase liegen, ist so lebendig, daß ich alles mitsehe. Aber warum ich Ihnen eigentlich etwas darüber sagen wollte, sind

seine Frauen, da ist eine Natur, eine Zartheit, und eine Unnatur und Derbheit und Verworrenheit untereinander gemischt, wie ein Zauberwerk, man hat einen klaren Begriff davon, aber einen Begriff der einen wie ein Fieber verfolgt. Es sind die Nachklänge seines eigenen Herzens, man sieht von Sophie Mereau an alles, was sein Herz berührt hat, wie in einem Zauberspiegel, aber wie er immer wieder zur Natur zurückkehrt und zur Kindlichkeit der Ansichten ist einem als Erscheinung recht anziehend. — Wenn eigentlich ein Ende zu finden wäre, und eine Gewalt sagte, bis hieher sollst du gehen und nicht weiter, so könnte etwas liebliches entstehen." — Verwechselt Charlotte von Schiller hier Arnim mit Brentano, oder die Mereau mit der Imhoff-Hellwig?

Dem Hofrat Beireis in Helmstädt sollte man doch einmal näher nachgehen. Er ist nicht nur für die Dolores, sondern auch für den Faust in den Kronenwächtern und vielleicht auch für Brentanos Rosenkranzromanzen und den Goetheschen Faust von Interesse. Vielleicht stammt der eine oder der andere von den zahlreichen auf mechanischem oder chemischem Wege künstlich erzeugten Menschen aus seinem Laboratorium oder Kunstkabinett. Ich ergänze daher die dürftige Literatur (S. 93 f.) mit dem, was ich mir gelegentlich aufgezeichnet habe. Ein Verzeichnis seiner Sammlung von Seltenheiten aus dem Gebiet der Natur und Kunst ist in 2. Auflage Helmstädt 1810 erschienen. Monographien von Sybel (Berlin 1811), Lichtenstein (Leipzig 1847) und die von Schultze zitierte von Heister (Berlin 1860); 1861 erschien als Sonderausgabe „Beireis und sein großer Diamant" mit biographischer Würdigung. Zeitgenossen, I. Reihe, 2. Band, 8. Heft, 67 ff. Historisches Taschenbuch, Neue Folge, VIII, 259 ff. Euphorion VII, 157; IX, 203 f., 446. Pfaff, Lebenserinnerungen 74; Pfaff, Briefe 125 f., 136 f., 140, 158. Prutz, Menschen und Bücher 312. Müller von Itzehoe auch: Euphorion XIV, 711 und in Schröders Monographie. Goethe: Jahrbuch XV, 82; Schriften der Goethegesellschaft XIV, Register; Briefe an die Stein II², 404; Briefe an F. A. Wolf 63 ff.; Düntzer, Abhandlungen I, 284; Alex. Humboldt an Wegener, Reg.

Unter den Motiven fehlt (65 f.) Celindens Liebeszauber in Halle und Jerusalem. Über die Nixenromantik (66 f.) habe ich in den Göttingischen Gelehrten Anzeigen (1903, S. 739 ff.) gehandelt; ich füge hier hinzu: Pissin, Loeben 157; F. Kauer, Euphorion XIV, 313; Schellberg, Brentanos Gockel 55; Kompositionen zum Donauweibchen bei Pauli, Reichardt 150.

Leider hat der Verfasser auf einen Vergleich der zahlreichen Einlagen mit den früheren und späteren Versionen entweder verzichtet oder uns durch seine lakonischen Angaben die Mühe der Vergleichung künftig nicht erspart; man sollte sich über solche Dinge in Erstlingsarbeiten nicht so vornehm hinwegsetzen, sondern sein eng begrenztes Thema wenigstens so viel als möglich ein- für allemal zu erledigen trachten. Auch über die

Motivierung der Einlagen wird man nicht genügend orientiert. Am häufigsten kehrt diese Form wieder: eine Person des Romanes macht sich anheischig, die Vorgänge (d. h. also, was Arnim eben in Prosa erzählt hat) dichterisch in Vers oder Prosa einzukleiden; es soll also hier gewissermaßen eine poetische Erzählung neben der wirklichen herlaufen, es wird echt romantisch die Poesie noch einmal Gegenstand der Poesie, wir erhalten Dichtung in zweiter Potenz. Gern wird auch das, was der Dichter in Prosa erzählt hat, wie schon bei Goethe, von einer handelnden Person in ein Lied umgesetzt. Gar merkwürdig aber ist es, wie der Dichter am Schlusse (Arnims Werke VIII, 410) nach der Vorlesung des Dramas „Der Ring“ einzulenken sucht: seinen Lesern, sagt er, werde es nicht entgangen sein, wie das Dichten, insbesondere das dramatische, in das Leben der einzelnen Menschen eingreife; und er beruft sich dabei auf den Auszug aus Hollin und auf die kleinen Dramen — die er also nicht als überflüssiges Beiwerk, sondern als eingreifenden Bestandteil der Dichtung betrachtet wissen will. Ja er geht sogar noch weiter und verlangt, daß uns diese Einwirkung der in privaten Kreisen vorgetragenen Schicksale auf das Leben der einzelnen Menschen ein Bild werden möge, wie ein echtes Volksspiel auf das ganze Leben eines ganzen Volkes einwirken könnte — und nun redet er, wie gleichzeitig Jahn in seinem „Deutschen Volkstum“, von einem Volkstheater. Ich glaube nicht, daß eine genauere Untersuchung, die bei Schultze fehlt, die Einwirkung dichterischer Einlagen auf das Leben der einzelnen Personen in Arnims Roman würde nachweisen können; ich halte diese Bemerkung vielmehr für eine Verlegenheitsauskunft des Dichters, der ja gerade unmittelbar vor dem Ende eine Menge solcher Einschiebungen vorgenommen hat und die eigentliche Erzählung dann plötzlich und überraschend abbricht. Auch in „Halle und Jerusalem“ und sonst noch oft genug verliert Arnim am Schlusse völlig die Herrschaft über den Stoff.

Wien. Minor.

Tardel Hermann, „Der arme Heinrich“ in der neueren Dichtung (Forschungen zur neueren Literaturgeschichte, herausgegeben von Dr. Franz Muncker, o. ö. Professor an der Universität München.) Berlin 1905, Verlag von Alexander Duncker. 2 M.

Die nicht besonders zahlreichen modernen Bearbeitungen des „Armen Heinrich“ hat zuerst A. L. Jellinek im Literarischen Echo V, 1371 ziemlich vollständig zusammengestellt und der Verfasser der vorliegenden Monographie hat das Material nur um wenig vermehren können. Nicht ganz richtig ist es, wenn er S. 6 sagt, daß Hartmanns Epos uns erst durch die Ausgaben von Büsching und den Brüdern Grimm wieder zugänglich geworden sei; denn es ist schon 1784 im ersten Band der

Myllerschen Sammlung erschienen, und auf diese Ausgabe wollte schon Brentano (Steig, Arnim I, 156) eine moderne Bearbeitung gründen. Auch hätten die Ausgaben von Büsching und den Grimm (die letztere ist 1905 in einem Neudruck erschienen) wohl eine genauere Beachtung verdient, weil sie doch nicht bloß mittelhochdeutsche Textausgaben sind; auf Chamissos Bearbeitung komme ich noch zurück. Die eigentliche Untersuchung setzt erst bei Longfellow ein, auf den schon im Literarischen Echo V, 930 ff. hingewiesen war; für die Sage von Fastrada (14. Anm.) ist jetzt auf Reuschels Abhandlung in der Festschrift für Vollmöller S. 371 ff. zu verweisen. Weilens Drama ist nicht, wie S. 18 angegeben wird, 1874, sondern, wie Jellinek ganz richtig verzeichnet hatte, 1860 erschienen. Die Anonyma von 1861 (S. 21 ff.) heißt Berta Valett; Brümmer verzeichnet das Drama unter ihrem Namen. Über Carl Schultes, der bald nach der Aufführung seines Werkes auf dem Ostendtheater in Berlin gestorben ist, vgl. Literarisches Echo VI, 1534. Die Novelle der Ricarda Huch (37) ist zuerst im April bis Juni 1898 in der Deutschen Rundschau gedruckt, die Oper von Pfitzner in R. Batkas Gesammelten Blättern über Musik, Leipzig 1903, S. 215 ff. besprochen. In dem Drama von Hanau (29 ff.) soll, wie mir Herr Frisa mitteilt, eine armenische Sage benützt sein, die Wislocki in der Zeitschrift für deutsche Philologie 1891, S. 217 ff. mitgeteilt hat. Seit dem Erscheinen der Monographie ist Albert Geigers „Legende von der Frau Welt“ hinzugekommen, in der Motive von Konrad von Würzburg mit Motiven von Hartmann von Aue verbunden sind. Nachträglich ist auch eine Monographie über Hauptmanns „Armen Heinrich“ von Carl Lamb, Pirmasens 1904, erschienen; den Vergleich mit der Quelle hat ausführlich Stilgebauer „Zur guten Stunde“ 1903, 17. Band, Nr. 11 angestellt. Ich berichtige hier gleich, daß das Hauptmannische Stück in Wien nicht vom Spielplan verschwunden ist (43), sondern immer noch ab und zu gegeben wird; es hat bisher allerdings nur 13 Aufführungen erlebt, trotz der Meisterleistung von Josef Kainz.

Wie es bei solchen stoffgeschichtlichen Arbeiten leider üblich ist, besteht auch dieses Buch eigentlich nur aus einer Reihe von Inhaltsangaben oder Analysen, die nur um so schwerer zu lesen und zu behalten sind, gerade weil sie denselben Stoff behandeln. Ich bin nicht der Meinung, daß das die richtige Methode ist. Ich glaube vielmehr, daß solche Inhaltsangaben, wo die Werke schwer zugänglich oder unbekannt sind, einfach in den Anhang gehören; daß die Darstellung jedoch das stoffliche Gerippe herausheben und an ihm die Veränderungen aufzeigen muß. Wie ich mir die Sache denke, habe ich an einem ähnlichen Thema in meiner Abhandlung über die Wahrheitsforderung in der neueren Literatur gezeigt (Euphorion III, 265 ff.). Dazu kommt aber, daß die Analysen von Tardel keineswegs immer geschickt gemacht sind; wie ja überhaupt diese notwendigste und unentbehrlichste Grundarbeit für alle literaturgeschichtliche Forschung

heute ganz im Argen liegt. Ich will es als bloßen Lapsus betrachten, daß Hauptmanns Meier Gottfried S. 52, Z. 2 v. u. auf einmal Konrad heißt (offenbar wie bei Hammer, S. 50 Anm.); ich gestehe aber, daß mir die Analyse von Fitgers „San Marcos' Tochter" S. 58 ff. lange nicht klar geworden ist. „Maximus," so heißt es hier, „erkennt in dem opferbereiten Mädchen die Braut seines Bruders und sieht zu spät, daß er trotz seines Siechtums geliebt wurde; nun verliert er in der verschmähten Retterin auch die Geliebte" — ich bekenne gern, daß mir lange nicht klar wurde, warum er, der sich trotz seines Siechtums geliebt sieht, nun die Geliebte verlieren sollte? Erst S. 65/6 erfahre ich, daß er durch die Verzichtleistung auf Lavinias Opfer ihre Zuneigung verloren hat — und das hat der Verfasser mit dem Ausdruck „verschmähte Retterin" andeuten wollen! So macht man eben Analysen, die nur der versteht, der das Stück schon kennt und der sie umgekehrt wieder nicht braucht.

Der Verfasser betrachtet mit Recht den Stoff von seiten seiner dichterischen und dramatischen Qualitäten; das müßte Ausgangspunkt und Endpunkt für jede stoffgeschichtliche Arbeit sein. Ich kann aber nicht finden, daß er diese Fragen erheblich gefördert habe. Was zunächst die dichterische Behandlung ekelerregender Krankheiten betrifft, so war ihm R. M. Meyer mit einem Artikel in der Wiener Wochenschrift „Die Zeit" (1903, 35, 130 ff.) vorangegangen. Tardel antwortet auf die Bedenken Goethes: „Seit auf den Schönheitskultus des Klassizismus die Romantik, der Realismus und der Naturalismus gefolgt sind, werden wir der Darstellung des Häßlichen und Krankhaften weiteren Spielraum zu gewähren bereit sein" (17). Das ist ja aber eben die Frage, ob wir dazu „bereit" sind; kein Mensch wird seinen Ekel überwinden können, bloß weil auf den Klassizismus der Naturalismus gefolgt ist, mag er nun „bereit" sein oder nicht! Ein paar Seiten später (30) redet derselbe Tardel von dem Drama von Hanau, in dem das opferwillige Mädchen dem Siechen die Krankheit durch Kuß und Umarmung abnehmen soll; und nun fügt er, trotzdem auf den Klassizismus der Naturalismus längst gefolgt ist, die Bemerkung hinzu: „Wie Heinrich sich diesen Gedanken (Kuß und Umarmung) ausmalt, wirkt indes höchst ekelerregend." Da sind wir doch um keinen Schritt weiter als bei Goethe, der eben auch den Aussatz im „armen Heinrich" ekelerregend fand. Man setze aber einmal an die Stelle der Miselsucht oder des uns gleichfalls ganz fremden Aussatzes die Blattern oder den Krebs, und man wird gleich sehen, daß sich dann auch das Hauptmannische Stück ganz anders ausnimmt. Meines Erinnerns bezeichnet der Dichter die Krankheit seines Helden überhaupt mit keinem bestimmten Ausdruck, und auch die Schilderung, die er davon gibt, erweckt zwar die Vorstellung einer grauenvollen und entsetzlichen Krankheit, niemals aber einer Krankheit, die wir an unserem eigenen

Leib oder an dem von unseren Kindern haben beobachten können. Ganz dasselbe ist es mit der Pest in Kleists Guiscard-Fragment; man setze nur die Cholera an ihre Stelle, und die Wirkung wird eine ganz andere sein. Auch hier spielt das Prinzip der idealen Ferne noch seine Rolle und es ist ganz verkehrt, wenn man bei der Hauptmannischen Dichtung immer von der „Leprose“ redet. Undramatisch findet ferner der Verfasser den Stoff, weil die Rettung des Mädchens ganz dem Zufall überlassen sei, da Hartmanns Dazwischentreten vom richtigen Augenblick abhänge (16). Dann hängt aber wohl jede Katastrophe vom Zufall ab: denn wenn sich z. B. Don Philipp auch nur eine Minute später entschlösse, ins Kabinett der Königin zu gehen, so wäre Don Carlos schon auf dem Wege nach Flandern ... Und während Hegel die Aufopferungsidee des „Armen Heinrich“ als barbarisch, weil vernunftwidrig bezeichnete, soll dieses Motiv unter dem Einfluß der Christus-Idee und der christlichen Ethik der Hauptanziehungspunkt für die modernen Bearbeiter geworden sein (17) — als ob es Hegel an der Christus-Idee gefehlt hätte! Dabei schwankt der Verfasser selber (und nicht ohne Grund), ob er die Heilung der „göttlichen Gnade“ (54, 68) oder „modernen, philosophisch naturwissenschaftlichen Anschauungen“, einer „Art von biologischem Pantheismus“ (55 f.) zuschreiben soll. Es ist kein Wunder, wenn er so zu dem Hauptmannischen Werk kein rechtes inneres Verhältnis findet; etwas gönnerhaft nennt er es (S. 2) ein „recht beachtenswertes Werk“.[1])

Daß Tardel die Bearbeitung von Chamisso so kurz abtut, ist vom stoffgeschichtlichen Standpunkt aus wohl zu entschuldigen; vom stilistischen aus ist der Vergleich lohnend und interessant genug.

(I). Hartmann erzählt echt episch, mit gleicher Ausführlichkeit — Chamisso wählt aus. Heinrichs Entgegnung auf das Anerbieten des Mädchens faßt er ganz kurz; bei Hartmann stellt ihr Heinrich vor: sterben ist kein senftiu nôt — das hat schon der Vater gesagt, Chamisso vermeidet die Wiederholung. Daß er die Ärzte in Salerno befragt habe, erfahren wir bei Hartmann auch zweimal, bei Chamisso erst im prägnanten Augenblick, dort wo ihr Ausspruch aufgefangen wird und Folgen hat. Die Wechselreden zwischen dem Meister in Salerno und Hartmann gibt Heinrich ganz breit und ausführlich — Chamisso ganz kurz und knapp, weil die Situation drängt. Chamisso macht dagegen Stimmung; er schickt überall eine Schilderung des Lokales voraus: er beginnt mit einer Phantasievorstellung der verödeten Burg, ähnlich wie Arnim in der Dolores, und die charakteristische Örtlichkeit spielt echt romantisch überall ihre Rolle; auf dem Vorwerk bei dem Meier: „Seht ihr dort am Waldesrande,“ und auch in Salerno geht eine Schilderung des unheimlichen Gemaches voraus.

[1]) Es enthält, nebenbei gesagt, zwei starke Widersprüche. Wie kann die 11jährige Ottegebe Heinrichs Jugendgespielin gewesen sein? und auch der Beginn der Krankheit wird zweimal ganz verschieden erzählt.

Besonders charakteristisch ist ein Vergleich der Rede der Maid, als sie ihre Eltern zur Erlaubnis bewegt. Bei Hartmann antwortet sie erst dem Vater, dann bringt die Mutter ihre Bedenken vor, auf die sie wieder antwortet. Chamisso konzentriert alle Argumente in Einer Rede, und diese Rede ist wohlgesetzt, absichtlich, künstlich — die Maid will überreden und bewegen, während sie bei Hartmann wie aus übernatürlichem Drange, aus Eingebung des Geistes, wie unwillkürlich redet. „Leg' mir die rechten Worte auf die Zunge,“ so beginnt sie bei Chamisso gleich, und sie schließt pathetisch: „der Baum des Ruhmes soll sich wieder heben.“

(II). Die Motive veredelt Chamisso: bei Hartmann sind die Alten von naiver Eigennützigkeit, weil sie nach dem Tod des gütigen Herrn zu verderben fürchten — Chamisso weiß nichts davon. Er verstärkt sie: bei Hartmann haben die Alten mehr Kinder — bei Chamisso nur eben dieses eine (wie auch bei Hauptmann). Chamisso bringt feinere Züge an: die Maid kommt an das Bette Heinrichs, aber sie fragt nicht, ob er wach sei?, sondern wartet, bis er die Augen aufschlägt; und viel zärter bringt sie dann auch ihre Bitte vor, daß er das Opfer annehme, wobei sie sich erst seiner Zustimmung versichert, daß sie nicht vergebens bitten werde. Es herrscht im kleinen wie im großen mehr Abwechslung in den Gefühlen und eine feinere Skala des Empfindungslebens. Wenn Hartmann nur sagt: sîn ungehabe wurde grôz oder er wart trûrec und unfrô, dann wechseln bei Chamisso in dem Ritter schon Bangen, Furcht und Schrecken. Und die Empfindungen sind auch komplizierterer Natur: in dem Helden erwacht neue Lebenslust; bei Hartmann sieht er sie durch die Türe in ihrer Schönheit liegen, und eine Art von physischem Verdruß und von Reue erwacht in ihm, daß das Schöne verderben soll — bei Chamisso gerät die neuerwachte Lebenslust mit dem Schuldbewußtsein, daß er das Opfer annehme, in Kampf, bis das letztere siegt. Echt romantisch also handelt es sich bei ihm um eine Verwirrung der Gefühle. Am meisten tritt der Unterschied der Seelenmalerei in der Schlußszene zutage, wo Chamisso alle Mittel aufbietet. Der Meister, selber erbleichend, erwartet, daß Heinrich ihn zurückrufen werde — Heinrich voll stürmender Lebenslust — die Ungeduld der Maid, die sich (wovon Hartmann nichts weiß) die Kleider vom Leibe reißt — dann der Seelenkampf Heinrichs und endlich der Umschlag, das alles ist mit Virtuosität und effektreich dargestellt.

(III). Chamisso erzählt im Stil des Romanzenepos, der sich in Fragen und Ausrufen gefällt: „Nach Salerno, nach Salerno!“, „Ei mit welchen Wonnethränen!“ Während Hartmann von sich selber und von dem Helden in der dritten Person redet, wendet sich Chamisso ganz im Stil der Ballade in der zweiten Person an den Helden: „Guter Ritter Heinrich von der Aue, Blume du der Jugend und der Schöne!“ Chamisso ist deshalb auch knapper, er kürzt auch im Ausdruck; während Hartmann das Unglück des Ritters in einer Unzahl von Wendungen erzählt, meidet

Chamisso solche tautologische Häufungen. Hartmanns Erzählung hat einen frischen jambischen Gang; Chamisso hat die fünffüßigen Trochäen gewählt, die etwas passives, leidendes an sich haben und gleichfalls für den Gegenstand Stimmung machen. Deutlich erkennbar ist die Neigung zur Assonanz. Zweifellos hat Hartmann seine Wirkungen mit einfacheren und schlichteren Mitteln erreicht; Chamissos Behandlung erscheint uns, neben die seinige gehalten, als virtuos und effektvoll.

Mich wundert, daß der Verfasser, dem wir eine so schöne Ausgabe von Chamisso verdanken, auf diesen Vergleich ganz verzichtet hat.

Wien. Minor.

Hellmann Hanna, Heinrich von Kleist. Das Problem seines Lebens und seiner Dichtung. Ein Versuch. Heidelberg 1908, Winter. 80 Pf.

Es ist kein geringes Wagnis, das verwickelte und so überaus oft beleuchtete Kleistproblem in einem Heftchen von vierzig Seiten aufzurollen. Von den vierzig Seiten des gehaltvollen Versuchs genügt jedoch eine einzige, und auf ihr ein einziger Satz, die rege Teilnahme der Kleistforschung für sich in Anspruch zu nehmen: ich meine die Stelle, da der Aufsatz „Über das Marionettentheater" als Schlüssel von Kleists Denkweise und Dichtung bezeichnet wird. Hanna Hellmann ist — in Deutschland — die erste, die die grundlegende Bedeutung des genannten Aufsatzes erkannt hat; denn abgesehen von Steigs vorwiegend urkundlichen Nachweisen, um die sich die Verfasserin herzlich wenig bekümmert, von gelegentlichen Äußerungen Erich Schmidts und Kaykas und von einer feinsinnigen Bemerkung bei Fries, der in dem „Marionettentheater" eine teilweise Erklärung für die unbewußte Schönheit von Kleists Schreibweise findet, ist der dichterisch und philosophisch hervorragende Beitrag von der Forschung stiefmütterlich behandelt worden.

„Kleist war Metaphysiker, wie es nur je ein Dichter war," so lautet die wichtigste These der Schrift. Um ihre Behauptung zu erweisen, unternimmt die Verfasserin, die Dreiteilung, die durch den Aufsatz über das Marionettentheater festgesetzt ist, in des Dichters eigner Entwicklung und Produktion durchzuführen. Kleist unterscheidet drei Stufen des Bewußtseins: die eines Gliedermanns, die eines Menschen, die eines Gottes; der Weg der Menschheit soll von der ersten zur dritten führen, und zwar über die Mittelstufe — die Reflexion — hinweg. Die Verfasserin sieht diese Dreiteilung als echt romantische Idee an, zieht zum Vergleiche Stellen aus Friedrich Schlegel, Schelling, Novalis heran, handhabt auch die Hegelsche Terminologie; dagegen kommt der Name Rousseau nicht vor, und leider sind die Fäden zwischen Kleist und der übrigen Romantik nicht fest genug geknüpft, so daß die Beziehungen in der Luft zu schweben scheinen; auch die Verwandtschaft mit Platos Ideen ist lediglich ange-

deutet. Am glücklichsten gerät der Nachweis der drei Bewußtseinsformen für Kleists Leben, während es bei der an einzelnen dichterischen Gestalten dargetanen Scheidung zwischen Marionette, Mensch und Gott nicht ohne störende Gewaltsamkeiten abgeht. Mit inniger Einfühlungsgabe wird kurz das Leben des Dichters vorgeführt, und zwar derart, als wäre es selbst ein Kleistisches Kunstprodukt, mit allerengstem Anschluß an die Worte des „Marionettentheaters" heißt es von der zweiten Phase der geistigen Entwicklung Kleists: „Da zerstört ihm Kants Philosophie die Naivität des Denkens, gibt ihm das Bewußtsein und legt sich wie ein eisernes Netz um das freie Spiel seiner Gedanken"; in der Sehnsucht nach der Idylle sei das Verlangen nach der ersten Stufe, zurück zum Unbewußten, enthalten gewesen; das Ringen um eine absolute Kunstform und, schließlich, der Gedanke an den Tod als das einzig Absolute habe ihn zur dritten Stufe emporgeläutert.

Von den Bemerkungen zu Kleists Werken seien als fördernd hervorgehoben: die Betonung der Ironie in „Amphitryon", der Vergleich zwischen Alkmene und Wilhelmine von Zenge, die Aufdeckung des tieferen Sinns in der Vertauschung der Initialen A und J, ein Wort zum Doppelgängerproblem in derselben Dichtung; die Vermutung, daß es sich bei der Gier des Kurfürsten, des geheimnisvollen Zettels habhaft zu werden, „um etwas wie ein Schattenspiel", um ein Gegenstück zur idealen Forderung Kohlhaas' handle; die Deutung von Penthesileas Charakter als einer allem Amazonenmäßigen entgegengesetzten Natur; die Berücksichtigung der Ethik Schleiermachers. Manches hingegen, wie das über das Hereinragen der geheimnisvollen Welt in die reale Welt der Kohlhaasnovelle Gesagte, ist wohl nicht mehr haltbar; was ferner den Grundgedanken anlangt, die Dreiteilung des „Marionettentheaters" an den einzelnen Gestalten zu erproben, so finde ich, bei aller Hochschätzung für Kleists geistreichsten Aufsatz, die Anwendung, die die Verfasserin davon macht, übertrieben und unnatürlich. Käthchen als Vertreterin der untersten Stufe, als naive Puppe, zu betrachten, ist recht ersprießlich; mit minderem Recht wird das Heer der Amazonen den Marionetten an die Seite gestellt; der leidenschaftlichen Triebnatur Penthesileas einen Platz auf der Mittelstufe einräumen zu wollen, erscheint recht einseitig, Achilles jedoch, diesen überaus menschlichen Helden, als Gott anzusprechen, ist, gelinde gesagt, überspannt. Wenn nun gar der Prinz von Homburg dem Schema eingezwängt werden soll, so heißt das, aus Kleist nicht bloß einen metaphysischen, sondern einen doktrinären Kopf machen und übersehen, daß es sich in Kleists patriotischem Drama nicht so sehr um ein reinlich gelöstes Problem als um die Gegenüberstellung zweier Postulate handelt, die beide dem Dichter von seinem eignen Fühlen nahegelegt worden waren.

In der neuen Deutung, die das Amphitryon-Drama erfährt, steckt meiner Meinung nach ein guter Kern; er wird aber durch den Schlegel-

schen Kunstausdruck „Transzendentalpoesie" unschmackhaft gemacht. Im Gegensatze zu der herrschenden Auffassung von Alkmenes unbeirrbarer Treue stellt die Verfasserin die Behauptung auf, Alkmene verleugne ihren Gatten, den sie neben des Gottes Idealgestalt als gemeinen Knecht erkennen müsse. Wertvoll ist an dieser Erklärung, daß die Worte des Abschens, mit denen sich Alkmene im letzten Akte von Amphitryon abwendet, nicht mehr, wie für die bisherige Forschung, als stilwidrig zu gelten haben; der Behauptung jedoch, daß sich Amphitryons Sprache nicht viel über die Sprache seines Dieners erhebe, ist eben dieser letzte Aufzug mit der wehmütigen Apostrophe „Alkmene! Meine Braut! . . ." entgegenzuhalten; auch bleibt zu beachten, daß Amphitryon sich von vornherein in einer schiefen, wo nicht lächerlichen Lage befindet, daher naturgemäß nichts von Jupiters hoheitsvollem Auftreten besitzt. Ein letztes Wort ist über die Tragik von Alkmenes Seele wohl noch nicht gesprochen worden.

Die Verfasserin beabsichtigt auf ihr Problem in weiterem Zusammenhang zurückzukommen. In gegenwärtiger gedrängter Form ist die Untersuchung zum Schlusse schwer geschädigt, da die Philosophie des „Marionettentheaters" für Dinge verantwortlich gemacht wird, mit denen sie kaum was zu schaffen hat. Ob die Todesfurcht des Prinzen von Homburg als durchaus verdammenswert gedacht und etwa der schmählichen Verbindung des Kohlhaas mit dem ehrlosen Verbrecher gleichzustellen ist, darüber läßt sich rechten; sicher jedoch hat diese Verbindung nichts gemeinsames mit dem „Verlust der Grazie im Marionettentheater": will man in „Michael Kohlhaas" ein Analogon zu dem Aufsatz über das Marionettentheater nachweisen, so ist es, wie die Verfasserin an anderer Stelle des Buches andeutet und wie ich in einem Aufsatz über Kleists Spiegelanekdote dartun will,[1]) einzig und allein in dem Verhältnis des Kohlhaas zu Luther zu suchen.

Prag. Ottokar Fischer.

Schmidt Otto Eduard, Fouqué, Apel, Miltitz. Beiträge zur Geschichte der deutschen Romantik. Mit 12 Illustrationen und zwei Musikbeilagen. Leipzig 1908, Dürr. 5.40 M., geb. 6.50 M.

Fouqué ist merkwürdig spät von der Literaturgeschichte für die Literaturgeschichte wieder entdeckt worden. Auf gelegentliche Streiflichter vom Boden der Nibelungen- und Wagnerforschung folgten erst neuerdings Studien zu seiner Lyrik und zur „Undine". — O. E. Schmidt, bereits durch seine hübschen „Kursächsischen Streifzüge" vorteilhaft bekannt, führt einen charakteristischen Ausschnitt aus der jüngeren Romantikerwelt vor, in dessen Mittelpunkt Fouqué steht. Er

[1]) In dem demnächst in dieser Zeitschrift erscheinenden siebenten Kapitel meiner „Mimischen Studien zu H. v. Kleist": ich lege Wert darauf, festzustellen, daß eben dieser Abschnitt über Kleists Spiegelanekdote seit Juni 1908 gedruckt vorliegt (in der von F. X. Salda redigierten tschechischen Zeitschrift „Novina").

vertritt auch, und hier allein, die Modetorheiten einer bizarr stilisierten Kunstsprache und vergißt etwa nie die Anrede „lieber Sang- und Waffenbruder". Eine preußische Prinzessin ernennt er zu seiner Muse und läßt sich von ihr literarische Aufgaben stellen. Oder er fährt auf die „Jakobiner" von 1818 los. Aber der Dichter, der sich mit koketter Verlegenheit darüber beklagt, daß er Mode geworden sei — ach! er sollte es nicht zu lange beklagen! — versteht doch den „treuen hochbegabten Künstler" (wie er Miltitz anredet!) verständig zu kritisieren. Der beste Kritiker des Kreises ist freilich der grundgescheite Apel, der auch über das Neuteutonentum sehr besonnen, über das Verhältnis von Kunst und Kritik oder über die kaufenden Kunstfreunde ganz modern spricht.

Karl Borromäus v. Miltitz, der sächsische Freund des Preußen Fouqué — die politische Lage hält sie einen Augenblick lang auseinander — läßt sich wenigstens in effigie mit seiner Gattin zu einem burgherrlichen Paar romantisieren, ganz wie es später auf seiner Burg der Erzrevolutzer Follen mit der seinen tat. Übrigens sind seine Briefe nicht sehr ergiebig. Doch werden bei der Korrespondenz hin und her ganz interessante Urteile laut über den Aufklärer Tiedge und den frommen Naturphilosophen Schubert; über „den entsetzlichen Ramberg" und den manieriert gewordenen Cornelius; über Rochlitz und Apel selbst; über Hofleben und Politik.

Ein lebensmüder Brief des armen Malers Moriz Retzsch schließt die Sammlung ab. Er war erst 67 Jahre, spricht aber wie ein gebrochener Greis. Die Männer alterten in jener „stillen Zeit" voll „patriarchalischer Ruhe" rascher und gründlicher als in unserer „überhasteten Zeit".

Berlin. Richard M. Meyer.

Kohm Josef, Grillparzers Goldenes Vlies und sein handschriftlicher Nachlaß. Wien 1906 (Kommissionsverlag von Karl Gerolds Sohn). 4 M.

I.

Die schärfste Verurteilung von seiten der Kritik[1]) hat Kohm nicht abhalten können, seiner Arbeit über die Ahnfrau eine zweite große Veröffentlichung aus dem Grillparzerarchiv folgen zu lassen.

Was seine eigentliche Absicht dabei war, läßt sich nach seinen Angaben nicht genau feststellen. Das Greifbarste in dieser Hinsicht enthalten wohl die beiden ersten Sätze des Vorworts.

„Das Studium des Goldenen Vlieses," sagt er dort, „führte mich dazu, auch den handschriftlichen Nachlaß des Dichters in der Wiener Stadtbibliothek einzusehen. Gar bald drängte sich mir die Überzeugung auf, daß durch die Verwertung desselben sowohl die Textkritik als die Erklärung der Dichtung gewinnen müßte."

Das ihm von vornherein vorschwebende Ziel war also, durch die Verwertung des im Grillparzerarchiv aufgefundenen Materials (= M) andern die Mittel an die Hand zu geben, auf dem Gebiete der Textkritik und auch der Erklärung des Goldenen Vlieses wissenschaftlich zu arbeiten.

[1]) Ich erinnere besonders an Sauer, „Die Zeit" 1903, Nr. 471.

Damit gab er sich jedoch nicht zufrieden. Nicht nur ermöglichen wollte er diese Arbeit, sondern auch, soweit irgend angängig, erleichtern. Und so entschloß er sich, auch den übrigen Textgestalten der Dichtung seine Aufmerksamkeit zu schenken. Er verarbeitete die Fassung des ersten Druckes (1822 = W), erörterte den Wert und die Brauchbarkeit des Textes, den die fünf Ausgaben der Werke Grillparzers darbieten, ja er tat sich sogar nach Abschriften des Goldenen Vlieses um und ist in der glücklichen Lage, uns die Lesarten zweier bisher unbekannter Theaterabschriften der Medea (= T^1 und T^2) mitteilen zu können. Das Ganze bot er, der Raumersparnis und besseren Übersicht wegen, in der Form eines Apparates, dem er die allen zugängliche letzte Gestalt des Goldenen Vlieses in der fünften Ausgabe der Werke (= C) zugrunde legte, um von hier aus die Abweichungen des Textes von M, W, T^1 und T^2 zu notieren.

Aus alledem gewinnt man den Eindruck, daß der Verfasser durchaus nicht nur zu einer kritischen Beurteilung des Textes der Trilogie anregen wollte — dann hätte er sich ja auf ein paar Beispiele beschränken können und nicht das ganze Material heranzuziehen brauchen —, sondern daß er im letzten Grunde die Absicht hatte, die nötigen Vorarbeiten zu einer kritischen Ausgabe des Goldenen Vlieses vorzulegen. Danach ist das Buch zu beurteilen, d. h. seine Benutzbarkeit zum Zweck einer kritischen Ausgabe hat den Maßstab für die Abschätzung seines Wertes zu bilden.

Als Kenner des gesamten in Frage stehenden Materials leugne ich die Schwierigkeit einer Aufgabe, wie sie sich Kohm gestellt hat, durchaus nicht ab. Um ihr beizukommen, bedurfte es meiner Meinung nach neben der nötigen wissenschaftlichen Qualifikation zu solchen Arbeiten in erster Linie einer ganz ausgesuchten Gewissenhaftigkeit. Diese hätte sich Kohm um so mehr zur Pflicht machen sollen, als er selbst auf die Herstellung der kritischen Ausgabe verzichtete. Denn indem er es andern überließ, dieses letzte Ziel mit Hilfe seines Buches zu erreichen, übernahm er nicht nur die Verantwortung für seine *eigne*, sondern zum größten Teil auch für die *fremde* Arbeit, die sich auf der seinigen aufbauen sollte.

Merkwürdigerweise nimmt's Kohm aber mit der Gewissenhaftigkeit gar nicht so genau. Dafür bieten sich schon auf den ersten Seiten des Vorworts ein paar treffliche Beispiele.

„Aus einem Briefe an Karoline Pichler vom 18. Dezember 1819" (S. V) will Kohm die Gründe ersehen, warum Grillparzer Ende 1818 seine Arbeit am Goldenen Vlies unterbrochen hat. Ich rede nicht von dem Fehler in der Jahreszahl. Aber ich frage mich, wie man aus einem Briefe Schlüsse ziehen kann, der nicht erhalten ist.

Wenn man dem Verweis der Anmerkung zu dieser Stelle nachgeht, so findet man, daß Kohm den Brief von Karoline Pichler an Therese Huber vom selben Tage (18. Dezember 1818) meint, in dem einige An-

gaben über den Inhalt des verlorenen Schreibens stehen. Karoline Pichler nennt dort den Brief Grillparzers „ein kleines Billet“ und gibt als seinen Inhalt nur Komplimente für Therese Huber an. Hierauf fährt sie fort: „Ob er aber gesonnen wäre eine Antwort gegen jenen Herrn Rezensenten nach Ihrem Anerbieten einrücken zu lassen, davon sagt er gar nichts, und der Brief trägt überhaupt den Charakter der Verstimmung und Befangenheit über die Krankheit seiner Mutter.“ Sie sucht Grillparzer noch weiter zu entschuldigen und sagt, nun bereits *ohne* jede Beziehung auf seinen Brief: „Er ist nicht glücklich, er ist kränklich, und er quält sich selbst.“ (Gespräche II, 85—86.) Und hieraus geht nun für Kohm hervor, „daß Grillparzer die Krankheit seiner Mutter und die eigene schwache Gesundheit die Lust an der Arbeit genommen hatten“. (S. V—VI.) Da ist aus kränklich auf einmal halb krank geworden und aus dem, was Entschuldigungsversuche Karoline Pichlers sind, auf einmal eine Äußerung Grillparzers. Auf diese Weise kann ich aus einer Mücke einen Elefanten machen und dann staunend ausrufen: Sehet, welch ein Adler!

Warum schließt sich Kohm nicht lieber völlig der Darstellung Schreyvogels an, der doch sicher genauer Bescheid wußte, wenn er am 25. November 1818 an Böttiger schrieb: „Grillparzer ist richtig an der Stelle stecken geblieben, wo ich es voraus sagte; . . . Ein paar Wochen war er ganz verstimmt und wollte die Unternehmung völlig aufgeben.“ (Gespräche II, 83.) Das sieht nicht so aus, als hätten ihm äußere Einflüsse „die Lust genommen“, sondern als habe er aus innern Gründen nicht weiter gekonnt!

Offenbar hat sich aber Kohm weder den *Inhalt* dieses Briefes noch auch sein *Datum* genauer angesehen. Denn sonst hätte ihm einerseits nicht das fatale Versehen unterlaufen können, diesen und noch einen anderen Brief Schreyvogels an Böttiger vom 7. und 25. *Dezember* statt November zu datieren, wo er doch so wichtige Schlüsse aus ihnen zieht! Anderseits aber hätte er auch merken müssen, daß sich das Datum der Unterbrechung wesentlich genauer angeben läßt, als er es tut. Gerade die Bemerkung Schreyvogels, Grillparzer sei, nachdem er stecken geblieben, ein paar Wochen ganz verstimmt gewesen, verweist doch den Abbruch der Dichtung in die unmittelbarste Nähe des 7. November!

Bei Erwähnung der zweiten Arbeitspause, die nach Beendigung des ersten Aktes der Medea eintrat, und die nach Grillparzers eigenem Zeugnis „durch den Verdruß über die Übergehung in der Beförderung“ verursacht wurde (S. VII), führt Kohm ein Zitat aus Arnims Gleichen an, das er auf einem Blatte der „Studien und Entwürfe“ vorfand und das er gern für diese Zeit in Anspruch nehmen möchte. Ich will ganz davon absehen, daß dieses Blatt nachweisbar erst nach erstmaliger Vollendung des *ganzen* Goldenen Vlieses beschrieben wurde. Aber gesetzt auch den

Fall, die auf ihm stehenden Notizen wären tatsächlich entstehungsgeschichtlich so einzureihen, wie Kohm will (S. VIII), so durfte das erwähnte Zitat doch schon deshalb nicht für diese Zeit ausgebeutet werden, weil es erst später an den oberen Rand des Blattes geschrieben wurde, und wer weiß denn, wann? Ganz und gar nicht aber darf man aus dem Zitat den lächerlichen Schluß ziehen, „daß Grillparzer mitten in seinem dichterischen Schaffen noch immer genug Muße für die Lektüre anderer Werke besaß". (S. VIII.)

Wer nach diesen wenigen Kostproben auf alles Folgende freudig verzichtet, dem kann man's nicht verdenken. Tatsächlich werden, je näher man Kohms Arbeit nachprüft, die Auseinandersetzungen immer unerfreulicher. Leider sind sie unumgänglich nötig. Denn es steht zu befürchten, daß Kohm abermals hingehen wird und behaupten, man sei auf seine Ausführungen nicht eingegangen.[1]) Und drum also!

Einen großen Teil seines Vorworts widmet Kohm der Beschreibung und Bewertung der beiden Theaterabschriften der Medea, mit denen es ihm jedoch, in gehörigem Abstande, ähnlich gegangen zu sein scheint wie mit der ersten Gestalt der Ahnfrau. In diesen Fund, den gewiß schon andere vor ihm kannten, hat er sich offenbar verliebt und hinterher manches hinzugedichtet, was er wohl selbst nicht recht glaubt.

Indem er das Papier, auf das beide Abschriften geschrieben sind, mit dem von M vergleicht, findet er (S. XV), daß das in T^1 benutzte „viel Ähnlichkeit mit dem Schreibmateriale hat, dessen sich Grillparzer für das Originalmanuskript bedient hat," und (S. XVI) daß das Papier der ersten Hälfte von T^2 (im folgenden = T^2a) „in Farbe und Qualität" dem in T^1 verwendeten ähnelt. Kohm neigt also der Vermutung zu, daß M, T^1 und T^2a auf dasselbe Papier geschrieben wurden. Wenn er sich die Mühe genommen hätte, auch einmal die Wasserzeichen anzusehen, so würde er gefunden haben, daß das Papier von T^1 ganz anders ist als das von M, und daß auch das Papier des ersten Teiles von T^2 weder mit M, noch mit T^1 etwas zu tun hat. Warum so vage Vermutungen durchscheinen lassen, wenn ein so leichter und bequemer Versuch es ermöglichte, an ihre Stelle die klare und bestimmte Behauptung des Gegenteils zu setzen!

Neben dem Personenverzeichnis beider Abschriften findet Kohm die Namen von Schauspielern und Schauspielerinnen eingetragen. Auch hierüber will er uns einiges sagen. In T^2 aber verliest er sich (S. XVI). Man setze statt „Paulmann, Minarzik (Landmann)" ein: „Paulmann (Landmann), kl. Paulmann, Minarzik (Medeens Kinder)." Und in T^1 übersieht er, daß links und rechts vom Personenverzeichnis mindestens drei verschiedene Besetzungen des Stückes zu unterscheiden sind. Aus

[1]) Vgl. seinen Brief „Die Zeit" 1903, Nr. 490.

zweien von ihnen hat er sich die Auswahl von Schauspielernamen zusammengesucht, die er S. XV gibt. Eine andere, rechts vom Personenverzeichnis stehende Besetzung beachtet er überhaupt nicht, obgleich sie von allen die wichtigste ist. Sie zeigt folgende Namen:

Kreon . . . . . H Lange
Kreusa. . . . . Mad Löwe
Jason . . . . . H Korn
Medea . . . . . Mad Schröder
Gora . . . . . Mad Vogel
Herold . . . . . H Reil
Landmann . . . H Wagner
Medeens Kinder Weber u kleiner (?) Koberwein
Sklave . . . . . H Fux
Magd . . . . . Mad: Hanusch
Sklavin . . . . Mad. Leithenau

Zweifellos haben wir hier die Besetzung der ersten Aufführung vor uns. Man vergleiche die Selbstbiographie W[5] XIX, 101—102, den Brief an die Hoftheaterdirektion vom 8. November 1820 Briefe und Tagebücher I, 55—56 und Gespräche II, 394 ff.

Die beiden anderen Besetzungen können nicht erheblich späteren Datums sein, da in beiden die Rolle der Medea noch in den Händen der großen Schröder ist. Die eine ist über die eben erwähnte überkorrigiert. Sie enthält folgende neue und alte Namen:

H Anschütz, Dll: Weber, H Herteur (so!), Mad Schröder (unverändert), Mad Lembert, H Reil, H Wagner (die beiden letzten unverändert), Reichel und kl. Weber [a. n. l. (Medeens Kinder), H Schmidt, Dll Teimer, Dll Schröder.

Die andere Besetzung, erst mit Bleistift geschrieben, dann mit Tinte nachgezogen, steht links vom Personenverzeichnis:

[a. n. l. H: Anschütz, Dll Pistor, H: Heurteur, Md: Schröder, Md Lembert, H: Reil, H: Wagner, H: Mittel (Sklave), Dll Botgorschek (Magd), Md Reichel (Sklavin); für Heurteur trat später Lucas, für Reil Vollkom.

Weiterhin hat Kohm übersehen, daß sich auch auf dem Titelblatte von T[1] ein Verzeichnis der in den einzelnen Akten auftretenden Schauspieler befindet. Und dieses ist wertvoller als das von ihm erwähnte, welches auf der dem Titelblatte vorausgehenden Seite steht; denn es ist das für die erste Aufführung bestimmte. Es enthält dieselben Namen wie die erste Besetzung, nur nach der Reihenfolge ihres Auftretens geordnet.

Ein wirklicher Mangel an ernsthafter Bemühung, wenn nicht gar die unbewußte Absicht, den beiden Theaterabschriften mehr Bedeutung zu geben, als ihnen zukommt, tritt bei der Erörterung der Frage nach dem Schreiber von T[1] und T[2] zutage. „Ob der Dichter T[1] selbst geschrieben hat," sagt Kohm S. XV, „wage ich nicht zu behaupten. Manches scheint dafür zu sprechen." Eine spätere Stelle zeigt, daß ihm die Schrift im

zweiten Teile von T^2 derselben Feder anzugehören scheint wie T^1 (S. XVI). „Trotz der eigentümlichen Gestalt mancher Buchstaben," so fährt er fort, „kann dasselbe vielleicht auch von der Schrift in der ersten Hälfte von T^2 gesagt werden." Das ist zwar keine feste Behauptung, aber doch die deutliche Vermutung, daß der Dichter T^1 und die beiden Hälften von T^2 selbst geschrieben hat.

Demgegenüber leugne ich zunächst die Möglichkeit, alle drei Teile einem und demselben Schreiber zuzuerkennen, gleichviel wer das gewesen sein mag. Um dies nachzuweisen, brauche ich die Schrift, obgleich sie das beredteste Zeugnis ablegt, noch gar nicht einmal ins Feld zu führen. Es gibt ja andere Kriterien in Menge!

Rein äußerlich fällt auf, daß in jedem der drei Teile, wie bereits angedeutet wurde, eine andere Papiersorte zur Verwendung gelangt ist, ferner daß in jedem eine verschiedene Anzahl von Bogen (= Doppelblättern) ineinandergelegt und so zu sogenannten Lagen vereinigt sind, in T^1 je zwei (wie in M!), in T^2a vier, in T^2b sechs.

Intimere Merkmale sind die folgenden, die ich der Übersichtlichkeit halber zu einer Tabelle zusammengestellt habe:

A. Orthographische Unterschiede.

T^1	T^2a	T^2b
1) einmahl, manchmahl, niemahls, damahls.	ein Mal, manch Mal, niemals, damals.	wie T^1, nur einmal damals (S. 96 a).
2) mancherley, Schleyer, vorbey, entzwey, bey, beyde, Sclaverey, frey, Beyspiel, freyen, feyern, Ey, zwey, Geschrey, beynahe, schreyen, drey u. s. w. ferner das Verbum seyn	stets ei statt ey, nur einmal Geschrey.	wie T^1, zweimal sogar übertreibend meynen, wo T^1 meinen zeigt.
	sein. Einmal wird (versehentlich abgeschriebenes?) y wegradiert und ein i dafür gesetzt (S. 9 a = Med. I. v. 126).	wie T^1.
3) Nahme.	Name.	Name, zweimal auch Nahme.
4) Sclave, als Personenname lateinisch geschrieben, wie alle Personennamen in T^1.	Sklave, als Personenname Sclave, lateinisch, wie alle Personennamen in T^2a.	Sklave, als Personenname ebenso, d. h. deutsch, wie alle Personennamen in T^2b.
5) hohlen (wie M!).	holen.	holen.

B. Graphische Unterschiede.

T¹	T²a	T²b
1) a) mm und nn durch m und n mit Strich darüber wiedergegeben.	wie T¹	mm wie T¹, nn meist ausgeschrieben.
b) auch die Endung -in mit derartig verdoppeltem n.	fast stets einfaches n ohne Strich darüber.	teils n mit Verdopplungsstrich, teils zwei ausgeschriebene n, oft aber auch nur ein n ohne Strich.
c) sogar über dem m und n von Wörtern wie Strom, kam, Grünen, also nach langem Vocal, findet sich ein Strich.	m und n ohne Strich.	wie T²a.
2) U.	stets mit U-Bogen darüber.	wie T¹.
3) Ü.	Ui, z. B. Uibel, stets mit U-Bogen.	wie T¹.
4) ck.	stets statt ck einfaches k.	wie T¹.

C. Unterschiede in den Akt- und Szenenüberschriften.

T¹	T²a	T²b
1) 1. Aufzug. 2. Aufzug. u. s. w.	Actus 1. Actus 2.	in einer Art Druckschrift: Dritter Aufzug. Vierter Aufzug. Fünfter Aufzug.
2) mit Bleistift nachträglich eingefügt: Sc: 1., Sc: 2. u. s. w. einmal ausgeschrieben: Scena (S. 13b).	Scena 1. u. s. w. stets ausgeschrieben.	1t Auftritt. 2t Auftritt. u. s. w.

Nach diesen Tatsachen wird man gezwungen sein, für jeden der drei Teile einen besonderen Schreiber anzunehmen. Es kann also auch Grillparzer im besten Falle nur einen davon geschrieben haben, fragt sich, welchen.

Hält man sich an Kohms Worte, so hätte man zuerst an T¹ zu denken. Da ist ihm die Autorschaft Grillparzers so wahrscheinlich, daß er sogar den Mut findet hinzuzufügen „Manches scheint dafür zu sprechen".

Weiter sagt er aber nichts, und man zerbricht sich ganz fruchtlos den Kopf, woran er da wohl hätte denken können. Ich bezweifle, daß Kohm Indizien für diese Vermutung gefunden hat, aber ich bezweifle sogar, daß er überhaupt danach gesucht hat. Oder glaubt er etwa, daß der Dichter es war, der in T[1] Folkos statt Jolkos schrieb[1]) und, zweimal sogar, Korinthes statt Korinthos,[2]) der einen Vers nicht zu Ende schreiben konnte, weil er mit dem Wort „Manen" nichts anzufangen wußte,[3]) der Gericht schrieb, wo in M Gerücht zu lesen ist,[4]) der uns von einem „Wettstreit" statt von einem „Wortstreit ob des Argonautenzugs" berichtet?[5]) Solche Beispiele sind in Menge vorhanden! Hat Kohm gar keins von allen gesehen? Ein einziges hätte genügt, eine derartige Vermutung im Keime zu ersticken. Und nun vollends die Schrift! Hier steht man vor einem Rätsel. Wenn Kohm in dieser Beziehung überhaupt Vergleiche angestellt hat, so kann es nur tief bedauerlich genannt werden, daß er, nachdem er bereits die Manuskripte der Ahnfrau, des Goldenen Vlieses und wer weiß wie vieler anderer Stücke durchgearbeitet hat, die Handschrift Grillparzers noch nicht einmal so weit kennt, daß er sie und die völlig verschiedene Schrift von T[1] auseinander halten kann.

Noch weniger kann der Dichter den ersten Teil von T[2] geschrieben haben. Schon Kohm fällt die „eigentümliche Gestalt mancher Buchstaben" auf. Mir scheint es aber, als habe er alle seine Angaben über Schrift und Schreiber der beiden Theaterabschriften nach der Erinnerung gemacht. Sonst hätte er doch offen und ehrlich sagen müssen: aller Buchstaben. Es bedarf gar keines genauen Vergleichs, um zu erkennen, daß diese gleichmäßige, fast elegante, dünne und reich verzierte Schrift unmöglich für die des Dichters ausgegeben werden kann. Und wie käme denn Grillparzer hier auf einmal dazu, Actus und Scena zu schreiben, was er sonst nie tut?

Bleibt also nur noch der dritte Teil: T[2]b. Dies ist der einzige, bei dem man zweifeln könnte, ob man ihn dem Dichter zuschreiben soll oder nicht. Die Schrift, die eine Schönschrift zu sein scheint, hat mit der Grillparzers in Einzelheiten einige Ähnlichkeit; kleine Unebenheiten und der stärkere Federdruck könnten durch die besondere Rauheit des Papiers verursacht worden sein. Andere Kriterien bieten sich dar. In erster Linie wäre die für Grillparzer sehr charakteristische gegensätzliche Schreibung von mm (= m mit Strich darüber) und nn (= zwei ausgeschriebene n) zu erwähnen, die um so stärker ins Gewicht fällt, als T[1] (die Vorlage von T[2], wie sich später ergeben wird) stets einfaches n mit

[1]) S. 15 a = Med. I. v. 495.
[2]) S. 16 b = Med. I. v. 571 und S. 23 a = Med. II. v. 240.
[3]) S. 17 a = Med. I. v. 583.
[4]) S. 15 a = Med. I. v. 505.
[5]) S. 15 b = Med. I. v. 530.

Verdopplungsstrich zeigt. Auch die von T^1 und T^2a abweichende Schreibung der Personennamen in deutschen Buchstaben paßt auf Grillparzer. Nicht weniger Beachtung verdient die Einteilung der einzelnen Akte in „Auftritte", besonders da hier die Vorlage (T^1) die Abkürzung Sc. darbot;[1]) ferner die verschnörkelte Schreibung der Aktüberschriften: Dritter, Vierter, Fünfter Aufzug, ich erinnere mich, diese Art Druckschrift auch im Grillparzerarchiv (obgleich nicht im Manuskript des Goldenen Vlieses) gesehen zu haben. Nicht zuletzt spricht für den Dichter auch die Tatsache, daß in T^2b von derselben Hand, die den Text geschrieben hat, die einzelnen Papierlagen links oben in der Ecke der Reihe nach numeriert worden sind, ganz wie es Grillparzer auch in seinen Manuskripten getan hat.

Alledem tritt aber ein sehr gewichtiges Argument entgegen. Auf S. 96a steht Pasis statt Phasis (= Med. III. v. 325). Nun finden wir zwar auch in T^1 an dieser Stelle Pasis geschrieben. Man kann aber wohl kaum annehmen, daß der Dichter selbst es gewesen ist, der diesen gar zu offenkundigen Fehler abgeschrieben hat.[2]) Überlesen könnte er ihn haben und hat er ihn auch in T^1, als er dieses noch einmal durchsah. Beim Abschreiben aber würde er ihn sicher wahrgenommen und verbessert haben, hatte er doch schon in M an dieser und einigen anderen Stellen die vorkommenden antiken Namen, um zu verhüten, daß sie falsch abgeschrieben würden, am Rande noch einmal in großen lateinischen Lettern wiedergegeben. Ich möchte daher auch T^2b dem Dichter nicht zusprechen.

Über die wirklichen Schreiber läßt sich wenig mutmaßen. T^1 scheint auf einen von Grillparzer bezahlten Privatschreiber zurückzugehen, T^2a und T^2b auf Abschreiber, die im Dienste des Burgtheaters standen.[3])

Die Tatsache, daß T^1 seinen Lagen nach ohne Verletzung der Akt- ganzen nur zwischen dem zweiten und dritten Aufzuge, also nur an der Stelle teilbar ist, wo T^2a aufhört und T^2b anfängt, gibt den besten Beweis dafür in die Hand, daß T^1 es gewesen ist, welches an die beiden Schreiber von T^2 zur Abschrift verteilt wurde, d. h. daß T^1 selbst und nicht eine Kopie davon für T^2 Vorlage war. Dies hätte Kohm schon aus der Gleichheit der Szeneneinteilung in beiden Abschriften erschließen können. Die Gründe, warum ihm die Annahme einer Zwischenstufe zwischen T^1 und T^2 sympathischer ist (S. XVIII), verschweigt er wieder.

Völlige Unklarheit und Unsicherheit aber legt Kohm an den Tag, wenn er die Frage nach der Vorlage für die erste Buchausgabe des

[1]) Einmal ausgeschrieben Scena (S. 13b). Niemals, auch nicht in Abkürzung, findet sich in T^1 das Wort Auftritt, wie es doch nach Kohm S. XVIII scheinen könnte.

[2]) Nachträglich hat in T^2 jemand zwischen das P und a mit Bleistift ein h eingefügt.

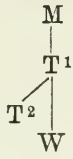
[3]) Die Souffleure? vgl. Selbstbiographie W^5 XIX, 144.

Goldenen Vlieses erörtert. Daß T^2 es nicht gewesen sein kann, war leicht herauszufinden. Nach Konstatierung dieser Tatsache blieben zwei andere Möglichkeiten zu erwägen: ob W vielleicht auf M oder ob es auf T^1 zurückgeht. Kohm legt sich nur die letzte Frage vor (S. XX). Dann fährt er fort: „Nun gibt es allerdings eine Anzahl von Stellen, in denen T^1, T^2 und die Buchausgabe im Gegensatze zu M miteinander übereinstimmen .... Diesen steht jedoch eine noch größere Zahl von Stellen gegenüber, in denen M, T^1 und T^2 von der Buchausgabe abweichen ...." Er beschränkt sich also nicht auf die Untersuchung der einen Frage, wie man das erwarten sollte, nachdem er einmal nur sie aufgeworfen hatte, sondern vermengt beide Möglichkeiten und zieht außerdem wieder das unglückselige T^2 mit heran, von dem er längst behauptet hatte, daß es für W gar nicht in Betracht käme. Dazu kommt noch, daß von den 15 für die Abweichung des Manuskriptes von T^1, T^2 und W angeführten Belegstellen nur 6 richtig sind, während in den übrigen 9 Fällen M, T^1, T^2 und W völlig übereinstimmen. Wenn eine solche Untersuchung, auf derartigen Grundlagen aufgebaut, zu einem höchst unsicheren Ergebnis führt, brauchen wir uns nicht zu wundern.

Diesmal schwankt Kohm zwischen drei Möglichkeiten hin und her. Seiner Meinung nach ist die Buchausgabe entweder nach einer Handschrift gedruckt worden, die schon ganz so aussah wie W, oder nach T^1, oder nach einer T^1 sehr ähnlichen Abschrift. Dabei scheint er sich nicht einmal klar zu sein, was denn nun wieder im ersten Falle für die „Vorlage" von W Vorlage gewesen ist.

Nach Ausschaltung der Unmöglichkeiten, unter die Kohm ganz richtig den Druck nach T^2 und stillschweigend auch nach M rechnet, mußten die Möglichkeiten genauer geprüft und das Wahrscheinliche vom Unwahrscheinlichen getrennt werden. Und wer sich da einmal die Mühe nimmt, T^1 und W aufmerksam Zeile für Zeile miteinander zu vergleichen, dem werden bald alle Zweifel schwinden. Denn auf Schritt und Tritt findet er Beweise für die intimste Abhängigkeit der Buchausgabe von T^1. Sie erstreckt sich nicht nur auf die Schreibung der Worte und auf die Setzung großer und kleiner Anfangsbuchstaben, sondern auch auf die Interpunktionen und auf die Apostrophe sogar. Ein besonders instruktives Beispiel bietet Med. IV. v. 118 und 124. In beiden Versen wurde in T^1 zuerst tod geschrieben, wie in M. Beidemale ist diese Schreibung nachträglich verbessert worden. Während aber in v. 118 ein deutliches t angeschrieben wurde, ist in v. 124 durch den auslaufenden Schwung des d nur ein dünner lang herablaufender Strich gezogen worden, der mit einem t gar keine Ähnlichkeit hat. Wenn nun in W (S. 270—271) im ersten Falle todt gedruckt ist, im zweiten aber tod, so haben wir hier wohl den sprechendsten Beweis, daß beim Satz der Buchausgabe T^1 als Vorlage gedient hat.

Setzt man hierzu noch die Tatsache, daß T^1 eine direkte Abschrift von M ist, woran wir um so weniger zweifeln können, als wir darin dasjenige Manuskript des Goldenen Vlieses zu erblicken haben, welches Grillparzer am 8. November 1820 an die Hoftheaterdirektion einreichte, so kann man nun folgenden absolut sicheren Stammbaum aufstellen:



Hiernach ist T^2 für die Textkritik von sehr untergeordneter Bedeutung, T^1 dagegen als Zwischenglied zwischen M und W unentbehrlich, obschon lange nicht so wertvoll, als wenn es eine eigenhändige Abschrift Grillparzers wäre.[1])

Unter diesen Umständen sind wohl die Gesichtspunkte, welche Kohm S. XXII für die Herstellung einer kritischen Textgestalt des Goldenen Vlieses gibt, kaum noch aufrecht zu erhalten. Entschieden müssen wir annehmen, daß die von T^1 abweichenden Lesarten der Buchausgabe vom Dichter herrühren, der ohne Zweifel den Druck selbst überwacht und die Korrekturbogen von W einer genauen Nachbesserung unterworfen hat. Hier dürfen wir also keine Änderungen nach Maßgabe des Textes von M oder T^1, geschweige denn von T^2 vornehmen. Nur in solchen Fällen, wo T^1 und W gemeinsam von M abweichen, haben wir uns die Frage vorzulegen, ob diese Verschiedenheit auf ein Versehen des Schreibers von T^1 zurückzuführen ist, was meist der Fall sein wird. Nur solche fehlerhafte Lesarten dürfen meiner Meinung nach im Anschluß an M verbessert werden.

Wie die Beschreibung und Bewertung von T^1 und T^2 bedarf auch ihre Einarbeitung in den Apparat Kohms einer genauen Nachprüfung. Auf diese lasse ich mich hier nicht ein. Denn es hat keinen Zweck, die Spalten des ersten Stockwerks auszufüllen, wenn die Grundmauern des Hauses wackeln. Auch war, da die beiden Theaterabschriften der Medea sowie W der Forschung leicht zugänglich sind, eine gewisse Flüchtigkeit in der Wiedergabe gerade dieses Materials vielleicht noch am ehesten in Kauf zu nehmen. Die Herstellung einer befriedigenden kritischen Ausgabe mit Hilfe des Kohmschen Buches wurde dadurch nur erschwert und aufgehalten, noch nicht jedoch unmöglich gemacht. Wenn nun aber sogar

[1]) Um so mehr ist zu bedauern, daß wir in T^1 nur einen Teil der am 8. November 1820 eingereichten Theaterabschrift des Goldenen Vlieses besitzen und die zugehörigen Abschriften des Gastfreunds und der Argonauten noch nicht wieder zum Vorschein gekommen sind.

dasjenige Material, welches sich der Einsicht und Nachprüfung anderer entzieht (M), eine mangelhafte Wiedergabe fand, so mußte es natürlich auch dahin noch kommen, und was hatte dann das ganze Unternehmen für Zweck!

Daß Kohm diese Gefahr nicht gesehen hat, ist schlimm. Tiefer zu bedauern ist, daß nicht einmal das Pietätsgefühl für Grillparzer in ihm stark genug war, um ihn davor zu behüten.

Entschieden hat sich Kohm die Arbeit zu leicht gemacht, soviel er auch von der Mühe spricht, die er sich mit der Wiedergabe von M gegeben hat. Nur so konnte eine Veröffentlichung von derartiger Prinzipienlosigkeit, Lückenhaftigkeit und Unzuverlässigkeit entstehen.

Kohm selbst gibt im Vorwort zu, daß sich Lücken finden. Damit meine ich nicht so sehr seinen ausdrücklichen Verzicht auf die Wiedergabe der Orthographie und Interpunktion des Originalmanuskriptes (S. IX; XIII—XIV), obgleich man besonders die letzte nur sehr ungern vermissen wird. Aber warum will er auch die Varianten nicht alle wiedergeben? Hierin wenigstens hätte man unbedingt Vollständigkeit erwarten dürfen. Wer bürgt denn dafür, daß die von Kohm getroffene Auswahl auch eine genügende ist? Und wer hat denn schließlich darüber zu entscheiden, was in der kritischen Ausgabe wegbleiben kann, doch sicher nicht der, welcher nur die Vorarbeiten dazu liefert, sondern der, welcher die Ausgabe wirklich herstellt.

Leider geht die Unvollständigkeit weiter, als es nach Kohms Äußerungen im Vorwort vermutet werden sollte. „Ich hielt es nicht für notwendig," sagt er da (S. IX), „jeden einzelnen Ausdruck, an dessen Stelle später ein anderer getreten ist, . . . zu verzeichnen." Hiernach könnte man meinen, er habe von dieser Freiheit nur selten Gebrauch gemacht. Ich will aber Kohm viele Hunderte von Fällen nachweisen, in denen er solche frühere Lesarten ohne weiteres übergangen hat. Ja — und das ist schlimmer — es gibt sogar mehrere hundert Stellen, wo sich, nie verbessert, in M ein von allen anderen Textgestalten abweichender Ausdruck findet und Kohm kein Wort darüber verliert.

Nur wo es sich nicht um einzelne Ausdrücke, sondern um „ganze Sätze oder Zeilen" handelt, glaubte er, alle Varianten angeben zu müssen (S. X). Aber auch hier finden sich Lücken. Zweimal hat er sehr beträchtliche Varianten übersehen (Mf. der Medea Blatt 9 und Halbbogen 63/4, im ganzen über fünf vollgeschriebene Seiten). Leider hat er sich auch den Verweis Sauers im Jahrbuch der Grillparzergesellschaft (Band VII, 9) nicht zunutze gemacht. Die dort erwähnten Skizzen zum Goldenen Vlies, die in einem Heft mit Gedichten Grillparzers fast zwei Seiten füllen, sind für die Entstehungsgeschichte der Dichtung von der größten Bedeutung und wertvoller als manches, was aus dem eigentlichen Manuskript der Trilogie zum Besten gegeben wurde. Hierunter rechne ich besonders

Kleinigkeiten, wie z. B. S. 17, wo „zum letzten = letztenmal!" mit doppeltem Bindestrich (= M) in Gegensatz gestellt wird zu W, C: „zum letzten — letztenmal!" mit einfachem Bindestrich. Solches Zufallsmaterial war namentlich in einer Arbeit, die auf unbedingte Vollständigkeit keinen Wert legt und in vielen Dutzend Fällen sehr wichtige Interpunktionen von M unbeachtet läßt, leicht entbehrlich.

Es gibt noch eine andere Art früherer Fassungen, die bei Kohm sehr oft unberücksichtigt bleiben: solche, die später, nicht durch Korrektur ganz oder teilweise beseitigt, sondern durch Einfügungen erweitert worden sind. Besonders nachträglich eingeschobene Verse, die zwischen den Zeilen des ursprünglichen Textes oder am oberen und unteren Ende der Seite stehen (all das ist für Kohm unterschiedslos „der laufende Text"), aber auch solche, die an den Rand geschrieben wurden, werden gern unangemerkt gelassen.

Kohm hat also eine ausgesprochene Neigung, nur die letzte Gestalt des Manuskriptes für beachtenswert zu halten. Wo er davon eine Ausnahme macht, geschieht es nicht selten, daß er von mehreren früheren Lesarten nur die erste angibt und Zwischenfassungen zwischen ihr und der letzten Textgestalt übergeht. Bisweilen bekommen wir auch Früheres oder Späteres in buntem Gemisch aufgetischt. Da spricht z. B. auf S. 10 ein Argonaut „ursprünglich" folgenden herrlichen Vers:

Wir sind in Kolchis nach mancher Fährlichkeit,

Ja, es werden sogar zwei auf verschiedenen Blättern stehende Lesarten eines Verses durcheinandergeworfen und so entsteht S. 48 der nicht weniger beachtenswerte Vers Kreons:

Nur erst bat sie, dir die Kinder herzusenden,

Derartiges müssen wir entschieden auf einen Mangel an ernsthafter Bemühung mit dem Manuskript des Dichters zurückführen. Hierin haben wir wohl auch den Grund zu suchen, wenn Kohm bisweilen ganz gegen seine sonstige Gewohnheit die Varianten nur in ihrer ersten Gestalt wiedergibt und auf die Angabe aller späteren Änderungen, die in M vorgenommen wurden, verzichtet. Bei solcher Prinzipienlosigkeit kommt es sogar dahin, daß zwei aufeinander folgende Verse einer und derselben Variante der eine in erster, der andere in letzter Gestalt geboten werden. Kohm nahm eben, was ihm am bequemsten zur Hand lag, und auch das nahm er im Sturme. Daher fehlt in seiner Arbeit jedes Eindringen in die Aufeinanderfolge von Korrekturen und Streichungen. Wer das Ende des 1. Bogens 11, d. h. die Stelle im Manuskript kennt, an der der Dichter 1818 im dritten Akt der Argonauten stecken geblieben ist, der weiß, wie viele Korrekturen und partielle Streichungen der endgültigen Streichung einer größeren Stelle vorausgehen können, die alle

heutzutage mit Hilfe der Art der Durchstreichung zu entwirren sind. Kohm macht sich wenig Mühe mit solchen, bisweilen allerdings sehr schwierigen Stellen. Er vermerkt nur die Ausdehnung der letzten Streichung und gibt mitunter nicht einmal sie genau an. Mit der sehr bequemen Wendung „zum größten Teile gestrichen" (S. 24) setzt er sich schnell über die Schwierigkeit hinweg. Wie er damit glaubt, der Textkritik und Erklärung der Dichtung nützen zu können, wenn er die Probleme meidet und nur das mit dem ersten Griff Erreichbare bietet, ist mir schleierhaft.

Bei einer derartig oberflächlichen Arbeitsweise brauchen wir uns nicht zu wundern, wenn wir den unzutreffendsten Behauptungen begegnen. Da hat Kohm in M einen Punkt gefunden, wo gar keiner steht (S. 15). Einiges soll gestrichen sein oder am Rande stehen, wo doch in Wirklichkeit beides höchstens teilweise der Fall ist. Manches, was in M gestrichen ist, wird als ungestrichen geboten. Eine größere Variante wird falsch eingereiht, obgleich Grillparzer durch deutliche Zeichen über die Stelle, wo sie eingefügt werden soll, keinen Zweifel gelassen hat (S. 2). Ein Strich, der andeuten soll, daß eine Randverbesserung zwischen zwei Verse des laufenden Textes einzuschalten ist, wird für eine Unterstreichung eines ganzen Verses ausgegeben (S. 3). Ein andermal notiert Kohm eine Unterstreichung als Ausstreichung (S. 19).

Hiermit sind wir bei den Lesefehlern angelangt. Die im nächsten Heft folgenden Listen, in denen Lücken und Fehler in der Wiedergabe von M tabellarisch mit Hilfe des authentischen Materials Punkt für Punkt nachgewiesen werden sollen, werden auch hierüber alles Nötige bringen. Bisweilen möchte man glauben, Kohm habe nur geraten, statt zu lesen, so verschieden ist das Schriftbild der Worte, die sich in M finden und derer, die Kohm in seinem Buche verzeichnet. So liest er z. B. Sonne statt Stern, Waffengeklirr statt Waffenlärm, ja sogar Argonauten statt Gastfreund. Was dabei für Unsinn zustande kommen kann, mag als eine von vielen die folgende Stelle zeigen, wo Medea zu Gora sagt (S. 75):

> Als ich noch klein war, meine Wärtrin du,
> Da gingen wir in Feld und Wald hinaus
> Und spielten dort, uns nur zu Hirten haltend
> Grimmig froh der schlichten Einfachheit.

Man denke doch! Die kleine Medea mit ihrer Amme, sich nur zu Hirten haltend, grimmig froh der schlichten Einfachheit!

Dabei hegt Kohm an der Richtigkeit der letzten Zeile[1]) offenbar gar keinen Zweifel! Nur gelegentlich der vorletzten[2]) scheinen ihm nach-

[1]) M: Gar innig froh statt Grimmig froh.
[2]) M: uns um zu Hirten schaffend statt uns nur zu Hirten haltend.

träglich einige Bedenken gekommen zu sein: er setzt hinter „nur" und „haltend" Fragezeichen.

Ich bin aber der Meinung, daß ihm diese Bedenken sofort hätten kommen müssen, wenn er mit dem Manuskript des Dichters etwas sorgfältiger umgegangen wäre, und dann hätte er ja nur noch einmal hinzusehen brauchen! Grillparzer hat nicht so schlecht geschrieben, daß man sich bei einiger Liebe für die Sache so verlesen könnte! Aber auch später noch hätte man sich meiner Meinung nach recht gut durch eine Anfrage bei der Wiener Stadtbibliothek vergewissern können, ob man im Manuskript des Dichters oder in seinen eigenen Aufzeichnungen (?) richtig gelesen hatte. Jedenfalls wäre es immer noch besser gewesen, Lücken zu lassen, als derartige Ungereimtheiten dem Druck zu übergeben, die doch Kohm dem Dichter nicht etwa zutraut?

Nicht diese und eine Anzahl ähnlicher Stellen sind es allein, die mich zu so scharfen Worten veranlassen. Es gibt noch eine ganze Reihe anderer Entstellungen. Zu den schlimmsten gehören wohl die mehr oder weniger eigenmächtigen Änderungen, die am Texte des Manuskriptes vorgenommen werden. Wie kommt Kohm beispielsweise dazu, ein paar Notizen, die Grillparzer in fortlaufender Prosa geschrieben hat, zu freirhythmischen Versen umzuwandeln (auf S. 100 zweimal)? Oder was bewog ihn zu den grausamsten Vergewaltigungen der äußeren Form, wie wir sie wiederholt antreffen? Auf einer Seite (S. 7) zwei Beispiele:

Milo:
Ein Kopf, der eilt, Freund, der übereilt sich gern.
Jason:
Pfui, schäm dich deiner weiberischen Bedenken.

Sollen das etwa Verse sein? Oder glaubte Kohm aus irgend einem Grunde die Jambenrede Grillparzers verbessern zu müssen? Nach einem Beispiel aus den beiden Theaterabschriften könnte es fast so scheinen. Sowohl in T^1 als in T^2 liest er (S. 27):

Und wie um Schätze stritt man sich um den Raum.

Von einem zweiten „um" ist aber in beiden Abschriften nichts zu sehen, und so sonderbar uns dieser Sprachgebrauch „sich den Raum streiten" anmuten mag, so sind wir doch keinesfalls berechtigt, Korrekturen vorzunehmen! Wie übrigens Kohm, wenn er so wenig Verständnis für das äußerlichste Charakteristikum eines regelmäßig gebauten Verses bezeugt, behaupten kann, daß die beiden poetischen Versuche, die der Schreiber von T^2a mit Bleistift ans Ende der beiden ersten Akte der Medea geschrieben hat, „in Form und Inhalt auf Grillparzer hinweisen" (S. XVI), ist mir unverständlich.

Zu all diesen Mängeln gesellt sich, die Benutzung des Buches wesentlich erschwerend, die große Unübersichtlichkeit des Apparates. Ganz

richtig läßt Kohm am Ende des Vorworts zwischen den Zeilen durchscheinen, daß von den drei Abschnitten, in die er sein Buch eingeteilt hat, der erste und zweite eigentlich zu einem zusammengehören. In ihnen soll nämlich die ganze Masse der Varianten geboten werden. Aus Gründen einer besseren Übersichtlichkeit will sich Kohm veranlaßt gesehen haben, von ihnen „zumal den größeren Partien einen besonderen Platz einzuräumen" (S. XXII), d. h. also, die Varianten nach ihrer Größe in zwei Gruppen zu teilen. Warum gibt er aber dann den ersten beiden Teilen, die im Grunde dasselbe bringen, nur nach der Größe geschieden, so überaus irreführende Überschriften?

1) Zur Kritik und Revision des Textes.
2) Varianten und Skizzen.

Man kann jedoch nicht einmal sagen, daß die angedeutete Gruppierung einigermaßen reinlich durchgeführt sei. Werden doch bisweilen ganz kurze Varianten im zweiten Teile untergebracht, der „zumal die größeren Partien" bringen sollte (S. 58, 61, 107), dagegen ziemlich umfangreiche im ersten Teile (S. 9, 32, 33, 38, 41, 45).

Auch glaube ich nicht, daß durch eine derartige Gruppierung, besonders in so unsicherer Durchführung, die Übersichtlichkeit des Buches gefördert worden ist. Meiner Meinung nach wäre es von diesem Gesichtspunkte aus besser gewesen, die Varianten alle in einem Teile vereinigt zu bieten. Kohm selbst hätte sich dadurch die unzähligen Verweise sparen können, und der Benutzer seines Buches brauchte nicht beständig im zweiten Teile mühsam[1]) aufzusuchen, was er praktischer im ersten Teile hätte finden können.

Leider enthält aber der zweite Teil — und das erschwert die Benutzung des Buches noch mehr — außer den Varianten noch eine andere Art von Aufzeichnungen, die sogenannten „Skizzen".

Unter diesem Worte versteht Kohm im Apparat etwas anderes als im Vorwort. Dort setzt er fest (S. IV), daß er im folgenden mit Skizzen die „Studien und Entwürfe" bezeichnen will. Im Apparat aber versteht er unter Skizzen nur die in Versen geschriebenen Partien der „Studien und Entwürfe", also nur die Entwürfe. Diese hat er von den in Prosa abgefaßten Studien, obgleich sie bunt vermischt mit ihnen auf den Blättern des ersten Papierbündels von M stehen, losgerissen. Mit dieser sehr gewaltsamen und ganz äußerlichen Scheidung nach Prosa- und Verspartien hat er auf einmal mehrere sehr elementare Fehler begangen. Einmal hat er das, was vor Entstehung der betreffenden Textstellen bereits vorhanden war und bei der Ausführung des Goldenen Vlieses vom Dichter benutzt

[1]) Nicht einmal Seitenzahlen seinen Verweisen beizufügen hat Kohm für nötig gehalten!

worden ist, die Entwürfe alias Skizzen, unter die Varianten gemischt, d. h. unter das, was erst nach Entstehung der zugehörigen Textstellen niedergeschrieben worden ist. Ferner hat er die Entwürfe im zweiten Abschnitt und die Studien im dritten, diese unter dem neuen Namen „Notizen", willkürlich nach den einzelnen Teilen der Trilogie und nach ihren Akten oder nach noch anderen Gesichtspunkten zu ordnen gesucht, unter denen alles das untergebracht werden mußte, was sich der Einteilung nach Stücken und Akten nicht fügen wollte. Ob eine Notiz zum ersten Akt der Medea oder zum dritten Akt der Argonauten gehört, oder ob sie nur der Charakteristik einer bestimmten Person dienen oder etwa die Bedeutung des Vlieses im Stücke klären soll, das brauchte uns Kohm wirklich nicht erst zu sagen, denn das findet jeder Leser leicht selbst heraus. Was er aber aus Kohms Buche nicht ersehen kann, das ist der Zusammenhang, in dem die Studien und Entwürfe auf den Blättern des ersten Papierbündels von M miteinander stehen. Darin, daß er diesen preisgegeben hat, liegt der dritte und schwerste Fehler des Buches. Denn mit ihm erst eröffnet sich das rechte Verständnis der Aufzeichnungen Grillparzers und damit gleichzeitig ein tiefer Einblick in den Werdegang der Dichtung, wovon Kohm natürlich gar nichts gemerkt hat.

Was nützt es, daß er unermüdlich bei jeder Notiz angibt, auf welchem Blatt und auf welcher Seite sie steht, wenn er uns nicht sagt, wie sechs, sieben oder noch mehr Notizen einer und derselben Seite aufeinander folgen! Und zudem, wie zwecklos, die von fremder, unkundiger Hand herrührende Numerierung der Blätter beizubehalten! Kohm weiß ja, daß sie falsch ist!

Natürlich hat er sich nicht die Mühe genommen, sie durch eine andere zu ersetzen. Dazu war es nötig, auf die einzelnen in M verwendeten Papiersorten einzugehen, mit deren Hilfe sich nicht nur die einzelnen Blätter und Bogen der „Studien und Entwürfe" in die richtige Reihenfolge bringen lassen, sondern aus denen man auch Aufschluß erhält, wo der Dichter Ende 1818 seine Arbeit abgebrochen hat, und welche Korrekturen erst 1820 bei nochmaliger mühsamer Überarbeitung der Trilogie vorgenommen worden sind.

Aber auch davon hat Kohm nicht das Mindeste geahnt, als er vor den Papieren des Dichters saß und offenbar nur das eine Bestreben hatte, diese Schätze so geschwind als möglich vor die Öffentlichkeit zu zerren. Und das, was auf diese Weise entstanden ist, soll eine wissenschaftliche Arbeit sein! Es ist traurig, daß Kohm mit einer derartigen Leistung aufzutreten wagt. Daß er damit auch noch ernst genommen werden will und dem Dichter sogar neue Freunde zu gewinnen hofft (S. XXIV), das ist wahrlich schon nicht mehr naiv zu nennen.

Leipzig. Reinhold Backmann.

Bertram Ernst, Studien zu Adalbert Stifters Novellentechnik. Schriften der literarhistorischen Gesellschaft herausgegeben von Berthold Litzmann. III. Dortmund 1907, Druck und Verlag von Fr. Wilh. Ruhfus. 4 M.

„Herr Stifter verösterreichert sich," sagte einstmals vor sechzig Jahren ein hitziger Rezensent.[1]) Ihn ärgerten etliche Austriazismen in Stifters Erzählungen und der stille zeitferne Inhalt seiner Dichtungen, dem der Kritiker eine kindische Scheu vor der österreichischen Zensur unterschob. — Die Stifter-Forschung „verösterreichert sich", konnte man auch bisher sagen. Obwohl Stifter auf dem ganzen Kontinent die Jugend auch heute noch still erwärmt und die gereiften Tage des Greises mit der klaren Sonne eines Nachsommers bescheint, so kam wirklich das Studium Stifters kaum über die schwarzgelben Pfähle, kaum über die dicken Forste seines Böhmerwaldes hinaus. Nur eine kleine, getreue Stifter-Gemeinde glühte in emsiger gesegneter Arbeit auf heimischem Boden. Grillparzer freilich drang viel eher durch; nun scheint auch Stifter endlich in reichsdeutsche Seminarien bescheiden einzutreten. Daher nehme jeder Stifter-Freund mit freudigem Danke das Büchlein in die Hand, sollte es auch als zu leicht befunden werden. Dem ganzen Buche haftet eine essayartige Oberflächlichkeit an, nirgends gewahrt man tiefe Anhiebe ernster Forschung von der Komposition des Ganzen an bis herab zu der geradezu unbegreiflichen Unbekümmertheit in der Behandlung von Quellen und Zitaten. Der Stil bewegt sich in einer unerträglichen geschwollenen Affektation, die selbst den guten Partien arg Eintrag tut. Es sind wirklich bloß „Studien", die alle schwebenden Fragen antasten und doch keine gründlich erledigen. Das Buch will alles umfassen, was jetzt modern ist von einem Dichter zu untersuchen, „Novellistik" — was soll wohl unter diesem vagen Terminus verstanden werden? — „Naturschilderung" und „sprachliche Technik". Ein jedes von den drei Kapiteln allein erforderte wohl eine ebenso umfassende Untersuchung wie das Buch Bertrams. Was für reiche Probleme bietet gerade der Stil Stifters, oder auch sein Naturgefühl. Indem aber Bertram alles geben will, so ist er nirgends tiefer eingedrungen und bringt uns außer durch einige wirklich gute Beobachtungen über Stifters Erzählungstechnik Stifter um keinen wesentlichen Schritt näher. — Die Untersuchung beginnt mit der „Stifter-Legende", mit der auseinandergehenden Beurteilung Stifters. Es will scheinen, daß Bertram sich nicht klar bewußt ist, wo der Anker hinabzulassen ist. Die einen sehen in Stifter eine ruhig abschildernde „Schulmeisternatur", die anderen schaffen einen zu hohen Siedepunkt von Stifters Leidenschaftlichkeit. Nur auf ganz gewöhnlich historischem Wege kann hier die entscheidende Würdigung liegen. Jene

[1]) Hannoversche Morgenzeitung, Nr. 88, 1847.

urteilen hauptsächlich unter dem Eindrucke des „Nachsommers", des „Witiko", der „Bunten Steine" und einiger „Erzählungen". Sie stellen sich Stifter vor als pedantischen Schulherrn, der die Vöglein füttert und Kakteen hegt und wie die Kinder vor der Schulbank so auch die Bäume im Walde und die Naturdinge überhaupt schildernd abfragt. All diese Urteile wirken ganz und gar unverständlich, ja entstellend, wenn man die Werke seiner besten Mannesjahre etwa bis zum „Hagestolz" einschließlich betrachtet. Überall regt sich hier geheime, elektrisch auffunkelnde Leidenschaft. In August Sauers entscheidenden Worten sind drei Wörtchen hervorzuheben, die sonst leicht überhört werden könnten: „es ist nicht richtig, daß Stifter von Anfang an sich als Fanatiker der Ruhe eingeführt habe." (I. Band, S. X.)[1] Gewiß verzieht sich bereits in einigen Stellen der „Mappe", der „Schwestern" und der „Bunten Steine" die Miene bereits zu blasserem, abgeklärterem Ausdruck, und der Dichter des „Nachsommers" ist wirklich ein Fanatiker der ruhigen Lebensweisheit; hier läßt sich nicht einmal mehr von einer unterdrückten Leidenschaft reden, weil es keine mehr zurückzudrängen gab. Allein es widerspräche aller historisch-psychologischen Wertung, wollte man alle seine früheren voll Jugend und sinnigem Naturgefühl blühenden Dichtungen, wie „Condor", „Feldblumen", „die Narrenburg", „Abdias", „Hagestolz" usw. unter den stillen, violetten Abendschein des „Nachsommers" stellen. Stifter hatte seine scharf bemerkbare Jugend- und Altersdichtung, die beide das Jahr 1848 mit psychologischer Notwendigkeit auseinanderreißt.

Bertram beginnt sodann Stifters seelische Entwicklung, das Gefüge seiner Weltanschauung darzulegen und zählt Stifter den „philosophischen Dichtern, cum grano," (S. 7) zu. Mit richtiger Würdigung des Zeitgeistes erkennt Bertram, daß Stifter im Gegensatz zu den Jungdeutschen eine in sich philosophisch gefestigte Natur war. Die Jungdeutschen wurden von Politik und Polemik stetig gejagt; ihre philosophische Bibel war das Journal, und Börne gestand, daß ihm die Zeitung Corneille und Shakespeare ersetze;[2] die wahre Geschichte des Tages sei witziger als Molière und erhabener als Shakespeare. Nun aber will Bertram zeigen, daß „die Färbung, welche dies Grundgefühl zeigt," gerade dem entgegengesetzt zu sein scheint, „was man ihm gewöhnlich imputiert: ein geruhig philiströser Optimismus" (S. 7). Stifters späterer Optimismus habe sich erst aus einem dunklen, weltschmerzlerischen Pessimismus herausgebogen. Der spätere Optimismus wäre demnach ein Pessimismus „mit umgekehrten Vorzeichen" (S. 30),

[1] Zitiert nach Adalbert Stifters sämtliche Werke. Erster Band. Herausgegeben von August Sauer. Prag 1904; die übrigen Bände der Studien, sowie die „Bunten Steine" und die Briefe im Erscheinen begriffen. — „Der Nachsommer". Zweite Auflage. Pest 1865.

[2] Briefe aus Paris 1830—1831 von Ludwig Börne. Erster Teil. Hamburg. Bei Hoffmann und Campe. 1832. S. 179.

das Blatt hätte sich gewendet, aus einem Pessimisten wäre ein heiterer Optimist geworden. Die psychologische Entdeckung Bertrams wäre ganz neu, sehr geistreich und würde ausgezeichnet zur Überzeugung von Stifters Leidenschaftlichkeit stimmen. Allein die ganze Ansicht ist wie ein erkünsteltes System bereitet, für das alle Argumente versagen. Gewiß ist uns hier eine neue dunkle Falte in Stifters Herzen bloßgelegt worden. Jedoch es ist stark in Zweifel zu stellen, ob je einmal Stifters Weltanschauung von einem pessimistischen Grundgefühl durchfurcht war, wenn auch Bertram ganz geschickt auf jenem pessimistischen „seelischen Aggregatzustand, sozusagen," hinweist, der bei so vielen Dichtern gerade der österreichischen Landschaften, wie bei Lenau, Lorm, Rilke zu beobachten ist. Erstens einmal ist es sehr fraglich, ob aus der Problemstellung überhaupt, aus der Behandlung von tragischen Stoffen an und für sich auf eine pessimistische Lebensansicht wirklich zu schließen ist; und zweitens lassen denn wirklich die Probleme der Stifterschen Erzählungen, die Bertram anführt, einen tragischen, unversöhnenden Stachel zurück? Das Entsagen eines „äußersten Glückes" im „Condor", im „Haidedorf", im „alten Siegel", im „Waldgänger" usw., schließt es nicht eine Welt voll innerer Seligkeit, voll stolzen Glückes in dem Sieg und in der Wahrung der eigenen Individualität in sich? Überall ist es eine Wollust des Verzichtens, überall triumphiert die selbstverherrlichende, starke Freiheit des Herzens. Es ist immer ein Optimismus, der in Stifter stets auf die stolze Zufriedenheit mit der inneren Welt von Jugend auf alle Wogen und Wellen mit einem heilenden Hauche glättet und besänftigt. Alle angeblich tragischen Probleme laufen zum Schlusse in jenen Friedenshafen des inneren Optimismus, in die Heimstätte der eigenen Seele ein. Jene stolze Cornelia im „Condor", die sich „verblendet über (ihr) Geschlecht erheben wollte", wird uns am Ausgange der Erzählung geknickt und gebrochen vorgeführt. Die gefeiertste Schönheit von Paris sitzt in ihrem verdunkelten Zimmer, läßt „hilflos siedende Tränen über ihre Wangen rollen", „Thränen, die ihr fast das lechzende Herz zerdrücken wollten", er aber wandelt fern, fern von ihr in den Urgebirgen der Cordilleren, „ein unbekannter, starker, verachtender Mensch, um dort neue Himmel für sein wallendes, schaffendes, dürstendes, schuldlos gebliebenes Herz zu suchen". Das ist kein Verzicht, kein Entsagen voll Tragik, das ist würdige Verachtung gegen alles Unwürdige, ein hymnischer Jubel über das sieghafte Glück der Individualität, dem sich „neue Himmel" erschließen. Ebenso wächst uns auch die Gestalt des Haidesohns am Schlusse der Dichtung in stiller Verklärung durch die Rettung seines eigenen Ichs entgegen. Dem Bescheid von der Werbung um die ferne Braut sieht er mit Fassung entgegen: „Gott macht ja immer Alles, Alles gut, und es wird auch dort gut sein, wo er Schmerz und Entsagung sendet." Und als ihm wirklich die geliebte Braut verweigert wird wegen der „selbstgewählten

Stellung", erbleicht zwar sein Antlitz, seine Lippen zucken, und an den Wimpern zittern Tränen vor — allein schon dringt lebenswarmer Optimismus durch den starren Schmerz: „Es war eine lange, lange Stille. — „Meine selbstgewählte Stellung", sagte er endlich, sich emporrichtend — und im tiefen, tiefen Schmerze war es, wie eine zuckende Seligkeit, die ihn lohnte." Klarer und sicherer kann der Stifterſche Optimismus sich nicht mehr erfüllen, wie in dem Geschick des Haidesohns. Wie aufrichtig er gerade hier aus seiner tiefsten Seele heraus gedichtet hat, weiß jeder Kenner Stifters. So entsagt Maria in den „Schwestern" freudig, um das höhere Glück, ihre Schwester Camilla zu retten. Diese optimistische Lebensanschauung treibt als geheime Feder auch die poetische Gerechtigkeit seiner Dichtungen. — Jene schöne Hanna im „Tännling" begegnet den roten Hanns, dem sie ungetreu geworden, als vornehme Dame, aber mit bleichen Wangen und bleichen Lippen. Den Gespielinnen Hannas, die sie preisen, daß der Wunsch ihres Beichttages und die Gnade der heiligen Jungfrau in Erfüllung gegangen, erwidert der uralte Schmied im Vorderstift: „An ihr hat sich eher ihre Verwünschung, als ihre Gnade, gezeigt — ihre Weisheit, Gnade und Wundertätigkeit haben sich an Jemand ganz anderem erwiesen" [nämlich an dem roten Hanns]. Mit diesem Verdammungsurteil klingt die Erzählung aus. Wie Cornelia geknickt ist, wie an Hannas feinen, bleichen Lippen das rächende Verhängnis saugt, so frißt auch der fremden, zarten Lilie Chelion nach dem Treubruche die Reue das Leben ab. Zwar sind alle die Probleme wirklich tragisch angelegt, doch bricht Stifters moralischer Optimismus jedesmal kurz vor der Vernichtung die Spitze ab und vermag es nicht die letzte Konsequenz, die Katastrophe herbeizuführen. Gar mancher sensationelle Novellist hätte können jede dieser Erzählungen mit dem Knalleffekt einer selbstmörderischen Pistole ausblitzen lassen. Ja es kostete gar nicht viel, den Haidesohn, den Helden im „Alten Siegel", den „Waldgänger" und den Grafen Jodok wie einen Werther ohne Geistlichen hinaustragen zu lassen. Das Feuer oder die Leidenschaft zu einem solchen dramatischen Ende fehlte der Stifterschen Poesie gewiß nicht. Aber seine ganz und gar sittlich durchgebildete Natur, seine nach dem Übersinnlichen gerichtete Hoffnung und die stille Größe, das Glück dieser Welt in der Rettung der eigenen Seele zu finden, schreckte vor Gewalttaten zurück. So nahm jener naturrohe Holzhauer, der rote Hanns, das Mordbeil wieder auf seine Schultern und ging in sanfter Stimmung schuldlos nach Hause. So löst sich dem grimmen Grafen Jodok die zusammengeballte Rache zu milder Verzeihung, so wie naturſymbolisch die elektrische Spannung des Gewitters in weiche Schleier zerfließt: das funkelnde Giftfläschchen schleudert er weit von sich in die Felsen hinab. So wirft der junge heißblütige Doktor der „Mappe" im Birkenwäldchen das Tuch weit von sich, mit dem er sich erhängen wollte. Nur eine einzige Gestalt in Stifters

Schöpfungen ist wahrhaft tragisch gezeichnet: Abdias. Hier ist nirgends ein Ton voll milder Versöhnung oder Ergebenheit in ein höheres Geschick. Jedes, auch das kleinste Glück ist da vergällt vom Anfang an bis zur traurigen Zersetzung seines Gehirns, die ihn endlich auflöst. Wie die zerrissene Aloë steht er neben dem Schutthaufen seines Glückes, und der innerste Punkt der Tragik ist, daß der alte orientalische Jude mit dem Glauben an seine eigene Gerechtigkeit aus dem Leben scheidet. Daß der „Abdias" nun ohne Zweifel von einem zernagenden Pessimismus durchsetzt ist, das zeigt gerade die Virtuosität der Künstlernatur Stifters, die sich eben so weit von ihrer eigenen Individualität zu entrücken weiß und über alle Motive frei verfügt; in diesem Sinne ist „Abdias" gewissermaßen als eine Probeleistung aufzufassen. — Dasselbe gilt in ähnlicher Weise von „den summierten Einzelstellen ausgesprochen pessimistischen Charakters" (S. 12), die Bertram fleißig zusammengehäuft hat. Sie dienen meistens zur Zeichnung des Charakters (z. B. des Grafen Jodok, des „Hagestolzen"), zur düsteren Färbung der momentanen Stimmung (in der „Mappe") und werden von der lauten Stimme des Optimisten bei weitem übertönt. Besonders dürfte wohl aus der Beschreibung der Katakomben, die Bertram reichlich zu schauriger Wirkung ausschrotet, nicht gar so viel Grabespessimismus zu exhumieren sein, da ja einem solchen Stoffe kaum ein anderer Empfindungsgehalt, als eine dies irae- oder eine Allerseelenstimmung abzugewinnen ist. Die „Feldblumen", die Bertram auch heranzieht, sind doch von einem Optimismus beseelt, der alle Welt und alle Menschen mit „universumsgroßen" Herzen umarmen will. Wie von kühnsten Märchen gehen alle fabelhaften Wünsche nach Glashäusern und Herzensbräuten in Erfüllung. Daß mit dem Sonnenschein und Regen eines Tagebuches auch düstere, pessimistische Herzensergießungen hineingeweht kommen, ist doch wohl nur ganz natürlich. Auch ist hier an Jean Pauls Leibgeber, Siebenkäs, Schoppe, Viktor und Vult zu denken, bei denen auch der seligste, weichste Optimismus mit verzehrenden pessimistischen Stimmungen wechselt.

Das wirklich überraschende psychologische Entwicklungsphänomen, die „Umbiegung" aus der pessimistischen Grundstimmung zum Optimismus der späteren Jahre, die Bertram darzulegen sucht, erklärt er selbst mit keinem Wort; nur zu Beginne weist er auf die fragliche Analogie hin, wie eine äußerste Leidenschaftslosigkeit sich aus dem Gegenteil, aus zurückgedrängter Leidenschaft, entwickelte. Etwas naiv will es scheinen, wenn er den allerdings schroffen Wechsel von Stifters Lebensanschauung, eine „unvermittelte Übersetzung" nennt und, weil er sich diese seine aufgestellte Behauptung selbst nicht psychologisch deutlich machen kann, eben dieser „Umbiegungs-Erscheinung" den „Charakter des Konstruierten und Willkürlichen" (S. 30) zuschreibt. Wer ist wohl hier der Konstrukteur? Für das wirklich komplizierte Experiment, das doch Bertram selbst gemacht,

muß nun Stifter leiden, der hier „zu einer vergewaltigenden Umdeutung" gegriffen habe. Bertram begeht hier, wie überhaupt in der ganzen Untersuchung, einen Fehler in der Methode: er läßt jede psychologisch-historische Betrachtungsweise außer Acht, durch die allein ein Wechsel in der Lebensanschauung dem Verständnisse zugänglich ist. Wie er früher den Pessimismus Stifters durch „summierte Einzelstellen" (S. 12) zu demonstrieren suchte, so sollen nun für den Wandel zum Optimismus und für diesen selbst summarisch gesammelte Stellen aus der Einleitung zum „Abdias" überzeugend wirken. Dieser Eingang zu „Abdias" aber, der nach Bertrams Meinung den „Umbiegungsversuch" von der pessimistischen Phase zur optimistischen darstelle, ist gleichzeitig, ja *früher* (1843) als die Stellen, die für den Pessimismus herhalten mußten: „Das alte Siegel" (1844), „Ein Gang durch die Katakomben" (1844 sic!), „der Hagestolz" (1845), ferner bei Bertram zitierte Briefstellen aus dem Jahre 49, 58, 59, 66. Es ist ein Beispiel, wie sehr man durch herausgepflückte Stellen in einem falschen Urteil bestärkt werden kann. Diese Einleitung zum „Abdias", die Bertram als eine „logische Diskontinuität" bezeichnet und die ihm von „brüchiger Einheitlichkeit" vorkommt, ist gerade fein durchdacht und zeigt, klar abgefaßt, die durchaus optimistische Lebensansicht unseres Dichters. Freilich ist sie nicht mit dem voreingenommenen Glauben Bertrams an Stifters Pessimismus zu betrachten. Dieser Prolog zu Abdias ist von einer feinen Technik durchgliedert: der Dichter stellt gewissermaßen eine These, eine sehr verbreitete populäre Ansicht von jenem stumpfen, trostlosen Fatalismus der Alten auf, geht in sie ein und erörtert sie mit zwei drastischen Beispielen. Das nun hat Bertram als einen aufrichtigen Herzenserguß der Stifterschen Weltanschauung, als eine „konsequente Darstellung eines pessimistischen Fatalismus von Schopenhauerscher Tragik" (S. 28) angesehen, was in Wahrheit nur fingierte Zweifelmiene, etwa eine dichterische Pose ist; denn im folgenden zweiten Teile dieser Einteilung entwickelt der Dichter mit unfehlbarer Deutlichkeit seine wirkliche Anschauung. Mit scharf antithetischem Doppelpunkt beginnt er: „uns ist es *Schicksal*, also ein *von einer höheren Macht Gesendetes*, das wir empfangen sollen." „Aber eigentlich mag es weder ein Fatum geben, als letzte Unvernunft des Seins, noch auch wird das Einzelne auf uns gesendet; sondern eine heitere Blumenkette hängt durch die Unendlichkeit des Alls . . ., — die Kette der Ursachen und Wirkungen — und in das Haupt des Menschen ward die schönste dieser Blumen geworfen, die Vernunft, das Auge der Seele, die Kette daran anzuknüpfen, und an ihr Blume um Blume, Glied um Glied hinabzuzählen bis zuletzt zu jener *Hand, in der das Ende ruht*. Und haben wir dereinstens recht gezählt, und können wir die Zählung überschauen: dann wird für uns *kein Zufall* mehr erscheinen, sondern Folgen, kein Unglück mehr, sondern Verschulden; denn die Lücken die jetzt sind, erzeugen das Unerwartete, und der Mißbrauch das Unglückselige." („Abdias", 6 f.)

Die Worte enthüllen den festen, heiligen Punkt in Stifters Weltanschauung, den unerschütterlichen Glauben an den „letzten Grund der Dinge", an eine göttliche Vorsehung.[1]) Daß Stifter freier, gläubiger Katholik war, mag als Erklärung genügen. Jetzt wird auch klar, warum Abdias allein tragisch enden mußte. Er bäumte sich trotzig auf gegen diese höhere Leitung, gegen diese Vorsehung oder, wie E. T. A. Hoffmann so oft sagt, gegen die „ewige Macht". Er wollte sie nicht über sich anerkennen. „Der Schwache stürmt mit Klagen dawider, und der Gemeine staunt dumpf, wenn das Ungeheure geschieht, oder er wird wahnwitzig und begeht Frevel." Aber „der Starke unterwirft sich auch ergeben". Mit solch ergebener Stärke blicken alle Helden Stifters vertrauensvoll zu einer höheren Vorsehung empor: vom naturrohen roten Hanns angefangen, der den Thaler, den ihm als einem Bettler seine Hanna, die adelige Dame, herabgeworfen, wie ein Weihegeschenk in dem Kirchlein zum guten Wasser aufhängt, bis hinauf zum dichterisch erhabenen Haidesohn, der sein Geschick mit den oben angeführten Worten erwartet. Dafür belohnt und entschädigt auch Stifter seine Menschen immer mit jenem inneren, reichen Glücke, gleichsam der dichterischen Umsetzung der erhabenen biblischen Worte: Es ist besser, daß ich die ganze Welt verliere, als daß ich an meiner Seele Schaden leide.

So hat sich Bertram die Lösung der Frage über die Lebensanschauung Stifters schwerer gemacht, als sie tatsächlich ist. Er hat in die einfache klare Seelenentwicklung des Dichters ein kompliziertes System hineingebaut, von dem er, falls es wirklich bestünde, freilich sagen müßte, es sei „mißglückt" (S. 31). In Stifters Adern gärte nie im beherrschenden Maße ein pessimistisches Blut. Nur soviel ist gewiß, daß auch sein Optimismus, von dem er stets getragen wurde, durch Wandlungen hindurchging. Es war nicht von Anfang an ein philiströser, moralisch pedantischer Opti-

[1]) Dieser Glaube verknöchert sich im Alter und wird in seiner Zähigkeit von der Großmutter im „Katzensilber" 300 f. ausgedrückt. Die Kinder wurden vor dem wuchtigen Hagelschlag nur durch den Zufall gerettet, daß Reisigbündel vorhanden waren, die das braune Mädchen zu einer schützenden Hütte bereitete. Die Kinder zwar „nahmen die Reisigbündel als etwas an, das sich von selber verstehe, und das so da sei, wie im Winter das warme Haus, daß sie nicht erfrieren" (298). Allein die Großmutter sagt: „Der Mensch ist eine Blume .. zuerst ist er ein Veilchen, dann eine Rose, dann eine Nelke, bis er eine Zeitlose wird. Und wer eine Zeitlose werden soll, der kann nicht als Veilchen zu Grunde gehen, darum war die dunkle Blume da, daß die lichten leben .... Es wäre die dichte Haselstaude hinreichend gewesen, .. aber weil sie nicht hinreichend war, waren die Bündel da, und es war die Hand schon bestimmt gewesen, welche sie einst schneiden mußte ... so wie einmal der Fuß schon bestimmt war, daß er durch den Wald zwischen Jericho und Jerusalem gehe, damit der verwundete und geschlagene Mann, der dort lag, gepflegt und geheilt werde."

„Amen, theure Schwiegermutter," sagte die Frau, „das ist ein trostreicher, herzlinderuder Glaube."

„Gib Dich ihm hin, und Du wirst Dein Leben lang gut fahren," antwortete die alte Frau."

mismus. Es war anfangs im „Condor“ und in den „Feldblumen“ der goldene Optimismus eines Kinderauges, in das die ganze Welt mit Märchenduft hineinströmt. Es war ein leidenschaftlicher, trunkener Jean Paulscher Optimismus, der eine Kindesstirn küßt, den Kindern mit Vergnügen rote und grüne Hirsche malt. Dieser Optimismus war aber bald ausgelebt. Dann setzt sich in Stifters Brust jener würdige, lehrhafte und geläuterte Optimismus nieder, der seinen Reichtum und seine Stimmungsseligkeit verloren hatte. In der „Mappe“, im „Hagestolz“ spricht er bereits aus jedem Blatte heraus. Später im Alter wird dann sein Optimismus immer ärmer, einseitiger und strenger und kontrastiert stark gegen den göttlichen Leichtsinn in seinen Jugendbriefen. — Ein Umstand noch scheint für die Beurteilung von Stifters Optimismus und angeblicher Leidenschaftslosigkeit nie genug gewürdigt zu sein: Stifter hatte bereits ein Menschenleben hinter sich, als man ihm den „Condor“ als Manuskript aus der Rocktasche zog. Er hatte die Masten bereits eingezogen, und seine Stirne war doch nach den Jugendstürmen verhältnismäßig gekühlt: kurz, er lenkte bereits den reiferen Mannesjahren zu, als er sein Bestes, „Condor“, „Hochwald“, „Abdias“ und „Hagestolz“ schuf. Die eigentliche Zeit des drangvollen Keimens, Wachsens und Reifens entzieht sich also unserer Beurteilung; die Briefe an Fanni Greipl, die bis in das Jahr 1828 zurückreichen, geben doch ein zu einseitiges und beschränktes Gepräge von seinem inneren Leben. So bilden seine ersten Werke bereits schon ein Übergangsstadium in die ruhigere, mäßigere Periode seines Lebens. Nur schließen kann man daraus auf ein feurigeres, heftigeres und bewegteres Jugendgemüt. Der von Bertram aufgestellte Entwicklungsprozeß vom Pessimismus zum Optimismus müßte sich sonach in dem Zeitraum von 6 bis 7 Jahren (1835—1842) abspielen; gewiß eine zu geringe Spanne Zeit für eine derartige Umwälzung. Auch das muß gesagt werden: Wenn Stifters jugendlicher weicher Optimismus allmählich im Alter verknöcherte zu einer kampf- und sieglosen gemächlichen Ethik, so wuchs dies nicht so sehr aus seiner Persönlichkeit hervor, als vielmehr aus der Kanzlei, dem Schulzimmer und den Inspektionsreisen, die jeden freieren, frischeren Atem beengten. Kaum fand er Zeit, mit wehmütigem Blick durchs Fenster zu den Sommerwolken hinaufzugrüßen oder seine Kakteen zu pflegen. Ferner klebte fast an jeder Seite, die er schrieb, ein im Vorschuß verbrauchtes Honorar. Hätte seine Muse einen Mäzen wie einen Karl August, den er sich selbst einmal in den Briefen wünscht, gefunden, sie hätte einen ganz anderen Nachsommer erlebt!

Die übrigen Blätter des ersten Teiles von Bertrams Buch sind einigen ausgezeichneten Beobachtungen über die Technik in der Erzählung gewidmet; er leitet zu ihr über durch eine feine ästhetisch vergleichende Betrachtung der Ruhe und angeblichen Leidenschaftlichkeit Stifters. Dieser und der folgende Abschnitt ist sehr interessant zu lesen, wie alle Partien

überhaupt, wo er mehr mit einem künstlerischen Kosten, mit einer „nachempfindenden Delikatesse“ — um ein eitles Bild seines Stils zu gebrauchen — die Dinge herausfühlt. Das letzte Grundgefühl Stifterscher Kunst sei die „epische Keuschheit“, ein Ausweichen und rücksichtsvolles Zurückziehen im rechten Moment. Hieher gehört aber auch das absichtliche Verzichten auf die Schilderung seelischer Vorgänge überhaupt. Nicht im ganzen Umfange ist dem zum Teil gewiß berechtigten Urteile Bertrams zuzustimmen, daß dem Dichter ganz und gar „jene psychologische Genialität abgeht, in der eigenen Seele das psychische Leben der heterogensten Menschentypen wiederhallen zu lassen“ (S. 65). Auch hier, nicht bloß in den Höhepunkten, liegt doch eine bewußte Kunst, sich in den epischen Mantel zu vermummen. Sie wird sogar an Stellen im Abdias zu einer ironisch kühlen Herbe gesteigert. Er *will* gar nicht „hinuntersteigen“ in die Tiefen der Seele, er wirft einen stummen Schleier darüber und läßt nur die oberflächlichsten Konturen durchbrechen. Nicht umsonst klagten schon die Zeitgenossen darüber, daß er an den Leser zu großes Ansinnen stelle, „zwischen den Zeilen zu lesen“. Diese Kunst, die seelischen Begleiterscheinungen nur durchschimmern zu lassen, wirkt geradezu überwältigend im „beschriebenen Tännling“ (297), als Hanns für den Mord aus seinem Schreine mit mechanischer Ruhe das passendste Werkzeug prüft und wählt. In Stifters ruhiger Detailzeichnung aber liegt eine ernste Ruhe epischen Beherrschens, die in jedem Zuge eine feine Berechnung zeigt. Bertram legt noch weiter an Stifters Technik eine glückliche Sonde an, so daß zweifellos dieser Abschnitt als der beste und reichste an positiven Resultaten bezeichnet werden muß. Das Hervorstechendste von allem ist, daß er überall eine scharfe psychologische Vertiefung zu geben weiß.

Der zweite Teil des Buches handelt über Stifters Naturschilderung. Bertram will die Eigenart Stifterscher Naturschilderung charakterisieren und kommt in seiner umständlichen, verwirrenden Unklarheit zu keinem rechten Ergebnis. Besonders stören die eingestreuten Belege und Ausschweifungen, die wohl ein bißchen Absichtlichkeit, eingesammeltes Wissen anzubringen, verraten. Obwohl er sich eingangs dagegen wendet, daß die Betonung des „Stifterschen Realismus lediglich als Typus der bewußten Abkehr von der romantischen Naturauffassung“ (S. 77) weder der Eigenart des Dichters als auch der historisch sich eingliedernden Bedeutung gerecht werde, so weiß er doch seine Stellung nicht anders zu bestimmen, als daß Stifters Naturschilderung wesentlich an der „Entromantisierung der Natur und ihrer Gewinnung für ein nichts als gegenständliches Sehen“ (S. 80) mitgearbeitet habe; mit einer „fast wirklichkeitsgierigen Beobachtungstreue“ habe er der Natur „wirklich neue Eindrucks- und Ausdrucksmöglichkeiten“ entrungen; „in dieser dienenden Naturtreue“ liege „sicherlich die schroffste Absage an das romantische Stilideal“. „Die Natur wie sie ist, groß im Einfachen, unermeßlich im Alltäglichen, ewig im Vergäng-

lichsten — dies ist das Programm der allgemeinen großen Entromantisierung der Künste, die mit den Dreißigerjahren einsetzt." „Diesem Realismus aus natürlicher Andacht zum Gegebenen kommt zugleich das unstädtische Verhältnis des Dichters zur Natur [entgegen]" (S. 77, 80, 81, 83, 84). Mich dünkt, daß nie anders Stifters Bedeutung für die Naturschilderung charakterisiert worden ist.[1]) Die zwei Beobachtungen, die Bertram für Stifters Naturschilderung noch gibt, sind gut und richtig geschaut, wenn sie auch nicht allzu tief ergründet sein mögen. Bertrams Studium, das fast mehr den Kunst- als den Literarhistoriker und den Philologen verraten will, gilt mehr dem Arrangement in der Landschaft. Goethe sei der erste gewesen, der die beleuchtete Welt angeeignet habe. Jean Paul aber habe zuerst die Landschaft aus Licht in die „Wortkunst" eingeführt und Stifter bilde in dieser Entwicklung ein wichtiges Glied, indem er bereits erkennt, daß das Licht, nicht die Farbe oder die Linie als das wesentliche Element des Landschaftsbildes gelte. Alles laufe in seinen Landschaften auf Abtönungen der Lichtwirkungen hinaus. Allein um Stifters Naturgefühl nicht zu vereinseitigen, müßte auch das Verhältnis zu den Farben untersucht werden; und man würde sicher finden, daß Stifter ein überaus empfindsames und genußfähiges Auge auch für die Farben und ihre Nuancen, ja sogar für recht starke Kontraste hatte. Die zweite Entdeckung, die Bertram macht, ist, daß Stifters Landschaften meistens als Tiefenaussicht, als Fernblick gesehen sind.

Bertram scheut sich fast ein wenig, in die „Fülle von Eindrücken" einzugehen, die die Naturschilderung Stifters „im einzelnen biete", weil „nicht die Betrachtung im schematischen Registrieren stecken bleiben soll". (S. 89.) Kann es aber bei einer philologischen, literarhistorischen Arbeit, und das will doch wohl Bertrams Studie auch sein, ohne ein „schematisches Registrieren" abgehen, zumal sie doch so heikle Themen behandelt wie die Naturschilderung und als dritten Teil des Buches — den Stil? Dieses dritte Kapitel fällt gegen die ersten zwei stark ab.

Bertram legt von vornherein ganz unfrei an Stifters Sprache die romantische Elle von Petrichs drei Kapiteln und mißt nun darauf hin den Stil des Dichters durch. Freilich sei dies „nur als Mittel größerer Verdeutlichung zu fassen" (S. 114). Muß man nicht vielmehr zuerst die eigenen Züge einer Individualität aufspüren, um sie dann erst literarisch zu vergleichen. Welch schöne Erfolge damit erzielt werden, hat Bertram selbst in dem ersten Teile über die Kompositions- und Erzählungstechnik gezeigt. Wirklich kommt er beim Stil mit dem Maßstabe Petrichs nicht aus. Die „Mystik" mußte in Stifters Stil von vornherein preisgegeben

[1]) Vgl. „Deutsche Arbeit" 3, 469 und in Sauers Einleitung zum I. Band besonders S. XIV ff. — Auf die unbewußte Verwandtschaft mit Ruskin hat nicht Harmuth, sondern Kosch zum ersten Male aufmerksam gemacht im „Euphorion" XI, 786.

werden. Für den „Archaismus" wirken die Handvoll zitatloser Beispiele überhaupt nicht überzeugend. Teils ist die Form mit dem Inhalt verwechselt, teils sind die Beispiele auf dialektischem und provinziellem Boden entstanden, teils folgt Bertram in den Anklängen an Homer und die Bibel allzusehr seinem eigenen Gefühl. Übrig bleibt also nur das „romantische Gleichnis" in Stifters Stil, mit dem es seine eigene Bewandtnis hat. Es geht über die Jean Paulschen Sphären überhaupt nicht hinaus und erstreckt sich fast lediglich auf den „Condor" und die „Feldblumen", wie ja im ganzen bei Stifter die Lust zu Gleichnissen und Bildern im Hochwald zu Ende geht. — Der letzte größere Abschnitt des dritten Teiles des Bertramschen Buches — es sind eigentlich nur einige Worte allgemeiner Charakteristik, die übrigen Blätter sind von eintönigen Zitaten vollgedruckt — beschäftigt sich mit dem Satzbau Stifters. Es ist doch höchst anfechtbar, wenn Bertram von vornherein an allen „methodischen Mitteln" verzweifelt, mit denen man „für speziellere Untersuchungen einer rhythmischen Prosa, exakt, mittels einer Art sprachanatomischer Statistik, für einzelne Künstler ihre sprachliche Norm in diesem Sinne" darstellen könnte. Hat nicht hierin gerade Albert Fries in seinen genialen Leistungen über H. v. Kleist, Hebbel, Goethe und Bürger die erstaunlichsten Ergebnisse gezeitigt? Die Methode ist freilich ein stilistisch geschärftes Ohr und die philologische Schulung. Ginge man beispielsweise bei Stifter von der Klausel seiner Sätze aus, oder von einer Untersuchung, mit welchen Satzarten er die Perioden ablaufen läßt, so könnte man leicht Rädchen um Rädchen seines einfachen Urwerkes herauslösen und gewiß auch eine bestimmte Bauart konstatieren. So unbewaffnet, aller Methode entäußert, geht Bertram an die Arbeit: „Wer . . . vergleicht . . ., wird . . . keinen Augenblick zweifelhaft sein, daß . . ." Mit diesem Appellieren an das Gefühl wird ein starker Jean Paulscher Einfluß in dem Satzrhythmus Stifters bis weit hinein in die Vierzigerjahre nachzuweisen versucht; später trete dann die ruhigere Statik Goethes ein. Einer künftigen Stiluntersuchung ist es vorbehalten, darzulegen, ob wirklich in diesem Maße aus der „ungeduldig drängenden Folge sich übertürmender Sätze" Stifters (S. 137) die doch viel schwieriger und subjektiver verschlungene Sprechart Jean Pauls herausklinge. — Trotz alledem bildet die Untersuchung Bertrams einen sehr wichtigen Punkt in der Entwicklung von Stifters Wertschätzung. Fast noch nie ist Stifter in einen ähnlich weiten, freien Gesichtskreis gestellt worden; und überall sucht ein feines psychologisches Verständnis tiefer einzudringen. Möge sich der Segen der Liebe zu dem so mißverstandenen österreichischen Dichter auf weitere Striche befruchtend niederlassen.

Prag. Franz Hüller.

Schmitt Saladin, Hebbels Dramatechnik. Schriften der Literarhistorischen Gesellschaft Bonn, herausgegeben von Berthold Litzmann. Heft I. Dortmund 1907, Fr. Wilh. Ruhfus. 2.20 M.

Die vorliegende Schrift ist als erster Versuch, eine systematische Darstellung der Technik des Dramatikers Hebbel zu geben, mit Dank zu begrüßen, freilich auch nur als ein Versuch, etwas Abschließendes und strengeren wissenschaftlichen Anforderungen Genügendes bietet der Verfasser nicht. Sein Verfahren ist nicht gründlich und kritisch genug. Schmitt steht Hebbel gegenüber von vornherein zu sehr auf dem Standpunkt gläubiger Bewunderung, entgegengesetzte Urteile, wie die Bulthaupts, ignoriert er völlig; erklärt er doch in der Vorbemerkung ausdrücklich, daß ihm außer der von Litzmann empfangenen Anregung „solche eigentlich nur noch durch Otto Ludwigs" (auf dessen Ansichten über Hebbel er übrigens auch nicht eingeht) „dramatische Studien geboten" worden sei. Ebenso berücksichtigt Schmitt, was sicherlich zu einer klareren Feststellung der Hebbelschen Eigentümlichkeiten gedient hätte, die Technik anderer Dramatiker so gut wie gar nicht. Manches, was er an Hebbel zu rühmen weiß, ist Gemeingut der Dramatik und bei anderen Dichtern zum Teil sogar in höherem Maße zu finden. Häufig begnügt sich Schmitt mit einem oder zwei Beispielen, um daraus allgemeine Schlüsse zu ziehen, wobei denn falsche Verallgemeinerungen mit unterlaufen. Auch verwendet er Hebbelsche Tagebuchäußerungen in unkritischer Weise, ohne zu bedenken, daß gerade bei diesem Dichter Theorie und Praxis nicht immer übereinstimmen und daß solche theoretische Äußerungen zunächst nur Zeugnisse für Hebbels dramaturgische Anschauungen, nicht aber ohne weiteres für seine dramatische Technik bilden. Anderseits enthält Schmitts Schrift aber auch manche gute Beobachtungen, und es erscheint daher, zumal bei der Wichtigkeit des behandelten Gegenstandes, wohl angebracht, etwas näher darauf einzugehen, wobei zugleich die oben gemachten Ausstellungen nähere Begründung finden werden.

Mit Recht gibt Schmitt zunächst eine Definition der Begriffe Stoff, Form und Technik, wie er sie verstanden wissen will. „Stoff ist das Unpersönliche, Form das Individuelle, Persönliche" (S. 13). Man wird dieser übrigens aus eigenen Äußerungen Hebbels geschöpften Definition im ganzen zustimmen müssen. Unrichtig erscheint mir aber die Art, wie Schmitt diese seine Definition als eine völlig neue einer angeblich bisher in Geltung gewesenen veralteten Auffassung gegenüberstellt. Er will einen „antiquierten Begriff der Form ausschalten". „Gemeinhin" wird nämlich, wie er behauptet, „unter dem Stoff eines Dramas die sogenannte Fabel verstanden, die Handlung rein anekdotisch dargestellt, ohne dialogisch-szenische Ausgestaltung. Letztere bezeichnet man dann als Form" (S. 12). Schmitt hätte doch einige Vertreter dieser „antiquierten" Auffassung nennen sollen. In der von ihm als „verglichen" angeführten Literatur habe ich nichts davon finden können, glaube auch nicht, daß eine derartig mechanische Auffassung, die wohl im vulgären Sprachgebrauch begegnen mag, wissenschaftliche Vertreter hat. Daß an der

„Fabel“ eines Dramas sich bereits „die gestaltende, charakteristisch formende Hand des Dichters wahrnehmen“ läßt (S. 12), ist z. B. — selbstverständlich — auch schon Freytags Ansicht, nur daß er deutlicher das, was Schmitt Stoff nennt, meist als rohen Stoff bezeichnet. Vgl. Technik des Dramas S. 9 u.: „Wie der rohe Stoff zu einer poetischen Idee vergeistigt wird . . .“, S. 13 o.: „Der Stoff, welcher durch die dramatische Idee umgebildet wird . . .“, S. 20 u.: „Diese Begebenheit, wenn sie nach den Bedürfnissen der Kunst zugerichtet ist, heißt die Handlung“, dazu die Anmerkung (S. 21): „Was hier Handlung heißt: der für das Drama bereits zugerichtete Stoff . . . ., das heißt bei Lessing noch zuweilen Fabel . . . .“ Freytag unterscheidet also 1) den rohen Stoff (= Stoff im Sinne Schmitts), 2) die Vergeistigung dieses rohen Stoffes durch die poetische Idee, 3) die Zurichtung des Stoffes für das Drama, d. h. die Handlung (= Fabel im Sinne Schmitts, übrigens nach dem von Freytag als veraltet bezeichneten Sprachgebrauche Lessings), woraus dann 4) die dialogisch-szenische Ausgestaltung (vgl. T. d. Dr. S. 93 ff., 185 ff.) folgt. Stoff im eigentlichen Sinne ist hiernach nur das unter 1) Angeführte, alles übrige gehört der gestaltenden Tätigkeit des Dichters an, fällt also unter den Begriff Form, und zwar wäre meines Erachtens die unter 2) genannte Vergeistigung des Stoffes als innere, das übrige [3) und 4)] als äußere oder als Form im engeren und engsten Sinne zu bezeichnen. Allerdings gebraucht Freytag dafür nicht geradezu den Terminus Form, in der logischen Schärfe der Fassung kann also Schmitts Definition dem gegenüber allenfalls als neu gelten. Wirklich sachlich neu ist aber bei ihm nur eins: der aus einer Tagebuchäußerung Hebbels gezogene Hinweis darauf, daß auch die szenische Fassung eines Dramas noch stoffliche Elemente enthalten kann. „Dies wird überall da der Fall sein, wo ein Dramatiker überkommene, an Vorgängern beobachtete Darstellungsmittel ohne innere Notwendigkeit, ohne daß seine Handlung aus sich sie bedingt, anwendet“ (S. 12 u.). Hier liegt zugleich eine charakteristische Differenz zwischen Freytag und Hebbel vor. Freytag, der Klassizist, betont den Wert fester technischer Regeln und sieht in einem „ausgebildeten System von Einzelvorschriften . . . . die beste Hilfe der schöpferischen Kraft“ (a. a. O. S. 4 M.), Hebbeln, dem Eigenwilligen, fremde Einflüsse, theoretisch wenigstens, schroff Ablehnenden sind nach der von Schmitt (S. 12 u.) angeführten Tagebuchäußerung „Regeln und Grundsätze für den Künstler nur Stoff“. Diese Hebbelsche Betonung des Individuellen, Persönlichen enthält zweifellos eine große Wahrheit und ist auch für die wissenschaftliche Forschung als regulatives Prinzip von höchstem Wert. Schmitt hat ganz recht mit der Behauptung, daß Form und Technik nur dann den Gegenstand fruchtbarer Untersuchung bilden können, wenn sie als Eigenarten einzelner Dichterpersönlichkeiten betrachtet werden (S. 13 u.). Doch liegt in seinem Satze (ebenda), daß es überhaupt keine allgemein

gültige Theorie der dramatischen Darstellungsmittel, keine „technische Dogmatik" gebe, eine Übertreibung. Freytags „Technik des Dramas" mag wohl in manchen Punkten veraltet sein — er gesteht ja selbst, daß die Technik des Dramas nichts gänzlich Feststehendes, Unveränderliches sei (a. a. O. S. 3, vgl. S. 6 o.) —, Avonianns' dramatische Handwerkslehre mag nicht allen Anforderungen genügen, dennoch bieten beide sicherlich eine Reihe allgemein gültiger technischer Vorschriften, die auch Hebbel beobachtet. Doch davon abgesehen, mit der Betonung des individuellen Moments an sich hat Schmitt recht. Nun hätte er aber von seinem Standpunkt aus und zur Rechtfertigung desselben die Pflicht gehabt, im Verlaufe seiner Untersuchung auch wirklich, soweit das nach dem oben Gesagten überhaupt möglich ist, auf Schritt und Tritt zu zeigen, wie die einzelnen technischen Hilfsmittel in Hebbels Dramen sich aus der Individualität des Dichters, aus der Eigenart seines Dramentypus erklären. Aber dazu finden sich nur Ansätze. Zwar charakterisiert er im ersten Hauptteil seiner Schrift im ganzen richtig die Faktoren des Hebbelschen Dramas und ihre Verarbeitung im allgemeinen. Im zweiten Teil aber, wo er (vgl. S. 55) im einzelnen die Mittel durchmustern will, deren sich der Dichter zu seiner künstlerischen Arbeit bedient, vermißt man häufig die klare Hervorhebung des spezifisch Hebbelschen und den Zusammenhang mit dem im ersten Teil Dargelegten. So spricht Schmitt S. 56 ff. zunächst ganz allgemein und theoretisch von zwei „Grundformen dramatischer Technik", die er rein a priori, übrigens richtig, konstruiert und führt dann nachträglich für beide je ein Beispiel aus Hebbel an. S. 62 ff. bringt er zunächst ganz allgemeine Bemerkungen über die Technik der dramatischen Erzählung, ihre Belebung durch Zwischenrufe, geschickte Anordnung u. dgl. und exemplifiziert dann diese Theorien an Hebbel mit den einleitenden Worten: „Vergleiche man zur Illustration dazu . . ." (S. 62, Z. 7 v. u.). Diese Methode der Beweisführung zieht sich durch den ganzen zweiten Teil hindurch. Man hat mitunter geradezu den Eindruck, als habe Schmitt ein gedankenmäßig konstruiertes Schema aufgestellt, das er nun durch einzelne Belege aus Hebbels Dramen zu stützen sucht. Nur in den beiden Abschnitten S. 75 ff. und S. 88 ff. ist es ihm wirklich gelungen, das für Hebbel Charakteristische scharf hervorzuheben und aus der Eigenart seines Dramentypus herzuleiten. In dem erstgenannten ist Hebbels Kunst der Motivierung, die auf seiner Forderung der Folgerichtigkeit der Charaktere beruht, im zweiten seine Technik der Steigerung gut dargestellt. Im übrigen ist Schmitts Verfahren durchaus eklektisch und wenig gründlich, wenn auch die einzelnen angeführten Beispiele meist treffend durchgeführt sind. Das Eklektische in Schmitts Beweisführung tritt auch darin zutage, daß er die Julia, das Trauerspiel in Sizilien, den Rubin, Michel Angelo und den Moloch, von den übrigen Fragmenten nicht zu reden, völlig ignoriert. Hätte er die beiden erst-

genannten Dramen berücksichtigt, dann hätten ihm freilich auch gewisse Mängel Hebbels nicht entgehen können. Aber davor, wie vor all dem, was andere Beurteiler mit Recht oder mit Unrecht Ungünstiges über den Dichter gesagt haben, verschließt Schmitt die Augen. Die scharfen Urteile Bulthaupts und Otto Ludwigs über die undramatische Langatmigkeit der Erzählungen in der Julia (vgl. Bulthaupt, Dramaturgie des Schauspiels III, S. 142 f. zu Schmitt S. 62 ff. und 107, auch Bulthaupt S. 148 über Herodes und Mariamne zu Schmitt S. 77), über die falsche Technik des Charakterisierens in demselben Drama (Ludwig, Shakespearestudien, S. 358 zu Schmitt S. 70 ff.), sowie in der Judith (Bulthaupt S. 114 zu Schmitt S. 112 u., vgl. auch A. v. Berger, Dramaturgische Vorträge, S. 121), über die unrealistische Sprechweise besonders der Personen in Maria Magdalena (Bulthaupt S. 136, v. Berger S. 121 zu Schmitt S. 74), über unpassende Verwendung wunderbarer Elemente (Bulthaupt S. 116 f., 149 f., 156 zu Schmitt S. 93 f.), über das monologische Gepräge der Genoveva (Bulthaupt S. 124 zu Schmitt S. 100 u., vgl. auch Poppe, Hebbel und sein Drama, S. 16 und Kuh, Biographie II, S. 661), über die Unlebendigkeit des Zusammenspiels der beiden Hauptpersonen in Herodes und Mariamne (Bulthaupt S. 148 zu Schmitt S. 101 M.) — all diese ungünstigen Urteile, deren Berechtigung zu prüfen hier nicht der Ort ist, werden von Schmitt einfach beiseite geschoben, obgleich er an den bezeichneten Stellen nicht nur Gelegenheit, sondern meines Erachtens geradezu die Pflicht gehabt hätte, sich mit diesen Kritikern auseinanderzusetzen. Bei einem wirklich gründlichen Verfahren hätte Schmitt, wie schon oben bemerkt, auch die sonstige dramatische Dichtung wenigstens in ihren bedeutendsten Vertretern zum Vergleich heranziehen müssen. Statt dessen begnügt er sich mit ganz sporadischen, gelegentlich hingeworfenen Bemerkungen (über Shakespeare S. 37 u., 38 o., 83 u., 90 u., 97, Z. 15 f., Schiller S. 76 o., 93, Z. 21, Goethe S. 93, Z. 21, 103, Z. 6 v. u., Kleist S. 18 u., Ludwig S. 99 u.). S. 83, Z. 14 ff. zieht er aus zwei Aktanfängen in der Judith (Akt III: die trauernde Judith, von Mirza betrachtet; Akt IV: Holofernes und die beiden Hauptleute) den Schluß, daß hier „ein ganz eigentümlich Hebbelscher Aktanfang" vorliege: „Der Vorhang öffnet sich und zeigt uns ein Bild; eine Person steht davor und erklärt es uns." Aber dieselbe Technik finden wir schon bei Grillparzer und Ähnliches auch bei Schiller und Kleist. Vgl. Sappho V: Eucharis und Rhamnes, die unbeweglich vor sich hinstarrende Sappho betrachtend (ganz ähnlich wie Judith III), König Ottokar V (ähnlich Judith IV); Räuber II, 2: Amalie, den schlafenden alten Moor betrachtend, auch Tell IV, 2: der sterbende Attinghausen; Familie Schroffenstein II, 2, Prinz von Homburg I. Daß drei der von mir angeführten Beispiele keine Akt-, sondern nur Szenenanfänge sind, tut nichts zur Sache da Schmitt selbst (S. 82,

Z. 5 ff.) ausdrücklich erklärt, daß er die Bezeichnung Aktanfang in weiterem Sinne auffaßt und darunter „alle jene Momente" versteht, „wo immer sich der Vorhang hebt oder senkt, also auch die Szenenanfänge und -schlüsse".

Im ersten Teil der Schmittschen Schrift treten die besprochenen Mängel, wie schon oben erwähnt, weit weniger hervor. Die allgemeine Charakterisierung der Hebbelschen Dramatik, die Abschnitte über das Verhältnis zwischen äußerer und innerer Handlung (S. 32 ff.), über die dramatische Umsetzung der Idee (S. 36 ff.), über das Verhältnis der Parallelhandlungen zu der Idee (S. 47 ff.) und über die Gruppierung der Personen in bezug auf Handlungen und Idee erscheinen im ganzen gelungen. Einzelnes ist freilich auch hier zu beanstanden. Hebbels historische Tragödie soll (S. 21) „das Individium in einer Empörung gegen die heiligen Ideen der Menschheit oder meist deren Ausartung zeigen, die den Frevler vernichtet und zugleich die angegriffenen Institutionen durch den Kampf verjüngt und stärkt". S. 23, Z. 4 ff. heißt es dagegen: „... kulturelle Fortschritte setzen sich in erbittertem Ringen mit konservativen Mächten durch, ein neuer Glaube entreißt die Seelen einem morsch und schwach gewordenen Bekenntnis." Beide Sätze widersprechen sich zwar nicht geradezu, deuten aber meines Erachtens auf zwei verschiedene Seiten in Hebbels historischer Tragödie hin. Schmitt hätte, wie mir scheint, zwei Gruppen in Hebbels historischen Dramen unterscheiden sollen. Zur ersten, in der „die angegriffene Institution" den Sieg behält, würde vor allem Agnes Bernauer, daneben etwa noch Judith, Gyges und Demetrius, zur zweiten, in der „kulturelle Fortschritte", ein „neuer Glaube" sich durchsetzen, in erster Linie die Nibelungen, außerdem Herodes und Mariamne und vielleicht Genoveva gehören. S. 45 o. konstatiert Schmitt ganz allgemein im Hebbelschen Drama eine „Annäherung der ursprünglich gegensätzlichen Gestalten, ein Heranwachsen der Charaktere aneinander" und exemplifiziert das, an sich recht hübsch, an der Agnes Bernauer und am Gyges, mit der einleitenden Bemerkung: „Wenige Beispiele mögen dafür Beleg bieten." In Wahrheit können aber meines Erachtens auch nur diese beiden Beispiele hier herangezogen werden. Von einer derartigen Annäherung der gegensätzlichen Gestalten ist sonst bei Hebbel nichts zu spüren. Im Gegenteil ist es gerade seine Eigenart, daß die Charaktere bei ihm sich bis zuletzt in schroffer Einseitigkeit gegenüberstehen. Übrigens gibt Schmitt das an anderer Stelle zu, setzt sich aber damit in Widerspruch zu seiner früheren Äußerung. S. 108, Z. 6 ff. heißt es: „Die spezifische Dialogfigur der Hebbelschen Steigerung ist ... die der parallelen Linien. Die Personen verändern ihren Standpunkt nicht, sie behaupten ihn nur immer energischer und nachdrücklicher, aber sie bleiben dabei in der einmal gegebenen Entfernung, und weder eine Annäherung, noch ein schrittweises Entfernen findet dabei statt."

Weniger als die besprochenen, zum Teil recht erheblichen Mängel der Schmittschen Schrift fallen einige Ungenauigkeiten in der Auffassung einzelner Stellen ins Gewicht. Gewiß wird das Leidenschaftliche der Szene V, 1 in Herodes und Mariamne dadurch gedämpft, daß Herodes den Anklagen und Übertreibungen Salomes gegenüber so ruhig bleibt. Wenn aber Schmitt (S. 91 u.) in dieser Ruhe des Herodes den Grund sieht, weswegen Salomes Anklagen auf den Hörer (d. h. auf uns) nicht überzeugend wirken, so kann ich dem nicht beipflichten. Der Grund dafür liegt vielmehr erstlich darin, daß wir wissen, die so heftig verklagte Mariamne ist unschuldig, und zweitens darin, daß wir schon aus früheren Szenen (II, 6; III, 1, 4, 5) Salomes leidenschaftliche Natur kennen. Auch die beiden Szenen im Gyges, die Schmitt auf S. 97, Z. 25 ff. anführt, sind nicht, wie er behauptet, dazu da, uns über den wahren Sachverhalt aufzuklären. Wenn Kandaules im 3. Akte durch seine allzu fieberhaften Bemühungen, seinem Weibe den Zweifel zu nehmen, sich selbst verrät, so dient dieser Selbstverrat nicht unserer Aufklärung, denn wir kennen den wahren Sachverhalt bereits aus dem 2. Akte, sondern Kandaules verrät sich damit seinem Weibe gegenüber. Ebenso erfahren wir von Gyges' Liebe zu Rhodope nicht erst aus seinem Gespräche mit Lesbia im 2. Akte — hier verrät er sich nur Lesbia gegenüber —, sondern schon vorher ganz klar aus seinem Monolog kurz vor Lesbias Erscheinen.

Soviel über den Inhalt der Schmittschen Schrift. Auch in formaler Beziehung läßt sie manches zu wünschen übrig. Bei oberflächlichem Lesen zwar blendet die Darstellung durch eine gewisse philosophisch-ästhetische, hin und wieder sogar schwungvoll poetische Geistreichigkeit; sieht man aber näher zu, so erweist sich mancher Ausdruck als unklar, gesucht, phrasenhaft, zum Teil sogar als sprachlich falsch. Vgl. Vorbemerkung Z. 3: „tragisches Dämonentum" (der Hebbelschen Dramen); S. 18, Z. 12 ff.: „ihre (sc. der Hebbelschen Gestalten) Schuld wird mit ihnen geboren, sie sind eher Sünden als Sünder;" S. 26, 6 v. u.: „die gebenedeite Heilige, die wie Christus einst die Gottheit neu entführt;" S. 28, Z. 19: „Verjüngerung" statt Verjüngung; S. 43, 5 v. u.: „Zum zermalmenden Komet endlich trübt sich die Sonne der Idee . ."; S. 46, 5 v. u.: „Kronprätendenten sind sie (die Hebbelschen Gestalten), alle von demselben glücklichen Sieger, dem unerbittlichen Weltengeist, überwunden und gemeinsam in den Tod geschickt;" S. 76, Z. 24 f.: „Gyges' Ring kann den schicksalauslösenden Moment .... bieten" (gemeint ist offenbar: das Moment, vgl. S. 79, Z. 18); S. 87, Z. 11 f.: „in der unheimlich heiß-übertriebenen Färbung, die er (Golo) an sich ruhigen Vorstellungen verleiht;" S. 93, Z. 12 f.: „Noch weitere Stimmungsmittel .... lernt uns dieser letzte Akt .... kennen." — Bei den Zitaten begnügt sich Schmitt mit allgemeinen Angaben, wie: Tagebuch vom 18. September 47, oder: Akt IV 18. Ich will das nicht durchweg tadeln, doch wäre zuweilen bei den Hinweisen

auf bestimmte Stellen doch Seiten- oder Versangabe erwünscht gewesen. Falsch zitiert ist, von Kleinigkeiten in der Orthographie und Interpunktion nicht zu reden, auf S. 111, Z. 15 f.: „Pfui, ich sprach ja wie mein Vater." Vgl. Wernersche Ausgabe Band II, S. 243, Vers 917: „ich sprech' ja, wie mein Vater!" Man muß diesen Mißklang schon stehen lassen.

Nakel a/Netze. W. Kaiser.

Pichler Adolf, Gesammelte Werke. Vom Verfasser für den Druck vorbereitet. Band XII. Beiträge zur Literaturgeschichte, Band II: Zur tirolischen Literatur. München und Leipzig bei Georg Müller 1908. 5.50 M.

Adolf Pichler hat Zeit seines Lebens die Literaturgeschichte seiner Heimat gepflegt, um auch auswärts das Interesse für dieselbe anzufachen, mitunter zugleich aus polemischen Gründen, wenn von anderer Seite ihm nicht Genehmes geäußert wurde. (Aus seinen Tagebuchblättern ersieht man, wen er für einen Gegner ansah oder wen er durch sein Schweigen strafte.) Auch die Veränderlichkeit seines Urteiles hängt öfters mit solchen Äußerungen zusammen, so in bezug auf Gilm. Von Ludwig Steub ist nur ganz nebenbei die Rede. Der Innsbrucker Historikerkreis, der sich um Ficker scharte, war ihm nicht sympathisch, da in demselben auch „Dolfele" kritisiert wurde; hingegen spendet er Albert Jäger und seiner „Schule" ein Lob, das in dieser Form vom „Institut für österreichische Geschichtsforschung" kaum geteilt werden dürfte. Josef Eggers Werke: „Geschichte Tirols" und „Die Tiroler und Vorarlberger" sind verständig beurteilt. Für das Tiroler Dichterbuch, das Ambros Mayr (1887) zum Besten des Bozener Denkmals für Walther von der Vogelweide herausgab, verfaßte Pichler (um Jgn. Zingerle zu ärgern) einen Beitrag und wir sind überrascht, hier besagtes Dichterbuch gleichwohl ein paarmal gelobt zu finden. Ähnlich verhält es sich mit Angelica von Hörmann, deren Dichtungen S. 258, dann 290—295 vollauf gewürdigt werden (wie es neuerdings eingehender von Arnulf Sonntag in dem Büchelchen „Eine deutsche Dichterin in Tirol", München 1906, geschehen ist). Denn noch 1869, als Angelica mit ihren „Grüßen aus Tirol" an die Öffentlichkeit trat, hatte Pichler den Verleger Ed. Amthor vor einem Mißerfolg gewarnt. Erst zwanzig und mehr Jahre später, als der „Oswald von Wolkenstein" und die „Neuen Gedichte" erschienen, sprach sich Pichler anerkennend aus: Angelica von Hörmann verdiene einen hervorragenden Platz bei den weiblichen Namen in Deutschland — ein Ausspruch, der durch die letzthin (1907) ausgegebene Sammlung „Auf stillen Wegen" nur bekräftigt wurde. Mit Recht stellt Pichler diese poesievolle Frau mit dem feinsinnigen Dichter des „Alpsee" Christian Schneller (geb. 1830)

zusammen; von beiden hebt die stürmischere Schicht der „Jungtiroler" sich wesentlich ab.

Pichler beginnt mit Haug von Montfort, Oswald von Wolkenstein, den Sterzinger Passionsspielen. Es folgt Hippolytus Guarinoni, geb. 1571 in Trient, gebildet zu Prag (am Hofe Kaiser Rudolfs II.) und in Italien, nachher Leibarzt des königlichen Damenstiftes zu Hall i. T., der unter den Autoren des 17. Jahrhunderts einen bevorzugten Platz verdient: sein „Greuel der Verwüstung des menschlichen Geschlechtes" (1610) sei trotz des darin wuchernden Grobianismus für den Kulturhistoriker eine unerschöpfliche Quelle. Er weise nach Form und Art in die Zeit vor der ersten schlesischen Dichterschule zurück. — Ins spätere 17. Jahrhundert gehört Franz Adam Graf von Brandis (gest. 1696) — als Dichter ein Spätling der zweiten schlesischen Schule. Den Übergang zur neueren Zeit bildet „ein verschollener Dichter" Johann Friedrich Primisser (geb. 1757, gest. 1812), der „Friedrich mit der leeren Tasche" und dem „baierischen Einfall ins Tirol 1703" dramatisierte. Alois Weißenbach (1766—1821) mit seinen Kriegsliedern reiht sich den deutschen Dichtern der Befreiungskriege an. Den tirolischen Kriegsliedern aus dem letzten Dezennium des 18., den ersten 15 Jahren des 19. Jahrhunderts ist eine besondere Betrachtung gewidmet; ebenso den Dialektdichtern, unter denen Carl von Lutterotti (1793—1872) Vortreffliches geleistet hat.

Die übrigen Artikel beziehen sich auf die tirolische Literatur des 19. Jahrhunderts, auch auf ihre Gegner und ihre Gönner wie Josef von Giovanelli und Graf Clemens Brandis. Es wird Johann Senn besprochen, dessen kongeniale Art Pichler hochanschlug, während Hermann von Gilm als „glänzender Lyriker", aber auch als „leichtfüßiger Poët" erscheint. Ferner Hans Perthaler (die publizistische Feder Schmerlings) und Pius Zingerle, der Meraner Syrologe, Michael Stotter, der Naturforscher, die alle zugleich dichteten. Auch ein Nachruf auf Pichlers frühverstorbenen Jugendfreund Siegmund Schlumpf ist aufgenommen. (Eine frauenhaft weiche Natur, die an Hölty gemahnt.) Von Josef Streiter ist wiederholt die Rede; seine Beziehungen zu Grillparzer werden mitgeteilt. Der letzte Aufsatz „Ein Verkommener" gilt dem im Jahre 1900 als alter und verarmter Mann gestorbenen Isidor Müller, der aus dem Oberinntal stammte und von dessen zahlreichen Dichtungen Pichler einige als gelungen bezeichnet.

Die einzelnen Stücke entbehren in dieser Ausgabe der Datierung, die sich nur bei einigen von selbst ergibt; der Ort des ersten Erscheinens wird nicht angegeben, obwohl die zahlreichen Wiederholungen sich dadurch erklären ließen (mehreres erinnern wir uns in der Österreichisch-ungarischen Revue gelesen zu haben; nicht alles ist aufgenommen). Sachlich berührt sich die Darstellung des öfteren mit Steubs „Sängerkrieg in Tirol", der

1882 erschien; die dort mitgeteilten Korrespondenzen klären trotz Pichlers abfälligem Urteil vieles auf. Anderes kommentiert J. E. Wackernell in seinem Buch über Beda Weber; auch die kürzlich erschienene Biographie Julius Fickers wäre zu vergleichen, da sie eine neue Bedute bietet.

Einen Index muß sich der Leser selbst anlegen und manchen lapsus memoriae berichtigen, so wenn als Todesjahr von Johannes Schuler immer wieder 1857 (statt 1859) angegeben wird (S. 244), oder wenn Florian (statt Flavian) Orgler dasteht, wie ja auch in den „Tagebuchblättern" der Bischof von Brixen den Namen Joseph (statt Vincenz) Gasser führt. Angelica von Hörmann hat nicht 1847, sondern vier Jahre früher das Licht der Welt erblickt; und was derlei Quisquilien mehr sind. Aber wer immer über die tirolische Literatur, die innerhalb der deutschösterreichischen durch einen stark partikularistischen Zug charakterisiert ist (vgl. S. 136 und 227), sich näher unterrichten will, darf diesen Band nicht außer Acht lassen. Und auch darüber hinaus findet hier jedermann, wie sich dies bei Pichler von selbst versteht, manches körnige Wort und manche einsichtige Bemerkung. J. J.

Koehler G., Das Elsaß und sein Theater. Beobachtungen und Betrachtungen eines Altdeutschen zur Geschichte und Würdigung des „Elsässischen Theaters". Straßburg 1907, Schlesier und Schweickhardt. 5 M.

Wie das hier besprochene Buch von H. Gruber (das Koehler mehrfach berichtigt S. 146), leidet auch dies unter zu behaglicher Breite. Der allgemeine einleitende Teil vor allem, der die politische und kulturelle Sonderstellung des Elsaß beleuchten will, gibt viel zuviel Raum an die Wiedergabe fremder, besonders älterer Meinungen ab und bringt es daher zu keiner klaren Übersicht. Charakterisieren ist überhaupt nicht Koehlers starke Seite, weder wo es sich um die allgemein um die elsässische Kultur verdienten Persönlichkeiten handelt (Th. Ziegler S. 48, Lienhardt S. 62, 284 f. Alex. Heßler S. 93), noch wo die einzelnen Dichter und Dichtungen (S. 143 f.) besprochen werden. Doch ist dieser letzte Teil durch Nachrichten über weniger bekannte Autoren (Schneegans als Dramatiker S. 145, Deuter S. 151, Hanc S. 166, H. K. Abel S. 174, Günther S. 182) und Analysen der Theaterstücke wertvoll; für die bekannteren Verfasser (Bastian S. 189, Stoskopf S. 199, Greber S. 220) wird kaum Neues beigebracht.

Erfreulich ist die Tendenz des Buches: eine durchaus ireniſche, die den „Deutschenhaß" der Elsässer Poeten mit guten Gründen bestreitet (S. 89, 92 u. ö.; doch werden Ausnahmen nicht abzuleugnen sein) und den hastigen Übereifer altdeutscher Conquistadoren warnt, freilich auch eine übertriebene Anpassung an protestlerisches Fühlen (S. 184) mißbilligen muß. Koehler als aufrichtiger Freund der drei Elsässischen Theater (ihre Repertoires S. 147, 165, 179; sonst vgl. besonders für Straßburg S. 99 f., für Colmar S. 115 f., für Mülhausen S. 117 f.) und ihrer gemeinsamen Organisation (S. 133) macht auch positive Vorschläge: er will einen Anschluß an volkstümliche Feste (S. 128) und Zurückdrängen der politischen Satire (S. 247). Aber er hat Vertrauen zu der Entwicklung (S. 231 f.) und tadelt die hochmütigen Abfertigungen, die die Jüngsten (S. 268 f.), und die Verdächtigungen, die die Abtrünnigen (A. Bischoff S. 284) den hoffnungsvollen Bemühungen der hier überall vereint tätigen Altelsässer und Altdeutschen angedeihen lassen. Ich teile dies Vertrauen und kann nicht einmal Lienhardts ideali-

stische Bedenken teilen: eine gesunde produktive Dialektbühne hat sich immer in einiger Bodennähe gehalten. Die Italiener feiern gerade ebenso festlich ihren Goldoni; wollen wir uns die Freude an unsern Niebergall, Arnold, Greber nicht gönnen?

Berlin. Richard M. Meyer.

Lobsien Wilhelm, Die erzählende Kunst in Schleswig-Holstein von Theodor Storm bis zur Gegenwart. Altona 1908, Chr. Adolff. 2.50 M.

Wer die Pfade der modernen deutschen Dichtung literarhistorisch ergründen will, wird die literarisch-kritische Vernachlässigung der einzelnen Landesdistrikte empfinden. Dem Forscher drängen sich zwar Zeitungsfetzen mit kritiklosen Verhimmelungen einzelner Autoren in großer Menge entgegen, doch nach wirklich verwendbarem Material in Gestalt kritisch abgewägter Urteile sucht er meistens vergeblich. Kritisch ist nun freilich auch das vorliegende Buch nicht, weil die Urteile des Verfassers durchaus subjektiven Charakter tragen. Und wenn man es dilettantisch im guten Sinne nennt, so gereicht das dem Verfasser keineswegs zur Unehre. Er hat mit gutem Willen gegeben, was er geben konnte: eine flotte Darstellung, die zur Nachforschung reizt. Und deshalb ist Lobsiens Arbeit auch für den gelehrten Leser des „Euphorion" nicht wertlos. Von Beruf Volksschullehrer, fehlt dem Verfasser die literarhistorische Schulung, die man gerade bei dem vorliegenden Gegenstand nicht gern vermißt. Das einseitig begrenzte Stoffgebiet gereicht dem Buche nicht zum Vorteil. Ein paar Einwendungen sind nicht zu umgehen. Wenn der Verfasser schon auf der ersten Seite von einem „dumpfen, trostlosen Naturalismus" spricht, dann kann man nur annehmen, daß ihm der innerste Wesenskern der modernen naturalistischen Epoche unbekannt geblieben ist. Die Bemerkung (S. 33), Heiberg hätte weniger und wertvoller schaffen sollen, muß als zu billig zurückgewiesen werden. Auf S. 34 heißt es von dem Roman „Apotheker Heinrich", daß ein solches Buch nur schreiben konnte, „wer in einer kleinen Stadt groß geworden, wer als Knabe in allen Winkeln, Scheunen und Ecken umhergestöbert ist etc." So etwas gehört auch in die Rumpelkammer abgenutzter Redewendungen, weil damit kaum etwas gesagt und vor allem nichts bewiesen wird. Der Verfasser hat hier das große Gebiet des dichterischen Erlebnisses mit ein paar dürren Worten gestreift. Was über die epische Kunst Storms gesagt wird, ist der Ausfluß einer edlen Begeisterung und verdient volle Anerkennung. Überhaupt berührt die warmherzige Hingabe zum Stoff wohltuend. Trefflich charakterisiert werden Groth, Fehrs und Timm Kröger. Dagegen wird das Urteil über Gustav Frenssen nicht überall Zustimmung finden. „Jörn Uhl" und „Hilligenlei" hätten eine tiefere, und damit ergiebigere Analyse verdient, schon deshalb, weil Lobsien diesen erfolgreichen Dichtungen etwas kühl gegenübersteht. Frenssen als Reformator der sozialen, ethischen und religiösen Bestrebungen, des Allgemein Menschlichen überhaupt, findet gar keine Berücksichtigung. Hier macht sich eben der Nachteil subjektiver Urteile bemerkbar, die an sich zwar berechtigt sind, aber einer objektiv-kritischen Nachprüfung nicht immer standhalten können. Wenn das Bild, das der Verfasser von den schleswig-holsteinischen Erzählern von Theodor Storm bis auf den heutigen Tag mit großer Anschaulichkeit entwirft, einer kritischen Betrachtung auch nicht einwandsfrei erscheint, so muß doch die erstaunliche Vollständigkeit anerkannt werden. Literarhistoriker werden aus dem Buch, in dem auch die lebenden Hamburger und Lübecker Erzähler berücksichtigt wurden, das Wertvolle für eine Geschichte der niederdeutschen Literatur herauszufinden wissen.

Ottensen bei Hamburg. Hermann Krüger-Westend.

Mitteilungen.

An der Universität Leipzig hat Karl Lambrecht ein eigenes Institut für Kultur- und Universalgeschichte begründet, das in räumlicher Verbindung mit dem Universitätsseminar für Landesgeschichte und Siedlungskunde im ehemalig Breitkopfischen Haus zum goldenen Bären (Universitätsstraße 11) untergebracht ist.

Im Verlage von Carl Winters Universitätsbuchhandlung in Heidelberg beginnt zu erscheinen eine „Germanisch-Romanische Monatsschrift", herausgegeben von Dr. Heinrich Schröder in Kiel.

Die Gesellschaft für Theatergeschichte plant für Frühjahr 1910 eine deutsche Theaterausstellung in Berlin.

Preisaufgabe der Fürstl. Jablonowskischen Gesellschaft für 1912: Eine Untersuchung über die Neuen Zeitungen in Deutschland bis zum Erscheinen der ersten gedruckten Wochenzeitungen. Preis 1500 M. Zeit der Einsendung: 1. Nov. 1912.

Herr Regierungsrat a. D. Franck in Königsberg hat im dortigen Staatsarchiv einen Quartband mit etwa 250 Gedichten Simon Dachs gefunden, der in der Churbrandenburgisch-Preußischen Kanzlei entstanden ist; Abschriften, wie es scheint, nicht nur nach Drucken.

Preiszuerkennung. — Die Kantgesellschaft [Geschäftsführer Geh. Rat Prof. Dr. Vaihinger — Halle] hatte folgende von Professor Dr. Walter Simon in Königsberg i./Pr. gestiftete und zugleich von ihm selbst gestellte und formulierte Preisaufgabe ausgeschrieben: „Das Problem der Theodicee in der Philosophie und Literatur des 18. Jahrhunderts, mit besonderer Rücksicht auf Kant und Schiller." In der Generalversammlung der Gesellschaft am 22. April [Kants Geburtstag] sind auf Grund des Urteils der Preisrichter, der Professoren Natorp—Marburg, Ziegler—Straßburg und Menzer—Halle folgende Preise zuerkannt worden: den ersten Preis von Eintausend Mark erhielt Dr. Joseph Kromer in Mahrenberg in Steiermark, an Stelle des zweiten Preises trat ein erster Accessit-Preis von ebenfalls Eintausend Mark, welchen Cand. theol. Otto Lempp in Stuttgart davontrug; der dritte Preis von dreihundert Mark wurde der Arbeit von Dr. R. Wegener in Halensee zugesprochen.

Bitte.

Für eine Monographie über Heinr. Beck (1760—1803) bitte ich diejenigen, welche handschriftliches Material, namentlich Briefe von ihm besitzen, mir gütigst Mitteilung davon zu machen.

Posen, Fischerei 7. Dr. Hans Knudsen.

Die Stadtbibliothek in Frankfurt a. M. erwarb aus Privatbesitz 38 bisher völlig unbekannte Briefe Wilhelm v. Humboldts aus den Jahren 1796 bis 1803; davon sind 36 an Schiller und 2 an Goethe gerichtet. In der Frankfurter Zeitung vom 9. Mai 1909 Nr. 128 gibt Fr. Ebrard Proben aus einer 19 Quartseiten umfassenden eingehenden Kritik des Wallenstein, an die sich eine Analyse von Schillers Dichtergenius anschließt (undatiert, sicher vom September 1800) und aus den beiden Briefen an Goethe (9. Februar 1796) über Buch 5 und 6 des Wilhelm Meister und über das Märchen in den Unterhaltungen der Ausgewanderten; 18. August 1800 über den Plan der spanischen Reisebeschreibung.

Ich bin mit einer größeren biographisch-kritischen Arbeit über Ernst Raupach beschäftigt und bitte alle Archive, Bibliotheken, Antiquariate und Privatpersonen herzlichst, mich durch Überlassung (Originale oder authentische Kopien) von Manuskripten, Briefen, etc. etc. und sonstigen Materials, gütigst unterstützen zu wollen. Ich bin für den kleinsten Nachweis dankbar; Porto etc. vergüte ich.

Paul Alfred Merbach,
Dozent an der Lessinghochschule in Berlin.
Berlin O 112, Müggelstraße 30 I.

Der handschriftliche Nachlaß Klaus Groths wurde in die Provinzialbibliothek zu Kiel gebracht, der übrige Nachlaß in die historische Landeshalle für Schleswig-Holstein, wo ein eigenes Klaus-Groth-Zimmer eingerichtet wird.

Bitte.

Im Begriff, eine Studie über die Gräfin Ida Hahn-Hahn zu verfassen, bitte ich die Besitzer bisher unveröffentlichter Briefe mir diese (oder Kopien) freundlichst zur Verfügung zu stellen. Jeder Beleg ist mir willkommen.

Paris, 23 rue de Jussieu.

Jeanne Fizaine.

Gestorben sind: am 10. Februar 1909 der ord. Professor der deutschen Sprache und Literatur in Greifswald Dr. Alexander Reifferscheid; am 16. Februar 1909 der ord. Professor der englischen Philologie an der Universität Halle, Dr. Albrecht Wagner, dem auch unsere Zeitschrift wertvolle Mitteilungen verdankte; am 1. April 1909 der Professor der technischen Hochschule in München Karl v. Reinhardstoettner, gleichfalls unser Mitarbeiter.

Wien, im Februar 1909.

P. T.

Der Stadtrat der Reichshaupt- und Residenzstadt Wien hat den Beschluß gefaßt, das Andenken des größten österreichischen Dichters, Franz Grillparzers, durch die Veranstaltung einer würdigen kritischen Ausgabe seiner sämtlichen Werke zu ehren, und hat den Professor der deutschen Sprache und Literatur an der deutschen Universität in Prag Dr. August Sauer, den bewährten Kenner von Grillparzers Leben und Werken, mit der Herstellung dieser Ausgabe betraut, die im Verlage der Buch- und Kunsthandlung Gerlach & Wiedling in Wien in 25 Bänden erscheinen wird. Sie soll neben allen abgeschlossenen dichterischen und prosaischen Arbeiten auch die Entwürfe und Fragmente, die Studien und Tagebücher, die Briefe von dem Dichter und an ihn, endlich die von ihm verfaßten Aktenstücke in umfassender Weise vereinigen.

Zur Vervollständigung des in der Wiener Stadtbibliothek bereits aufgesammelten bedeutenden Handschriftenschatzes wendet sich der Unterzeichnete hiermit an alle Besitzer von Handschriften Grillparzers, insbesondere an alle Bibliotheken, Archive, Theater, Vereine, Verlags-

buchhandlungen, Autographensammlungen etc. mit der ergebenen Bitte, dem Herausgeber alles zerstreute einschlägige Material gütigst zugänglich zu machen. In Betracht kommt alles, was sich von Grillparzers Hand erhalten hat, unter anderen die vielen Stammbuchblätter, Sprüche, Epigramme, Widmungsexemplare seiner Dramen oder seiner Porträte in Privatbesitz; ferner Druckexemplare seiner Werke, in welche er Verbesserungen eingetragen hat, Bücher oder Manuskripte, welche er mit Bemerkungen versehen hat; auch scheinbar wertlose Aufzeichnungen, selbst wenn sich ihr Inhalt zur Veröffentlichung nicht eignen sollte, können unter Umständen in größerem Zusammenhang Bedeutung gewinnen; ferner alte Abschriften, die auf Grillparzers Originale zurückgehen, ältere Theatermanuskripte seiner Dramen, handschriftliche Sammlungen seiner Gedichte und Epigramme, Briefe an ihn oder über ihn und seine Werke, Dokumente über sein Leben, Dekrete, Kontrakte etc.; auch seltene Drucke, besonders Einzeldrucke seiner Gedichte. Endlich werden auch bloße Hinweise auf erhaltene Handschriften oder versteckte Drucke erbeten.

Die Zusendung von Handschriften wird an die Direktion der Wiener Stadtbibliothek (Wien I., Rathaus) erbeten, wo für feuersichere Aufbewahrung und pünktliche Rücksendung, sowie für Vergütung der Kosten Sorge getragen wird. Sollte sich die Versendung der Originale als unmöglich erweisen, so werden möglichst genaue (am besten photographische) Kopien erbeten.

Jede Förderung der Ausgabe wird in dieser dankbar verzeichnet werden.

Dr. Karl Lueger,

Bürgermeister der k. k. Reichshaupt- und Residenzstadt Wien.

In der Handschrift abgeschlossen am 31. Dez. 1908, im Satze am 29. Mai 1909.

Johann Balthasar Schupp.

Neue Beiträge zu seiner Würdigung

von Carl Vogt in Bonn.[1])

(Fortsetzung.)

c) Schupps Schriften:

Gesamtausgaben lateinischer Schriften:

Die „Volumina Orationum etc." besprechen, abgesehen von Anderen: Moller (S. 798), Strieder (S. 51), Vial (S. 41) und Lühmann (S. 30 ff.). Indem ich mich der von Letzterem geprägten Siglen bediene, gedenke ich seine Untersuchung einen Schritt weiter zu führen. Eine tabellarische Übersicht, der ich auch die später zu besprechenden Einzeldrucke beifüge, möge die Ausführungen unterstützen. (Vgl. S. 246.)

A. „Volumen Orationum etc. Marpurgi 1642. in 4°."

kann nicht, wie Lühmann will, identisch sein mit $B_1 = C_2$, weil die in diesem enthaltene Schrift „DE LAUDE ATQUE UTILITATE BELLI" nicht aus dem Jahre 1642, sondern aus 1645 stammt. Moller, auf dessen Angabe offenbar die aller späteren zurückgehen, redet zwar von ihm, als ob er es in der Hand gehabt hätte, begnügt sich aber mit der Bemerkung, die editiones Giessenae seien longe auctiores als diese erste Marburger. — Schupps und seiner Schüler Schriften erschienen natürlich zunächst als Einzeldrucke und wurden in den folgenden Jahren wiederholt aufgelegt, wie ich mich aus Moller und Anderen überzeugt habe. Vielleicht ist das rätselhafte Volumen **A**, dessen Inhalt kein Mensch angegeben hat, nur eine Vereinigung von solchen zu einem Bande. Auf alle Fälle ist an ihm nichts verloren, da wir die vollständigeren Volumina und viele Einzeldrucke haben, wenn auch leider nicht alle.

[1]) Vgl. oben S. 6 ff.

Volumina Orationum

$B_{1.\,u.\,2.}$ Volumen . . . 1656.	$C_{1-3.}$ Volumen . . . 1658.	Da. Volumen . . . 1659. (Auf der Marb. Univ.-Bibl.)	Db. Volumen . . . 1659. (Auf der Gieß. Univ.-Bibl.)	E. Einzeldrucke in einem Sammelband (Gießener Univ.-Bibl.)
Seite	1. De Carolo Magno 2. Avellini Consecratio 3. *Oratiuncula de Beneficiis etc.	De opinione 147 S. Proteus 70 S. De oratore inepto 56 S. Xenium (De Nihilo) 36 S.		1. Oratiuncula de beneficiis $2^1/_2$ B. 2. Series chronolog. imp. in trib. priorib. monarchiis 1 B. 3. *Invitatio publica 1 B.
1. De Opinione 1-60 2. De felicitate hujus seculi XVII. 61-72 3. Somnium 73-78 4. De laude atq; utilitate Belli 79-96 5. Hercules togatus 97-108 6. Panegyricus memoriae Conradi Dieterici 109-124	genau wie B_1.	1. De laude atq; utilitate Belli 1-26 2. Hercules togatus 27-46 3. Panegyricus memoriae Conradi Dieterici 47-72 4. De felicitate hujus seculi XVII. 73-94 5. De lana caprina 95-120 6. Pastor Endymion 121-140 7. De Pennalismo 141-160 8. *De familia, vita et obitu Friederici . . . 161-187 9. Exercitatio prima 188-196 10. Somnium 197-208 11. De Carolo Magno 209-233	genau wie Da.	4. Orator ineptus 36 S. 5. Exercitatio prima 12 S. 6. Hercules togatus 16 S. 7. Xenium (De Nihilo) 16 S. 8. De Opinione 76 S. 9. De felicitate huj. seculi XVII. 19 S. 10. Pastor Endymion 16 S. 11. Somnium 8 S. 12. Proteus 36 S. 13. De lana caprina 24 S. 14. De Carolo Magno 24 S. 15. De laude atq; utilitate Belli 24 S. 16. Sceleton chronologiae 63 S. 17. 5 Programme 18. Consecratio Avellini 48 S. 19. De arte ditescendi 75 S.
1. Ineptus Orator 1-27 2. 5 Programme 28-36 3. De lana caprina 37-52 4. Xenium (De Nihilo) 53-66 5. Pastor Endymion 67-80 6. De Pennalismo 89-92 7. Exercitatio prima 93-98 8. Proteus 99-114 9. De arte dite scendi 115-178	genau wie B_2.	De arte ditescendi 216 S.	De arte ditescendi 216 S. De opinione 147 S. De oratore inepto 56 S. Proteus 70 S. Xenium (De Nihilo) 37 S.	
	* mehr als in D.	* mehr als B u. C.		* seither unbekannt.

B_{1+2}. „Volumen etc. Giessae 1656. in 4°."
(zwei für sich paginierte Teile; befindet sich in der Hamburger Stadtbibliothek, der Universitäts-Bibliothek zu Gießen und auf dem Königl. Staatsarchiv zu Marburg). Darüber hat Schupp, wie der mit ihm wohlbekannte Verfasser des „Unterrichteten Studenten" (**F** 1701, II, 394) berichtet, gesagt: „Es hat Vulpius zu Gießen ein Volumen Orationum drucken lassen wider meinen Willen, und gar vitiosissime." Den Namen halte ich für ein Pseudonym, wie Schupp sie anzuwenden liebte; er bezeichnet den Herausgeber als einen schlauen Fuchs. Nun wissen wir unter anderem aus dem „Bücherdieb" (**H**, 988 = **F** 1701, I, 849), daß vor allem die „Druckherrn und Buchführer" durch unbefugtes Nachdrucken gangbarer Schriften sich Gewinn zu verschaffen suchten. Was liegt da näher, als an eine buchhändlerische Spekulation zu denken? Der Vulpius dürfte also wohl der Gießener Verleger Chemlinus sein. Daß ein Mann, welcher der Aufgabe nicht gewachsen war, die Sammlung veranstaltet hat, ersieht man schon aus den Fehlern, den vernunftalteten Titeln und der falschen Inhaltsangabe auf dem Gesamttitel. Sollte jedoch dieser Ansicht zum Trotze Vulpius quidam aus seinem Grabe aufstehen, so wird er bekennen müssen, daß er auf Wunsch des Verlegers Chemlinus die Ausgabe besorgt habe, wie wir von einem ganz ähnlichen Fall im „Bücherdieb" und im „Calender" (**H**, 989 und 597) lesen, daß Christian Klein in Frankfurt das „THEATRUM HISTORICUM . . . HELVICI" durch einen andern wolle augiren und herausgeben lassen. Bereits die Schriften aus dem Verlage von Chemlinus in Marburg, die in dies Volumen übergingen, sind (vielleicht erlaubte) Nachdrucke, da die meisten im Volumen stehenden Schriften erstmalig bei Hampelius in Marburg gedruckt sind, welcher der „Academiae Typographus" war.

C_{1-3}. „Volumen etc. Giessae 1658. in 4°."
(drei für sich paginierte Teile, von denen $C_2 = B_1$ und $C_3 = B_2$ ist; vorhanden auf der Frankfurter Stadtbibliothek). Es handelt sich offenbar um dieselben Drucke, denen der Verleger noch drei Schriften hinzufügte und ein neues Titelblatt vorsetzte. Vielleicht ist es nur die Schuld des Buchbinders, daß der neue Teil nicht hinten angefügt ward. Ganz ähnlich liegen nämlich die Verhältnisse bei einem Exemplar des nachher zu besprechenden Volumen **D**. Über das Verhältnis zwischen der Inhaltsangabe auf den Titeln und dem Inhalte selber hat bereits Lühmann (S. 31 ff.) gehandelt.

D. „Volumen etc. Francofurti 1659. in 12°."
(vorhanden auf den Universitätsbibliotheken zu Marburg und Gießen, ersteres nenne ich **Da**, letzteres **Db**; auch im Königl. Staatsarchiv zu Marburg vorhanden). Daß der Inhalt ein anderer ist, als man auf dem Titel liest, hat Lühmann (S. 33) ausführlich dargelegt.

Die Erklärung wird sich nachher ergeben. Es ist mir nämlich von diesem Volumen ein Exemplar (**Db**) in die Hand gefallen, das zu weitgehenden Schlüssen berechtigt. Es enthält fortlaufend paginiert die Schriften, welche man aus der tabellarischen Übersicht erkennen kann: „DE LAUDE ATQUE UTILITATE BELLI" bis „DE CAROLO MAGNO", Seite 1—233. Dann folgt ohne Paginierung auf den letzten Seiten des letzten Bogens die Vorrede, welche Georg Lüncker der von ihm 1655 veranstalteten Ausgabe von „DE OPINIONE" vorausgeschickt hatte; sie steht dann noch einmal vor dieser Schrift, und ein Vergleich lehrt, daß der Abdruck äußerst fehlerhaft ist. (Es sind Worte ausgefallen: enim; rem nach eandem; quae vor quaeso; Menedemus latravit; Pythagoras siluit; suscepi, si non vor suscipere; & ex Anglia nach in ipsa Anglia; es finden sich Druckfehler: Xenophantes statt Xenophanes; **ita** statt **id**; desideraturi statt desiderari; exertus statt expertus. Dadurch wird der Sinn vielfach beeinträchtigt, wenn er nicht geradezu zum Unsinn wird.) — Die folgenden Schriften haben jede für sich ihre eigene Paginierung, während die dazu gehörenden Vorreden nicht paginiert sind. Es folgen:

1. DE ARTE / DITESCENDI / *DISSERTATIO* / *PRIOR* / EX / AVELLINO / Ad Philosophos in / Germania.

ein einfacher Abdruck des Originals mit Schupps Vorrede, nur ohne Jahr, auf 216 Seiten.

2. *DE* / ORATORE / INEPTO / DISSERTATIO / EX / *AVELLINO* / *MARPURGENSI* / EDITIONIS ULTIMAE. / *Marpurgi Hassorum* / *Typis* SALOMONIS SCHADEWITZII, / *Academiae Typogr.* / ANNO M.DC.ICO LVI.

jedoch nur Titel nebst Lünckers Vorrede auf einem Bogen weniger zwei Blätter.

3. *DISSERTATIO* / DE / OPINIONE / EX / *AVELLINO* / MARPURGENSI / Editio posterior / *Marpurgi Hassorum* / *Typis* SALOMONIS SCHADEWITZII, / *Academiae Typogr.* / ANNO M.DC.LV.

mit Lünckers Vorrede und 147 Seiten Text.

4. PROTEUS / *Sive* / DE / DIGNOSCENDA / INGENIORUM / VARIETATE / DISSERTATIO / EX / *AVELLINO* / *MARPURGENSI,* / EDITIONIS ULTIMAE. / *Marpurgi Hassorum* / *Typis* SALOMONIS SCHADEWITZII, / *Academiae Typogr.* / ANNO M.DC.ICO LVI.

jedoch nur Titel mit Lünckers Vorrede.

5. ohne Titel der „ORATOR INEPTUS" mit einem Programm davor und zweien dahinter, auf 56 Seiten.

6. ohne Titel „PROTEUS" mit Schupps Programm, auf 70 Seiten.

7. ohne Titel „XENIUM (DE NIHILO)" auf 37 Seiten.
8. XENIUM / *Sive* / DE / USU ET PRAE- / STANTIA / NIHILI, / *DISSERTATIO* / EX / AVELLINO / MARPURGENSI / *Editionis ultimae.* / *Marpurgi Hassorum,* / *Typis* SALOMONIS SCHADEWITZII, / *Academiae Typogr.* / ANNO M.DC.ICD LVI.
nur Titel mit Lünckers Vorrede.

Aus der Tabelle ersieht man, daß das Volumen **Da**, welches auch Lühmann hatte, eine andere Reihenfolge aufweist. Aber gerade die Verwirrung in **Db** zeigt, daß wir in den Abhandlungen „DE ARTE DITESCENDI" bis „XENIUM" Einzeldrucke vor uns haben, zu denen Georg Lüncker Vorreden schrieb, die offenbar mit dem Titel nachträglich, jedenfalls gesondert, gedruckt wurden, so daß sie sich beim Zusammenbinden verirren konnten. Es sind die von Moller (S. 796 ff.) und Strieder (S. 51 ff.) bei den einzelnen Titeln erwähnten Ausgaben; nur irrt Letzterer, wenn er (S. 53) „De arte ditescendi, Marp. 1648 in 12°." zitiert. Lühmann (S. 33) folgt dem Irrtume Stötzners (S. 28), als handle es sich um eine Sammlung; das sind diese Ausgaben nicht. Eine solche liegt vielmehr nur in dem in Frankfurt 1659 gedruckten Teile des Volumens vor, der auf 233 Seiten die Schriften „DE LAUDE ... BELLI" bis „DE CAROLO MAGNO" enthält. — Wie diese Marburger Ausgaben in den Frankfurter Verlag kamen, wird sich wohl nicht aufhellen lassen. Bei dem Nachfolger des Hampelius, über den Schupp seine Unzufriedenheit im „Bücherdieb" (**H**, 989) äußert, könnte man wohl an Schadewitz und an die Möglichkeit, daß er ihm den Verlag entzogen hätte, denken, wenn nicht eben diese Worte im „Calender" (**H**, 587) auf Christian Klein in Frankfurt gedeutet würden. Auf alle Fälle hat der Verleger von **D** die Marburger Einzeldrucke mit seiner Sammlung vereinigt und vor das Ganze den Titel von **C** gesetzt. Das ist die natürlichste Erklärung des seltsamen Befundes. — Mit **E** (das möchte ich gleich hier bemerken) bezeichne ich der Kürze halber den diese Littera tragenden Sammelband der Gießener Universitäts-Bibliothek, welcher eine Reihe von ersten Drucken (sämtlich in 4°.) und Programmen (in fol., einmal zusammengelegt) enthält, die zum Teil auch Lühmann noch nicht hatte. (Vgl. die Tabelle auf S. 246.)

Anderer Ausgaben des Volumens konnte auch ich nicht habhaft werden. Das von Vial (S. 41) erwähnte: „Orationes IV. Lugd. 1704. in 12°." enthält nach Strieder (S. 51) die Reden: „DE UTILITATE ... BELLI, ORATOR INEPTUS, DE LANA CAPRINA & PRAESTANTIA NIHILI"; also nicht Neues und ebenso auch nicht das andere unter dem Titel: „Orationes variae ... Hagae 1705. in 12°." mit den fünf Schriften: „DE OPINIONE",

„DE LAUDE ... BELLI", „ORATOR INEPTUS", „XENIUM" und „DE LANA CAPRINA" (Moller, S. 796).

Ungleich wichtiger sind die Einzeldrucke, vor allem die ersten. Einige hat Lühmann in Händen gehabt, andere wieder zu entdecken, war mir vergönnt. Doch ehe ich auf sie eingehen kann, möchte ich der

Ausgaben der „Lehrreichen Schrifften"

mit einem Worte gedenken. Über sie hat Stötzner (S. 17 ff.) gehandelt, und es kann nicht meine Absicht sein, ihn zu wiederholen. Doch darf ich wohl ergänzend bemerken, daß es sicher mehr als die ihm bekannten fünf Ausgaben gibt; nämlich nach Moller (S. 801 f.) folgende:

1a. „J. B. Schupps Schrifften, Hanoviae 1663. in 8°. maj."
1b. „Zugab etc. o. O. u. J. in 8°."
1c. „Etliche Tractätlein etc. Hanoviae 1663. in 8°."
2a. „J. B. Schupps Schrifften. o. O. u. J. in 8°. maj."
2b. „Zugab etc. Francofurti 1668. in 8°." (hat eine andere Reihenfolge als **1b** und enthält fünf Schriften mehr, nämlich Nr. 1—5 des „Anhanges"; vgl. die Tabelle auf S. 253).
3—6. „J. B. Schupps Lehrreiche Schrifften, Franckfurt 1677, 1684, 1701 und 1719. in 8°."

Wie sich dazu Bertheaus Behauptung (R. S. 810), es gebe drei verschiedene Drucke ohne Angabe von Ort, Zeit und Drucker, die unter sich übereinstimmten, verhält, konnte ich nicht ausmachen, da er keine Nachweise gibt. Vielleicht gründet er sich auf Georgis Bücherlexikon („Theoph. Georgi, Allgem. Europäisches Bücher-Lexicon. IV. Teil. Leipzig 1742", S. 70), das unter J. B. Schupp notiert: „Geistreiche Schrifften, Franckfurt, Wust. 1663. 8°". Allein der unrichtige Titel verrät schon, ganz abgesehen von anderen irrigen Angaben, daß man dem Buchhändler Georgi nicht zu viel glauben darf. Nach ihm gibt es auch eine Ausgabe: „Hamburg, Hertel 1701 in 4°", über die ich sonst nirgends etwas erfahren konnte. Der Preis dieser ist im Kataloge niedriger als der der Frankfurter Ausgaben. — Allein trotz Stötzners Bemühungen empfinde ich noch denselben Mißstand wie er, der das Studium Schupps wesentlich erschwert: Das Zitieren nach verschiedenen Ausgaben und ohne Angabe des Untertitels. Stötzners Zusammenstellung genügt da durchaus nicht, weil er nicht die Seitenzahlen angibt, die in der Regel allein genannt werden. Deshalb habe ich mir dieselben für meinen Gebrauch notiert und will sie im Interesse der Allgemeinheit auf einer Tabelle mitteilen (S. 252 f.). — Auch genügt nach meiner Erfahrung nicht die Bezeichnung F_1, F_2 usw.; man sollte das Jahr beifügen und auch nicht **H** I, II, III zitieren, weil **H** III („Anhang") mit **H** I („Schrifften") vereinigt ist, indes **H** II („Zugab") allein umläuft und zuweilen neben

H I + III auf den Bibliotheken nicht vorhanden ist. Deshalb schlage ich, solange über das Verhältnis der Hanauer und der undatierten Ausgaben nichts Sicheres ausgemacht ist, folgende Bezeichnungen vor:

H = „Doct: Joh: Balth: Schuppii Schrifften (Hanau 1663)“;
H Zug. = „Zugab Doct: Joh: Balth: Schuppii Schrifften“;
H Anh. = „Etliche Tractätlein etc. (Hanau 1663)“;
F 1677, I + II = „Lehrreiche Schrifften etc. Franckfurt a. M. 1677“;
F 1701, I + II = desgl. „Franckfurt 1701“;
F 1719, I + II = desgl. „desgl. 1719“;
F 1684 (nur ein Band) = desgl. „Franckfurt 1684“.

Die Seitenzahlen habe ich, soweit möglich, selber verglichen; die Ausgabe von 1677 stimmt nach Hölting (I, S. 2), Stötzner (S. 17) und nach einem Vergleiche mit Mollers (S. 801 ff.) und Strieders (S. 54 ff.) Angaben mit der von 1701 genau überein, und die Zahlen von F 1719, II hat mir die Leipziger Universitäts-Bibliothek in dankenswerter Liebenswürdigkeit mitgeteilt. (Es finden sich, soweit mir bekannt, H + Anh. auf der Universitäts-Bibliothek zu Bonn; H + Anh. + Zug. auf den Universitäts-Bibliotheken zu Marburg und Leipzig, auf der Großherzogl. Hof-Bibliothek zu Darmstadt, im Königl. Staatsarchiv zu Marburg und auf der Rats-Schulbibliothek zu Zwickau; H (ohne Anh.) + H Zug. auf der Universitäts-Bibliothek zu Königsberg i. Pr.; F 1677 auf der Stadtbibliothek zu Zittau; F 1684 auf der Königl. Bibliothek zu Dresden und der Universitäts-Bibliothek zu Berlin; F 1701 auf den Universitäts-Bibliotheken zu Bonn und Gießen, der Königl. Bibliothek zu Dresden und im Königl. Staatsarchiv zu Marburg; F 1719 auf den Universitäts-Bibliotheken zu Leipzig und Rostock und auf der Großherzogl. Hof-Bibliothek zu Darmstadt, während die Marburger Universitäts-Bibliothek nur den I. Teil besitzt. — Diese und weitere Angaben halte ich für nötig oder doch erwünscht, weil mich sogar das Berliner „Auskunftsbüro der deutschen Bibliotheken“ an wichtigen Punkten im Stiche gelassen hat.) — In der Betrachtung der

einzelnen Schriften

halten wir uns, soweit das überhaupt möglich ist, an die zeitliche Reihenfolge ihrer Entstehung, weil diese Anordnung sicherer eine Grundlage für ein Bild des vielseitigen Verfassers gewährt als irgend ein Schema, das gerade für Schupp, der sich zeitlebens in kein Schema spannen ließ, ein wahres Prokrustesbett wäre. Wir lassen das bunte Gemisch an unserem Auge vorüberziehen, um darnach den Standpunkt zu finden, von dem aus der Verfasser gewürdigt werden kann. — Soweit nötig, werde ich die Titel der ersten Ausgaben, die Andere nicht hatten oder ungenau abdruckten, wiedergeben und anzeigen, wo man die Schriften selber oder etwas über sie finden kann.

H 1663	Seite	F 1677 I u. 1701 I	Seite	F 1719 I	Seite	F 1684	Seite
1. Salomo	1-128	(Nr. 1-27 wie H 1663)	1-123	. . . . .	1-129	(Nr. 1—16 wie H	1-145
2. Hiob	129-179	. . . . .	124-172	. . . . .	130-180	(nur der Lebenslauf ist	145-201
3. Gedenck daran „Hamb.	180-218	. . . . .	173-208	. . . . .	181-220	(vorangestellt.)	201-244
4. Sendschr. a. d. Alterleute	218-221	. . . . .	209-212	. . . . .	220-224	. . . . .	245-248
5. Freund i. d. Noth	222-268	. . . . .	212-256	. . . . .	224-270	. . . . .	249-300
6. Lucidor	269-328	. . . . .	257-313	. . . . .	271-330	. . . . .	301-366
7. Sieben böse Geister	329-359	. . . . .	314-341	. . . . .	330-359	. . . . .	367-399
8. Ambr. Mell. Sendschr.	360-379	. . . . .	342-360	. . . . .	360-379	. . . . .	399-413
9. Holländ. Pratgen.	380-401	. . . . .	361-380	. . . . .	379-399	. . . . .	413-428
10. Vom L. d. W. Nichts	402-413	. . . . .	381-391	. . . . .	400-411	. . . . .	428-436
11. De lana caprina	414-424	. . . . .	392-402	. . . . .	411-422	. . . . .	436-444
12. Kranckenwärterin	425-448	. . . . .	402-423	. . . . .	422-444	. . . . .	444-469
13. Golgatha	449-460	. . . . .	424-434	. . . . .	445-456	. . . . .	469-481
14. Corinna I. Teil	461-490	. . . . .	435-462	. . . . .	456-484	. . . . .	481-512
15. Corinna II. Teil	490-520	. . . . .	463-491	. . . . .	485-516	. . . . .	512-545
16. V. d. Einbildg.	521-563	. . . . .	492-531	. . . . .	516-558	. . . . .	545-575
17. Relat. aus d. Parnaß	564-572	. . . . .	532-539	. . . . .	559-567	Kunst reich z. werden	576-645
18. Calender	573-602	. . . . .	540-567	(wie	568-596	Sermon v. d. Glückseligkt.	645-652
19. Eilfertiges Sendschr. . . .	603-617	. . . . .	567-581	F 1677 I)	597-611	Ungeschickter Redner	652-668
20. Ehrenrettung	618-689	. . . . .	581-648	. . . . .	611-682	De vera Ratione Status	669-680
21. Kunst reich z. werden	690-774	. . . . .	648-727	. . . . .	682-764	Lobwürdiger Löw	681-688
22. Sermon v. d. Glückseligkt.	775-784	. . . . .	727-736	. . . . .	764-773	Lust. u. annut. Discurs	688-697
23. Antwort an Schmid	785-807	. . . . .	736-758	. . . . .	774-796	Bücherdieb	697-702
24. Teutscher Lucianus	808-823	. . . . .	758-773	. . . . .	796-811	Litaney	702-742
25. Fabulhauß	824-847	. . . . .	773-795	. . . . .	812-835	Selbstgespräch	743-750
26. Ungeschickter Redner	848-871	. . . . .	796-817	. . . . .	835-858	Morgen- u. Abendlieder	750-759
27. De vera Rat. Status	872-888	. . . . .	818-833	. . . . .	859-875	Passion- u. s. w. -Lieder	759-774
28. Litaney	889-925	Lobwürdiger Löw	834-840	. . . . .	875-882	Frühstunde	775-828
29. Selbgespräch	926-932	Lust. u. annut. Discurs	841-848	. . . . .	882-890	Ritter Florian	828-892
30. Morgen- u. Abendlieder	933-945	Bücherdieb	849-853	. . . . .	890-895	Deutscher Lehrmeister	892-917
31. Passion- u. s. w. -lieder	945-970	Litaney	854-888	. . . . .	895-930	Vom Schulwesen	917-982
32. Der lobwürdige Löw	971-978	Selbgespräch	889-895	. . . . .	930-937	Geistl. Kirchenkrone	983-1017
33. Lust. u. annut. Discurs	979-987	Morgen- u. Abendlieder	895-905	. . . . .	937-947	Hauptm. v. Capernaum	1017-1095
34. Bücherdieb.	988-992	Passion- usw. -lieder	905-926	. . . . .	947-969	Beliebt. u. belobt. Krieg	1096-1122
		35. Frühstunde	927-970	. . . . .	970-1015	Geistl. Spaziergang	1123-1185
						36. Almosenbüchse	1186-1243
						37. Bußspiegel	1243-1462

H Zugab	Seite	F 1677 II und 1701 II	Seite	F 1719 II	Seite
1. Almosenbüchse	1-52	Ritter Florian	1-56	wie F 1677	1 ff.
2. Geistlicher Spaziergang	53-115	Deutscher Lehrmeister	57-78	. . . . .	58 „
3. Vom Schulwesen	116-176	Vom Schulwesen	78-134	. . . . .	80 „
4. Deutscher Lehrmeister	177-202	Geistliche Kirchenkrone	135-178	. . . . .	139 „
5. Unterrichteter Student	202-248	Hauptmann von Capernaum	179-238	. . . . .	184 „
6. Hauptmann von Capernaum	249-312	Beliebter und belobter Krieg	239-262	. . . . .	247 „
7. Beliebter und belobter Krieg	313-338	Geistlicher Spaziergang	263-316	. . . . .	272 „
8. Geistliche Kirchenkrone	339-392	Almosenbüchse	317-366	. . . . .	328 „
9. Ritter Florian	393-452	Unterrichteter Student	366-409	. . . . .	380 „
10. Lebenslauf	453-458	Lebenslauf	410-415	. . . . .	425 „
H Anhang.		Nachwort zum Unterricht. Student	416	. . . . .	432 „
1. Gromio und Lagasso	3-27	11. wie H Anhang 1	417-440	. . . . .	433 „
2. Unschuld Antenors	28-52	12. „ „ 2	440-462	. . . . .	457 „
3. Nasenstieber	53-70	13. „ „ 3	463-478	. . . . .	481 „
4. Ratio Status	71-80	14. „ „ 4	478-487	. . . . .	497 „
5. Neues vom Lob Antenors	81-90	15. „ „ 5	487-495	. . . . .	506 „
6. Philandersons Discurs	91-108	16. Bußspiegel (doch nicht in allen)	1-393	. . . . .	516 „
7. Wider Antenors Bücherdieb	109-128				
8. Instrumentum pacis	129-176				

1632, 29. April: 1. ORATIUNCULA: / *IN QVA PROPONVNTVR* / Verae & genuinae causae, Respublicas corrum- / pentes, atq; omnia mala procreantes, / illisq; annectitur / **GRATIARUM** / **ACTIO** / AD DEUM OPTIMUM MAXI- / MUM, PRO BENEFICIIS, QUIBUS HACTENUS / prae caeteris nationibus prosecutus est superiorem Hassiam, / cum pio voto ut eam proporro sua / gratia foveat: / *DEINDE* / *AD ILLUSTRISSIMUM* / *AC CELSISSIMVM PRINCI-* / *pem & Dominum,* / DOMINUM GEORGIUM, / HASSIAE LANDGRAVIUM, &c. / pro fideli & paterna patriae cura: / *Quam in ocio nundinali conscripsit. & 29. April. Marpurgi in* / *Collegio ad Lanum in publico Procerum & Civium* / *Academicorum consessu memori-* / *ter recitavit* / M. JOHAN-BALTHASAR SCHUPPIUS, GISSEN- / sis, Sanctae Theologiae studiosus. / MARPVRGI, / Typis NICOLAI HAMPELII, Academ. Typogr. / M DC XXXII.

Der erste Druck ist dem Kanzler Antonius Wolff à Todenwart und dem hessischen Hofprediger Simon Leißring gewidmet, umfaßt einschließlich Titel und Widmung $18^1/_2$ Seiten Druck in 4^0 und befindet sich in **E** und im Königl. Staatsarchiv zu Marburg. Ein Abdruck steht nur in $\mathbf{C}_1$. Durch diesen Fund werden Lühmanns Berechnungen (S. 34 ff.), dem ich in diesem Falle vollkommen zustimme, bestätigt. Mit Schupps Äußerung im Programme zum „PROTEUS", die Lühmann zur Datierung heranzieht, kann man außerdem eine andere in dem „Memorial" Schupps an den Landgrafen vom Jahre 1645 kombinieren. Hier beruft er sich darauf, daß er „Anno 1632" nach seiner Rückkehr „von fremden Universitäten exercitii gratia memoriter perorirt" habe, deshalb vom Kanzler aufgefordert worden sei, neben der Theologie „das Studium Oratorium fleißig zu betreiben" usw., um endlich für seine seitdem geleisteten Dienste ein geistliches Amt zu erbitten (vgl. Diehl, Beiträge, S. 314).

1635: 2. *D. O. M. S.* / SERIES / **CHRONOLOGICA** / **IMPERATORUM IN TRI-** / BUS PRIORIBUS MONARCHIIS, CHAL- / DAICA SIVE ASSYRIACA, PERSICA, / ET GRAECA. / *Quam memoriter recitatam, placidae* / *censurae subjicit* / M. JOANN-BALTH. SCHUPPIUS. / GISSENSIS. / *MARPURGI,* / *Typis exscribebat Casparus Chemlinus.* / M . DC . XXXV.

3. SERIES / CHRONOLOGICA / IMPERATORUM IN / MONARCHIA ROMANA / etc. / M . DC . XXXV.

Erstere findet sich in **E** sowie auf den Stadtbibliotheken zu Frankfurt und Hamburg und ist dem Landgrafen Georg II. gewidmet. Letztere ist dem Kanzler gewidmet und in je einem Exemplar der Frankfurter Stadtbibliothek und der Großherzogl. Hof-Bibliothek zu Darmstadt erhalten. Außerdem sind beide in dem nachher zu besprechenden „SCELETON CHRONOLOGIAE" am Schlusse abgedruckt, nicht nur die erste, wie Lühmann (S. 37) sagt, bei dem man auch den vollständigen Titel von Nr. 3 findet. Aber darin stimme

ich ihm zu, daß beide verfaßt sind bei Schupps Bewerbung um die Professur der Geschichte und Beredsamkeit (S. 22).

? DE BONO PRINCIPE. Marpurgi. 1636. in 4°.

Diese von Lühmann (S. 38) bei Strieder gefundene Schrift zitiert Moller (S. 796) nach einem Katalog. Es hat sie also offenbar kein Mensch gesehen; deshalb darf man zweifeln, ob sie überhaupt existiert hat. Vielleicht liegt eine bloße Verwechselung mit folgender Schrift des Caspar Barlaeus vor:

DISSERTATIO, / DE / BONO PRINCIPE, / Adversus / N. MACHIAVELLI Florentini / Scriptoris suasorias, quas libris suis / de Principe, Republica, / aliisque insparsit.,

die an den Iden des März 1633 gehalten ward und in dessen „ORATIONUM LIBER ... Amsterodami MDCXLII." (12°) die Seiten 28—51 füllt. Da Barläus zu Schupps Vorbildern zählt, wäre es nicht unmöglich, daß Letzterer eine solche Rede geplant hätte. Daß sie nicht gehalten ward, bestätigt Lühmann selber; und wie es mit Ankündigungen in den Katalogen zu gehen pflegte, kann man außer bei Moller auch aus dem „Bücherdieb" ersehen: Sie versprachen Dinge, die noch nicht das Licht erblickt hatten und zuweilen gar nicht erschienen. Vielleicht liegt auch eine Verwechslung mit der Antrittsvorlesung des Marburger Professors Johann Konrad Schragmüller[1]) vor, die er (am 30. Dezember 1633 zum Professor der Physik ernannt) zu Anfang des neuen Jahres hielt. Der „Catalogus studiosorum scholae Marpurgensis" (particula XV, S. 54)[2]) berichtet darüber: „Publice solenniter pro bono Professionis Physices auspicio, Giessae[3]) in auditorio quondam Jureconsultorum magno de bono Principe contra Machiavellum, peroravit M. Conradus Schragmüller Grünstadensis."

[1]) Über Schragmüller (1605—1675) vgl. „Festschrift der Universität Gießen" I, 455, bezw. Strieder XIII, 203 ff.

[2]) Meine Angaben über den „Catalogus studiosorum etc." auf S. 6 sind ungenau, weil ich mich auf Lühmanns Angaben verließ. Deshalb bemerke ich folgendes zur Berichtigung: Die Marburger Matrikel ward von Julius Caesar in den Jahren 1872—1886 unter dem Titel „Catalogus studiosorum scholae Marpurgensis" in 14 „particulae" herausgegeben. Nach dessen Tode veröffentlichte 1888 unter dem Rektorate Ferdinand Justis den 15. Teil Wilhelm Falckenheiner. Näheres findet man in dem von Letzterem herausgegebenen „Personen- und Ortsregister zu der Matrikel und den Annalen der Universität Marburg 1527—1652. Marburg 1904". Für Schupp sind von Bedeutung particula XIII.—XV., welche die Jahre 1623—1636 enthalten.

[3]) Weil in Marburg die Pest wütete, waren am 2. Oktober 1633 die Professoren mit Erlaubnis des Landgrafen teils nach Grünberg, teils nach Gießen geflohen. Am 30. Oktober berief der Landgraf alle nach Gießen, wo die Universität bis zum 29. März 1634 blieb. Vgl. „Catalogus stud. schol. Marp." XV, 45 und 49; „Festschrift der Universität Gießen", I, 243 ff.

1636: 4. Epicedion in obitum Ertwini zur Wohnung, SS. Theol. Dr. Bey Joh. Conr. Bachmanns Leichpredigt auf dessen Tod. Marp. 1636. 4°.

1637: 5. Parentatio D. Ferdinandi II.

Da ich über diese beiden Reden nichts Näheres ausmachen konnte, verweise ich auf die Gewährsmänner, und zwar für erstere auf Strieder (S. 67) und für letztere auf Lühmann (S. 38). Doch finden sich in dem von diesem zitierten „SCELETON CHRONOLOGIAE" nicht nur Randbemerkungen, die sich auf diese Parentatio beziehen, sondern auch im Texte selber (S. 44 der 2. Ausgabe) lesen wir: „Ferdinandus II. succ. ann Chr. 1619 ... Caeterae ejus virtutes, qua publicae, qua privatae, satis descriptae sunt in parentatione, quam Dn. Praeses noster Schuppius, nomine & decreto Celeberrimae Academiae hujus memoriter recitavit." Allein der Zweifel ob die Rede gedruckt ward, wird dadurch nicht gehoben.

1637, Anfang des Sommer-Semesters: 6. JOH. BALTH. SCHUPPII / *INVITATIO PUBLICA* / *Ad* / **COLLEGIUM** / **ORATORIUM** / Cui inseritur / *INDEX SELECTISSIMORUM* / *Thematum Oratoriorum, quibus Eloquentiae Studiosi stylum quotidie exercere* / *possunt.* / *Marpurgi Cattorum,* / Typis exscripta Casparis Chemlini. / M.DC.XXXVII.

Diese Einladungsschrift, welche in E und auf der Universitäts-Bibliothek zu Leipzig erhalten ist, hat bis jetzt noch keine Beachtung gefunden; und doch ist sie von Bedeutung für unsere Kenntnis von Schupps Tätigkeit als Professor. Lühmann hat ja (S. 22 ff.) mancherlei richtig erschlossen; hier jedoch gewinnen wir festen Boden unter den Füßen: Schupp hat zunächst Privatvorlesungen über „Chronologia" gehalten; jetzt will er die „Oratoria" in die Hand nehmen, die „in scholis ab omnibus laudatur & fere ab omnibus inepte vel discitur vel docetur". Er richtet zwei oratorische Kurse ein, einen für Theologen und einen für politische Redner, d. h. Nichttheologen. Für Letztere ist sein Plan folgender:

> „Principio privatim docebo Compendia comparandi copiam rerum & verborum, nunquam in publicis literis visa. Deinde detradam pauca praecepta. At non sufficiunt praecepta utut sint optima. Quid illa incipiunt, id exercitatio perficit. Proinde singulis septimanis duae recitabuntur Orationes in publico Collegio. Protinus ego ostendam, quid Oratores protulerint vel imitatione vel emendatione dignum. Materias Orationum, non desumam ex Timpio vel aliis antiquae Eloquentiae sicariis ..."

Er kündigt bereits 52 Themata an, die auf ein ganzes Jahr berechnet sind, woraus wir schließen dürfen, daß die „INVITATIO" vom Beginne des Sommer-Semesters 1637 stammt. Sie sind zwar zum größten Teile der römischen Geschichte entnommen, suchen aber

das ganze Leben in seinen verschiedenen Seiten zu umspannen und wagen sich auch auf modernes Gebiet; z. B.: „Forma Orationis, qua quis Viro liberato post honores Academicos impetratos, cum gratulatione munera offert. — F. O., qua quis ad nuptias invitat. Cui additur responsio. — F. O., qua quis puerperae gratulatur." und ähnliche. Allerdings ist es zu verstehen, wenn die Schüler die Stoffe mit historischem Hintergrunde bevorzugten, weil sie ihnen Vorbilder und Material zugleich boten, aber es ist nicht so, wie Lühmann (S. 23) meint, daß stets Stoffe aus der römischen Geschichte behandelt worden seien. Er hätte das selber besser wissen können, da er die unten zu erwähnende Rede des Johannes Witte aus Riga vom 8. Okt. 1638 „De natura AMORIS (eloquentiae)" aus dem Programme kannte (vgl. Lühmann, S. 88). Von anderen Reden der Art haben sich nur keine Nachrichten erhalten. (Mehr darüber bei Besprechung der „EXERCITATIO PRIMA", S. 259) — Schupp selber erbot sich, die nötigen „Authores" mitzuteilen und die „loca imitanda" zu zeigen. Daß eine vorherige Besprechung der Reden stattfand, ersieht man aus der „CONSECRATIO AVELLINI": „Non raro Nobilissimi juvenes e studiosorum nostrorum o chorte ibi me conveniunt & interdum historias recensemus, interdum oratiunculas formamus etc." (S. 4) und aus dem Nachworte zu „DE FELICITATE HUJUS SECULI XVII.", wo ganz ähnliches von dem speziellen Falle gesagt ist. Sind diese Worte auch wohl genau genommen auf die Übungen des „Oberkurses" zu beziehen, so sind solche Besprechungen für Anfänger erst recht nötig und deshalb aus dem eben Gesagten und dem Anerbieten des Professors in der „INVITATIO" zu erschließen. Nachdem der Leiter der Übungen die Ausarbeitung eines Schülers korrigiert hatte, lud er durch Anschlag am schwarzen Brett die akademische Jugend zu dem Vortrag ein. Davon zeugen noch die später zu nennenden „Programmata". Der Rede folgte, wie schon Lühmann richtig bemerkt hat, die Schlußkritik durch den „Director exercitii". — Das Neue an der Sache war nicht der Gang; den hatte der Landgraf bereits in einer Verfügung von 1632 bei der Einrichtung des „Exercitii Oratorii", zu dessen „Director" Schupp damals ernannt worden war, angeordnet. (Diehl, Festschrift, II, S. 40.) Er forderte:

1. öffentliche Übungen, welche alle zwei bis drei Wochen zu veranstalten und vorher anzukündigen sind;
2. zwei Kurse, einen für Incipienten und einen für Fortgeschrittene;

wie Lühmann richtig vermutet; von letzterem ist noch eine Anzahl Reden erhalten. Das Neue war der Inhalt, die „materiae", von denen Schupp deshalb mit Stolz in der „INVITATIO" sagt: „Quas tamen Scholastica illa animalia quae orbem terrarum scriptis

Rhetoricis atque Oratoriis implent, vix extremis digitis tangunt." Allein es bedurfte noch längerer Zeit der Schulung der Studenten, bis der erste öffentliche Vortrag am 8. Juli 1638 stattfinden konnte.

1638, 23. Januar / 17. März: **7. HERCULES TOGATUS** / *Sive* / *DE ILLUSTRISSIMO CEL-* / *SISSIMOQVE HEROE* / **DOMINO GEOR-** / **GIO II.** / CATTORUM LAND- / GRAVIO, COMITE IN CAT- / timeleboco, Decia, Zigenhaina & / Nidda, &c. Pacificatore pio / & prudentissimo. / *ORATIO, EFFUSA POTIVS QVAM* / *ELABORATA* / *A* / JOHAN. BALTHASAR. SCHUPPIO, / ELOQUENT. ET HISTORIAR. PRO- / fessore Ordinario in Academia Mar- / purgensi. / MARPURGI CATTORUM, / *Typis* NICOLAI HAMPELII, *Academ. Typogr.* / M DC XXXIIX.

Diese wirklich erste Ausgabe ist in **E** erhalten, und zwar in einem Exemplar, das der Autor seinem Kollegen Conrad Bachmann geschenkt hat; außerdem auf der Großherzogl. Hof-Bibliothek zu Darmstadt. Das Exemplar auf der Frankfurter Stadtbibliothek, welches Lühmann (S. 38 f.) neben der dort befindlichen zweiten Ausgabe von 1640 erwähnt, kann, falls er richtig zitiert, nur ein Abdruck sein, weil der Titel anders gedruckt ist und auch nicht die Jahrzahl enthält. Im übrigen bestimmt Lühmann das Datum der Niederschrift richtig aus der Widmung an Georg II. als zwischen dem Marburger Traktat und der ablehnenden Antwort der Landgräfin Amalie gelegen. Der Druck erfolgte, obwohl die Rede nicht gehalten ward, nachher doch; nur ist mir nicht ersichtlich, woher Lühmann wissen will, daß es im Mai geschehen sei, da die Widmung kein Datum enthält. Daß Landgraf Georg als Friedensstifter gefeiert wird, ist gewiß der Hauptinhalt der Rede, die deshalb im „SCELETON CHRONOLOGIAE" (S. 45 der 2. Ausgabe) mit Recht als „Oratio Panegyrica" bezeichnet wird, doch verdient auch die Schilderung des Kriegselendes auf S. 5—7 (= B_1, S. 99—101) Beachtung. Eine zweite Auflage erschien 1640 in 4^0 (vgl. Moller, 797; Rommel VIII, 503—513); auf der Großherzogl. Hof-Bibliothek zu Darmstadt steht ein Exemplar, das sich als „Editio II. Marpurgi 1642." (4^0) bezeichnet.

1638, Mitte Juni: **8. ORATOR INEPTUS** / *PAUCIS REGULIS RAPTIM* / *INFORMATUS* / *a* / **JOHAN-BALTHA-** / **SAR SCHUPPIO,** / ELOQUENTIAE ET HISTORIA- / RUM PROFESSORE IN ACADE- / demia [sic!] Marpungensi. / - - - - *Ridentem dicere verum* / *Quid*[1]) *vetat?* / MARPURGI CATTORUM, / *Typis* NICOLAI HAMPELII, *Academ. Typogr.* / M DC XXXIIX.

Das ist der Titel der in **E** erhaltenen ersten Ausgabe, alle anderen sind falsch. Es heißt nicht „INEPTUS ORATOR" und

[1]) nicht *Quis* wie in den Abdrucken! Schupp hat seinen Horaz noch etwas besser gekannt; vgl. Satiren I, 1, 24 f.

nicht „DE ORATORE INEPTO", wie man in B_2 und C_3, bezw. **D** liest. Von Ausgaben dieser Schrift kennt Moller (S. 797) außer den auch sonst bekannten: „Marpurgi 1638, 1640, 1642 [1]) in 4°, Marp. 1656 in 12°," [2]) noch eine „Harlemi 1640 in 4°." In B_2 und C_3 steht ein Abdruck der Ausgabe von 1642; in **D** befindet sich die von Georg (Moller sagt irrtümlich „Johannes") Lüncker besorgte von 1656. Der Inhalt ist in allen gleich. Im übrigen hat Lühmann (S. 40 f.) recht. Doch möchte ich hervorheben, daß in dieser Rede Schupp sich zum erstenmale als Satiriker zeigt, der bei seinen Schülern Anklang und bei seinen Kollegen Widerspruch fand; ganz ähnlich wie später in Hamburg. — Es folgte am

24. Juni: der zweite Vortrag des „ORATOR INEPTUS"

und dann die Veröffentlichung durch den Druck, dessen Widmung vom

16. Juli: datiert ist.

1638, 8. Juli: PUBLICI COLLEGII / ORATORII / *EXERCITATIO PRIMA:* / Quâ sub Personâ Veturiae exoratur CORIOLANUS, ut desinat infestare / Romam. / *SUB DIRECTIONE* / **JOHAN. BALTHA- / SAR. SCHUPPII,** / ELOQUENTIAE ET HISTORIA- / RUM PROFESSORIS IN ACADE- / demia [sic!] Marpurgensi. / *In Auditorio Philosophorum habita,* / *Die 8. Jul. 1638* / *à* / JOHANNE MARTINO PORSIO, / MOENO-FRANOFURTENSI. / MARPURGI CATTORUM, / *Typis* NICOLAI HAMPELII, *Academ. Typogr.* / M DC XXXIIX.

Diese erste, in **E** erhaltene Übung ist in **B**, **C** und **D** abgedruckt; doch sind dort ausgefallen: Die Widmung an den hessischen „Consiliarius Intimus Dominicus Porsius", einen Oheim von Schupps Schüler, die diesem gewidmete kurze Vorrede und zwei von den vier Gratulationsgedichten. Die unbedeutende Rede ward offenbar nur deshalb dem Drucke übergeben, weil sie die erste war. Von weiteren Übungsreden haben wir nur aus den Programmen, Einladungsschriften, die seinerzeit das schwarze Brett geziert haben, Kenntnis:

1638, 15. Juli: „Johannes Witte Riga Livonus ... Orationem recitabit, qua sub persona M. Terentii Equitis Romani, Caesari & conscriptis Patribus seque suosque amicos ob excultam cum Sejano amicitiam strenue accusatos, gnaviter excusabit". (vgl. B_2, C_3, S. 31 ff.).

1638, 5. August: „Johann Esajas Fabricius ... Orationem recitabit, qua sub Persona Legati a Campanis ab hostibus obsessis missi, auxilia petet a Romanis ..." (vgl. Progr. Nr. 4 in **E** und B_2, C_3, S. 34 f.).

1638, . Oktober: „Johann Witte, Riga Livonus ... elegantissimam & doctiss. Orationem recitabit de natura AMORIS .... Risum teneatis, amici, Schuppius Leno [Kuppler] vester erit, & vobis conciliabit amorem elequentiae ..." (vgl. B_2, C_3, S. 28 f.).

---

[1]) „Editio III. Marpurgi 1642." (4°.) auf der Großherzogl. Hof-Bibliothek zu Darmstadt.

[2]) Vorhanden im Königl. Staatsarchiv zu Marburg.

1639, 23. Juni: „Antonius Ludovicus Beysenhirtz, Wetteranus sub Persona Senatoris Romani, pacem cum Pyrrho Epirotarum Rege ineundam esse, suadebit." (vgl. Progr. Nr. 5 in **E** und B_2, C_3, S. 35 f.).

Nach dem oben (S. 257 f.) Gesagten ist sicher anzunehmen, daß diese Übungen regelmäßiger und auch in den folgenden Jahren stattfanden, und daß nur der Zufall eine Auslese aus den gewiß zahlreicheren Programmen erhalten hat. Allerdings klagt Schupp am 5. April 1641 im Vorworte zur zweiten Auflage des „SCELETON CHRONOLOGIAE", daß er trotz eifriger Bemühungen kein „Collegium publicum Oratorium" zusammenbringen könne, weil die Studenten auseinanderliefen, aber die landgräfliche Verfügung vom 29. September desselben Jahres setzt diese Übungen wieder voraus und verlangt, daß Schupp sie weiter betreibe, wenn er auch im übrigen mit Rücksicht auf seine Arbeit an dem hessischen Geschichtswerke von den ordentlichen Vorlesungen befreit sein solle (vgl. Diehl, Beiträge, S. 265 f.). — Die scherzhafte Einladung zur Rede „De natura amoris (eloquentiae)" hat Lühmann an dieser Stelle übersehen, und doch ist sie so charakteristisch für Schupps Art, sich selber mit in den Scherz hineinzuziehen! Diesen Zug wußte man später in Hamburg an ihm ebenfalls zu tadeln (vgl. Ziegra, S. 312 f.). Aus Beysenhirtz macht Lühmann einen Wetterauer; er stammte aber aus dem Städtchen Wetter bei Marburg, wo er später (nach einem Eintrag im Marburger Kirchenbuche vom 1. Juni 1645) Rektor war. Aus dem Kursus für Fortgeschrittene ist eine Anzahl später zu erwähnender Reden erhalten. — Den oratorischen Übungen dienten auch die beiden folgenden Schriften:

1638: 9. CANONES ORATORII, in usum Scholarum Hassiae Superioris collecti. Marpurgi 1638. in 8°.

? 10. PROMUS CONDUS, revisus, auctus, & Nobilissimo adolescenti, Johanni a Berenklo, Sueco, inscriptus. A. 1650. in fol. (vorhanden auf der Großherzogl. Bibliothek zu Weimar),

über die Lühmann (S. 46 ff.) spricht. Erstere hat auch Moller (S. 796) nicht gesehen, sondern im Katalog der Herbstmesse 1638 in Aussicht gestellt gefunden. Deutlicher als die von Lühmann zitierten Stellen sprechen von ihr Schupps Worte im „ORATOR INEPTUS" (S. 18 = B_2, C_3, 14): „Plura, si vultis, petere potestis ex institutionibus meis Oratoriis, quae lucem videbunt publicam, quam primum laxabitur ea de qua conqueruntur Typographi nostri chartae penuria." Darnach befanden sich die „CANONES" Mitte Juni bereits in der Druckerei, und die Worte: „Calent sub manibus meis etc." (a. a. O.) sind auf den „PROMUS CONDUS" zu beziehen, der in der Tat eine „Sylva vocabularum" ist. Von welchem

Jahre jedoch dessen erste Ausgabe stammt, weiß auch Moller (S. 797) nicht. Vielleicht darf man auf ihn Schupps Worte an Philipp Ludwig Fabricius vom 27. September 1641 beziehen: „Ich hab zwey studiosos dahin disponiret, daß sie collegia oratoria und historica halten wollen .... Hab ihnen zu dem Ende etzliche arcana communicirt, mit welchen ich sonst noch ein Weyl zurück gehalten hette“ (vgl. Diehl, Beiträge, S. 297).

Von der Beliebtheit, deren sich Schupp bei seinen Schülern erfreute, berichtet außer Lambecius (S. 1402 und F 1701, II, 414) auch Diehl (Beiträge, S. 268 ff.). Ein weiteres Zeugnis darüber fand ich in einem Sammelbande der Gießener Universitäts-Bibliothek:

1638: **Frewd- und Glückwundschung** / Der Weit vnd Hochberümbten Univer- / sitet Marpurg, als sie wider Neun Doctores / in zweyen Facultäten gezeuget / Geschrieben an den Hochgelahrten vnd Hochberümb- / ten Herrn / **M. Johan-Baltha- / sar Schuppen** / der Historien vnd Wolredenheit Vornehmen / Professoren, seinem insonders Hochgeehrten Herrn / Praeceptorn vnd zuverlässigen guten / Gönnern. / Auß Teutschem Hertzen / Vnd Liffländischer Feder / JOHANNIS WITTE. / Gedruckt zu Marpurg / Bey Nikolao Hampelio / der Löblichen Universitet / Buchdruckern / Im Jahr Christi M . DC . XXXIIX. (in 4°.)

Der Inhalt der 14 Strophen geht aus dem Titel hervor; die letzte, welche sich mit Schupp befaßt, lautet:

„Herr Schup daß ist meine frewde,
Daß ist, daß ich fröhlich bin.
Weil wol Marpurg, ist mein leide,
Meine sorg vnd trawren hin.
Vnd weil ich hab ewer Gunst,
Vnd mag lernen ewer Kunst,
Wil ich wol mit frewd in Hessen
Meines Vaterlands vergessen.“

1638, 24. Juni: 11. DEUCALION CHRISTIANUS / *Sive* / DE VERO NATALI / JESU CHRISTI CONTRO- / VERSIA CHRONOLOGICA, SYNOPSI / Chronologiae Doctoris CHRI- / STOPHORI HELVICI / adjecta / *MANU* / JOHANN. BALTHASARIS / SCHUPII, / Eloquentiae & Historiarum Professoris in / Academia Marpurgensi. / MARPURGI CATTORUM, / *Typis* NICOLAI HAMPELII, *Academ. Typogr.* / MDCXXXIIX. (15 Seiten in 4°.)

Das Datum dieser in mehreren Sammelbänden der Gießener Universitäts-Bibliothek vorhandenen Untersuchung ergibt sich aus der Widmung. Lühmanns Ausführungen über diese Schrift (S. 45), denen ich im allgemeinen zustimme, bedürfen einiger Berichtigungen und Ergänzungen: Nicht nur Kepplers und des Calvisius Behauptungen, sondern auch die Scaligers, Helwigs und Anderer werden auf verschiedenen Kolumnen einander gegenübergestellt. Also schon Helwig hatte sich mit dem Problem befaßt, und dessen im Titel des „DEUCALION“ genannte Schrift heißt:

„Synopsis historiae universalis, ab origine mundi per quatuor summa imperia, quas Monarchias appellant, ad praesens tempus deducta: Giessae 1618.“ in 4°. (Witte, S. 113).

Diese hat Schupp 1639 neu herausgegeben (vgl. unten Nr. 19), und der „DEUCALION" will die darin befolgte Berechnung der „Aera Christiana" mit der von Keppler vergleichen, allerdings, wie Lühmann mit Recht betont, ohne die Frage zu entscheiden; doch ist Schupp für seine Person der Berechnung Helwigs gefolgt. Das ergibt sich aus einem Vergleiche der beiden „SERIES CHRONOLOGICÆ" von 1635 mit den historischen Schriften, die er verfaßt hat, nachdem ihm Helwigs Erbe zugefallen war. Die in der Vorrede des „DEUCALION" erwähnten Manuskripte hatte Schupp Johann zur Schmitten in Bremen nicht auf der Rückreise von Rostock (1631), sondern „E Batavia redux" (S. 3 f.), also 1635 anvertraut, und auf dieser Heimreise fand auch die in der „CONSECRATIO AVELLINI" (S. 12 = C_1, S. 24) erwähnte Begegnung mit Peter Lauremberg statt. Über den Gedankengehalt der Widmung später.

1638, 22. August: **12. CHRISTOPHORI** / HELVICI. V. C. / **THEATRUM HISTORICUM** / ET CHRONOLOGICUM, / *AEQUALIBUS DENARIORUM QUINQUAGE-* / *nariorum & Centenariorum intervallis; cum* / *assignatione* / **IMPERIORUM, REGNORUM,** / **DYNASTIARUM, REGUM ALIORUMQUE** / VIRORUM CELEBRIUM, PROPHETARUM, THEOLOGORUM, / Jureconsultorum, Medicorum, Philosophorum, Oratorum, Historico- / rum. Poetarum, Haereticorum, Rabbinorum, Conciliorum, Syno- / dorum, Academiarum, &c. itemq; usitatarum Epocha- / rum, ita digestum, ut / *UNIVERSA TEMPORUM ET HISTORIARUM* / *SERIES, A PRIMO MUNDI EXORDIO AD ANNUM M. DC. XXXIIX.* / *quasi in speculo videri possit.* / **NUNC CONTINUATUM ET REVISUM** / *à* / **JOHAN. BALTHASAR. SCHUPPIO, ELOQUEN-** / TIAE ET HISTORIARUM PROFESSORE IN / Academia Marpurgensi. / *Opus ad omnium Facultatum studia accommodatum.* / Editio Quarta. / **M. DC.** POST ADVERSA RURSUM QUIESCO **XXXIIX.** / MARPURGI CATTORUM, *Typis & Sumptibus* **NICOLAI HAMPELII,** / *Academ. Typographi.* (Der Titel ist in Rot- und Schwarzdruck ausgeführt.)

Erhalten sind Exemplare auf den Universitäts-Bibliotheken zu Berlin und Bonn, das Format ist 4°. (Moller sagt, S. 798: „in fol." und notiert eine Ausgabe von 1639 in 4°.) Das Datum steht am Ende der Vorrede. Was für Schupp von Bedeutung ist, hat Lühmann (S. 46 und anderwärts) hervorgehoben, doch ist er über die verschiedenen Ausgaben der Schrift nicht recht unterrichtet: Die erste von Helwig selber besorgte stammt aus dem Jahre 1609; dann kennt Moller eine von 1612, die folgende besorgte Johann Steuber 1618, die vom Jahre 1628 ist ein unerlaubter Nachdruck, die von 1629 rührt wieder von Steuber her,[1]) aber neben der von Schupps Hand vom Jahre 1638 nennen Moller und Witte (S. 103 und 113) auch noch eine von 1639. Sie erschienen alle in Marburg.

[1]) 129 Seiten und Index, fol.; vorhanden auf der Universitäts-Bibliothek zu Gießen.

Die neue Auflage „Francofurti 1657" war wieder unerlaubt, ebenso der im „Bücherdieb" erwähnte Druck in London, sicher auch die Ausgabe „Oxoniae in Anglia 1662"; die letzte mir bekannte besorgte Johann Just. Winckelmann, sie erschien „Franckfurt 1666."[1] (vgl. Moller, S. 798; Witte, Decas I, S. 109, 113; „Bücherdieb," H, S. 587; „Calender", H, S. 989; Lühmann, S. 46).

1638, November: **13. DE OPINIONE /** *DISSERTATIO PRAELI-* / *MINARIS.* / **JOHAN-BALTHA-** / SARIS SCHUPPII, ELOQUEN- / tiae & Historiarum Professoris in Aca- / demia Marpurgensi. / POST ADVERSA RURSUM QUIESCO / MARPURGI CATTORUM, / *Typis* NICOLAI HAMPELII, *Academ. Typogr.* / M DC XXXIX.

Diese erste Ausgabe ist erhalten in **E**;[2] weitere erschienen nach Moller (S. 796): „Rintelii 1640. in 4°."[3]; „Marpurgi 1655. in 12°."[4] (aufgenommen in **D**); „Trajecti ad Rhenum [Utrecht] 1672. in 12°."; Abdrucke stehen in B_1 und C_2. Das genaue Datum ergibt sich nur aus dem dritten Programm in **E**, wo es heißt: „Cras hora II ... dicturus sum - - Dab. Marp. ipso D. Martini festo MDCXXXIIX." Gehalten ward die Rede also nicht am Martinstage selbst, welcher offenbar dies academicus war. Ihre Bedeutung ist schon von Hölting (I, S. 24 ff.), Zschau (S. 6 ff. und 66 ff.), Lühmann (S. 48) u. A. gewürdigt worden.

Diesem Jahre gehört auch eine andere Schrift an, die Schupp lange Zeit beschäftigte, aber nicht erschien:

8, Herbst: **14. CASSANDRA.**

Indem ich Lühmanns Ausführungen (S. 59) zustimme, bemerke ich noch, daß Schupp diese Schrift bereits im Katalog der Herbstmesse 1638 angekündigt hat (Moller, S. 803). Als er jedoch am 25. August 1640 das „SOMNIUM" schrieb, hatte er offenbar die Veröffentlichung aufgegeben; denn da heißt es, sie diene seinen Mäusen zum Fraße. Danach muß sie als Manuskript vorhanden gewesen sein. Über ihr Verhältnis zu „DE ARTE DITESCENDI" ist bei dieser Schrift noch einiges zu bemerken. Natürlich hat der Widerspruch der Kollegen gegen seine satirische Art Schupp an der Veröffentlichung einer Schrift gehindert, von der er selber sagt, sie sei „non sine denti scalpio aut unguium morsu" geschrieben (vgl. Nachwort zu „DE OPINIONE", S. 74). Wie Lühmann bemerkt, regte sich dieser Widerspruch sofort

[1] „Editio V.", 197 Seiten und Index, fol.; vorhanden auf der Universitäts-Bibliothek zu Gießen.

[2] Auch auf der Universitäts-Bibliothek zu Rostock und der Großherzogl. Hof-Bibliothek zu Darmstadt.

[3] Ebenda und auf der Hamburger Stadtbibliothek.

[4] Im Königl. Stadtarchiv zu Marburg.

nach der ersten oratorischen Übung, und Schupp äußerte sich darüber in dem Programme vom 15. Juli 1638 (**B**$_2$, S. 32). Die Veranlassung scheint bereits der „ORATOR INEPTUS" gegeben zu haben, in dessen Nachwort (S. 33) Schupp sagt: „Quoties historia haec [von Neptun mit dem Dreizack, den die Löbenichter in Königsberg für einen Bauer mit einer Mistgabel hielten] in mentem mihi venit, fortunae admoneor, qua quidam alli viri boni infestantur. Nam & illis multi irascuntur, priusquam se offensos sciunt. Sed speranda sunt tempora & fata meliora . . ." Er ward aber noch heftiger nach Veröffentlichung der „DISSERT. DE OPINIONE" und anderer „Orationculae". Man bezog die satirischen Bemerkungen auf sich, hielt sie für versteckte Verleumdungen und suchte nun Ausstellungen an ihm zu machen, z. B. (und das war in damaliger Zeit ein gefährlicher Vorwurf, zumal für einen Theologen) er sei von der evangelischen Wahrheit abgewichen und habe gegen die „Confessio Augustana (invariata)" gefehlt. Wie ich nachträglich bemerke, hat bereits Weicker (S. 4) diese Anfeindung, welche Schupp widerfuhr, wahrgenommen, aber die Stellen nur obenhin und zudem falsch zitiert. Die Äußerungen in „DE OPINIONE" gehören nicht in diesen Zusammenhang; sie sind eine gegen etwaige Mißdeutungen gerichtete Verwahrung im Voraus, die Schupp fast wörtlich aus Barläus entnommen hat. Hierüber wolle man Abschnitt 3 „Schupps Vorbilder" vergleichen. Statt „DE LANA CAPRINA" muß es außerdem „DE FELICITATE . . . XVII." heißen. Am 3. Oktober 1639, am 5. April 1640 und am 5. November 1642 verteidigt sich Schupp gelegentlich gegen diese grundlosen Anschuldigungen, die seiner Ansicht nach dem Neid entsprungen sind. Sein Absehen war darauf gerichtet, „ut utile dulci miscendo Juventutem excitare possim ad studia eloquentiae, quae tum ubique exulare videbatur". (vgl. Nachwort zu „DE FELICITATE HUJUS SECULI XVII.", S. 17; Vorwort zur 2. Auflage des „SCELETON CHRONOLOGIAE"; Programm zu „PROTEUS", S. 5 f.). Letzteres hätte er von der „CASSANDRA" doch wohl nicht sagen können; darum übergab er sie nicht dem Druck.

1639, 6. Januar: 15. XENIUM / *Sive* / DE USU ET / PRAESTANTIA / NIHILI. / *DISSERTATIO PHILOSO-* / *PHICA, RAPTIM CONCEPTA ET FESTO* / *trium* Regum *recitata* / à / JOHANN-BALTHASAR SCHUP- / PIO, ELOQUENTIÆ ET HISTORIARUM / Professore Ordinario in Academiâ / Marpurgensi. / MARPURGI CATTORUM, / *Typis* NICOLAI HAMPELII, *Acad. Typogr.* / M DC XXXIX.

Weitere Ausgaben wurden veranstaltet: „Marpurgi 1640, 1642. in 4°; 1656 in 12°[1]) (aufgenommen in **D**); Hamburgi sine mentione

[1]) Vorhanden im Königl. Staatsarchiv zu Marburg.

anni (Editio V.) in 4°" (vgl. Moler, S. 797; Strieder, S. 52). Abdrucke stehen in den drei Volumina; die erste Ausgabe findet sich in E. Durch diesen Fund werden Lühmanns Ausführungen (S. 49 ff.) vollauf bestätigt. Die kurze Widmung auf der Rückseite des Titels an alle Studenten der Universitäten, die in den Volumina fehlt, enthält zwar kein Datum; aber ihr Wortlaut: „VIRIS JUVENIBUS ... Felicissimum annum & omnia fausta ex animo precatur. Johan. Balthasar Schuppius, Professor," hat nur dann einen Sinn, wenn das „XENIUM" sofort gedruckt ward, und dann war ein Datum außer dem auf dem Titel überflüssig. Ich möchte diese Rede, für die ich auch noch ein weiteres Vorbild entdeckt habe (vgl. Abschnitt 3. „Schupps Vorbilder"), als satirische Aphorismen um das Wort Nihil bezeichnen. Neujahrsgeschenke waren in damaliger Zeit, wie ich anderwärts gelesen habe, eine allgemein verbreitete Sitte, und auch die Pfarrer pflegten solche ihren Gemeindegliedern von der Kanzel herab zu verehren, natürlich nur mit Worten. Schupp hat das ebenfalls getan, wie er selber in der „Ehrenrettung" (H, S. 661—669), wo er eine solche Neujahrspredigt im Auszuge mitteilt, bestätigt. Seine Gegner hatten ihm nämlich vorgeworfen, er habe damals den Studenten „bleyerne Hindern" gewünscht. Das berichtigt er deshalb dahin, er habe ihnen gewünscht: „Erstlich bleyerne Hosen ... Zum andern güldene Beutel ... Zum dritten eyserne Köpffe ..." (vgl. auch „Calender", H, S. 597, wo diese Stelle fast wörtlich wiederkehrt)[1].

1639, 4. Februar: 16. Dominic Porß cum Anna Elisab. â Moltzan Sacrum nuptiale celebraturus. 24. Febr. 1639. (6 Bl. 4°.)

ist nach Goedecke (S. 235) ein deutsches Hochzeitsgedicht, über das ich nur so viel in Erfahrung bringen konnte, daß der Adressat nach der Widmung der „EXERCITATIO PRIMA" ein Oheim von Schupps Schüler Johann Martin Porsius und hessischer „Consiliarius intimus et Hohensteinensis [Hohenstein im Odenwald, östlich von Zwingenberg und Bensheim an der Bergstraße] Praefectus summus" war. Nach Rommel (VIII, 352, Anm. 449) ward er auch „Bursch" genannt und vertrat 1634 die Interessen seines Landgrafen am kaiserlichen Hof.

[1]) „Ehrenrettung" H, S. 661: „Als ich ... am Neu Jahrstag das Evangelium erkläret hatte, fieng ich endlich an also zu reden: Es ist von Alters her der Brauch, daß an dem heutigen Tag, ein Freund dem andern .. eine Gab zum neuen Jahr verehre. Nu hab ich euch einsmals Nichts verehret, und gezeiget, wozu Nichts gut sey; Einsmal hab ich euch einen Calender: zur andern Zeit einen Catechismum verehret, und gedacht, wie ihr dieselbigen recht brauchen sollet. Damit ich der Zeit ihr Recht thue, wil ich jetzo abermals etzliche Neu Jahrs Geschencke unter euch außtheilen ....."

1639, 16. Juni: 17. *SCELETON* / CHRONOLOGIAE, / *SIVE* / Oratio continens succinctam seriem histori- / co-Chronologicam, ab exordio Mundi, usq; ad Im- / perium Invictissimi Imperatoris Ferdinandi III. / Victoris & Triumphatoris. / *Post collegium Chronologicum habitum* / à / *Clarissimo & Excellentissimo Viro*, / DN. JOH.-BALTHASARE SCHUPPIO, / Eloquentiæ & Historiarum Professore meri- / tissimo in Almâ Marpurgensium Universita- / te, Dn. Præceptore & Hospite suo / ætatem venerando, / *In publico Auditorio Philosophorum* / *memoriter recitata* / à / IOHANNE ESAIA FABRICIO, / FRIDBERG. / *MARPVRGI CATTORVM*, / Ex Officina Typographica CASPARIS CHEMLINI, / *M. DC. XXXIX.* (in 4°.)

Die erste Auflage dieser Schülerrede habe ich in einem Sammelbande der Universitäts-Bibliothek zu Gießen wiedergefunden; die zweite von 1641 findet sich in **E**, auf der Hamburger Stadtbibliothek und auf den Universitäts-Bibliotheken zu Leipzig und Marburg. Doch habe ich die beiden Ausgaben noch nicht eingehend miteinander vergleichen können. Das Datum ergibt sich aus dem Einladungsprogramm (vgl. Diehl, Beiträge, S. 287 f.), durch welches Lühmanns Ausführungen (S. 55 ff.) angenehm ergänzt werden. Darin heißt es unter anderem: „Hodie hora prima bono cum Deo in arenam producam **tyronem** quendam, qui **primum** publicae lucis **tyrocinium** positurus, aut vincere cupit, aut ab industria vestra vinci .... Dab. raptim 16. Jun. 1639". Es handelt sich also hier um ein erstes Auftreten des Fabricius im Kursus für Fortgeschrittene; im Unterkurs hatte er im Jahre vorher am 25. August eine „Oratiuncula" gehalten (vgl. oben S. 259). — In der Beurteilung der Schülerreden muß man Lühmann zustimmen; man kann aber noch weiter gehen. Auch ihr Stil ist von Schupp wesentlich beeinflußt; es finden sich zum Teil wörtliche Parallelen zu Reden des Professors selbst. So z. B. steht die Anekdote von „Burchard à Gram", der ein schlechter Grammatiker, aber ein guter Politiker war, zum erstenmal im „PROTEUS" (S. 30), dann in „Sieben böse Geister" (**F** 1701, I, 326) und dann noch einmal im „Teutschen Lehrmeister" (S. 37 f.) (Dies Beispiel habe ich in Abschnitt 4. „Wiederholungen" als Nr. 2 mitgeteilt.) Natürlich hat nicht Schupp seine Schüler ausgeschrieben, sondern sie haben das Gut zuvor von ihm empfangen. — Daß am Ende des „SCELETON" (wenigstens in der zweiten Auflage) Schupps beide „SERIES CHRONOLOGICAE" vom Jahre 1635 abgedruckt sind, wurde bereits bemerkt.

1639, 30. Juni: 18. *ORATIO* / DE FELICITATE / HUJUS SECULI XVII. / *Ad tractandum proposita* / à / *CLARISSIMO ET EXCELLENTISSIMO* / VIRO / DN. JOH. BALTHASARE / SCHUPPIO, ELOQUENTIÆ ET / Historiarum Professore celeberrimo, in in- / cluta Academia Marpurgensi, Dn. Præ- / ceptore & Promotore suo æter- / num colendo. / *Elaborata & in Auditorio Philosopho- / rum recitata* / à / JOHANNE BUNONE FRANCOMON- / TANO HASSO. / *Die 30. Junii.* / *Anno M. DC. XXXIX.* / *MARPVRGI CATTORVM* / *Typis exscripsit* CASPARUS CHEMLINUS. / *M. DC. XXXIX.*

Der in **E** erhaltene erste Druck liefert eine erwünschte Ergänzung zu Lühmanns Ausführungen (S. 57), denen ich weiter nichts hinzuzufügen habe, als daß in den drei Volumina die Widmung an die Landgrafen Georg und Ludwig fehlt, und daß der Verfasser der Rede später Rektor in Lüneburg war. Als solchem werden wir ihm noch einmal in Abschnitt 5. „Nachwirkungen" begegnen (vgl. Stötzner, S. 33, 77; „Unschuld deß Antenors", **H** Anh. S. 35). Nur der Genauigkeit wegen wäre Lühmann dahin zu berichtigen, daß Strieder (S. 52) die Schrift in das Jahr 1640 setzt, dagegen Moller (S. 797) sie „Marpurgi 1646. in 4°." zitiert.

1639, September:

19. CHRISTOPHORI / HELVICI V. C. / **CHRONOLOGIA** / UNIVERSALIS, / AB ORIGINE MUNDI PER QUA- / TUOR MONARCHIAS AD PRAESENS / tempus compendiosè de- / ducta, / *ADDITIS PRAECIPUIS SYN- / chronismis Virorum celebrium, eventorum / & Politiarum seu Regnorum caete- / rorum.* / COLLATA ET ACCOMMODATA AD VA- / TICINIUM DANIELIS PROPHETAE / Cap. 2. & 7. / *NVNC REVISA ET ALIQVOT ORATIONIBVS III- / storicis, praesertim de bello Bohemico-Germanico-Suecico, / & Belgico, aucta,* / à / JOH. BALTHASARE SCHUPPIO, / Eloquentiae Profess. in Acad. Marpurgensi. / MARPURGI, / *Typis exscripsit* CASPARUS CHEMLINUS. / M . DC . XXXIX. (4°.)

Diese, soweit ich sehe, noch von niemand erwähnte Schrift ist in einem Sammelbande der Gießener Universitäts-Bibliothek erhalten. Der Titel der Helwigschen Schrift ist bereits beim „DEUCALION CHRISTIANUS" mitgeteilt worden. Das Datum der neuen Auflage ergibt sich aus der Widmung an den Marburger Landgerichtspräsidenten Dietrich Barthold von Pleß in Zulow und die Gebrüder Christian und Christoph Vitzthumb ab Eckstet, zwei Schüler von Schupp. Über den Inhalt, der nach damaliger Schablone behandelt ist, unterrichtet der Titel in ausreichendem Maße. Ein Vergleich mit Schupps beiden „SERIES CHRONOLOGICAE" von 1635 zeigt, daß er damals diese „CHRONOLOGIA" noch nicht kannte, weil die Zahlen differieren. Sie war ihm ja erst durch Helwigs Erbe im Jahre 1636 zugefallen. Um das Problem, das er da vorfand, zur öffentlichen Diskussion zu stellen, schrieb er den „DEUCALION CHRISTIANUS". Das „SCELETON CHRONOLOGIAE", das ja nach Schupps Vorlesungen verfaßt ist, setzt Bekanntschaft mit der „CHRONOLOGIA UNIVERSALIS" voraus und hat ganze Sätze aus ihr wörtlich übernommen. Doch bemerkt man auch Zutaten von Schupp, besonders Urteile und Zitate aus römischen Historikern. Wie sich zu dieser Schrift die bei Moller (S. 796) und Witte (S. 1404) erwähnte

„CYNOSURA TEMPORUM etc. Marp. 1639. in 4°."

verhält, vermag ich nicht zu sagen. Nicht erst Lühmann, sondern bereits Moller hält sie für identisch mit den beiden „SERIES CHRO-

NOLOGICAE"; ich möchte jedoch eher glauben, daß der offenbar ungenaue Titel die „CHRONOLOGIA UNIVERSALIS" meine.

1639, 22. März / 1640: **20.** **PANEGYRICUS** / MEMORIAE / **CONRADI DIETERICI,** / Superintendentis Ulmensis, Theologi de / Ecclesia JESU CHRISTI optime / meriti, / *CONSECRATUS, / Et in publico Academiae Marpurgensis con- / ventu memoriter recitatus* / à / JOH. BALTHASARE SCHUPPIO, / Eloquentiae & Historiarum Professore / ordinario.

Außer den Abdrucken in den drei Volumina und in Wittes „Memoriae Theologorum" (Dec. IV. S. 455—469) konnte ich keinen Druck erhalten. Was Lühmann (S. 55) annimmt, die Rede sei jedenfalls bald nach dem Todestage gehalten, ist unwahrscheinlich. Denn die Worte: „animam suam commendabat in manus JESU CHRISTI Servatoris sui, Anno Virginis puerperae 1639.", haben doch nur dann einen Sinn, wenn sie nicht im selben Jahre gesprochen oder geschrieben sind. Dazu erschien der erste Druck nach Moller (S. 797) im Jahre 1640. Auch die „Oratio funebris" für Christoph Helwig ist erst ein halbes Jahr nach seinem Tode gehalten worden (vgl. Witte, Dec. I, S. 96: „Ne itaque Virum tantum, quem nobis Dominus **ante semestre** eripuit, & ejus dona, silentio praetermittamus etc."), und auch hinsichtlich der Abfassungszeit der „ORATIO DE FAMILIA . . . FRIDERICI HASSIAE LANDGRAVII" ist Lühmann mit seinem Urteil zu vorschnell gewesen. — Doch kann ich für die

1640, 30. Juni: **21.** Oratiuncula . . . funeris Aut. Neseni etc.

auf den eben Genannten (S. 58) verweisen.

1640, Juni / Juli: **22.** PASTOR ENDYMION; / *Sive / DE FELICITATE VITÆ / privatæ & agrestis,* / ORATIO. / *SUB DIRECTIONE / Clarissimi & Excellentissimi Viri,* / **DN. JOH. BALTA-** / SAR. SCHUPPII, ELOQUENTIÆ / & Historiarum Professoris in Aca- / demia Marpurgensi, / *HABITA* / à / CONRADO THEODORO LUNCKERO, / MARPURGENSI. / MARPURGI CATTORUM, / *Typis* NICOLAI HAMPELII, *Academ. Typogr.* / M DC XXXX.

Der erste Druck ist in **E** erhalten; Abdrucke finden sich in allen drei Volumina. Zu dem, was Lühmann (S. 58) sagt, möchte ich noch bemerken, daß auch hier in Schupps Vorrede und in der Rede selber, die auf seine Gedanken zurückgeht, seine Vorliebe für die Stille des Landlebens hervortritt, nicht nur am Schlusse von „DE OPINIONE" (Lühmann, S. 95). Der Fundamentalsatz der Rede: „QUI BENE LATUIT, BENE VIXIT", kehrt später mit derselben Empfehlung in einem Briefe Schupps vom 31. Oktober 1646 wieder: „Ich will hinfüro darnach trachten, ut in ejusmodi loco solitario bene latere et bene vivere et animo tanquillo caelestia meditari,

humana vero intellegere et spernere possim. Und zu diesem scopo weiß ich keinen bessern ort in Teutschland als Braubach" (vgl. Reifferscheid, S. 956). Die Datierung ergibt sich aus Schupps Vorwort („Dab. Mense Jul.") im Vergleich mit den ganz ähnlichen Verhältnissen bei „DE LANA CAPRINA" und „PROTEUS" (vgl. unten Nr. 30 und 31).

1640, 5. August: 23. *SOMNIVM,* / **CUJUS OCCASIONE,** / AD BENEVOLE AUDIENDAM / ORATIONEM, DE NECESSITATE CRITI- / corum, Eximii ac Praestantissimi Philoso- / phiae Candidati, DN. JOHANNIS / BREVERI, Islebensis, / *OMNIVM ARTIVM LIBERALIVM ET FACVL-* / *tatum Studiosos in Academia Marpurgensi, humanissi-* / *me invitabat, XXV. August. 1640.* / JOH. BALTHAS. SCHUPP. ELO- / quentiae & Historiarum Professor. / MARPURGI CATTORUM, / *Typis* NICOLAI HAMPELII, *Acad. Typogr.* / M DC XL.

Von diesem ersten, in **E** erhaltenen Drucke finden sich Abdrucke in **B**, **C** und **D**. Die Rede des Kandidaten Breuer ist wohl überhaupt nicht gedruckt worden. Aber das „SOMNIUM" hat seine Bedeutung nicht nur darin, daß es Nachricht über die „CASSANDRA" gibt (Lühmann, S. 58), sondern daß es eine der wenigen Schriften Schupps ist, in der eine dichterische Konzeption einheitlich durchgeführt ist. Zugleich tritt in ihm die damals so beliebte Form des Traumgesichtes bei Schupp zum erstenmal selbständig in die Erscheinung, nachdem sie in „DE OPINIONE" (S. 40 ff. = B_1, S. 34 ff. und S. 60 = **B**, S. 49 f.) vorübergehend Anwendung gefunden hatte.

1640, September: 24. CONSECRATIO / **AVELLINI** / *J. B. S.* / *Seneca* / Sapiens non / semper it uno / gradu sed u- / na via. / *MARPVRGI,* / *Typis* CASPARIS CHEMLINI. / *M. DC. XL.*

Die erste Ausgabe findet sich in **E**[1]. Wie sich dazu der von Lühmann (S. 60) erwähnte Einzeldruck verhält, kann ich nicht sagen. Ein Abdruck steht in C_1. Das Datum: „Marpurgi Cattorum m. Sept. 1640" steht am Ende der Vorrede. Aus dieser geht jedoch nicht mit Sicherheit hervor, ob das Avellin 1639 oder 1640 gebaut ist. Auch die andere Stelle im „Salomo" (**F** 1701, I, 47 f. = **H**, 49), wo Schupp ausführlicher von diesem „Sommerhäuschen" in seinem Garten zu Marburg redet, sagt darüber nichts, bestätigt aber, woran Lühmann (S. 12, Anm. 2.) zweifelt, daß es im Kriege zerstört ward. Im übrigen bin ich ebenfalls der Meinung, daß „das Wichtigste an der ganzen Schrift das Vorwort", bezw. die „epistola dedicatoria" ist, worin Schupp seine Stellung zur deutschen Dichtung und Sprache darlegt. Für sie habe ich kürzlich ein neues Vorbild entdeckt.

[1]) Auch im Königl. Staatsarchiv zu Marburg.

1641, August: 25. QUOD FELIX FAUSTUMQUE ESSE JU- / BEAT SACRO SANCTA TRINITAS. / ***DISPUTATIO THEOLOGICA.*** / *brevissime opposita* P. BERTII, V. C. *Orationi, qua ratio- / nem reddit, cu- relicta Leyda Parisios commigravit &* / *Pontificiam Religionem amplexus sit.* / QUAM / *SUPREMO NUMINE RITE INVOCATO, CONSEN-* / *su atq; Authoritate perquam venerandae Facultatis Theologicae in* / *Academia Marpurgensi,* / SUB DIRECTIONE / Admodum Reverendi & Excellentissimi Viri, / **DN. MENONIS / HANNEKENII, SS. THEOL. DO-** / CTORIS EXIMII EJUSDEMQUE ET LINGG. / Oriental. Professoris Celeberrimi, Facultatis Theologicae p. t. Decani / Spectatissimi & Cathedralis Ecclesiae Marpurgensis Pastoris fidelis- / simi, Domini Affinis & Compatris sui filiali amore / & observantia jugiter honorandi: / *Pro Licentia assumendi summos in SS. Theologia honores* / *& Privilegia:* / Solemni ventilationi subjicit, / *Ad Diem August. Horis & loco consuetis.* / M. JOHANN-BALTHASAR SCHUPP. / Gissensis, Eloquentiae & Historiarum Pro- / fessor Ordinarius. / MARPURGI CATTORUM / *Typis* NICOLAI HAMPELII, *Academ. Typogr.* / MDCXLI. (24 Seiten in 4°.)

Vorhanden ist diese Disputation in zwei Sammelbänden der Universitäts-Bibliothek zu Gießen, nach Moller (S. 797) auch abgedruckt 1655 in „Tomo VIII. Disputationum Giessensium, num. 14". Der von Lühmann genannte Sammelband auf der Frankfurter Stadtbibliothek scheint einen Abdruck zu enthalten, weil dort der Titel fehlerhaft wiedergegeben ist. Über den Inhalt berichtet Lühmann in zutreffender Weise (S. 60 und 96 f.); doch dürfte Schupp sich das Thema selber gesucht haben. Denn schon am 28. September 1637 und am 21. März 1638 schrieb er wegen theologischer Schriften, die er „refutiren" wolle, an Dieterich (vgl. Becker, S. 178 f., 183). — Über die

1641, Herbst: ? SCIAGRAPHIA THEOLOGIAE, Marp. 1641. & 1671. in 4°.

habe ich nichts erfahren können, als was Moller (S. 797) sagt, der sie im Katalog der Herbstmesse jenes Jahres gefunden hat und für identisch mit der „AURORA" hält. Inhaltlich wäre das schon möglich, und es könnte auch sein, daß Schupp die Schrift bereits vor ihrem Erscheinen im Katalog angekündigt hätte wie z. B. seinerzeit auch die „CASSANDRA".

1642: 26. **ORATIO** / DE FAMILIA, VITA ET OBITU / *ILLVSTRISSIMI CELSISSIMIQVE* / *Principis ac Domini,* / **DN. FRIDERICI,** / **HASSIAE LANDGRAVII,** / COMITIS IN CATTIMELIBOCO, / Deciâ, Zigenhainâ & Niddâ &c: Nomine / Academiae Marpurgensis / habita, / *à* / *JOH. BALTHAS SCHVPPIO,* / *Eloquentiae Professore.* / (hessisches Wappen) / MARPURGI, / *Typis* NICOLAI HAMPELII, *Academ. Typog.* / *M. DC. XLII.*

Der erste Druck, sechs Blatt in Folio, ist erhalten in einem Bande der Marburger Universitäts-Bibliothek. Der Abdruck in **D** enthält einige Druckfehler. (Angemerkt habe ich folgende: S. 164:

ferent ſtatt ferunt; es fehlt tuendae nach dignitatis; S. 166: DUCEN ſtatt DUCEM; S. 168: Concinnatus ſtatt Cincinnatus; componuat ſtatt componunt; S. 177: Voluit ſtatt voluit; rivolos ſtatt rivulos; S. 178: Cranatam ſtatt Granatam.) Da jegliche Angabe über das Datum fehlt (auch die erſte Ausgabe hat weder Vor- noch Nachwort), könnte man wohl geneigt ſein, Lühmann (S. 40) zuzuſtimmen, der ſie ſich bald nach dem 9./19. Mai 1638, dem Todestage des Landgrafen, gehalten denkt[1]). Doch müſſen ſchon die Worte: „Atque ita ... placide expiravit anno aetatis LIII. Anno Servatoris CIↃ CIC XXXVIII." (**D**, S. 187), die nicht gut im Todesjahre des Landgrafen geſprochen ſein können, ſtutzig machen. In der Tat hat auch erſt am 19. März 1639 der Kanzler Anton Wolff von Todenwart in einem Briefe an den Landgrafen Georg II. die Anregung gegeben, er möge ſeinem Oheim von einem Profeſſor ſeiner Univerſität „eine wohlſtudierte lateiniſche laudation oder parentation halten" laſſen; das nötige Material ſolle dem Redner vom Vizekanzler Fabricius und der „fürſtlichen Fraw Wittib zu Homburg" zugeſtellt werden. Den Auftrag hat Schupp offenbar zugleich mit dem anderen das heſſiſche Geſchichtswerk betreffenden erhalten. Aber letzteres gedieh gar nicht, und die „ORATIO DE FAMILIA ... FRIDERICI" erſchien erſt 1642 im Drucke, dürfte alſo, da Schupp wenig Zeit hatte, und da für dieſelbe Vorſtudien erforderlich waren, kaum eher verfaßt ſein, zumal die Drucklegung von Anbeginn ins Auge gefaßt war (vgl. Diehl, Beiträge, S. 284, 260 f., 291 ff.).

1642, . Mai: **27. EUSEBIA /** *Prodeambulans* / JOH. BALTHASAR. / SCHUPPII, / SS. THEOL. LICEN- / TIATI. / *MARPURGI*, / Typis & sumptibus Casparis / Chemlini. / *M. DC. XLII.* / 16 $\frac{10.}{8.}$ 42. [vielleicht am 10. Aug. gedruckt?]

Aus Lühmanns Angaben (S. 60 f.) iſt nicht zu erſehen, ob er die erſte Ausgabe gehabt hat. (Er nennt auch merkwürdigerweiſe die Schrift immer „EUSEBEIA". Ob ſeine Vorlage ſo lautete, ob ein error calami oder typographicus vorliegt?) Dieſelbe iſt nämlich in einem wunderlich kleinen Weſtentaſchen-Oktav-Format gehalten, das nicht gut mit anderen Schriften zuſammengebunden ſein kann. Das mir vorliegende Exemplar iſt ein Geſchenk des Autors an ſeinen Kollegen Joh. Conrad Bachmann; desgleichen auch das von

1642, Juni: **28. AURORA /** *JOH. BALTHAS. / SCHVPPII*, / SS. THEOL. LI- / CENTIATI. / *MARPVRGI*, / Typis & sumptibus Casparis / Chemlini. / M.DC.XLII.,

[1]) Die Leichenrede hielt zu Darmſtadt am 6. Juni 1638 der dortige Superintendent Konrad Greber, Schupps ehemaliger Lehrer; vgl. Strieder, V, S. 92.

welches auch dasselbe Format hat. Beide Exemplare sind Eigentum der Gießener Universitäts-Bibliothek. Indem ich im übrigen auf Lühmann verweise, möchte ich sie unter einen anderen Gesichtspunkt rücken: Die „EUSEBIA" hat einen erbaulichen, die „AURORA" einen theologischen Charakter. Letztere bezeichnet Moller (S. 797) als eine „Synopsis Theologiae"; sie ist, modern geredet, ein Kompendium der lutherischen Dogmatik, nach damaliger Sitte nach „Locis" eingeteilt, die auf S. 75—172 behandelt und auf S. 172—204 mit Bibelstellen belegt werden. Die dann folgende Besprechung bricht mit „Locus VIII." ab, damit das als Taschenbuch gedachte Schriftchen nicht zu umfänglich werde (S. 259). Auch die den beiden Schriften angefügten drei, bezw. sechs geistlichen Lieder darf man nicht unerwähnt lassen. Schupp wollte, was durch die „DISPUTATIO" in dem Maße nicht möglich war, von seiner theologischen Seite her in weiteren Kreisen bekannt werden. Seit dem Jahre 1638 nämlich machte er aus verschiedenen Ursachen Anstrengungen, in ein geistliches Amt zu kommen; z. B. nach Frankfurt am Main, und 1642 wollte er Superintendent von Gießen werden. Aber es glückte ihm nicht (vgl. Becker, S. 179, 184 und Diehl, Beiträge, S. 273). Da sollen ihm diese Schriften den Weg bahnen. Sagt er auch, er habe die „AURORA" nicht für andere, sondern für sich selber geschrieben, so darf man doch daraus nicht mit Lühmann schließen, sie sei nicht zur Veröffentlichung bestimmt gewesen. Schupp will sich damit nur gegen den Vorwurf verwahren, er habe „alienas sententias suo nectare" gewürzt (S. 209). Wenn Mollers Vermutung betreffs der oben erwähnten „SCIAGRAPHIA THEOLOGIAE" zutrifft (und die „AURORA" ist in der Tat ein „Schattenriß der Theologie"), dann wäre das ein Beweis dafür, daß Schupp mit ihr an die Öffentlichkeit drängte. — Über das Gedicht

1642, 4. Juni: **29.** „Soll ich nun ewer Creutz mit reden oder schweigen . . ."

wolle man Lühmann (S. 83) und Goedeke (III, 235) vergleichen.

1642, Juli / August: **30.** *DE LANA CAPRINA* / ORATIO / In Academiâ Marpur- / gensi recitata / à / *JOHANN-GEORGIO* **Schenck** / *Darmstado-Rhenano.* / *MARPVRGI,* / Typis CASPARIS CHEMLINI. / *M. DC. XLII.*

Die Editio princeps dieser Schrift, die in allen drei Volumina Aufnahme fand, ist in **E** erhalten. Vom 29. August (vgl. Lühmann, S. 62) ist die Vorrede datiert, in der es (S. 5) heißt, daß die Rede „nuper" gehalten sei. Dieselbe Redensart gebraucht auch der Verfasser des „PROTEUS" am 22. Dezember von seiner vor etwa anderthalb Monaten gehaltenen Rede. Demnach dürfte Schenck seine Promotionsrede etwa im Juli gehalten haben. Die Ferien waren

ja damals noch nicht so lang wie heutigestags, wie man unter anderem auch aus den 1638 gehaltenen Reden Schupps und seiner Schüler ersehen kann. Die Berührung mit Schuppschen Gedanken und Redensarten ist hier recht eng; und wenn ich mich nicht sehr irre, erscheint hier die erste „Relation aus dem Parnaß" (S. 17 ff.).

1642, d nach ovember: **31.** PROTEUS / *Sive* / **DE COGNOSCENDA** / VARIETATE INGE- / NIORUM, / *DISSERTATIO, IN NOVO / PHILOSOPHORVM AVDITORIO IN / Academia Marpurgensi, / recitata,* / à / JEREMIA PISTORIO, DICTO / Pfister von Burgdorff, Viennâ / Austrio. / —— / *MARPVRGI CATTORVM,* / Typis JOSEPHI DIETERICI HAMPELII, / Academ. Typogr. M DC XLII.

Das ist der Titel des ersten, in **E** befindlichen Druckes, der in der Ausgabe von 1656[1]) so verunstaltet erscheint, besonders aber auf dem Titel von **D**, in das diese Ausgabe selber aufgenommen ist, nicht erst ein Abdruck (vgl. oben bei Besprechung der Volumina unter **D** und Lühmann, S. 62). Abdrucke dagegen liegen vor in **B** und **C**. Daß die „epistola dedicatoria" vom 22. Dezember, der somit den Terminus ad quem gibt, datiert ist, wurde schon bemerkt. Vom 5. November ist das Programm zu dieser Rede datiert, dessen Wert für eine Biographie Schupps bereits von Lühmann (S. 62) gebührend gewürdigt worden ist; ich möchte jedoch anmerken, daß die Rede selber nach Inhalt und Form sich sehr eng mit solchen von Schupp berührt, sogar mit solchen, die dieser erst später geschrieben hat.

1643, Februar: **32.** PROGRAMMA / In obitum Theologi de Ecclesia Jesu / Christi optimè meriti, / *Viri admodum Reverendi, Excellentissimi,* / **DN. JOHANNIS / STEUBERI,** / SS. Theol. Doctoris, ejusdemque / in Hassorum Academia, Professoris celeber- / rimi, Stipendiatorum Ephori fidelissimi, spectatissi- / mi, & Ordinis Teutonici ad D. Elisabeth. / Pastoris vigilantissimi, / *Propositum* / A / Pro-Rectore Academiae Marpurgensis / **JOH. BALTHASARE SCHUPPIO,** / SS. Theol. Licent. & Histor. Profess. / AN. CIↃ IↃC XLIII. D. IX. FEBR.

Nach Moller (S. 797) erschien diese an sich wenig bedeutende und von Lühmann übersehene Schrift: „Marp. 1643. in 4°." und ward 1674 in Wittes „Memoriae Theologorum" (S. 615—619), in denen sie mir vorliegt, abgedruckt. Ihr Wert besteht darin, daß sie uns endlich die Bestätigung wiedergibt, daß Schupp im Jahre 1643 Prorektor war. Schon Lambecius hatte das überliefert, aber man traute ihm nicht und machte aus der Tatsache eine Frage, auf deren Lösung Diehl viel Fleiß verwandte (vgl. Beiträge, S. 267 ff.). Die nachher zu besprechenden „Passion-Lieder" können nicht hierher gezogen werden, da umgekehrt Schupps Prorektorat für deren Datie-

[1]) Vorhanden im Königl. Staatsarchiv zu Marburg.

rung maßgebend ist. Steuber war neben Dieterich der andere Schwager von Schupps Schwiegermutter, und Schupp ward sein Nachfolger als Prediger des Deutsch-Ritter-Ordens in Marburg.

1643, 29. Januar / 1. März: **33.** ORATIO / *De* / CAROLO MAGNO / PRIMO GERMANORUM / IMPERATORE. / *In Academia Marpurgensi publicè / recitata* / à / BARTHOLDO BECMANNO. / *MARPVRGI CATTORVM*, / Typis JOSEPHI DIETERICI HAMPELII, / Academ. Typogr. M DC XLIII.

Hier möchte ich Lühmann (S. 65), dem ich sonst zustimme, durch folgendes ergänzen: Nicht nur in C_1, sondern auch in **E** ist die Rede erhalten, und zwar hier in erster Ausgabe. Die Vorrede ist vom 1. März datiert, und Landgraf Ludwig trat am 29. Januar desselben Jahres das Rektorat an (vgl. Diehl, Beiträge, S. 270); zwischen diesen beiden Endpunkten muß also die Rede gehalten sein, in deren Eingang der Prorektor (Schupp) angeredet wird. Wenn es im Vorworte (S. 4 f.) heißt, daß die Oratio „inter alias caput effert", und wenn sie gleichwohl nur deshalb gedruckt ward, damit sie einem Verwandten des Verfassers des letzteren Fleiß zeige, so verrät das deutlich, warum andere Übungsreden nicht erhalten sind.

1643, 18. Januar / 23. Juni: **34.** Passion Lieder etc.,

über die Lühmann (S. 63 ff.) ausführlich handelt. In der nicht datierten Widmung bezeichnet sich Schupp als Prorektor; dies Amt ward ihm durch Dekret vom 18. Januar 1643 übertragen (vgl. Diehl, Beiträge, S. 270), und am 23. Juni ward seine Mutter, der die Lieder neben seinem Vater gewidmet sind, beerdigt (vgl. den Auszug aus dem Kirchenbuche, S. 23). Es ist jedoch mehr als wahrscheinlich, daß die Lieder, wenn nicht in einem Zuge mit den in „EUSEBIA" und „AURORA" stehenden, so doch bald nach ihnen gedichtet sind, da Schupp während seines Prorektorates und unter der Last seiner Professur und des schon mehrfach genannten Geschichtswerkes zu solchen Dingen keine Zeit gefunden haben dürfte. In der Tat setzt seine litterarische Tätigkeit von nun an auf eine Reihe von Jahren vollständig aus. Einen nicht geringen Teil der Schuld trug die täglich wachsende Geldnot, in der er sich befand (vgl. Diehl, Beiträge, S. 272 ff.).

1645: **35.** DE LAUDE ATQUE UTILITA- / TE BELLI, / ORATIO, / *In Avellino ad tractandum proposita*, / Elaborata autem / *ET IN ILLVSTRI SPLENDI- / doq; Comitum, Professorum, Studioso- / rumq; Conventu, memoriter / recitata Marpurgi.* / à / PETRO **List**, MICHELSTADIENSI. / *Marpurgi Cattorum*, / Typis HAEREDUM Casparis Chemlini. / *M. DC. XLV.*

Dieser erste Druck, den ich in **E** wiedergefunden habe, bestätigt Mollers und Striebers Angaben (S. 797, bezw. 51). Lühmanns

Schlüsse (S. 63) aus den Abdrucken in **B**, **C** und **D** sind zu spitz. Die hessischen Prinzen waren nämlich für längere Zeit erst seit 28. Januar 1643, also beim Vortrage von „DE LANA CAPRINA" 1642 nur zufällig in Marburg. Der ältere von ihnen, Landgraf Ludwig, war 1643 Rektor der Universität. Nun wird er aber in der während dieser Zeit gehaltenen Rede „DE CAROLO MAGNO" nicht angeredet; demnach darf man daraus, daß in „DE LAUDE ... BELLI" die Prinzen nicht angeredet werden, nicht folgern, daß sie zu der Zeit nicht in Marburg gewesen sein könnten, die Rede also vor oder nach ihrer Anwesenheit gehalten sein müsse. Die Grafen von Waldeck und Lippe, die in der Anrede gemeint sein können, können sich auch wohl noch 1645 an der Universität aufgehalten haben, brauchen aber auch gar nicht gemeint zu sein, da Lambeck (im Lebenslauf) bezeugt, daß im Jahre 1644 nicht weniger als drei Fürsten und neun Grafen in Marburg studierten; und Schupp selber preist in „DE ARTE DITESCENDI" (S. 3) die Stadt, „quae intra triennium, quatuor Principes, **undecim** Comites, unum Baronem in gremio suo erudivit." Allerdings ein Datum enthält auch die Widmung in **E** nicht, und ein Vor- oder Nachwort ist nicht vorhanden; aber wenn wir sehen, daß alle übrigen Reden Schupps und seiner Schüler mit Ausnahme von „DE OPINIONE" in den nächsten Monaten, nachdem sie gehalten waren, dem Drucke übergeben wurden, so liegt kein Grund vor, diese Rede in ein anderes Jahr zu verweisen. Sie wird aber in der ersten Hälfte des Jahres gehalten worden sein, weil in der zweiten die Marburger und Schupps eigene Verhältnisse sich immer übler gestalteten (vgl. Diehl, Beiträge, S. 278 f.).

1647, ommer, , 7. April:

36. DE ARTE | DITESCENDI / DISSERTATIO | PRIOR / ex / **AVELLINO** / ad Philosophos in Germania. / —— / ANNO / M . DC . XLIIX.

Der erste Druck findet sich in **E** und auf der Universitäts-Bibliothek zu Königsberg i. Pr.; auch Moller (S. 797) zitiert ihn o. O. und im gleichen Formate, nämlich 4°. Bei Strieder scheint (S. 53) ein Druckfehler oder eine Verwechselung mit der von Lücker besorgten Ausgabe, welche „Marburg 1656 in 12°" erschien[1]) und in **D** aufgenommen ward, vorzuliegen. Die „DISSERTATIO POSTERIOR" hat wohl überhaupt niemand gesehen, und wenn sie auf dem Titel von **B** und **C** steht, so zählt das offenbar unter die Fehler, welche Schupp diesem Volumen nachrühmt. — Lühmann redet (S. 66) gerade, als ob die Widmung nicht in den Volumina stünde. Wozu die umständlichen Rückschlüsse aus dem Titel und dem Schlusse der Abhandlung? Sogleich im Eingange wendet

[1]) Vorhanden im Königl. Staatsarchiv zu Marburg.

sich Schupp an seine ehemaligen Schüler: „SALVETE / PHILOSOPHI IN GERMANIA, / & vos mei AVELLINENSES, ubi ubi terrarum / dispersi estis, salvete terq; quaterque.", und dann berichtet er ihnen, wohin ihn das Geschick verschlagen hat, und was er dort treibt. Die Sehnsucht zieht ihn immer wieder nach Marburg, er bezeichnet sich als einen Verbannten, dem der gütige Landgraf einen Unterschlupf gewährt hat, aber seine Stellung befriedigt ihn nicht, und er hofft auf eine baldige Wendung seines nicht verdienten Geschickes. (Man vergleiche: S. 4: „Quisquis es, erudite VIATOR, e proximis acidulis bibe in sanitatem Magnanimi Herois, Domini JOHANNIS CATTORUM LANDGRAVII, qui exuli hanc ostendit sedem". S. 3: „Nuper, cum inter moestissimam temporum horum contemplationem, ad acidulas illas sederem, AVELLINI mei & nobilis illius MARPURGI, non sine gemitu recordabar". S. 65: „Quae fatorum inclementia ad hoc Rheni littus te projecit?" S. 75: „Amici tui Avellinenses satis nobis descripserunt sortem animo tuo indignam . . . Jubemus itaque te bene sperare. Fata aliam inveniant viam". u. a. m.) — Die Zeit der Abfassung, bezw. der Komposition der Schrift läßt sich meines Erachtens genauer bestimmen als bei Stötzner (S. 40) und Lühmann (S. 66). Auf Seite 7 tritt nämlich Merkur auf und berichtet, was er bei den Friedensverhandlungen erlebt hat: „Hactenus variis in locis oberravi, ubi de pacis negocio agitur, & ingentem hominum turbam catenulis aureis linguae insertis, post me traxi. Sed tandem vidi, me ludibrio haberi . . ." Schupp muß demnach bereits Nachrichten von den widerstreitenden Interessen und den Vorgängen bei den Friedensverhandlungen gehabt haben, die im Sommer 1647 begonnen hatten. Anderseits dürfte er nach dem 7. April 1648, an dem er nach Osnabrück und Münster abgeordnet ward (vgl. Nebel, S. 52), für litterarische Tätigkeit keine Zeit mehr gefunden haben. Man vergleiche darüber Nebel, aus dem man ersieht, wie beschäftigt er bis in den Beginn des Jahres 1649 gewesen ist, so daß er gar manchmal nicht einmal an seine Hausfrau schreiben konnte! — Innerhalb dieses Zeitraumes ist die „DISSERTATIO" komponiert und wahrscheinlich auch gedruckt worden. Fast auf den Tag läßt sich der Termin der Niederschrift bestimmen, wenn man bedenkt, daß Schupp schnell arbeitete, und daß die Schrift ältere Stücke enthält. Er sagt auf Seite 5 ff., daß seine „Cattimelibocenses" zu ihm an seinen Sauerbrunnen kommen und ihm Vorwürfe darüber machen, daß er da ein beschauliches Leben führe, indes sie vom Kriege heimgesucht werden. Er tröstet sie mit folgenden Worten (S. 7): „Jubeo vos bene sperare. Iris aliqua apparet ex his literis, quas hodie accepi [quas amici ex aulâ celeberrimi cujusdam Principis

miserant, S. 5]. O feliciter & fideliter fiat, quid quid promittitur, & sol ille pacis erumpat!" Nun wissen wir, daß der niederhessische Generallentnant Mortaigne im Mai und Juni 1647 die Wetterau etc. und die niedere Grafschaft Katzenelnbogen eroberte. Am 1. Juli schritt er zur Belagerung der Burg Rheinfels, und am 8. Juli ward durch des Landgrafen Johann Vermittlung zwischen Landgraf Georg von Darmstadt und Landgräfin Amalie von Cassel ein Waffenstillstand abgeschlossen. (Rommel, VIII, 712—714.) In diesen acht Tagen muß Schupp den Rahmen um die übrige Schrift verfaßt haben. Die spätere Drucklegung spricht deshalb nicht dagegen, weil Schupp, wie man sich aus Schriften der Hamburger Zeit überzeugen kann, die Gewohnheit hatte, solche Bezugnahmen auf frühere Zeitverhältnisse bei der Veröffentlichung nicht mehr zu ändern.

Von einer Komposition rede ich deshalb, weil die Schrift offenbar ältere und jüngere Bestandteile enthält. Bereits Lühmann hat (S. 59) darauf hingewiesen, daß wahrscheinlich die „CASSANDRA" in sie aufgenommen worden sei. In der Tat beginnen mit dem Auftreten der Prophetin (S. 50) scharfe satirische Bemerkungen über: das Aussprechen der Wahrheit, die Anmaßungen der „Reformatio (politica)", das Almosengeben, die Verwendung der säkularisierten Klostergüter, das Erfassen des rechten Augenblickes, zu große Güte, falsche Freunde, Aufopferung für das Gemeinwohl, errores Academici, Welt- und Menschenkenntnis, den Betrieb der Wissenschaften und das Treiben der Advokaten (bis S. 74). — Dies vielleicht älteste Stück ist mit Verbesserungsvorschlägen zu einem Traumgesichte verarbeitet worden, in dem Bacon von Verulam auftritt, um die bedrängten Deutschen zur Gründung einer Kolonie auf der Insel „Atlantis" einzuladen, für die er Vorschläge macht und solche anderer anhört (S. 24—74). — Die Ausführungen, welche der ganzen Abhandlung den Namen gegeben haben, weil sie von der Kunst reich zu werden handeln (S. 15 bis 24), stehen in ganz losem Zusammenhange mit dem Traumgesichte. — Den Rahmen, der das Ganze zusammenhält, bilden Betrachtungen Schupps über seine Lage und Erlebnisse in Braubach; von sich geht er aus und kommt auf die Not der damaligen Kriegszeiten zu sprechen (S. 3—15), und am Schlusse läßt er sich im Traume trösten und eine bessere Zukunft verheißen, um durch das Krähen seines Hahnes in die rauhe Wirklichkeit zurückgerufen zu werden (S. 74 und 75). — Bei Schupps Art ist es natürlich nicht zu verwundern, daß in die ganze Schrift Teile eingesprengt sind, die sich mit früheren inhaltlich und zum Teil wörtlich berühren. Über diesen Zug wird später noch in Abschnitt 4. „Wiederholungen" zu reden sein. Das glaube ich jedoch erwiesen zu haben, daß sich die

Abhandlung aus größeren Stücken zusammengesetzt, die in drei- bis viermaligen Überarbeitungen vereinigt wurden. Dieser Frage einmal nachzugehen, hielt ich deshalb für angezeigt, weil wir bei keiner anderen Schuppschen Schrift einen Einblick in den Gang ihrer Entstehung tun können.

Daß die ebenfalls in **B**, **C** und **D** abgedruckte Schrift

„DE PENNALISMO"

nicht von ihm stamme, hat Schupp nach dem Bericht im „Unterrichteten Studenten" (**F** 1701, II, 394 = **H** Zug, S. 231) selber bezeugt. Auf Grund seiner Vermutungen ist sie August Buchner zugeschrieben worden (vgl. Moller, S. 798).

In Hamburg hat Schupp bekanntlich fast nur in deutscher Sprache geschrieben, weil dort seine litterarische Tätigkeit nicht für Akademiker, bei denen das Latein immer noch herrschte, sondern für einen weiteren Leserkreis berechnet war. Es ist deshalb hier der Ort, der

Übersetzungen

von lateinischen Schriften zu gedenken, die Aufnahme in die „Lehrreichen Schrifften" gefunden haben. Erst sehr allmählich hat sich die Überzeugung Bahn gebrochen, daß man sie zur Würdigung von Schupps Stil nicht heranziehen darf. Es gilt jedoch in der Richtung noch einen Schritt weiterzugehen: Wir haben überhaupt keine Übersetzung von Schupp selber. So ist

„Der ungeschickte Redner"

die äußerst ungeschickte Übertragung des „ORATOR INEPTUS", die Balthasar Kindermann im Jahre 1659 anfertigte (Jöcher, S. 389 f.). Die erste Ausgabe von 1660 (Goedeke², III, 90) hat Stötzner (S. 30) offenbar nicht gekannt; die dritte erschien nach einem Exemplar auf der Leipziger Universitäts-Bibliothek „Wittenberg 1665 in 8°". Dem absprechenden Urteile Lühmanns (S. 41 f.) kann ich nur zustimmen. Die Verdeutschungen von

> „DE OPINIONE", — „XENIUM", — „DE FELICITATE HUJUS SECULI XVII.", — „DE LANA CAPRINA" — und — „DE ARTE DITESCENDI"

hat Stötzner (S. 31, 29, 34, 41), nachdem Hölting (I, 17, Anm. 12) es bereits behauptet, als durchaus minderwertig dargetan und die Vermutung ausgesprochen, daß sie von ein und derselben, uns nicht bekannten Persönlichkeit herrühren; er hätte sich getrost noch stärker ausdrücken dürfen. — Die

„AURORA"

ward von Zacharias Hermann in Ulm übersetzt und in dieser Gestalt zuerst 1677 von Jost Burckhard Schupp in die „Lehrr. Schrr." aufgenommen. Von geringerer Bedeutung ist, daß nach Strieder (S. 64) Hermanns Übersetzung „Ulm 1666 in 12°", nach Stötzner (S. 36) jedoch erst 1668 erschien. — Die übrigen Übersetzungen haben bislang noch als solche von der Hand des Verfassers gegolten, und ich bin daher den Beweis meiner gegenteiligen Ansicht noch schuldig; ich kann ihn mit Zuversicht antreten, da ich alle genau mit den Originalen verglichen und alle Fragen reiflich erwogen habe. — Daß das

„Frühetätige Selbgespräch",

welches bereits in H Aufnahme fand, eine Verdeutschung von Schupp selber sei, ist ein Irrtum, der, soweit ich sehe, auf Vial (S. 42) zurückgeht. Dieser hat Mollers Angaben (S. 797) falsch verstanden, und andere, denen Moller nicht zur Hand war, haben ihm geglaubt. (Man denke an die bereits besprochene irrige Ansicht über Schupps Geburtstag!) Es heißt dort: „SOLILOQUIUM MATUTINUM Hamburgi 1655. & (tertia teste titulo editione) 1658. in 24. Germanice (sub titulo eines Frühetägigen Selbstgespräches) in Opp. Germ. p. 926—933 comparuit". (Über das „SOL. MAT." vgl. man S. 293.) — Wer hat denn auch eine Einzelausgabe des „Selbgespräches" gesehen? Es ist bei dieser Schrift ferner gar nichts von einer Widmung, einem Vor- oder Nachwort zu sehen, von denen sich das eine oder andere doch in der Regel bei Schupps Traktaten findet. — Endlich sprechen innere Gründe gegen eine Verdeutschung durch Schupp selber: Es begegnen Mißverständnisse, die sich nicht als Druckfehler erklären lassen. Einige Beispiele mögen das zeigen, und da ich das „SOLILOQUIUM" nicht zur Hand habe, entnehme ich die Stellen aus der „AURORA", deren Anfang und Schluß jenes bekanntlich darstellt.

„AURORA", S. 30: „fac ut haec albescens aurora me admoneat ejus nitoris, qui inductus animae meae tibi placere possit."

„Selbgespräch", H, S. 926: „und (wollest) verleihen, daß diese hellenchtende Morgenröthe mich deß Glantzes erinnere, der durch meine Seele erleuchtet dir gefallen möge." (F 1701 hat: „der du in meiner Seele . . .")

A, 30 f.: „Si contemplor, quam mirabiliter in universa vita mea dextera tua me duxerit per prospera, per adversa, tum sane redigor ad profundum aliquod silentium, non oblitus benignitatis tuae, sed ejusdem magnitudine oppressus & propemodum obstupefactus."

H, 926: „Wann ich betrachte, wie wunderlich mich deine Rechte in meinem gantzen Leben geleitet und geführet, muß ich darum gantz verstummen, nit zwar, daß ich deiner Wolthaten vergesse, sondern durch die Menge derselbigen mich so sehr überhäufet, und fast auffer mir selbst befinde."

A, 32 f. „mens mea consurgit in venerationem tui, corpus vero

H, 926 f.: „mein Gemüthe demütiget sich nochmals für deiner Maje-

in hanc terram projicio, id agens ut gratiarum actionem si non cultam & comptam at veram & sinceram offeram tibi miseratori meo."

A, 39: „fac ut imitationem alienae culpae nunquam vocem innocentiam."

A, 43: „Sed tu Domine, qui omnia potes evidenti testimonio demonstra Te unum non posse, non posse scilicet Te oblivisci promissorum tuorum."

A, 45: „o Pastor bone."

A, 46: „Quid tibi lucri erit, si periero?"

A, 48: „Rex Prophetarum Regumque Propheta."

stät, ich aber beuge meine Knie zu der Erden, dir meinem Erbarmer, wo nicht, wie ich billich solte, jedoch mit wahrem und aufrichtigem Hertzen zu dancken."

H, 928: „gib, daß ich nicht mit Begehung frembder Sünde mich dannoch für unschuldig halten wolle."

H, 928: „Du aber, o Herr, der du alles kanst, wolleſt mich dies kräfftige Zeugnis in meinem Hertzen spüren lassen, daß du allein der seyest, der seine Zusage nicht vergessen könne oder wolle."

H, 929: „O du getreuer Hirt" — [der biblische Ausdruck heißt „der gute Hirte"].

H, 929: „Was Gewinn wirst du daran haben, wann ich solte verloren haben?"

H, 929: „der Königliche Prophet David"

usw. usw.

Wer die Übersetzung hergestellt habe, läßt sich allenfalls vermuten: vielleicht der Veranstalter der Hanauer Ausgabe, Anton Meno Schupp (vgl. Stötzner, S. 19). — Es wäre auch eine zu einfache Lösung des Problems, wenn, wie Stötzner annimmt, in der Ausgabe von 1663 gerade die Schriften stünden, die bei Schupps Tode bereits im Druck erschienen waren.

„Der geistliche Spatzirgang",

der zuerst 1667 in der Hanauer „Zugab" erschien, ist nach Lühmann (S. 61) eine von Schupps zweitem Sohne herrührende Bearbeitung der „EUSEBIA". Er beruft sich für diese Ansicht auf Stötzner, den er jedoch mißverstanden hat. Anfangs ist es mir allerdings ebenso ergangen; allein Stötzner spricht die Übersetzung ausdrücklich (S. 42) Schupp selber zu, und zwar des Stiles wegen; darnach muß man seine vorhergehenden Erörterungen (S. 39) deuten. — Dennoch hat Lühmann, wie ein Vergleich mit dem Original, das Stötzner ja nicht hatte, ergibt, vollkommen recht. Dafür sprechen äußere und innere Gründe: Zunächst stammt die Widmung nebst Zuschrift: „Dem Hold-freund-lieb- und leutseligen / Frauenzimmer, / Der Weltberühmten freyen Reichs- und Handels- / Stadt Hamburg", die sich meines Wissens nur in H Zug. findet, von Jost Burkhard Schupp; denn er zeichnet mit den Buchstaben „J. B. S." indes, wie Baur und Stötzner bereits gezeigt haben, sein Vater immer sein „D." hinzufügte. Zum Überfluß vergleiche man die Widmungen,

Vor- und Nachreden zu: „Salomo", „Gedenck daran Hamburg", „Sendschreiben an die Älterleute", „Sieben böse Geister", „Corinna II.", „Relation auß dem Parnasso", „Calender", „Eilfertiges Sendschreiben", „Antwort an Schmid", „Teutscher Lucian", „Bücherdieb", „Corinna I": „J. B. Schupp. SS. Th. D. Prediger daselbst", „Ehrenrettung": „J. B. Schuppius, D. Prediger zu S. Jakob in Hamburg"; nur unter „Der lobwürdige Löw" heißt es: „T[uus] SCHUPPIUS", weil er an einen Freund schreibt. — In dieser Zuschrift „fuchsschwänzt" der Herausgeber dem „Frauenzimmer", und das ist gar nicht Schupps Art. Sogar wo jener Worte dieses anwendet, tut er es in ganz anderem Sinne als er. Z. B. vergleiche man das Folgende: „Es bleibt doch dabey, daß ein Mann, er sey noch so groß, verständig und klug, wie er immer wolle, so läßt er sich von seiner Frauen beherrschen vel clam, vel vi, vel precario, und muß bekennen, daß er dabey nicht übel fahre," (H Zug. S. 57) mit den ganz anders klingenden Worten seines Vaters („Salomo", Nachw. F 1719, I, 118; Freund i. d. Noth, S. 56 f.), die ich unter den „Wiederholungen" als 4. Beispiel gegeben habe. Im Nachwort zum „Lucidor" (F 1719, I, 328) heißt es: „Das Weib ist erschaffen umb des Mannes willen und nicht der Mann umb des Weibes willen." — In dieser Vorrede sagt Jost Burkhard Schupp mit keinem Worte, daß er nicht sein Werk, sondern das seines Vaters herausgebe, wie er das doch anderwärts tut. (Z. B. in der Vorrede zum „Teutschen Lehrmeister", S. 23, zur „Geistlichen Kirchenkrone", H Zug. S. 340 f., zur „Allmosen-Büchse", F 1701, II, 317 ff.) Er braucht und kann das nicht, weil die Überarbeitung sein Werk ist. — Allein auch ohne die Vorrede müßten wir das Werk dem Vater Schupp absprechen. Stötzner bemerkt nach einem Vergleich mit der von Zacharias Hermann angefertigten Übersetzung der „EUSEBIA", daß die Bearbeitung in den „Lehrr. Schrr." recht frei ist. Jedoch finden sich Stellen genug, die sich enger an das Original anschließen; diese aber zeigen eine mangelhafte Übersetzung mit Mißverständnissen und Unverständlichkeiten, die nicht zu erklären wären, wenn Schupp selber die Bearbeitung angefertigt hätte. Aus zahlreichen Beispielen der Art kann ich natürlich nur eine Auswahl bieten. Man vergleiche:

„EUSEBIA":

S. 75 f.: „Succurrit mihi fabula, quam olim ex ore nescio cujus Ludimagistri accepi. Ajunt Jovem creato recente orbe, fecisse incolas novi mundi BONUM & MALUM, una cum hominibus."

„Geistl. Spatzirgang":

H Zug., S. 82: „Es fällt mir itzo eine Fabel bey, welche ich einsmahls von einem Schulmeister habe erzehlen hören. Dersagte, daß der grosse Jupitter eine neue Welt geschaffen, und benebenst den Einwohnern derselben, habe er auch das GUTE UND BÖSE gemachet."

S. 86 f.: „Non in Gallia tantum, sed & in Germania multae essent Lutetiae, si Lutetia recte dicitur a luti frequentia. Nam Lutetias aut lutosas urbes redderent eruti lapides gulosis juvenibus lapidandis necessarii. Tu Domine, propugna me adversus titillantem gulam & spurcam hanc curam saginandi vertrem."

S. 85: „Nicht allein in Frankreich, sondern auch in Teutschland würde man viele Lutetien oder kotichte Städte (von dem lateinischen Wort Luto, das ist Leimen oder Koth, also genannt) finden, weil man die Steine darin brauchen müste, die schlemmende Jünglinge und Männer damit zu steinigen. Ach, lieber HERR, beschütze du mich vor der schädlichen Schwelgerey und viehischen Bauchfülle, daß ich nicht meinen Madensack mit allerhand niedlicher Speise und Tranck zu überladen, und selben zu mästen nur angelegen seyn lasse."

S. 82: „Nemo miretur, me de hominibus peccatoribus dicere, quod omnes Idola colaut . . ."

S. 97: „Es verwundere sich niemand, daß ich sage, alle Menschen sind Abgötter . . ."

S. 142 f.: „Sic isti homines [adulatores] omnia refellunt, omnia falsa, omnia inepta, omnia fanatica proclamant, quaecunque fautoribus altoribusque suis leviter adversari putant."

S. 97: „Also ist den Schmeichlern auch alles falsch, irrig und ungereimt, sie widersprechen allem, was ihren Gönnern im geringsten zu wider ist."

S. 159: „Sic Salvator noster, conviva factus cujusdam Principis Pharisaeorum . . ."

S. 100: „Als Christus von dem Obersten der Pharisäer zu Gaste gebeten wurde . . ."

S. 220: „Te amor mei coelo deduxit, Te peccata mea miseriis meis addixere. Tanti aestimâsti me, ut me tanto redimeres, miserator meus. Anne peribit igitur, cujus gratiâ te demisisti in has aerumnas?"

S. 112: „Deine Liebe zu mir hat dich vom Himmel herab gezwungen, meine Missethat und Frevel hat dich an die schmähliche Marter und Todt gebracht, du hast mich so hoch geschätzet, daß du mich so teuer erlöseteſt. O mein Erbarmer solteſt du dann umbsonſt dich hernieder in dieſes Jammerthal gelaſſen haben?"

Solche Stellen, die den Sinn ungeschickt wiedergeben, habe ich hier gar nicht berücksichtigt. — Die Freiheit der Übertragung hat zum Teil darin ihren Grund, daß der Übersetzer Ausdrücken und Stellen, die ihm zu schwierig sind, aus dem Wege geht, sie entweder ganz ausläßt, frei wiedergibt oder durch anderes ersetzt. Auch dafür einige Belege:

„EUSEBIA":

S. 57 f.: „Podagram, chiragram, mentagram, lepram aliosque morbos . . ."

S. 48: „. . . quod sit [gula] OPINIO pessima quae . . . capiti dolorem, tremorem manibus, vacillationem pedibus, podagram, chiragram, arthritidem membris omnibus ingeneret . . ."

„Geistl. Spatzirgang":

H, Zug. S. 73: „Wann das Podagra, Zipperlein, Außsatz und andere dergleichen böse Kranckheiten . . ."

S. 48: „Dann die Schlemmerey . . . verursachet dem Haupt grosse Schmertzen, den Händen das Zittern, den Füssen das Wancken, und gar das Podagra und Zipperlein."

S. 101 f.: „si superbia atque illicita honorum ambitio, coelestes potestates coelo expulsas & in barathrum detrusas, aeternis poenis addixit, si ne in coelo quidem locus est arrogantiae, nisi lubricus & fragilis, quid mihi continget . . .?"

S. 103: „Multa in dignitate constitutis negata sunt, quae inferioribus tuto agere licet."

S. 114: „Illius mentem urit judicium Paridis spretaeque injuria formae." [Zitat aus Vergil, Aeneis I, 27.]

S. 145: „Silentio hoc fatentur [adulatores], se invidere orbi quietem, seculo suo pacem; Regibus aut Principibus suis aerarium locuples, honores & amicitas; DEO suo cultum, aras, templa; omnibus denique bonum suum. O quam multorum animas coelo excludunt & inferno addicunt, quorum blandior oratio est aut nimium silentium!"

S. 162 f: „Ita qui in levissimos errores, qui saepe non nisi garrulae ancillae testimonio probari possunt, graves & crebras invectivas semper effuderit, is cum ad enormia facinora taxanda ventum erit, aciem correctionum suarum hebetatam atque inefficacem inveniet, nisi tum tonet, & nescio quid divinum humanoque altius crepet. Saepe enim auditores putant, Pastorem potius quodam animi morbo & consuetudine increpare, quam jubente rerum ipsarum enormitate."

S. 186: „O Socii, neque enim ignari sumus ante malorum. O passi graviora, dabit DEUS his quoque finem." [aus Aeneis, I, 198 f.]

S. 88: „so die Hoffart und ungeziemte Ehrsucht die himmlische Herrschafften auß dem Himmelreich, von dem Thron deiner hohen und unbegreiflichen Herrlichkeit, in den untersten Höllen-Pful gestürtzet, daß sie daselbst in Ewigkeit die unaußsprechliche Quaal außstehen müssen; Wie wird es mir denn ergehen?"

S. 89. fehlt nach: „sondern in seinem Stand vergnügt lebet."

S. 91. fehlt vor: „Der hänget diesem, der andere jenem Dinge nach."

S. 97. ersetzt durch: „Jener löbliche Käyser, als er von einem Schmeichler allzusehr erhaben wurde, gab er ihm eine Ohrfeige - - - darumb, weil du mich beissest."

S. 101. fehlt vor: „Es wird von den Geschichtsschreibern erzehlet . . ."

S. 105: „Gott wird deiner Trübsal ein Ende machen."

Vor allem fehlen sämtliche Zitate; andere Auslassungen sind rein willkürlich. Eine Rücksichtnahme auf einen weiteren Leserkreis kann nicht die Ursache sein, weil andere Dinge beibehalten sind (z. B. „Spatzirg." S. 59: die Gärten der Semiramis; S. 95: „Apulejus hat vormahls gelehret, es könne keiner zu dem Heiligthum und Geheimnis der Göttin Isis gelangen . . ." „mit Mida Esels-Ohren zu tragen"; S. 97: die Sirenen; S. 100: „wie der hundertäugige Argus";

S. 101: die Anekdoten von den Amykläern und von Tamerlan). Ja der Bearbeiter fügt selber Dinge hinzu, deren Verständnis eine gewisse Bildung voraussetzt, wie z. B. „des Diogenes Leuchte". („Spatzirgang", S. 97 = „EUS.", S. 141 f.) Auch nicht Feingefühl kann die Auslassungen veranlaßt haben, da er sonst vielfach den Sinn in roher Weise wiedergibt:

„EUSEBIA":	„Geistl. Spatzirgang":
S. 35 f.: „Tu quoque o anima mea ... annon per variorum peccatorum species confricata & fracta, ingentem emittas foetorem?"	H, Zug. S. 67: „... von allerley Laster- und Sünden-Wust beschmitzet, auch einen üblen Geruch, einen heßlichen Gestanck von dir gebest?"
S. 41: „tam ingeniosi tamen sumus in saginando corpore."	S. 68: „diesem Leib wohlzuthun, und unsern Madensack zu mästen."
S. 221 f.: „Tu mihi detrahe immundam hanc peccatorum vestem ..."	S. 112: „das besudelte Sünden kleid."

Er hat auch nicht die Absicht, die Vorlage zu kürzen und etwa prägnanter wiederzugeben. Denn seine Sprache ist vielfach breit und schwülstig:

„EUSEBIA":	„Geistl. Spatzirgang":
S. 25: „In monte Calvariae pro nobis patitur."	S. 59: „Auff dem Berge Calvariae hat er seine übergrosse Marter und Quaal vor uns außgestanden, und daselbst am Creutzesstamm seinen Geist auffgegeben."
S. 52: „cruciabuntur."	S. 72: „werden ... sich grämen, wimmern und wehklagen."
S. 54: „Quid dicam de tot Diaboli tentationibus?"	S. 72: „von deß Teuffels Versuchungs- und Verzweiffelungs-Stricken ..."
S. 68: „... saepe cum sudore."	S. 81: „... ja manchmal mit grosser Mühe, Schweiß und Arbeit."
S. 28: „Tu Domine Jesu mi, qui pro peccatis meis passus & mortuus, in horto sepultus es, & post resurrectionem quoque visus ibidem Mariae Magdalenae ..."	S. 61 f.: „O mein HErr JEsu, O du einiger Sohn GOttes des Allerhöchsten, O du Sonne der Gerechtigkeit, O du Liecht deß Lebens, du hast durch deine grundlose Barmhertzigkeit und vollkommenen Gehorsam nicht verschmähet, deine hohe Majestät so fern zu erniedrigen, daß du wurdest ein Haupt, König und Prophet, Mittler und Seligmacher der verlohrenen und verdampten Menschen. Du hast vor meine Sünde gebüsset und bezahlet usw. usw."

Sehr beliebt und häufig sind bei ihm Wortspiele und Verdoppelungen von dieser Art:

„EUSEBIA":

S. 24 f.: „In monte habita illa sublimis concio de octo beatudinibus"

S. 31: „ut te [animam] amplexu totam occupet, omnique felicitate impleat & aeternitati commendet."

S. 33: „dum . . . tot commodis mixta jucunditas te reficit"

S. 102: „Instrue quaeso, pectus meum hac ipsa modestia . . ."

„Geistl. Spatzirgang":

H, Zug. S. 59: „Auff dem Berge hielt Christus eine schöne Predigt von denjenigen, welche die ewige Seeligkeit und seelige Ewigkeit erlangen würden."

S. 62: „dich zu umbfassen, und mit der ewigen Glückseeligkeit, und glückseeligen Ewigkeit zu beschenken."

S. 63: „Indem du allerhand liebliche Annehmlichkeiten und annehmliche Lieblichkeiten empfindest . . ."

S. 88: „. . . mit einer gottseligen Bescheidenheit und bescheidenen Gottseligkeit."

Solcher Beispiele habe ich noch eine ganze Anzahl notiert; doch mögen die obigen zur Illustration genügen. — Zahlreich sind die Zusätze, die sich der Bearbeiter gestattet hat; es handelt sich durchaus nicht nur um „etwas", wie Lühmann (S. 61) sagt. Ich zähle nicht weniger als 10 größere und 7 kleinere Zusätze einschließlich der 6 Gedichte und Lieder, bezw. Teilen von solchen, die einen Umfang von 554 Zeilen = $^2/_9$ des ganzen, in H Zug. 2404 Zeilen umfassenden „Geistl. Spatzirganges" haben. Rechnet man dazu noch die Paraphrasierungen der Vorlage, so ist reichlich ein Viertel des Ganzen Zutat. Die hauptsächlichsten Vermehrungen finden sich auf folgenden Seiten:

„Spa."	59 (= „EUS."	23)	„Er ist der erste Gärtner . . . — gieng er . . . in den Garten." 9 Zeilen.
„	60 „	26	„O gütiger HErr und Heyland JEsu — zur Herrlichkeit mit ihm eingehen könne." 30 Zeilen.
„	60 f. „	27	„führen mich in die Schule — Wie bin ich . . . so bethöret!" 27 Zeilen.
„	62 „	31	„Betrachte aber wol . . . — mein Friede und mein Alles!" 18 Zeilen.
„	63—65 „	34	„oder noch eher . . . abgefressen wird — die schnöde Lust der Welt verachten." 82 Zeilen.
„	66 f. „	35	„Da ein Kürbis auffgeschossen — wie viel er könne ertragen." 45 Zeilen.
„	67 „	38	„Darumb mein einiger Erlöser — von Anbeginn der Welt." 6 Zeilen.
„	69 f. „	45	„Sterbet, ihr Sterbliche — getrost in Fried und Freude dahin fahre!" 30 Zeilen.
„	73—78 „	58	„Geselle dich mit zu . . . Jungfrauen — zum Munde bringen können." 217 Zeilen.
„	81 f. „	72	eine Strophe = 4 Zeilen.
„	89 „	105	„Gedencke, . . . Sohne GOttes — Creutzige, creutzige ihn." 4 Zeilen.
„	90 „	109	„Darumb wenn du mit dem ungerechten Mammon — auffnehmen in ihre Hütten." 4 Zeilen.

„Spa." 95 (= „EUS." 132) „Die H. Schrifft sagt: Ich will — so werdet ... Himmelreich kommen." 16 Zeilen.
„ 105 „ 185 „ja als Christus selbst. — Häupt hinlegte."
„ 113 „ 225 „Gleichwie ein Tag des Lebens — unser Leben geführet zu haben." 5 Zeilen.
„ 113—115 „ 226 „Lasse mich jederzeit erwegen — sey getrost und unverzagt." 53 Zeilen.

Diese und andere Erweiterungen erweisen sich nicht als Verbesserungen; sie sind teils unnötig, teils Wiederholungen, teils unorganische Einschiebsel, und in ihnen finden sich die Stücke, wegen deren Zschau (S. 29 f.) gegen Schupp den Tadel wegen Hinneigung zu pietistisch-mystischer Spielerei ausgesprochen hat. Das Gedicht auf S. 61 stammt aus „CONSECRATIO AVELLINI" S. 24, Nr. III: „An eine Nachtigal, so sich beym Avellino auff einem Baume lustig machte: Von der freyen Begnügsamkeit, und Mittelstande." Das Lied auf S. 73 f. ist das bekannte von Phil. Nicolai († 1608) „Wachet auf, ruft uns die Stimme ..." Für berechtigt ist nur der Zusatz auf S. 101 f. (= EUS. 167) über die drei Zelte des Tamerlan zu halten. — Unbegründet sind dagegen die massenhaften Umstellungen von Sätzen und Satzteilen, welche den Sinn nicht alterieren; sie mehren sich gegen Ende immer mehr. — Zu erwähnen bleiben nur noch die Auslassungen, welche der Veränderung von Ort und Zeit im Vergleiche zu „EUSEBIA" Rechnung tragen. Jost Burkhard Schupp hat an diesen Stellen die entsprechenden Worte in der Regel weggelassen, nicht, wie es nach Lühmann scheinen könnte, durch allgemeine Wendungen ersetzt. Es fehlen alle Beziehungen auf Marburg und Hessen, das Gebet für Kaiser Ferdinand III. ist verallgemeinert, das für Landgraf Georg II. und seine Familie ist völlig umgestaltet, umgestellt und auf die „Christliche Obrigkeit" bezogen usw. (Die Stellen sind: „EUS.", S. 32 f., 190, 193 ff., 201 = „Spa.", S. 63, 106, 107 ff., 108.) — Diese Abänderungen sind ja selbstverständlich, und Schupp selber hätte sie so oder anders ebenfalls vorgenommen. Aber eins hätte er, wenn er der Überarbeiter wäre, nicht weggelassen, das nun im „Spatzirgang" (S. 102) fehlt, aber in „EUSEBIA" (S. 163 f.) steht: „Norunt fortasse, qui me norunt, me parum favere hypocritis", ein Wort, das so ganz bezeichnend ist für den Mann, der nichts mehr haßte als das „videri, non esse", das aber nicht jeder auf sich anwenden konnte.

Ganz ähnlich liegen die Verhältnisse bei der Überarbeitung der Schülerrede „DE LAUDE ... BELLI", die unter dem Titel:

„Der beliebte und belobte Krieg ..."

zuerst in der Hanauer „Zugab" erschien; nur ist der Nachweis nicht ganz so einfach, weil die Übertragung wesentlich besser ist als alle

anderen. — Stötzner (S. 34 f.) schreibt sie Schupp selber zu und denkt sie sich aus äußerlichen Gründen in dessen letzten Lebensjahren entstanden. Das ist aber aus inneren Gründen nicht möglich: Denn nach Ausbruch des Streites mit dem Ministerium und der litterarischen Fehde hat Schupp außer Verteidigungen nur noch ernstere Traktate geschrieben. „Der beliebte . . . Krieg" aber gehört in die Gattung, die der Verfasser selber als „facetiae" bezeichnet. Nun bliebe ja die Möglichkeit offen, daß Schupp die früher (etwa in der ersten Hamburger Zeit) geschriebene Arbeit habe liegen lassen, um sich nicht unnötigerweise weitere Anfeindung zuzuziehen, — wenn eben nicht, wie Stötzner richtig nachweist, der Titel den schwedisch-polnisch-dänischen Krieg (1655—1660) als bereits beendigt voraussetzte. — Dazu kommen eine ganze Reihe von Umständen, die auf Jost Burkhard Schupp als den Bearbeiter hinweisen: Zunächst ist wieder die Zuschrift (an den Rat der Stadt Hamburg) nur mit „J. B. S." unterzeichnet, gerade wie beim „Geistl. Spatzirgang"; auch schreibt der Herausgeber: „Meiner hochgeehrten Herrn . . . Dienst-ergebener getreuester Diener . . .", indes der Vater Schupp sich immer auch als „Vorbitter bey Gott" bezeichnet. (Die Stellen wolle man oben beim „Geistl. Spatzirg." vergleichen!) — Nur die Vorrede von dem Sohne herzuleiten, geht um des willen nicht an, weil sie mit dem Traktate ein Ganzes bildet, das wie noch zu zeigen ist, aus der Listschen Rede nebst Nachwort entstand. — Der an sich recht unbedeutende Inhalt, der sich keineswegs mit Schupps eigenen Reden oder gar den aufs Praktische gerichteten Traktaten der Hamburger Zeit messen kann, wird auch noch dadurch beeinträchtigt, daß der Bearbeiter die wohldisponierte Rede Lists zerschlagen und aus ihr und anderen Zutaten einen planlosen „Discurs" aufgebaut hat, in dem zum Schlusse dem aus der Vorlage übernommenen Lobe des Krieges die Spitze abgebrochen wird: Die Rede ist verwässert. — Sehen wir uns den Aufbau des Machwerkes an, so finden wir, daß das Vorwort im großen und ganzen aus der Rede entnommen ist, die Einkleidung des Diskurses dagegen aus Lists Nachwort (S. 19—24 des Originals) stammt. Indem wir von den zahlreichen Umstellungen innerhalb der Abschnitte, von Umbiegungen der Gedanken und dergleichen absehen, finden wir folgende korrespondierende Glieder:

„Der beliebte . . . Krieg" (H Zug):				„DE LAUDE . . . BELLI" (Original):			
Seite	Zeile	Seite	Zeile	Seite	Zeile	Seite	Zeile
313,	1	—314,	16	5,	4—18		
314,	19—23			4,	7—15		
314,	27—30			4,	4—7		
315,	5—10			4,	12—19		
316,	36	—317,	10	19,	16	— 20,	1 +
				20,	7. 8		

„Der beliebte ... Krieg" (H Zug):			
Seite	Zeile	Seite	Zeile
318,	34	—320,	42
322,	15—32		
324,	14	—325,	7
325,	19—30		
325,	30	—326,	3
326,	4	—333,	37
333,	42	—336,	37
337,	36	—338,	12

„DE LAUDE ... BELLI" (Original):			
Seite	Zeile	Seite	Zeile
20,	8	— 23,	24
23,	25	— 24,	1
9,	19	— 10,	17
10,	22	— 11,	1
4,	16—30		
11,	2	— 18,	24
6,	3–10 +		
6,	16	— 7,	16 +
7,	29	— 9,	13
4,	7—11 +		
18,	23	— 19,	6.

Innerhalb dieses Rahmens finden sich folgende Zusätze von größerem oder geringerem Umfange:

H Zug: S. 314, 17. 18. 24—26; 314, 30—315, 5; 315, 10—316, 35 (Der Streit der Gelehrten und Soldaten aus Boccalini); 317, 10—318, 33 (eine Anekdote, ein Gedicht, die eigentliche Widmung und die Einleitung des Dialogs); 320, 42—322, 15 (eine Anekdote; aus Boccalini?); 322, 33—324, 13 (das Friedenslied etc.); 325, 7—18; 330, 19—27; 330, 40—331, 1; 331, 11—18; 332, 5. 6. 15—20; 333, 12—14, + 37—41; 334, 7—11; 336, 38—337, 35 (die Anekdote von einem Juristen, der sich dem Soldatenwesen ergeben; aus Boccalini).

Die Auslassungen sind unbedeutend und erstrecken sich hauptsächlich auf das Lokalkolorit der Listschen Rede, z. B.

H Zug, S. 320 „Ihr Nymphen umb die Felder hier,
Und du Parnassus grüne Zier, ..."
„DE LAUDE ... BELLI", S. 22: „Ihr Nymphen ... hier,
O Avellin, du grüne Zier, ..."

Die letzte Strophe:

„Der Fürsten Fürst, der Hessen Helt,
Soll haben hier, was ihm gefelt,
Was ich vnd vnser Volck ihm geben,
Soll Zeit vnd Tod noch vberleben."

fehlt ganz. — Natürlich ist auch der Name des Verfassers ausgefallen. Der ganze Zusammenhang an dieser Stelle zeigt die saloppe Art der Übersetzung:

„DE LAUDE ... BELLI", S. 5: „Ajunt apud Norimbergenses olim institutam fuisse comaediam de Pyramo & Thisbe, & desideratum fuisse leonem. Omnes sollicitos fuisse, unde leo haberi possit? Tandem unum ex actoribus dixisse: Leonem commodè repraesentari posse von Meister Hansen dem Kirschner. Meister Hans itaque prodiit in theatrum, pelle leporina amictus, & spectatores in hunc mo-

H Zug, S. 313 f. „Man sagt, daß vormals zu Nürnberg von etlichen Handwercks-Leuten seyen Comödien und Schauspiele, und unter denen auch die Fabel auß dem Ovidio angestellet worden. Da haben sie nun lang gerathschlaget, wer doch den Löwen in diesem Spiele präsentiren könte? Endlich seyen die meisten Stimmen dahin gangen, daß keiner geschickter darzu sey, als Meister Hauß der Kürschner. Meister Haus der

dum allocutus est: Forsan GRAVIDAE quaedam VIRGINES [sic!] & matronae expavescent, si rugire incepero. Sed estote bono animo. Ich bin kein Löw, sondern Meister Hans der Kirschner. Nolite vos quoque trepidare, o Auditores optimi. Non sum miles aliquis ex hostili castro, ut cupiam tumultum excitare. Sed sum Petrus List, ille ego, qui quondam tenui modulabar avena."

Kürschner macht sich hierzu fertig, und als die Ordnung an ihm kömpt, tritt er mit einem Überzug von Hasen- und Katzen-Fellen zusammen gesetzet, auffs theatrum, und redet die Zuseher mit diesen Worten an: Ihr lieben Zuseher, es möchten etwan einige furchtsame Jungfrauen und schwangere Frauen unter dem Hauffen seyn, die vielleicht erschrecken werden, wenn ich anfange zu brüllen. Aber ich habe ihnen vorher anzeigen wollen, daß sie dessen keine Uhrsache haben, und sich zumahlen nicht fürchten möchten, denn ich bin kein Löw, sondern Meister Hans der Kürschner. Meine Hochg. Herren wollen ja nicht etwan meynen, daß ich auch ein Löw, oder eine der Kriegsgurgeln sey, welche ihre Freude und Ergetzlichkeit im Krieg und Streit suchen, sondern ich bin Tityrus,

Ille ego qui quondam tenui modulabar avenâ,

Der offtmals auff dem Elbestrom, zu sitzen pflag in einem Bötgen, und spielt ein Lied auff seinem Flötgen."

In dieser Situation kann ich mir den „D. Schuppius, Prediger zu S. Jacob in Hamburg" um so weniger denken, als er dem „Calenderschreiber zu Leipzig" den Rat gibt, er solle nicht wider ihn schreiben, sondern tanzen oder pfeifen, denn das werde er ihm nicht nachtun. Weil aber diese Stelle aus der Vorrede entnommen ist, will ich auch eine Probe aus dem Traktate selber geben:

„DE . . . BELLI", S. 23 f.: „Si Deus jam secaturam aut ambusturam manum extendit, tum flebiliter promittunt facienda. Si manum retrahit, promissa non solvunt. Si ferit, clamant, ut parcat. Si pepercit, iterum provocant, ut feriat."

H Zug. S. 322: „Wenn denn endlich zu ihrer Kranckheit der kalte Brand schläget, also daß GOtt dadurch genötiget wird, ein Glied nach dem andern abzunehmen, alsdann versprechen sie mit Weinen und Flehen, daß sie alles thun wollen, was er von ihnen begehre. Sobald sie aber sehen, daß ihr oberster Artzt seine Hand zurück zeucht, halten sie nicht das geringste, was sie versprochen haben, sondern werden vielmals ärger als zuvor. Sie machen es eben als muthwillige ungezogene Kinder in der Schul, welche, wenn sie vom Schulmeister gepeitschet und geschlagen werden, versprechen sie mit den allerbesten glattesten Worten, wie sie wollen fromm, gehorsam und fleissig seyn. Wenn der Schulmeister die Ruthe denn beyseits leget, so reitzen sie ihn von neuem zur Straffe."

Auch ohne weitere Belege wird jedermann zustimmen, daß diese Bearbeitung nicht von Schupp selber herrühre. Wenn sie nun doch wesentlich besser ist als andere und seinem Stile wenigstens nahe kommt, so bedenke man, daß sie frühestens nach dem Frieden zu Oliva (3. Mai 1660) in der uns vorliegenden Gestalt entstanden sein kann und wohl als die letzte Übersetzung im Rahmen der „Lehrr. Schrr." anzusehen ist. Mithin dürfte es mehr als wahrscheinlich sein, daß sich Jost Burkhard Schupp an dem Stile seines Vaters gebildet hat. — Wenn damit eine Reihe von Stellen für den Nachweis, daß Schupp den Italiener Boccalini nachgeahmt habe, ausfällt, so bleiben doch sonst noch genug Berührungspunkte übrig (Zschau, S. 41 f., 96 f.).

Von

Schupps Schriften der Hamburger Zeit

haben einige ihren Ursprung noch in Marburg; so die

1643 / 1650: „Passion = Lieder",

die er 1650 neu herausgab. Ihnen folgten dann 1655 die

„Morgen = und Abendlieder"

1642 1655: und die

„Passion=Buß=Trost=Bitt= und Danck= Lieder".

Die beiden letzten Sammlungen wurden 1663 in die „Lehrreichen Schrifften" aufgenommen. Von den „Morgen= und Abend=Liedern" stammen Nr. 1—3 aus der „AURORA", Nr. 4 aus der „EUSEBIA"; von den „Passion= usw. Liedern" Nr. 8—10 aus der „AURORA", Nr. 5 + 7 aus der „EUSEBIA", Nr. 2—4 aus den „Passion=Liedern", Nr. 1 + 6 sind neu, und Nr. 11 ist das bekannte Reiselied von Paul Fleming. Ausgefallen ist Nr. 1 der „Passion=Lieder", die also (mit dieser einen Ausnahme) bereits in der Sammlung von 1650 abgedruckt waren. Über Veränderungen mit Rücksicht auf Reim und Metrum handelt Lühmann. Die Lieder sind durchweg unbedeutend, wichtig ist nur Schupps Vorwort zu den „Morgen= und Abendliedern", weil er sich darin über seine Stellungnahme zur deutschen Dichtung ausspricht (vgl. Stötzner, S. 45 f.; Lühmann, S. 64 f., 81 ff.; Moller, S. 798; Strieder, S. 63 f.). Auch die Sammlung von Sprüchen und Lebensregeln, die in der

37. „Geistlichen Kirchen=Krone"

1643 / 1667: vorliegt, hat Schupp, wie man im Vorworte liest[1]), bereits 1643 in Marburg hergestellt und in Hamburg „damit die Kirche und Schule zu St. Jacob gezieret." Nach der in H Zug (S. 341) mitgeteilten Inschrift muß das im Anfange von Schupps Hamburger Zeit gewesen sein:

[1]) Es steht nur in H Zug.

„DEO OPTIMO MAXIMO SACRVM!
CUm Saeculo post Christum natum XVI[1]). Germaniae Dinturno bello variis modis vastatae aurea Pax redderetur, Antistites & Jurati Ecclesiae hujus aedem hanc sacram novis subselliis aliisque ornamentis amplificando novos verbi Divini Auditores invitarunt, ne post tot beneficia, allis inter arma pereuntibus, accepta accusari possint Ingratitudinis, quam Haggaeus Propheta post Captivitatem Babylonicam objecit Populo Judaico ....." Im Jahre 1661 ließ ein gewisser Peter Arnd, ob mit oder ohne Erlaubnis, bleibt dahingestellt, sie in Altona unter dem Titel „Sententiae Schuppianae etc." drucken. Eine neue Ausgabe veranstaltete nach Stötzners Meinung vor dem Jahre 1667 Jost Burkhard Schupp. Erwiesen ist das nicht. Man denke z. B. an die beiden Übersetzungen: „Der geistliche Spaziergang" und „Der beliebte und belobte Krieg", von denen ebenfalls keine Einzelausgaben vor ihrem Erscheinen in der „Zugab" bekannt sind. Da dürfte es doch am wahrscheinlichsten sein, daß Jost Burkhard Schupp diese beiden und die „Kirchen-Krone" und andere, auf die wir noch kommen werden, auf einmal zusammen ediert hat. Der verbindende Text und die Erläuterungen der „Kirchen-Krone" stammen meines Erachtens wegen des Stiles nicht von Schupp selber, sondern (wie das Vorwort) von seinem zweiten Sohne oder auch wohl von Arnd. Übrigens sind nicht alle Sentenzen usw. von Schupp angebracht worden, z. B. nicht Nr. 129, 138, 183, 218 u. a. Eine sichere Scheidung ist jedoch nicht möglich. (Vgl. Moller, S. 800; Stötzner, S. 69 f.)

, Herbst / 1667: **38. „Der bekehrte Ritter Florian"**

ist früher anzusetzen als bei Stötzner. Schon im Herbst des Jahres 1652 befand sich Schupp an der Bearbeitung des Stoffes; denn da kündigte er im Leipziger Meßkatalog eine Schrift an:

> „Päbstliches Plus ultra, oder lustiger Discurs, wie der Pabst auß einem Prediger ein Weltlicher Potentat geworden, wie er von Zeit zu Zeit gewachsen, viel 100000 Seelen vexiret, und die Religion zu dem Zwecke gebogen, daß er sich, und seine Clerisey, groß, reich und ansehnlich, mache."

Was damals die Fertigstellung und Herausgabe verhinderte, wissen wir nicht; möglicherweise gingen die Streitigkeiten mit Vincent Crull und andere von diesem erwähnte (1653) tiefer und bildeten ein Hemmnis. „Der bekehrte Ritter Florian" ist ohne Zweifel eine Bearbeitung desselben Stoffes, die Schupp vermutlich im Frühjahr 1657 vornahm. Damals hat er nämlich nach meinem Dafürhalten die Widmung an die schwedischen Grafen auf den Traktat geschrieben,

[1]) Offenbar Druckfehler statt „XVII", da zweifelsohne der dreißigjährige Krieg gemeint ist.

der demnach in dieser Zeit fertig vorgelegen haben muß. Denn vor 25. März 1657 bewarb er sich um ein schwedisches Kanonikat, das er jedoch nicht bekam. Aus diesem Grunde dürfte auch damals die Herausgabe unterblieben sein. Am 20. Dezember 1658 kündigte er die Schrift unter dem Titel „Der bekehrte Ritter Florian" von neuem im „Calender" (**H**, S. 579) als „allbereit verfertigt" an, und doch blieb sie abermals liegen, bis sie Jost Burkhard Schupp 1667 in der „Zugab" veröffentlichte (vgl. Stötzner, S. 71 f.; Ziegra, S. 324 ff.; Reifferscheid, S. 636 ff.; auch Hölting, I, 27).

1654, 30. Januar: **39.** „Der lobwürdige Löw etc.", ein Glückwunschschreiben zur Vermählung eines alten Bekannten, erschien nach Moller (S. 798): „Hamburg 1654. in 12°". Das Datum bietet Berthean (R. S. 72), ohne seine Quelle zu verraten (vgl. Stötzner, S. 47).

1654 / 1657: **40.** „Der Rachgierige Und Unversöhnliche Lucidor etc." erschien nach Moller (S. 799) 1657 und 1658[1]) in 12° unter dem Pseudonym Antenor, ward aber nach dem Vorworte bereits drei Jahre früher verfaßt. Stötzner macht sich (S. 46 f.) unnötige Schwierigkeiten, weil er übersieht, daß die Schrift zwei Vorworte hat, von denen das zweite, wie das darunterstehende Datum besagt, „Anno 1658. in dem Monat, darinnen ein jeglicher Tag seine eigene Plage hatte", geschrieben ward, also zur zweiten Ausgabe. Sein Inhalt setzt bereits Angriffe auf Schupps Schreibweise voraus. (Man lese: **F** 1719, I, 274 = **H**, 272: „ich zweiffle nicht, es werde dir diese Art zu schreiben etwas frembd fürkommen, in dem eine geistliche Materia fast auff eine weltliche Art fürgetragen wird." S. 275 = **H**, 272 f.: „Also muß man offt die bittere Warheit mit Zucker überziehen, sonderlich bey Leuten, denen der Kopff und das gantze Gemüth voll Würme steckt . . . Ist jemand, dem dieses Tractätlein nicht gefällt, der lasse es ungelesen, und wisse, daß ich es ihm zu gefallen nicht geschrieben habe.") Was er (**F** 1719, I, 290) im Traktat selber von der im August 1654 stattgehabten Sonnenfinsternis sagt, kann später bei der Herausgabe zugesetzt sein, ist aber auch in der ersten Fassung denkbar. Auf alle Fälle ist es der späteste Termin, der sich aus dem „Lucidor" selber erschließen läßt. Die beiden Ausgaben von 1657 und 1658 besitzt die Hamburger Stadtbibliothek. Außerdem notiert Goedeke noch eine Ausgabe: „1659 in 12°", über die ich sonst keine Nachricht finde. Das Nachwort, in dem es (**H**, 325) heißt: „. . . wann grosse Herren vom Frieden tractiren wollen, so stellen sie praeliminaria an Gestalt dann dieser terminus und modus agendi bey dieser Zeit, auch dem Moscowiter ist bekant worden, wie ich auß den geschribnen Avisen be-

[1]) Vorhanden im Königl. Staatsarchiv zu Marburg.

richtet werde," muß um die Zeit des Waffenstillstandes zwischen Polen und Rußland, der am 24. Oktober 1656 zu Wilna geschlossen ward, geschrieben sein (vgl. Erik Gustav Geijer „Geschichte Schwedens", fortgesetzt von Friedr. Ferdinand Carlson, IV. Band (Gotha 1855), S. 174).

Das

5. 1658: „SOLILOQUIUM MATUTINUM",

Anfang und Schluß der „AURORA", ließ Schupp 1655 und 1658 einzeln in Hamburg erscheinen (vgl. oben Nr. 28, S. 271 f. und 279 f.).

, 4. Juli: **41.** „Gedenck daran Hamburg etc."

Nach der unten (S. 295) gegebenen Berechnung des Jahres 1657 dürfte diese Katechismuspredigt über das dritte Gebot (die einzige Predigt, die Schupp überhaupt hat drucken lassen) am 4. Juli gehalten sein. In diesem Jahre fiel nämlich Mariae Heimsuchung auf einen Donnerstag, also im vorhergehenden auf einen Mittwoch, und der Freitag danach, an dem die Predigt laut Titel gehalten ist, war dann der 4. Juli. Im Drucke erschien sie nach Moller (S. 798) in Hamburg 1656 und 1657 und in Leipzig 1659 in 12°, sie ward dann auch in „Der schändliche Sabbathschänder" von Schupps Sohn aufgenommen und im Jahre 1842 nach dem Hamburger Brande in Berlin in 8° neu gedruckt. Die in **H** stehende Zuschrift ist vom II. Sonntage nach Trinitatis 1659 datiert (S. 188). Im übrigen vergleiche man Stötzner (S. 47 f.) und meine Zusammenstellung der Neudrucke (unten, S. 308 f.).

mer 1656/ **42.** „Salomo etc."
ov. 1657:

Die Datierung ergibt sich aus folgender Erwägung: In der Nachschrift sagt Schupp: „Der erste Bogen von diesem Tractätlein war allbereit gedruckt, ehe der Krieg zwischen den Nordischen Königen anfieng." (**H**, S. 127), also vor Juni 1657; denn Schupp selber hatte am 21. Mai in einem Briefe an Albinus die „postulata Danorum" übersandt, deren Nichterfüllung die Kriegserklärung vom 3. Juni zur Folge hatte (Reifferscheid, S. 961, 940; Joh. Aug. Pastorius „EUROPAEischer Newer ten. FLORUS . . . Franckfurt . . . 1659", S. 205 ff.). Wenn er aber in der Widmung (**H**, S. 2) schreibt: „Indem ich aber mich dazu bereite [dem Grafen zu Rantzau] ein publicum monumentum meiner Danckbarkeit auffzurichten, . . . ist mir gegenwärtiges Tractätlein in die Hand kommen, welches ich vergangenen Sommer . . . innerhalb wenig Tagen, meinem Diener . . . in die Feder dictirt habe", so kann damit also nur der Sommer 1656 gemeint sein. S. 293 a. Am 21. November 1657 sandte Schupp ein Exemplar des „Salomo" an Albinus (vgl. Reifferscheid, S. 961, wo natürlich 1651 Druckfehler ist). Der Behauptung Berthcaus (B, S. 73), die

erste Ausgabe des Traktates sei unter Schupps Namen erfolgt, weil er um Michaelis dem Ministerium zugesagt habe, er wolle nicht mehr unter einem Pseudonym schreiben, widersprechen zwei Tatsachen: Moller zitiert (S. 799): „Salomo ... durch Antenor, Hamburg 1657. in 12°," und in der „Ehrenretung" (H, S. 625 ff.) bekennt sich Schupp unter anderem auch als Verfasser des „Salomo". Eine neue Auflage dieser Schrift plante er am 14. März 1658 (vgl. „Bücherdieb", H, S. 988). Sie fiel mir auf der Bonner Universitäts-Bibliothek in die Hand und hat folgenden Titel:

SALOMO, / Oder / **Regenten-Spiegel** /
Vorgestellt / Aus denen elff ersten Ca- / pituln des ersten Buchs / der Königen: / Andern Gottesfürchtigen und / Sinnreichen Politicis / auß- zufü- / ren und genauer zu elaboriren / überlassen / Von / ANTENORE, einem / Liebhaber der H. Schrift. / MDCLVIII.

Das Format ist 12°; die Seiten sind nicht paginiert, und die Lettern scheinen die gleichen zu sein wie die der noch zu besprechenden Drucke von „Sieben böse Geister", „Bücher-Dieb" und „Butyrolambius". Widmung und erster Teil stehen auf 12 Bogen, von deren letztem die fünfeinhalb letzten Seiten nicht bedruckt sind. Der zweite Teil nebst Nachschrift füllt nicht ganz fünf Bogen; denn die sieben letzten Seiten sind weiß. — Ein Exemplar des „Salomo" o. O. 1658, in 8° findet sich auf der Berliner Universitäts-Bibliothek und ein solches von der Ausgabe „Franckfurt 1659, in 12°" auf der Hamburger Stadtbibliothek (Schröder, S. 125). — Im übrigen ist auf Stötzner (S. 50) und für den Inhalt besonders auf Bischoff (S. 107 ff.) zu verweisen.

Im „Salomo" (H, S. 93) ist ein lateinischer Traktat:

„Ob Ophir sey America gewesen"

angekündigt, der damals bereits verfaßt war, aber nicht erschien. Nach dem Titel war es eine theologische Schrift über eine Frage der biblischen Geographie (vgl. Moller, S. 803). — Ferner gedenkt er im „Salomo" einer Schrift, die man als

„Vergleichende Konfessionskunde" oder „Kirchliche Statistik"

bezeichnen könnte. Er sagt da (H, S. 94): „Ich habe an einem andern Orte kürtzlich entworffen, was für ein Zustand der Religion sey in der gantzen Welt, in Asia, Africa, America, und in den Königreichen und Provintzen in Europa ....." Er verband mit dieser Statistik Missionsgedanken. Schade, daß von dem Buche weiter nichts bekannt ist. Nach dieser kurzen Notiz zu schließen, dürfte Schupp der Theologie seiner Zeit weit voraus gewesen sein. — Aus demselben Jahre stammt auch

/ 1690: **43.** „Der schändliche Sabbath-Schänder, vormahls aus GOttes Wort überwiesen und bestrafft, anietzo aber ausgegeben durch des Autoris ältisten Sohn, Anton Meno Schuppen, und auf dessen Kosten gedruckt. Hamburg 1690 und 1706. (in 8°)".

Er enthält nämlich fünf Predigten über Exodus 20, 8 ff. (das dritte Gebot), die Schupp im Jahre 1656 gehalten hat, darunter als erste die bereits genannte „Gedenck daran Hamburg" (vgl. Moller, S. 800; Strieder, S. 69; Baur, Pr. S. 36 ff.; Bloch, S. 5; Stötzner, S. 79).

Den Traktat

1656, Oktober: „INSTRUMENTUM PACIS, oder Friedens-Articul, zwischen einem bösen Mann, und einer bösen Frauen"

findet man im Nachworte zum „Lucidor" angekündigt, das um den 24. Oktober 1656 geschrieben ward (vgl. Nr. 40, S. 292 f.). Im Herbst 1679 setzte ihn Anton Meno Schupp in den Leipziger Meßkatalog, und abermals kündigte er ihn 1690 im „Sabbath-Schänder" an; aber erschienen ist er nicht. Den Inhalt kann man sich ungefähr nach den humorvollen Worten im „Lucidor" denken (die Stelle ist zur Mitteilung in diesem Rahmen zu lang); er hätte den Verfasser als Seelsorger gezeigt (vgl. Moller, S. 803; Stötzner, S. 87).

In der Datierung von

7, Mai: **44.** „AMBROSII MELLILAMBII Sendschreiben etc.",

einem politischen Traktat, kann man Stötzner (S. 48 ff.) zustimmen. Der erste Druck erschien im selben Jahre in 12° (vgl. Moller, S. 799).

1657, . Juni: **45.** „Ein Holländisch **PRATGEN** etc."

ward dem Titel zufolge am 4. Sonntage nach Trinitatis 1657 gehalten, bezw. verfaßt. In diesem Jahre war der 20. Mai der Mittwoch nach Pfingsten, so daß also das Fest selber auf den 17. Mai und der 4. nach Trinitatis auf den 21. Juni fiel. Nach einem Briefe Schupps an Albinus vom August 1657 befand sich die Schrift damals unter der Presse. Einzelausgaben erschienen anonym 1657 und 1659, in 12° (vgl. Moller, S. 799; Reifferscheid, S. 961, 641; Stötzner, S. 48 ff.). Moller tadelt (in der „Isagoge etc." S. 150 des 1. Teiles) Schupps allzu große Parteinahme für die Schweden, für die er, wie aus dem Briefwechsel mit Albinus hervorgeht, eine Art politischen Agenten spielte. — Für Schupps Streit mit dem Ministerium ist auch von Bedeutung die

1657, ommer: **46.** „PUBLICA INVITATIO ad adornandum Memoriale biblicum; cui accessere Psalmus CLI. Davidi affictus, & Epistola ad Laodicenses, Paulo supposita; Hafniae. 1657. (in 12°)",

eine theologische Schrift, die in lateinischer Sprache geschrieben ist, weil sie sich an Akademiker wendet! Man nahm es ihm übel, daß

er Apokryphen drucken ließ. Die Schrift, welche für die Kenntnis von Schupps theologischen Ansichten von Bedeutung sein dürfte, nämlich für den Spielraum, den er innerhalb seiner Rechtgläubigkeit der Kritik einräumte, habe ich leider nicht erhalten können. Er selber äußert sich über sie in der „Ehrenrettung" (H, S. 627): „Ich habe einen einigen Bogen trucken lassen de adornando memoriali Biblico, und habe daran gehänget den hundert ein und fünftzigsten Psalm, welcher dem Könige David fälschlich zugeschrieben wird. Item die Epistolam ad Laodicenses. Dieses ist mir auch übel ausgedeutet worden. Ich habe aber diese keines weges für Canonische Schrifften ausgegeben, sondern habe damit sättigen wollen die Curiosität junger gelahrter Leute, welche an mich geschrieben, da sie vernommen haben, daß die Epistola ad Laodicenses sey auff der Bibliothek zu St. Jacob. Als hab ich ihnen geantwortet, ich hätte Copiam derselben unter Herrn D. Helvici sel. Sachen gefunden, welche ich gerne communicieren wolte: Sie würden aber sehen, daß der Stylus nicht gleich sey dem Stylo, welchen Paulus in seinen Epistolen führe" (vgl. ferner: Moller, S. 797; Bertheau, R. S. 72, B. S. 808, dessen Quelle über die Verhandlungen mit dem Ministerium um Michaelis 1657 ich nicht finden konnte); doch vergleiche man zur Sache unten S. 303 f.). — Den

1657, Mitte September / 4. Oktober:

47. „Freund in der Noth, Beschrieben / durch J. B. Schuppium, D., / Hamburg, / Gedruckt bey Christof Denler, / In Verlegung Zacharias Dosen, / Im Jahr 1657."

zu schreiben, ward Schupp veranlaßt, als sein Sohn Anton Meno nach Gießen auf die Universität ging. Es gälte zu erforschen, wann das war. Anton Meno ist Ende September 1637 geboren (vgl. oben S. 25 den Eintrag im Kirchenbuche), und es ist deshalb zunächst für damalige Verhältnisse unwahrscheinlich, daß er erst im 20. Lebensjahre seine Studien begonnen haben sollte. In der Tat schrieb Schupp am 10. März 1656 an Meno Hanneken, den Paten seines Ältesten, sie wollten ihre ungefähr gleichalterigen Söhne (Phil. Ludwig Hanneken ist am 5. Juni 1637 geboren) nach Pfingsten zusammen auf die Universität schicken. Hanneken ward aber bereits im März 1656 in Gießen immatrikuliert; der Name Schupp findet sich nicht. Erst unterm 24. Oktober 1657 sind die Brüder Anton Meno und Justus Burkhard Schupp in die Gießener Matrikel eingetragen. Meno Hanneken ist offenbar auf Schupps ausführliche Pläne nicht eingegangen, was diesen veranlaßte, seinen Ältesten so lange daheim zu behalten, bis dessen vier Jahre jüngerer Bruder mit auf die Universität ziehen konnte, um mit ihm gemeinsam die Studien zu betreiben. Wäre nämlich Hanneken nur bereits abgereist gewesen, so hätte Anton Meno Schupp hinter ihm herreisen können, um mit ihm zu studieren; offenbar hatte aber Hanneken andere Pläne. Woher Bertheau (B, S. 73)

den „16. August oder bald nachher" als Termin der Abfassung des Schriftchens nimmt, weiß ich nicht. Doch muß es am 4. Oktober des Jahres bereits im Druck vorgelegen haben, weil von diesem Tage Schmids Gegenschrift „De Reputatione Academica" datiert ist. Auch heißt es in „Gromio und Lagasso" (H Anh., S. 10): „Antenor schrieb seinen Söhnen diesen Freund in der Noth, und gab ihnen solchen mit auff den Weg, alß sie jetzund auff die Academie ziehen wolten." Über die älteste Ausgabe, deren Titel ich oben mitgeteilt habe, berichtet Mecklenburg, den Stötzner (S. 52 f.) übersehen hat. Sie findet sich auf der Berliner Universitäts- und der Hamburger Stadt-Bibliothek. Weitere Einzeldrucke erschienen: Hamburg 1657 und zwei verschiedene o. O. 1658, von denen einer mit dem von Moller genannten „Norimbergae. 1658. in 12°" identisch sein dürfte (vgl. Moller, S. 280, 799; Klewitz und Ebel, S. 25, 30; Reifferscheid, S. 954 f.; Strieder, V, 254; Theatrum Europaeum, VIII, S. 1 f., 44—50).

1657, ezember: 48. „Die Krancken Wärterin etc."

ist am zweiten Advent geschrieben. Da der 20. Mai dieses Jahres ein Mittwoch war, fiel der 25. Dezember auf einen Freitag, der 4. Advent auf den 20. und der 2. Advent auf den 6. Dezember. Einzelausgaben erschienen in Hamburg 1658 und Lübeck 1662, in 12°. Ein Exemplar der letzteren ist auf der Hamburger Stadtbibliothek vorhanden (vgl. Moller, S. 799; Stötzner, S. 55; Reifferscheid, S. 961; H, S. 425 und 428).

)ezember 49. **„Sieben böse Geister /**
657 / Welche heutiges Ta- / ges Knechte und Mägde / regiren und verführen. /
März Zur Abscheuung vorgestellet / Durch / J. B. Schuppium, D. / Mit unter-
658: schiedener Königen und / Potentaten Privilegien nicht nachzu- drucken / bey Straff der Confisca- / tion und zwölff Marck lötiges / Goldes. / HAMBURG / Gedruck [So!] bey / Georg Pappen / im Jahr 1658." (in 12°, ohne Paginierung).

Dies ist der Titel der auf der Bonner Universitäts-Bibliothek befindlichen ersten Ausgabe, die Stötzner nicht gehabt zu haben scheint. Dessen Angaben lassen sich ergänzen: Nach dem „Freund in der Noth" muß die Schrift verfaßt sein, weil sie neben anderen dem Oberalten Georg Schröttering gewidmet ist, der an dem Tage in sein Amt gewählt ward, an dem Schupp den „Freund i. d. N." verfaßte. Man kann noch weitergehen: Dem Titel zufolge muß Schupp bereits das vom 19. Dezember datierte und in der ersten Ausgabe des „Bücherdiebs" abgedruckte Privileg Karl Gustavs von Schweden gehabt haben. (Nach Reifferscheid, S. 641 f. bittet Schupp erst am 23. Dezember 1657 den König von Schweden um ein Privileg für seine Schriften. Der scheinbare Widerspruch läßt sich nur so erklären,

daß Schupps Brief nach dem gregorianischen Kalender datiert ist, obwohl Reifferscheid darüber nichts bemerkt, das Privileg dagegen nach dem julianischen.) Anderseits jedoch sind die „Sieben bösen Geister" vor dem „Bücherdieb" erschienen. Eine weitere Einzelausgabe ward in Hamburg 1659, in 12° gedruckt (vgl. Moller, S. 799; Stötzner, S. 53 ff.; Mecklenburg: „Wider Antenors Bücherdieb", H Anh., S. 120; Bertheau, B, S. 74, dem ich hier nicht nachkommen kann).

1657 / 1667: **50.** „Die Allmosen-Büchse etc."

erwähnt Schupp, wie Stötzner (S. 70 f.) nach Mollers Angabe (S. 801) richtig nachweist, bereits in „Sieben böse Geister" (H, S. 330 = F 1701, I, 315), als ob sie bereits geschrieben vorläge und nur noch auf den Druck warte. Stötzner bemerkt auch, daß Jost Burkhard Schupp seines Vaters Vorrede nur um einen Anfang und Schluß vermehrt hat. Er übersieht aber zweierlei: Die Vorrede beginnt: „Es sind beynahe acht Jahr verflossen, da Antenor, weyland der heiligen Schrifft und Göttlichen Weißheit Liebhaber ... diese Schrifft zu Papyr gebracht hat," und im Text sagt Schupp selber (H Zug, 16 = F 1701, II, 331): „Es hat diese gute Stadt innerhalb zehen Jahren also zugenommen an Häusern und Einwohnern, daß ich mich nicht genugsamb darüber verwundern kann." (Dasselbe wiederholt er H Zug. 31 = F 1701, II, 346.) Da Schupp am 6. Juli 1649 nach Hamburg kam (Reifferscheid, S. 951), und da keine frühere Ausgabe der Schrift als die in der „Zugab" von 1667 bekannt ist, weisen beide Angaben auf das Jahr 1659. Wir müssen demnach schließen, daß Schupp das erste Konzept von 1657 etwa zwei Jahre später zum Druck fertig machte, aber dann doch (wohl mit Rücksicht auf die Anfeindung) liegen ließ, wie er anderseits die „Corinna" nur zu seiner Rechtfertigung herausgab. Umgekehrt stützen diese beiden Angaben die Datierung der „Zugab", die Stötzner sehr wahrscheinlich gemacht hat, aber doch nicht so fest, daß sie nicht durch etwaige Entdeckungen umgestoßen werden könnte.

1658? Anfang der Passionszeit: **51.** „GOLGATHA etc."

Dieser geistliche Traktat bietet nur in der Einleitung (H, S. 449 f. = F 1701, I, 424 f.) einen Anhaltspunkt für die Datierung, wonach sie Stötzner (S. 56) in den Anfang der Passionszeit 1658 setzt. Doch wäre auch das Jahr 1659 nicht ausgeschlossen, in dem ja die litterarische Fehde noch in vollem Gange war. Bekannt ist nur ein Einzeldruck: Lübeck 1662, in 12°, der anonym erschien (vgl. Moller, S. 800).

1658, 14. März: **52** „Der / BÜCHER = DIEB / Gewarnet und ermahnet / Durch / J. B. Schuppium, D. Gedruckt im Jahr 1658." (in 12°, ohne Paginierung).

Weitere Einzeldrucke sind nicht bekannt; ein Exemplar dieses hat die Bonner Universitäts-Bibliothek. Das Datum steht unter der Widmung an den Frankfurter Buchhändler Hans Martin Pors, der im Jahre 1638 als Schupps Schüler die „EXERCITATIO PRIMA" hielt. In den Abdrucken, auch in **H**, ist es ausgefallen, in ihnen fehlt auch der Abdruck des Privilegs Karl Gustavs von Schweden für Schupp vom 19. Dezember 1657, das zur Datierung von „Sieben böse Geister" so gute Dienste tat. Die Bedeutung des unscheinbaren Schriftleins ist schon mehrfach gewürdigt worden (vgl. Moller, S. 799; Stötzner, S. 56 ff., wo man die übrige Litteratur verzeichnet findet).

8,17. Febr. **53.** „Der Teutsche Lehr-Meister etc."
r. August (1667): ward bald nach dem Frieden von Roeskilde, der am 17./27. Februar geschlossen ward, und vor Wiederausbruch des Krieges niedergeschrieben (vgl. Carlson, Geschichte Schwedens, IV, S. 274, 311), aber erst von Jost Burkhard Schupp in der „Zugab" veröffentlicht. Wenigstens ist keine Einzelausgabe bekannt. Seine Bedeutung wird von Stötzner (S. 72 f.) gewürdigt; auch hat er ihn später als Neudruck herausgegeben (vgl. unten S. 308 f.). — Mit der

1658, Dezember: **54.** „RELATION auß dem PARNASSO etc."
und dem

Dezember: **55.** „Calender etc.",

welche ihr Datum von des Verfassers Hand tragen und 1658, bezw. 1659 bei Joh. Bismarck in Wolfenbüttel gedruckt wurden, beginnen Schupps Streitschriften, in denen er mehr als sonst von sich selber zu reden genötigt war und seine Gegner mit der scharfen Lauge seiner Satire wäscht. Von der „RELATION" gibt es auch einen Druck: Altona 1659 in 12° (Fördens, S. 680). Exemplare der Editio princeps finden sich von beiden Schriften auf der Hamburger Stadt-Bibliothek, von der „RELATION" allein (23 Seiten) auf der Marburger Universitäts-Bibliothek, vom „Calender" allein auf der Großherzogl. Hof-Bibliothek zu Darmstadt. Das Format der beiden letzteren ist klein 8°, indes Moller (S. 800) das beider Schriften als 12° bezeichnet. Stötzner (S. 58 f.), auf den ich im übrigen verweisen kann, sagt darüber nichts, und Strieder (S. 58 f.) schöpft aus Moller.

Die Reihenfolge der übrigen im Druck erschienenen **Streitschriften**, die ich zusammen behandeln möchte, verhält sich etwas anders, als Stötzner (S. 59 ff.) annimmt; sie ist nämlich folgende:

), Anfang: **56.** „Erste und Eylfertige **Antwort** Auff M. Bernhard Schmids DISCURS ... Altena 1659".
(in 12°; in kl. 8° auf der Großh. HofBibliothek zu Darmstadt.)

der Oster-messe: **57.** „Eilfertiges **Sendschreiben** An den Calenderschreiber zu Leipzig. Altena 1659". (in 12°; in kl. 8° auf der Großh. Hof-Bibliothek zu Darmstadt.

zwischen 19. Januar und der Ostermesse: **58.** „Teutscher LUCIANUS. / Gedruckt Im Jahr 1659." (o. O. 24 Blatt in 8°).
„Teutscher LUCIA- / NUS. Gedruckt im Jahr 1659." (o. O. 3 Bogen in 8°.) (Beide Exemplare sind auf der Königlich. Bibliothek in Berlin, ein Exemplar o. O. 1659 in kl. 8° auf der Großh. Hof-Bibliothek zu Darmstadt vorhanden.)

1659, zuletzt: **59.** „Abgenöthigte / **Ehren-Rettung** / Joh. Balth. Schuppii, / der Heil. Schrifft Doctoris und / Predigers zu S. Jacob in / Hamburg. / Leipzig, / bey Johann Barthol. Oehlern, Buchhändl. / Im Jahr / MDCLX." [Den Titel gebe ich nach Mecklenburg, S. 348; das Format ist nach Moller (S. 800) 12°; ein Exemplar in kl. 8° befindet sich auf der Großh. Hof-Bibliothek zu Darmstadt.]

Letztere setzt Bertheau (B, S. 75) nach 25. Juli an und bemerkt, daß der vom 10. Januar datierte Brief an Pastor Riese in Augsburg nur einen Anhang zu der später verfaßten „Ehrenrettung" darstelle. Für ersteres habe ich keine Anhaltspunkte; aber daß die „Ehrenrettung" die letzte Streitschrift ist, geht aus Schupps eigenen Worten (**H**, S. 623) hervor: Der Rat hatte ihm mitteilen lassen, daß er die satirischen Streitschriften nicht billige. Er könne jedoch, meint Schupp, nichts dagegen haben, daß er in einer rein sachlich gehaltenen Schrift seine Ehre verteidige. Die drei erstgenannten Streitschriften sind aber Satiren. Er hatte noch mehr solcher geplant und in der „Antwort an Schmid" angekündigt (**H**, S. 807): „Der Leser wolle von mir in kurtzer Zeit erwarten meine Citation, II. den verthädigten Fabulhansen. III. die Prüfung des Geistes Nectarii Butyrolambii. IV. Ambassadeur Zipphusium, darinn M. Bernhard Schmidten, der Text wird gelesen werden". Allein auf den Rat und Wunsch „vornehmer Leute" (der Ratsmitglieder) hat er sie aufgegeben, und die „Ehrenrettung" ist ein Ersatz für sie (vgl. „Ehrenrettung", **H**, S. 636). Dagegen spricht nicht der Umstand, daß in der „Ehrenrettung" der Magister Schmid nicht erwähnt wird (Stötzner, S. 60). Ein argumentum e silentio steht ja immer auf schwachen Füßen; hier aber ist es gar nicht angebracht: Gerade wenn Schupp dem Schmid bereits geantwortet hatte, brauchte er seiner hier nicht mehr zu gedenken, zumal „Magister Bernd" zwar von Hamburg aus aufgestachelt war, aber mit dem Pasquill des „Butyrolambius" nichts zu tun hatte. Nur mit dessen Verleumdungen will Schupp Abrechnung halten (vgl. Zuschrift der „Ehrenrettung", **H**, S. 624). Endlich erschien die „Ehrenrettung" erst 1660 im Druck, während die anderen Streitschriften Schupps bereits im Jahre 1659 veröffentlicht wurden.

Ganz in den Anfang des Jahres 1659 fällt die „Antwort an Schmid": Schupp hat mit „Butyrolambius" noch nicht abgerechnet (**H**, S. 786, 790: „Ich bin noch in der Arbeit, dem Nectario Butyrolambio das Maul zu stopffen, und seine Pasquill zu beantworten, so kompt da M. Bernhard von Dreßden, Studiosus inconsideratus,

und will auch Kugeln mit mir wechseln") und kündigt eine Schrift gegen ihn an („Prüfung des Geistes Nect. Butyrol."), die er in der „Ehrenrettung" aufgegeben hat, und für welche diese ein Ersatz ist (H, S. 807, 636).

Der „Antwort an Schmid" folgte das „Sendschreiben an den Calenderschreiber". In jener äußerte Schupp, er warte auf die Antwort (Entgegnung) des Calenderschreibers, — natürlich auf seinen „Calender" (H, S. 807). Allein er entschloß sich alsdann dahin, diesem Angriffe zuvorzukommen. Unter anderem hatte ihn dazu ein Brief aus Augsburg veranlaßt, der offenbar von dem dortigen Pastor Riese kam, dem er am 10. Januar (19. ist Druckfehler in H; vgl. F 1701, I, 648 und Berthean, B, S. 75) geschrieben und um Verteidigung gegen die Verleumdungen des „Butyrolambius" gebeten hatte (H, S. 617, 685 ff.). Was Stötzner (S. 62) für die Priorität des „Sendschreibens" anführt (die Drohungen gegen Schmid), ist nicht auf das zu beziehen, was ausdrücklich als „Erste und eylfertige Antwort" bezeichnet wird, sondern auf die in Aussicht gestellte gründliche Widerlegung, den „Ambassadeur Zipphusium, darinn M. Bernhard Schmid der Text wird gelesen werden" (H, S. 807; vgl. auch S. 606: „Ich will ein Exempel statuiren am M. Bernd Schmidt, daß sich ein ander junger Rappschnabel daran stossen soll" und H, S. 797 f.: „Ich hab euch [Schmid] diesen Abend kürtzlich geantwortet auff die Praefation ewres weisen discursus. Wann ich geliebts Gott auff den discurs selbst antworten werde, so wird es euch vielleicht ergehen wie jenem Schwaben ..... Au, au, wie hat Meischter Hanß so wol gewuscht, wo mir das Hertz sitze"). Die Ansetzung vor der Ostermesse veranlaßt die Widmung an Jost Bandt, der das Traktätlein mit in die Leipziger Messe nehmen soll (H, S. 603).

Die Zeit, innerhalb deren der „Teutsche Lucianus" geschrieben sein muß, ist fest umgrenzt: In der Zuschrift gedenkt Schupp der Verwundung des Landgrafen Friedrich von Hessen-Homburg (mit dem silbernen Bein), dem im schwedischen Kriegsdienst eine Kanonenkugel das Pferd erschlagen und ein Bein abgerissen hatte, so daß nach Hamburg das Gerücht gedrungen war, er sei tot. Das war am 19./29. Januar 1659 (vgl. Allgemeine Deutsche Biographie, VII, 520 ff.). Die Grenze nach unten ergibt sich aus den Worten: „Ich höre, daß mein hochgeehrter Simplicius Christianus in die Leipziger Meß reisen wolle ..." (H, S. 820). Doch halte ich dafür, daß der „Lucianus" die „Antwort an Schmid" und das „Sendschreiben an den Calenderschreiber" bereits voraussetze, weil Schupp es schon müd geworden zu sein scheint, gegen sie zu schreiben, und sich nur noch dann mit ihnen beschäftigen will, wenn er Muse hat (H, S. 823): „Ich achte Butyrolambium, M. Bernd zu Dreßden, den Calender-Schreiber zu

Leipzig, und andere Lemmel viel zu gering, daß ich umb ihrentwillen, meine ordentliche Arbeit versäumen soll. Allein wann mir GOtt einmal einen frölichen Tag beschert, daß ich zu einer Hochzeit oder einer andern Gasterey geladen werde, werde ich immerdar an solche Lemmel gedencken, und werde sehen, daß immerdar einer etwas wo nicht alsbald in Schrifften, iedoch in Gedancken, so in Schrifften kommen sollen, von mir bekomme . . . biß gantz Teutschland bezeugen könne, daß Butyrolambius, M. Bernd und ihr Anhang solcher Stöß genugsam bekommen haben, welche sie gesucht, und auff ihre Schultern gewünscht oder verdienet haben."

Mehrere Streitschriften, die Schupp bereits in Arbeit hatte, sind, wie man nach den Worten in der „Ehrenrettung" schließen muß, mit Rücksicht auf den Wunsch des Rates überhaupt nicht erschienen. Stötzner ist in diesem Punkte nicht ganz verständlich: Er nennt zunächst nur die

„Prüfung des Geistes Nectarii Butyrolambii"

(S. 59), die Schupp am 14. Dezember 1658 in der „RELATION auß dem PARNASSO" und in der „Antwort an Schmid" zu Beginn des Jahres 1659 ankündigte. Die Stellen sind (H, S. 566): „Butyrolambius lasse sich die Zeit nicht lang werden, ich wil ihm sein Paßquill von Puncte zu Puncten beantworten, und hernach die erbare Welt urtheilen lassen, welches Geistes Kind er sey . . . Es were die Antwort längst fertig, usw." (H, S. 572): „Antenor ist Mannes genung dem Butyrolambio zu antworten [sagt Merkur]. Ich hab ein Concept gesehen, welches genennet wird Prüfung des Geistes Nectarii Butyrolambii, darinn Antenors Unschuld genugsam wird an Tag gegeben werden." (H, S. 807 ist bereits oben S. 300 angeführt. Vgl. auch „Calender", H, S. 591 und 598.) Die Worte in der „Ehrenrettung" hingegen, die Stötzner auch als Ankündigung auffaßt, können ohne Zwang nur so verstanden werden, daß Schupp die bereits verfaßte Schrift nicht herausgeben wolle (H, S. 636): „Nun kan ich meines Ampts und meiner Ehrlichen Familien halben, solche Dinge nicht auff mir ersitzen lassen, sondern habe mich nothwendig resolviren müssen, das Paßquill gründlich zu beantworten in einem Tractat, genant, **Prüfung des Geistes** Nectarii Butyrolambii. Wiewohl vornehme Leute an mich begehret, ich solte umb gemeinen Friedens willen, es mit Stillschweigen verachten, und denselben Tractat zurücklassen, So ist doch bekant, daß dieser Butyrolambius mir fürwirfft . . ." — Die Schrift

„Der verthädigte Fabulhans"

erwähnt Stötzner (S. 80) in anderem Zusammenhang; sie gehört jedoch zunächst hierher. Schupp kündigte sie zuerst in der „Antwort

an Schmid" (H, S. 807, schon mehrfach erwähnt) und im „Sendschreiben an den Calenderschreiber" (H, S. 607), hier als bereits verfaßt und dem Nürnberger Theologen Dilherr, der Schiedsmann sein solle, gewidmet an. Später schweigt er über sie, und sie erschien nicht; denn der „Fabul-Hauß" der „Lehrreichen Schrifften" stammt nicht von ihm. Übersehen wurde bis jetzt ganz die in der „Antwort an Schmid" (H, S. 807) in Aussicht gestellte Streitschrift

„Meine Citation".

Gemeint ist natürlich seine Vorladung vor das Ministerium samt den dort gepflogenen Unterhandlungen. Der Inhalt dürfte wohl eine weitere Ausführung von Punkten gewesen sein, die in der „RELATION" und im „Calender" nur gestreift werden. Das kann man aus der „Hochnothwendigen Erinnerung und Bitte" des Ministeriums an den Rat vom 27. Januar 1659 schließen. Es heißt dort unter anderem: „. . . dennoch haben wir mit Schmerz und Betrübniß vernehmen müssen, welchergestalt er [Schupp] neulicher Zeit eine Relation aus dem Parnasse, desgleichen einen Calender . . . an Tag gegeben . . . Was wir mit ihm in unsern Convent geredet, wird darinne öffentlich wiederholet; insonderheit wird den Spöttern ins Maul gegeben und wiederholet, was von lausichten Capellänen hiebevor geredet worden. Unsere Contradictiones, darinnen wir seiner ärgerlichen Lehrart widersprechen, werden darinne dem Teuffel zugeschrieben . . . Ja er dräuet darinen noch mehr Schriften herauszugeben, und seine Meynung von Fabeln darin zu behaupten" (Ziegra, S. 315 f.). Die erste Vorladung fand nach Bertheau (B, S. 72 f.) um Michaelis 1657 statt. Nach dem Berichte des Seniors Müller über diese Verhandlung, der sich in den Akten des Ministeriums findet, verlangte man von ihm, er solle: 1. keine theologischen Schriften unter falschem Namen, 2. keine Apokryphen drucken lassen, 3. seine Schriften dem Senior zur Zensur vorlegen und 4. nicht Fabeln, Scherze und lächerliche Geschichten unter Aussprüchen der heiligen Schrift anführen. Allein Schupp habe sich nur die beiden ersten dieser Forderungen gefallen lassen. — Doch könnte immerhin auch eine der Verhandlungen, die im Januar und Februar 1658 stattfanden, gemeint sein, die jedoch ohne Ausnahme resultatlos verliefen, weil Schupp zuvor die Vorlegung der Antworten der theologischen Fakultäten verlangte, die man ihm beharrlich verweigerte. (Bertheau, B, S. 73 f.) — Schade, daß diese „Citation" nicht erschienen ist, die doch auch einmal von der anderen Seite etwas Licht in diese trüben Verhältnisse brächte. Aus Briefen Schupps an Herzog August d. J. von Braunschweig-Wolfenbüttel, die Otto Lerche kürzlich im 8. Ergänzungshefte des „Euphorion" (S. 16 ff.) veröffentlicht hat, und die ich durch die Güte des Herausgebers in der Korrektur einsehen

konnte, geht über den Streit noch folgendes hervor: Die erste Verhandlung im Ministerium über Schupps Schriften fand am 22. September 1657 statt. In ihr muß sich Schupp zu seiner Verteidigung auf Joh. Val. Andreä berufen haben, speziell auf dessen „Menippus"; aber er kam damit übel an: Die Hamburger Geistlichen verketzerten auch Andreä. Im Mai oder Anfang des Juni 1658 hatten es Schupps Feinde dahin gebracht, daß der Hamburger Rat, der sich in dem Streite sonst so besonnen zeigt, einfach befahl, Schupp solle in Hamburg nichts mehr drucken lassen. Er dachte wohl, sich selber auf diese Weise Unannehmlichkeiten vom Leibe zu halten. Im übrigen verweise ich auf die Briefe selbst, auf die ich im Verlaufe meiner Beiträge noch zurückkommen werde.

Der in der „Antwort an Schmid" (H, S. 807) angekündigte

„Ambassadeur Zipphusius (Vom Schulwesen)"

findet sich wohl in den „Lehrreichen Schrifften", aber er trägt nicht den Charakter einer Streitschrift. (Siehe unten Nr. 65.)

1659 ? **60.** „Der geplagte Hiob ..... Nürnberg 1659"
(in 12^0, vorhanden auf der Hamburger Stadtbibliothek, und o. O. 1660 in 12^0 [Moller, S. 800])

wird von Stötzner (S. 64 f.) besprochen und wegen Nichterwähnung in der litterarischen Fehde in das Jahr 1659 gesetzt. Seine Beweise sind allerdings nicht bindend; denn die Stelle: „... Diese Person machte mir mehr zu thun als viel Gelehrten auff Universitäten, welche mir in einer andern occasion opponirt haben" (H, S. 134), läßt sich nicht nur durch die Gutachten der theologischen Fakultäten vom Januar 1658 erklären, zumal sie Schupp gar nicht vorgelegt wurden (Berthean, B, S. 73), sondern ebenso gut durch das Stötzner noch nicht bekannte Disziplinarverfahren vom 4. Januar 1645 in Marburg (Diehl, Beiträge, S. 309 ff.); und die Entschuldigung: „Es ist mehr eine Oratorische oder Poetische als Theologische Schrifft ..." (H, S. 134 f.), hat ihre Parallele in der Nachschrift des „Salomo": „Ich weiß zwar wol daß viel Naseweise Judicia von dieser Art zu schreiben gefället werden ..." (H, S. 128). Allein Bertheaus Gegengründe in der neuen Auflage der theologischen Realenzyklopädie (S. 808 f.), daß der „Hiob" bereits in den Verhandlungen des Ministeriums um Michaelis 1657 erwähnt werde, kann ich nicht nachprüfen, weil mir die Quelle für diese Angabe nicht zur Verfügung steht; und anderseits ist kein Druck dieser Schrift vor vor 1659 bekannt.

Der von Schupp geplante und im Vorworte des „Hiob" (H, S. 135) versprochene, aber vielleicht nie geschriebene

„Getröstete Hiob"

ist nicht erschienen und findet sonst nirgends Erwähnung (vgl. Moller, S. 803).

Zwei geistliche Schriften Schupps blieben offenbar infolge der Streitigkeiten zu seinen Lebzeiten unveröffentlicht; deshalb habe ich sie nach den Streitschriften angeordnet, zumal ihre Datierung durch andere Schriften nicht gestützt wird:

657, 61. „Der Hauptmann von Capernaum,
.August/ Das ist: Ein Gottesfürchtiger Kriegs-Mann Vorgestellet Allen Kriegs
3. Febr. Officiern und Soldaten, Entworffen von Philandern Weyland einem
660: Liebhaber GOttes und des Nechsten, Nunmehr auff unterschiedliches Anhalten zum Druck befordert Durch J. B. Philandersohn. o. O. 1666." (8°.)

Stötzner hat Recht, wenn er (S. 74) den Tod Karls X. Gustav von Schweden als terminus ad quem für die Abfassung des Traktates annimmt. Wir dürfen jedoch, denke ich, in der Zeit noch etwas hinaufgehen: Der Eingang (H Zug. S. 251) setzt die Zerstörung von Itzehoe vom 10./20. August 1657 voraus, und nach Seite 286 schreibt Schupp „wenige Zeit" danach); man muß deshalb bei den Worten: „in dem letzteren Schwedischen und Polnischen Krieg" (S. 273) nicht mit Stötzner an die Zeit nach dem Frieden von Roeskilde (17./27. Februar 1658) denken, der ja doch den dänischen Krieg beendete. Doch mag Schupp später noch mancherlei zugefügt haben. Vielleicht hat es auch sein Sohn Jost Burkhard getan, der, wie der Titel ausweist, die Schrift herausgab. Ein Exemplar des Einzeldruckes steht auf der Marburger Universitäts-Bibliothek. Indem ich im übrigen auf Stötzner verweise, möchte ich nicht verfehlen, auf die inhaltlichen Berührungen mit der am 2. Advent 1657 verfaßten „Krancken Wärterin" aufmerksam zu machen. Es findet sich im „Hauptmann" sogar ein direkter Hinweis auf den Spätsommer 1657. Da heißt es (H Zug, S. 279 f.): „Es wurde jüngst, sagte Philander weiter, deliberiret von eines ehrlichen Mannes Sohn, ob es besser sey, daß er ein Jurist werde, oder daß er in Cavalier-Stand trette, und sich mit dem Degen nähre? Ich antwortete, wann er GOtt wolle vor Augen haben, und in des Hauptmanns von Capernaum Fußstapffen tretten, so rathe ich ihm, daß er die Generalia in Jure begreiffe, . . . hernach sich befleissige, daß er ein guter Ingineur und Feuerwercker werde, cognitionem Historiarum & Oratoriae bekomme, und alßdann in den Krieg gehe. Denn ....." Gemeint ist ohne Zweifel Jost Burkhard Schupp, der mit seinem Bruder im Herbste 1657 nach Gießen auf die Universität zog und in späteren Jahren als Auditeur in holländischen Diensten stand, 1679 hingegen als hessischer Fähnrich bei der Marburger Schoß-Kompagnie vorkommt. (Vgl. oben Nr. 47; Strieder, XIV, S. 49 f.; Friedr. Ferd. Carlson, Geschichte Schwedens, Bd. IV, S. 246, 274, 351; Moller, S. 800)

1658, Herbst / ? **62.** „Der Ninivitische / **Buß-Spiegel,** / Auß der Wunder-Geschicht des / Propheten JONÆ vorgestellt, / durch / ANTENORN, / einen Liebhabern des / WORTES GOTTES." [399 Seiten in 8°, auf der Universitäts-Bibliothek zu Gießen; ebenfalls o. O. u. J., 298 Seiten in 8°, auf der Universitäts-Bibliothek zu Königsberg i. Pr.]

wird durch seinen Eingang zeitlich ziemlich genau bestimmt. Da ist die Rede von dem „Krieg in Cimbrien" und von der Verfolgung, die über Antenor hereingebrochen sei: „Es stürmten die rauhen Unglückswinde von allen Ecken auf ihn zu. Viel böse Leute meditirten nur darauf, wie sie ihm alles Leid anthun und ihn gantz ruiniren möchten." (S. 1 und 2.) — Über die erste Ausgabe herrscht eine unnötige Verwirrung: Die da sagen, er sei zuerst 1693 gedruckt worden, haben wieder einmal Moller (S. 801) falsch verstanden; der sagt nämlich, er sei zuerst „sine mentione loci & anni in 8." erschienen, dann aber 1693 in Hamburg durch D. Joh. Frid. Mayer (in 8°) wieder aufgelegt worden. Da er in **H** Anh. und **H** Zug. (und zwar sowohl in der Hanauer von 1667 als auch in der Frankfurter von 1668) keine Aufnahme fand, sondern zuerst in der Ausgabe von 1684 mitgedruckt ward, darf man mit Bestimmtheit annehmen, daß er in der Zwischenzeit herauskam und den Exemplaren der Hanauer Ausgabe, die ihn am Ende enthalten, nachträglich angebunden ward. Auch den späteren Ausgaben ward er nur angebunden, und zwar auch nur einem Teile der Exemplare. Nur **F** 1684 und **F** 1719, II haben ihn mitgedruckt. Woher Goedeke weiß, daß er 1669 zu Hamburg und Frankfurt in 12° gedruckt sei, vermag ich nicht zu sagen. Er müßte sich denn gerade auf Georgis Bücher-Lexicon (IV. Teil, S. 70) stützen, welches sagt, er sei 1669 bei Wust in Frankfurt und bei Hertel in Hamburg in 8° (!) erschienen. Doch sind dessen Angaben so lückenhaft und in einigen Punkten direkt falsch, daß ich ihnen kein Vertrauen entgegenbringen kann. — Was den Inhalt anlangt, so kann derselbe nicht (wie Baur [Pr. S. 10] meint) identisch sein mit den in der Nachschrift zu „Gedenck daran Hamburg" (**H**, S. 217) erwähnten Predigten über den Propheten Jonas, da diese (wie bereits Moller richtig bemerkt) ja im Jahre 1658 bereits gestohlen waren (vgl. Stötzner, S. 74 f.).

1659, Januar / 1660, 16. Juni: **63.** „CORINNA, Die Erbare vñ scheinheilige Hure . . . Leipzig 1660." (164 S. in 8°)

wird als handschriftlich vorhanden bereits in der „Hochnothwendigen Erinnerung und Bitte" des Ministeriums an den Rat vom 27. Januar 1659 erwähnt (Ziegra, S. 304). Das war natürlich nur der erste Teil, der Schupp gestohlen worden war. Zwei unerlaubte Drucke desselben erschienen „Ninive 1660" (in 8° oder in 12°?), deren einer

sich auf der Königl. Bibliothek zu Berlin befindet; desgleichen einer auf der Großh. Hof-Bibliothek zu Darmstadt. Dadurch ward der Verfasser veranlaßt, die ganze Schrift selber herauszugeben. In der vom 16. (nicht 6., wie Stötzner sagt) Juni datierten Zuschrift äußert er sich eingehend über die etliche Jahre zurückliegende Veranlassung, erste Niederschrift usw. Der zweite Teil ist offenbar nachträglich überarbeitet, bezw. erweitert, besonders von Seite 494 (in H) an, wo Schupp berichtet, wie es ihm erging, als er die „CORINNA" zum ersten Male wollte drucken lassen. Daß diese Schrift vom künstlerischen Gesichtspunkte aus die wertvollste ist, haben bereits andere bemerkt; doch darf man nicht sagen (wie ich das in irgend einer Litteraturgeschichte gelesen habe), daß Schupp nur um ihretwillen in die Litteraturgeschichte gehöre. Ein Exemplar der Editio princeps ist auf der Kgl. Bibliothek zu Berlin und der Hamburger Stadtbibliothek erhalten. (Vgl. Moller, S. 800; Stötzner, S. 66 f., der sich auf S. 81 in der Datierung selber widerspricht; Bertheau, B, S. 76.)

Über die

1661: **64.** „Einfältige Erklärung der Litaney etc."

welche anonym in Lübeck 1661 (in 12^0) erschien und „den Kindern, Knechten, Mägden, und andern einfältigen gemeinen Leuten im Kirchspiel zu S. Jacob in Hamburg, zum Neuen Jahre mitgetheilet" ist, vergleiche man Moller (S. 800) und Stötzner (S. 65 f.). Zur Datierung kann auch das Wort (H, S. 911): „Ich bin nun ein halb 100. Jahr alt . . ." dienen, das ebenfalls auf das Jahr 1660 weist.

Den

1660: **65.** „Ambassadeur Zipphusius (Vom Schulwesen)"

kündigte Schupp, wie bereits bemerkt im Frühjahre 1659 in der „Antwort an Schmid" (H, S. 795, 807) als Streitschrift an; die „Ehrenrettung" war jedoch sein letztes Wort gegen seine Widersacher. Was er sonst noch von der Art geschrieben hatte, unterdrückte er um des Friedens willen, wie man in der „Ehrenrettung" selbst (vgl. oben S. 300) und im Nachworte zum „Unterrichteten Studenten" liest (H Zug. S. 459). Nichtsdestoweniger wollte er seine Ansichten vom Schulwesen einmal im Zusammenhange darstellen. Was davon bereits im Manuskripte vorlag, können wir nicht wissen; jedenfalls ließ Schupp, als er in den letzten Monaten des Jahres 1660 die Schrift für den Druck fertig machte, alle persönliche Polemik weg und hielt sich nur an die Sache. Vermutlich hat nur seine letzte Krankheit die Herausgabe verhindert, die nachher durch seinen Sohn Jost Burkhard in der Hanauer „Zugab" erfolgte. (Vgl. Stötzner, S. 76 ff. und den von diesem besorgten Neudruck, S. 4 ff.)

Daß sich Schupp wissentlich an der Schmähschrift

„Die ungetrewe / Margarethe Brahe ... 1661"

beteiligt haben sollte (vgl. Lühmann, S. 67 f.), kann ich nimmermehr glauben und rechne darin auf die Zustimmung aller, die ihn kennen. Sein lauterer Charakter und seine Offenherzigkeit ließen ihn wohl anderen die Wahrheit ins Gesicht sagen, wie man das z. B. in der Vorrede zur „CORINNA" (H, S. 465 ff.) lesen kann; allein einer so gemeinen Handlung war der Mann nicht fähig. Einzig das wäre denkbar, daß der durch den Korb gefallene Liebhaber Äußerungen, die Schupp in der Privatkorrespondenz getan haben mochte, für seine Schmähschrift ausgeschlachtet hätte. Deshalb darf man diese aber auch nicht von ferne neben Schupps Schriften stellen.

Über zwei Schriften Schupps, die erst nach seinem Tode erschienen, vermochte ich mir keine eigene Ansicht zu bilden, weil sie mir nicht zugänglich waren:

1679: 66. „Evangelisches Spruch- und Gebet-Büchlein. Franckfurt 1679." (in 8°),

das auch Moller (S. 800) nur nach einem Kataloge zitiert, und

1697: 67. „Rolle und Register der Laster und Sünden, so wieder ein jedes Gebot GOttes begangen, und guten theils von dem gemeinen Haufen nicht für Sünde und Unrecht geachtet werden; nebst einem Vorberichte von der Erbsünde. Hamburg 1697." (in 8°).

Moller (S. 800 f.) hält Anton Meno Schupp für den Herausgeber, weil er die Schrift in der Vorrede des „Sabbath-Schänders" ankündigt. (Vgl. auch Baur, Pr. S. 36 ff.; Stötzner, S. 79.)

Als

Neudrucke

sind bis jetzt nur drei Schriften Schupps erschienen, nämlich:

1. Der „Freund in der Noth",
herausgegeben von Wilhelm Braune als Nr. 9 der „Neudrucke deutscher Litteraturwerke des XVI. und XVII. Jahrhunderts, Halle a/S. Max Niemeyer. 1878."

Leider hat Braune nicht die erste Ausgabe gehabt. Als er sie jedoch fand, hat er durch Benno Mecklenburg seine Einleitung durch einen Artikel im „Archiv für Literaturgeschichte" berichtigen lassen.

2. „Der Teutsche Lehrmeister"
und
3. „Ambassadeur Zipphusius (Vom Schulwesen)"

erschienen als Nr. III, bezw. Nr. VII der „Neudrucke pädagogischer Schriften. Herausgegeben von Albert Richter", beide „mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Paul Stötzner. Leipzig 1891". —

Die Einleitungen haben einen bleibenden Wert, indes die kurze Biographie im „Teutschen Lehrmeister“ infolge der neueren Arbeiten über Schupp veraltet ist.

4. „Gedenck daran Hamburg“

ward nach dem Hamburger Brande 1842 in Berlin (in 8°) neu aufgelegt.

Proben aus Schriften von Schupp sind vielfach gegeben worden; z. B. von Wackernagel in seinem „Deutschen Lesebuch“: 1. „Gedenck daran Hamburg“; 2. „Eilfertiges Sendschreiben an den Calender-Schreiber“; 3. „Aus der Dissertation von der Kunst reich zu werden“ (deren Übersetzung bekanntlich nicht von Schupp stammt); 4. „Der teutsche Lehrmeister“; sämtlich Abdrucke aus H, bezw. H Zug. — Oelze gibt in einem Anhange Schupps Predigt „Gedenck daran Hamburg“ wieder. — Eine Probe aus der „Kunst reich zu werden“ nach der Ausgabe F 1684 bietet Bobertag im 32. Bande von Jos. Kürschners „Deutscher Nationalliteratur“, S. XXI ff. — Die mannigfachen Proben, welche Bischoff auf S. 185 ff. abdruckt, sind leider nicht zum besten ausgewählt.

d) Schriften wider und für Schupp

verdienen natürlich ebenfalls Berücksichtigung, wenn man seine Persönlichkeit recht würdigen will. Einige sind bereits unter den Urkunden und Briefen genannt worden; andere stehen in den „Lehrreichen Schrifften“ oder haben Gegenschriften vonseiten Schupps hervorgerufen, die durch jene erst ganz verständlich werden. Die älteste Schmähschrift ist

658, März / ezember: 1. „Der / **Bücher-Dieb** / ANTENORS, / Entpfangen und wider abgeferti- / get durch Nectarium Butyrolam- / binm Ambros. Mellilambii / Consobrinum, der Artzney-Kunst / Liebhabern. / Gedruckt zu Amsterdamm / bey / Pieter Jansoon (in 12°).

Die Schrift, deren Titel ich nach dem auf der Bonner Universitäts-Bibliothek befindlichen Exemplar gebe, nimmt Schupps „Bücherdieb“ zum Ausgangspunkte für gehässige Verleumdungen, auf die dieser in der „Relation aus dem Parnaß“. erstmalig antwortet; das sind die beiden Grenzpunkte für die Datierung. Vielleicht läßt sich die Abfassungszeit noch näher bestimmen: In der Schrift wird einer Predigt Schupps vom 19. März gedacht (H Anh., S. 125) und ein am 25. März, Mariä Verkündigung, stattgehabtes Ereignis erwähnt (H Anh., S. 124). Nach dem Zusammenhange kann nur das Jahr 1658 gemeint sein. Anderseits ist gegen Ende des Pasquills (H Anh., S. 127) von dem „Zukünfftigen Röm. Keyser“ (Leopold I.) die Rede, der am 8./18. Juli dieses Jahres zu Frankfurt gewählt

ward. Es könnte allerdings sein, daß an dieser Stelle früher gesprochene Worte Schupps zitiert werden. Immerhin ist die Abfassung früh anzusetzen, da die Schrift vor 14./20. Dezember bereits in 2. Auflage erschienen und Schupp durch die Post zugesandt worden war, wie er selber im „Calender" (H, S. 605 = F 1701, I, 566) berichtet; jedoch nicht unfrankiert, wie Bloch (S. 26) meint. Nach einer handschriftlichen Chronik hat Schupp die Schrift des „Butyrolambius" am 31. Oktober mit auf die Kanzel gebracht und sich vor seiner Gemeinde über die ihm gewordene Behandlung beklagt. Den Titel der anderen Ausgabe, der im Wortlaut, nur nicht in Orthographie und Abtrennung der Zeilen mit dem obigen übereinstimmt, bietet Mecklenburg (S. 347) nach dem Exemplar auf der Berliner Universitäts-Bibliothek. (Auch die Großherzogliche Hofbibliothek zu Darmstadt hat einen Einzeldruck „Amsterdamm. o. J.") Es wird sich wohl kaum entscheiden lassen, welcher von beiden die Priorität zuzuerkennen ist. Jedenfalls schwebt Bertheaus leicht hingeworfene Behauptung (B, S. 75), in Berlin befinde sich wahrscheinlich ein Exemplar des ersten Druckes, vollkommen in der Luft. Ich habe Schupps Zitate in der „Ehrenrettung", die er nach der ersten Ausgabe anführt, mit dem Bonner Exemplar verglichen und die Seitenzahlen übereinstimmend gefunden, wage aber trotzdem keine Entscheidung, weil ich nicht beide Exemplare miteinander verglichen habe. Die Sache ist recht belanglos; aber man sollte nicht solche Vermutungen aufstellen und auch noch drucken lassen! Das Exemplar auf der Bonner Universitäts-Bibliothek umfaßt (ebenso wie das Berliner) fünf Bogen, d. h. Titel und 58 paginierte Seiten. Seite 1—46 haben dieselben großen Lettern wie die Zuschrift der oben (S. 297 f.) genannten „Sieben bösen Geister", von S. 47 an sind die Lettern kleiner und auf den letzten anderthalb Seiten ganz klein (offenbar, damit der Bogen nicht überschritten werde). Die Verschiedenheit des Satzes hat den Buchbinder verwirrt, so daß er den „Bücherdieb Antenors" mitten in die Schrift seines Gegners hineingebunden hat. Diese ist voller Anzüglichkeiten: Nicht nur daß Nectarius Butyrolambius das Gegenstück zu Ambrosius Mellilambius darstellt, auch der Artzney-Kunst Liebhaber entspricht dem Liebhaber der Heil. Schrifft auf dem Titel des „Lucidor", und der Drucker Pieter Jansoon zu Amsterdamm steht dem Kaufmann Peter Janson zu Amsterdam im „Holländischen Pratgen" gegenüber. Schupp sagt zwar nicht, wen er für den Verfasser hält, wohl aber daß er ihn kennt. Wenn Berthean hätte lesen wollen, was Moller (S. 794) über den Verfasser sagt, dann hätte er seine Zweifel (B, S. 75; R, S. 809) nicht auszusprechen brauchen. Schupp sagt im „Calender" (H, S. 580): „Es hat diese Pasquill nicht ein Medicus zu Amsterdam, sondern ein hochtrabender Phariseischer Mückenjäyger,

welcher vermeynet, daß er Lux mundi sey, und wann er nicht leuchte, so müsse jederman im finstern sitzen, wider mich gemacht." In der „Antwort an Schmid" (H, S. 807) heißt es: „Wer Butyrolambius seye, begehr ich nicht zu wissen. Es wird mich aber niemand Verdencken, daß ich ihm antworte, wie ein Ehrwürdiges Ministerium zu Hamburg Eliae Praetorio geantwortet hat", und in der „Ehrenrettung" (H, S. 629): „Gleichwie nun ein Wol-Ehrwürdiges Ministerium zu Hamburg sich bißhero verantwortet hat gegen ELIAM PRAETORIUM, als wird mir auch keine Christliche Seele verdencken können, daß ich mich, so lange ich Zung und Feder regen kan, verantworte gegen Nectarium Butyrolambium, als einen schandbaren öffentlichen Paßquillanten und Ehrenschänder." In dem Titel „Prüfung des Geistes Nectarii Butyrolambii", den Schupp seiner Gegenschrift geben wollte (die Stellen wolle man oben S. 302 vergleichen), sahen die Zeitgenossen, wie Moller berichtet, eine ironische Anspielung auf die Schrift „Prüfung des Geistes Eliae Praetoriii", welche das Ministerium im Jahre 1656 gegen Christian Hoburg hatte ausgehen lassen. Ihr Verfasser war nach Moller der Senior der Behörde, Joh. Müller. Aus dem allen schlossen die Zeitgenossen, die doch wohl die Verhältnisse noch etwas besser kannten als wir, daß Schupp den Senior Müller für den Verfasser des Pasquills halte, und sie stimmten ihm darin zu. Einen weiteren Anhaltspunkt bietet der neu entdeckte Brief Schupps vom 22. September 1657 an Herzog August d. J. von Braunschweig-Wolfenbüttel, in dem er sagt, „ein vornehmer Doctor" (Müller) habe „in Gegenwart unterschiedener Prediger zu Hamburg, von dem seligen D. Joann Valentin Andreä gedacht, daß er sey ein **Atheist** gewesen, ... und hab den neuen Propheten die Thür aufgethan, gestalt ihn Elias Praetorius allegire ..., und zwar mit diesen Worten, sie solten Ihren Bruder D. Andreä anhören, wie sie der verspotte etc. etc." Da haben wir ja die durch Müller gegebene Veranlassung des Titels! Den Brief hat Otto Lerche im 8. Ergänzungsheft des „Euphorion", S. 17 ff. mitgeteilt, aber diesen Elias Praetorius mit einem anderen verwechselt. Über den Streit Müllers mit Hoburg und über die gewechselten Schriften handelt Moller in den Biographien beider in seiner „Cimbria literata" (Band III, S. 504 f. und Band II, S. 337 ff.). Nach ihm ist Christian Hoburg im Jahre 1607 zu Lüneburg geboren und vorgebildet, hat in Königsberg Theologie studiert und, wegen seiner an Kaspar Schwenckfeld gebildeten Anschauungen überall verfolgt und ausgewiesen, ein sehr bewegtes Leben geführt, das er zu Altona als Prediger der dortigen Mennonitengemeinde am 29. Oktober 1675 beschloß. Als der Streit entstand, war er in Hamburg Hauslehrer beim Stadtkommandanten („Praefectus Praesidii urbani militaris") Baron

von Kniphausen. — (Vgl. auch unten S. 315, Nr. 2!) In der Tat bietet auch die Schrift selber für diese Annahme Belege in Fülle: Der Verfasser kennt die beiden Gutachten der theologischen Fakultäten und schreibt sie aus, und dieselben Vorwürfe kehren in der „Hochnothwendigen Erinnerung und Bitte" des Ministeriums an den Rat zum Teil wörtlich wieder. Statt vieler ein Beispiel:

„Butyrolambius" (H Anh. S. 114 f.): „Hieher gehören gar viel in Antenors Schrifften befindliche Sau-possen, Schandreden, und grobe Zoten, als nemblich ist die disquisition, ob David als ein alter Mann, die junge Abisag von Sunem zur titillation gebraucht, wie einer ein Canonicus worden, der in dem Venus Kriege ihres Sohnes Cupidinis Köcher und Pfeil nicht brauchen können: Was für Contento Salomo seinen Weibern im Bette gethan, und ob das Contento gut gewesen: Wie einer der Frauen ein Maaß zum Kinde geben: von Biberschwäntzen, wie weit sie den alten Non Moechaberis unnd wozu sie zugebrauchen dienlich, von Herode, der seinen Bruder zum Hanrey gemacht: wie man ihme ein Weib schaffen solle, das noch zur Frawen solle gemacht werden: von den alten Damen zu Paris, welche nach langer genugsamer Conservation mit den Cavaliren endlich in ihrem Alter lesen den Psalter, wie die Schweinschneider und Juden mit ihren Messern etliche Männer tractiren sollen, die sich von den Weibern lassen bezwingen, wie man etlichen übel gekleideten Pagen, wann sie für der Tafel stehen, können die Posteriora analytica Aristotelis sehen, etc."

„Hochnothwendige Erinnerung etc." (Ziegra, S. 303 f.): „Erstlich seynd unzüchtige und der Jugend ärgerliche Dinge, was er vorgebracht von Herode, der seinen Bruder zum Hahnrey gemacht; von Abisag von Sunem, ob sie König David zur Titillation gebraucht; von Salomon, ob er den vielen Weibern im Ehebette Contentement gegeben; vom Beyschlaf der Königin aus Reich Arabien mit dem Könige Salomo; von gerösteten Biberschwänzgen, welche gut seyen vor die alten non moechaberis; von der Bürste, welche ein Weib verschlungen, die ihr unten wieder ausgangen; von den Schweinschneidern, welche an den Männer sollen exequiren, die ihren Weibern die Herrschaft lassen; vom Maaß, das man der Frau giebt, wie groß der Sohn seyn solle; von den alten Damen zu Paris, wann sie mit den Cavalliren nicht mehr können conversiren, daß sie ins Kloster gehen, und lesen in ihrem Alter den Psalter: es habe einer in bello Veneris ihres Sohnes Cupidinis Pfeile und Köcher nicht brauchen können, darum sey er ein Canonicus worden; - - - von etlichen Pagen, die mit zerrissenen Hosen vor der Tafel stehen, denen man die posteriora analytica Aristotelis sehen kann."

Sollte Müller so vorsichtig gewesen sein, die Schrift nicht selber zu verfassen, so war er auf alle Fälle der intellektuelle Urheber des unflätigen Pasquills, das Worte und Taten Schupps verdreht und entstellt. Daß die Schrift in H Anh. abgedruckt ward, dagegen in den späteren Ausgaben fehlt, ist ja bekannt. Doch ist dort der Titel falsch wiedergegeben, und man sollte lieber die Schrift als „Butyrolambius" bezeichnen. (Vgl. Moller, S. 799; Stötzner, S. 57.)

1659, Anfang: 2. „De reputatione academica studiosi inconsiderati discursus, Lipsiae, Anno MDCLIX." (in 12°)

ist eine lateinische Entgegnung auf Schupps „Freund in der Noth", die zwar vom 4. Oktober 1658 datiert und mit Magister Bernhard

Schmids zu Dresden Namen unterzeichnet, jedoch erst zu Beginn des Jahres 1659 erschienen ist. Als Schupp den „Discurs" von dem Buchhändler Zacharias Härtel in Hamburg zugeschickt erhielt, lag er gerade an der Rose erkrankt zu Bette und diktierte sogleich die „Erste und eylfertige Antwort auff M. Bernhard Schmids Discurs etc." einem Studenten in die Feder; in ihr spricht er die Ansicht aus, daß Schmid von Hamburg aus aufgestachelt sei. Stötzners Angaben (S. 53, 57 f., 61) sind nach meinen Ermittlungen über Schupps Streitschriften (vgl. oben S. 299 ff., Nr. 56—59) zu berichtigen; im übrigen vergleiche man Moller (S. 800) und die „Antwort an Schmid" (F 1719, I, 785, 775 = H, S. 796, 786; ähnlich im „Teutschen Lucianus", H, S. 811).

Schmid schrieb auch noch eine Replik unter dem Titel:

1659, 30. Juli: 3. „Philandersons DISCURS mit drey klugen Rathgebern, Pomponio, Morologo und Fabullo von Antenors newlichst begangener Thorheit. Altenaw, 1659." (in kl. 8° auf der Großh. Hofbibliothek zu Darmstadt; in 12°, Moller, S. 800).

Die flegelhafte Schrift muß am 30. Juli bereits im Drucke vorgelegen haben, weil von diesem Tage eine Entgegnung auf sie, der noch zu besprechende Dialog „Gromio und Lagosso etc." datiert ist. Der in H Zug. abgedruckte „Discurs" fehlt übrigens in den späteren Ausgaben. (Vgl. Stötzner, S. 62 f., 87 f.).

Die Schrift

1658, 19. März: 4. „RATIO STATUS in puncto promotionis ad Ministerium",

wie er selber den Titel zitiert, ist Schupp angedichtet worden. Zunächst ward allerdings im „Butyrolambius" (H Anh. S. 125) nur behauptet, Schupp habe am 19. März in der Predigt den dänischen Geistlichen einen ehrenrührigen Vorwurf gemacht. Dagegen verteidigte er sich in der „Ehrenrettung" (H, S. 642 ff.), er habe die Worte in ganz anderem Sinne aus einem Traktätlein zitiert, welches ihm eines schönen Freitags nach der Predigt durch eine Magd zugeschickt worden sei. Doch bekennt er zugleich, man habe ihn für den Verfasser gehalten, obwohl er es nicht geschrieben. Anderseits leugnet er nicht, ähnliche Gedanken gehabt zu haben. Er hatte sich allerdings oft genug mißbilligend über „Ratio status, Genetiv und Dativ" ausgesprochen[1]),

[1]) z. B. „DE OPINIONE", S. 20: „Annon Ecclesiastici quandoque etiam falluntur opinionibus, dum eos vel cognatio vel argentum vel intercessio vel lucri ociique spes Ecclesiae obtrudit, & tamen ordinariam legitimamque Dei vocationem crepant, seque Dei legatos, Dei interpretes, Dei dispensatores esse dicunt?" S. 47 ff.: „... In universa Theologia non alius articulus majoribus dubiis animum meum afficit, quam is de vocatione ministrorum ... Aut vehementer fallor, aut vocatio saepe nihil aliud est, quam favor superiorum." „XENIUM", S. 12: „Multis vel per Genitivum

und die Schrift macht den Eindruck, als ob sich ihr Verfasser an Schupps Gedanken gebildet und sie in seiner Art weiter ausgeführt hätte. Erst in den Jahren 1662 und 1663 erschien der Traktat o. O. in 4°, bezw. 12° unter Schupps Namen und mit dem Titel, mit dem er jetzt in H Anh. steht. Nach Schupps Worten in der „Ehrenrettung" (H, S. 645 f.) scheint er von Anbeginn an gedruckt vorgelegen zu haben, indes der Verfasser der noch zu erwähnenden Gegenschrift „Deß Priesters Heli Belials-Buben" (F 1701, I, 819) behauptet, er habe ihn „vor etlich Jahren schrifftlich herumflattiren sehen". (Vgl. Moller, S. 801; Stötzner, S. 81 f.).

Unerklärlich ist es, wie das

5. „INSTRUMENTUM PACIS etc.",

das sich in H Anh. findet, in den späteren Ausgaben jedoch mit Recht weggelassen wurde, unter Schupps Schriften geraten konnte. Es kann mit dem von ihm selber im Nachwort zum „Lucidor" (vgl. oben S. 292 f.) angekündigten und von Anton Meno Schupp wiederholt als noch nicht gedruckt bezeichneten nicht identisch sein. Indem ich Stötzner (S. 87) zustimme, möchte ich bemerken, daß noch triftigere innere Gründe gegen Schupps Autorschaft sprechen: Nicht nur die Sprache, auch die Gedanken sind Schupp völlig fremd; über dem Ganzen lagert eine schwüle, sinnliche Luft; der Verfasser schwelgt ordentlich in der Darstellung unsauberer Liebesgeschichten und verrät gar keine Anklänge an Schupps Gedanken und Schriften. Das hat auch bereits Moller (S. 803) bemerkt, der die Schrift als „Schupps unwürdig, lasciue und geil" bezeichnet.

Für Schupp

traten Freunde ein, um ihn gegen die Angriffe zu verteidigen. Ihre Schriften sind deshalb von Bedeutung, weil sie intime Züge aus seinem Leben mitteilen, die seinen Charakter im besten Lichte erscheinen lassen, und auf diese Weise eine erwünschte Ergänzung und Berichtigung zu den Ausstellungen der Gegner bieten. Die älteste Schrift dieser Art dürfte wohl sein die

1659, Frühjahr: 1. „UNSCHULD Deß ANTENORS, gewiesen von einem Bekanten doch Unpartheischen. Altenau 1659." (in 12°; in kl. 8° auf der Großherzogl. Hofbibliothek zu Darmstadt),

die sich gegen „Butyrolambius" und Schmids „De reputatione academica" wendet; besonders über des Letzteren Persönlichkeit ist

vel per Dativum casum vel per alium fortunae lusum assignantur officia, ut vivere possint sicuti Canonici in Papatu, & Reipublicae prodesse Nihil." „DE OPINIONE", S. 59 ff.: „Einbildung", F 1701, I, 526 f., 523 ff., 524: „Salomo", ebenda, S. 7 f. „DE ARTE DITESCENDI", S. 32 usw. usw.

der Verfasser gut unterrichtet. Wenn wir weiter bedenken, daß er nach seiner eigenen Aussage (F 1701, II, 444) ein ehemaliger Schüler von Schupp ist und nach der Zuschrift des „Fabul-Hauß" (H, S. 825) jetzt eine angesehene Stelle an einem fürstlichen Hofe einnimmt; daß Schupp die „Antwort an Schmid" (in der auch des „Butyrolambius" Erwähnung geschieht, des Leipziger Calenderschreibers aber nur ganz beiläufig) dem kursürstlich-sächsischen Rat Christoph Vitzthum von Eckstett widmete: so liegt die Vermutung nahe, daß dieser, auf den alle Züge passen, der Verfasser der „Unschuld" sei. Noch mehr Anhaltspunkte kann ich im Augenblick noch nicht zur Evidenz bringen; man lese die Schrift selbst! (Vgl. Stötzner, S. 85 f.; Moller, S. 802).

Neben diese stellt sich eine andere:

659, nmer: 2. „Etwas Neues von Lobe und Redligkeit ANTENORS und seinen drey Palm-Eseln Butyrolambio, Bernd. Fabro und Justo Soprino. Gedruckt im Parnasso 1659." (in kl. 8° auf der Großherzogl. Hof-Bibliothek zu Darmstadt); in 12° auf dem Kgl. Staatsarchiv zu Marburg.

welche böswilligerweise dem Senior Müller gewidmet ist, es mit den drei Gegnern Antenors zu tun hat und zu einer Zeit verfaßt ist, als Schupp die persönliche Polemik gegen seine Widersacher aufgegeben hatte. Sie setzt natürlich die „Unschuld" bereits voraus. Die Gedichte rühren von verschiedenen Verfassern her, und der Herausgeber bezeichnet sich als „einen bekannten Landsmann" Müllers. (Stötzner, S. 86 f.; Moller, S. 802!)

Der unbekannte Autor der Schrift

30. Juli: 3. „Gromio und Lagasso ... Cassel 1659." (in 12°),

welcher gegen Schmids beide Schriften: „De reputatione academica" und „Philandersons Discurs" Stellung nimmt, bietet durch die Beifügung des Datums einen festen Punkt für die Ansetzung anderer Streitschriften und den ungefähren Termin, an dem Schupp sich entschloß, in der Angelegenheit nichts mehr zu schreiben. „Er hat sich die Sache, und auff Einrathen hochgelahrter Leute, gantz aus dem Gemüthe geschlagen, und achtet seine Verfolger nicht wert, daß er ihnen zu gefallen solte [eine] eintzige Feder ansetzen" (vgl. H Anh. S. 5; Stötzner, S. 85). Ungefähr in diese Zeit muß auch die Abfassung der „Ehrenrettung" fallen (vgl. oben S. 300, Nr. 59).

Der

1660: 4. „Fabul-Hauß etc. ... Hamburg 1660."
(in 12°; in kl. 8° auf der Großherzogl. Hof-Bibliothek zu Darmstadt)

ist von Anton Meno Schupp geschrieben. Er kennt bereits die „Unschuld deß Antenors" und stammt aus einer Zeit, in der Schupp nicht mehr wider seine Gegner schrieb (vgl. den Schluß, H, S. 847 = F 1701, I, 774). Man kann nicht sagen, Anton Meno Schupp habe

seinem Vater die Arbeit dieser Verteidigung abgenommen; denn der von diesem angekündigte „Verthädigte Fabel-Hans" war ja im Frühjahre 1659 bereits verfaßt, ward aber auf Wunsch des Hamburger Rates nicht herausgegeben. Doch dürfte des Sohnes Schrift in letzter Linie auf Schupps eigene Veranlassung im „Calender" zurückgehen (H, S. 595): „Was du unterdessen in dieser Sache thun wolleſt, das stelle ich in deine Christliche discretion ... So laß mich nun sehen, ob ich einen scharffen oder stumpffen Pfeil an dir habe." Daß Anton Meno Schupp, der damals 22 (nicht erst 20) Jahre alt war, außer dem 1660 erschienenen „Fabul-Hanß" keine Streitschrift herausgab, und daß Jost Burkhard Schupp, der damals zudem erst im 18. Lebensjahre stand, überhaupt nicht in den Streit eingriff, darf wohl auf den Wunsch ihres Vaters zurückgeführt werden, daß von seiner Seite aus dem Brande keine Nahrung mehr zugeführt werde. (Vgl. oben S. 300 ff.; Moller, S. 804; Stötzner, S. 80 f.)

Wie die Schrift

1659 / 1661: 5. „Lustiger und anmuthiger DISCURS etc.",

die sich gegen Schmids „De reputatione acad." wendet und von Schupp als einem noch lebenden redet, unter Schupps Schriften geraten konnte, ist schwer verständlich, da der Verfasser den Hamburger Geistlichen, den er als „Oberpfarrer" bezeichnet, und den berüchtigten Caspar Scioppius (er hieß ursprünglich Schoppe, stammte aus Neumark in der Pfalz, war wegen seiner Streitsucht bekannt und starb 1649 zu Padua) in einen Topf wirft und ihm nicht viel Gutes nachzusagen weiß; nur schilt er noch viel mehr auf Schmids „De reputatione acad. discursus" mit seinem schlechten Latein. Über Schupp bietet die anonyme Schrift, deren Unechtheit bereits Moller (S. 801) kannte, gar nichts. (Vgl. Stötzner, S. 82 f.).

Ebensowenig bringt der Traktat

1659, Juli / 1661: 6. „Wohlverdienter Nasenstieber M. Berndt Schmitten ... gegeben von Einem Ehrlichen Deutschen. 1661." (in kl. 8° auf der Großherzogl. Hof-Bibliothek zu Darmstadt; in 12°, Moller, S. 802),

der von der Hand eines gewissen Christian Milichius erschien, aber früher verfaßt sein muß, weil er Karl X. Gustav von Schweden als noch lebend behandelt. Er wendet sich gegen Schmids erste Schrift, setzt aber Schupps „Antwort an Schmid" und „Philandersons Discurs" bereits voraus: „Du sprichst in deiner Verantwortung gegen Herrn Schuppium, daß derselbe dir solche Pillen zu verschlucken gegeben ..." (H Anh. S. 69). Der Verfasser ist Theologe (S. 56), aber er kennt Schupp nicht persönlich; denn er sagt im Vorworte: „Weil dann nun Hochgemeldeten Herrn Schuppii Auf-

richtigkeit und ehrliches Gemüth, auß seinen Schrifften so wol, als anderer vornehmen Herren Relationibus mir sehr wol bekandt . . ." Der Inhalt ist unbedeutend. (Vgl. Moller, S. 802; Stötzner, S. 86.)

Auch nach Schupps Tode erschienen noch Schriften zu seiner Verteidigung; so

662: 7. „Deß Priesters Heli Belials-Buben etc. 1662." (in 4^0),

welche sich gegen die Schupp untergeschobene Ausgabe von „Ratio status etc." des Jahres 1662 wendet und also nicht eher geschrieben sein kann, zumal sie auch Schupp als verstorben bezeichnet (H, 875 = F 1701, I, 818: „. . . der sel. D. Schupp . . ."). Ihre Anlage ist ähnlich der des „ORATOR INEPTUS": Erst ironische Empfehlung, dort der Fehler, hier der verwerflichen Mittel; dann folgt ein ernsthaft gehaltener Teil. Der Verfasser ist nicht bekannt, läßt sich aber vielleicht finden. Er ist mit Schupp und seinen Schriften so vertraut, daß man in ihm einen Schüler desselben vermuten darf; er macht in derselben Art wie dieser Gebrauch von geschichtlichen Zitaten, Sprichwörtern und Redensarten; allerdings liebt er noch mehr Wortspiele, die weit über Schupps Art hinaus derb werden; aber sein Stil ist prägnanter. Er muß der Familie seines Lehrers auch nach dessen Tode noch nahe gestanden haben, daß er eine Lanze für ihn bricht. Das alles bringt mich auf die Vermutung, jener Johannes Buno sei der Verfasser, der im Jahre 1639 die Rede „DE FELICITATE HUJUS SECULI XVII." hielt, die man mit Recht als ein „Redekunststück" bezeichnet hat; der nachmals „Rector scholae Michaelitanae" in Lüneburg und als solcher Anton Meno Schupps Lehrer war. Wegen dieser engen Beziehungen dürfte dieser auch die Schrift in die von ihm besorgte Hanauer Ausgabe aufgenommen haben. (Vgl. Moller, S. 804 unter Anton Meno Schupp, wo man auch von einer „Oratio valedictoria" dieses liest, die Buno mit einem Vorworte versah; diese meint Schupp in einem Briefe an Hanneken, dem sie nämlich gewidmet war, vom 19. März 1656 [bei Reifferscheid, S. 955]; Stötzner, S. 81 f.)

Die Bedeutung des Traktates

/ 1667: 8. „Der unterrichtete Student etc.",

der vermutlich von dem Hamburger Juristen Georg Greflinger zwischen 1665 und 1667 verfaßt und von Jost Burkhard Schupp in die „Zugab" aufgenommen ward, ist von Stötzner (S. 83 f.) gewürdigt worden. Daß das Nachwort zu dieser Schrift an das Ende des ganzen Bandes geriet, läßt sich ganz einfach erklären: Jost Burkhard Schupp wollte die ihm von einem Freunde seines Vaters angebotene Schrift in die „Zugab" aufnehmen, bat aber deren Ver-

fasser um ein Zeugnis darüber, daß sie nicht von Schupps Erben herrühre; mittlerweile war der „Unterrichtete Student" bereits gedruckt, und das Nachwort ward am Ende (vor dem Register) aufgenommen, wo es bei späteren Auflagen aus Nachlässigkeit stehen blieb.

In der Hanauer „Zugab" hat auch der

9. „Kurtzbeschriebene Lebens-Lauff etc."

Aufnahme gefunden, „eine Übersetzung des „programma funebre", welches auf Anordnung des Rates der damalige Rektor des Hamburger Gymnasiums, Peter Lambeck (Lambecius), verfaßt hat", sagt vorsichtig Stötzner (S. 85). Sie erschien nach Moller (S. 795) einzeln 1662 (in 12°). Ein Vergleich mit dem Originale zeigt, daß die Übersetzung die Note „mangelhaft" verdient: Sie ist recht unbeholfen und zeigt willkürliche Auslassungen; zuweilen scheinen solche Stellen übergangen zu sein, die sich im Deutschen nicht wörtlich wiedergeben lassen, der Übersetzung Schwierigkeiten bereiten. Einige Beispiele mögen das zeigen:

„Programma etc." (Witte) S. 1397: „Patria ipsi fuit GIESSA . . ."

S. 1398: „Incredibile autem est dictu, quantum jam illa aetate inter aequales ac condiscipulos eluxerit; quippe qui & pietate animi in colendis Praeceptoribus . . . omnes sine controversia superaret . . ."

S. 1400: „Magna ad haec necessitudo illi intercessit cum V. Cl. Petro Laurenbergio, praecipuo Rostochiensis Academiae ornamento, qui quanto amore ipsum amplexus sit, nec Rostochium tunc temporis ignoravit, nec ignorare nos etiam nunc sinunt tam publica scripta, quam familiares epistolae. Huc accessit totius Academiae Rostochiensis honorificentissimum de eo judicium, quod publice testata est, solenniter ipsi offerendo Lauream Philosophicam & titulum Magistri, cum annum ageret aetatis primum supra vigesimum. In qua promotione primatum obtinuit, applaudentibus non solum Professoribus, verum etiam, quod rarissimum est, ipsis competitoribus. Praeterea ne collatam dignitatem otiose possideret adjunctus facultati Philosophicae, publiceque docendi ac profitendi potestas ei concessa est."

„Lebens-Lauff" (H Zug.) S. 454: „Sein Vaterland ist gewesen Giessen . . ."

S. 454: „Es ist aber unglaublich zu sagen, wie sehr er in seiner Jugend unter seines gleichen Mitschülern herfür geleuchtet, als welcher an Frömmigkeit deß Gemüths, Ehrerbietigkeit gegen die Präceptoren . . . alle übertroffen . . ."

S. 456: „Unterdessen hat er gute Freundschafft gehalten mit dem berühmten Herrn Petro Laurenbergio, welcher eine grosse Zierde der Universität zu Rostock gewesen, und ist er daselbst im 21. Jahr seines Alters, mit Bewilligung und Glückwünschung aller Professoren zum Magister gemachet, also daß er unter vielen die erste Stelle bey der Promotion gehabt. Damit er nun solchen Titul nicht müßig besitzen möchte, ist er mit unter die Professoren auffgenommen, und ihm öffentlich zu lesen und profitiren freye Gewalt gegeben."

S. 1400: „Et vix redierat, cum favor praecipuorum Virorum, quo exceptus fuerat, ad Illustrissimi Principis pervenit aures . . ."

S. 1401: „... ubi illustres illos omnigenae eruditionis Principes Gerardum Joannem Vossium, Danielem Heinsium, Gasparum Barlaeum & Salmasium, qui tunc post magnum Heroëm Josephum Scaligerum, tanquam Seculi hujus Atlantes, rem sustentabant literariam, venerabundus salutavit . . ."

S. 1401: „Caeterum ex quo Schuppius Professorium munus suscepit, tantum in eo administrando fidelitatem simul atque prudentiam adhibuit, ut insidias faciendo auribus, & jucundum miscendo utili, vix quenquam parem, superiorem certe nullum habuerit."

S. 456: „Und wie er kaum angelanget, ists Seiner Fürstl. Durchl. zu Ohren kommen, wie alle Leute ihn wegen seiner Geschicklichkeit rühmen . . ."

S. 456: „. . . da er die aller berühmteste Männer als Gerhard Johann Vosz, Daniel Heinssen, Caspar Barleum und Claudium Salmasium, welcher damals nach dem großen Held Joseph Scaliger sehr berühmt war, ehrerbietig gegrüßet . . ."

S. 457: „Ferner hat Herr Schuppius, so lange er Professor gewesen, mit solchem Fleiß und Vorsichtigkeit oder Weißheit gelehret, daß er kaum seines gleichen, aber keinen über sich gehabt."

Diese Übersetzung kann unmöglich vom Verfasser des „programma funebre" herrühren, und man sollte deshalb immer auf dieses selbst zurückgehen, dessen bei den Schriften über Schupp an erster Stelle gedacht ist (siehe oben S. 24). Als äußeres Anzeichen dafür, daß Lambeck nicht gut der Verfasser der Übersetzung sein kann, darf der Umstand geltend gemacht werden, daß er wegen Unannehmlichkeiten in seinem Amte, die ihn ähnlich wie seinen Vorgänger Joachim Jungius trafen, und wegen seiner unglücklichen — erst vierzehn Tage zuvor geschlossenen — Ehe auf Veranlassung der Königin Christina von Schweden am 14. April 1662 heimlich von Hamburg floh. Er begab sich nach Wien, von da nach Rom, wo er zur katholischen Konfession übertrat, und wieder nach Wien zurück, wo er kaiserlicher Historiograph und erster Bibliothekar ward. (Vgl. Moller, Cimbria literata, Tom. III. p. 393 s.; Thieß [I, S. 366 f.] und Bloch [S. 31, Anm. 1] sind ungenau.)

Als ich diese Bibliographie schrieb, glaubte ich alles erreichbare Material beisammen zu haben. Inzwischen ist mir aber durch fortgesetzte Umfragen noch sehr viel in die Hand gefallen. Viel habe ich noch eingearbeitet, aber alles konnte ich nicht bewältigen und werde es deshalb im Anhange der geplanten Biographie Schupps bringen. Sämtliche Bibliotheken, an die ich mich wandte, haben mir mit der größten Bereitwilligkeit geantwortet. Vielleicht steht hier oder da noch etwas verborgen, von dem niemand eine Ahnung hat. Möchten deshalb

alle Bibliotheks-Verwaltungen Veranlassung nehmen, ihre Schätze auf Schuppsche Schriften zu revidieren und dem Verfasser über den Befund zu berichten! — Viel herzlichen Dank schulde ich Herrn Dr. phil. Wilhelm Martin Becker am Großherzogl. Haus- und Staats-Archiv in Darmstadt für seine Mitteilungen, vor allem aus der Gr. Hof-Bibliothek. Durch ihn bin ich auch auf eine dort stehende, bisher unbekannte Schrift aufmerksam geworden, von der ich einstweilen nur den Titel mitteilen kann:

„De felicissimo nexu et amplexu,
Holsatiae atque Hassiae gaudium et applausus. Hamburgi 1650." (4°).

(Fortsetzung folgt.)

Johann Friedrich Bachstrom.[1])

Ein Gelehrtenleben aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Von Hermann Ullrich in Brandenburg a/H.

(Fortsetzung.)

Bachstroms ganzes Sehnen war also selbst später, wo er sich anscheinend in gesicherter ökonomischer Lage befand, darauf gerichtet, eine Stätte zu finden, wo er, ohne geistlichen oder weltlichen Druck fürchten zu müssen, seine reichen Fähigkeiten entfalten konnte, zur eigenen Genugtuung und zum Wohle seiner Mitmenschen. Deshalb verlangt es ihn entweder nach einer solchen Freistatt, wie die von ihm erdichtete Papiermühle des Demokrit in den Schweizer Bergen auf dem verhältnismäßig freien Schweizerischen Boden, oder nach einem Lande der Inquiraner, wie er es in seinem Romane geschildert, oder auch nach einem Philadelphia, wobei wir entweder bloß an Philadelphia als den Ort zu denken brauchen, wo William Penn der religiösen Toleranz und der Kultusfreiheit eine Stätte bereitet hatte, oder aber an das Philadelphia, wo Benjamin Franklin wirkte und als einen Vorläufer seiner Philosophical Society (1744) eine Gesellschaft zu gegenseitiger Förderung auf den Gebieten der Moral, der Politik und Naturwissenschaft unter dem Namen Junto gegründet hatte. An die Erwähnung seines „Landes der Inquiraner" ist aber nun die einiger anderer Werke zu knüpfen, die ebenfalls noch niemand mit ihm in Beziehung gebracht hat und die auch ich ihm nur auf Grund des Vorhandenseins jener Vignette auf dem Titelblatt zuzuschreiben wage. Der Anlaß zur Veröffentlichung mag zunächst materielle Bedrängnis gewesen sein, bei dem einen läßt sich aber ohne Schwierigkeit auch

[1]) Vgl. oben S. 28 ff.

eine starke Verwandtschaft Bachstroms mit dem von ihm übersetzten Buche — es handelt sich um zwei Übersetzungen — nachweisen. Das erstere betitelt sich: „Peter Martons, eines gebohrnen Frantzosen Merkwürdige Lebens-Beschreibung Worinnen viele wunderliche Begebenheiten enthalten die ihm in seinem Leben und auf Reisen zugestoßen ꝛc. übersetzet von A. B. C. (Leipzig und Görlitz, in der Marcheschen Buchhandlung 1737)." Das Original des Buches, anonym erschienen, aber nachweislich von Simon Tyssot de Patot, zur Zeit der Abfassung desselben Professor der Mathematik zu Deventer, herrührend,[1]) hatte den Titel: Voyages et aventures de Jacques Massé (A. Bourdeaux, chez Jacques L'Aveugle 1710). Es ist eins jener zahlreichen, besonders aus Frankreich hervorgegangenen Werke, die, gleich der berühmten Histoire des Sevarambes, eine mehr oder weniger interessante Reisebeschreibung zum Vehikel ihrer Satire gegen die herrschenden Zustände des Heimatlandes und ihrer Ideen über religiöse und geistige Aufklärung machten. Das Werk war in streng theologischen Kreisen in Verruf,[2]) so daß sich wohl schon daraus der bei Bachstrom veränderte Titel erklärt. Daß das von mir unserem Autor zugeschriebene Buch eine Übersetzung ist, und zwar des genannten Werkes von Tyssot de Patot, weiß schon der Bücherkatalog des Gottschedianers Johann Joachim Schwabe.[3]) Über die Ähnlichkeit der Ideen des französischen Werkes und derjenigen Bachstroms wird ein besonderer Artikel über das „Land der Inquirauer" Gelegenheit geben zu reden. Das zweite Werk, ebenfalls eine Übersetzung aus dem Französischen und ebenfalls und in noch höherem Grade der Unterhaltung dienend, wage ich nur zögernd Bachstrom zuzuschreiben, da ich hierfür diesmal nur das Vorhandensein jener Vignette anführen kann, der Inhalt gar keine Beziehung zu Bachstroms eigener Geistesrichtung erkennen läßt. Es ist betitelt: „Der Frantzösische Eulenspiegel, mit Kupffern und kurtzen Anmerkungen versehen von A. B. C. (Vignette). Leipzig und Görlitz, in der Marcheschen Buchhandlung 1738." Das Original des Buches hat den Titel: Les Tours de Maître Gonin, sein Verfasser ist der Abbé Laurent Bordelon, es erschien zuerst Paris, Le Clerc 1713. 2 vols. in 12°.

[1]) Siehe z. B. Lettres choisies de Mr. Simon Tyssot de Patot . . écrites à différentes personnes et sur toutes sortes de sujets. (2 vols. A La Haye 1727.) Tome second, lettre XXXX, p. 251—254. Ferner Jahns Bücherverzeichnis Nr. 1975.

[2]) Baumgarten, Nachrichten von einer Hallischen Bibliothek III. 124; Vogt, Catalogus librorum rariorum p. 446; Reimann, historia atheismi et atheorum. Sect. III. p. 458; Bibliothèque raisonnée. t. 10. p. 235. Joh. Anton Trinius, Freydenker-Lexikon (Leipzig und Bernburg 1759) S. 501; J. Beckmann, Literatur der älteren Reisebeschreibungen (Göttingen 1808—1810). Bd. I. S. 673.

[3]) Catalogus bibliothecae selectae. Lipsiae 1786. (Bd. II. Nr. 13486.)

Völlig im Dunkeln tappen wir aber hinsichtlich eines weiteren Werkes, das gleichwohl hier mit erwähnt werden muß. Bachstrom hatte in Konstantinopel höchst wahrscheinlich auch die Bekanntschaft des französischen Abenteurers, des Grafen von Bonneval gemacht, der im Dienste der Pforte und von dieser unterhalten sein abenteuerliches Leben in der Türkei beschloß. So darf es auch nicht wundernehmen, daß diese merkwürdige Persönlichkeit unseren Bachstrom reizte, sich schriftstellerisch mit ihr zu beschäftigen. So lesen wir denn in einem seiner Briefe an Henckel (Biala d. d. 22./1. 1741), demselben, in dem er über die fertigen weiteren, aber noch ungedruckten Teile des „Landes der Inquirauer" und des Democrit spricht, die Worte: „Ob der neu erdichtete Bonneval wird bessere Fata haben, stehet zu erwarten." Hier sind nun eine ganze Reihe von Vermutungen möglich. Deutet man diese Briefstelle genau wie die vorangehende Äußerung, so würde sich ergeben, daß er eine Schrift über Bonneval fertig oder doch in Vorbereitung hatte und auf deren Schicksal gespannt sei. Klebt man nicht am Wortlaute, so wäre es möglich anzunehmen, daß er eine Schrift über Bonneval verfaßt und herausgegeben hätte, und dann wären, da wir keine mit seinem Namen gekennzeichnete einschlägige Schrift besitzen, nicht weniger als drei Möglichkeiten denkbar. Bekanntlich sind die über Bonneval erschienenen und sich als von ihm verfaßt ausgebenden Mémoires[1]) unecht und reich an Irrtümern. Da nun Bachstrom, wie seine letzte Schrift L'Art de nager zeigt, nicht nur das konversationelle, sondern auch das Schriftfranzösisch genügend beherrschte, könnte er sehr wohl der Verfasser jener Mémoires, deren zahlreiche Irrtümer sich dann aus mangelhafter Information erklären würden, sein. Was mich hindert, dieser Vermutung selbst zuzustimmen, wäre eigentlich nur der Verlagsort oder die Verlagsorte, weil Bachstrom zu beiden keine Beziehungen oder doch keine Beziehungen mehr hatte. Sodann sind mir von dem Memoirenwerk drei deutsche Übersetzungen bekannt, von denen aber die eine (von D. Faßmann), weil von bekanntem Verfasser, hier ausscheidet. Von den verbleibenden beiden (Hamburg 1737. 3 Teile, und Frankfurt 1738. 4 Bände) käme wegen des Verlagsortes für Bachstrom allein die letztere in Betracht. Endlich gibt es von der Schrift von C. G. Marche, Critique ou Analyse des Mémoires du Comte de

[1]) Mémoires du Comte de Bonneval. Londres 1737. — id. Seconde édit. 3 vols. Haag 1738. — Nouveaux Mémoires du Comte de Bonneval. London 1737. — id. Haag 1737. Außerdem gibt es: Anecdotes venitiennes et turques ou nouveaux mémoires du Comte de Bonneval par M. de Mirone (De Saumery). Utrecht 1740 u. ö., die aber für uns nicht in Betracht kommen, so wenig wie die Mémoires du Comte de Bonneval par Guyot-Desherbiers. (Amsterdam 1736. u. ö.)

Bonneval (Amsterdam 1738) eine deutsche Übersetzung unter dem Titel: „Curieuse Anmerkungen über das merkwürdige Leben des Grafen von Bonneval" (Frankfurt 1738), die nicht minder für Bachstrom als Übersetzer in Betracht kommen könnte. Indessen sind diese zuletzt vorgebrachten Vermutungen so schwach begründet, daß ich nicht gewagt habe, eine dieser Schriften in meine Liste der Bachstromschen Werke aufzunehmen. Erwähne ich nun noch, daß die lange vorbereitete Veröffentlichung seiner Erfindung L'Art de nager im Jahre 1741 erfolgte (im folgenden Jahre, kurz nach Bachstroms Tode, erschien in Berlin, offenbar von befreundeter Hand, eine deutsche Übersetzung), so habe ich damit alle im Druck erschienenen und nachweislich von Bachstrom herrührenden Arbeiten erwähnt. Unerwähnt geblieben sind bisher zwei für Bachstroms Geistesrichtung überaus wichtige Werke, die Manuskript geblieben sind und deren Abfassungszeit daher nicht genau zu bestimmen ist. Der begleitenden Umstände wegen setze ich sie in das Jahr 1741. Sie zeigen, daß er mit Sachsen in regem brieflichen Verkehr stand. Die Manuskripte selbst sind, wie zu Eingang meiner Arbeit erwähnt, verloren, und überaus mühsame Nachforschungen nach Nachkommen von Henckel, Jahn und Wilckens (siehe oben S. 30) haben kein Resultat ergeben. Doch ist ihr Inhalt anscheinend getreu von Jahn (unter Nr. 612 und 613) wiedergegeben worden. Das erstere der beiden Manuskripte, im Umfang von 44 Bogen, war betitelt:

„Johann Friedrich Bachstroms Antwort auf unterschiedliche Fragen, nämlich: Was das Wesen aller Dinge sey? Vom Unterschiede der Geister und Körper? Was doch eigentlich die Zeit und die Ewigkeit sey? Was das Leben sey? Ob die Seele im Leib eingeschlossen sey? Was Verstand und Willen sey und ob nicht der Wille über den Verstand herrsche? Was der freye Wille sey? Was gut oder böse sey? Was Abgötterey sey? Was der Unterschied des Alten und Neuen Testaments sey? Was die Liebe sey? Ob's nicht wider die Liebe sey, die Uebelthäter hinzurichten? Ob der Krieg nicht wider die Liebe und insonderheit wider das Neue Testament sey? Ob die Mohren eine besondere Art Menschen sind? samt anderen wichtigen Dingen, die mit jetztbesagten Fragen eine genaue Verbindung haben."

Eine Nachschrift zu diesem Manuskript bildet eine Erörterung über Jesaias 53 und Römer 5, bezüglich die Worte Opfer, Schuldopfer und das Opfer Christi. Zur Geschichte dieses Manuskripts erfahren wir von Jahn, daß „der hochselige Graf von S. L., dem Dr. Bachstrom die angezeigten Fragen vorgelegt, der dann selbe auf die gemeldete Art beantwortet; die Nachschrift aber ist an des hochgedachten Grafens Hofprediger gerichtet, der so gütig gewesen und mir diese Handschrift zukommen lassen". Dieser Graf von S. L. ist zweifellos der Graf von Schönburg Lichtenstein gewesen, aus einer Seitenlinie des Hauses Schönburg-Waldenburg, mit dem sie 1796 verschmolzen wurde. Einmal nämlich passen die Initialen auf kein

anderes gräfliches Haus im Gebiete von Kursachsen, sodann aber heißt es in einem Briefe Bachstroms aus Biala d. d. 22./1. 1741 an Henckel:

„Wiewohl ich neulich die Übersetzung der Lithogenesie sammt einem gewissen kleinen Tractat sub sigillo — an den Grafen zu Lichtenstein an Ew. Hochedelgeboren addressiret, jedoch nur mit den Fuhrleuten dieses überschicket habe, so könte dieser Brief mit der Post leicht eher ankommen."

Der genannte Hofprediger war ebenso zweifellos der Pastor und Inspektor Johann Carl Oertel zu Lichtenstein, der Schwiegervater von Johann Christian Gottfried Jahn, Sr. Königl. Majestät in Polen und Kurfürstl. Durchlaucht zu Sachsen hochbestelltem Kommissionsrat (Mitteilung des evangelischen Pfarramts zu Marienberg i/S.). So erklärt sich auch aufs natürlichste das besondere Interesse Jahns für Bachstrom. Das zweite, wesentlich kürzere Manuskript im Umfang von 16 Blättern enthält eine Übersetzung des 9., 10., 11. Kapitels des Briefes Pauli an die Römer, ist also eine Fortsetzung von Bachstroms Bemühungen, ein neues Bibelwerk zu schaffen.

Mit der Aufzählung aller dieser Arbeiten sind wir aber dem Gange von Bachstroms Leben zum Teil, und zwar absichtlich, vorausgeeilt, absichtlich, weil sie noch die Früchte früherer innerer Erlebnisse, Lektüre ꝛc. bilden und mit dem neuen, letzten Lebensabschnitt, in den wir jetzt eintreten, schlechterdings keinen inneren Zusammenhang haben. Seine langdauernden Bemühungen, eine ihn befriedigende und von materiellen Sorgen befreiende Tätigkeit zu finden, sollten in den letzten ihm beschiedenen Lebensjahren eine wenigstens nach der letzteren Seite hin befriedigende Erfüllung finden. Hören wir darüber seine eigene scherzhafte Schilderung:[1])

„Es hat mich ein besonderes Schicksal und Südwestenwind wiederum von Breßlau nach Lithauen getrieben, und dadurch die vergangene Theuerung in Schlesien einigermaßen erleichtert, alwo ich mich an der curieusen Fürstin von Radzivil ihren Hof angehangen, weil ich ohnedem von unserm Königl. Pohln. Hofe bishero ohne alle würckliche Dienste bin gelassen worden; und übrigens meine wenige Gage entweder in Sachsen oder in Pohlen verzehren soll. Das erstere ist für diese Pension ein alzu theures Land; in dem andern läßt sich's wohlfeiler leben, weswegen ich auch meine Familie hierher zu ziehen gedenke. Ew. Hochedelgeb. werden fragen: wohin denn eigentlich? worauf zur Antwort dienet: In die Wüste, wo bis dato kein Mensch, sondern nur lauter Bären, Füchse, Wölfe, Bieber, Fischotter und Elendsthiere samt den wilden Auerhahnen et id genus alia gewohnet haben. Es gehet in der Homannischen Landcharte ein Strich von Abend gegen Morgen über Grodno, Bielica, nach Nalibok, über welchem letzteren Orte ein lediger Platz und grosse Wüstung ist, in welcher eine neue Colonie angeleget wird, zu welcher ich mich jetzo zu gesellen gedenke. Bey diesem aber wollen wir keine Einsiedler noch wilde Leute werden, sondern

[1]) Brief an Henckel „über Nalibok aus der Wüsten" d. d. 26./9. 1737.

vielleicht mehr zahme Wercke treiben als die Leute in den vermeinten wohlgesitteten Orten. Ich gedencke hier der Philosophia morali et naturali mehr als jemals obzuliegen, ob ich wohl über der ersten auch manche Versuchung vom Teufel in der Wüsten dürfte auszustehen haben, so werde ich mich doch nicht stören lassen, dabey aber soll die Philosophia naturalis per ignem et quidem subterranea auch ziemlich starck getrieben werden."

Hier vermissen wir nun vor allem eine Erwähnung des Anlasses, der ihn an den Hof der Fürstin von Radziwill gebracht hat. Ziemlich genau ist darüber trotz aller Kürze der wenig später lebende Thomas[1]) unterrichtet, der offenbar noch aus mündlichen Quellen schöpfte, wenn er meldet, Bachstrom sei dahin berufen worden als Präzeptor des Prinzen Hieronymus Radziwill, „besonders um diesen, der mit der Sprache nicht fort konnte, reden zu lehren".[1]) Den richtigen Sachverhalt erfahren wir aus dem ersten der im von Radziwillschen Archiv zu Nesviż aufbewahrten Briefe. Er enthält das Antwortschreiben Bachstroms (d. d. 4./12. 1736), von Dresden auf den an ihn seitens der Radziwillschen Familie ergangenen Antrag, die Heilung des Prinzen Hieronymus von seinem Sprachfehler zu übernehmen. Von einer Informatorschaft ist keine Rede. Am Eingang spricht Bachstrom zunächst die Hoffnung aus, daß die Empfehlung des Adressaten ihm, dem Adressaten, Ehre und mit Gottes Beistand dem Prinzen Nutzen bringen werde. Dann erhebt er zwar Bedenken wegen der langen, im Winter doppelt beschwerlichen Reise, will aber diese Bedenken zu keinem Verhinderungsgrunde machen und bittet nur die Fürstin, die Reisekosten, wie das üblich sei, im voraus anweisen lassen zu wollen und einen Paß für ihn zu beschaffen; das eigentliche Honorar für die Kur, die ohne jede Operation, sanft und sicher erfolgen werde, überlasse er der bekannten Hochherzigkeit der Fürstin. Dieses war die Prinzessin Anna, geborne Sanguško, seit 1719 Witwe von Carl I. Stanislaus Radziwill.[2]) Der Prinz, der die Namen Hieronymus Florianus Philippus Jacobus führte, war 1715 zu Biala geboren, also damals bereits 21 Jahre alt.[3]) Die unserm Bachstrom hiermit aufgetragene Kur steht ganz zweifellos in innerer und äußerer Beziehung zu einem seiner früheren Projekte, das er gegen Henckel erwähnt hatte, nämlich dem „einer ganz gewissen Kur der Stammelnden", sei es, daß er, etwa in Breslau, von dem Sprachfehler des Prinzen gehört und sich daraufhin ver-

[1]) Thomas a. a. O. S. 130.

[2]) Icones familiae ducalis Radivilianae ex originalibus in gazophylacio Ordinationis ab antiquo servatis picturis desumptae. Inscriptionibus historico-genealogicis ex documentis authenticis compendiose illustratae ab anno virginei partus 1346 ad annum 1756 deductae. Nesvisii in typographia privilegiata ducali Radiviliana Collegii Societatis Jesu. Petropoli 1875. fol. Herausgeber M. F. Wobe.) Tabula 149 u. 148.

[3]) Ebenda Tafel 155.

messen hatte, ihn zu heilen, oder daß, was weniger wahrscheinlich, er sich aus sich heraus mit diesem medizinischen Problem beschäftigt hatte und ihm der Zufall eine Gelegenheit verschaffte, seine Theorie zu erproben. Jener Brief, in dem er sich unterfing, das Stammeln mit Sicherheit zu beseitigen, stammt aus dem Juli 1736, die Anfrage an ihn von seiten der Radziwillschen Familie muß gegen Ende November 1736 erfolgt sein, denn seine Antwort ist, wie oben erwähnt, vom 4. Dezember des Jahres datiert. Schon in dem nächsten Briefe der Sammlung des Radziwillschen Archivs finden wir ihn im Dienste der Fürstin, und er macht von einer Reise nach Breslau aus vorzugsweise politische Mitteilungen über die Schicksale des kaiserl. österreichischen Heeres, über den Feldmarschall Seckendorff ꝛc., die mutmaßlich an einen der Prinzen des Hauses gerichtet sind. Im Dienste des Hauses Radziwill nun sind seine letzten Lebensjahre zugebracht worden, und so macht sich ein wenn auch noch so flüchtiger Blick auf die Verhältnisse nötig, in die ihn das Geschick versetzt hatte. Die erlauchte Familie hatte in der Geschichte Litauens und Polens einerseits, in der Geschichte der Reformation und Gegenreformation anderseits eine bedeutende Rolle gespielt, ihre Glieder waren vielfach durch eine hohe Bildung ausgezeichnet. So rühmt auch die Unterschrift seines Porträts von Carl I. Stanislas, er sei viva bibliotheca eruditionis, politioris literaturae prototypon, orthodoxae fidei defensor, virtutum omnium summa, Sarmatiae amor, Naliboc fundator, Vilnae P. P. Carmelitarum Nesvisii Societatis J. collegii singularis benefactor gewesen. Ziehen wir davon einen großen Teil ab, was auf Rechnung höfischer Schmeichelei zu setzen ist, so bleibt immer noch genug übrig, was ihm unter den Gliedern fürstlicher Familien von Osteuropa eine hervorragende Stellung zu geben geeignet ist. Zugleich aber lenkt diese Inschrift auf einen für Bachstroms Schicksal wichtigen Punkt: es ist das religiöse Bekenntnis des Hauses Radziwill. Kaum an einer anderen erlauchten Familie hat sich der Einfluß der jesuitischen Gegenreformation so deutlich offenbart als an der der Radziwills. Unter Nikolaus VI. Radziwill zu den Förderern der Reformation zählend, fiel sie mit dessen Tode (1567) an das katholische Bekenntnis zurück, seine vier Söhne kauften die von ihrem Vater hergestellte Bibel in allen erreichbaren Exemplaren auf und ließen sie verbrennen. Seitdem hatten die Jesuiten in Litauen unbeschränktesten Einfluß[1]), den sie in der bei ihnen gewohnten Weise ausnutzten und eigentlich erst mit der Teilung Polens und der Abtretung Litauens an Rußland verloren. Es war also ein heißer und gefährlicher Boden, den Bachstrom in Litauen betrat, und

[1]) Georges Tecelsky, Les Jésuites en Lithuanie. D'après un travail de M. Slivoy. Paris et Bruxelles 1876.

bei der klaren Kenntnis der politischen und religiösen Zustände, die er überall bewährte, bei der Schärfe der Auffassung, die er Personen und Verhältnissen gegenüber besaß, mußte er sich jener Gefahren vollkommen bewußt sein. Im Anfang, wo es sich nur um die Heilung des Prinzen Hieronymus handelte, sein Aufenthalt also nur von bestimmter Dauer zu sein brauchte, mochte er jene Gefahren gering anschlagen. Als die Kur beendet war, und zwar laut einer Gerichtsverhandlung aus dem Jahre 1764 mit vollem Erfolge[1]) — was sich aber bis 1739 hingezogen zu haben scheint — hatte er sich mittlerweile so für die industriellen Unternehmungen der Fürstin Anna erwärmt, war er durch die Huld der letzteren sowie ihres anderen Sohnes Michael so an Litauen gefesselt, daß sein Bleiben daselbst für alle Zeiten gesichert schien, zumal als ihm der Prinz Hieronymus am 13. Juli 1739 in Slutzko ein Haus erb- und eigentümlich für sich selbst und seine Nachkommen geschenkt hatte und Bachstrom seine Familie aus Breslau hatte kommen lassen. Bezüglich der industriellen Unternehmungen der Fürstin bleibt es zweifelhaft, woher die Anregung gekommen ist, ob etwa das Beispiel des benachbarten Rußland, wo Peter der Große einen energischen Anfang gemacht hatte, seinem Volke die Segnungen der europäischen Zivilisation zugänglich zu machen, als Vorbild wirkte, oder ob Bachstrom den ersten Anstoß gegeben hat. Soviel steht fest, daß mit seinem Eintreffen am Radziwillschen Hofe die Unternehmungen entweder in lebhafteren Fluß kamen oder sich erweiterten, das heißt auf immer mehr Zweige sich ausdehnten. In den verschiedenen Briefen an Henckel wie in denen des Radziwillschen Archivs ist von Steinsägen und Steinschleifereien, von einer Porzellan- und einer Spiegelfabrik die Rede, die für seine langjährigen Studien im Gebiete des Bergbaus und der damit zusammenhängenden Technik ein erwünschtes Feld der Betätigung abgaben und auf dem er, wie wir ihn kennen gelernt haben — mit seiner Neigung nämlich, allen Dingen auf den Grund zu gehen — sicherlich mit Lust und nicht ohne Erfolg tätig gewesen ist. Auf letzteres dürfen wir schließen, wenn wir sehen, wie er trotz seiner theoretischen Forschungen nie die Rücksicht auf die Praxis, auf die Forderungen des Tages aus den Augen verliert. Ihn den im 18. Jahrhundert so zahlreich vertretenen Projektenmachern zuzuzählen, die ohne Rücksicht auf die Geldopfer anderer ihren der soliden Grundlage entbehrenden Projekten nachhängen, würde in hohem Grade ungerecht sein. In einem der ersten im Radziwillschen Archiv erhaltenen Briefe, an den Prinzen Hieronymus gerichtet (d. d. 13./10. 1738), erklärt er, daß die eben vollendete Spiegelfabrik ihrem Besitzer höhere

[1]) Aus einem Briefe Bachstroms an den Prinzen selbst erhellt deutlich, daß sein Verfahren ein durchaus modernes, auf Gymnastik der Stimme gegründetes war.

Erträge abwerfen werde als die Ländereien, falls nur der Freigebigkeit der Gemahlin des Prinzen, die sich in Geschenken, bestehend in Produkten der Spiegelfabrik, offenbare, ein Ziel gesetzt werden könne, bis das Anlagekapital für die Fabrik erzielt worden sei, und das könne in zwei Jahren geschehen. Er fährt fort:

Votre Altesse n'a que trop de politique d'effectuer une chose très utile et très raisonnable, et de me délivrer par là d'un grand chagrin à ne pas passer pour un homme qui fait une si grande brèche aux rentes de Votre Altesse quoique je n'aie point d'autre but que de les augmenter et de servir à votre Altesse avec autant de foy qu'il faut pour un homme honnête.

Zu den oben genannten wurde später von Bachstrom sogar eine Fabrik für Feuerwaffen in Aussicht genommen, offenbar weil er bei den fortwährenden kriegerischen Zusammenstößen im Osten Europas für derartige Produkte einen noch besseren Absatz erhoffte. Aus der gleichen Rücksicht wurde auch seine Erfindung eines Schwimmapparates oder Schwimmgürtels immer mehr ausgebildet, daß sie nämlich in hervorragender Weise im Kriege beim Übersetzen über Ströme und Festungsgräben dienen möchte. Einen klaren Einblick in seine vielverzweigte Tätigkeit gewinnen wir wieder am besten aus einigen Briefen an Henckel. So schreibt er d. d. 7./1. 1739 aus Slutzk:

„Mir und den Meinigen gehet es alhier in Lithauen gar wohl, insonderheit halte ich mich jetzo in Slutzk auf, weil die ehmals gemeldete Spiegelfabrik hierher ist verlegt worden, damit die Sächsischen Fabrikanten [Fabrikarbeiter] näher bey ihrem Gottesdienste wären. — Unterdessen bleiben meine Kinder noch bey ihren Studiis, ja so zu sagen bei der Repetition, ausser daß von jetzo der lateinischen und griechischen Sprache die Pohlnische, Rußische und Frantzösische beygefüget wird."

Aus Biala schreibt er d. d. 19./12. 1740 ausführlich über seine eigenen Versuche Porzellan zu bereiten, „da ich doch nicht das geringste in Sachsen abgestohlen habe". Durch einen Brief ebendaher d. d. 22./1. 1741 erfahren wir beiläufig, daß er Henckels lateinisch geschriebene Schrift Lithogenesie (de lapidum origine 1734) übersetzt und diesem zugeschickt hat. Ebenda heißt es:

„Ich wills doch einmahl wagen, Ew. — meine Ausführung von dem Glasmachen und von der Natur der Diamanten zu schicken, jedoch möchte ich lieber zugleich die Praxin gehabt haben, damit es nicht für leere Concepte und Projecte möchte angesehen werden; jedoch glaube ich festiglich, daß auch diese meine Theorie so wenig als die erst ausgedachte Theorie der Porcelainsätze oder Mischungen betriegen wird. Diese Arbeit solte fast nützlicher seyn als der hochbelobte und vielerlogene Stein der Weisen, der des Fortunati seinem Wünschhütlein, oder wenigstens der betrieglichen Wünschelruthe zum Schatzgraben sehr ähnlich siehet."

Bezüglich des Erfolges seiner Projekte, soweit er nämlich diesen auswärts suchte, hatte er wenig Anlaß zufrieden zu sein. Ganz resigniert klingt sein vorletzter Brief an Henckel d. d. 15./2. 1741 aus Slutzko. Nachdem er von seinem neuesten in Holland im Erscheinen begriffenen Schriftchen: L'Art de nager gesprochen, fährt er fort:

„Und ich weiß noch andere verzweifelte Künste; weil aber die meisten Höfe solche hoffärtige und unerfahrene ministros haben, die nur über alles lachen, oder so wie bey dem Bergwerk alles unterdrücken, oder beneiden, so habe ich eines und das andere bey obgedachtem Freund und Gönner[1]) anmelden lassen, von der Schwimmkunst aber die völlige Beschreibung samt einem Modell übersendet, ehe sie gedruckt zum Vorschein komt, weil an solchen Orten gar oft eintrift, was Christus sagt: solchen Glauben habe ich in Israel nicht funden. Sobald ich auch meine Porcelain völlig ausgearbeitet habe, so habe nicht übel Lust es gleichfalls zu publiciren."

Dann gedenkt er dreier Preisfragen der Akademie von Bordeaux: De colore aethiopum; De electricitate; De magnetismo. Letzteres Thema anlangend, erklärt er, ganz besondere experimenta machen zu können, die noch kein Mensch gemacht hat. Sodann will er an seinen Bergwerksmaschinen weiterarbeiten, ohne Aussicht auf Entgelt, wenn es nur angenommen würde.

„Dahero will ich alles, was ich nicht zu meinem eigenen Vergnügen, oder zu meinem eigenen Unterricht mache, so lange ausstellen, bis ich in mein eigenes Land, nehmlich gegen Morgen gekommen bin, wo ich gewiß am ersten die unterirdische Arbeit in Ertzen und Steinen anlegen wolte, sonderlich in Eisen und Stahl, welches man dort, wie in aller Welt, am nöthigsten hat."

Hier hören wir zum ersten Mal von seinem Drange aus Litauen fortzukommen, gegen Morgen, das heißt nach Konstantinopel, wie später ersichtlich werden wird. Trotzdem ihm früher, wie wir gesehen, durch die Feindschaft der Jesuiten eine längere Wirksamkeit dort nicht vergönnt gewesen war, kehrt er immer wieder mit seinen Gedanken dahin zurück, offenbar weil er dort sich getraute, in weiteren Verhältnissen wirken zu können und die früheren Widerstände zu besiegen. Seine Tätigkeit in Litauen mußte ihn, mindestens in den ersten Jahren, befriedigen, seine materielle Lage war, dank der Munifizenz des fürstlichen Hauses, offenbar eine gesicherte und daher befriedigende. Was war es also, was er in Litauen vermißte und was ihn immer wieder in die Ferne trieb? Vielleicht bringt uns wieder eine Briefstelle dem Verständnis näher. Am 19./2. 1740 schreibt er an Henckel aus Biala: „Der Inquirauer lässet nichts unversucht. Wäre aber hier ein Philadelphia, so sehnte sich unsereins nicht nach dem Morgenlande." Was er in Litauen vermißte, war in erster Linie wohl die Möglichkeit eines geistigen Verkehrs von Person zu Person. Einem so leicht angeregten und so anregenden Geiste wie dem seinigen konnte ein bloß brieflicher Verkehr mit Gleichstrebenden, z. B. mit Henckel, auf die Dauer unmöglich genügen, weil eine Antwort, auch wenn sie sofort erfolgte, doch viele Tage unterwegs war. Weit schlimmer und drückender für ihn mußte die förmliche Geistesknecht-

[1]) Dieser Gönner ist ganz zweifellos der Generalfeldmarschall Graf von Schwerin. Siehe unten S. 331.

schaft sein, in der er dort in religiösen und philosophischen Dingen zu leben gezwungen war. So lange er nur entschlossen war, während der Dauer der Kur des Prinzen sich in Litauen aufzuhalten, mochten die dortigen Verhältnisse erträglich erscheinen, als er sich aber — vielleicht doch nur unter dem Drucke materieller Not und weil andere Aussichten fehlten — entschlossen hatte, seinen Aufenthalt dort zu verlängern, mußte er sich bewußt sein, daß er auf jenem gänzlich von den Jesuiten, seinen Todfeinden, beherrschten Terrain nur werde bestehen können bei strengster Beschränkung auf seine medizinische und technische Tätigkeit. Das ist ihm denn auch für eine ganze Reihe von Jahren gelungen, und diese sittliche Selbstzucht kann nur wiederum günstig für seinen Charakter sprechen. Damit ist es wohl vereinbar, daß er immer mehr seine Verhältnisse dort als Druck empfand und diesem Druck sich zu entziehen bemüht war. So hatte er beispielsweise schon 1738 mit dem kursächsischen Hofe angeknüpft und tatsächlich Aufnahme gefunden. Welcher Art diese Aufnahme war, zeigt uns am besten ein Schreiben des Premierministers Grafen von Brühl an ihn, das ihm durch Vermittelung des Rates Walter in Breslau (des Residenten des sächsischen Hofes in Breslau) zukam. Es ist datiert Dresden, 8. März 1738[1]) und lautet:

„A Monsieur Backstrom á Breslau. Monsieur! Comme il y a longtems que je n'ai pas eu de vos nouvelles, je vous suppose tellement enseveli depuis votre silence dans vos meditations Philosophiques sur quelque nouveau projet de decouverte ou autrement qui fixent apparemment votre sejour là où vous êtes sans vous faire songer guère plus à changer d'air et de gite et à reparoitre à la Cour. Si cependant l'envie vous prennoit de venir faire une excursion ici, je souhaitterois que vous l'executassiez au plus tot, d'autant plus que votre promte arrivée donneroit occassion à vous charger de la part du Roi de quelque Commission pour plus loin, et dans laquelle vous trouveriez votre compte et auriez lieu de faire valoir votre genie et vos talents d'esprit, outre le merite que vous pourriez vous faire, par là auprès de Sa Majesté. En attendant votre réponse par le premier ordre dans le paquet de notre Resident Mr. le Conseiller Walter, qui vous fera tenir ma presente, je suis sincerement, Monsieur, votre tres humble serviteur."

Welches die ihm angetragenen Dienste waren, wissen wir nicht, wir können bloß auf Grundlage seines später mitzuteilenden Briefes an den Prinzen Michael Radziwill vermuten, daß es der Posten eines Residenten in Konstantinopel oder doch irgend ein diplomatischer Auftrag war, der ihn erwartete, und daß wohl nur äußere Verhältnisse die Schuld trugen, daß die Sendung nicht zur Ausführung kam. Bemerkenswert aber ist das hohe Zutrauen,

[1]) Akten des Königl. Sächs. Hauptstaatsarchivs Loc. 453, fol. 109. Correspondenz des Premier-Ministers Grafen von Brühl Vol. III. 1736—1740 (Buchstabe B).

das der Minister zu ihm gefaßt hatte und das sich auf Eigenschaften Bachstroms gründete, die für gewöhnlich bei einem Manne der Studierstube nicht gefunden werden: schnelle Auffassung einer noch so befremdenden Lage gegenüber, Menschenkenntnis, energische Willenskraft, also wohl dieselben Charaktereigenschaften, die ihn früher dem kursächsischen Generalfeldmarschall Grafen von Flemming und dem preußischen Generalfeldmarschall Grafen von Schwerin zu einer beachtenswerten Persönlichkeit gemacht hatten. An diesen letzteren nun, wie ich mit völliger Sicherheit nachweisen kann, ist ein langer Brief ohne Adresse aus Slutzk vom 10. Juni 1741 gerichtet zu dem Zwecke, den Adressaten für den ihm von früher wohlbekannten Schreiber zu interessieren. Liest man den Brief[1]) ohne alle Kenntnis der Persönlichkeit Bachstroms, so erscheinen seine Versicherungen der Dinge, deren er sich fähig glaubt, mehr oder weniger als Fanfaronnaden, wer ihn aber kannte — und das war beim Empfänger des Briefes der Fall — und wer ihn aus seinem persönlichen und schriftstellerischen Wirken beobachtet hat, traut ihm zu, daß er auch das Verheißene würde auszuführen gewußt haben, hätte man ihm Gelegenheit dazu gegeben. Der Brief ist ein näheres Eingehen wohl wert. Von der Erfindung seines Schwimmapparates ausgehend, die er dem Adressaten unterbreitet hat, bemerkt er, daß er infolge seiner frühen Vorliebe für die Mathematik noch mehrere Erfindungen in petto habe, die einem Staate im Frieden wie im Kriege zu nützen vermöchten. Dann auf seine persönlichen Verhältnisse eingehend, meldet er, er sei seit vier Jahren Generaldirektor der Fabriken Ihrer Durchlaucht der Herzogin Radziwill, habe soeben eine Fabrik zur Herstellung von Spiegeln, von allen Sorten Glaswaren, zum Schleifen von Steinen und zur Anfertigung von einfachem Halbporzellan vollendet und se der Herstellung von Porzellan näher gekommen als der Professor de Chemie Pott in Berlin, wenigstens nach dem zu urteilen, was die Berliner Zeitung darüber berichtet habe. Er gehe jetzt an die Errichtung einer Fabrik für Feuerwaffen; indessen seien hydraulische Maschinen, alle Arten von Mühlen, besonders die für Bergwerke nötigen, derart sein Lieblingsstudium gewesen, daß mehrere Hauptinteressenten an den schlesischen Bergwerken, z. B. ein Herr Jogwitz in Breslau, oft den Wunsch geäußert hätten, ihn zum Berghauptmann in Schlesien gemacht zu sehen. Weiter bekennt er sich auch als sachverständig für das Schulwesen, wofür er die Stadt Breslau und besonders den Rektor des St. Elisabeth-Gymnasiums Stieff als Zeugen aufruft; hätte er die nötigen Mittel und wären ihm seitens der Universitäten nicht solche Hindernisse bereitet worden, so wären

[1]) Archiwum J. O. Książąt Radziwiłłów w Nieświezu.

seine Töchter wohl schon längst zu Doktoren der Medizin promoviert worden. Er denke im Hinblick auf diese im Vaterland gemachten Erfahrungen immer wieder an eine Rückkehr nach Konstantinopel, wo er vor zehn Jahren habe eine Akademie der Wissenschaften ins Leben rufen sollen, die zuversichtlich in den Zuständen der Türkei eine wichtige Veränderung hervorgerufen haben würde.

„Votre Excellence sait fort bien que la Jalousie de la Religion catholique a fait échouer un si beau dessein, le Pape et l'Empereur ayant par l'Instinct des Jésuites de Constantinople porté le feu Roy Auguste à me retenir icy lorsque j'étois venu pour y mener ma famille et des autres aides."

Hier wird uns also in unzweideutiger Weise der Grund des Scheiterns seiner Pläne in Konstantinopel genannt: es sind die Intrigen der Väter Jesu, die er sich, wie schon früher bemerkt, durch sein Eingreifen in die Thorner Angelegenheit zu Todfeinden gemacht hatte und die mit der ganzen diesem Orden eigenen Rachsucht ihrem Opfer auf allen seinen Wegen entgegentraten. Ihn selbst, fährt er fort, dränge es, da es auch seine Familie nach Breslau zurückziehe, ein Amt in Schlesien unter Friedrich II. zu suchen. Die Hoffnung, ein solches durch Vermittlung des Grafen von Schwerin zu finden, der beim König in höchster Gunst stand und, von einer vorübergehenden Trübung dieses Verhältnisses abgesehen, sich in dieser Gunst behauptete, war also wohl der Hauptanlaß von Bachstroms Schreiben. Dieser erklärt sich sofort näher, worauf seine Wünsche gerichtet sind: Wenn der König ihn zum Direktor der [Ritter-] Akademie von Liegnitz mache, so getraue er sich, diese auf eine hohe Stufe zu erheben, auch wolle er freiwillig eine Académie des Dames (also ein Mädchengymnasium) damit verbinden; oder er werde eine Porzellanfabrik einrichten, für die die Nachbarschaft Schlesiens sehr günstig sei. Man erinnere sich, daß die erste Porzellanfabrik in Deutschland auf der Albrechtsburg bei Meißen 1710 eingerichtet worden war und daß die 1751 und 1763 gemachten Versuche, eine solche in Berlin zu gründen, fehlschlugen. Da das Geheimnis der Porzellanbereitung in Sachsen ängstlich gehütet wurde, sogar die Ausfuhr der zur Porzellanbereitung erforderlichen Materialien aus Sachsen bei Strafe des Stranges verboten war, so war Bachstroms Projekt so gut wie neu und original. Weiter spricht er seine Wünsche und Hoffnungen aus, daß Schlesien, dessen Gewinn damals durch den Sieg bei Mollwitz (10. April 1741) erst in Aussicht stand, in seiner Verwaltung dem Beispiel Preußens folgen möge. Was er darunter verstand, zeigen die folgenden Worte „afin que la peine que Votre Excellence de concert avec son Frère s'est donné dans l'affaire de Thorn ne fut pas en vain." Er erwartet also und hofft von Friedrich für Schlesien dieselbe Toleranz gegen Andersdenkende und Andersgläubige, dasselbe scharfe,

unnachsichtige Auftreten gegen Intoleranz, das ihn selbst und die beiden Schwerin getrieben hatte, sich der Thorner Angelegenheit anzunehmen. Und ich darf schon jetzt die begründete Vermutung aussprechen — begründet, weil uns Bachstroms bisheriger Charakter dazu berechtigt hat — daß es nicht das Verhalten eines Glücksjägers war, was Bachstrom bestimmte, sich der neuen Sonne Friedrich zuzuwenden, sondern vor allem die Grundsätze der Toleranz, die Friedrich schon als Kronprinz praktisch betätigt und gleich bei Antritt seiner Regierung als eine seiner Regierungsmaximen verkündet hatte. Bei der Erwähnung der Verwaltung Schlesiens bekennt nun weiter unser Bachstrom, nützliche Dienste leisten zu können, da er einmal die Kenntnis der polnischen Sprache vor vielen voraus habe, nicht minder eine solche der Verhältnisse Schlesiens, und sollte seine Verwendung daran scheitern, daß er nicht Doktor der Jurisprudenz sei, so solle es ihm ein leichtes sein, diesen Grad zu erwerben, wie er den der Arzneikunde erworben habe. Zum Zeugnis dessen beruft er sich auf den Adressaten selbst, dem er damals in Warschau als aumonier gedient habe. In der Türkei freilich werde man seiner Dienste noch besser bedürfen, wie ja auch Ostermann in Rußland sich hervorgetan habe, der sicherlich anderswo verkommen sein würde.

„où il y a beaucoup des gens qu'on croit capables, surtout si leur famille le remporte sur les qualités essentielles à des Employs où ils se fourrent."

Für seine ganze Geistesrichtung wichtig ist dann noch das folgende Bekenntnis:

„Tout Théologien que j'étais alors, et que je le suis grace à Dieu jusqu'à présent, quoique ma Confession s'accorderoit parfaitement bien avec celle qu'on vient publier au nom du Roy votre maître, l'attachement pour une seule m'ayant toujours paru être l'affaire des petites génies, puisque je trouve bien autre chose dans le Texte hébreu et Grec de l'Ecriture Sainte que nos Théologiens Prédicateurs et Chafoureurs (?) nous veulent faire accroire."

Zum Schluß äußert er für den preußischen König den Wunsch, dieser möge seine Eroberungen nicht nur soweit fortsetzen

„pour être Roy de toute la Prusse mais jusqu'à celle de la dignité Impériale où il me paraît s'acheminer à petits pas, et sans faire tant de bruit que les autres prétendans en font, car ce sera enfin au plus fort et au plus digne qui la remportera. Il n'y a donc rien que je desire avec tant d'empressement que de servir un Roy qui est par rapport de ses mérites recherché et estimé de tout le monde raisonnable, car par là j'aurois en même temps le bonheur de rendre mes très humbles services à votre Excellence dont la grace et l'amitié me charme encore depuis ce temps là quoique je ne serois à présent assez hardi de jouer une partie d'échecs comme alors craignant d'avoir le même sort que l'armée de la Reine d'Hongrie a eu par les soins et l'arrangement de l'armée sous la conduite de Sa Majesté Prussienne."

Wenn Schwerin — woran wir angesichts der früher Bachström bewiesenen Gunst nicht zu zweifeln brauchen — die Absicht hatte, Bachströms Dienste dem Könige für irgend einen Zweck zu empfehlen, so war er infolge einer Verkettung der Umstände gerade damals dazu außerstande. In der, genau zwei Monate vor Absendung dieses Briefes von seiten Bachströms, gelieferten Schlacht bei Mollwitz war es bekanntlich Schwerin gewesen, der, als die preußische Kavallerie völlig in die Flucht geschlagen war, seinem König den Rat gegeben hatte, sich vom Schlachtfelde zu entfernen, was ihm jener nie völlig hat vergeben können, da der Ruhm des Tages so Schwerin zugefallen war, der die aufgelöste Schlachtordnung wiederhergestellt und durch die kaltblütige Ruhe und das furchtbare Feuer der preußischen Infanterie den Feind geworfen hatte. Obwohl im Sommer des Jahres dazu verwendet, Breslau zu besetzen und im November 1741 zum Gouverneur von Brieg ernannt, fühlte sich Schwerin zurückgesetzt und lebte bis zum Ausbruch des zweiten schlesischen Krieges meist auf seinen Gütern. Er durfte es im Juni 1741 kaum wagen, sich bei dem Könige, dessen Groll damals noch ganz frisch war, für einen dem Könige Unbekannten, der bei des Königs stets mißtrauischem Charakter einer besonders dringlichen Fürsprache bedurft und eben dadurch des Königs Mißtrauen besonders rege gemacht hätte, zu verwenden. Und so blieb auch dieser Schritt Bachströms, sich aus den offenbar immer unleidlicher gestaltenden Verhältnissen in Litauen zu lösen, vergebens. Die Schwierigkeiten lagen aber — die Gerechtigkeit gegen die erlauchte Familie Radziwill erfordert es, diesen Umstand aufs schärfste zu betonen — in den Verhältnissen, nicht in den Personen der fürstlichen Familie, die ihm sämtlich — mit einer einzigen Ausnahme — gewogen waren und bis zuletzt blieben. Die Teilnahme der verwitweten Fürstin ist z. B. ersichtlich aus einem der ersten Briefe Bachströms im Radziwillschen Archiv. Aus Breslau macht Bachström darin der Fürstin ausführliche Mitteilungen über seine noch in Breslau befindliche Familie, die er, besonders seine älteste Tochter, in sehr schlechten Gesundheitsverhältnissen angetroffen. Wir hören, daß er gegen ein weibliches Leiden seiner Tochter ein von der Fürstin angegebenes Mittel angewendet hat, und ersehen daraus, daß die Fürstin sich für seine Familie mehr als oberflächlich interessiert haben muß. Ebenso ermöglichte sie die Heirat von Bachströms beiden Töchtern. Bei der Verheiratung der jüngern schreibt er an die Fürstin:

„Pour le gracieux consentement de Votre Altesse Sérénissime touchant ma fille la cadette je me sens obligé à une reconnaissance infinie puisque toute ma famille est redevable de tout son bonheur uniquement à Votre Altesse Sérénissime, c'est ce que j'avouerai toujours devant tout le monde

surtout dans quelques ouvrages que j'ai dessein de publier encore en Hollande puisque tout cela se fait sous la protection et par l'assistance gracieuse de Votre Altesse Sérénissime."

In seiner Art de nager[1]) bekennt er:

„Comme cette princesse, outre la charge de Directeur général de ses fabriques, m'a aussi accordé une pension considérable, j'ai cru être assez récompensé de mes soins et dédommagé des refus que j'ai essuyés ailleurs."

Auch der ältere Prinz Michel sowie seine Gemahlin, in den ersten Jahren auch der von Bachstrom glücklich geheilte jüngere Prinz Hieronymus und dessen Gemahlin bezeugten ihm ihre Achtung vor seiner Tüchtigkeit durch persönliche Huld und tätige Teilnahme. Durch diese Huld und die Bande der Dankbarkeit fühlte er sich so gebunden, daß er beispielsweise in einem schon mehrfach zitierten Briefe aus Biala d. d. 19./12. 1740 an Henckel schrieb: „obgleich ich nicht sehe, wie ich von einer Fürstin, die mich so reichlich versorget, ohne durch einen Todesfall loß kommen könnte." — Nach den Adelungschen Nachträgen zu Jöchers Gelehrtenlexikon sei Bachstrom „Leibarzt bei einem Grossen in Pohlen" gewesen, habe sich aber dabei „in Finanz- und Oekonomiesachen gemengt. Nach dessen Tode sollen seine Erben Ansprüche an ihn gemacht und ihn gefangen gesetzt haben, in welchem Zustande er auch gestorben seyn soll. Nach einer andern Versicherung hat man ihn in dem Gefängnisse verhungern lassen". Wie unrichtig oder doch schief das ist, hat man aus dem Vorstehenden gesehen, beziehungsweise wird man noch sehen. Die Fürstin, die Bachstrom berufen hatte, lebte noch bis 1746, sie war aber anscheinend, ebensowenig wie der ältere Prinz Michel, imstande, ihn gegen die jetzt über Bachstrom hereinbrechenden Verfolgungen zu schützen und seinen Tod zu verhindern. Diese Verfolgungen kamen von dem jüngeren Prinzen Hieronymus. Dieser, offenbar das enfant terrible der Familie, war anscheinend von jähzornigem, herrschsüchtigem, grausamem Charakter. Zu seiner Ehre aber sei gesagt, daß es trotzdem der Einflüsterungen einer liebedienerischen Umgebung, die sich dem jungen Prinzen zu empfehlen glaubte, und der Aufhetzung vonseiten der Väter Jesu bedurfte, um den Groll des Prinzen auf die Spitze zu treiben und diesen zu einem Gewaltakte gegen Bachstrom zu verleiten, der des letzteren Tod zur Folge hatte. Volle Aufklärung über diesen Vorfall, der einen Makel auf einem der Glieder der erlauchten Familie hinterläßt, ist, auch mit den mir aus dem Radziwillschen Archiv vorliegenden Briefen Bachstroms, nicht zu erreichen gewesen, hauptsächlich wohl deshalb, weil es wegen des plötzlichen Todes Bachstroms zu keinem eigentlichen gerichtlichen Verfahren kam. Ich gebe daher mit möglichster

[1]) L'Art de nager, p. 65.

Unbefangenheit, was ich aus dem Materiale habe entnehmen können. Von einer Ungnade beim Prinzen Hieronymus läßt Bachstrom selbst zum ersten Male etwas verlauten in einem an die Fürstin selbst von Nieśvież aus am 24. Mai 1742 gerichteten Briefe, der in allem Detail die ihm widerfahrene Behandlung meldet: man hatte sein Haus versiegelt und auf alle seine Effekten und die seiner Familie Beschlag gelegt und ihm jeden Verkehr mit dieser letztern unmöglich gemacht. Er selbst hatte sich in den Schutz des Schwagers der beiden Prinzen Michel Wisniowiecki, Grand Général von Litauen, begeben, wie man sehen wird, vergeblich. Welches war nun wohl die Ursache des Hasses, den der Prinz Hieronymus auf Bachstrom geworfen hatte? Als Erklärung bietet sich zunächst der Umstand, daß der Prinz mit seiner jungen Gemahlin in Scheidung lag, und die Vermutung, daß Bachstrom sich irgend eine Indiskretion habe entschlüpfen lassen, die ihn in den Augen des Prinzen zu dessen Gegner stempelte. Wahrscheinlich aber war das noch nicht das Entscheidende, sondern das Ausschlaggebende mögen zwei Briefe gewesen sein, die Bachstrom an den ihm immer noch wohlgeneigten älteren Prinzen Michel gerichtet hatte, die diesen aber nicht erreichten, da er als Senator in Warschau sich aufhielt, und die von den Spähern des Prinzen Hieronymus aufgefangen wurden. Der Inhalt des ersteren ist so erstaunlicher Art, daß ich ihn in aller Ausführlichkeit mitteile, weil er vielleicht die Aufmerksamkeit der Historiker jener Zeit verdient:

„Monseigneur, La grace et la bonté naturelle à l'illustre Personne de V. A. Sr.—e. me fait faire recourt à Sa protection dans le plus grand Embarras ou je me trouve à présent, non seulement de l'affaire, qui concerne la famille de V. A. Sr., mais plus encore par rapport à ma famille, au moins j'espère que V. A. S.—me en gardera le secret, et m'assistera en quelque manière de Ses sages et vaillantes conseils. Savoir celui que V. A. Sr.—me connoît sous le nom de Bachstrom est par sa naissance d'une condition assez relevée quoique la fatalité l'ait réduit à servir dans la famille de V. A. Sr.—me en qualité de Manufacturier, comme elle a poursuivi mon feu Père, à lui faire perdre tous ses grands biens, et du Prince qu'il étoit, d'aller demander la protection des autres princes, et presque crier miséricorde (comme je la demande aujourd'hui de V. A. Sr.—me) et de mourir enfin dans l'exil, ayant trouvé plus d'humanité chez une nation qu'on appelle barbare, que dans nos quartiers Chrétiens. V. A. Sr.—me entendera aisement que je parle du Prince François Léopold Ragozzi, dont je suis malheureusement, non seulement le fils, mais encore le fils aîné que la fortune tient abaissé depuis sa naissance, à moins que la Grace et la Protection de V. A. Sr.—me ne prenne pitié de moi dans un temps où la providence rend la pareille à une famille qui a très innocement opprimé mes Ancetres, sans même épargner le sang des Princes et des Seigneurs auparavant aussi libres que les Seigneurs et les Princes de Pologne, que Dieu veuille garantir à jamais d'une oppression aussi cruelle que fut celle de ma nation en général et de ma famille en particulier. Mais au lieu de ces plaintes générales, je me prends la liberté

de faire à V. A. Sr.—me le détail de mes aventures ce que je ne saurois faire qu'en tremblant et les larmes aux yeux, ayant [été?] jusqu'à présent défié de tout le monde au lieu que j'ai une entière confiance en la personne de V. A. Sr.—me, qu'au moins elle en gardera le secret, et pour me faire mieux entendre à V. A. Sr.—me j'ai ajouté une table généalogique de notre famille. Ma mère étoit de la Nation Turque, elle fut prise en (au?) siège de Vienne, mais comme le Comte Emeric Tökeli resçut que cette person étoit fille du Grand Vezier Kiuperli, il la racheta, voulant par là faire un service très grand à une famille assez célèbre parmi les Turcs; le Comte avoit déjà épousé ma grande mère Veufe du François I. Ragozzi, qui étoit mort l'année 1681. Et comme cette belle Turque étoit gardée avec beaucoup de distinction à la cour de ma grande mère, jusqu'à ce qu'on trouveroit l'occasion de la rendre à sa famille avec honneur, mon feu père François Léopold Ragozzi devint amoureux d'elle n'ayant alors que 19 années d'age, mais comme elle résistoit à une amour illicite quoiqu'elle n'avoit point de répugnance pour le mariage légitime d'un Prince jeune et bien fait, jusqu'à vouloir embrasser la Religion Chrétienne, il lui promit de la déclarer son Epouse après la mort de sa mère, ou quand il seroit majeur, il se fit donner la bénédiction sacerdotale l'an 1685 à l'insu de sa mère, ma mère ayant été obligée de disparoître à la Cour, on fit même courir le bruit que c'étoit un Turc qui l'avoit enleveé secrètement puis qu'il disparut quelques jours auparavant, mais elle vivoit sur un château assez proche où mon père l'alloit voir très souvent sous le prétexte de la chasse, où je fus né la veille de Noël l'année 1686, y étant batisé le jour d'Etienne, dont on me donna le nom. La mère de mon père fit faire des recherches, mais le secret dura plus de quatre années, car le refus des mariages dont elle fit des propositions à mon père, la fit soupçonner qu'il avoit quelque amour clandestin, elle fit observer toutes les démarches de mon père par les espions, et comme elle resçut l'affaire, étant dame d'impétuosité, elle menaça la mort aussi bien à ma mère qu'à moi, lorsque je n'avois pas encore cinq ans d'age. Dans cette fureur mon père ne trouva pas d'autre ressource que d'obliger mon père prétendu à nous retirer en Pologne sur les frontières d'Hongrie, il assura ma mère qu'il ne changeroit jamais de fidélité envers elle et qu'il la feroit revenir quand sa mère seroit morte, qui ne le porteroit jamais à prendre d'autre épouse qu'elle. Mon prétendu père dont je porte jusqu'à présent le nom, étoit orfèvre ou jouailler à la Cour du Comte Tökeli, home qui avoit fait des grandes voyages, qui étoit fort aimé du jeune Prince mon père à cause de ses récits qu'il lui en fit, c'est pourquoi il avoit recours à lui dans un cas aussi pressant, surtout puisque mon père prétendu avoit aussi un fils presque de même age, dont la mère étoit morte dans les couches. Le Prince mon père lui donna cinq cent ducats pour ce voyage. La constance de mon père à ne vouloir point se marier, mit tellement en rage ma grande mère qu'elle nous menaça encore la mort à nos épilez (?) qu'elle feroit bien chercher et trouver pour effacer la deshonneur de Sa famille comme elle appelloit ce mariage consommé sans son approbation; ainsi le Prince mon père avisa son confident de se retirer plus avant en Pologne jusqu'à l'orage seroit passé. On me mena jusqu'à Ravicz, ville apartenante à la famille de Sapicha, sur les frontières de Silésie. Cet éloignement fut cause que mon Père cédoit enfin aux furieuses instances de Sa Mère à lui promettre d'épouser la fille du Landgrave de Hessen-Reinfels; cela étant fait il proposa à mon prétendu père de se marier avec ma mère qu'il étoit obligé d'abandonner avec le dernier regret du monde. On convint touchant moi moyen-

nant une bonne pension qu'on me donneroit une éducation aussi bonne qu'il seroit possible et qu'on me devoit renvoyer à sa Cour après la mort de sa mère ou même quand j'aurois atteint l'âge de quinze ans sous le nom de Stephanus Garotius par lequel il me reconoîtroit et qu'alors il ne manqueroit pas ou de me déclarer son fils ainé ou de me donner des biens considérables, mais le malheur voulut que l'année 1701 où j'étois entré dans l'age marqué, mon père fut arrêté à Vienne et peu s'en falut qu'il n'eut pas la tête tranchée par la Cruauté des Ministres de Vienne qui avaloient déjà ses grands biens héréditaires. Et non obstant qu'après ce temps la pension a cessé, ma mère m'a pourtant aimé si tendrement à ne pas vouloir m'exposer à la terrible révolution d'Hongrie jusqu'à ce que mon père seroit dans un état paisible. Elle m'a très souvent exorté d'aller en Turquie, que c'étoit une nation fort généreuse, mais pourtant elle ne m'a jamais révélé ce secret craignant toujours une guerre où je m'irois exposer selon ma vivacité naturelle. Je fis enfin ce voyage sans savoir que mon père y étoit, et à cause de la Religion Chrétienne, je n'osois pas même dire que ma mère étoit sortie d'une famille fort célèbre entre les Turcs. Mais l'instinct naturel qui me poussoit toujours à des entreprises aussi grandes que d'y vouloir établir une Académie de la Médecine, excita en même temps un amour si violent dans le coeur de mon père que sans m'avoir vu et sans me conoître, il déclara à la cour Ottomane lorsqu'on demanda son conseil, de me céder son palais d'Hongrie et son Jardin et même de se faire Protecteur de cette Académie en question; la maison d'Autriche en fut tellement touchée qu'elle obligea le feu Roy à me rappeller. Lorsque je retournois, mon Père me chargea d'une commission pour le Roy dont les principaux points étoient: En cas qu'il pourroit être raccommodé avec l'empereur pour en obtenir une bonne pension, qu'il retourneroit et qu'il vivroit sous la garantie du Roy à Danzig: d'ailleurs il avoit déjà fait l'accord avec la veuve de Prince Jaques à l'épouser. Et en cas d'accommodement, je devois retourner à Constantinople pour l'y dégager avec honneur. Le feu Roy se donna toute la peine et moi je poussois l'affaire avec tant de vigueur que, même à Dresden je courois grand risque à cause d'une haine irreconciliable du Ministère de Vienne. Le Roy ne pouvant rien effectuer résolut enfin secrètement à une guerre qui lui fit espérer ou le royaume de Bohème ou même celui d'Hongrie; cette affaire fut entamée, avant qu'il fit ce beau camp de Mühlberg; les alliés en étoient le Roy d'Espagne et le Roy de France, avec l'Electeur de Bavière, on vouloit surprendre la ville de Prague, comme on a fait à présent. J'étois destiné d'aller quérir mon Père que je ne connoissois point, il devoit faire une invasion en Transylvanie, les Turcs le devoient faire de la part de Belgrade, les Espagnols en Italie et la France devoit joindre ses trouppes à celles de l'Electeur de Bavière. Cependant la mort du feu Roy Auguste qui étoit précédée par la mort de mon père, fit échouer ce grand dessein, ainsi je restois planté à Breslau où le Roy me fit attendre ses dernières ordres en retournant de Varsovie, pour aller en Constantinople en qualité de son Résident, et en cas de guerre de suivre l'armée turque. Ma mère vivoit alors à Breslau, elle me demanda sans cesse des nouvelles du Prince Ragozzi qu'elle appelloit toujours Prince infidèle et traître, cependant elle conçut une très grande joie lorsque je lui confiois que les affaires de ce Prince pourroient encore prendre un bon traîn: Mais quand elle apprit la nouvelle de sa mort, elle pleuroit continuellement jusqu'à tomber malade et à mourir peu de temps après. Mais avant que de mourir, elle me conjura de ne pas rester dans les Etats de la maison

d'Autriche, contre laquelle elle déchargea des grandes imprécations, mais que je dois me rendre en Pologne pour y attendre ma destinée, puisque la ruine de la Maison d'Autriche étoit très proche; enfin elle mourut en disant: vous en saurez la raison après ma mort, mais, continua-t-elle, vous périrez malheureusement en cas que vous ne suivrez pas l'avis de votre mère mourante, car la mort de l'Empereur fera votre bonheur, et lorsqu'elle arrivera, ne doutez pas de l'accomplissement de mes autres prédictions. Lorsqu'elle étoit morte, mon prétendu père m'expliqua toute l'affaire en m'exortant de garder le secret jusqu'à ce que l'Empereur sera mort ou que vous serez en Pologne dans ce païs libre. La Providence voulut peu de temps après me conduire en Pologne et me mettre sous la protection de l'illustre maison de V. A. Sr.—me, j'avois l'intention d'en faire ouverture à V. A. Sr.—me à Nieśwież ou même à Minsk, mais j'en étois rebuté voyant V. A. Sr.—me toujours trempée en des grandes affaires, tantôt je prenois la résolution d'échapper secrètement, surtout quand je serois à Zólkiew selon ma dernière proposition puisque je serois après Paques débarrassé presque de toute ma famille, en donnant ma fille la cadette à un Apoticaire de Minsk, mais comme je ne suis pas capable d'une lacheté que celle d'une retraite en secret, au lieu que je me flatte de la générosité de V. A. Sr.—me, à qui je dis à présent toute l'affaire, étant assuré d'un Sénateur comme V. A. Sr.—me, de garder au moins le secret et de m'assister de ses sages avis. J'aurois encore beaucoup à dire à V. A. Sr.—me, si je pouvois me débarrasser seulement pour un jour de Monseigneur le Grand Echanson (Prinz Hieronymus) pour venir voir V. A. Sr.—me à Nieśwież dans la plus grande confiance que V. A. Sr.—me tiendra lieu de père à celui qui a perdu son père avant de le connoitre. Peut-être que mes résolutions pourroient une fois contribuer beaucoup à l'avancement de la famille de V. A. Sr.—me, car la grace dont V. A. Sr.—me m'a déjà comblé et dont je me flatte encore, m'obligeront à une éternelle reconnaissance. Un mot de reponse me fera revivre, surtout si elle me feroit comprendre de la miséricorde dans un état aussi pitoyable que le mien, car j'aimerois bien de n'avoir rien entendu par rapport de l'embarras où cette nouvelle m'a jetté, car une douleur croissante et tranchante me fait finir cette lettre et ne me permet pas de dire davantage que de me nommer avec un très grand respect, Monseigneur, de V. A. Sr.—me le plus humble et le plus obéissant valet Etienne Garotius cy devant, et en public Jean Frederic Bachstrom.

A Urzecz le 27 du Mois Février 1742.

P. S. Si V. A. Sr.—me devroit m'appeller à Nieśwież il faut qu'Elle oblige Son frère à me permettre ce voyage par une affaire pressante de la fabrique à Fayence, avant que de partir."

Es existiert dann noch ein letzter Brief an den Prinzen Michel vom 6. April 1742, aus dem ich, weil er Intimes aus der Radziwillschen Familie enthält, nur ein uns interessierendes Bruchstück wiederzugeben vermag: Bachstrom schreibt da unter anderem, daß er, angesichts des durch Zwischenträgerei verursachten Hasses des Prinzen gegen ihn, entschlossen sei, diesen zu verlassen, dann fährt er fort:

„Moi je me prépare aussi pour aller à la poursuite de ma destinée et de me servir de l'occasion qui se présente maintenant, puisque la dernière Gazette nous dit une chose que j'ai supposé il y a longtemps. savoir que l'Ambassadeur de France obligeait la Porte Ottomane de ré-

tablir le Prince de Ragozzi en Transsilvanie puisque à cette occasion Elle pourroit en même temps reprendre le Bannat et Temesvar. V. A. Sr.—me voit donc que je n'ai pas un moment à perdre puisque Dieu même excita une Protection assez forte, tandisque les Chrétiens ont poursuivi ma famille et ma nation d'une manière pire que barbare: les Polonais devroient avoir bien pitié de nous autres, puisqu'ils sont dans la même situation d'être une fois opprimés ou par les Allemands ou par les Russiens dont Dieu les préserve, et peut-être que je pourrois une fois être bien utile à une nation et à une famille qui m'a protégé gracieusement jusqu'à présent. Mais si V. A. Sr.—me me refuse sa protection je me sens obligé d'aller tout droit quand même je me devrois déguiser en pelerin ou en mendiant étant persuadé que le Protecteur des Innocents relevera enfin une famille qui a souffert la dernière oppression."

Werden wir aus diesen persönlichen Bekenntnissen Bachstroms für seine Biographie Nutzen ziehen können? Sicherlich nur dann, wenn die Tatsachen sich mit den sonst aus der Geschichte, also hier der Geschichte Franz II. Rákóczys, bekannten, decken. Das ist mit der heimlichen Ehe Rákóczys nicht der Fall: wenn dessen von der Geschichtschreibung angegebenes Geburtsjahr 1676 richtig ist, dann konnte er unmöglich zu Anfang des Jahres 1686, also als Zehnjähriger, eine Ehe schließen und vollziehen. Und wäre es insofern nicht ganz unmöglich, als bei den östlichen Völkern die Eheschließungen in der Regel in früherem Alter stattfinden, so wäre der Fall höchst unwahrscheinlich, und wenn trotzdem sich bewahrheitend, geradezu pathologisch. Die Annahme, daß Bachstrom durch seine erstaunlichen Mitteilungen seiner Bitte um Schutz seitens des Prinzen habe besonderen Nachdruck verleihen wollen, weise ich von vornherein ab: das Wohlwollen, dessen er sich bei fast allen Mitgliedern der fürstlichen Familie erfreute, die verschiedenen ihr geleisteten Dienste, seine gewiß bekannte Anhänglichkeit und Dankbarkeit machten solche Mittel gewiß unnötig, vor allem aber lag es durchaus nicht in seinem, soweit uns bekannt, wahrhaftigen Charakter, sich ihrer zu bedienen. Sind daher die Mitteilungen objektiv unrichtig, so sind sie doch subjektiv wahr, d. h. auf die Versicherungen seiner Mutter hin, die auf dem Sterbebette gemacht wurden, von ihm gutgläubig wiederholt worden. Alle anderen Angaben, als die heimliche Ehe selbst mit ihren Folgen, von der freilich die Historiker nichts wissen (wie wenig aus Rákóczys frühester Jugend ist doch bekannt!), die gewaltsame Trennung dieser frühen Ehe durch Rákóczys stolze Mutter, ꝛc. haben absolut nichts Unwahrscheinliches in sich. Trotz alledem habe ich aus seinen Bekenntnissen nur sein Geburtsdatum zu entnehmen gewagt. Wären nicht, wie früher mitgeteilt, die Kirchenbücher des Städtchens Rawitsch durch eine Feuersbrunst vernichtet worden, so hätte aus ihnen sich feststellen lassen müssen, ob Johann Friedrich Bachstrom ein wirklicher oder nur ein Adoptivsohn des Goldschmieds Heinrich Bachstrom war. — Ich kehre zu der Er-

zählung der Folgen zurück, die mutmaßlich diese beiden Briefe, deren Wichtigkeit er selbst betont und um deren Geheimhaltung, beziehungsweise Vernichtung er den Empfänger bittet, für ihn gehabt haben. Aus dem Zwischenraum, der zwischen seinem letzten (6. April 1742) und seinem vorletzten Briefe (27. Februar 1742) liegt, könnte man folgern, daß er für eine Weile Schutz gefunden, der letzte Brief mit seinem aufs bestimmteste geäußerten Entschluß, Litauen zu verlassen, und sei es unter einer Verkleidung, scheint aber sein Schicksal besiegelt zu haben. Der Prinz Hieronymus mochte in den beiden Briefen einen bequemen Vorwand zur Befriedigung seiner Privatrache gefunden haben, und ließ nun Bachstrom, zweifellos auf die Beschuldigung des Hochverrates hin, gefangen setzen. Daß die Anklage eine schwere war, darauf läßt der Umstand schließen, daß der Gefangene an den Händen und Füßen in Eisen gelegt wurde. Wie eine spätere Restitutionsklage der Hinterbliebenen Bachstroms zeigt, bedurfte es trotz des grausamen Charakters des Prinzen doch noch jesuitischer Einflüsterungen seitens eines P. Riancour, um die Grausamkeit gegen Bachstrom möglich zu machen. Im Gefängnis nun mag der zur Verzweiflung getriebene Mann, der alle Rettung sich abgeschnitten und bei dem Charakter der Anklage und dem rachsüchtigen Charakter des Prinzen nur einen schimpflichen Tod vor sich sah, selbst Hand an sich gelegt haben. Wenigstens wurde in jener Gerichtsverhandlung von dem Angeklagten behauptet: „vitae suae abbreviavit dies." Und bei Jahn heißt es in einer Bemerkung zur Nr. 613: „Er wurde endlich in Polen eines gefährlichen Briefwechsels mit der Pforte beschuldigt, indem man verfängliche Briefe von ihm bei einem ertrunkenen Ulanen gefunden, und dieserwegen in Verwahrung genommen, und mit eisernen Banden an beide Hände und Füße geschlossen; man fand ihn aber, da ihm diese Ketten um den Hals geschlungen waren, in dem Gefängniß erwürget, und es ist ungewiß, ob er sich selbst erdrosselt oder hingerichtet worden ist." Diese Ungewißheit ist leider nicht gänzlich abzuweisen. Ein Despot wird immer Kreaturen finden, die bereit sind, die größten Unmenschlichkeiten auf einen halben Wink zu begehen, um ein beifälliges Lächeln ihres Gebieters zu erobern. Das war der niederschlagende Ausgang eines wackeren Mannes, der vor vielen ein freundlicheres Ende verdient hätte. Meine Hoffnung, in der gerade in jenem Jahre gegründeten ‚Schlesischen Zeitung' zuverlässige Nachrichten über Bachstrom, der vielen Breslauern interessant und bekannt sein mußte, zu finden, hat sich nur zum Teil erfüllt. Unter dem 15. August bringt die „Schlesische Privilegierte Staats-, Kriegs- und Friedenszeitung" (Anno 1742. Nr. 95) folgende Notiz: „Briefen aus Dantzig zu Folge ist der bekandte Gelehrte Hr. Gottfr. Heinrich [Verwechslung mit seinem Bruder] Bachstrom in Polnisch Lithauen verstorben, und

zwar, wie man ſagt, hat er ſich dabey ſelbſt Gewalt angethan. Unter andern verliert die gelehrte Welt durch deſſen Ableben einen Verluſt von 5. Folianten, als in ſo viel Theilen ſeine Reiſe von Warſchau nach Konſtantinopel hat gedruckt werden ſollen." Dieſe Reiſebeſchreibung, die zweifellos viel des Intereſſanten und Belehrenden ergeben hätte, ſcheint, wie ſo manches von ihm, unwiederbringlich verloren. — Wie ſchon bemerkt, klagten nach dem Tode des Prinzen Hieronymus Bachſtroms Töchter und Schwiegerſöhne auf Erſatz der ihrem Vater und Schwiegervater konfiszierten Vermögensgegenſtände, und zwar mit vollem Erfolg. Dieſer Erfolg einerſeits und die Feſtſtellung von jeſuitiſcher Verfolgung anderſeits ergeben aufs klarſte Bachſtroms Unſchuld und erweiſen ſeinen Tod als einen der damals ſo häufigen Akte traurigſter Kabinettsjuſtiz. Das Schriftſtück lautet:[1])

„Actum à Brześe 1764 le 15 octobre. Devant les autorités judiciaires de la Confédération Générale des Provinces du Grand-Duché de Lithuanie, devant moi Michel, comte Borostowski, Maréchal de la Confédération et autres juges, fut examinée l'affaire de David-Jean et Christine née Bachstrom époux Scheibe, Maire de Minsk, et de Jean et Christine née Bachstrom, époux Krupski avec les successeurs du prince Jérome Radziwill. Il fut évident par les documents présentés par Scheibe et Krupski que la feu Princesse Anne, née Sanguszko Radziwill, épouse du Gr. Chancelier de Lithuanie avoit amené le Docteur Bachstrohm avec sa femme et ses enfants à la cour à Biala pour traiter son fils le prince Jérome, en lui offrant par an 2000 tynf de gage. Le dit Bachstrom, après quelques années de cure avait entièrement guéri le Prince qui lui offrit comme récompense le 13 juillet 1739 une maison à Sluck par droit héréditaire à lui et à ses successeurs. — En 1742 le Prince Jérome Radziwill, ayant à cause de différentes insinuations conçu une haine envers le nommé Docteur, le mit en détention et confisqua tout son mobilier, ses instruments de médecine et de mathématique ce qui évaluait à la somme de 8000 florins. Le dit Bachstrom dans cette détention „vitae suae abreviavit dies". En suite „circa obitum suum" le Prince avait obligé le Prêtre Riancour de recompenser et bonifier les pertes aux successeurs de Bachstrom, en vue de quoi la maison à Sluck fut de nouveau rendue aux deux gendres. Après la mort de ce prince la maison fut de nouveau reprise, mais, par le decret de la Confédération, de nouveau à jamais rendue aux successeurs auxquels outre ça on ordonna de rembourser la somme de 8000 flor., ce qui étoit accompli."[2])

Die weite Entfernung des Schauplatzes von Bachſtroms Ausgang von Deutſchland mochte es verſchulden, daß, wie er nur auf engere Kreiſe zu wirken vermocht hatte, nun auch ſein Tod in Deutſchland, mit einer einzigen Ausnahme, unbeachtet blieb. Nur in der „Berliniſchen Sammlung nützlicher Wahrheiten" (43. Stück, S. 337) erſchien von ihrem Herausgeber Daniel Auguſt Gohl eine

[1]) Archiwum J. O. Książąt Radziwiłłow w Nieświeżu.

[2]) Aus dem Polniſchen für mich überſetzt durch Herrn Dr. Bogdan Pulianowski in Nieśwież.

allgemein gehaltene Würdigung Bachstroms, die ich um der Seltenheit ihres Fundortes willen, wie auch wegen der sie auszeichnenden Wärme des Tones und ihrer Unbefangenheit im Urteil wiedergeben will.

„Ein Mann, der sich von anderen unterscheidet und sein Leben nicht im verborgenen und mit Stillschweigen vergehen läßt, ist allezeit betrachtungswürdig und verdienet auch nach seinem Tode das Andencken und die Verehrung der Menschen-Kinder, als den einigen Lohn, der in dieser Welt von gute Handlungen zu erwarten stehet. Bachstrohm, der nun die Ruhe abgeschiedener Seelen genieſſet, hat in seinem Leben ohnfehlbar unter diese Gattung Menschen gehöret, denn sein gantzer Charakter und alle seine Absicht gieng nur dahin, um sonderbar zu seyn, und viel ungemeines an sich zu haben. Seine Gelehrsamkeit, sein Eifer das Gute zu befördern, sein Fleiß in den Wissenschaften, seine Bemühung die Natur kennen zu lernen, seine Erkänntniß, seine Redlichkeit, seine Reisen, sein Leiden, seine Unternehmungen und endlich sogar seine Unruhe, seine Fehler und seine Ausschweiffungen[1]), alles war groß, alles war erhaben bey ihm. — Sein Geist hat nun die Eitelkeit verschmähet, und war überdrüßig, sein irdisches Haus länger zu bewegen. Ohne Zweifel ist er in des HErrn Hand und erwartet die Frucht seiner Arbeit am Ende der Tage. Seyn Gedächtniß aber soll bey uns, die wir nach ihm leben, allezeit wehrt und hoch gehalten bleiben."

Indem ich nun daran gehe, die zahlreichen in seiner Lebensbeschreibung zutage getretenen Charakterzüge zu einem Bilde zu runden, erhebt sich die Frage: Können wir der vorstehenden, wenn auch nur flüchtigen, mehr unter dem Eindruck des Tages niedergeschriebenen Würdigung unseres Bachstrom seitens eines Zeitgenossen wohl zustimmen, d. h. hat sie die entscheidenden Züge in seinem Charakter hervorgehoben? Darauf antwortete ich unbedenklich mit Ja —, das Schlußresultat meiner Schilderung wird annähernd dasselbe Bild zeigen.

Das an Bachstrom am meisten und am ersten in die Augen Fallende ist seine Vielgeschäftigkeit. Von Beruf ist er zunächst Theologe, dann Mediziner, dann Techniker, wenn man will, Chemiker. Betrachten wir seine schriftstellerischen Leistungen, so ist seine Vielseitigkeit noch größer: denn auf diesem Gebiete wirkt er auch als Physiker, als Romanschriftsteller, als Übersetzer. Nun ist aber die Polypragmosyne alles andere als ein Vorzug, sonst würde auch die Vielgeschäftigkeit des Kindes, statt der bloßen Beachtung, Achtung verdienen. Aber Bachstrom wechselt wahrlich nicht deshalb seine Tätigkeit, weil ihm, nach dem Goetheschen Worte von den problematischen Naturen, keine genug tat und er wieder keiner genügte, sondern der Wechsel in seiner Tätigkeit wurde ihm fast immer von den Verhältnissen aufgenötigt, und jede neue Lage fand einen ganzen Mann. In anderen Fällen ergab sich die scheinbare Sprunghaftig-

[1]) Natürlich hat dieses Wort noch nicht den engen Sinn, den wir jetzt damit verbinden, sondern den von Extravaganzen.

keit seiner Bestrebungen aus einem Grundzuge seines Charakters, dem Zuge, allen Dingen auf den Grund zu gehen, ihre Wurzel aufzusuchen. Als Theologe hat er gewirkt, solange ihm die Verhältnisse zu wirken vergönnten, und noch lange nachher sein tiefes Interesse an theologischen Problemen, nicht Zänkereien, durch mehrere Werke bekundet. Die Medizin hat er offenbar mit der gleichen Neigung ausgeübt, solange sich ihm Gelegenheit bot. Zur Technologie, zu den Naturwissenschaften hat ihn offenbar eine starke Anlage geführt, die vielleicht auf dem Breslauer Gymnasium gepflegt wurde, sicherlich aber auf der Reise nach Holland und England, später und auch schon vorher durch die sächsischen und schlesischen Bergwerke, durch die im Fluß befindliche sächsische Porzellanfabrikation, die von anderen nachzuahmen versucht wurde, reiche Nahrung fand. Seine Bildung war offenbar — wenn das zwar auch nicht im einzelnen zu belegen, sondern nur aus ihren Früchten zu erschließen ist — parallel mit der wissenschaftlichen Tendenz der Zeit vor sich gegangen, wie sie sich am großartigsten in Leibnitz verkörperte: diese aber richtete sich, wie schon in meinen einleitenden Worten gesagt ist, auf eine möglichst allseitige Erkenntnis und, aus dieser folgend, Beherrschung der Außenwelt. In diesem Sinne sehen wir Bachstrom sich der verschiedensten wissenschaftlichen Probleme bemächtigen und sich um ihre Lösung bemühen, und zwar jedesmal mit Einsetzung seines ganzen Könnens. Niemals begnügt er sich mit einem Herumtasten an der Peripherie, sondern er dringt immer zum Kern der Frage. Da wir von einem Kreis der Wissenschaften sprechen, die demnach *einen* gemeinsamen Mittelpunkt hätten, so wären seine Bestrebungen mit wenn auch noch so kleinen Kreisausschnitten zu vergleichen, die stets bis zum Mittelpunkt reichen. Nie verliert er sich in weltfremde Abstraktionen, anderseits reizt ihn auch ein Problem nicht etwa bloß deshalb, weil es aktuelles Interesse hat. Die Union der christlichen Bekenntnisse war gewiß ein Unternehmen „des Schweißes der Edlen wert" — hatte doch auch ein Leibnitz Jahre seines Lebens daran gewendet! —, nur daß Bachstrom ebenso wie Leibnitz sich in dem guten Willen der sich bekämpfenden religiösen Parteien irrte: Neigung zu einem Friedensschluß war wohl vorhanden, aber unter dem letzteren verstand jede Partei eine völlige Waffenstreckung der gegnerischen. Bewundernswert, und doch wieder selbstverständlich, weil aus seinem Vordringen zum Kern eines Problems notwendig folgend, ist die Weite und Unbefangenheit seines Blicks, am offenbarsten, aber ebendeshalb am meisten verketzert, auf dem Gebiete religiöser Fragen. Es ist nicht ohne Reiz sich vorzustellen, was ein Lessing zu unserm Autor gesagt haben würde, wenn ihm seine Bücher noch zur Rezension für die Berliner privilegierte Zeitung vorgelegen hätten. In

jedem Falle, glaube ich behaupten zu können, hätte er in ihm einen verwandten Geist begrüßt. Ein wahrhaftiges Bekenntnis, nicht eine Selbsttäuschung Bachstroms, ist es, wenn dieser einen Brief an Henckel mit den Worten schließt: „Alles mein Tichten und Trachten siehet nur nach Freyheit, was gutes zu erfinden und auszubreiten." Das ist der springende Punkt in seinem Charakter, und dadurch wird er zu einem Vorläufer und stillen Mitarbeiter der humanitären Ideen unserer Großen des 18. Jahrhunderts.

Seinen moralischen Charakter kennen zu lernen wird uns erschwert, weil außer den verhältnismäßig wenigen eigenen Briefen nur seine Handlungen vorliegen. Ich glaube aber nicht fehl zu gehen, wenn ich diesen Charakter eben infolge seines während eines ganzen Lebens betätigten Strebens für einen echt sittlichen halte. Die so gänzliche Hingabe an eine Sache, die der Menschheit zu dienen bestimmt ist, schließt eben jede persönliche Selbstsucht aus, und das ist doch wohl die Grundlage alles sittlichen Lebens. Da er sich seines reinen Eifers für die Sache bewußt ist, sehen wir ihn auch seine Persönlichkeit im Verkehr mit den Großen nicht verleugnen. Das Bewußtsein der Gerechtigkeit seiner Sache, z. B. in dem Verhalten des Prinzen Hieronymus Radziwill gegen ihn, gestattet ihm, bei aller schuldigen Hochachtung gegen die Familie, ein mutvolles Auftreten, bis ihn — aber erst ganz zuletzt, wo er sich jeden Weg der Rettung gegenüber tyrannischer Verfolgung abgeschnitten sieht — die Verzweiflung erfaßt. Er ist ein trefflicher Familienvater und voll Dankesgefühl gegen alle, von denen er eine Förderung erfahren hat. Seine Hauptwirkung, obwohl vorläufig noch nicht kontrollierbar, ist vielleicht doch die von Person zu Person gewesen, weil er selbst eine ausgeprägte Persönlichkeit war. Vielleicht kommt doch im Laufe der Zeit durch günstigen Zufall aus seinem persönlichen Verkehr mit dem Hofprediger Marperger, dem sächsischen Historiker Glafey (in einem Briefe von Bachstroms Töchtern erwähnt), Bergrat Henckel, Pastor und Inspektor Oertel, Kommissionsrat Jahn, Rektor Stieff, sowie aus seinen persönlichen Beziehungen zu Flemming und Schwerin weiteres Briefmaterial über ihn zum Vorschein, das uns erlaubt, ein reicheres Bild dieses wackeren Mannes zu entwerfen.

2. Schriftenverzeichnis.

1) *BENEDICT PICTETS* / Pastoris und Professoris der Kirchen und Academie zu Genff / Christliche / Sittenlehre, / Oder Mittel und Wege / Recht und Wohl zu leben, / Darinnen ein rechtschaffener Christ alle seine, nicht nur / allgemeine, sondern auch besondere Schuldigkeiten, nach Unterschied des Stan- / des, Geschlechts und Alters, ersehen, die Tugenden üben, und die Laster / meiden lernen kan; Anfangs in Frantzösischer Sprache beschrieben, nunmehro aber / wegen ihrer ungemeinen

Vortreflichkeit ins Teutsche übersetzet / durch / Johann Friedrich Bachstrohm / S. S. Th. C. / Nebst nöthigen Registern und Anweisung wie solche bey Erklärung / der Sonn- und Festtäglichen Evangelien, Episteln, Catechismi und Passion / wohl zu gebrauchen. / CUM PRIVILEGIIS /. Leipzig, bey Theophilo Georgi, 1717. / Unter Hr. Abraham Hahns Hauß in der Grimmischen Gasse. / 4to.

(Titelblatt; Widmung 4 SS.; Vorrede des Verlegers 8 SS.; Vorrede des Autoris 12 SS.; Text 1456 SS. doppelspaltig; Register 32 SS. unbeziffert; Homiletischer Wegweiser 23 SS. unbeziffert; Ankündigung des Verlegers 1 S.)

(Thorn, Gymnasialbibliothek).

2) Unvorgreiffliches Bedencken über den Feuer-Ballen, welcher den 2. Febr. die Fenster in einem Schloß-Zimmer eingeschlagen, und hernach mit doppeltem Knall und Hinterlassung vieler Feuer-Funcken und Rauches zersprungen. Unterzeichnet: Johann Friedrich Backstrohm (sic!) Past. Eccl. A. C. zu Wengrow.

(Sammlung von Natur- und Medicin — Wie auch hierzu gehörigen Kunst- und Literatur Geschichten So sich An. 1724. in den 3. Winter-Monaten In Schlesien und andern Ländern begeben, etc. Alles in möglicher Connexion und mit allerley Reflexionibus aus vielfältiger Correspondenz und andern Relationibus, sowie grossen Theils aus eigener Erfahrung zusammen gelesen, Und als der sieben und zwanzigste Versuch ans Licht gestellet von Einigen Academ. Naturae Curios. in Breßlau. Winter-Quartal, 1724. Leipzig und Budißin, Verlegts David Richter. MDCCXXV. 4to).

(Breslau, Stadtbibliothek).

3) Disputatio de Plica Polonica, Lithuanice Koltun, Polonice Gozdziec. Praes. G. F. F. de Frankenau. Hafniae 1723. 4to.

(London, Brit. Museum).

4) Tractatio de lue aphrodisiaca.

Nach Jöcher-Adelung in den zwanziger Jahren erschienen und dann in neuer Auflage Venezia 1753 gedruckt, aber nirgendwo, auch nicht in Venedig, aufzufinden. Auch die Schriftsteller über diesen Gegenstand erwähnen diese Schrift nur vereinzelt, so Girtanner und auf ihm fußend Prokſch, beide aber nur die spätere Ausgabe.

5) Exercitatio sive Specimen de Causa Gravitatis cui adjecta sunt nonnulla de Originibus Rerum tam quam Fundamenta Physices novae antatheisticae. Anno MDCCXXVIII. 4to.

(Titelblatt, auf dessen Rückseite Widmung an Bernhard Walter Marperger, Hofprediger und Kirchenrat in Dresden; Text 13 Blatt unbeziffert; 1 Bl. Kupfer). Name des Verfassers unter der Widmung.

(Berlin, Königl. Bibl.; Dresden, Königl. Bibl.).

6) Die / Liebreiche Vereinigung / der drey / Haupt-Religionen / des Heil. Röm. Reichs, / Wie solche allgemach oder Stückweise / fürzunehmen sey. / Vorjetzo / In dem eintzigen Haupt-Artickel / vom / Heiligen Abendmahl, / als dem Ersten Versuche, / Zu jedermanns Prüfung aufs deutlichste / und einfältigste vorgestellet / Durch einen dem Catholischen, das ist, / dem Allgemeinen, vielmehr aber dem / eintzigen Christlichen Glauben / Zugethanenem. / In Friedens Burg. / Im Jahr, da diese Vereinigung höchst / nöthig war /. Anonym.

(Dresden, Königl. Bibl.).

Vorrede 7 Bl. unbeziffert; Text 166 SS.) kl. 8.

Druckort ist Görlitz; Erscheinungsjahr 1731, beides auf Grund der Zeitschrift: Fortgesetzte Sammlung von Alten und Neuen Theologischen

Sachen etc. Zweyter Beytrag. Auf das Jahr 1732. Leipzig, bey Joh. Friedr. Brauns sel. Erben. SS. 325—326.

Über die Autorschaft Bachstroms siehe ebenda, entscheidend oben im Text S. 40. Holzmann u. Bohatta IV. No. 8919 fußen nur auf Weller, dieser wieder auf Mylius, dieser letztere offenbar auf obiger Zeitschrift, die aber nur vermutungsweise von Bachstrom als Verfasser spricht.

7) Nova aestus marini theoria ex principiis physico-mathematicis detecta et dilucidata. Cui accedit examen acus magneticae spiralis, quae a declinatione et inclinatione libera esse creditur, institutum a Johanne Friderico Bachstrohm M. C. Lugduni Batavorum, apud Conradum Wishoff MDCCXXXIV. 4to.

(Nova aestus marini theoria SS. 1—67; S. 68 weiß; Acus magnetica spiralis ad examen revocata SS. 69—85; 2 Tafeln Kupfer.)

(Berlin, Königl. Bibl.; Dresden, Königl. Bibl.).

8) Observationes circa scorbutum, ejusque indolem, causas, signa et curam institutae, eorum praeprimis in usum, qui Groenlandiam et Indiam Orientis petunt Auctore Johanne Frederico Bachstrom, M. D. Lugduni Batavorum, apud Conradum Wishof. 1734. (85 SS.) 12mo.

(Berlin, Königl. Bibl.)

9) Christianus Democritus Redivivus. / das ist: / der zwar gestorbene, / aber / in seinen Schriften noch lebende und nimmer sterbende / Königl. dänische / Cantzley-Rath Dippel, / in / Einem summarischen / Auszuge / seiner ehemaligen und letztern / Theologischen Schriften, / denen Liebhabern der unpartheyischen Wahrheit / mitgetheilet / von einem ungenannten Freunde derselben. / Altona, gedruckt im Jahr 1735. / 8.

(Vorbericht 3 Bl. unbeziffert; Auszug etc. SS. 1—144).

(Dresden, Königl. Bibl.).

10) Gründliche Anweisung oder Regeln, / Wie man die Weissagungen der Heiligen Schrifft überhaupt / Recht verstehen, auch auf Christum und seine Kirche deuten, / Insonderheit aber / die zukünfftige Bekehrung des Jüdischen Volcks daraus erweisen könne. Aus der Frantzösischen Sprache übersetzt / von / Joh. Friedrich Bachstrohm, Med. D. (Vignette). Franckfurt und Leipzig 1735. 8.

(Berlin, Königl. Bibl.).

(Die Vorrede des Verfassers zu dieser Anweisung etc. SS. 1—24; Text SS. 25—320).

(Das Original der Schrift: Règles pour l'Intelligence des Saintes Ecritures. Paris 1716. in-12 wird sowohl dem Jacob Vincentius Bidal d'Asfeld (1664—1745), wie auch dem Du Guet zugeschrieben. Jedenfalls stammt die Vorrede von dem ersteren. (Jöcher-Adelung.)

11) Die Deutlichkeit und Klarheit, / Als das wichtigste Kennzeichen der göttlichen Wahrheit, durch Übersetzung und Erklärung des XII. XIII. und XIV. Capitels aus dem I. Briefe St. Pauli an die Corinther, Ehmals nur einigen guten Freunden zugeschrieben; Jetzt aber vermehrter allen und jeden Gott liebenden Seelen zu allgemeinen Gebrauche übergeben und gewidmet von Johann Friedrich Bachstrohm. M. D. (Vignette). Franckfurt und Leipzig, 1735. 8.

(Vorrede SS. 3—49; Übersetzung SS. 50—125).

(Berlin, Königl. Bibl.).

12) Christiani Democriti / Redivivi / Umständliche / Erzehlung, / Wie es mit seinem vermeinten Tode / zugegangen sey, / Und / Wie er nebst seiner neuen Gesell / schafft jetzt in seiner Einsamkeit / Den Fall

Adams / Und / Ursprung der Sünde / Und / Alles Bösen / Gantz anders und besser als vormahls / eingesehen. / Gedruckt auf dem Johannis-Berge / in der Wüsten 1736. 8.

(Vorwort SS. 3—116); „Von dem Ursprung der Sünde und Alles Bösen" SS. 1—287; am Schluß: „Ende des ersten Stücks." — Mit satirischem Titelkupfer).

(Berlin, Königl. Bibl.; Dresden, Königl. Bibl.; U.).

13) Christiani Democriti Redivivi / Mystisches / Paradies / Oder / nachdencklicher und Sinn-reicher, bishero / aber allen fleischlichen Geistlichen fest ver- / schlossener und verriegelter / Lust-Garten / des menschlichen Lebens, / Mit dem Apocalyptischen Schlüssel Jo- / hannis nochmals eröffnet und gantz weit / aufgesperret. / Hingegen die nackten, blossen und schändlichen / Meinungen der wircklichen und auch der halbrefor- / mirten Juden / Von dem Sünden-Falle Adams, / Von der Erb-Sünde, und / Von dem Fluche oder ewigen Verdam- / niß aller seiner unschuldigen Nachkommen, / Mit des Cherubs seinen blossen, und blinckenden / Schwerdte aus diesem Orte des Vergnügens hinausgepeit- / schet, und in das Barbarische Land der geistlosen Dummheit, / wo lauter Dornen und Disteln von ihnen gepflantzet / werden, auf ewig verwiesen. / Patmos in der Schweitz, / auf Kosten guter Freunde, getreuer Nachbarn / und desgleichen. Ohne Jahr. (1736*). 8.

(Vorbericht 47 Bl. unbeziffert; „Von dem Falle Adams" SS. 1—348. Mit satirischem Titelkupfer).

(Berlin, Königl. Bibliothek; U.).

14) Das / Bey zwey hundert Jahr lang unbe- / kannte, nunmehro aber entdeckte / vortreffliche / Land / der / *INQVIRANER*, / Aus der Erzehlung / Eines nach langwieriger Kranckheit in unsern Ge- / genden verstorbenen Aeltesten dieses glückse- / ligen Landes, / Nach allen seinen Sitten, Gebräuchen, / Ordnungen, Gottesdienst, / Wissenschafften, / Künsten, Vortheilen und Einrichtung / umständlich beschrieben, / Und dem gemeinen Wesen zum Besten / mitgetheilet, / Von / *A. B. C.* (Vignette) Franckfurt und Leipzig, 1736. 8.

(Vorrede SS. 3—16; Text SS. 1—384).

Der Andre Theil / des bey zweyhundert Jahr lang un- / bekannten, nunmehro aber entdeckten / Landes / der / *INQVIRANER*, / Aus der Erzehlung / Eines nach langwieriger Kranckheit in unsern Ge- / genden verstorbenen Aeltesten dieses glückse- / ligen Landes, / Nach allen seinen Sitten, Gebräuchen, / Ordnungen, Gottesdienst, Wissenschaften, / Künsten, Vortheilen und Einrichtung / umständlich beschrieben, / Und dem gemeinen Wesen zum Besten mitgetheilet / von / *A. B. C.* / (Vignette, verschieden vom ersten Teil). Franckfurth und Leipzig, 1737. 8.

(Text SS. 3—236).

(Dresden, Königl. Bibl.; Weimar, Großherz. Bibl.; U.).

Es gibt auch Exemplare, die statt der Vignette ein einfaches fleuron haben, und die ich für Nachdrucke zu halten geneigt bin.

Der wirkliche Verlagsort ist Breslau, der Verleger Korn der ältere. Zufolge der Behauptung Hakens, der eine Bearbeitung des ersten Teils der Inquiraner lieferte (die Inquiraner Eine Robinsonade. Neu erzählt vom Verfasser der grauen Mappe. Chemnitz 1810. S. III), wäre von Bachstroms Werke schon 1744 eine neue Auflage erschienen, von der mir aber bisher kein Exemplar zu Gesicht gekommen ist.

*) Jahreszahl nach dem Catalogus bibliothecae Valentini Ernesti Loescheri, Dresdae et Lipsiae 1750 ff. Pars I. No. 3650.

? 15) Der / Frantzösische / Eulenspiegel, / Mit Kupffern / und / kurtzen Anmerckungen / versehen / von / *A. B. C.* / (Vignette). / Leipzig und Görlitz, / In der Marcheschen Buchhandlung, 1738. / 8. (Titel, Vorrede 5 Bl. unbez.; Inhalt 2 Bl.; Text SS. 1—344).
Der / Frantzösische / Eulenspiegel, / Oder / Allerhand lustige / Ränke / und / Schwäncke / Des / Zu seiner Zeit in Franckreich / so berufften gewesenen / Meisters Gonin. / Aus dem Frantzösischen ins Teutsche übersetzt / und / Der neu-begierigen Welt zu Gefallen / ans Licht gegeben. / Mit Kupffern und unterschiedenen / darzu dienlichen Anmerkungen. / Zweyter Theil. 8. (Titel, Inhalt 3 Bl.; Text SS. 7—344). Über das Original siehe oben im Text S. 321.
(Berlin, Königl. Bibl.; Dresden, Königl. Bibl.).

? 16) Peter Martons, / Eines gebohrnen Frantzosen / Merckwürdige / Lebens-Beschreibung / Worinnen viele wunderliche Begebenheiten / enthalten / die ihm in seinen Leben und auf Reisen / zugestossen / alles von ihm selbst wohl aufgezeichnet / und seines Werths halben / In rein Deutsch aus dem Frantzösischen / übersetzet / von / *A. B. C.* / (Vignette). Leipzig und Görlitz, In der Marcheschen Buchhandlung 1737. 8. (302 SS. Text). (U.) Über das Original siehe oben im Text S. 321.

17) L'ART de NAGER, ou Invention à l'aide de laquelle on peut toujours se sauver du Naufrage, et en cas de besoin, faire passer les plus larges Rivières à des Armées entières. Par JEAN FREDERIC BACHSTROM, Docteur en Médecine, et Directeur général des Fabriques de S. A. S., Mme la Duchesse de RADZIWILL, Grande Chancellière de Lithuanie. A AMSTERDAM, Chez ZACHARIE CHATELAIN, 1741. 12mo. (Titelkupfer; Text 70 SS.).
(Berlin, Königl. Bibl.; Dresden, Königl. Bibl.).

Die Kunst zu Schwimmen, oder Erfindung, vermittelst welcher man sich allemal aus einem Schiffbruch retten, auch bedürfenden Falls ganze Arméen über die breitesten Flüsse bringen kan. In Französischer Sprache beschrieben von Joh. Friedrich Bachstrom, D. Medicinae und General-Directore der Fabriquen Ihrer Hochfürstl. Gnaden, der Herzogin von RADZIVIL, Gros-Canzlerin von Lithauen, und aus derselben ins Deutsche übersetzt von D. J. v. d. S. BERLIN, zu finden bey Johann Rüdiger, 1742. kl. 8. (Titelkupfer, Titel, Text SS. 3—61).
(Dresden, Königl. Bibliothek).

Nach Bachstroms Tode von fremder Hand übersetzt.

Betreffend eine Schrift Bachstroms über Bonneval siehe meine Erörterungen oben im Texte S. 322 f.

Zur Schubart-Biographie.

Von Adolf Wohlwill in Hamburg.

Dem grundlegenden Werk von D. F. Strauß „Schubarts Leben in seinen Briefen" ist im Laufe von 6 Jahrzehnten eine Reihe von Studien über den Dichter der „Fürstengruft" gefolgt, die teils sein Leben und Wirken im ganzen Umfang, teils Einzelheiten aus seiner

Biographie oder seiner literarischen Tätigkeit behandeln. Die meisten dieser mehr oder minder wertvollen Arbeiten waren nur für einen kleineren Kreis von Lesern oder Forschern bestimmt. An die ganze deutsche Nation wendet sich dagegen das jüngst von K. M. Klob veröffentlichte Werk über Schubart[1]).

Der Verfasser dieses Buches beansprucht laut seinen eigenen Worten keineswegs eine streng wissenschaftliche Arbeit, sondern eine im besten Sinne volkstümliche Darstellung von Schubarts Schicksalen und seiner Wirksamkeit zu liefern. Diesen Zweck hat er in vollem Maße erreicht. Sein Buch ist lebensvoll und fesselnd geschrieben und dazu geeignet, das Interesse an Schubarts Persönlichkeit in weitesten Kreisen zu beleben. Aber auch dem, der sich mit Schubart wissenschaftlich beschäftigt hat, bietet Klob vielfach Belehrung und Anregung. Er beherrscht einen guten Teil der bisherigen Schubart-Literatur. Wenn er trotzdem dies oder jenes übersehen hat und hin und wieder Angaben macht, die eine Berichtigung erfordern oder doch zu Bedenken Anlaß geben, so kann dies bei der Schwierigkeit des Themas und dem umfangreichen, aus den verschiedensten Fundstätten hervorzuholenden Materials den Wert des Geleisteten nicht beeinträchtigen.

Da anzunehmen ist, daß das Buch in allen Ländern deutscher Zunge Verbreitung finden und in absehbarer Zeit eine neue Auflage erleben wird, so dürfte es angebracht erscheinen, auf einige Einzelheiten näher einzugehen.

Seite 12 ist der Satz, in dem es heißt, Schubart habe sich Zeitlebens als echter Württemberger gefühlt, dahin zu verbessern, daß statt „Württemberger" „Schwabe" gesetzt wird. Der Verfasser scheint, wenigstens in seiner Einleitung, die Bezeichnungen Württemberger und Schwabe fast als gleichbedeutend zu gebrauchen, ohne genügend zu beachten, daß im 18. Jahrhundert, auf das es hier ja allein ankommt, Württemberg nur eins von etwa 100 Gebieten des schwäbischen Kreises bildete und daß Schubart, der nur verhältnismäßig wenige Jahre seines Lebens in Freiheit auf württembergischen Boden verlebte, zwar stets ein starkes schwäbisches Stammesgefühl, aber — ungeachtet verschiedener, meist auf Bestellung zutage geförderter Lobpreisungen des Herzogs Karl Eugen — keineswegs württembergischen Landespatriotismus bekundet hat, wie er z. B. dem echten Württemberger Uhland eigen war.

Daß Schubarts Vater zur Zeit der Geburt des Dichters nur Kantor und deutscher Schulmeister, nicht aber zugleich Präzeptor (das ist: Lehrer an einer Lateinschule) und Pfarrvikar in Obersontheim war, ist

[1]) Karl Maria Klob, Ein deutsches Dichter- und Kulturbild. Ulm 1908. (Heinrich Kerler, Verlags-Conto.)

aus Pfarrer Immendörfers Ortschronik von Oberjontheim (Württembergische Vierteljahrshefte, Jahrgang 1890, S. 109) zu entnehmen. Wenn letztere dem Verfasser offenbar nicht zu Gesicht gekommen, so hat ihn doch leider ein Druckfehler dieser lehrreichen Aufzeichnungen auf dem Umwege durch andere Darstellungen irregeführt. Seite 16 erzählt Klob, Schubarts Eltern wären bei der Geburt des Dichters kaum einige Monate verheiratet gewesen. Dagegen ist zu bemerken, daß die Eltern des am 24. März 1739 geborenen Dichters — nach Angabe des Eheregisters zu Sulzbach am Kocher — schon am 17. Juli 1736 (nicht 1739) getraut worden. Vgl. darüber meine Angaben in (Herrigs) Archiv für neuere Sprachen und Literaturen, Band 87, S. 2 Anmerkung.

Sehr mit Recht bemerkt Klob Seite 22, es sei eine der schwersten Aufgaben des Schubartbiographen, die Selbstbiographie des Dichters auf Grund geschichtlicher Tatsachen und anderweitiger Forschungsresultate richtig zu stellen. Ich möchte hinzufügen, daß dies in manchen Punkten nicht nur schwierig, sondern ganz unmöglich ist, zumal auch Schubarts Briefe zwar stets unschätzbare Dokumente für die Stimmung und Seelenzustände des Dichters, doch hinsichtlich ihrer tatsächlichen Angaben nur allzu häufig unzuverlässig sind. Im ganzen darf man jedoch Klob die Anerkennung nicht versagen, daß er sowohl der Selbstbiographie, wie den Briefen gegenüber Kritik walten läßt. Überdies war er bemüht, die örtlichen Verhältnisse und Kulturzustände der Stätten, an denen sich Schubarts Lebenslauf abspielte, nach Kräften zu veranschaulichen. Meist mit Erfolg. Unzureichend erscheint es allerdings, wenn Klob, um eine Vorstellung von Schubarts Erlanger Studentenleben zu geben, vorzugsweise Auszüge aus Laukhards bekannter Selbstbiographie mitteilt. Im Anschluß an Schubarts Selbstbiographie glaubt Klob überdies, das Verhalten des Dichters auf der Universität Erlangen in ein recht unerfreuliches Licht stellen zu müssen. Bis zu einem gewissen Grade wird seine Auffassung durch einen Brief bekräftigt, den der Vater Schubarts an den Hauswirt des lockern Studenten gerichtet hat[1]). Sicher begründet ist jedoch nur, daß letzterer sich in Schulden stürzte und auf Veranlassung seiner Gläubiger in den Karzer kam. Die Freundin, die seine Verhaftung mit Tränen beklagte, könnte eine harmlose filia hospitalis gewesen sein. Wenn die Eltern ihren Sohn nach jener Zeit „einheimsten", so liegt kein Anlaß vor, dafür einen anderen Grund zu suchen, als das erwähnte leidige Schuldenmachen. Offenbar war der Vater nicht in der Lage, für alle finanziellen Sünden seines Sohnes einzutreten; dies ergibt sich schon aus dem Umstand, daß in den

[1]) Vgl. Herrigs Archiv a. a. O. S. 4.

folgenden Jahren wiederholt Aufforderungen von Erlangen aus an den Magistrat von Aalen ergingen, um bei dem Diakonus der Stadt, d. i. dem Vater Schubarts, die ungetilgten akademischen Schulden des Sohnes einzutreiben.

Wenn Schubart in seiner Selbstbiographie angibt, daß er in Erlangen nur im Anfang ungemein fleißig gewesen sei, aber weiterhin bemerkt, daß er tumultuarisch studierte und nur das ergriff, was er ohne viele Mühe haschen konnte, so erscheinen diese Angaben an sich durchaus glaubhaft, um so mehr, als Schubart über solche tumultuarische Art des Studiums auch später nur selten hinausgekommen ist. Daß die Universität, als der junge Dichter sie besuchte, noch in den Anfängen ihrer Entwicklung stand, ist ebenfalls vollkommen richtig; immerhin trugen zweifellos die in Erlangen gewonnenen wissenschaftlichen Anregungen erheblich dazu bei, die Vielseitigkeit seiner geistigen Interessen zu wecken und zu nähren.

Die nach Christian Schubarts Heimkehr in Aalen und dessen Umgebung verbrachten Jahre sind von Klob kurz und gut geschildert. Daß er während der letzten im Elternhause verbrachten Jahre oder zu Anfang seines Aufenthaltes in Geislingen eine Ode auf Friedrich den Großen gedichtet (vgl. Klob S. 92), scheint mir allerdings schwer erweislich. Die Verse:

„Als ich ein Jüngling ward ...
Da nahm ich ungestüm die goldne Harfe,
Dreinzustürmen Friedrichs Lob"

dürften sich ebenso wahrscheinlich auf Lieder beziehen, die Schubart unmittelbar unter dem Eindruck des siebenjährigen Krieges in Nürnberg oder Erlangen gedichtet hatte.

Für den recht ausführlichen Abschnitt über Schubarts Geislinger Aufenthalt hatte Klob eine gute Vorarbeit in dem Buch von Nägele (Aus Schubarts Leben und Wirken. Stuttgart 1888). Er lehnt sich an dieses an, ohne doch auf selbständiges Urteil zu verzichten, und bringt überdies manches Neue. Allerdings vermag ich nicht allen seinen Angaben beizustimmen. Daß, wie Klob Seite 88 andeutet, der Despotismus des Herzogs Karl Eugen zu Schubarts literarischer Isolierung in Schwaben und speziell in Geislingen beigetragen, will mir nicht einleuchten. Zur Veranschaulichung der damaligen literarischen Zustände in jenen Gegenden hätte Klob das treffliche Buch von Rudolf Krauß über die Literaturgeschichte Schwabens eingehender benutzen sollen.

Um die Eigenart von Schubarts Geislinger Schuldiktaten zu kennzeichnen, wäre es vielleicht angebracht gewesen, die Auswahl etwas anders zu treffen, da gerade in diesen Improvisationen sich nicht nur sein didaktisches Talent, sondern namentlich seine über-

sprudelnde dichterische Originalität aufs vielseitigste offenbart hat. Klob schließt sich hier in seinen Mitteilungen etwas allzu eng an Nägele an und gibt auch das vielleicht wichtigste Diktat, die im 6. Bande des Archivs für Literaturgeschichte vollständig zur Kenntnis gebrachte Erzählung von Louis und Wilhelm, die Urzelle von Schillers Räubern, nur nach Nägeles Auszug wieder. Letzterer hat in seinem Buch vorzugsweise solche Diktate vollständig abgedruckt, die bis dahin unbekannt gewesen; nach anderen Gesichtspunkten aber mußte Klob verfahren, insofern er ein durchaus populäres und die Persönlichkeit Schubarts allseitig charakterisierendes Buch schreiben wollte.

Von weniger Bedeutung ist es, daß Klob das von mir veröffentlichte Zeugnis der Geislinger Vorgesetzten Schubarts vom 14. April 1769[1]) übersehen hat, das dem Bericht des Ulmer Magistrats vom 23. Juni des Jahres als Unterlage diente. Aus beiden Dokumenten könnte man folgern, daß man im Ulmer Ländchen den anstößigen Neujahrswunsch vom letzten Jahreswechsel nicht allzu ernst genommen habe — es sei denn, daß, ungeachtet der Angabe des Dichters, man habe ihn „unter sehr annehmlichen Vorschlägen" in Geislingen zu fesseln gesucht (Brief vom 15. April 1769) — die Absicht obgewaltet, durch die erwähnten Zeugnisse Schubart fortzuloben.

Das Kapitel „Ludwigsburg" gehört unzweifelhaft zu den besten des Buches. Behufs objektiver Charakteristik des württembergischen Herzogs und seiner Residenz hätte allerdings wohl das jüngst herausgekommene Werk „Herzog Karl Eugen von Württemberg und seine Zeit" (1. Band, Eßlingen 1907) verwertet werden müssen. Der Schilderung von Schubarts Leben und Treiben in Ludwigsburg sowie der Annahme, daß er schon während seines dortigen Aufenthaltes einigen Anlaß zu seinem späteren tragischen Schicksal gegeben, ist jedoch durchaus beizustimmen. Daß Schubart selbst schon vor seiner Gefangenschaft auf die Ludwigsburger Zeit mit Selbstvorwürfen zurückblickte, erhellt unter anderem aus einer in dieser Zeitschrift mitgeteilten, vor nicht langer Zeit entzifferten Briefstelle (vgl. Euphorion Band 14, S. 790).

Auch zu den folgenden Abschnitten habe ich nur Einzelnes zu bemerken. Wenn Klob Seite 205/6 im Anschluß an Schubarts Selbstbiographie andeutet, der Dichter habe durch seinen Ausruf: „O England, von Deiner Laune und Freiheit nur diesen Hut voll", veranlaßt, daß der Druck der Deutschen Chronik in Augsburg verboten wurde, so ist dagegen einzuwenden, daß Schubart zunächst nur durch den Brotneid der privilegierten Zeitungsschreiber Augsburgs genötigt wurde, das Blatt in Ulm drucken zu lassen. Die Anklagen gegen

[1]) Vgl. Herrigs Archiv a. a. O. S. 5.

den Inhalt der Zeitschrift scheinen erst später hervorgetreten zu sein. — Obwohl aus dem Augsburger Stadtarchiv mancherlei auf Schubart und seine Gegner bezügliche Notizen ans Licht gezogen worden sind, werden wir doch wohl darauf verzichten müssen, über die Vorgänge, die den Dichter schließlich zum Verlassen der Stadt bestimmten, absolute Klarheit zu erlangen.

Zur Charakteristik der literarischen Tätigkeit Schubarts in Ulm hätte wohl noch seine „Neueste Geschichte der Welt auf das Jahr 1775" berücksichtigt, sowie auch seine Beteiligung am Ulmer Intelligenzblatt eingehender erörtert werden müssen. Namentlich hätte der Anlauf zu einer erneuten und erweiterten Bearbeitung der in Haugs Schwäbischem Magazin abgedruckten Erzählung „Zur Geschichte des menschlichen Herzens" Erwähnung verdient. Daß die kleine dialogische Dichtung „Thalias Opfer" kein Trauerspiel war, sondern nur ein Vorspiel zu Klopstocks Hermannsschlacht, sei nebenher bemerkt. Freilich schrieb Schubart am 17. November 1775, er habe „ein Trauerspiel gemacht und 50 fl. davor bekommen"; doch beweist das nur aufs neue, daß er es mit der Wahrheit nicht allzu genau nahm, wenn es galt, einen Glorienschein um sich zu verbreiten. Diese Eigenschaft ist auch Klob nicht entgangen. Mit Recht bezeichnet er es als eine renommistische Rederei, daß Schubart, sofort nachdem Wieland seine erste Zuschrift freundlich beantwortet hatte, diesen als seinen sehr guten Freund bezeichnete. Daß Schubart geradezu aufschnitt, wenn er am 13. Juli 1775 seinem Bruder schrieb, Lavater habe ihm ein Exemplar seiner „Physiognomik" verehrt, ist im Archiv für Literaturgeschichte XV, S. 30 betont worden. Ich sehe daher keine Veranlassung, auf Grund des erwähnten Briefes vom 17. November 1775 daran festzuhalten, daß Schubart die Bekanntschaft Goethes gemacht habe. Nehmen wir an, daß er die Wahrheit berichtet, so dürfen wir an keine allzu flüchtige Begegnung denken; denn Schubart schreibt ja von Goethe, Klinger und den Grafen Stolberg: „Die Kerls haben mich alle lieb gewonnen." Wenn es aber auch nur, wie Klob annimmt, zu einer ganz vorübergehenden Zusammenkunft Schubarts mit Goethe, etwa im Gasthaus „Baumstark" gekommen wäre, so würde eine solche in Schubarts Briefen und Schriften mannigfachen Widerhall gefunden und jedenfalls andere Worte zur Charakteristik des unvergleichlichen Dichterjünglings hervorgerufen haben, als „ein Genie, groß und schrecklich wie's Riesengebürg"[1]).

[1]) Dieser von mir bereits im Archiv für Literaturgeschichte Band 15, S. 30 dargelegten Ansicht hat R. Krauß in seinem Aufsatz „Schubart und Goethe" (Goethe-Jahrbuch Band 23, S. 123) zugestimmt. Vgl. auch M. Rieger, Klinger in der Sturm- und Drangperiode, S. 74 Anmerkung.

Hinsichtlich der Erklärung des Gewaltaktes, durch den Schubart seiner glücklichen und segensreichen Ulmer Wirksamkeit entrissen wurde, stimme ich insofern mit Klob überein, als auch ich in Karl Eugen den Haupturheber erblicke. Persönliche Gereiztheit und Unwille über die Haltung der „Deutschen Chronik" dürften vorzugsweise den Antrieb zu jener heimtückischen Handlung gebildet haben.

Daß die Verse, in denen Karl Eugen mit Dionys von Syrakus verglichen wurde, sich nicht in der „Deutschen Chronik" befinden, war auch früher jedem, der sich ernstlich mit Schubart beschäftigt hatte, bekannt. Wie aus Klob ersichtlich, stammen die Verse aus dem Leipziger Taschenbuch für Dichter und Dichterfreunde (5. Abteilung 1775, S. 92) und sind dort mit dem Namen Göckingk unterzeichnet[1]). Es liegt daher kein Grund vor, zu bezweifeln, daß sie gar nicht von Schubart, sondern von Göckingk herrühren[2]). Aber sicher hatte Schubart durch so mancherlei direkte und indirekte Invektiven in Versen und Prosa den Herzog und seine Umgebung erbittert. Nebenher mochten auch andere Widersacher des Dichters Öl ins Feuer gegossen haben. Ich zweifle nicht daran, daß auch Ried, der kaiserliche Gesandte in Ulm, zu seinen Gegnern gehörte. Es steht fest, daß dieser in der zweiten Januarwoche des Jahres 1777 sich in Stuttgart aufhielt; dort dürfte er von dem Anschlage gegen Schubart Kunde erhalten und sich bereit erklärt haben, der Ausführung keine Schwierigkeiten entgegenzusetzen. Nach wie vor halte ich es jedoch für wenig glaubwürdig, daß Maria Theresia bei der Sache ihre Hand im Spiele gehabt habe[3]). Nach Schubarts Aufsatz „Meine Gefangenschaft" sowie

---

[1]) Klob gibt den Titel: „Das Original ist in S. * * *" und die Unterschrift genau an. Da der Text aber von der namentlich durch Hermann Kurz' „Schillers Heimathjahre" und Laubes „Karlsschüler" in weiteste Kreise gedrungenen Form ein wenig abweicht, möge hier der Wortlaut nach dem Leipziger Taschenbuch folgen:

„Als Dyonisius (sic) Tyrann zu seyn
Aufhören mußte, ward er ein
Schulmeisterlein."

[2]) Es kommt hinzu, daß das kleine Gedicht auch im Inhaltsverzeichnis des erwähnten Taschenbuches unter den Produkten Göckingks aufgeführt wird. Es ist daher nicht recht verständlich, daß Klob — wie aus S. 382 seines Buches ersichtlich ist — das Epigramm trotzdem Schubart zuschreibt. Daß auch in der Zeit, als Schubart noch gefangen war, der Argwohn, er sei der Urheber jenes Epigrammes, in Stuttgart keineswegs für fest begründet galt, sondern auf „des gens officieux et mal intentionnés contre Schubart" zurückgeführt wurde, ist aus dem Brief des preußischen Legationsrates v. Madeweiß an Friedrich Wilhelm II. vom 5. November 1786 ersichtlich. Vgl. Archiv für Literaturgeschichte Band 15, S. 139.

[3]) Vgl. Archiv für Literaturgeschichte Band 15, S. 126—138. Übrigens bemerkt schon M. Rieger in seinem erwähnten (1880 erschienenen) Buch „Klinger in der Sturm- und Drangperiode". S. 268 Anmerkung: „Herzog Karl war wirklich schwer gereizt; aber an Oesterreich hatte sich Schubart nicht im mindesten vergangen."

nach seiner Selbstbiographie hätte Ried allerdings, noch ehe Karl Eugen Maßnahmen gegen Schubart ergriffen, sich für befugt gehalten, den Dichter aufzuheben, ihn nach Ungarn zu führen und ihn in einem unterirdischen Gefängnis „auf ewig zu verderben". Durch den Umstand, daß über ein solches Vorhaben in der Korrespondenz Rieds mit dem Wiener Hofe nichts gefunden werden konnte, wird diese Annahme freilich nicht vollkommen widerlegt, zumal die betreffende Korrespondenz nicht ganz vollständig erhalten ist;[1]) aber es ist kaum erfindlich, was Ried oder die Machthaber in Wien zu einem so empörend grausamen und zugleich die Befugnisse des Hauses Österreich im Reiche weit überschreitenden Gewaltakt hätte bestimmen können.

Klob und Nägele berufen sich namentlich auf eine Prophezeiung, die Schubart (Deutsche Chronik 1776, S. 338), nachdem er zuvor von Merciers Werke „L'an 2440" geredet, einer unter dem Titel „Georg VI." erschienenen englischen Schilderung der Weltlage im 20. Jahrhundert entnommen zu haben vorgibt. Hier heißt es unter anderem: „In Teutschland herrscht Kaiser Friederich, der die Preußischen und Oesterreichischen Staaten zusammen besitzt, die Schweiz eroberte, und die Türken aus Europa drang. Alle Churfürstenthümer, Herzogthümer, Fürstenthümer, Freystaaten sind verschwunden. Elsaß und Lothringen sind wieder teutsche Provinzen."

Es erscheint jedoch erwünscht, den Artikel „Aus dem zwanzigsten Jahrhundert", mit dem das 43. Stück des Jahrganges 1776 anhebt, im Zusammenhang zu betrachten. Man gewinnt dann zunächst den Eindruck, daß Schubart zwar die Ausführungen des ungenannten Engländers denen Merciers vorzieht, sie aber doch nur als mehr oder minder sinnreiche Einfälle gelten läßt. Den Angaben über das Buch des britischen Autors fügt er die Worte hinzu: „Einer unsrer größten lyrischen Dichter schrieb einen Freyheitsgesang aus dem 20ten Jahrhundert, der jedem Teutschen lieber seyn möchte, als die politischen Träume der Seher in London und Paris." Es folgt dann der letzte Abschnitt des bekannten, aus dem Jahre 1775 stammenden Gedichts Friedrich Leopolds Grafen zu Stolberg von den Zeilen an:

„Du bist frei! du bist frei!
Deutschland frei!"

Dort finden sich auch die bekannten Verse:

. . . . . „es stürzen dahin
Die Thronen, in die goldne Trümmer die Tirannen dahin."[2])

---

[1]) Vgl. Archiv für Literaturgeschichte Band 15, S. 133 und Herrigs Archiv für neuere Sprachen und Literaturen, Band 87, S. 8 f.

[2]) So zitiert Schubart ungenau a. a. O. S. 340. Vgl. dagegen August Sauer, Der Göttinger Dichterbund, Teil 3, S. 73.

Den Schluß des Artikels bildet die Bemerkung: „Sollte der brünstige Dichter nicht höhere Offenbahrungen haben, als der kalte Politiker?"

Man möchte hiernach annehmen, daß Schubart mehr durch die von ihm im Anschluß an Fritz Stolberg bekundete Freiheitsschwärmerei als durch die vorausgegangenen Phantasiebilder Anstoß erregt habe.

Es darf allerdings nicht verschwiegen werden, daß sich dem Vergleich zwischen dem 1763 in England herausgegebenen, 1776 in deutscher Übersetzung erschienenen Buche des britischen Autors über die Regierung Georgs VI.[1]) mit dem angeblichen Auszuge bei Schubart anscheinend ein Argument zugunsten der Auffassung Nägeles und Klobs entnehmen läßt.

Es fällt zunächst auf, daß Schubart seine Vorlage sehr frei benutzt hat. Von dem, was für den englischen Schriftsteller die Hauptsache ist, das Bild eines künftigen britischen Idealherrschers zu zeichnen, der Rußland, Frankreich und Spanien besiegt, Cuba, Mexiko und die Philippinen in seine Gewalt bringt und zugleich in bezug auf innere Staatsverwaltung, sowie Pflege der Kunst und Wissenschaft das Musterexemplar eines Regenten darstellt, findet sich bei Schubart nur wenig. In dem Satze „Georg VI., ein König, wie ihn jeder Staat haben möchte, thut große Thaten, erobert Frankreich" usw. ist der Glanz jenes erhofften britischen Monarchen nur schwach angedeutet. Wenn es weiterhin bei Schubart heißt: „Rußland hat sich zur fürchterlichsten Monarchie in der Welt erhoben", so steht dies schon deswegen mit dem Original nicht in Übereinstimmung, weil nach diesem Rußland, obwohl anfänglich England überlegen, von Georg VI. wiederholt in seine Schranken zurückgewiesen wird und es sogar gelegentlich zu einem britischen Bombardement von St. Petersburg kommt.

Vollends phantasiert Schubart als Journalist, ähnlich wie er es auf dem Klavier oft mit so großem Erfolg getan, wenn er dem Engländer die Angaben unterschiebt: „Die 12 vereinigten Provinzen in Amerika haben diesen ganzen Welttheil unter sich gebracht und beherrschen ihn mit Weisheit. Die ganze Afrikanische Küste ist den Spaniern unterthan. Egypten und Syrien hat einen christlichen Beherrscher" usw.

Für die uns beschäftigende Frage kommt es jedoch besonders darauf an, den Unterschied ins Auge zu fassen, der zwischen beiden

[1]) Das Original ist im Jahre 1763 unter dem Titel „The reign of George VI." anonym erschienen und 1899 von C. Oman unter Hinzufügung von Vorrede und Anmerkungen aufs neue herausgegeben worden. — Schubart hatte zweifelsohne nur die 1776 in Leipzig unter dem Titel: „Die Regierung George des Sechsten, Königs in Engelland" erschienene Übersetzung zur Hand. Diese, die sich übrigens eng an das Original anschließt, ist daher im folgenden vorzugsweise herangezogen worden.

Autoren hinsichtlich Deutschlands obwaltet. Da erscheint es denn bemerkenswert, daß der Name des Kaisers Friedrich und die Verbindung der preußischen und österreichischen Länder die einzigen Punkte sind, in denen Schubarts Skizze sich bezüglich Deutschlands an das Buch des Engländers anlehnt. Bei dem letzteren spielen Deutschland und sein Oberhaupt keine sehr glänzende Rolle. Nur durch einen genialen Heereszug Georgs VI. entgeht das Deutsche Reich dem Schicksal, von den verbündeten Mächten Rußland und Frankreich zerrieben zu werden. Es fehlt also viel, daß Kaiser Friedrich „die Schweiz eroberte und die Türken aus Europa drang", sowie daß Elsaß und Lothringen wieder deutsche Provinzen geworden. Die nach Schubart von der Bildfläche verschwundenen deutschen Fürsten werden von dem Engländer wiederholt erwähnt, und zwar meldet er von ihnen, sie seien jederzeit willig und bereit, ihre Truppen einem jeden zu leihen, der sie in Sold nehmen wolle.

Zu beachten ist anderseits, daß in der englischen Darstellung die Verbindung der preußischen und österreichischen Länder nicht etwa durch militärische Erfolge Preußens, sondern durch Heirat herbeigeführt wird. Von Friedrich (dem Neunten) heißt es gleich im ersten Kapitel:

„Mit der Vermählung, wodurch die Staaten des Hauses Oesterreich und mit diesen zugleich die kaiserliche Würde an das Haus Preußen gekommen waren, schien jene heldenmüthige Tapferkeit und jener Ruhm der Staatsklugheit, den die Könige von Preußen so viele hundert Jahre hindurch genossen hatten, erloschen zu seyn. Kaiser Friedrich der Neunte war, von allen Seiten betrachtet, ein schwacher Prinz" usw.[1])

Für Schubart genügte jedoch die Erwähnung eines Kaisers Namens Friedrich als gemeinsamen Herrschers über Preußen und Österreich, um sich an der Vorstellung eines einheitlichen machtgebietenden deutschen Vaterlandes zu berauschen.

Die von mir im Archiv für neuere Sprachen und Literaturen (Band 87, S. 8) angedeutete Möglichkeit, daß Schubart bei Erwähnung des Kaisers Friedrich an die Wiederherstellung der Hohenstaufenherrlichkeit gedacht habe, halte ich freilich, nachdem mir seine Vorlage bekannt geworden, für ausgeschlossen. Anderseits ist es unverkennbar, daß auf Grund der angestellten Vergleichung Schubarts patriotischer Idealismus in ein noch helleres Licht tritt. Dennoch scheint es mir auch jetzt nicht einleuchtend, daß jener Artikel für den Dichter die

[1]) Dies der Wortlaut der deutschen Übersetzung von 1776. Die entsprechende Stelle des Originals lautet: „The marriage which had transferred the dominions of the house of Austria to that of Prussia, and with them the imperial title, seemed to have extinguished that generous bravery, and political reputation which the kings of Prussia had enjoyed for so many centuries. The Emperor Frederic IX. was in every respect a weak Prince" etc.

angedeuteten Folgen gehabt haben könne. Unter allen Umständen handelte es sich ja nur um ein Luftgebilde, um die phantastischen Vorstellungen eines Ausländers, bei deren freier Wiedergabe Schubart der eigenen Einbildungskraft ein wenig die Zügel schießen ließ.

Der Hoffnung auf das Wiedererstehen eines starken deutschen Reiches hat Schubart allerdings auch schon früher Ausdruck gegeben. Doch lag ihm in der Zeit vor seiner Gefangenschaft nichts ferner, als für eine Reorganisation Deutschlands unter preußischer Führung Propaganda zu machen. Später hatte er wohl zeitweilig auf den von Friedrich dem Großen ins Leben gerufenen deutschen Fürstenbund große Hoffnungen gesetzt. Auch läßt es sich nicht leugnen, daß er in den ersten — nach seiner Befreiung geschriebenen — Jahrgängen der „Vaterlandschronik" die Weltlage vorzugsweise vom preußischen Standpunkt aus beleuchtete. Aber auch damals konnte ihm nur die Erhaltung des durch Friedrich den Großen errungenen europäischen Ansehens und Einflusses der preußischen Regierung, nicht aber eine Unterordnung Österreichs unter Preußen als erstrebenswert erscheinen. Vollends lag ihm eine solche Idee in der Zeit vor seiner Gefangenschaft fern. In der an dieser Stelle allein in Betracht kommenden „Deutschen Chronik" begnügte er sich damit, ganz im allgemeinen für die Macht, Einigkeit und Freiheit der Deutschen einzutreten. Daß ihm bei seiner oft angeführten Verheißung vom Jahre 1774: „Die Löwen erwachen, sie hören das Geschrei des Adlers ꝛc." kein bestimmtes politisches Programm vor Augen schwebte, erhellt schon aus dem Zusatze: „Bleiben wir einig, wie wir es jetzt sind, so werden wir bald die erste Nation der Welt sein." Bezeichnend ist auch, daß in Schubarts frühestem „Deutschland" betitelten Artikel (vom 31. März 1774) Joseph „dieser in allen seinen Gesinnungen ganz deutsche Kaiser"[1]) und Friedrich als „das große Original jetziger und künftiger Helden" gleichsam in einem Atemzuge gepriesen werden.

Daß Schubart in seiner „Deutschen Chronik" auch bezüglich der Kaiserin Maria Theresia ihrer Regierungstätigkeit, sowie ihrer Staatsmänner nicht mit Ausdrücken der Ehrfurcht und Bewunderung kargte, ist von mir bereits im Archiv für Literaturgeschichte Band 15, S. 135 hervorgehoben worden.

Wie die Ursachen zu Schubarts Gefangenschaft, so sind auch die Umstände, durch die seine Befreiung bewirkt wurde, zwar im allgemeinen, doch nicht in allen Einzelheiten festzustellen. Jedenfalls wäre es erwünscht gewesen, wenn Klob bei der Behandlung dieses Gegenstandes den Aufsatz von Rudolf Krauß „Schubarts Beziehungen

[1]) Mit Vorliebe hebt Schubart die Deutschheit des Kaisers hervor. So heißt es z. B. auch in „Thalias Opfer" von 1776: „Joseph lebt, der deutsche Kaiser, der seine Heldensprache ehrt" usw.

zu Graf Hertzberg und Preußen" (Sonntagsbeilage zur Vossischen Zeitung, Jahrgang 1900, Nr. 38) und die im Archiv für Literaturgeschichte Band 15, S. 138—143 abgedruckten Aktenstücke aus dem Kgl. Geh. Staatsarchiv in Berlin benutzt hätte.

Von großem Wert sind Klobs auf verschiedene Kapitel seiner Arbeit verstreute, zum Teil durch Ernst Holzer (vgl. insbesondere dessen Schubart-Studien, Ulm 1902) angeregte Bemerkungen über das, was Schubart als Komponist, ausführender Musiker und Musikkritiker geleistet hat.

Auch über Schubarts Dichtungen und seine journalistischen Arbeiten sagt Klob manches Treffende. Sie erschöpfend zu behandeln, lag nicht in seinem Plane. Hier bleibt für andere ein nicht unerhebliches Arbeitsgebiet übrig. Doch auch in einer vorzugsweise erzählenden Darstellung wäre es erwünscht gewesen, wenn auf Schubarts Beziehungen zu Schiller und das, was Weltrich, Minor und andere über dieses Thema geäußert, näher eingegangen worden wäre; aber ich verkenne nicht, wie schwierig es ist, in gemeinverständlicher Form und ohne übergroße Ausführlichkeit allen Anforderungen gerecht zu werden, die an eine Dichter-Biographie von der Art, wie sie Klob sich zur Aufgabe machte, gestellt werden können. Er hat jedenfalls ein anregendes und anziehendes Buch geschrieben und es vortrefflich verstanden, uns die Persönlichkeit Schubarts mit seinen Vorzügen und Schwächen, mit seiner schwäbischen Derbheit und seiner ganz Deutschland umfassenden vaterländischen Gesinnung vor das geistige Auge zu führen.

Herderiana im „Wandsbecker Bothen".

Von Max Morris in Berlin.

Die vorliegende Arbeit ist aus einer Untersuchung über Goethes und Herders Anteil an den Frankfurter gelehrten Anzeigen von 1772 (Stuttgart, 1909) erwachsen. Ich hatte mich dabei mit Herders Stil bis in die Minutien der Interpunktion und Rechtschreibung bekannt zu machen, und so bemerkte ich gelegentlich, daß eine Anzahl anonymer Beiträge im „Wandsbecker Bothen" Kennzeichen ihrer Herkunft von Herder aufweisen. Ich kann im folgenden nur die bequem zu erfassenden und darzustellenden Beweismittel anführen, denn schon die Rücksicht auf den Raum verbietet es, hier mit einem so umfangreichen Stilglossar für Herder zu arbeiten, wie ich es in dem genannten Buche aufgestellt habe. Wer die dort zusammengetragenen Beobachtungen näher betrachtet und sich vielleicht auch selbständig in Herders

so überaus individuellen Stil hineinhorcht, wird die im folgenden gegebenen Beweise leicht durch allerhand kleine Züge verstärken können, auf deren Darstellung ich hier verzichten mußte.

Von den Rezensionen des „Wandsbecker Bothen“ ist bisher nur eine einzige als Herders Eigentum festgestellt worden. Nun machen aber eine Anzahl von Briefstellen einen stärkeren Anteil Herders an den 2—300 herrenlosen Rezensionen des „Bothen“ recht wahrscheinlich. Am 20. Juli 1771 bittet Bode Herder um „Rezensionen, kurze Abhandlungen, Verse und dergleichen zu dieser Zeitung“ und wiederholt seine Bitte am 17. September. Am 20. November dankt er ihm „für den Beitrag zum Boten“, und am 19. Mai 1773 hören wir wieder: „Nun hab' ich noch große Bitten. Für den armen Boten etwas! O bitte! Er hat keine Ursache mehr, der dickköpfigen Orthodoxen zu schonen, und niemands!“ (Von und an Herder III, 282 ff.) — Ferner Claudius an Herder, Anfang 1773: „Des Hamburgischen Ministerii Bedenken und Albertis Gespräch ist nun wirklich ans Tageslicht gekommen und 12 Bogen stark, wird also den Recensenten und Zeitungsschreibern Preis gegeben und Ihnen in specie, wenn es Ihnen behaglich wäre, in 8—14 Tagen sich darüber in einer Recension für den „Boten“ zu entledigen.“ Endlich 13. September 1774: „Gehabt euch wohl und schickt mir eine Recension!“ (Aus Herders Nachlaß I, 376 ff.)

Alles das in den verhältnismäßig wenigen überlieferten Briefen von Bode und Claudius an Herder! Hier muß mehr zugrunde liegen als der eine Beitrag, für den Bode am 20. November 1771 dankt. Diesen hat man zutreffend in der Rezension von Schmids „Biographie der Dichter“ erkannt, die sich in den Nummern vom 19. und 20. November findet. Aber ist das der ganze damals von Herder eingesandte Beitrag? Der vorher sehr magere Artikel „Gelehrte Sachen“ wird Mitte November 1771 plötzlich durch einige kräftige Anzeigen belebt, die sich durch die nächsten Wochen hinziehen, und die wir nun auf ihre etwaige Herkunft von Herder betrachten wollen. Da ist zunächst in den Nummern vom 13., 15. und 16. November die Rezension von Basedows politischen und moralischen Reden. Herder hat das Buch in den Frankfurter gelehrten Anzeigen vom 24. März 1772 angezeigt (vgl. Morris a. a. O. S. 438) und ich stelle zwei Sätze dieser beiden Rezensionen nebeneinander:

Wandsbecker Bothe.	Frankfurter gelehrte Anzeigen.
Die Liebe des Vaterlandes in den Herzen des Volks erwecken, . . . es . . . zu ausserordentlichen Erhebungen der Seele, die in grosse Thaten ausbrechen, leiten — dieß scheint die unsern Zeiten	. . . wo Patrioten, mit dem Feuer der Beredtsamkeit die . . . Herzen ihrer Mitbürger wieder erwärmen . . . und sich und andere zu den großen Empfindungen stimmen könnten, ohne welche

angemessenste und edelste Anwendung der Beredsamkeit zu seyn.	keine großen Thaten ... möglich sind
verdiente von einem Basedow verewigt zu werden	den Geist eines wirklich großen und ehrwürdigen Basedow.

Weitere deutliche Entsprechungen lassen sich nicht nachweisen, und ich enthalte mich deshalb einer bestimmten Entscheidung. Auch die Anzeigen von J. E. Schlegels Leben in der Nummer vom 27. November und von Hasenkamps „Erinnerungen gegen die im vorigen Jahre vom Herrn von Kennicotten herausgegebenen Anmerkungen über 1. Samuelis C. 6, V. 19. Frankfurt und Leipzig 1771" in der Nummer vom 29. November zeigen einigermaßen Herders Ton und könnten wohl von ihm herrühren, wenn sich auch nicht gerade auf kennzeichnende Eigenheiten seines Stils hinweisen läßt. Aber in einem so kühnen Wort wie „die Bruderblöde" konnte vielleicht nur Herder den Satz zusammenfassen, der die erste dieser beiden Anzeigen eröffnet: „Die Hand eines Bruders, zumal des Jüngsten der Brüder ist vielleicht nicht die tüchtigste, ein Bild vom Bruder zu entwerfen: sie wird Familien Züge anerkennen, sie wird zu verschönen, zu schmeicheln fürchten, sie wird wanken." Die Nummern vom 3. und 4. Dezember bringen dann eine umfangreiche Anzeige von Bahrdts „Vorschlägen zur Aufklärung und Berichtigung des Lehrbegriffs unsrer Kirche, Riga 1771", die wenig Kennzeichnendes bietet und in der nur ein Satz an Herder denken läßt: „Allgemeine Gedanken von der Trennung der Christen und ihrer Wiedervereinigung haben uns am wenigsten gefallen." Das ist allerdings gerade in jener Zeit eine Lieblingswendung des Rezensenten Herders. Ich notiere aus den Frankfurter gelehrten Anzeigen von 1772: „Am wenigsten hat uns die Einleitung gefallen" (67, 30). — „Aber dieses gefiel uns am wenigsten" (301, 35). — „Am ungefälligsten ist der Autor, wo er" (356, 20). — „Die ganze Geschichte von Christo, die uns am allerwenigsten gefallen hat" (613, 37).

Diese Anzeigen könnten also vielleicht von Herder stammen. Ich verzichte aber auf ihren Abdruck, da sich mit dem mir augenblicklich zur Verfügung stehenden Beweismaterial eine kräftige Überzeugung doch nicht erzielen läßt. Für den folgenden Jahrgang 1772 hat Herder nichts beigesteuert, da er von der Arbeit für die Frankfurter gelehrten Anzeigen vollauf in Anspruch genommen war. Die Anzeige von „Kleemanns Reisen" in Nr. 156 ist freilich von Herders Rezension dieses Buches in Nr. 74 der Frankfurter gelehrten Anzeigen vom 15. September 1772 abhängig:

Frankfurter gelehrte Anzeigen:	Wandsbecker Bothe.
Was erwartet man nicht von dem langen Titel? ... nur dem Kaufmann	wer auch seines Handels wegen durch alle die Oerter und Gegenden reisen

nützlich, der auch nach Bender, Otschakow, Largasa hinreisen und Spiegel verkaufen wollte ...

viele Gefährlichkeiten ... unter Türken und Tataren, Juden und Christen ...

Die Art wie die Türken zum Kriege laufen ... wie man in diesen Weiberhandelsplätzen dem schönsten Theil des weiblichen Geschlechts begegnet ... die Reste der ältesten Regierung im Regiment der Tartarn ...

will, die in dem langen Titel angeführt sind, der kann dies Buch immer einmal durchlesen ...

seinen Drangsahlen unter Juden und Judengenossen, Türken und Tartarn ...

etwas weniges vom Weiberhandel, vom Regiment der Tartarn und der Art der Türken zum Kriege zu laufen ...

Aber diese Übereinstimmungen erklären sich wohl so, daß der Verfasser der am 29. September im „Bothen“ erschienenen Anzeige (Claudius?) Herders Rezension vom 15. September vor Augen hatte und sein Machwerk vielleicht gar allein daraus — ohne Ansicht des Buchs — gezogen hat, denn es findet sich in diesem schwächlichen Abklatsch auch gar nichts, was nicht schon in den „Gelehrten Anzeigen“ stände.

Erst im nächsten Jahrgang 1773 bringt der „Bothe“ wieder eine Anzahl von Rezensionen, die zum Teil sicher von Herder herrühren und zum anderen Teil sich ihm mit Wahrscheinlichkeit zuweisen lassen. Da ist zunächst in der Nummer vom 26. Januar die Anzeige eines Schriftchens von Merck:

Rhapsodie von Joh. Heinrich Reimhart, dem Jüngern, 1773. (Ist zu haben in Hamburg bey Bode am Holtzdam.)

Der Herr Reimhart giebt in dieser Schrift eine Anleitung für die Poeten seines Vaterlandes, und theilt seine Anleitung in eine Einleitung und in 3 Hauptstücke ab. In der Einleitung beweißt er erstlich, daß Deutschland nicht leicht zwey Dichter auf einmal gesehen, dabey aber doch einen Überfluß an Poeten habe, und handelt zweytens von den Ursachen dieser Begebenheit. Darauf folgen die drey Hauptstücke der Schrift selbst, in deren erstem der Verfasser erklährt, was ein Poet, ehe er anfängt zu schreiben, im zweyten, was er beym Schreiben, und im dritten, was er nach dem Schreiben zu beobachten habe. Unser Leser wird sich nun vorstellen — eine langweilige Chrie über die natürlichen und künstlichen Talente eines Poeten, anderthalb Alphabet eines kahlen gelehrten weitläuftigen Schnickschnacks über poetisches Genie, poetische Mahlerey und poetische Empfindung, über Anordnung und Ausführung eines Gedichts, und was dergleichen mehr ist — wir wollen aber dem Spaß ein Ende machen und ihm nicht länger verhalten, daß diese Rhapsodie ein allerliebstes Gedicht sey, voll Satyre, Witz und Laune, und leider nur einen Bogen stark.

Wir möchten es zur Probe gerne ganz herschreiben — einen guten Rath für die Poeten aber können wir doch nicht unterlassen herzusetzen, weil er uns recht aus der Natur hergehohlt zu seyn scheint, und uns selbst auch schon manchmal gute Dienste gethan hat.

— „Und will es gar einem Ort
Mit der Erfindung nicht mehr fort
So kratz dich hier, und kratz dich dort.“

Daß diese Rezension ein kleiner Freundesdienst Herders für Merck ist, wird durch die darin vorkommende Wendung „eine langweilige Chrie" wahrscheinlich, denn der Rezensent Herder wird nicht müde, dieses Wort verächtlich zu gebrauchen, während es sonst in den Rezensionen der Zeitgenossen kaum vorkommt. In den folgenden Proben ist Suphans Herder-Ausgabe mit römischen Band- und arabischen Seitenziffern und Scherer-Senfferts Neudruck der Frankfurter gelehrten Anzeigen mit arabischen Seiten- und angehängten kleinen Zeilenziffern zitiert: „Zergliederung einer Sapphischen Herzensode, als einer Schulchrie" (II, 141). — „ich muß also die Schulchrie zergliedern" (III, 301). „Schulchrie" (IV, 309). — „ewige Schulchrien" (V, 215). — „was würde Ossian zu dieser Poetischen Schulchrie sagen?" Dazu aus seinem Anteil an den Frankfurter gelehrten Anzeigen: „Eine Schulchrie" (147, 21). — „daß dies eine ganz weltberühmte Schulchrie ist, die zu andern Schulchrien gestellt zu werden verdient" (343, 5). — „Eine langweilige Schulchrie" (490, 6). — „Bey einem sittsameren Tittel würden wir das armselige Gewäsch dieser Aufsätze, wie so viele andere philosophische Chrien, seinem Schicksal überlassen haben" (645, 21). Das in der Schriftsprache seltene Wort Schnickschnack gebraucht Herder XXIV, 345 und in der weiterhin als sein Eigentum angesprochenen Anzeige des zweiten Teils von Schlözers Universalhistorie.

In der Nummer vom 15. Februar finden wir dann die Anzeige von zwei Schriften über den Streit der Frankfurter gelehrten Anzeigen mit dem Pastor Goeze:

a. Hamburg 1773. Gedruckt und zu bekommen bey Dieterich Anton Harmsen, ist: „Rettung der Unschuld des Herrn Hauptpastor Goeze zu St. Cathrinen in Hamburg: gegen boshafte gedruckte, geschriebene und mündlich ausgesprengte Lügen und Verläumdungen.

b. Gerichtliche Akten betreffend eine Rezension der Goezischen Betrachtungen über das Leben Jesu auf Erden in No LVIII der Frankfurther gelehrten Anzeigen von 1772. zur Rechtfertigung des Hrn. Pastors, des Recensenten und des Verlegers. Gedruckt auf Kosten des letztern zu Frankfurth am Mayn, und in hiesiger Gegend zu haben bey Herrn Bohn in Hamburg.

Wir zeigen deswegen diese beyden kleinen Schriften zugleich an, weil sie eigentlich beyde über einerley Vorwurf handeln. Zwey Classen von Lesern werden solche gewiß lesen. Erstlich diejenigen, welche gerne aus blosser Neugierde alles lesen, was nur von ferne einer Streitschrift ähnlich ist, und zweytens diejenigen, welche gerne urtheilen, aber nicht voreilig, sondern alsdann erst für sich im Stillen urtheilen mögen, wenn sie durch Rede und Gegenrede dazu in den Stand gesetzet worden. Die erste der angezeigten Schriften beweiset durch beygebrachte Attestata von dem Hochedlen Magistrate und dem Hochehrw. Ministerio der Kayserlichen freyen Reichsstadt Frankfurth, daß der im 18ten Stück der allgemeinen Deutschen Bibliothek befindliche Satz: „Ob habe der Herr Hauptpastor Goeze den dasigen Hochedlen Magistrat directe oder indirecte gebeten, gegen den Verleger der dasigen gelehrten Anzeigen wegen einer ihm mißfälligen Recension seiner täglichen Betrachtung über das Leben Jesu, mit Strafe zu

verfahren;“ falsch sey. — Diese Behauptung wird auch in den gerichtlichen Akten allerdings bekräftigt. Es erhellet aber auch zugleich aus denselben, daß die Bezichtigungen in den Freywilligen Beyträgen vom Nov. v. J. 52stes Stück woselbst es heißt: „Da ich nun vor dem allwissenden Gott versichern kann, daß mir von alledem, was in Frankfurth vorgefallen, nicht das geringste bekannt geworden, da ich nie eine von den dortigen gelehrten Anzeigen gesehen habe, ja wenn ich es nicht aus dieser Stelle gesehen hätte, bis diese Stunde noch nicht wüste, daß dergleichen existirten; so gehet die Unverschämtheit des Briefstellers so weit, als sie gehen kann, und er sowohl als derjenige, der diese Nachricht in dieses Journal gesetzet hat, beweisen dadurch, daß sie zu denen gehören, die da lieb haben und thun die Lügen,“ und die Worte des Retters der Unschuld des Herrn Hauptpastors Goeze auf der 4ten Seite, wo es heißt: „und ich setze hinzu, hier zeiget sich der Lügengeist in seiner äussersten Unverschämtheit und in seiner völligen Grösse;“ würklich zu hart und fast gar zu voreilig hingeschrieben sind. Denn bis den 19ten Novemb. konnte der Verleger der Frankfurther Anzeigen, Herr Hofrath Deinet, und jederman, der in Frankfurth von dem Vorfall gehört hatte, nicht anders wissen, als was dem Verleger aus dem Auszuge des Protocolls (sub Nro. II in den gedruckten gerichtlichen Akten) angedeutet war: „In Gefolg eines auf das Schreiben des Herrn Pastor Goeze zu Hamburg ergangenen venerirlichen Raths-Conclusi“ u. s. w. Denn wir können den Verleger unmöglich in Verdacht haben, daß er es wagen sollte, dem Publikum verfälschte Auszüge aus- oder Beylagen zu den Akten, vorzulegen.

Wer übrigens noch neue Beweise zu der Wahrheit nöthig hat, daß bey Streitigkeiten auch unter den Rechtschaffensten (die Verfasser dieser Zeitung können sich nicht enthalten, das Wort Rechtschaffen noch immer in einer sehr edlen Bedeutung zu nehmen, so sehr es auch einige Schriftsteller in üblen Ruf zu bringen bemüht sind,) Leuten, die Ichheit sich rege, der kan in beyden angezeigten Schriften welche finden.

Der Eingang dieser Anzeige kommt mit dem von Herders Struensee-Rezension in Nr. 72 der Frankfurter gelehrten Anzeigen von 1772 (vgl. Morris a. a. O. S. 453) vollkommen überein:

Wandsbecker Bothe:	Frankfurter gelehrte Anzeigen:
Zwey Classen von Lesern werden solche gewiß lesen. Erstlich diejenigen, welche gerne aus blosser Neugierde alles lesen . . .	Drey Arten von Menschen werden diese Bekehrungsgeschichte mit Vergnügen lesen. Der Neugierige, der immer nur fragt . . .

Und am Schlusse spricht der Rezensent so von den Intentionen der Mitarbeiter an den Frankfurter gelehrten Anzeigen, wie es eigentlich nur ein Mitglied dieses Kreises tun kann.

Am 17. Februar bringt der „Bothe“ dann noch eine Rezension von Thunmanns „Untersuchungen über die alte Geschichte der Nordischen Völker“. Ich hatte sie schon als Herders Eigentum erkannt und die sprachlichen Beweise dafür zusammengetragen, als ich bemerkte, daß der Entwurf dazu sich in seinem handschriftlichen Nachlaß vorgefunden hat und bei Suphan V, 408 ff. gedruckt worden ist. Dieser Entwurf, der also nicht, wie dort S. XXV angenommen wird, für Nicolais „Bibliothek“ bestimmt war, ist künftig durch den bisher übersehenen Druck im „Wandsbecker Bothen“ zu ersetzen, da Herder bei der

Reinschrift eine große Zahl stilistischer Besserungen angebracht hat. War nun dieses Stück auch schon anderweitig bekannt, so hatte ich doch hier eine erwünschte Bestätigung meines Verfahrens in Händen.

Diese Anzeigen vom 26. Januar und vom 15. und 17. Februar werden aus einer einzigen größeren Manuskriptsendung Herders stammen, denn die Lücke zwischen ihnen wird durch eine Anzahl von Anzeigen ausgefüllt, die vielleicht ebenfalls von ihm herrühren, nur daß sie nicht viele bequem mitteilbare Kennzeichen aufweisen, so daß es kaum möglich ist, diese Vermutung durch Argumente zu vertreten. Ich begnüge mich, diese Rezensionen hier aufzuführen: 30. Januar: Schutzschrift für unsre Mitbürger im Reiche der Möglichkeit. — Allgemeine Gedanken von der Trennung der Christen. — 2. Februar: Eines evangelischen Mitglieds der ehemaligen Conföderation zu Thorn Erweiß der Gerechtsame der Dissidenten in Pohlen. — 3., 5., 6. Februar: Unterrichtung zur Glückseeligkeit nach der Lehre Jesu. — 9. Februar: Anrede bey der beglückten Feyer des Geburtsfestes . . . Christians des 7ten. — 10. Februar: Martin Ehlers, Rede von den Glückseligkeiten des Regentenstandes am Geburtstage des Königs den 29. Jänner 1773. — 16. Februar: Lessing, Zur Geschichte und Litteratur. Erster Beytrag. Braunschweig, 1773.

Erst im Herbst hat Herder dann wieder einen Beitrag eingesandt. Es ist wie die Anzeige von Mercks Rhapsodie ein Freundesdienst, und zwar diesmal für Heyne.

Pindari carmina, cum lectionis varietate. Curavit Christian Gottlob Heyne. Goettingae apud Johannem Christianum Dietrich. 1773. 379 S. in groß 8vo ohne die Vorrede.

Wie's der Fall bey manchen griechischen Autoren, in unsern vielschwatzenden, aber destoweniger lesenden Zeitläuften ist, so war er's auch beym Pindarus. Er hatte sich rar gemacht. In den Buchläden konnte man ihn fast nicht haben. Die Ausgabe unsers Schmid, welche immer noch die brauchbarste bleibt, ist schon lange vergriffen, die Oxforder kömmt selten nach Deutschland, beyde haben auch den Mangel daß sie unbequem für die Leser sind. Überhaupt fehlte es an einer brauchbaren Handausgabe, denn die gewöhnliche kleine stephanische wimmelt von Druckfehlern, und zudem — — wer mag Augenpulver gern lesen? Eine neue war kaum zu erwarten, wenn man die Conjunkturen in Deutschland kennt. Es wird sich daher um so mehr jeder Liebhaber der griechischen Litteratur freuen, daß ein Mann, wie der Herr Hofrath Heyne, sich dieses Mangels angenommen, und ihn so gehoben hat. Er wurde von verschiedenen jungen Leuten, wie er uns sagt, angegangen, ein Collegium über den P. zu lesen, und der Buchhändler Dietrich war geneigt ein Werk zu unternehmen, das seiner Presse Ehre machen könnte. Herr H. benutzte sich dieser Wärme. Daraus entstand, in einem halben Jahre, die Ausgabe, die wir hier vor uns haben.

Jeder sieht leicht, daß eine solche Arbeit, welche nicht anders als tumultuarisch seyn konnte, einem Gelehrten, dessen Ruhm schon bevestigt und über Journalisten Lob erhoben ist, bedenklich vorkommen mußte. Desto größeren Dank verdient der Herausgeber, daß er sich durch die Furcht vor diesem Vorwurfe nicht

hat abschrecken lassen, und desto mehr Preis, daß er in so kurzer Zeit, und bey so wenig Muße, so viel geleistet hat. Eine Ausgabe eines Dichters, wie Pindar, verdient eine weitläuftigere Beurteilung, als Zeitungen gemeiniglich davon zu machen pflegen, und es wird hoffentlich unsern Lesern nicht verdriessen, etwas ausführlich von ihren Vorzügen unterrichtet zu werden.

Zuerst, was den typographischen Theil anbelangt: der ist in aller Absicht gut. Schöne, scharfe Lettern, schwarze Farbe, bequemer Format, weißes Druckpapier, so jedoch ein wenig stärker sein könnte, ein geringer Preiß, alles vereinigt sich die Ausgabe Käufern zu empfehlen. Der Recensent hat Exemplare auf geplätteten Schreibpapiere gesehen, die den besten Englischen Büchern, nichts nachgeben. Ein Beweis, was wir Deutsche hierinnen thun könnten, wenn wir wollten, wiewohl es immer noch zweifelhaft bleibt, ob man viel gewönne, wenn unsre Bücher sich an Schönheit der Aussenseite den Englischen und Französischen näherten, und auch nach Proportion an Kostbarkeit zunähmen. Wir haben nur wenige und unbedeutende Druckfehler gefunden. Uebrigens ist diese Correction, zweyen jungen Gelehrten, dem Hrn. Pauer und Koppe zu verdanken, von denen letzterer auch das Register und die lateinische Uebersetzung verfertigen wird.

Herr Hofr. Heyne wollte anfangs nur einen reinen Abdruck der Oxforder Ausgabe veranstalten, die Lesearten daraus unter den Text setzen, und hier und da Pauws und anderer Verbesserungen einschalten. Er mag selbst hierüber reden: „Primum quidem hoc unum receperam, ut Oxoniensem editionem darem, repetitam nitide et accurate. Cum tamen Pindaricus contextus nondum nec librorum subsidiis nec virorum doctorum ingeniis ita expolitus sit, ut criticis copiis in eo carere possimus; viri praestantissimi autem, qui editionem Oxoniensem curarunt, sagacitatis suae et doctrina, apud viros graece doctos saepe desiderium reliquerint; nec omnino in tam erudito poeta, imprimis cum adolescentibus criticae subtilitati assuefaciendis ille sit enarrandus, lectionis veritas negligi possit: lectionis varietatem ex Oxoniensi editione adscribendam, tum Pauwii aliorumque emendationes, si quae occurrerent, excerptas subiiciendas curare decreveram. Nam ut poetam novis curis ipse recenserem, a consilio, ingenio, tempore, more etiam meo, erat alienum." Unter der Hand aber wuchs ihm die Arbeit. Er sah, daß die Varianten aus den Bodlejanischen Codd. meist nichtswürdige Kleinigkeiten beträfen, daß Schmid mit weniger Genauigkeit excerpirt sey, daß alle vorhergehenden Ausgaben fast gar nicht genutzt wären.

Folglich mußte er entweder gerade nichts thun, oder sich entschliessen, eine ganz neue kritische Ausgabe zu verfertigen. Er wählte das letztere, und hat's ausgeführt, wie's von ihm zu erwarten war. Um nicht zu weitläuftig zu werden, überschlagen wir alles Schätzbare, was er in der Vorrede, von den gedruckten Quellen der pindarischen Lesearten, S. 6. 7. 8, von den Handschriften des P. S. 9. 10. 11 und von den Bemühungen der alexandrischen Gramatiker und Scholiasten, S. 13. 14 sagt. Jeder der es wissen will — und es verdient, da es fast alles neu ist, wohl gewußt zu werden — mags selbst nachlesen.

Abseiten der Critik also, ist hier fast alles geleistet, was geleistet werden konnte. Alle nöthigen Editionen, von der römischen an, waren dem Herausgeber zur Hand, er nützte sie alle, verglich jede nur irgend merkwürdige Variante, besonders die beym Aldus, und setzte Schmids, Pauws, und Benedicts des Paraphrasten Veränderungen und Conjecturen, mit judicieöser Beurtheilung in die Noten. Freylich sind die meisten dieser Lesearten sehr langweilig und unnütz. Sie betreffen größtentheils nur das Sylbenmaaß und den Dialect. Jenes wußten zu Letzeit der Griechischen Sprache, die Rhapsoden wohl auswendig, aber in den alten Manuscripten waren die Zeilen nicht abgesetzt, so daß hier die Gramatiker ein herrliches Feld für ihren Ameisenfleis offen gefunden haben. Diesen wollten die unwissenden Abschreiber gar zu gern nach dem gewöhnlichen umschmelzen; daher

ist er auch eine unerschöpfliche Quelle von Lesearten und wiederum von Sylbenstecherey für die neuern Critiker geworden. Bey alle dem verwundern wir uns mit dem Herrn Hofrath, wie P. so wenig fehlerhaft auf uns gekommen ist. Sein Schicksahl (nicht: sein Glück, wie neulich der Leipziger Recensent sehr schülerhaft übersetzte; aus Unwissenheit, oder mit Fleiß, um doch etwas zu tadeln zu haben, und zu zeigen, daß er in die Vorrede geblickt) hat gewollt, daß sich von ihm nur wenige Handschriften, und diese sehr jung — aus dem 16. 15. höchstens 14. Jahrhunderte — und fast alle verstümmelt, — denn sehr wenige begreifen einen ganzen *περιοδον* in sich — erhalten sollten. Und doch sind bey ihm weniger Sinn-verderbende Fehler, als bey Virgil und Horaz, von denen man doch Codices wie Sand am Meere hat. (S. VIII.) Allerdings merkwürdig genug, und ein Fingerzeig den man vielleicht nicht ohne Nutzen bey der Kritik des alten Testamentes brauchen kann!

In Absicht dessen, was eigentlich Auslegung heißt, war nichts versprochen, und gleichwohl ist viel dabey gethan worden. Fast überall ist die Dürre der Critik durch angenehme exegetische Erläuterungen unterbrochen. Winke, die von des Herausgebers tiefen Kenntniß der griechischen Sprache und seinem hellen Auge zeugen, wie Nem. *ἡ*, vs. 2. 18. 41. 42. 47. — Pyth. *ἰ*, vs. 5. — *ἀ*, vs. 21. 50. Bemerkungen die seinem poetischen Gefühl Ehre machen; z. B. Olymp. *δ'*, vs. 35. — Pyth. *ἀ*, vs. 44. 94 und besonders die Stelle: Pyth. *ἰ*. vs. 55, 56 (Apollo lacht: *ορων νβριν ορθιαν κνωδαλων*) wo alle Ausleger vom Scholiasten bis auf Geßner sehr lächerlich erklährt haben, und viele andre finden wir mit nicht sparsamer Hand eingestreuet. Was aber diese Edition zur Crone aller übrigen macht, ist insonderheit das treffliche Licht, so Hr. H. durch die Hinwegräumung, oder Veränderung, oder Hinzusetzung der Unterscheidungszeichen über viele dunkle und verworrene Oerter seines Autors ausgegossen hat. Hier sehe man den grossen Nutzen, den feine, natürliche Empfindung des Schönen und Geschmack in der Philologie bringt. Nicht alle und jede dieser Veränderungen gehören dem Herrn Heyne eigen zu; einige hat er aus den zu wenig genutzten Scholiasten, andere aus Benedict, der offenbar weit klüger dachte, als die oxforder Editores, und häufig richtig erklärt, wenn jene mit unbegreiflicher Albernheit interpungirten und übersetzten. Aber die Meisten schreiben sich von ihm selbst her, und sind so fließend, so leicht, daß man sich wundert, warum nicht ein jeder so gleich darauf gefallen. Doch man denke hierbey an Columbus Ey! Selten läuft etwas menschliches mit unter, wie S. 297. wo vs. 41. hinter *αλκιμον* ein Comma seyn sollte. Wir rechnen dieses für einen Druckfehler, und würden dasselbe bey dem, vs. 50. hinter *ρηξαν*, aufgehobenen Comma gethan haben, wenn in der Note nicht stünde, daß es mit Fleiß geschehen wäre; denn das Subject zum Zeitworte *ρηξαν* ist ja schon da gewesen, die warmen, rauchenden Leichname der Feinde, *δαϊοισιν εν θερμω χροι*) und das folgende *υπο αλεξιμβροτω λογχα* wird, wie der Augenschein lehrt, vom Partic. *πολιζομενοι* regiert.

Beispiele, solcher durch die Interpunktion erläuterter, oder besser erklärter Stellen sehe man:

Pyth. *θ'*, 15. Comma hinter *ευηρατον* weg! so daß *θαλλασαν* weit natürlicher auf Africa als auf die Nymphe Cyrene paßt.

Pyth. *ἰ*, 37. Comma hinter *κρατησας* weg! wodurch der doppelte unschickliche Nachsatz verschwindet.

Nem. *ἡ*, 5. Comma hinter *εκαστον* weg! und vor *πλαναθεντα* nach Maßgabe der Scholiasten gesetzt!

Ibid. vs. 68. 69. Comma hinter *ερσαις* weg! und hinter *αρεται* gesetzt! Allerdings war es eine seltsame Metapher, daß Jugend durch Thau wachsen sollte, da zumal in derselben Zeile Bäume standen, auf die es sehr natürlich ging.

Diese Exempel sind nur auf Geradewohl herausgenommen; es ist auch hier der Ort nicht, mehrere zu häufen. Wer Lust hat auf die Jagd darnach auszugehen,

wird selten bey einem Blatte ohne Fang zurückkehren. Nur thue er's immer mit der oxforder Ausgabe in der Hand! Denn der bescheidne Herausgeber hat es fast nicht bemerkt, oder gekräht, wenn er ein Goldkorn fand; sondern stillschweigend den Anstoß im Texte gehoben. Da er selbst so wenig von sich spricht, so ists billig daß Andre zeigen, wie viel er gethan, mit welcher gedrungenen Kürze, und mit wie wenig Zurüstung, Rumor, Wortgepränge, und Anlauf ers gethan. Was er irgendwo von Schmid sagt! „Non enim vir egregius, quoties *Stipulam* de via tollebat, Quiritum fidem testabatur, mag man mit noch besserem Fug auf ihn selbst anwenden. Doch was Splitter! Er räumt Balken weg, und läßt sich's kaum merken!

Es dürfte wohl nicht unrecht seyn, einem Einwurfe zu begegnen, den sich der Recensent anfangs selbst gemacht, und auch andre Liebhaber gewiß machen werden. Zum Verständniß des Pindar ists nicht genug, daß man sein Griechisch weis und Interpretiren kann. Da kommen Einem so viel Particularitäten in den Weg, so viel Anspielungen, nicht auf gewöhnliche, sondern wahre Chronick von Mythologie, auf Geschichte specieller griechischer Staaten, und so gar auf die Leben der besungenen Männer, die man schlechterdings nicht aus den Fingern saugen kann, sondern, von den Scholiasten aufbewahrt, und in den Schriften der Commentatoren aufs reine gebracht, suchen muß, ehe man sich an die dornigte Lectüre wagt. Diese Real-Erläuterungen fehlen in der heyneschen Ausgabe, wo nicht ganz, doch an den meisten Orten, und sind, wenn er welche anbringt, viel zu kurz gesagt. Das scheint auch Hr. H. gefühlt zu haben, da er mehr als einmal in der Vorrede erinnert, seine Edition sey zum Behuf der Vorlesungen veranstaltet; wo freylich der Lehrer das Nöthige nach Belieben hinzusetzen mag. Wenn aber nun der Liebhaber, der auch diesen Schatz gebrauchen, nicht mehr über den P. hören, sondern ihn lesen will, wenn der Trost in den Noten sucht, aber statt Real-Erläuterungen zu finden, sich immer Varianten aufgetischt sieht, die ihn schlecht sättigen! und denn einmal mit unter Wort-erklärungen! und denn immer wieder Varianten! und immer Varianten! — Wer kanns ihm verdenken, daß er scheele Augen dazu macht? daß er spricht: O wenn mir doch statt der Hülse, Schlaube, Spreu nichtswürdiger Lesearten, mehr Kern gegeben wäre, — Ich nicht. Aber denn lasse er sich auch gesagt seyn: Siehest du darum so scheel daß Er so gütig ist? Man darf sich bey der Beurtheilung eines Buchs, doch wohl immer nur in den Gesichtspunkt stellen, aus dem der Verfasser es beurtheilt haben will. Und da Er denn hier freylich weiter nichts leisten wollte, als einen correcten Abdruck der oxforder Ausgabe zu liefern, die Lesearten zu berichtigen, und allenfalls zu beurtheilen; so ist alles was Er noch darüber thut, als ein überflüßiges gutes Werk zu betrachten; so sind wir ihm für das Dank schuldig, was er gethan hat, und dürfen ihn nicht zur Rede setzen, über das was er hätte thun können, aber nicht hat thun wollen Zugeschweige, daß die unmittelbar, und im Grunde so unwichtigen Varianten, oft mittelbar wichtig werden, eben weil sie das Sylbenmaß betreffen, und uns, wo nicht sagen, was im Text steht, doch zum wenigsten, was nicht darinnen stehen kann — und darf.

Ein andere Frage wärs nun allerdings, über die ganze Absicht. Ob auch die gut ist? Ob man denn der gelehrten Mikrologie, und den Berichtigungen des Textes, in Stellen und Wörtern, wo nicht ganz der Sinn verdorben wird, so viel Zeit und Mühe widmen sollte, wenn ganz andre Sachen zu thun sind? Das verlange ich nicht zu entscheiden. Der Herr Hofrat selbst scheint von der entgegengesetzten Meynung zu seyn: „Ea autem (sc. interpretatio) in Pindaro nequaquam critica opera inferior habenda, *quin potius criticam subtilitatem, quae verborum et apicum vestigia rimatur, multis modis antecellit, multoque plura requirit*, quae cum accurata non modo graecarum litterarum scientia, verum etiam cum ingenii aliqua vi, phantasmatum audacia ,lyricoque

aflatu et numerorum modorumque sensu coniuncta sunt." Was ist wohl, das man einem Manne der so denkt und spricht, nicht zutrauen, und auch von ihm verlangen sollte?

Indessen finden wir auch hierinnen unsere völlige Befriedigung bey folgendem Versprechen, welches wir eigennützig genug sind, für baare Münze anzunehmen: „Itaque constitui, olim aliquando alio volumine, si non commentarium perpetuum, locorum tamen praecipuorum illustrationem, difficiliorumque enodationem subiicere, et si qua alia, etiam critici generis sive in enarrationibus publicis, sive in vivorum doctorum scriptis occurrerint, addere." Nur möchte dieses olim aliquando nicht zu weit hinausgeschoben werden, denn — Menschen sind sterblich, Leser und Verfasser; und wir, die wir lesen, wollten auch noch gern Gutes davon haben. Ein Commentar kann allen diesen noch so kargen Forderungen ein Genüge leisten. Ein Commentar über Pindarus, welcher mehr wäre als gemeiner Commentar, in den Geist eindränge, nicht allein aus Glossariengelehrsamkeit und als Scholiast, sondern mit anschauendem, warmem Dichtergefühl ihn erklärend, und auch da zur Mitempfindung hinreissend, wo der große Haufe nur construirt . . . seht! Das wäre ein Commentar der noch seinen Mann unsterblich machen könnte. Ihn erwarten wir von niemand eher als von Hr. Heyne. Gemeiniglich verachtet, wie einer unsrer größten Schriftsteller sagt, der Litterator den schönen Geist, und der schöne Geist den Litterator, und so lauft jeder um seine Welle herum — — — — wie gut also, wenn beydes in einem Manne verbunden ist, und was kann man denn nicht hoffen? Irrt der Recensent, oder darf er prophezeyhen: Nicht bloß historische, kritische, exegetische, zum Wortverstande nothwendige Erläuterungen! eigne und gesammlete, sondern auch: Untersuchungen über den Geist, den Character, das National- und Original-Eigenthümliche unsers Dichter, Vergleichungen seiner Lyrik mit der Lyrik anderer! Betrachtungen über seine Fehler! (daß er auch Fehler hat, dieser große Mann, ist doch keine Ketzerey zu sagen?) und endlich auch — welches vielleicht noch für das Mechanische unserer Sprache Nutzen haben könnte, — verdautere Recherchen über die pindarischen Sylbenmaße, als man bisher noch hat. Solchen Dichter wie Pindarus, so stark von Ideen, so lebhaft im Schwunge, so lyrisch in der Bilderökonomie, und vor allen Dingen, so edel von Gesinnungen, daß bey ihm immer

„die Schöne des Herzens voran vor der Schöne des Gesangs fliegt"

hat doch keine Nation noch als nur wir Deutsche. Ein solcher Dichter verdient einen Commentator wie Heyne, und der Commentator Heyne einen Dichter wie Pindar. Wenn uns dann der Genius von Deutschland vor allen Dammischen und Grilloischen Uebersetzungen gnädiglich bewahrt, aber den Mann erweckt, dessen Meisterhand in den fortgesetzten schleswiger Briefen, die achte pythische Ode, mit ihrer ganzen Nervensprache, allen ihren Sturmwendungen und Dithyrambenflüge so glühend übertragen hat — — mögen wir uns wohl freuen! Wir rufen am Schlusse, beyden, Commentator und Uebersetzer mit ihrem Dichter zu:

Ειπερ τι φιλεις ακοαν αδειαν αιει
κλνειν, μη καμνε λιαν δαπαναις
Εξιεει δ'ωσπερ κυβερνατας ανηρ
Ιστιον ανεμοεν!

Daß diese in den Nummern vom 5.—6. Oktober 1773 gedruckte Rezension von Herder herrührt, läßt sich an manchen Eigenheiten seines Stils zeigen, und überdies hat Herder darin briefliche Mitteilungen Heynes verwertet:

Heyne an Herder, 11. März 1773 (Von und an Herder II, 156):

Der unselige Pindar! Kaum werden Sie begreifen können, wie ich in meinen Verhältnissen darauf habe kommen können ... Für meine Vorlesungen ... blieben mir bisher zur Abwechslung immer Lücken: Homer, ein Tragiker — und nun wieder Homer! Ich ward um den Pindar mehrmalen angegangen ... Siehe hier tritt Herr Dietrich ein: um seine Buchdruckerei in völligem Lichte zu zeigen, wolle er den Pindar abdrucken.

Wandsbecker Bothe:

Er wurde von verschiedenen jungen Leuten, wie er uns sagt, angegangen, ein Collegium über den P. zu lesen, und der Buchhändler Dietrich war geneigt ein Werk zu unternehmen, das seiner Presse Ehre machen könnte.

Bei diesem „wie er uns sagt“ denkt Herder nur an Heynes Brief, denn in der Vorrede der Pindar-Ausgabe findet sich diese Mitteilung nicht. Auch die Bemerkungen über Heynes anfängliche Bedenken bei der tumultuarischen Arbeit und über die vielfache Aufhellung des Sinns durch veränderte Interpunktion beruhen auf diesem Brief, vgl. dort z. B.: „Viele hundert Stellen erhalten erst einen Sinn durch Interpungiren.“

Bedarf es noch eines weiteren Beweises, so bietet ihn der Satz: „O wenn mir doch statt der Hülse, Schlaube, Spreu nichtswürdiger Lesearten mehr Kern gegeben wäre.“ Das ostpreußische Wort Schlaube ist kennzeichnend für Herder — es findet sich kaum bei einem anderen Schriftsteller der Zeit — während es zu Herders Lieblingswörtern gehört. Ich notiere die Stellen Suphan V, 209. 210. 449. 450. 483. 490. 558. 565. 574; VI, 345. 438; VII, 224. 351; XXIX, 369; XXXI, 245. 246. — Die Wendung vom „bescheidenen Herausgeber“ ist ein echt Herderisches Lob, vgl. Werke I, 93; V, 411, VI, 432; VII, 260; XX. 321, 362; Frankf. gel. Anz. 142, $_{13}$ 149, $_{27}$ 369, $_{6}$ 427, $_{11}$ 432, $_{2}$ 526, $_{23}$ 526, $_{31}$ 671, $_{26}$ 671, $_{34}$. Auch daß dieser Herausgeber nicht kräht, ist ein Lieblingsbild Herders, der einmal von Goethe urteilt, daß er gern bei einem kleinen Vorfall sehr laut kräht (Aus Herders Nachlaß III, 240), und in einer Rezension der Frankf. gel. Anz. (Neudruck 390, $_{1}$) sagt: „Wenn nur die wohlthätigen Geschöpfe seiner Einbildungskraft nicht auch so laut krähen, wie der Verfasser.“ — Zu dem unwilligen Ausrufe „Doch was Splitter!“ vgl. Frankf. gel. Anz. 350, $_{13}$: „Doch was schaffen!“, und zu der Stelle: „Wenn uns dann der Genius von Deutschland ... den Mann erweckt“ vgl. Frankf. gel. Anz. 511, $_{7}$: „Der Himmel erwecke einen Mann ...“. — Über die Pindarübersetzungen von Damm und Grillo urteilt Herder ebenso verächtlich wie hier in den Frankf. gel. Anz. 232, $_{35}$; 233, $_{8}$. — Der am Schlusse so gerühmte Pindarübersetzer ist Schönborn.

In den folgenden zwei Monaten bringt der „Bothe" nichts, was auf Herder hinwiese, und erst eine „A. E." unterzeichnete Anzeige des komischen Romans „Der geistliche Don Quixote" in der Nummer vom 7. Dezember ragt über das Niveau von Claudius und noch mehr über das seiner anonymen Mitarbeiter weit hinaus und scheint nach manchen kleinen Eigenheiten von Herder herzurühren. Diese sind aber so subtil, daß sie sich schwer darlegen lassen, und haben auch nur für den einige Beweiskraft, der sich mit Herders Stil näher vertraut gemacht hat. Das in der Rezension ausgesprochene Urteil über den Pietismus kommt mit Herders Ansicht vollkommen überein, vgl. Stephan, Herder in Bückeburg, Tübingen 1905, S. 17. Da sich der Beweis also doch nicht zwingend führen läßt, so verzichte ich auf den Abdruck der Rezension. Meine Vermutung findet aber eine Stütze an der Tatsache, daß der „Bothe" am nächsten Tage, dem 8. Dezember, einen erweislich von Herder herrührenden Beitrag bringt, denn Claudius hat Herders Sendungen stets eilig zum Druck gebracht, und sie finden sich fast durchweg in Klumpen, so daß man den Einlauf der Manuskriptsendungen bequem verfolgen kann. Dieses zweite und sichere Herderianum lautet:

Man pflegt doch in Zeitungen oft Briefe zu lesen, die der und jener berühmte Gelehrte an Könige und Fürsten geschrieben haben. Wir wollen heute einmal, in Ermangelung eines neuen solchen Briefes, einen alten zu lesen geben, der vor mehr als 2000 Jahren geschrieben ist. Kenner der feinen Welt werden gar bald merken, woran es dem Verfasser des Briefes gefehlt hat, und daß einer von unsern modernen Philosophen des erleuchteten achtzehnden Jahrhunderts ganz anders würde geschrieben haben. Pythagoras aber schrieb wie folget an S. H. Hiero von Syracuß, der ihn zu sich eingeladen hatte:

„Ich führe ein sehr gleichförmiges und ruhiges Leben, das Leben das du führst ist auf keine Weise weder das eine noch das andre. Ein mäßiger und frugaler Mann kann der Sicilianischen Leckerbißen entbehren. Wohin Phythagoras auch komme, findet er genug zur Leibes Nahrung und Nothdurft, und der Ueberfluß eines Dynasten ist lästig und unbequem für jemand, der sich darauf nicht versteht. Die Genügsamkeit ist ein groß Ding, und steht fest, sie hat keine Neider noch Verfolger, und deswegen scheint sie uns auch den Göttern am ähnlichsten zu machen. Dazu erwirbt man sich gesunde Disposition, nicht durch Liebe-pflegen noch durch viel Essen und Trinken, wohl aber durch Mangel, der den Menschen zur Tugend treibt. Die mancherley u. ausschweiffenden Wollüste aber treiben die Seelen schwacher Menschen wie an Stricken, am allermeisten die Art Wollüste denen du ergeben ist. Und weil du freiwillig ihr Knecht seyn willst, ist dir nicht zu helfen, denn Vernunft gilt bey dir nicht viel mehr als gar nichts. Lade also den Pythagoras nicht ein, mit dir zu leben. Der Arzt legt sich nicht gern zum Kranken ins Krankenbette."

* * * * * *
* * *

Von des jüngeren Hemsterhuis — der jüngere ist nämlich des alten großen Tiberius Hemsterhuis Sohn, und der Sohn ein großes philosophisches Genie, wie der Vater ein philologisches war — von dieses jüngeren Hemsterhuis Schrift-Stücklein, davon einige nur für wenige Freunde gedruckt sind,

wird eine deutsche Übersetzung und Sammlung bey Hartknoch in Riga herauskommen, mit Anmerkungen eines andern. Man macht dies deswegen hier vorläufig bekannt, damit sich an dem bekannten Stücklein Sur l'homme keine Taglohn-Uebersetzers Hand erfreche.

Schon die erste dieser beiden kleinen Notizen verrät ihre Herkunft von Herder in der verächtlichen Wendung von den „modernen Philosophen des erleuchteten achtzehnden Jahrhunderts“. Vgl. dazu aus den Frankf. gel. Anz.: „unsres erleuchteten, verfeinerten, altklugen Jahrhunderts“ (355, 37). — „Vor dem Richterstuhl der Vernunft des hocherleuchteten 18. Jahrhunderts“ (441, 10). — „Allein Msr. d'Arnaud ist zu sehr Parisien, und Zeitgenosse des philosophischen achtzehnten Jahrhunderts, als daß er seinen Gegenständen die ihnen eigene Würde hätte zu geben wissen“ (552, 1). — „Der philosophische Geist, den die Voltaire, Hume, Helvetius, Baile und Consorten eingeführt haben, ist doch ... das Modegespenst des Jahrhunderts“ (554, 4). — Dazu aus den übrigen Werken: „Das Muster einer witzigen Vergleichung aus dem achtzehnten Jahrhundert“ (II, 142). — „Die Deipnosophistik unsres vernünftigen Jahrhunderts“ (II, 145). — „Der Philosophische Geist unsres Jahrhunderts hat am meisten seine Götterkraft bewiesen, daß er sich und sein Geschlecht zum Vieh ... erniedert“ (VI, 253). Ähnlich V, 111; VI, 343. 369. 436. Diesen Geist des 18. Jahrhunderts kennzeichnet Herder sehr häufig wie hier ironisch als „fein“, vgl. Morris a. a. O. S. 407.

Daß die zweite Notiz von Herder stammt, ist ohne weiteres deutlich, denn er selbst ist der „andere“, der die Schrift Sur l'homme übersetzen und bei Hartknoch herausgeben will. Er schreibt ihm am 13. September 1773: „Und dann, mein lieber Hartknoch, ist das kleine Bändchen Hemsterhuis' Schriften da, die sie wenigstens im Catalogus ankündigen müssen, damit sich kein anderer daran vergreift.“ Hartknoch erwidert am 13. Oktober: „Können Sie etwas beitragen, daß die Übersetzung von Hemsterhuis in den berühmtesten Zeitungen angekündigt wird, so thun Sie es mir zu Liebe.“ Darauf Herder: „Ankündigung von Hemsterhuis soll geschehen, ist aber noch nicht fertig.“ Das heißt natürlich: aber die Übersetzung selbst ist noch nicht fertig. So ist also die Notiz im „Bothen“ entstanden, deren Herkunft von Herder zum Überfluß auch noch die verächtliche Wendung von den „Taglohn-Übersetzern“ verrät. Vgl.: „Aber welcher solcher Miethübersetzer kennt ein Buch?“ (Frankf. gel. Anz. 297, 5).

Als nächster Beitrag Herders findet sich in der Nummer vom 28. und 29. Dezember eine Rezension von Schlözers „Isländischer Litteratur und Geschichte“. Sie ist ein Hieb auf den verhaßten Gegner, der hier mit anscheinender Unparteilichkeit einiges Lob erhält, das aber sehr bald in kräftigen Tadel umschlägt und bei der von

Herders Anschauung abweichenden Ossiantheorie Schlözers verweilt. Die Rezension ist A. E. unterzeichnet, also ebenso wie die des „geistlichen Don Quixote", die wir oben vermutungsweise für Herder in Anspruch genommen haben. Ganz ausgesprochene Herderianismen lassen sich nicht gerade anführen, aber wer in Claudius' Kreise hätte sonst über diesen Ton, diese schweren, gedrängten Bilder, diese Interessen und Kenntnisse verfügt? Die Anzeige ist nur eine Plänkelei, der in der nächsten Nummer vom 31. Dezember (Fortsetzung und Schluß am 5. und 8. Januar 1774) der Angriff mit schwerem Geschütz folgt: eine Rezension des zweiten Teils von Schlözers Universalhistorie. Das Buch ist Schlözers Antikritik auf Herders Rezension des ersten Teils in Nr. 60 der Frankf. gel. Anz. von 1772. Herder hat zunächst geschwankt, was er gegenüber dieser breitspurigen, aber berechtigten Abwehr seiner unbilligen Rezension unternehmen solle. Er schreibt im November 1773 an Heyne (Von und an Herder II, 165): „Weiter denn auch Herr Schlözer. Da ich ihn nicht gelesen, so weiß ich auch nicht, was drin steht, und da ich noch andere Sachen zu thun habe, werde ich ihn so spät lesen als möglich. Und dann — was scheinen wird, thun! munter, kurz, flugs, würdig! streiten mit ihm werde ich nie. Treffen wir uns doch einmal wieder. Daß er aber jetzt eine Sache vor Jahren aufnimmt! mein Anonym namentlich und recht standmäßig, wie ich höre, behandelt, zeigt offenbar der Geist, woher das jetzt kommt und wohin das jetzt fahren soll — und der fahre!" Nun behauptet Herder freilich auch noch im Januar 1774 gegenüber Lavater, daß er Schlözers Buch nicht gelesen habe (Aus Herders Nachlaß II, 81): „Mit Schlözer habe ich nichts, und ich habe noch nicht und werde noch nicht so bald lesen, was er mit mir hat! ... Ich hatte überhaupt zu dem Amte keinen Ruf: von der Recension gegen Schlözer zog mich mehr als einmal was zurück — ich bedaure, ich — schweige! Ich habe jetzt noch anders zu thun als tollen Hunden als Christ zu antworten. Meine Frau ist Zeugin, daß ich noch nicht gelesen, und er ist jetzt in Spanien, wo er meine Antwort nicht höret." Wer also diese Versicherung für unbedingt glaubwürdig hält, darf die Frage gar nicht aufwerfen, ob die Rezension im „Bothen" von Herder selbst herrührt. Aber Herder hat es mit solchen Versicherungen nicht gar so ernst genommen; er hat seinen Anteil an den Frankfurter gelehrten Anzeigen, der überwältigend groß ist, in geflissentlich herumgestreuten brieflichen Angaben immer wieder für sehr unbedeutend erklärt, und die Autorschaft an den „Kritischen Wäldern" hat er sogar in einer öffentlichen Erklärung abgeleugnet! Die Anzeige im „Bothen" gilt gegenwärtig für eine Arbeit von Claudius, der im November 1773 bei Herder anfragt (Aus Herders Nachlaß I, 374): „Soll ich in der Zeitung davon Erwähnung thun und dagegen sagen,

was ich dagegen sagen kann, oder soll ich lieber gar schweigen? Sie, dünkt mich, müssen nicht antworten, aber ich habe wohl Lust dazu, ob ich gleich des gelehrten Zanks nicht unsatt bin.“ Darauf hin hat Redlich in seiner Nachlese zur neunten Auflage von Claudius' Werken unsere Anzeige S. 29 ff. abgedruckt, und da sie also jetzt wieder bequem zugänglich ist, so wiederhole ich sie hier nicht, sondern erörtere nur die Frage der Autorschaft. Eine Wendung am Schluß klingt allerdings nach Claudius: „Schließlich sperrt der Recensent das Maul auf, noch einmal sehen zu lassen, daß es ihm an Gebiß fehle, den Verdiensten des Hrn. Professors zu schaden.“ Aber da die Anzeige eine ganze Anzahl von Herders Stileigenheiten aufweist, so halte ich diese Wendung für eine bewußte Nachahmung des Botentons. Gegen Claudius spricht folgendes. Die Anzeige gibt sich nicht eigentlich als eine Arbeit des Boten Claudius, der doch sonst in seinen Beiträgen ganz persönlich auftritt, sondern der Verfasser sagt von sich:

„. . . so giebt sich der Recensent lieber gleich bloß und bekennet, daß er kein Historiker von Profeßion sey, und daß ihm Hr. Schlözer in keiner Wissenschaft noch Kunst einige Stärke mit Grund der Wahrheit zur Last legen kann. Er ist kein Historiker von Profession, kein Historiker par Gout, kein Algebraist, Metaphisiker, Belletrist, Hexenmeister, Leinweber ꝛc. ꝛc. sondern bloß ein freydenkender Waghals, der einen solchen öffentlichen ungezogenen Angriff mit Tag und Datum auf eine Recension ohne Nahmen nicht tragen kann, und aus dem Creiß um die Bax-Scene heraustritt, sich aus Aerger auch zu baxen, unbesorgt ob er die meisten oder wenigsten Schläge davon tragen werde.“

Dieser Rezensent, der so sorgfältig mitteilt, was alles er nicht ist, verargt es nun Schlözer besonders, daß er Herders Anonymität nicht respektiert habe: „nennt den Recensenten, der sich nicht genannt hatte, nach Namen, Stand und Würde.“ Vgl. dazu Herders schon angeführte Klage: „daß er aber jetzt eine Sache vor Jahren aufnimmt! mein Anonym namentlich und recht standmäßig, wie ich höre behandelt . . .“ Es ist begreiflich, daß es Herder unbequem war, wenn Schlözer ausdrücklich auf seinen Stand als Geistlicher hinwies, aber es wäre doch auffällig, daß ein unbeteiligter Rezensent daraus Schlözer einen solchen Vorwurf macht und dabei die gleichen Wendungen gebraucht. Auch daß Schlözer sich ein Jahr Zeit zu seiner Antikritik gelassen hat, tadelt ebenso wie Herder in seinem Briefe der Anonymus im „Bothen“: „Als der Canonenschuß ihm hintern Rücken losging, stand er ein ganzes Jahr — stockstille.“ Dieses letztere im Druck ziemlich seltene Wort findet sich auch in der Anzeige der „Schutzschrift“ vom 30. Januar, die wir oben vermutungsweise für Herder in Anspruch genommen haben. Der Rezensent macht es Schlözer zum Vorwurf, daß er den Autor nicht nur mit Namen und Stand bezeichnet, sondern auch noch weitere Lokalumstände eingemischt habe. Lokalumstände ist ein Lieblingswort Herders, vgl. z. B. VII, 210, 312;

IX, 371; X, 42, 50; XII, 126. Einen weiteren Herderianismus haben wir in der Wendung: „eine einzige Schüssel Zänkerey.“ Vgl. dazu: „ein Gespräch Zweifel“ (XXXII, 200); „ein Wisch Zitationen“ (280, 34); „zwey Oktavseiten Nachrichten“ (359, 12); „aus diesen Kapiteln Declamation“ (393, 26). Auch sachlich entsprechen sich diese Formeln von scheinbar koordinierten Substantiven, denn sie enthalten sämtlich eine verächtliche Charakteristik des rezensierten Buchs. Kennzeichnend für Herder ist auch das spöttisch gebrauchte Wort „Algebraist“: „er ist . . . kein Algebraist, Metaphysiker, Hexenmeister, Leinweber.“ Vgl. dazu die Stelle aus einer Herderschen Predigt (XXXII, 7): „wie ein Algebraist, wenn er auf den Flügeln seiner Ideen sich ins Unendliche setzt, ganz Gedanke wird.“ Und die lange, auch den Algebraisten einschließende Aufzählung von Geistesarbeitern, zu denen der Rezensent nicht gehört, faßt Herder in den Frankf. gel. Anz. in der Formel zusammen: „alle lesende und redende Geschöpfe vom Zeitungspolitiker an, bis zum Algebraisten“ (vgl. Morris a. a. O. S. 401). — Der Rezensent spricht von der „Göttin Vergessenheit“, Herder I, 139 von der „Göttin Langeweile“ und der „Göttin Critik“, I, 143 von der „Schutzgöttin Litteratur“, V 125 von der „Göttin Gewohnheit“. Der Rezensent nennt seine Anzeige einen „Schnickschnack“, und dieses in Drucklettern seltene Wort gebraucht Herder XXIV, 345, und es findet sich außerdem in der Merck-Anzeige, die wir ihm oben zugewiesen haben. Zu der Stelle: „Aber, sagt Herr S.“, vgl.: Werke XX, 293 und Frankf. gel. Anz. 130, 31 151, 13 20 162, 14 174, 24 29 175, 6 29 501, 11 26 516, 27 540, 31. Herder, aber nicht Claudius liebt es, einzelne Wörter durch vorangehende Gedankenstriche hervorzuheben, wie es der Rezensent im „Bothen“ tut: „stand er ein ganzes Jahr — stockstille“, und: „mit — Schönpflästerchen“. Belegstellen zu dieser Eigenheit Herders siehe bei Morris a. a. O. S. 398. Endlich sind die schweren, gedrängten Bilder der Rezension unmöglich für Claudius, aber ganz in der Art Herders. Ich führe nur an: „den Bucephal Universalhistorischer Schwürigkeit mit Pomp bestieg“ — „in einem Jahrhundert, darin der Göttin Vergessenheit von Autoren und Recensenten so manches Rindvieh geschlachtet wird“ — „einen langen Faden von Einfällen ꝛc. zu weben, ihr [der Rezension] damit die Kehle . . . zuzuschnüren“ — „zu der alle Ausgaben des Strabo und Mela so viel nutzen als der Geißfuß auf den kleinen Hänsgen in Athen zur Erkenntniß der Götter und Göttinnen die darin aufbehalten worden“ — „den Boden bey einer zwoten Auflage mit historischem Salz bestreut.“

Da also diese Schlözer-Rezension vom 31. Dezember von Herder herrührt, so gehört ihm auch das dazu gehörige Vorgefecht in den Nummern vom 28. bis 29. Dezember:

Isländische Litteratur und Geschichte. Erster Theil. Göttingen und Gotha, im Verlag bey J. C. Dieterich. 202 S. in 8.

Allemal nützlich und gut! wenn ein Mann von Hrn. Schlözers Einsichten und Urteil sich die Mühe nimmt historische Bergwerke zu besichtigen, die man entweder gar nicht gekannt, oder nur mit der Wünschruthe berührt u. für sehr vielhaltig an Metallen ausgeschrieen hatte. Sollte sich's nun beym Einfahren in die Gruben finden, daß es nur Quarzadern gewesen; wohl! auch das gut! — dann können sich andre wenigstens hüten, dem Glauben nicht mehr so viel Raum zu geben. Hätte mancher der neuern dänischen Gelehrten, die in nordischen Begebenheiten arbeiten, sonderlich Hr. Schröning, eben die Vorsicht gebraucht, reine Quellen vom wilden Wasser zu scheiden; so würden sie ohne Zweifel ihren sonst in aller Absicht lobenswürdigen Fleiß, noch auf andre Untersuchungen gewandt haben, für die ihnen ihre Leser weit mehr verbunden gewesen wären.

Hr. Schlözer stellt Untersuchungen an; und dem nach zu urtheilen, wie's der Edda hier gegangen ist, möchte in Absicht des isländischen Litteratur Goldes sein Resultat das bekannte Motto auf einer holländischen Medaille seyn: maar wenig!

Bey diesem ersten Theile ist Herrn Schlözers Absicht folgende gewesen, so wie sie es bey den künftigen seyn wird: „Aus der Menge einzelner zum Theil weitläuftigen, zum Theil seltenen Abhandlungen über die Skandische Geschichte das Brauchbarste herauszuhohlen, es mit gedrungener Kürze zusammen zu pressen, und solchergestalt dem deutschen Geschichtschreiber in die Hände zu arbeiten; — Vorstehendes Bändchen enthält folgende Stücke:

Erstlich: Einige Nachrichten von der Isländischen Literatur überhaupt und der Edda insonderheit. Man kann 3 Epochen der Wissenschaften auf dieser Insel rechnen; so wie fast überall anders wo: allmählich aufgehendes Licht, Verfinsterung dieses Lichts und Palingenesie der Kenntnisse. In der letztern Periode erschien die Edda, dieß Magazin, oder Polterkammer nordischer Mythologie, Sittenzeichnung, Sprache. Ihre verschiednen Editionen von Resenius, und Gjöransson werden hier kritisch beschrieben; der gewöhnliche Wahn bestritten, daß es eine doppelte Edda gäbe, von der Snorre nur die letztere verfertigt; und besonders des Resenii Blößen sehr lebhaft ins Licht gesetzt.

Zweytens: Ein Auszug aus einem Briefe des Hrn. Ihre über Gjöranssons Edition der upsalischen Edda, in 7 Capiteln. Dieß Stück enthält ihrer zwar eigentlich 10, aber mit dem siebenten schließt sich Herrn Ihres Brief. Im 8ten ist die Vorrede der upsalischen Edda abgedruckt; im 9ten Anmerkungen, die ein gelehrter Isländer, vielleicht Arnos Magnäus selbst, einem auf der göttingischen Bibliothek befindlichen Exemplare der Resenischen Edda beygeschrieben hat; im 10 ten wird die Frage beantwortet die Hr. Leßing in seinen ersten Beyträgen, an Hrn. S. wegen des Briefwechsels zwischen dem K. Sigismund und Demetrius gethan hat. — Da man Hrn. J. Brief beynahe nicht verstehen kann, ohne selbst diese Edition der Edda vor sich zu haben, so würde eine sehr vergebliche Arbeit seyn, einen Auszug daraus zu machen. Die Noten, die Hr. Sch. dazu macht, sind noch eins so viel werth als der Text selbst; nur scheint der Historiker S. 55—63, wo er sich in das Gebiet der Dichtkunst wagt, unglücklich, um nicht zu sagen, wissentlich ungerecht zu seyn. Wenn er die Fabeln der Edda, selbst, für ein jüngeres im Zeitalter der Pedanterey zusammen gestoppeltes Werklein hält, wie kann er denn darnach den Charakter der ältern Isländischen Poesie bestimmen wollen? Wie kann er aus den abgerissenen Nachrichten des Diodor, Posidonius, und Appian den Werth der gotischen Seaugchics herabsetzen, da Ossians Gesänge so redend das Gegentheil beweisen, selbst wenn man annehmen wollte, was doch so ausgemacht noch nicht ist, daß Macpherson nur zerstreute Balladen aufgesucht, zusammengesetzt und in ein ganzes Heldengedicht eingeschmolzen hätte? Noch seltsamer ist's, durch zwey Beyspiele aus dem Zeit-

alter des H. Ludger und dem 14. Jahrhunderte hergenommen, die deutschen Barden, deren Gesänge schon Carl der Große als Antiquitäten ansah, zu Bänkelsängern zu erklären. Ueberhaupt würden noch so viele Exempel von schlechten Dichtern nichts weiter beweisen, als daß keine guten übrig geblieben sind. Wie, wenn Skulda mit ihrem Richterstabe auch die Dichter des achtzehnten Jahrhunderts verdammte, nur in den Annalen der Geschichtsschreiber zu leben, und es käme über 500 Jahren ein neuer Innes oder Schlözer und rief aus: Seht, welche Gesellen! Barbaren, Bänkelsänger, Schmarutzer! — Hans Sachsen, Taubmanne, Peter Squenze! — — Doch man fehlt wohl nicht sehr weit vom Ziele, wenn man diese ganze Ausschweifung einem kleinen Kitzel Hrn. Herdern zu widersprechen zuschreibt. —

Das dritte Stück ist gegen Herr Thunmann gerichtet, der, wie bekannt, ein Buch geschrieben hat, um Schlözers Fehler in der nordischen Historie aufzudecken. Mit der gewöhnl. schlözerschen Strenge wird ihm hier der gegenseitige Liebesdienst erzeigt, und besonders an einer lächerl. Verwechselung des H. Augustinus mit einem neuen Mönche dieses Nahmens dargethan, daß seine Schrift nicht durchgehends das Lob ongemeen bondige en geleerde Verhandlingen verdient. Ein Freund des Hrn. Schlözers, Herr Sprengel, wird den zweyten Theil dieser Sammlungen besorgen, und darinnen, die bereits von Hrn. Ihre berührte fabelhafte Ableitung der skandischen Völker bis zu ihrer Quelle hinauf verfolgen. Wir erwarten etwas wichtiges von diesem Gelehrten, dessen vortreffliche Untersuchungen über die Einführung der Galanterie durch die Ritterzeiten (in den rostocker gemein. Nachr.) weiter keinen Fehler haben, als daß er sie wieder abgebrochen hat.

A E

* * *

Wir merken bey dieser Gelegenheit an, daß Hr. Thunmann im 42sten Stück vom 18ten November 1773 der Hallischen neuen gelehrten Zeitungen, verspricht, künftige Meße in einem Werke „über die Geschichte einiger Nordischen und wandernden Völker“ das Unrecht, das ihm Herr Schlözer gethan zu rügen und sich dagegen zu vertheidigen, ihm auch wenn er es verlangt noch einmal so viele Fehler in seiner allgemeinen nordischen Geschichte anzuzeigen ꝛc.

Zu den Ausrufzeichen und Abkürzungen dieser Rezension vgl. Morris a. a. O. S. 396 f. Dem Rezensionsschluß ꝛc. entspricht der Kapitelschluß „u. s. w.“ III 440 und die Rezensionsschlüsse „u. dgl.“ $512,_{32}$ und $647,_{2}$.

Den nächsten Beitrag Herders finden wir erst ein Vierteljahr später in der Nummer vom 25. März 1774:

Die Frühlingsnacht, eine Operette in einem Acte, von J. W. A. Schöpfel. Frankfurth und Leipzig, bey Christ. Gottlieb Hertel. 773. Die Idee zu dieser Operette, daß ein Mädchen in einer Frühlingsnacht im Felde Wache hält das Wild von der Saat ihres Vaters zu verscheuchen und daß in der Nacht der Knoten ihrer unschuldigen Liebe gelößt wird, ist artig genug, und der Plan simpel, wiewohl die Entwickelung wohl etwas weniger geeilt hätte seyn mögen. Hin und wieder in der Prosa ist auch ein Zug, der nicht mißlungen ist, aber die Liederchen sind alle verunglückt und steif und gezwungen, wie denn das ganze Stück, laut der Vorrede, nur Nachahmung seyn soll, und Nachahmung — Nachahmung zu seyn pflegt. Wir wollen bey Gelegenheit der gedachten Vorrede ein Wort von den Operetten überhaupt fahren lassen. Es kann seyn, daß es Nationen giebt, denen die Erfindung und Exeolirung der Operette zur Ehre gereichen kann, und deren Publicum, wie die Vorrede sagt, mehr dadurch gerührt wird als

durch die beste Art des Trauerspiels; aber die Vorrede hat den Deutschen kein sonderliches Compliment gemacht wenn sie behauptet, daß unsre komische Oper der ausländischen Opera Buffa ꝛc. Hohn sprechen kann. Der Deutsche sollte den Wehrt der Rührungen durch Mark und Bein, welche die gute Art des Trauerspiel gewährt, nicht so verkennen, daß er geneigt sey sie gegen das leichte Spiel und die Fratzen der Operette zu vertauschen, und ein Edelstein, das seinem Halse ansteht, für eine parfumirte Glasblume hinzugeben. So aber hat auch hier der Deutsche sein Holz, das er bearbeitet, vom Nachbar gehohlt, statt daß er viel festeres aus seinen eigenen Wäldern hätte hauen können.

Die Anzeige hebt sich durch Gesinnung und Gedanken hoch über das kümmerliche Durchschnittsmaß der nicht von Herder gelieferten Rezensionen des „Bothen", und sie enthält eine kennzeichnende Eigenheit seines Stils in der Wendung: „und Nachahmung — Nachahmung zu seyn pflegt." Vgl. dazu zwei von Herder herrührende (Morris a. a. O. S. 392) Rezensionen der Frankf. gel. Anz. 299,$_{12}$: die deutsche Übersetzung ist — — eine Übersetzung" und 356,$_{27}$: „aber der Übersetzer — — ist ein Übersetzer." Diese eigentümliche Würdigung durch verächtliches Gleichsetzen des kritisierten Gegenstands mit sich selbst unter ironischer Einfügung eines Gedankenstrichs finde ich nur bei Herder, und so lange dieses höchst individuelle Stilmittel bei keinem anderen Schriftsteller der Zeit nachgewiesen ist, darf es als kennzeichnend für ihn gelten. — Zu dem Genitiv „des Trauerspiel" vgl. „des Publicum" (I, 134 275; II, 144; III, 372 438; Frankf. gel. Anz. 141,$_{26}$).

Die Jungfrau und Talbot.

Über Schillers Darstellung religiös-sittlicher Lebensfragen.

Von Hermann Hadlich in Greifswald.

„Hoffentlich löst alsbald der Schiller für Männer den Schiller für Knaben ab."

Kühnemann.

[Inhalt: Einleitung: Idealismus und Materialismus. — Ausführung: I. Über literarhistorische Deutung. — II. Schillers philosophischer Ideenkreis. — III. Die Entwicklung der reinen Jungfrau zum freien Menschen. — IV. Die irdisch-befangenen Mitmenschen. — V. Talbot, der Erdgeist. — Schluß: Jungfrau und Faust.]

Idealismus und Materialismus[1]) sind nicht reine Theorien, über die man streiten und in die man sich vorübergehend hineindenken kann. Man kann nicht den Materialismus wie ein Hemd

[1]) Aus der unermeßlichen Schillerliteratur habe ich nur dasjenige berücksichtigt, was für die vorliegende Untersuchung schlechterdings in Betracht gezogen werden mußte. — „Materialismus" ist im weiteren (Schillerschen) Sinne gebraucht worden.

ablegen und den Idealismus wie ein wallendes Gewand tragen. Beide Geistesrichtungen sind mehr als bloße Ansichten und mit dem beliebten Schlagwort ‚Geschmackssache' nicht abgetan. Sie sind Lebensanschauungen, eingewurzelte, das Leben der sie vertretenden Individuen leitende Geistesmächte. Aber es kommt auf das Individuum an, ob es Persönlichkeit genug ist, seine Überzeugungen auch in die Tat umzusetzen und das Lebensprinzip zu verwirklichen. Dann erst beginnt der Kampf. Denn nur die bekennenden Individuen kämpfen, nicht die in Gegensatz befindlichen, Verwirklichung fordernden Ideen.

Soll die Kunst vom Leben ausgehen, wird sie auch solche Gegensätze und Kämpfe veranschaulichen; und es gebührt Schiller der Ruhm, den Gegensatz von Idealismus und Materialismus in dem Kampfe zweier Persönlichkeiten dargestellt zu haben. In der ‚Jungfrau von Orleans' stehen sich Johanna und Talbot als solche gegenüber. Dies ist eine anerkannte,[1]) in der verschiedensten Form ausgesprochene Tatsache. Einige Beispiele mögen es beglaubigen.

I. Palleske nannte das Drama „das Mysterium eines gottbegeisterten Idealismus". Düntzer konstatierte im wesentlichen nur den „schärfsten Gegensatz der materialistischen Ansicht und des religiösen Glaubens". Ähnlich spricht Bellermann, der dafür hält, daß die materialistische „Weltanschauung" Talbots schon „an sich" (?) durch den Gegensatz zu dem romantischen Wunderglauben auf französischer Seite nahe gelegt war. Sollte doch auch der Geist der Hölle, welcher „nach dem dramatischen Plane der Jungfrau vor ihrem Fall zu erscheinen" hatte, mit der Persönlichkeit Talbots verknüpft werden. Bellermann schließt sich also hier denen an, die mit Schiller Talbot und den schwarzen Ritter identifizieren, als Gegenspieler der Jungfrau. Anderseits erscheint es ihm aber „höchst sonderbar, daß man einen Geist, der tatsächlich aus dem Jenseits stammt, als einen Vertreter des Materialismus fassen soll, welcher jedes Jenseits leugnet. Nein, er ist ein wirklicher, wahrhaftiger, realer höllischer Geist", der persönliches Interesse daran hat, Johannas Werk zu stören, sie an ihrem sicheren Selbstvertrauen irre zu machen. „Es verschiebt den richtigen Gesichtspunkt, wenn man der Erscheinung statt dieser greifbaren, persönlichen Zwecke philosophische Ideen unterlegt." Danach läge also in dem Verhältnis des schwarzen Ritters zu Talbot eine Art Seelenwanderung vor. Talbot wäre von Schiller nur so äußerlich mit materialistischen Theorien passend ausgestattet worden und erkennt sie nach dem Tode als großen Irrtum, verfolgt aber seine irdisch-praktischen Absichten noch weiter als böses Gespenst. Im Gegensatz

[1]) Vgl. Säkular-Ausgabe VI. Herausgeber: Petersen, Anm. S. 397. „Mit Talbot erliegt der Materialismus". — Dagegen: Ullsperger, Progr. Prag-Neustadt (1890) S. 20 und 30.

zu dieser Anschauung scheint dem kurz angebundenen, trefflichen F. Th. Vischer alles, was Talbot spricht, so klar und wahr, daß man den Materialismus, den er repräsentieren soll, leicht abzieht, und „was bleibt, schlägt eigentlich die ganze Tragödie in ihren Wundergeschichten todt“ [1]). Bulthaupt behauptet sogar, daß sich nie ein Dichter empfindlicher ins eigene Fleisch geschnitten habe, als Schiller durch diese Gestalt, die „im Drama sterbe, aber im Kunstwerk siege [2]). Dem Wunder, dem Himmelsglauben hätte der Zynismus, die Verbrüderung mit der Hölle, gegenüber treten müssen. Das hätte einen Kampf gegeben, der zu Talbots Untergang führen mußte“. Bulthaupt *hätte* also gern den realen höllischen Geist, den Bellermann gefunden zu haben glaubt, und sieht *Schillers Fehler* vor allem darin, daß er, „der als Dramatiker sonst so rationalistisch und echt historisch verfuhr“, diesmal „nicht den Mut gehabt habe, das Wunder zu beseitigen und an seine Stelle die natürliche Kraft der begeisterten Seele zu setzen“ [3]). Nicht die Begeisterung, das Ideal besiege den freien, großen Geist, sondern der Aberglaube, der Fanatismus der wankelmütigen Menge. Bellermann vermag den armen Dichter *gegen* diesen *Vorwurf* nur dadurch zu *schützen*, daß er dem grimmen Talbot gewissermaßen gut zuredet und meint: „daß die hinreißende Wirkung von Johannas Persönlichkeit mehr als grobes Gaukelspiel ist, daß der feurige Mut, der von ihr in alle Herzen strömt, nicht auf den Narrenkönig zurückzuführen sei, das *mußte* Talbot trotz seiner Weltanschauung aufgegangen sein“. Bellermann findet sich eben mit der *Tatsache der Wunder* so gut es geht ab, ohne den Dichter zu *schelten*. Er macht ihm sogar ein *Lob* daraus zurecht, wie meisterhaft er das Unglaubliche glaublich gemacht habe, „da das Mißliche eines Durchbrechens der natürlichen Welt von der vollen Kraft hinreißender Begeisterung getragen“ wird. Der echt *menschliche Anteil* aber, den wir an Johanna nehmen („worin doch wohl das Wichtigste der Kunst liegt“ — Bellermann —!), beruht ihm darauf, daß sie sich nach menschlichem Straucheln aus eigener sittlicher Kraft

---

[1]) Beiträge zur Faustkritik S. 79. Es ist durchaus ungenau, wenn Bellermann II. 292 (1891) als Vischers Ansicht angibt: Talbots materialistische Philosophie schlage die romantische Tragödie zu Boden. Vielmehr ist es der natürliche Menschenverstand, den Vischer klipp und klar meint, gegen den Bellermann mit seinem Gesichtspunkt des rein Menschlichen nie aufkommen wird. Beiläufig möchte ich hier auf Bocksch's nachdrückliche Widerlegung der Bellermannschen äußerlichen Teilkritik (Zeitschrift für deutschen Unterricht X (1896) S. 185—98) hinweisen.

[2]) Auch Petersen (Säkularausgabe Bd. VI, S. XXVI) spricht es aus, daß Talbot „in der trotzigen Größe seines Falles ein eigenes Interesse beanspruche, das der Heldin geradezu gefährlich wird“.

[3]) Dramaturgie der Klassiker I. S. 337 (1889).

wiedergefunden hat. Ähnlich sagt Boxberger:[1]) „Unwillkürlich werden wir von der Gewalt der Sprache hineingerissen in diese Wunderwelt; und was hilft es auch Talbot, dem gegenüber den starken Geist zu spielen? Der Strom der Begeisterung geht über ihn hinweg, überflutet und begräbt ihn", — den Bürger eines kommenden Jahrhunderts. Den Zynismus, den Bulthaupt vermißt, findet Boxberger offenbar, wenn er Schillers glücklichen Griff anerkennt, mit welchem „die Zweifelsucht des französischen Atheismus des 18. Jahrhunderts, der Voltairesche Skeptizismus in den Geist eines Helden jener Zeit gesetzt und unser Gesichtskreis um mehrere Jahrhunderte erweitert ist".

Welch eine Verkennung! Sie lehrt uns folgendes: Die einen von denen, welche durch Bekanntschaft mit den Personen das Drama verstehen wollen, sehen der unwiderstehlich begeisternden Jungfrau den zynisch-skeptischen, böswilligen Materialisten vergebens entgegentreten. Die andern, die sich so medias in res versetzen, sehen kopfschüttelnd den freien, individuell gerichteten Geist einem wundergläubigen, idealistischen Fanatismus zum Opfer fallen. Sollte da nicht eine verkehrte Beziehung der Gegensätze vorliegen? Vielleicht hat unter anderen Fielitz doch recht, wenn er auf Palleske zurückgriff. In seinen „Studien zu Schillers Dramen" erkennt er, daß Schiller in der für die idealen Güter des Glaubens und des Vaterlandes begeisterten Jungfrau gewissermaßen plastisch die Macht des Idealismus hat verkörpern wollen, daß das Stück gegen den Materialismus Partei nimmt. Dieser tritt, im schwarzen Ritter personifiziert, auf, um den Idealismus in Versuchung zu führen und hartem Verhängnis zu weihen. Wie der Grieche, sagt Fielitz, in Iphigenie die Unversehrbarkeit edlen Hellenentums auch unter den Barbaren verkörpert sah, so habe Schiller in dem geschichtlichen Stoff der Jungfrau den ewigen Kampf zwischen den modernen Gegensätzen des Idealismus und Materialismus, die Unzerstörbarkeit und den Sieg des ersteren trotz Not und Tod, vorgebildet gesehen.

Von Palleske mit seinem „Mysterium" an steht allen Interpreten die Wundergeschichte als ein Stein des Anstoßes im Mittelpunkt der Betrachtung. Scherer spricht in seiner klassischen Literaturgeschichte von der „Zumutung" wirklichen Wunderglaubens, von dem Hereinragen der ‚dritten Welt' in das Stück, fast so stark wie in Goethes Faust. Von dem Gegensatz der Ideen redet er überhaupt nicht; wie er denn dem Stück auch nicht im geringsten gerecht wird, sondern meint, Schiller habe das theoretisch so hoch gestellte Naive verkörpern wollen, den Zauber der Natur aber als sentimentalischer Dichter nicht

[1]) Schillers Werke (Grote 1897) IV. S. VI.

auszudrücken gewußt und durch deklamatorische Lyrik ersetzt. Da fehlt denn allerdings ganz das, was für Bellermann „das Ergreifendste und Schönste in dem Stücke ist, die tiefe seelische Teilnahme an Johannas Herzen". Wir werden sehen, daß nicht das fromme Hirtenmädchen, sondern die ‚reine Jungfrau' den Kernpunkt des Dramas bildet[1]).

Auch Fielitz vertieft sich noch vollständig in die zunächst äußerlich-wunderliche Seite der Sache, wenn er im Verlauf der Handlung eine göttliche Prüfung[2]) der Heldin, ein Schicksalsexamen erblickt. Hat er das große Verdienst, von Schillerschen Ideen ausgegangen zu sein statt von einem allgemein menschlichen Standpunkt, so fragt es sich doch sehr, ob dies Schillers Idee war. Wenn, — dann nur in dem Sinne, wie eben das Leben für jeden von uns eine Prüfung ist; wir müssen alle in die Gegensätze hinein, ob wir wollen oder nicht. Recht äußerlich aber ist doch die Auffassung, daß die Jungfrau erst durch „die Göttergeschenke der Sicherheit, Reinheit und übermenschlichen Hoheit" ihr Werk so gut wie vollendet habe und sich nachträglich diese Geschenke und die Himmelfahrt „durch eignen Heroismus" verdienen müsse. Genau so äußerlich, das heißt von außen, von sich aus die Dichtung beurteilend, statt sie von innen heraus zu verstehen, ist auch Portig[3]) in seinem umfangreichen philosophischen Schillerwerke. Er kommt mit seiner, nicht mit Schillers Philosophie an das Drama heran, und so erscheint ihm als Höhepunkt der Tragödie die sittlich-religiöse Rettung eines Menschen, der Heldin, — die szenenweise geistig krank, „nicht mehr völlig zurechnungsfähig", also bloßes Individuum sei. Auch hier spielt deutlich jene historisch-psychologische Betrachtungsweise herein, die Schillers Jungfrau wie einen geschichtlichen Einzelmenschen auffaßt, eine Betrachtung, die Schillerschen Figuren niemals gerecht werden kann. Denn „Schillers Dichtweise ging von vornherein nicht auf die scharfe Linie der Individualität", sondern auf das Allgemeinmenschliche[4]).

Aber auch Kühnemann, der dies Moment treffend herausarbeitet, kann doch das Historisieren nicht lassen und schildert uns das immer gleich rührende „Kind, das sich unter dem Zauberbaum verträumt hat". Ganz ähnlich entwickelt Berger[5]) das Wesen und Werden des „versonnenen Kindes". Weil ihnen selber Idee und Wirklichkeit

[1]) Vgl. unten S. 396. 403.
[2]) Ebenso Prosch, Ztschr. f. östr. Gymnasien 40, S. 1077.
[3]) Portig, Schiller i. s. Verhältnis zu Freundschaft u. Liebe (1894) S. 619 ff. 630.
[4]) Kühnemann, Schiller (1905) S. 446. 431.
[5]) Berger, Schiller Bd. II (1909) S. 538.

auseinanderfallen, müssen diese Interpreten Schiller um jeden Preis gegen die deutende Annahme verteidigen, als habe er nicht das wirkliche Leben, sondern vorgefaßte Ideen[1]) dargestellt, als sei die Jungfrau nicht dem Herzen, sondern dem Kunstverstande entsprungen. Beide treffliche Biographen haben Schillers philosophische Studien verständnisvoll als eine Periode innerer Reife, des Wachstums, völliger Umwandlung dargelegt, sehen aber nachher in ihm doch nur den Dramatiker, der fürs Publikum schreibt, nicht den Dichter-denker. Schiller selbst hat sich gegen „das leere metaphysische Geschwätz der Kunstphilosophen geäußert, die aus allgemeinen und eben darum hohlen Formeln ein poetisches Werk beurteilen“[2]). Deshalb nimmt man nun auf die Ideen des philosophischen Künstlers fast gar keine praktische Rücksicht. Nur keine Anwendung ästhetischer Theorien! Und doch kommt sicherlich und anerkanntermaßen Petsch mit seinen philosophisch-literarischen Studien[3]) Schillers Absichten an Gedankentiefe ungleich näher. Petsch stößt sich nicht an dem Wunderbaren bei Besprechung der Jungfrau,[4]) da er „das Hereinragen des intelligiblen Charakters in die empirische Erscheinung“, die Schillersche realisierte Idealität erkannt hat und im Auge behält.

Zwar sieht auch Kühnemann in dem Drama „ein Lied von der Idee (des Vaterlandes) wie sie (in der Jungfrau) Fleisch wird unter den Menschen“,[5]) und Berger nennt es „ein ergreifendes Lied vom Erdenwallen des Göttlichen“[6]). Aber es steht hier dem idealen Schwung Johannas die harte Wirklichkeit doch nur fremd gegenüber. Sobald die Idee schwindet, ist dem frommen Kinde mit seiner Mission das Leben genommen. Gott vernichtet sein Gefäß, wie auch nach katholischer Auffassung[7]) der Mensch kein Kämpfer, sondern nur Geschöpf ist. Ob aber das Geschöpf Jeanne d'Arc sich „den König als einen Gott auf Erden träumt“,[8]) ist nach unsrer Meinung ganz belanglos. Denn „nicht die Liebe zu diesem schwächlichen König, nicht die Begeisterung für ihre Volksgenossen, sondern das starke Gefühl für das durch die englische Invasion verletzte Recht, für das gefährdete Königtum von Gottes Gnaden treibt Johanna vorwärts“[9]). Ob sie sich dieser Begriffe bewußt wird, ist ebenfalls belanglos. Sie

1) Kühnemann a. a. O. 547.
2) Berger a. a. O. II, 526,
3) Freiheit u. Notwendigkeit in Schillers Dramen (1905).
4) A. a. O. 217.
5) A. a. O. 534.
6) A. a. O. II, 531,
7) Scheid, J. v. O. als Heilige dargestellt? Frankfurter zeitgemäße Broschüren XXIV Hft. 9. 1905.
8) Kühnemann 532.
9) Petsch a. a. O. 238.

hat „die intuitive Gewißheit, daß die göttliche Gerechtigkeit hier eingreifen muß und nur durch die Mitwirkung einer Persönlichkeit eingreifen kann, die so völlig mit ihr eins ist oder doch sein will, zu sein glaubt, wie sie selbst". — Wer solche Gedanken einem angenommenen „Naturkinde" nicht zutraut, der allein kann nur auf die Vermutung kommen, daß die Dichtung vielleicht „einzig für die Bühne gewollt", nur eine „theatralisch-technische Aufgabe[1]) für einen „totkranken" Mann mit virtuosem vorübergehend erlahmendem Können gewesen wäre, der allein kann, in der schwarzen Ritterszene „ein äußerliches Mittel sehen, uns in eine gewisse Stimmung zu bringen", uns um das Geschick der Heldin besorgt zu machen[2]). Wer dergleichen mit R. M. Werner für die ästhetische Auffassung eines Dichtwerkes hält, daß wir in immer erneuter Angst um die Heldin die Handlung mitansehen, der muß notwendig überzeugt sein, daß der Dichter uns „nur in die Welt des schönen Scheins einführt".

In der Tat aber handelt es sich für Schiller allerdings um Wirklichkeit; nicht zwar um die historisch-psychologische, empirisch-natürliche, sondern um die ewig-wahre, geistige Wirklichkeit der Ideen, um die immer aufs neue zu verwirklichende Idealität. Solche Behauptung aufzustellen heißt nicht „Kunstmetaphysik auf das einzelne Werk anwenden", sondern sich vom Denker Schiller zum tieferen Verständnis seiner Dichtung führen lassen[3]).

Mit jener Art der Interpretation aber, die bei allem hauptsächlich auf die für das Publikum instruktive und für die Heldin motivierende Bedeutung sieht, einer Interpretation, die an dem äußeren Gewand der „romantischen Tragödie" hängen bleibt, ist not-

---

[1]) Kühnemann (546, 544) u. Petersen (Säk. Ausg., VI, S. 398).

[2]) R. M. Werner: „Der schwarze Ritter" (Euphorion XII, 584, 589) u. Berger II, 552.

[3]) Petsch ist auf diesem Wege vorangegangen, so daß ich nach durchgeführten eigenen Schillerstudien viel Bestätigendes bereits ausgesprochen fand. — Was im folgenden als Kampf von Gegensatz-Vertretern dargestellt ist, hat Petsch in das Innere der Jungfrau verlegt. Ihr eigenes Werk sieht er in der „Übertragung ihrer Ideale in die Empirie". (249.) Daher kann für ihn „von einem eigentlichen Gegenspieler . . . . nicht die Rede sein" (247). Da Johanna von der Jungfrau Maria getrieben wird, bleibt ihr empirischer Charakter (natürliche Scham und Furcht) unterdrückt als ein nicht versöhnter Feind in ihrer Brust zurück (239); also doch ein Gegner! Er wird mächtiger, je mehr ihre Seele beim Werke der Übertragung erlahmt, und findet seinen sinnlichen Ausdruck als der schwarze Ritter. Diesen sichtbar gewordenen Zweifel kann sie gewaltsam verscheuchen, „aber nicht den Drang, der ihn geboren hat" (243). — Bei dieser Interpretation bleibt Johanna ein unfreier Held, denn auch mit der „freiwilligen Drangabe ihres selbst" (239) erreicht sie keineswegs die Verantwortlichkeit, in der Schiller (wie Petsch selbst S. 52 ausführt) die wahre Freiheit sah.

wendig die Annahme verbunden, daß die Lionelszene und „der Fall" Johannas „das tragische Ziel" bezeichnet (Bellermann), daß die irdische Liebe den eigentlichen Mittel-, aber auch Angriffspunkt des Stückes bildet (Petersen), daß die urplötzliche „Verliebung" die „Haupthandlung des Dramas" ist (Fielitz). Auch Bulthaupt hält das für so selbstverständlich, daß er dem Dichter vorwirft, er habe sich von dieser Hauptsache abbringen lassen. Im großen Monolog der Jungfrau gewinne es doch durchaus den Anschein,[1]) als erblicke der Dichter mit der Johanna gerade in der Verliebung die Schuld:

‚Und aus der Freunde Kreis muß ich mich stehlen,
Die schwere Schuld des Busens zu verhehlen.'

Dagegen geht eine Überhebung, die in den Worten gegen den schwarzen Ritter liegen soll, so flüchtig und unbetont an uns vorüber, ohne im Verlauf der Handlung wieder erwähnt zu werden, daß in ihr nicht einmal vermutungsweise die tragische Schuld erblickt werden könne. Wenn Schiller sich in diesem Sinne geäußert hat, sei das nur spätere Reflexion des Dichters, welchem Talbots Gestalt zulieb geworden ist. — Fielitz dagegen sucht der Schwierigkeit umgekehrt beizukommen. Er betont erst ausführlich die Bedeutung des schwarzen Ritters als Talbots Geist und Geist des Materialismus, verschiebt jedoch dann um der Verliebung willen den Schwerpunkt ganz sachte in folgender Weise: „Der Dichter mag sich überzeugt haben", daß der schwarze Ritter als Talbot doch nicht sicher genug erkennbar, auch die augenblickliche Lähmung Johannas durch ihn als sinnlich-*symbolische* Motivierung (?) der Liebe nicht augenfällig genug, ja daß sie unnötig sei; und so fing er sehr bald an, „auf die Persönlichkeit Talbots in diesem Gespenst weniger Gewicht zu legen". Derart widersprechen sich *die äußerlich vermutenden Deutungen*! Da möchte man sich wie Boxberger damit zufrieden geben, „daß es eben zum Wesen eines Gespenstes gehört, daß man nicht recht weiß, was es ist!"[2])

Daß Schiller aber überhaupt einiges Gewicht auf diese Gestalt und diese Szene gelegt haben muß und nicht bloß beiläufig gesagt hat, man *könne*[3]) sich in dem schwarzen Ritter den abgeschiedenen Talbot denken, geht aus zwei viel beredeten Belegstellen hervor. In Böttigers „Bemerkungen aus Schillers Munde"[4]) finden sich die Sätze: „Immer sind die Menschen auf der höchsten Spitze stehend

[1]) Diesem Anschein verfällt auch der liebevoll, aber ohne genügende Kenntnisse auf den Dichter eingehende Ed. Otto (Ztschr. f. d. deutsch. Unterr. X).

[2]) Archiv f. Literaturgesch. VI.

[3]) Heinr. Schmidts „Erinnerungen eines Weimaraner Veteranen" S. 99.

[4]) Abgedruckt unter anderm in Boxbergers Einleitung zu Schillers Werken IV, S. XXII und bei Fielitz, Studien zu Schillers Dramen S. 84.

gefallen[1]). Das widerfährt von dieser Szene auch der Johanna. Vollenden ist nur Sache der Götter". Und Göschen schreibt am 6. Oktober 1801 an Schiller:[2]) „Die Erscheinung des Geistes Talbots ist der wahre tragische Hebel." Da sich nun aber mit Belegstellen außerordentlich wenig — oder viel, wenn man will, da sowohl Bulthaupt die nachträgliche Reflexion des Dichters als Fielitz die ursprüngliche Motivierungsabsicht daran anknüpft — begründen läßt, dürfte es lohnen, den philosophischen Gehalt des Dramas daraufhin zu prüfen, ob der Gegensatz zwischen Idealismus (Johanna) und Materialismus (Talbot) vielleicht so wichtig für den Dichter ist, daß die Szene mit dem schwarzen Ritter, nicht aber die Lionelszene als der Angelpunkt und die Hauptsache im Stücke zu gelten habe.

Bevor wir diese Untersuchung vornehmen, müssen wir kurz über ihre Berechtigung und Notwendigkeit reden. Resümieren wir zunächst unsere Betrachtung früherer Interpreten, so haben wir folgendes Ergebnis vor uns. Die klarste Verwicklung des Dramas wäre die echt weibliche Liebe der ehemals kindlich-naiven Prophetin zu dem Feinde ihres Volkes. An ihrer menschlich-sittlichen Kraft erheben wir uns; ihre überwundene Kindlichkeit leuchtet manchen von uns ein, den meisten nicht. Ihren begeisterten Glauben, ihren Idealismus bewundern wir als psychologische Erscheinung, ohne ihn doch vollständig mitmachen zu können. Johanna reibt sich auf in der Reue über ein Vergehen, das „für unser Empfinden" nur eine Gedankenschuld bedeuten kann[3]). Die uns zugemuteten Wunder sind der wunde Punkt für unser rein menschliches Verständnis,[4]) aber nun einmal das augenfälligste Merkmal dieses Dramas. Wir bedauern, daß Schiller mit seinem glänzenden psychologischen und geschichtlichen Ahnungsvermögen uns nicht eine historische Jeanne d'Arc, ein begeistertes Mädchen gegeben hat. Fleisch von unserem Fleisch und Bein von unserem Bein ist nur Talbot. Er paralysiert den gläubigen Idealismus so ziemlich, wenigstens machen seine Mannesworte, die ganzen Wundergeschichten hinfällig. Zwar wird er die hinreißende Wirkung Johannas, die ihn umrennt, für mehr gehalten haben, als er ausspricht; aber er steht mit markigen Knochen derart fest auf der dauernden Erde, daß er zu unserem geheimnisvollen Schauder noch als Geist auf ihr spukt und seine Feindin in die Verlegenheit setzt, sein höllisches Mundwerk besonders totschlagen zu wollen.

---

[1]) „Je näher dem Gipfel, desto schwerer ist der Fall" (Turandot 2, 4).

[2]) Gödeke, Geschäftsbriefe Schillers S. 271. — Bei Fielitz S. 371 ist ein zu berichtigender Druckfehler.

[3]) Petersen, Säkular-Ausgabe VI, S. XXIV.

[4]) Kühnemann 542/3.

Überlegen wir es recht, so sind dies in der Tat die nicht übertriebenen, letzten Grundes lächerlichen und absurden Konsequenzen der rein menschlichen Anteilnahme und Auffassung unseres Kunstwerkes. Dieselbe ist — zwar nun nicht völlig überflüssig, aber — nur innerhalb gewisser Grenzen und Zwecke von einigem Wert. Wie aber soll man es anders auffassen und auslegen? „Durch sich selbst muß doch das Kunstwerk reden, jeder künstlichen Auslegung spricht es Hohn." (Bulthaupt.) Ganz gewiß. Indessen kommen wir immer denkend an das Kunstwerk heran. Das Denken können wir nun einmal nicht lassen. Entweder haben wir eigne, nur subjektive Gedanken, z. B. ausgesprochene Wunderabneigung, gesunden Menschenverstand, womöglich feines psychologisch-historisches Verständnis, oder wir betrachten das Schillersche Werk aus Schillerschem, und das ist in diesem Fall so viel wie aus philosophisch durchgebildetem Geiste, von innen heraus. Gerade für einen solchen Dichter mit wohlüberlegtem, begründetem ethischem Idealismus war der feste Untergrund, den sein Denken erhalten hatte, Voraussetzung jeder weiteren Wirksamkeit[1]). Mehr noch; wir kommen nicht nur mit bestimmten Gedanken, durch das Nachdenken und Betrachten wird an der Art, wie der Inhalt zunächst unmittelbar in der Empfindung, Anschauung, Vorstellung ist, unter allen Umständen etwas verändert. Nur vermittelst dieser Veränderung kommt uns die wahre Natur des Gegenstandes zum Bewußtsein[2]). Daher kommen wir stets zu Vorwürfen gegen den Dichter oder zu absurden Deutungen seiner Dichtung, wenn wir in unserem anders gerichteten, individuell wandelbaren Gegenwartssinn oder von der Höhe unveränderlich starrer Kunstnormen an das Kunstwerk heran gehen. Es redet durch sich selbst nur zu dem, der es aus dem Geiste des Künstlers heraus betrachtet. Genau so wie etwa die römischen Ruinen nur dem reden, der sie aus ihrer Lebensperiode heraus anzuschauen vermag. Unsere Umgangssprache gestattet uns den Ausdruck: sich in etwas hineinschauen, so daß man ganz weg ist. Wohl können jene äußerlich sichtbaren Rückstände vergangener Zeiten (wenn wir vom äußerlichen Begucken ganz absehen) für sich ein malerisches Bild abgeben, mehr aber nicht. Ebenso kann eine gut gespielte Tragödie, eine meisterhafte Skulptur uns einen großen, natürlichen, unmittelbaren, stimmungsvollen Gefühlseindruck, einen Kunstgenuß machen, ohne jedes wissende Überlegen. Verstehen werden wir sie dennoch nur durch absichtslose, aber kundige Hingabe.

---

[1]) Vgl. Ludwig Keller, Schillers Stellung in der Entwicklungsgeschichte des Humanismus S. 47 (Vortr. u. Aufs. d. Comenius-Gesellschaft XIII, 3, 1905.)

[2]) Vgl. Hegel, Enzyklopädie (G. Lasson 1905), § 22, S. 56.

Wir halten es mit Jakob Burckhards Betrachtungen: „Von allem Irdischen nimmt die wahre Kunst nicht sowohl Aufgaben als Anlässe an und ergeht sich dann frei in der Schwingung, die sie daher erhalten. Wehe, wenn man sie dann präzis auf Tatsächliches festnagelt oder gar auf Gedankliches.“ Einer Aufgabe, der er — nach Scherer — etwa nicht gewachsen gewesen wäre, hat sich Schiller in der Jungfrau nicht unterzogen. Vielleicht aber hat er, da nach seiner eigenen Meinung es ihm leichter war, die Wirklichkeit zu vergeistigen, als die Gestalten seiner Phantasie zu bekörpern, den wirklichen, immer lebendigen Gegensatz zweier Lebensprinzipien zum Anlaß genommen, um seine philosophischen Ideen vom Menschenleben auf Grund eines einzigartigen Stoffes in einer ewig wahren Dichtung auszusprechen. Wir wollen uns sehr hüten, ihn etwa auf Gedankliches deutend festzunageln, sondern uns nur von dem Denker Schiller seine Dichtung — nicht so sehr ihre äußere Einkleidung als ihre innere Wahrheit erklären lassen.

II. Selbstverständlich ist hier nicht der Ort, die Philosophie Schillers zu entwickeln oder wiederzugeben. Nur auf Einzelnes können wir in großen Zügen hinweisen, um den Ideenkreis zu umschreiben, die geistige Sphäre zu kennzeichnen, aus der heraus die Jungfrau von Orleans erstanden ist.

Die Ethik war es vor allem, die Schillers philosophischen Erkenntnisdrang von Jugend auf beschäftigte. Fergusons Moralphilosophie in Garves Übersetzung, Shaftesbury als Bedingung derselben, Gellert und Haller, Addison und Montesquieu haben ihm neben dem innigen Verkehr mit begabten, gleichgesinnten Altersgenossen[1]) Förderung des inneren Lebens und lebendige Anregung gegeben. Seine Reden über die Tugend (1779, 1780) und die Briefe Julius' an Raphael knüpfen hieran an. Die Liebe ist ihm das einigende Prinzip; sie ist „in der Geisterwelt das, was in der Körperwelt die allgemeine Anziehung, die Newtonsche Gravitation ist — das Band des Zusammenhangs aller denkenden Naturen“. Ihre Folge ist die Richtung des Willens auf das Vollkommene. Verbindet sich Liebe mit Weisheit, so ersteht die Tugend. Alle Geister streben nach dem Zustand freiester Kraftäußerung. Und „wenn wir eine Handlung der Großmut, der Tapferkeit, der Klugheit bewundern, regt sich da nicht ein geheimes Bewußtsein in unserem Herzen, daß wir fähig wären, ein Gleiches zu tun? Unser Wohlgefallen an Wahrheit, Schönheit und Tugend löst sich in das Bewußtsein eigener Bereicherung auf“. So folgen wir der Anziehung des Vollkommenen. (Ethische Begründung

[1]) Vgl. besonders Ludwig Keller a. a. O.

des sogenannten „Bloß-Ästhetischen".) Nun haben wir Begriffe von der Weisheit des höchsten Wesens, von seiner Güte, von seiner Gerechtigkeit, keinen von seiner Allmacht. Hätten wir eine Real-Idee seiner wirkenden Allmacht, so wären wir Schöpfer, wie Er. Dem ist aber nicht so, sondern Gott redet durch die Natur zu den Menschen. Überall in der Natur erkennen wir den Widerschein göttlichen Geistes, denn Gott und Natur sind zwei sich vollkommen gleichende Größen. Die Natur ist gleichsam ein unendlich geteilter Gott. Und die menschliche Vernunft mißt nun — wie die Naturwissenschaft die Erscheinung eines Kometen vorausberechnet — das Unsinnliche mit Hilfe des Sinnlichen aus und wendet die Mathematik ihrer Schlüsse auf die verborgene Physik des Übersinnlichen an.

Bei solchen Theorien blieb Schiller nicht stehen; aber ihre Kenntnis ist für ein zureichendes Verständnis ebenso notwendig wie die der folgenden. Die Bedeutung des Kampfes zwischen Sinnlichem und Geistigem würdigt er vollständig. Die moderne Abweisung mittelalterlicher Formen, welche schon seit Shaftesbury diese Bedeutung unterschätzt, indem sie bestrebt ist, über die dualistische und asketische Ethik hinauszukommen, teilt er nicht. Es ist mit Recht darauf hingewiesen worden[1]), daß sich bei den Versuchen, die Anforderungen des Sinnlichen und Geistigen — Sinnenglück und Seelenfrieden — zu vereinigen, dem idealisierenden Optimismus fast stets ein negierender Pessimismus[2]), der die Disharmonie aufzeigt, polemisch entgegenstellt (Voltaires Candide der Leibnizschen Theodizee; Schopenhauers Weltanschauung dem Hegelschen System). Bei Schiller konnte sich ein analoger Idealismus nicht fixieren. Schon 1779 lesen wir: „ohne den Kampf der Seele, den Sieg der edlen Neigung über die heftige Leidenschaft hat die schönste Tat nur geringen Wert und ist nicht Tugend." Diese Überzeugung des Dichters, später die Brücke zur Kantischen Ansicht, hat immer das Leitmotiv seiner praktischen Philosophie gebildet.

Sein eignes derart gerichtetes Wesen hatte den entflammenden Führer in Rousseau gefunden. Durch Rousseau war ebenfalls Kant, wie er sagte, „zurecht gebracht", zur Wertschätzung des guten Willens veranlaßt worden. Wenn es im 1. Abschnitt der Grundlegung zur Metaphysik der Sitten heißt: „Es fehlt viel daran, um . . . Mäßigung in Affekten und Leidenschaften, Selbstbeherrschung und

[1]) Überweg, Sch. als Historiker und Philosoph (1884) S. 32. 33.

[2]) Vgl. Bulthaupt a. a. O. „Er hätte nicht den Unglauben am Glauben, er hätte die gemeine Weltweisheit am Gefühl scheitern lassen müssen, den Pessimismus am Idealismus, welcher jetzt gegen die (Talbotsche) Wahrheit nichts vermag, gegen das Übergewicht des Schlechten und Niedrigen in der Welt." — Vgl. Boxberger a. a. O. S. VII.

nüchterne Überlegung ohne Einschränkung für gut zu erklären, so unbedingt sie auch von den Alten (den Stoikern!) gepriesen worden," so verkünden Schillers Jugenddramen ebendies und stimmen in Rousseaus Ruf: Für die Natur! Wider die Kultur! ein. Karl Moor tritt der „Gesellschaft" entgegen; in Fiesko, auf den Rousseau hingewiesen hatte[1]), stellt uns des Dichters Phantasie einen „erhabenen Verbrecher" hin, wie sie Plutarch beschrieb; mit dem Titel „Kabale und Liebe" für Luise Millerin deutet Iffland vortrefflich an, wie hier der Welt der Liebe und dem Recht des Herzens die Welt der Vorurteile, Standesunterschiede und Intrigen gegenübertritt; ebenso vertreten noch in Don Carlos die Bande der Liebe und die feindlichen Ränke von Politik nebst Hierarchie den Gegensatz: Natur und Unnatur:

„Welch traurige Gewalt treibt der Natur noch nie verirrte Wellen so seltsam gegen ihren Strom?" ruft Carlos aus. Schon aber ist Schiller über Rousseau hinausgewachsen; Marquis Posa und die Humanitätsidee treten in den Mittelpunkt des Dramas. Rousseau hatte im Glauben an die ursprüngliche Güte der Menschennatur: zurück aus dem Sumpfe der Kultur! gelehrt. Unsere Klassiker, hinarbeitend auf einen endlichen Sieg des Guten, weisen uns: hindurch zur Humanität! Die Erziehung des Menschengeschlechts ist der Weg zu diesem Ziel; darin finden wir Kant (Anthropologie), Lessing und Schiller einig. Kant war durch die Philosophie, Lessing im Anschluß an theologische Studien, Schiller in der Selbstbesinnung als Künstler zu diesem Resultat gekommen. Das Ideal der politischen Freiheit und Gleichheit verblaßte und, daß die Kunst die Natur überwinde und zur sittlichen Freiheit führe, wurde die letzte Aufgabe der ästhetischen Erziehung. Die energische Vertiefung in Geschichtsforschung und Philosophie, persönliche Lebensverhältnisse und der Widerwille gegen den Gang der französischen Revolution wirkten auf Schillers Übergang von den oppositionellen Freiheitsideen zu einer Anerkennung der relativen Vernünftigkeit in allen Gestaltungen des geschichtlichen Lebens der Menschheit ein und bedingten eine Umbildung der früheren Ideale. Diese veränderte Richtung ist für die spätere Dichtung maßgebend[2]). Zurückgekehrt zu seinem eigentlichen Berufe, die Lehren der strengen Weisheit (Kant) durch deren sanftere Schwester, die Schönheit und die Freude, auch den Schwachen zu offenbaren, läßt er auch die nachgewiesenen[3]) Einflüsse der plato-

[1]) Johannes Schmid, Schiller und Rousseau (Sammlg. gemeinverständl. wissenschaftl. Vorträge her. von Rud. Virchow und Fr. v. Holtzendorff, XI. Serie, Heft 256, S. 639) S. 9.

[2]) Überweg, a. a. O. S. 45.

[3]) Keller, a. a. O. S. 84.

nisch-humanistischen Gedankenwelt neu zum Ausdruck kommen. Die Schätzung des Christentums tritt nirgends deutlicher hervor als in der Jungfrau von Orleans. Die Ersetzung des Gesetzes durch die freie Neigung, die Darstellung schöner Sittlichkeit, die ästhetische Seite der Religion, die er am Christentum sah — Ideen, die bei Hegel Aufnahme und Abänderung fanden — hat er in diesem Drama meisterhaft zum Ausdruck gebracht.

An Stelle der rationell praktischen Absichten einer Schaubühne als moralischer Anstalt (1784), der Aufklärung des Verstandes über den Aberglauben, der Verbreitung von Duldung und der Bekämpfung falscher sittlicher Maximen, der Belehrung des Volkes über seine Regierung und der Kräftigung des Patriotismus tritt — nicht etwa eine absichtslos unmittelbare Wirkung der Kunst; mit dieser verkehrten, sogenannten rein menschlichen Idee treten die Literarhistoriker an Schillers Werke gelegentlich heran, sondern es tritt die Begründung des Vergnügens an tragischen Gegenständen (1792) an jene Stelle. „Die Tragödie, die dichterische Nachahmung . . . einer vollständigen Handlung, welche uns Menschen im Zustande des Leidens zeigt, hat zur Absicht, unser Mitleid zu erregen“ [1]). Die Kunst als Selbstzweck, die keinen äußeren Zwecken dient, das ist die Aufgabe der klassischen Kunstphilosophie. In der moralischen Abzweckung der Kunst fand Schiller wie Goethe etwas von des Büttels Stock, der auf unserem Rücken nie ruhen dürfe; beide wiesen sie ab. Ihre Wirkung aber sollte die sittliche Wiedergeburt des Menschengeschlechts sein; denn bei dem freien Vergnügen, wie die Kunst es hervorbringt, ist die ganze sittliche Natur des Menschen tätig [2]). Darum ist ihr höchstes Interesse, das Universum als schönes Ganzes zu erkennen und aus dieser Idee die einzelne Gestalt, die besondere Begebenheit zu formen, die innerste und tiefste Bestimmtheit der weltgeschichtlichen Nationen und Individuen der Erkenntnis darzulegen. Die Besserung des Einzelnen ist ersetzt durch das Vergnügen, „das im Grunde nur den höchsten Selbstgenuß des Geistes bezeichnet, der seiner selbst und seiner Freiheit von den Schranken der Naturnotwendigkeit sich siegend bewußt wird“ [3]). Daher sind nicht Schicksale

[1]) Archiv für das Studium der neuern Sprachen und Literaturen XIV, 26 her. L. Herrig S. 289 und 139: „Schiller über die Tragödie“ und „Das Tragische und das Schicksal.“ — Diese nach Überweg a. a. O. S. 171 von Adolf Lasson herrührenden Aufsätze verdienen wahrlich, dem Staube und der Vergessenheit in ihrem Archiv-Grabe entzogen zu werden. Nicht nur die Parallelisierung mit Aristoteles, sondern auch die eigene Analyse des Tragischen ist höchst wertvoll.

[2]) Schiller, Über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen, zweiter Absatz.

[3]) Lasson, a. a. O. S. 300.

der Persönlichkeiten, nicht so sehr die Selbstentfaltung und Selbstzerstörung der Herrschernaturen[1]), als vielmehr die wirkenden sittlichen Ideale der Menschheit, der Völker und Individuen, das innere Leben aller Schillerschen wie aller echten Tragödien. Auch das Schicksal gehört zur wirklichen Welt, und die Mächte, die es gestalten, geraten mit unserem Streben und Beginnen in die erschütterndsten Konflikte; dadurch wird das Drama tragisch, was es nicht notwendigerweise sein muß. Die Hauptsache bleibt immer die sittliche Idee und ihr Sieg über die widerstrebende oder in der von ihr beseelten Person. Denn zu diesen Überzeugungen haben sich jetzt (1793, Anmut und Würde) die philosophischen Tugendanschauungen erhoben: „Nicht um sie wie eine Last abzuwerfen, sondern um sie aufs Innigste mit dem höheren Selbst zu vereinbaren, ist der reinen Geisternatur des Menschen eine sinnliche beigesellt. Erst wenn sie aus seiner gesamten Menschheit als die vereinigte Wirkung beider Prinzipien hervorquillt, wenn sie ihm zur Natur geworden ist, ist die sittliche Denkart des Menschen geborgen. So lange der sittliche Geist noch Gewalt anwendet, hat der Naturtrieb noch eine Macht entgegenzusetzen. Der bloß niedergeworfene Feind (Talbot?) kann wieder aufstehen (schwarzer Ritter?); aber der versöhnte ist wahrhaft überwunden". Hier entsteht jene Tragik, bei der nicht unerschütterliche Mächte unserem irdischen Begehren, sondern die Naturmächte der Sinnenwelt unserem edelsten Streben entgegentreten. Der Grad der Übereinstimmung zwischen Sinnlichkeit und Vernunft ist dem Dichter jetzt der Maßstab für die sittliche Vollkommenheit, ohne daß er sich doch einem über den Gegensatz täuschenden Optimismus hingäbe.

Diese Spekulation hätte nun nicht nur der Schillerschen Dichtung dienen sollen, wie behauptet worden ist[2]), sondern sie hat ihr gedient und aus dem Schwärmer Schiller den Idealisten gemacht. Anderseits soll die Dichtung die in der Spekulation denkend erfaßte Einheit als lebendig wirksam darstellen und soll für das praktische Leben zur Verwirklichung der sittlichen Einheit anregen. Ausgezeichnet offenbart sich uns Schillers Ideenkreis in den beiden Briefen, die er (Juni 1797) an Goethe über die Wiederaufnahme des „Faust" geschrieben hat. Faust und die Jungfrau sind öfters und mit Recht verglichen worden, und es sind diese Briefe gerade im Hinblick auf unser Drama von nicht geringer Bedeutung[3]). Schiller schreibt: „Soviel bemerke ich nur, daß der Faust bei aller seiner dichterischen Individualität die Forderung an eine symbo-

[1]) Windelband, Schiller und die Gegenwart (1905) S. 26.
[2]) Julian Schmidt, Schiller und seine Zeitgenossen S. 108.
[3]) Vgl. Fielitz S. 121.

lische Bedeutsamkeit nicht ganz von sich weisen kann; ... die Duplizität der menschlichen Natur und das verunglückte Bestreben, das Göttliche und Physische im Menschen zu vereinigen; verliert man nicht aus den Augen; ... so wird Ihnen die Natur des Gegenstandes eine philosophische Behandlung auflegen und die Einbildungskraft wird sich zum Dienst einer Vernunftidee bequemen müssen." — „Was mich ängstigt, ist, daß mir der Faust seiner Anlage nach auch eine Totalität der Materie nach zu erfordern scheint, wenn am Ende die Idee ausgeführt erscheinen soll; und für eine so hoch aufquellende Masse finde ich keinen poetischen Reif, der sie zusammenhält. — Verstand und Vernunft scheinen mir in diesem Stoff auf Tod und Leben zu ringen. ... Der Teufel behält durch seinen Realismus vor dem Verstand und Faust vor dem Herzen[1]) recht. Zuweilen aber nimmt der Teufel die Vernunft gegen Faust in Schutz. Eine Schwierigkeit finde ich auch darin, daß der Teufel durch seinen Charakter, der realistisch ist, seine Existenz, die idealistisch ist, aufhebt. Die Vernunft kann ihn glauben und der Verstand nur kann ihn so, wie er da ist, gelten lassen und begreifen. — Ich bin überhaupt sehr erwartend, wie die Volksfabel sich dem philosophischen Teil des Ganzen anschmiegen wird."

III. Wie hat nun Schiller aus solchen Überzeugungen heraus die Geschichte des Mädchens von Orleans zu einem klassischen Kunstwerk verarbeitet? Der Stoff hat ihm Schwierigkeiten gemacht: „Man muß, wie ich bei diesem Stück sehe, sich durch keinen allgemeinen Begriff fesseln, sondern es wagen, bei einem neuen Stoffe die Form neu zu erfinden, und sich den Gattungsbegriff immer beweglich zu erhalten," schreibt er an Goethe[2]). An Körner gebraucht er gleichzeitig den Ausdruck, daß sich das Mädchen von Orleans in keinen so engen Schnürleib zwängen lasse wie die Maria Stuart. Um die Vernunftidee herauszuarbeiten mußte der Stoff, der ihm nicht nahe lag,[3]) — aber ihn warm erhielt,[4]) umgestaltet werden. Schon im Titel „Jungfrau" von Orleans ist diese Umgestaltung für alle, welche die Geschichte des Mädchens, der Pucelle, kannten, angedeutet. Die Überlieferung hat sich nun dem philosophischen Gehalt angeschmiegt:

[1]) Über „Herz" gleich Vernunft als etwas das höher liege als alles räsonnierende Denken, vgl. auch Fichtes Atheismusschrift (1799). — Vgl. auch S. 381 und Sch.'s Votivtafeln 31: „Schöne Individualität".

[2]) Vgl. Briefe an Goethe vom 26. Juli 1800, 13. September 1800, 21. Dezember 1800.

[3]) An Körner am 5. Januar 1801.

[4]) An denselben 13. Juli 1800.

„Das Historische[1]) ist überwunden und doch, soviel ich urteilen kann, in seinem möglichsten Umfange benutzt."

Johanna ist die „eine Hauptperson, gegen die, was das Interesse betrifft, alle übrigen Personen in keine Betrachtung kommen". Das ist des Dichters wesentliches Interesse; „es fließt mehr aus dem Herzen als die vorigen Stücke, wo der Verstand mit dem Stoffe kämpfen mußte", schrieb er an Körner und sprach es später aus: „Dich schuf das Herz, du wirst unsterblich leben!" Den Leser interessieren die übrigen Personen wohl auch durch sich selbst, nicht nur durch ihre Beziehung zur Jungfrau. Aber gedacht sind sie als der Resonanzboden für die Töne, als der Rahmen für das Bild der Heldin. Wie die mannigfaltige Welt die „reine Jungfrau" aufnimmt, wie diese das menschliche Schicksal der Verstrickung erfährt und sich zum reinen Menschentum[2]) durchringt, das ist der tatsächliche Inhalt der Tragödie.

Ein kampfesstarkes, schuldloses Gotteskind fühlt sich zu einer ungeheuren Aufgabe berufen. Sie ist kein bloßes Naturkind, wie man gemeint hat, mit Kinderphantasie und Kinderrede,[3]) sondern eine Dienerin des Geistes, der seinen Ruf an sie ergehen ließ. Immer wieder betont sie, daß der Geist sie führt.[4]) Thibauts Worte: „Was für ein Geist ergreift die Dirn'?" bezeichnen den Moment ihrer Berufung zum göttlichen Werkzeug. Die immer stärker werdenden Antriebe liegen vorher; jetzt ist der Geist über sie gekommen. Zunächst ist sie willenloses, blindes Werkzeug, wie Gott es fordert (IV, 1. 61). Die Hand erbebt oft; doch wenn es Not tut, alsbald ist die Kraft ihr da, „und nimmer irrend in der zitternden Hand regiert das Schwert sich selbst, als wär' es ein lebend'ger Geist" (III, 8. 10). Der lebendige Geist waltet zwar nur in ihr; aber das Schwert, „kein Werkzeug irdischer Gewalt" (I, 10. 138) symbolisiert ihre gottgesandte Siegerkraft. Es tötet in ihrer Hand, während die historische Jungfrau vor ihren Richtern hervorhob, niemals Blut vergossen zu haben. — Als aber Talbot tot und der Sieg gewiß ist, als sie das Schwert in „unbezwinglicher Begier", im eignen Willen, gegen den ihr verhaßten schwarzen Ritter führen will, ver-

---

[1]) Bei der Erklärung des Dramas muß selbstverständlich das Historische vom Erdichteten scharf unterschieden und nicht wie seinerzeit von Eysell (J. v. O. neu erklärt 1886) wild durcheinander gemengt werden.

[2]) Dies ist eine Schillersche Idee, während es ihm völlig fern lag, ein „universelles Symbol der christlichen Glaubens- und Heiligungsidee" (Eysell) zu geben.

[3]) Scherer, a. a. O. S. 601. Kühnemann S. 531 ff. Berger II., S. 538.

[4]) Vgl. Prolog 4. 18. — I, 10. 141. — II, 4. 20. II, 10. 19. auch III, 4. 77. 94 u. 208. — III. 4. 103. 190 u. 237.

sagt die Geisterwaffe. Die Tragödie ist ihrer nicht mehr würdig. Der schon überwundene Lionel entreißt sie ihr und Johanna ist verwundbar[1]). Mit dieser Waffe ist sie dem Geisterreich, dem strengen, unverletzlichen angegliedert und durch den furchtbar bindenden Vertrag verpflichtet, gleichwie die körperlosen Geister, die nicht frein auf ird'sche Weise, an kein Geschlecht der Menschen sich anzuschließen (II, 7. 20 und 30). Darum ist es tödlich, der Jungfrau zu begegnen. Irdischem Zornmut (männliche Natur) aber dient das Schwert nicht; nun, als kriegerisches Weib vermag Johanna nicht zu töten, sondern verfällt dem menschlichen Geschick ihrer geschlechtlichen Individualität.

Ihre Kraft liegt darin, daß sie die „reine Jungfrau" ist, die Gottes Willen tut; denn „eine reine Jungfrau vollbringt jedwedes Herrliche auf Erden, wenn sie der ird'schen Liebe widersteht" (I, 10. 82), weil die Liebe das ureigenste Gebiet des Fürsichwollens ist; doch nur die reine Jungfrau kann das Werk vollenden (III, 4. 178 u. 224). Nicht die Jungfräulichkeit an sich, sondern die Jungfräulichkeit der Seele, die im Werke aufgeht, macht sie zu ihrem Berufe fähig[2]). Bewußt rein, noch ohne Erkenntnis der Schuld, vollbringt sie ihre Aufgabe. Dunois will nicht ihren Wundern, sondern „ihrem Auge glauben, der reinen Unschuld ihres Angesichts". Der Dichter aber hat die mittelalterliche Anschauung von dem körperlichen Gegensatz des Geistigen und Sinnlichen vortrefflich benutzt, um mit den Geistermotiven das echt Menschliche zu kontrastieren.

Denn Johanna ist wohl die reine Jungfrau und als solche übermenschlich stark; doch auch nur eine Jungfrau (II, 7. 76) und daher schwach und mitleidsvoll. „Den Unsterblichen, den Reinen, die nicht fühlen, die nicht weinen," steht die zarte Jungfrau gegenüber (IV, 1. 85). Daß dies so ist, erfährt sie im Laufe der Ausführung immer mehr. Immer schwerer wird die Verwirklichung ihrer gottgegebenen Idee innerhalb der viel und schwer bewegten Menschenwelt, der sie auch angehört[3]). Sie ahnt in diesem Bewußtsein ihr

[1]) Bellermann fällt es auf, daß von dem entrissenen Schwerte nachher nirgends wieder die Rede ist (II, 303). Es ist klar, daß die frei-entschlossene Dienerin Gottes keines überirdischen Instrumentes mehr bedarf. Was die Prophetin vermittelst des Schwertes, das tut der sittliche Mensch aus eigener Gotteskraft.

[2]) Portig, a. a. O. S. 620.

[3]) Ich stimme daher Düntzers Ansicht (Erläuterungen III 21/22 S. 72. 140. 143. 145 s. 166) von der allmählichen Verweltlichung in gewisser Weise bei. Nicht so, daß die Jungfrau langsam immer schuldiger würde, sondern so, daß sie bei der Erfüllung ihrer Aufgabe immer mehr ihre Schwäche erkennt und infolge dieser „Trübung", diesem „Anhauche" derselben endlich einmal nachgibt. — Bei dieser Auffassung ist die Jungfrau nicht bloß das anfangs eigenwillige, dann „verdemütigte", schwache Gefäß übernatürlicher Wundertäterei Gottes, sondern ein realer, kämpfender Mensch. Jene katholische Ansicht, die Nik. Scheid, S. I.

Schicksal: „Ich werde selbst umkommen und erfüllen mein Geschick“ (II, 7. 88), das Geschick derer, die für ihre Überzeugung, ihren Glauben auf Erden zeugen; hatte sie doch als solche schon der Heimat auf ewig Lebewohl gesagt. Zudringlichen Fragen nach ihrem Schicksal allerdings weicht sie aus: „Will es der Himmel, daß ich sieggekrönt aus diesem Kampf des Todes wiederkehre, — so ist mein Werk vollbracht“ (III, 4. 205). Aber für sich selbst ist sie sich bewußt: „mein Schicksal führt mich; ich werde ans Ziel gelangen, ohne daß ich's suche (V, 4. 6). Nur wenn sie reif ist, fällt des Schicksals Frucht! Und Tränen werden meinem Schicksal fließen.“ Mit dieser im inneren Siege errungenen Erkenntnis siegt sie auch auf dem Schlachtfeld noch einmal.

Die Retterin des Volkes muß alles Gottes Willen anheimstellen. Sie fällt — auf der höchsten Spitze stehend! — in dem Moment, wo sie, sich auf die Geistermacht verlassend, ihren Willen durchsetzen will (III, 9. 49 ff):

> Wen fürcht' ich mit dem Schwerte meines Gottes?
> Siegreich vollenden will ich meine Bahn,
> Und käm die Hölle selber in die Schranken,
> Mir soll der Mut nicht weichen und nicht wanken.

Die Jungfrau hat gesiegt;[1]) der Geist der irdischen Macht, der ihr verhaßt in tiefster Seele ist, gesteht ihr die Unüberwindlichkeit zu: „Nichts kann dir, du Gewalt'ge, widerstehn, in jedem Kampfe siegst du!“ sagt der schwarze Ritter. Will man darin schon angedeutet sehn, daß sie auch im inneren Kampfe sich durchringen wird, so muß sie doch eben jetzt in ihn hinein. Denn nicht als Streiterin Gottes, sondern wutentbrannt und voller Blutbegier verfolgte[2]) sie das ihr verhaßte Wesen, es vom Licht des Tages zu vertilgen. Dem Menschen, dem Weibe, ist das nicht bestimmt. Mit unsrer Macht ist nichts getan, wir sind gar bald verloren; aber der Fürst dieser Welt, wie

(Frankf. zeitgemäß. Broschüren XXIV, 9. (1905) Hat Schiller die Jungfrau als Heilige dargestellt?) vertritt, konstatiert eine allmählich wachsende Selbstüberhebung, weltliche Eitelkeit, die ich mit vielen andern ablehne, obwohl das Bestreben, „aus dem Geist Schillerscher Schaffensart heraus“ das Drama zu verstehen, Anerkennung verdient. Scheid und Valentin (D. künstler. Hauptproblem in Schillers J. v. O.) kommen jedenfalls dem Gehalt der Dichtung sehr viel näher als z. B. Eysell, auch als Rich. Maria Werner (Euphorion XII, 1905), der eine immer größere Ermattung Johannas erkennt, aber vor allem Stimmungsmacherei und die Absicht des Dichters darin sieht, den Zuschauer um die Heldin in Bangnis zu versetzen.

[1]) Gegen G. Hauff, Archiv f. neuere Sprachen ꝛc. (her. Herrig) Bd. 12. S. 390: „Johanna hat sich wirklich durch den schwarzen Ritter von der Hölle besiegen lassen.“

[2]) Nicht mit der „Verfolgung“ (Eysell, a. a. O. 237), sondern mit ihrer Wut überschreitet sie ihre Mission.

sauer er sich stellt, tut er uns doch nichts, wenn wir mit Gott kämpfen, nicht zwar willenlos — wie die Pflanze wächst — sondern wollend, das ist's! Den Geist, der die Jungfrau beseelt, könnte man wohl dem sokratischen Daimonion vergleichen. Aber dieses führt nur den einheitlichen (monistischen) Menschen und hier unterscheidet sich die griechische Ethik, die der christlichen so oft gleichwertig zur Seite gesetzt wird, sehr wesentlich von derselben. Jesus wird der auch zwiefachen (dualistischen) Natur des Menschen ganz anders gerecht als Sokrates. Die zwiefache Natur zeigt sich auch in Johanna.

Vier Kämpfer treten im Laufe des Stückes der Jungfrau gegenüber. Burgund will gegen die teuflische Zauberin kämpfen und wird von der reinen Jungfrau überwunden und versöhnt. Montgomery will erst das Weib anflehen, erhebt dann das Schwert gegen die Hexe und wird von der furchtbaren Schwertjungfrau getötet. Den schwarzen Ritter will die menschlich hassende Gottesstreiterin erschlagen. Lionel kämpft gegen das Mädchen und — siegt über das Weib[1]). Das Weib kann nicht töten, und er darf zu ihr sagen: „Unglücklich Mädchen! Mich jammert deine Jugend, deine Schönheit! Entsage dieser gräßlichen Verbindung! — (Das Weib in Waffen.) — Wirf sie von dir, diese Waffen; folge mir!" Mit schneidender Schärfe kommt Johanna die Berechtigung dieser Worte zum Bewußtsein. Wer einmal die volle Wucht einer nicht wieder rückgängig zu machenden, unbeabsichtigten Verfehlung gefühlt hat, versteht die Tragik dieses Augenblicks. „Ich (die reine Jungfrau!) dir folgen! — Ich bin (nun nicht mehr die Reine, sondern) unwürdig, die Waffen zu führen." Das Schwert versagte und das Gelübde ist gebrochen. Vollständig will sie verzagen: „Laßt das Blut mit meinem Leben hinströmen", und später: „dem Tod will ich die Brust entblößen in der Schlacht."

---

[1]) Daß Johanna „der Liebe des Gegners verfällt", ist eine kaum glaubliche Behauptung R. M. Werners (Euphorion XII, 586). Wenn es so viel heißen soll wie „zum Gegner", — der sie nach seinen eignen Worten erst verabscheut, dann ritterlich bemitleidet —, dann ist es mehr als unklar ausgedrückt. R. M. Werner tritt wie Bulthaupt mit dramaturgischen Vorurteilen an das Drama und findet alles äußerst einfach, wenn man es nicht als Wirklichkeit, sondern als Dichtwerk nimmt. Der schematische Bau des Dramas, die (Schach-) Figuren der Spielergruppen und die Rollenverteilung: von solchen Gesichtspunkten aus beurteilt er den Wert (Stimmungswert) und Zusammenhang der Szenen. Da soll denn der Warnung und Liebeswerbung von seiten der Spieler (Dunois und La Hire), Warnung und Liebe des Gegners (schwarzer Ritter, Lionel) entsprechen. Bringt diese „ästhetische Auffassung" (589) keine vorgefaßten Theorien ans Drama heran? — Allerdings „philosophische Ideen" werden dem Dichter hierbei nicht untergelegt. Es berührt sehr eigen, daß Berger (II, 778 Anm.) diesen Aufsatz für eine „abschließende" Behandlung erklärt. (Vgl. S. 385 dieser Arbeit.)

Man hat die Schuld[1]) betont. Johanna selbst spricht von der Schuld des Busens, die sie fühlt, und sehnt — nun da sie nicht mehr schuldlos ist — ihrer Unschuld Glück zurück (IV, 9. 12). Aber nur engherzige Verstandesweisheit kann mit dem Erzbischof fragen: „Schweigst du aus dem Gefühl der Unschuld oder Schuld?" Es liegt die schuldlose Schuld vor, auf welcher die Tragik des Lebens überhaupt beruht. Wie der Pfeil fliegen muß, wohin der Schütze zielt, so müssen wir alle unsres Daseins Kreise vollenden. Die unsichtbaren Mächte stoßen uns ins Leben und überlassen uns der Pein der Schuld. Hätten wir nicht als Geisteskinder die Kraft sittlicher Freiheit, wäre es schauerlich,[2]) ein „grausam peinigendes Schauspiel", aber nicht tragische Schuld.

„Doch du rissest mich ins Leben,
In den stolzen Fürstensaal,
Mich der Schuld dahin zu geben.
Ach, es war nicht meine Wahl! (IV, 1. 93 ff.)

Man hat von dem „Fall" der Jungfrau gesprochen und nach einem Fehltritt gesucht. Das bringt leicht die schiefe Ansicht hinein, als hätte es in ihrer Macht gestanden, unschuldig zu bleiben, und ist darum abzuweisen. Ebenso sind alle „Selbstüberhebungs"-Theorien[3]) recht kurzsichtig. Denn davon kann gar keine Rede sein, daß der Mensch überhaupt, auch abgesehen von der notwendigen dramatischen Verwicklung, der Schickung und Verstrickung entgehen könnte. Wo sollte er denn seine Freiheit betätigen? Mit der Schulderkenntnis erst vermag er nachher ohne Sünde zu bleiben. Aber um diese Freiheit zu betätigen, muß er erst die Schuld auf sich nehmen. Johanna hat sie durchgekostet und hat dann Raimund frei fragen können: „Auch du hältst mich der schweren Sünde schuldig"?[4])

Sie ist sich der siegreichen Einseitigkeit ihrer Unschuld bewußt geworden: „Ein blindes Werkzeug fordert Gott, mit blinden Augen mußtest du's vollbringen". Jetzt erst reflektiert sie:[5]) „Bin ich strafbar,

[1]) Petsch, Freiheit und Notwendigkeit in Schillers Dramen S. 241 wendet sich gegen diese „mehr negative" Schuld.

[2]) Kühnemann fühlt das auch (537) und macht es — weil ihm die innere Erklärung fehlt — dem Dichter leise zum Vorwurf. Ebenso Petersen (Säk.-Ausg. VI. S. XXVIII—IX).

[3]) Prosch, a. a. O. 1074, Portig, a. a. O. 622, Scheid, a. a. O. 24.

[4]) Es ist einerlei, ob man das Bündnis mit dem Bösen oder mit dem Landesfeind für diese Sünde hält.

[5]) G. Hauff (Archiv, a. a. O. S. 385 ff.) sieht ganz richtig, daß der Kernpunkt der Handlung das Heraustreten Johannas aus der reinen Passivität, der absoluten Abhängigkeit vom Himmel ist. Falsch aber ist seine Forderung: Johanna müsse ihre Naivität auf ihrer heroischen Laufbahn bewahren. Den schlimmsten Feind derselben, die Reflexion, sieht er in der Trübung, dem Anhauche (Düntzer)

weil ich menschlich war? Ist Mitleid Sünde?" und möchte sich auf ihre Menschlichkeit versteifen. Es dauert aber nicht lange, bis sie ausruft: „O möchte siebenfaches Erz vor mir selbst mich schützen!" Sie, die jetzt so völlig Weib ist, muß sich von der Sorel bitten lassen: „Bekenne dich zum sanfteren Geschlecht; o könntest du ein Weib sein und empfinden! Dein Herz ist ruhig, wenn es fühlen könnte? O, sei ein Weib und du wirst Liebe fühlen!" Die Prophetin erkennt jetzt, sie ahnt nicht mehr nur ihr Geschick: sie darf ihr Herz nicht sprechen lassen, darf nur Gottes Willen tun; „beklage mich, antwortet sie, beweine mein Geschick! O, du bist glücklich, du darfst dein Herz aufschließen. Du bist — als Weib — die Heilige, die Reine!" Du bist nur Weib. Die Hoffnung, heimkehren zu können und ihres schweren Amtes enthoben zu werden, erhebt sich sofort in ihr, als die Ihrigen nach Rheims kommen. Sie möchte auch nur Weib, nur Mensch sein. Deshalb steht ihr Gott, der von ihr mehr verlangt, zürnend gegenüber. Nun erst, weil sie ganz allein „und im Unglück von den Göttern deseriert ist, zeigt sich ihre Selbständigkeit und ihr Charakteranspruch an die Prophetenrolle" [1]).

Sie siegt im inneren Kampfe; der Sturm in der Natur reinigt auch sie, und sie hat ihren Schicksalsglauben geläutert wiedergefunden: „Der die Verwirrung sandte, wird sie lösen." Jetzt erst erhält ihre Befreiungstat sittlichen Gehalt; sie ist nicht mehr getrieben, sondern ordnet sich ganz und gar ihrer Idee unter. Sie weist Lionel ab. Nicht sie will England besiegen: „Mein Volk wird siegen und ich werde sterben, die Tapfern brauchen meines Arms nicht mehr." Was könnte ihnen auch ein gefesselt Weib helfen! Sie resigniert also. Aber die Resignation ist noch nicht das Ziel der sittlichen, wenn man will: läuternden Entwicklung, sie beschränkt sich, wenn auch entsagend, auf sich selbst und will noch nicht das Höchste. Erst die sich ganz hingebende Tat erwirkt Gottes Versöhnung [2]). Die Glaubenstat gewinnt die helfende Gnade wieder, sprengt die Ketten und bringt dem Volke den Sieg.

In dieser Umwandlung von unschuldgetragener Geisteskindschaft zu in sich selbst schwacher Menschlichkeit, hindurch zur selbständigen, edlen Sittlichkeit, in dieser „Erziehung" beruht die „symbolische Be-

schon eintreten, während das nur unklare Stimmungen sind. Durch diese Begriffsverwechslung und die Ansicht, daß Johanna nach der Buße wieder willenloses Werkzeug des Himmels werde, kommt es, daß er in ihr keine festbegrenzte Persönlichkeit erkennt, sondern mit Gervinus eine Somnambule, die in 2 Hälften auseinanderfällt. Die Hervorhebung der Jungfrauschaft hat für ihn nur mittelalterlichen Beigeschmack.

[1]) An Goethe 3. April 1801.

[2]) Von einer gewaltsamen Unterdrückung der Liebe (Prosch, Ztschr. f. östreich. Gymnasien 40, S. 1077) kann jetzt keine Rede mehr sein.

deutsamkeit" des Dramas. Dieser „Vernunftidee" hat sich der historische Stoff angeschmiegt, und wir sehen alle Personen, als „die Welt", dieser Heldin gegenüber stehen. Der glaubensstarken Vernunft tritt der weltkluge Glaube und der törichte Aberglaube, schwache Naturschwärmerei und irdisches Kraftbewußtsein, egoistische Genußsucht und gedankenlose Oberflächlichkeit, die natürliche Liebe und der realistische Verstand entgegen. Der Erzbischof und Vater Thibaut, König Karl und Dunois sowie die Sorel, Isabeau und Burgund, Lionel und Talbot, alle miteinander sehen nur das irdische Weib, glauben nicht an die unwiderstehliche Macht der reinen Jungfrau. Auf dieser Gemeinschaftlichkeit beruht es, daß in der „Jungfrau" „die frappante Individualisierung der Gestalten" zu fehlen und eine mehr schematische Darstellung zu herrschen scheint. Charakteristische Typen sind es allerdings (trotz Kühnemann)[1]). In dieses „Milieu", wenn man so sagen will, wird Johanna hineingestellt, um sich als selbständiger Mensch im höchsten Sinne, als freie, sittliche Persönlichkeit zu bewähren und die Berechtigung zur Führerrolle darzutun.

IV. Verfolgen wir, wie die Jungfrau im einzelnen zu kämpfen hat, so betrachtet schon der Erzbischof, welcher ihr, der Gottesdienerin, scheinbar am nächsten stehen und sie verstehen dürfte, ihre Erscheinung ganz verkehrt. Er sieht das wunderbare Mädchen und läßt vor ihrer prophetischen Beglaubigung die Zweifel ird'scher Klugheit schweigen (I, 10. 107); denn nur Gott allein kann solche Wunder tun. Daß die Zweifel diesem dualistischen Dogmatiker je geschwunden sind, brauchen wir nicht anzunehmen. Er steht immer auf dem Standpunkt des Entweder—Oder. Daß nicht Gott allein, sondern Gott in diesem Menschen Wunder tut, versteht er nicht. Entweder Gottes oder des Teufels, entweder Unschuld oder Schuld, entweder Mann oder Weib, entweder Heilige oder Menschennatur: den geistigen, inneren Menschen, dessen Erscheinung der äußere ist, kennt er nicht. Er meint, daß sie „verschämt den eiteln Blick gemeiner Augen meide, ruft sie nicht göttlicher Befehl an's Licht der Welt hervor" (III, 3. 73); und er ermahnt Johanna, zu dem Geschlecht, das sie verleugnet, zurückzukehren, wenn sie Gottes Befehlen genug getan; denn „dem Mann zur liebenden Gefährtin ist das Weib geboren, und wenn sie der Natur gehorcht, dient sie am würdigsten dem Himmel (III, 4. 180). Er hätte an Stelle Gottes gewiß nicht die ein- für allemal feststehende Ordnung der Dinge durchbrochen, der kluge Kirchenfürst.

---

[1]) Besonders bei Berger fehlt die Erkenntnis wohlunterschiedener Personen.

Nun findet er sich trotz aller Weisheit[1]) — Afterweisheit — in Schuld verstrickt und wünscht (V, 7. 35): „Der Himmel schlage durch ein Wunder sich ins Mittel (aber ohne Vermittlung!) und erleuchte dies Geheimnis! Wir haben uns mit höllischen Zauberwaffen verteidigt oder eine Heilige verbannt. Eins von beiden haben wir verschuldet!"

Einen ähnlich bloß dualistischen Standpunkt, nur nicht der Weltklugheit sondern des Aberglaubens, nimmt Thibaut ein. Der armselig-schwache Mensch steht allen Geisteswesen, der Satansengel und das Geisterreich steht aber dem Herrn des Himmels und den Heiligen, den Reinen gegenüber. Wie käme seine Tochter unter diese? Also hat sie sich dem Bösen ergeben, dem irdischen Hochmut, wodurch die Engel fielen, und muß aus eitlem Glück mit Gewalt zu Gott zurückgeführt werden. Wo die irdische Klugheit — zwar zweifelnd — schweigt, schreit der Aberglauben: Ihr hohen Herren glaubt, daß sich der Herr des Himmels durch eine schlechte Magd verkünden werde?[2]) Der rücksichtslose Fanatismus des Vaters ist ebensowenig unnatürlich wie die verschlossene Kälte der Tochter, die gar keine verstehenwollende Regung beim Vater findet. Höchst meisterhaft hat Schiller der Jungfrau statt der historischen Brüder nur zwei mitfühlende Schwestern zur Seite gestellt, die sie, auch ohne zu verstehen, anerkannten. Der Bauer Thibaut redet charakteristischerweise meist vom „Herrn" des Himmels, während der gelehrte Priester im allgemeinen „den Himmel" um ein Wunder anfleht.

Derjenige, der am meisten nach Wunderbeglaubigung verlangt, ist Karl. Verwundert, fast skeptisch fragt er: „ein Mädchen bringt mir Sieg, und eben jetzt, wo nur ein Götterarm mich retten kann! Das ist nicht in dem Laufe der Natur." Auch als er ihrer Pro-

---

[1]) Diese im Kern wahre, aber tot-fixierte Weisheit ist nicht aufs Mittelalter beschränkt geblieben. Die Frauen der Gegenwart, die sie zum Angriffspunkt ihrer modernen Bewegung machen, könnten Schillers Jungfrau zum Panier erheben, wenn man nicht eine bloße Schwärmerin in ihr sähe.

[2]) Die Verwicklung der Thibautszene beruht übrigens nicht so sehr auf der Doppelsinnigkeit der Worte: „Dir wohnt der Feind im Herzen und du gehörst nicht zu den Reinen", als auf folgendem. Die Zurückführung zu Gott, dessen sie in der Tat bei der Begegnung mit dem schwarzen Ritter ehrgeizig vergessen hat, ist nicht durch Gewalt, sondern nur durch innere Erkenntnis möglich. Ein äußeres Wunder kann nicht genügen, um die Gottgesandte zu beglaubigen. Abgesehen davon, daß uns jede Teilnahme für eine solche Figur abgehen würde, müßte jenes Wunder in der Himmelfahrt bestehen, wenn es nicht doch vielleicht noch auf Teufelskünsten sollte beruhen können. Nur Gottes zürnende Stimme greift ein; zürnend einmal über den menschlichen Unglauben, der Wunder verlangt, und anderseits über Johannas Selbstherrlichkeit, die für sich etwas will. Weil er redet, schweigt sie. Als dann die innere Rückführung vollendet ist, tritt auch das äußere Wunder, das Kettenzerreißen, als Beglaubigung derselben ein.

phetenrolle glaubt, sieht er eudämonistisch in dieser — ebenso wie in seiner Herrscherrolle — nur einen schweren Beruf der rauh barbar'schen Wirklichkeit, welchem das idyllische, unschuldig-natürliche Liebesglück als Lohn folgen wird. „Dein Herz wird sich zu einem ird'schen Freunde liebend wenden und einen zu beglücken wirst du enden." Entrüstet muß ihm die „reine Jungfrau", die er so einseitig verkennt, zurufen (III, 4. 222):

Dauphin! Bist du der göttlichen Erscheinung
Schon müde, daß du ihr Gefäß (daß Ihr alle allein sehen wollt) zerstören,
Die reine Jungfrau, die dir Gott gesendet,
Herab willst ziehn in den gemeinen Staub?
Ihr blinden Herzen! Ihr Kleingläubigen!
Des Himmels Herrlichkeit umleuchtet euch,
Vor euerm Aug' enthüllt er seine Wunder,
Und ihr erblickt in mir nichts als das Weib.
Weh mir, wenn ich das Rachschwert meines Gottes
In Händen führte und im eiteln Herzen
Die Neigung trüge zu dem ird'schen Mann!
Kein solches Wort mehr, sag ich euch, wenn ihr
Den Geist in mir nicht zürnend wollt entrüsten!"

Dennoch fragt sie Karl nach der Krönung wieder (IV, 10. 24): „Wenn du von Menschen bist gezeugt, wie wir, so sage, welches Glück kann dich erfreuen." Und anmaßend-demütig, wundersüchtig fügt er hinzu: „Doch wenn du Strahlen himmlischer Natur in diesen jungfräulichen Leib verhüllst, so nimm das Band hinweg von unsern Sinnen und laß dich sehn in deiner Lichtgestalt, wie dich der Himmel sieht, daß wir anbeten."

Kritiklos bald als Teufelsdirne, bald als kindliche Unschuld, dann doch wieder als Zauberin sieht Burgund die Jungfrau an. Er verkörpert den oberflächlichen, schwankenden Don Juan, der bloß Mann ist, sonst nichts. Fatalistisch und empiristisch hat er nur den einen feststehenden Grundsatz: die Welt ist rund und muß sich drehn. Isabeau sagt ihm nach, daß er sein Leben lang zwischen Bös und Gut geschwankt habe und nicht von Herzen hassen oder lieben könnte. Im Gegensatz zu dem sonst im Drama so stark betonten Nationalsinn — nur Thibaut weist die nationalen Interessen ab und klebt als echter Bauer sturmfest am Boden, den er baut — vertritt Burgund ein Volk, das handeltreibend aus allen Himmelsstrichen das Köstliche zu Schau und Genuß auf den offenen Markt irdischer Güter bringt und Frauenschönheit auch unter diese Güter rechnet. Er gesteht mittelbar zu, daß er die geistigen Güter, die wahre Wirklichkeit, unterschätzt hat, daß „ihn ein wildes Leben spät gelehrt, was früh das Herz dem König offenbarte". In der Versöhnungsszene mit dem König wendete er sich mit Kuß, Schmuckgeschenk und Freund-

schaftsversicherung fast mehr an die Sorel als an Karl selbst. Völlig unselbständig folgt er der Jungfrau Schalten: „Was machst du aus mir, Johanna! Mein Herz ist weiches Wachs in ihrer Hand." Seine Lebenserfahrung, welche Johanna noch fehlt, spricht er mit den Worten aus:

„Ihr Todesgötter, rechnet mir's nicht zu,
Daß ich mein schrecklich Rachgelübde breche.
Bei euch dort unten in der ew'gen Nacht,
Da schlägt kein Herz mehr, da ist alles ewig,
Steht alles unbeweglich fest — doch anders
Ist es hier oben in der Sonne Licht.
Der Mensch ist, der lebendig fühlende,
Der leichte Raub des mächt'gen Augenblicks" (IV, 4. 45).

Er will sich damit rechtfertigen, während diese, hier nur äußerlich angenommene, einseitige Wahrheit ein Durchgangspunkt zur ewigen Wahrheit der göttlichen Natur des Menschen sein soll.

Daß die einseitige Wahrheit auch ihr Gutes hat[1]), wenn sie einen Menschen ganz beseelt, stellen die Sorel und Dunois dar. Auch sie sehen nur das Weib in der strengen, starken Seherin; was sie mehr ist, verstehen sie nicht (IV, 2. 74 und 12. 12). Wie warm die Sorel um Weiblichkeit wirbt, brauchen wir nicht zu wiederholen. Dunois erklärt ebenso: „Du bist mein Weib. Ich hab' an dich geglaubt beim ersten Blick und also denk' ich noch." Beide edle Menschen, voller Zuversicht auf ihre in ungestörter Einheitlichkeit beruhende irdische Kraft und Liebe, glauben der göttlichen Natur auch, ohne daß das Band von ihren Sinnen genommen wird. Der Ritter will ihrem Seherauge blindlings folgen und sein tapferes Schwert soll „die Göttliche" beschützen (I, 10. 125); der Dame Herz wallt vertrauensvoll der entgegen, die ihr „des Unsichtbaren Engel" ist.

Völlig abweisend steht endlich die dritte Gruppe den Wundern gegenüber. Daß Lionel nur das Weib in Johanna sieht, wurde schon gesagt. Er gedachte „das Gespenst!" lebend zu fangen und vor des Bastards Augen, ihres Buhlen, in das britann'sche Lager herüberzutragen (II, 3. 29). Unerträglich ist ihm der Gedanke, einem solchen Weibe sein Leben verdanken zu sollen; eher sterben. Als er dann ihre edle Natur ahnt, die echte Weiblichkeit ihn rührt, ist er sofort ihr Ritter. Er, dem gegenüber sie der von allen andern äußerlich vorausgesetzten menschlichen Schwäche verfällt, versteht sie als Mensch am genauesten. Die edle Menschlichkeit eint die national Getrennten. Schiller hatte früher die Erhabenheit des rein Menschlichen über solche Trennung, die natürliche Freiheit, verherrlicht; er hatte zu

[1]) Über ästhetische Erziehung 6. Brief: „Einseitigkeit in Übung der Kräfte führt zwar das Individuum unausbleiblich zum Irrtum, aber die Gattung zur Wahrheit."

Rousseaus Preis sogar den „Christen" die „Menschen" als das Höhere gegenübergestellt. Jetzt mußte seinem erweiterten und historisch vertieften Gesichtskreis die natürliche Einheit aller zugunsten der realen Gemeinschaften des Volkes, des Vaterlandes zurücktreten. Lionel hat nur sich selber einzusetzen und will *seine*, des Einzelnen Liebe gegen eine ganze Welt, gegen beide Völker behaupten; er huldigt damit dem Individualismus in subjektiver Ausprägung, den Schiller überwunden hatte.

Vollsten Egoismus betätigt und predigt *Isabeau*. „Ich liebe wer *mir Gutes* tut und hasse, wer *mich* verletzt. Ich darf den Dauphin hassen, *ich* hab' ihn geboren. Ich kam als Königin in dieses Land, zu leben, nicht zu scheinen." Nur das persönliche Vergnügen kennt sie, nicht den selbstlosen Dienst einer Sache, einer Stellung, einer Idee; ganz fraglos, daß sie, die personifizierte Selbstsucht, in Johanna nur eine *Närrin* sehen kann, welche sich für ihren König opfert.

Ebenso rationalistisch sieht *Talbot* die Jungfrau an als: „eine *Gauklerin*, die die gelernte Rolle einer Heldin spielt; die soll wahre Helden schrecken?" (II, 5. 21). „Ein *Weib* (nur) entreißt mir allen Siegesruhm?" Von diesem rein irdischen Standpunkt aus spottet er (II, 3. 20): „Laßt uns mit diesem jungfränlichen Teufel uns messen im persönlichen Gefecht!" Geistige Überlegenheit, gar die unwiderstehliche Macht der Begeisterung[1]) erkennt er ganz und gar nicht in ihr.

Wir werden gleich sehen, wie sich diese seine Überzeugung aufbaut und wie sie aufgelöst wird. Wir beenden zunächst die gegebene Übersicht der Personen mit Johannas schmerzlicher Erfahrung, daß auch Raimond, der Getreueste der Getreuen, sie der schweren Sünde schuldig hält. Aber sie versteht bald, warum er — und alle andern wie er auch — eigentlich nicht anders kann, und sagt es ihm:

> Du siehst nur das Natürliche der Dinge,
> Denn *deinen Blick umhüllt das irdsche Band*,
> Ich habe das Unsterbliche mit Augen gesehen.

Darauf beruht die einzigartige Stellung Johannas, daß sie nicht nur im Irdischen wirklich lebt. Weil sie sich über den allgemein menschlichen Gesichtskreis erhebt, wird sie schon von den Ihrigen im Dorfe abergläubisch mißverstanden und muß ihr Herz verschließen. Deshalb hat sie mit der nur irdischen, daher falschen Auffassung am Hofe zu kämpfen und eilt hinaus aus dem Menschenverkehr. Daß sie sich über das Gewöhnliche erhebt, ist anderseits ihre naive Stärke zum Werk, es wird dann ihr Verhängnis im Werk und läßt sie

[1]) Vgl. Bellermann (s. o.).

sinken. Danach aber bildet es die Grundlage für ihre sittliche Selbstbestimmung. Man hat richtig hervorgehoben[1]), daß sie in der einsamen Natur, in öder Gegend jedesmal zu sich kommt, sich dort ihre inneren Wandlungen offenbaren oder klären (Abschied, Montgomery, schwarzer Ritter, wilder Wald).

V. Keine Form konnte sich mehr zur Darstellung eignen, um dieses Bewußtsein, Geist von Gottes Geist zu sein und auch sein zu wollen, mit der Wirklichkeit in Einklang zu bringen, als die romantische Verwendung des Wunders und der Erscheinungen. Die neue Form, mit der sich Schiller an den neuen Stoff wagte, weil er sich den Gattungsbegriff der Form beweglich und lebendig erhielt, nicht aber tot fixierte, bildete das Verbindungsglied. Der Dichter wirft einmal den „jungen Philosophen" vor, daß sie von Ideen unmittelbar zur Wirklichkeit übergehen wollten, obwohl noch die Brücke von der transszendentalen Philosophie zum wirklichen Faktum fehle[2]). Diese Brücke nachher gebaut zu haben, ist das ureigenste Verdienst Hegels, indem er die notwendigen Objektivitäten der geschichtlichen Wirklichkeit auseinandersetzte. Für den Dramatiker, der es mit Individuen und deren Konflikten zu tun hat, war diese Brücke das objektive Wunder und der leibhaftige Geist. Sollte aber diese Brücke zwischen Idee und Wirklichkeit nicht zur ausschlaggebenden Hauptsache, zum Leitmotiv der Handlung werden, so mußte der Vertreterin der Idee ein Vertreter der Wirklichkeit gegenüberstehn — und das ist Talbot.

Vollkommen empiristisch sieht er Johannas Wirkung an: „Ein blinder Schrecken nur hat uns besiegt, der schnelle Eindruck eines Augenblicks; das Furchtbild der erschreckten Einbildung wird, näher angesehen, in Nichts verschwinden." Dem Teufel unserer Narrheit, dem Phantom des Schreckens muß man handgreiflich mit ruhiger Überlegung und verständig gebrauchter Kraft gegenübertreten. Die „erhabene Vernunft" bildet die Richtschnur für den Weisen, nach ihr handelt er. „Was dünket Euch, Burgund? Ein edles Herz bekennt sich gern von der Vernunft besiegt," sagt er, als Isabeau auf den Widersinn des Streits im eigenen Lager hinweist. Lionel folgt lieber dem Herzen als dem Verstande und äußert sehr skeptisch: Glück zu dem Frieden, den die Furie stiftet! Hätte die Königin Johannas

---

[1]) Vgl. G. Hauff a. a. O. 320.

[2]) An Goethe 28. Januar 1802. — Es muß also Tomaschek (Schiller und sein Verhältnis zur Wissenschaft S. 438) widersprochen werden, wenn er sagt, daß bei Schiller die Idee der Einheit (des Geistigen und Natürlichen ꝛc.) eben bloß eine Idee sein sollte, welcher keine Wirklichkeit jemals adäquat sein könnte.

Worte (II, 10. 75) gebrauchen wollen: „Ist Frieden stiften, Haß versöhnen, ein Geschäft der Hölle?", hätte er ebenfalls mit Worten der Jungfrau (III, 4. 19) antworten können: „Eine Versöhnung ist keine, die das Herz nicht ganz befreit." Aber das Herz spielt für Talbot keine Rolle. Recht und ethische Norm kennt auch er und sagt der Königin gerad heraus, daß ihre Handlungsweise gegen den Dauphin „weder menschlich gut, noch göttlich recht" ist. Wo aber die rationalen Gesetze des Seins und Sollens nicht gelten, da steht er verständnislos dem „Taumelwahne gegenüber, der den Tapfern und den Feigen gehirnlos fortreißt".

Schiller ist wie immer Meister der Wortwahl und läßt den Materialisten „Gehirn" und Geist identifizieren. Durchaus unrichtig jedoch erscheint es, diesen edlen Helden des Diesseits mit den zynisch-pessimistischen französischen Materialisten des 18. Jahrhunderts zu vergleichen (Boxberger). Vielleicht läge es bei weitem näher, an die römischen Stoiker zu denken. Nicht nur sind von Shakespeare — mit welchem Schiller den Talbot gemein hat — so lebendige englische Römer auf die Bühne gestellt und damit ein Anknüpfungspunkt gegeben worden, sondern Dunois' rühmende Worte: „Furchtbarer Talbot! Unbezwinglicher. Nimmst du vorlieb mit so geringem Raum und Frankreichs weite Erde konnte nicht dem Streben deines Riesengeistes g'nügen!" (III, 7. 11) können uns an die erdumspannende Riesenmacht Roms ebensogut wie an Alexander und Napoleon[1]) gemahnen. Der Typus menschlicher Vollkommenheit, der Kant, dem Philosophen der Vernunft, vorschwebte, war der stoische[2]) und ein Blick auf die stoische Philosophie lehrt uns die Übereinstimmung mit Talbots Gedanken.

Daß es in der objektiven Realität nur Einzelwesen gebe und alle Begriffe subjektiv-abstrahierend gebildet seien, daß die Beifall erzwingende Vorstellung das Ausschlaggebende für Erkennen und Handeln sei, solche Anschauungen liegen offenbar ganz in Talbots Geist, der nur dies eine Mädchen, nur die vielen Erschreckten, nicht die wirkende Idee erkennt und die tatsächliche Wirkung auf subjektive Einbildung zurückführt. Der Stoizismus war ein Materialismus der Kraft und sah die im Ganzen der Welt wirkende Kraft als Gottheit an. Diese durchdringt als allverbreiteter Hauch, als zweckvolle Vernunft das Weltganze und bewirkt den Wandel der Weltperioden. Es schien den Stoikern unmöglich, Gott von der Materie zu trennen, und sie nannten die Einheit auch Feuer. In allem Wirklichen ist Vernunft. Die Übereinstimmung des menschlichen Verhaltens mit

[1]) Prosch, Ztschr. f. österreich. Gymnasien 40 (1889) S. 1073.
[2]) Vgl. Anthropologie § 72 ff. — Paulsen, Imm. Kant, S. 293.

dieser Weltvernunft, das naturgemäße Leben[1]) also, ist die Aufgabe des Weisen. Die Lust ist nur eine Begleiterscheinung naturgemäßer Lebensführung, kein Ziel des menschlichen Strebens[2]). Der Weise allein leistet die vollkommene Pflichterfüllung, gegen sich und andere ohne Nachsicht[3]), unbestochen von Furcht und Begierde, völlig gerecht. Er allein ist frei durch innere Würde und ist Herr auch über sein Leben[4]). Die Toren aber, die den unnützen und widernatürlichen Affekten anheimfallen, rasen.

Gegen diese Toren im eigenen Lager vermochte der grimmige Feldherr nicht anzukommen und mußte die Unvereinbarkeit seines irdisch-moralischen Idealismus mit dem praktischen Leben auf das bitterste empfinden. So erklären sich seine Worte:

Verflucht sei, wer sein Leben an das Große
Und Würd'ge wendet, und bedachte Plane
Mit weisem Geist entwirft! . . . . Die einzige
Ausbeute, die wir aus dem Kampf des Lebens
Wegtragen, ist die Einsicht in das Nichts
Und herzliche Verachtung alles dessen,
Was uns erhaben schien und wünschenswert.
War unser ernstes, arbeitsvolles Leben
Keines ernsthafteren Ausgangs wert?

So stirbt er als Mensch unversöhnt. Der Vertreter der Wirklichkeit hat aber in der romantischen Tragödie noch eine zweite Seite; er ist mehr als dieser Einzelne. Die unbezwingliche Naturmacht, die er bisher vertrat, tritt als sein Geist personifiziert noch selbst auf. Die rauh barbar'sche Wirklichkeit, welcher sich Karl mit dem Schäferkönig René so gern in ein glücklicheres Land der Liebe entziehen möchte, ist wesentlich der Krieg[5]). Karl, als Friedensapostel, sucht ihn wenigstens zu mildern, „die fromme Pflicht ehrt auch der rohe Krieg" (III, 7. 28), sagt er angesichts der Leiche Talbots. Dunois — realistischer — sieht im Kampf eine Naturmacht und ruft (I, 5. 68): „Laß du den Krieg ausrasen, wie er angefangen; du hast ihn nicht leichtsinnig selbst entflammt." In ähnlichem Sinne redet der Erzbischof (III, 3. 78): „Fürchtet die Gottheit des Schwerts, eh Ihr's der Scheid' entreißt. Loslassen kann der Gewaltige den Krieg; doch nicht gelehrig wie der Falk sich aus den Lüften zurückschwingt auf des Jägers

[1]) Vgl. II, 3. 34 Talbot: „Kommt jetzo, die ermüdete Natur durch einen leichten Schlummer zu erquicken."

[2]) Darin unterscheidet sich Talbot von der sonst geistig verwandten Isabeau.

[3]) Talbot erschlägt die Fliehenden.

[4]) Reißt den Verband ab: „So strömet hin, ihr Bäche meines Bluts!" (III, 6. 20).

[5]) „Schillers Anschauungen vom Krieg und seiner Freiheit" wäre ein äußerst interessantes Thema. (Vgl. Kühnemann S. 449.)

Hand, gehorcht der wilde Gott dem Ruf der Menschenstimme.“ Diese allgemeine Sentenz bekommt erst Zusammenhang mit dem Gehalt des Dramas, wenn wir uns klarmachen, daß die Verkörperung dieses wilden Gottes, dieser Naturmacht, welche — wie eine jede — entfesselt, auf der eignen Spur von unbezwinglichem Charakter und wohl zu fürchten ist, kein anderer ist als eben Talbot. Auch Wallenstein ist der der Hölle vertraute „Fürst des Krieges“ und steht als Realist Max vernichtend gegenüber. Nicht vor Gefahr nur im allgemeinen, sondern vor Talbot warnt La Hire unbewußt die Jungfrau: „Nimm das Schwert, das tödliche, nicht selbst, versuche nicht den falschen Gott der Schlachten, denn blind (für Geistiges) und ohne Schonung waltet er.“ (II, 4. 17.) Noch aber führt Johanna das Schwert nicht im eignen Willen, sondern dient ihm nur.

Dem Geisterreich, dem strengen, unverletzlichen,
Verpflichtet mich der furchtbar bindende Vertrag,
Mit dem Schwert zu töten alles Lebende, das mir
Der Schlachten Gott verhängnisvoll entgegenschickt.

Der Schlachten Gott aber gehört selbst zum Geisterreich und ist der schwarze Ritter[1]).

Da stehen sich denn nun die unbezwingliche Naturmacht, die auch dem höchsten Weltenregimente als Geistwesen untersteht, und die siegende Wunderkraft gegenüber. Der wilde Gott tritt selbst der Jungfrau verhängnisvoll entgegen, irritiert sie, und sie fühlt, daß ihr das Unglück an der Seite steht. Hier kommt „die Duplizität der menschlichen Natur und das verunglückte Bestreben, das Göttliche und Physische — unmittelbar — zu vereinigen“ zum Ausdruck und es zeigt sich der zur Schuld führende Konflikt. Die Jungfrau soll und will alles Lebende töten, Johanna aber kann nur und möchte doch nicht — selbst ein sterbliches Weib — töten, was sterblich ist. Die irdische Macht, der Materialismus im besten Sinne, in deren Sphäre sie ihre Geistestat zu vollbringen hat und der sie dabei als

[1]) R. M. Werner behauptet als „Tatsache, daß Talbot und der schwarze Ritter zwei verschiedene Figuren (?) seien“, weil Schiller dem Schauspieler Grüner als eine „Art der Einführung“ diese kleine, genau zu lernende, eine gewisse Monotonie und wenig Bewegung erfordernde Rolle übertrug, Graff (Talbot) von der Plagerei des Umziehens gern befreite (an Goethe. Sept. 1803). R. M. Werner sieht es für eine Verlegenheitsauskunft bei beschränkter Schauspielerzahl an, daß Graff bisher beide Rollen spielte. Keineswegs hätte dadurch das Publikum gezwungen werden sollen, den schwarzen Ritter für Talbot zu halten. — Es ist klar, daß Schillers Worte ebensogut zum Beweis der Identität der Personen benutzt werden könnten. Das Publikum — das enthalten diese Worte doch — wird es nicht merken, daß eine Person von einem erprobten und einem sich erst versuchenden Schauspieler dargestellt wird.

Erdenmensch mehr und mehr verfällt, gesteht ihr, dem Gotteskind, zwar den Sieg zu, warnt sie, das Menschenkind, aber vor weiterem Kampfe. Hierauf beruht die verwirrende Doppelzüngigkeit des „falschen Wesens". Der schwarze Ritter kennt — gewissermaßen als Erdgeist — Johannas zweiseitige Stellung, ihren bindenden Vertrag und ihre menschliche Schwäche, und ist der Einzige, der sie — ebenbürtig — versteht und durchschaut. Ihr Werk aufzuhalten (Bellermann) liegt ihm fern, denn es ist fast vollendet, die Krönung gesichert und damit das Gelübde so gut wie gelöst. Johanna aber will — will für sich — ihre Bahn vollenden. Vollenden ist, wie Schiller nicht bloß in Böttigers Bemerkungen sagt, nur Sache der Götter. So fällt die Jungfrau, auf der höchsten Spitze stehend, und mit der Lionelszene beginnt die absteigende Handlung der Tragödie. In dieser Szene liegt der Wendepunkt der äußeren, in der Szene mit dem schwarzen Ritter der Höhepunkt der inneren Handlung. Das Ganze aber ist sehr viel mehr als nur „ein wehmütiges Stück Seelengeschichte" in „theatralischer Repräsentation".

Wir stehen am Ende unserer Betrachtung. Haben wir dem Drama philosophische Ideen untergelegt? Ich denke, wir haben sie vorgefunden und an ihrer Hand eine harmonischere Erklärung aller Einzelheiten und der Probleme der Interpretation gefunden, als sie scheltendes oder entschuldigendes Deutenwollen geben kann. Das liegt daran, daß „der Künstler und der Denker zu unlöslicher Einheit in Schiller verbunden sind und darin eben jene Eigenart seines Wesens besteht, die er sich bewußt war, in jeder seiner Schöpfungen zum lebendigen Ausdruck zu bringen"[1]). Was Schiller seinem Freunde hinsichtlich des „Faust" zugemutet, nämlich zugleich Dichter und Philosoph zu sein, hat er geleistet und beide Seiten zu durchgängiger Einheit gebracht. Die Jungfrau von Orleans ist als philosophische Dichtung durchaus poetisch und bereichert außerdem durch dichterische Divination die Philosophie, ohne wissenschaftlich zu philosophieren. Idealismus und Materialismus leben in konkreten Personen und diese sind die beiden kämpfenden Helden des Dramas. Dieser Gegensatz macht den Kern der Handlung und das dramatische Ziel aus.

Die ideelle Hauptsache über diesem Gegensatz ist die schaffensstarke Sittlichkeit des Menschen, die Schiller in seinen Werken zum Ausdruck bringt. Auch die innere Entwicklung der Jungfrau offenbart uns eine Ethik des reinen Menschentums, die keiner Grundlagen theoretischer Einsicht bedarf. Wir glauben dies klargestellt zu haben und halten es fest, trotz der Behauptung Windelbands[2]), daß sich

[1]) Windelband a. a. O. S. 9. Vgl. Emersons Idee des „idealischen Dichters".
[2]) a. a. O. S. 22.

der Dichter „das einzige Mal, wo er sich verleiten ließ, die transszendente Welt in den dramatischen Zusammenhang hereinspielen zu lassen, damit einen seiner besten historischen Stoffe verdorben hat — das Mädchen von Orleans". Dies kann nur der glauben, der in der „reinen Jungfrau" bereits eine selbstbewußte Persönlichkeit sieht, — die dann der schwarze Ritter an ihrem Selbstvertrauen irre machen sollte (Bellermann), und — die nach menschlichem Straucheln sich wiederfindet. Ganz gewiß ist die Jungfrau durchaus menschlich, aber nicht ein eigentümlicher Mensch, eine besondere Individualität, als welche sie alle ihre Gegner und Anhänger sowohl innerhalb des Dramas als auch unter den Betrachtern und Interpreten ansehen[1]); sondern der Mensch in Unschuld, Schuld und ethischer Selbstbestimmung wird uns in bestimmten Lagen auf bestimmte Weise empfindend und handelnd dargestellt. Auf diesem in der Tat christlichen Gehalt beruht es, wenn die Jungfrau ein bei weitem größeres Theaterpublikum in der Gegenwart hat, als Goethes Iphigenie. Hier tritt uns die einheitliche, antike Schönheit entgegen, der Mensch in Anerkennung der Abhängigkeit von höheren Mächten, das Lauschen auf ihre Offenbarung in der Tiefe des Herzens und freie Selbstbestimmung; in der Jungfrau finden wir uns wie im Faust zugleich klarer wieder: in diesem als in dem Repräsentanten des Typus, in jener als in der Verkörperung der Idee Mensch.

Ob jeder Zuschauer „das edle Bild der Menschheit" in diesem verstehenden Sinne erkennt, die innere Handlung in der raschen Folge prächtiger Szenen miterlebt, das ist unerheblich. Auch eine Beethovensche Symphonie versteht die Mehrzahl nicht beim ersten Hören, ohne daß das Kunstwerk deshalb weniger gilt. Es spürt das große Publikum dennoch bei jeder Aufführung freudig den Ideengehalt, die höhere Wahrheit, die in dieser einleuchtenden, stimmungsvollen Wirklichkeit steckt[2]). Weil die Schillerschen Dramen nicht nur die Tiefe ewig-schöner Kunstwerke, sondern auch eine glänzende Außenseite haben, darum werden sie so oft nur nach dieser als vornehmlich für die Jugend geeignet bewertet. Das ist einseitiges Urteil. Was ein jeder bei diesen echten Bühnenstücken, besonders bei der Jungfrau von Orleans ahnt, fühlt, genießt, das soll der gebildete, denkende Mensch, soll der Forscher erkennen.

[1]) Petsch, a. a. O. 247. Allen Figuren 2. und 3. Ranges ist die Jungfrau mehr oder weniger unbegreiflich, für sie alle geschehen hier wirkliche „Wunder", wie für den gemeinen Zuschauer.

[2]) Schiller, Über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen, Schluß: „Der große Haufe erleidet gleichsam blind die vom Künstler auf das Herz beabsichtigte Wirkung, ohne die Magie zu durchblicken, vermittelst welcher die Kunst diese Macht über ihn ausübte."

Mimische Studien zu Heinrich von Kleist.

Von Ottokar Fischer in Prag[1]).

6. Das Niederknien.

„Auf den Knien seines Herzens" ist Kleist mit seiner „Penthesilea" vor Goethe erschienen. Goethe jedoch hielt die rührende Bitte keiner Antwort wert, hatte kein Wort der Anerkennung für den Dichter, keinen Sinn für dessen Antike. Die Kleistschen Hyperbeln reizten seinen Unwillen, die absolute Folgerichtigkeit der Bilder und Gedanken kam ihm absurd vor. Was die Königin der Amazonen (Amazone = die Busenlose) von der Gewalttat berichtet, mit der sie und ihre Gefährtinnen ihren Leib entstellen, berührte Goethe peinlich, das „hochkomische" Motiv, daß alle „Gefühle sich in die zweite, noch übriggebliebene Hälfte (der Brust) geflüchtet hätten", fand er dem Stile des neapolitanischen Volkstheaters angemessen. In der Tat: aus dem Kontexte herausgerissen, wirkt mehr denn eine Partie der Kleistschen Werke durch ihre maßlosen Übertreibungen mindestens befremdend, ja auch insoweit mag Goethes Urteil maßgebend bleiben: manche Szene wirkt wie die Szene einer Puppenkomödie. Dies gilt vorzüglich von Kleists Erzählungen, die von Goethes Spott verschont blieben. Es wäre leicht, den Stil der Novellen lächerlich zu machen, wohl jede Nachahmung Kleistscher Eigenart müßte zu unbeabsichtigter Persiflage führen. Das Schema der Erzählung ist das denkbar einfachste: die oder jene Person sagte mit dem oder jenem Ausdruck . . ., oder: sagte, indem sie diese oder jene Bewegung ausführte. Wort und Gebärde sind der Regel nach als notwendig zusammengehörend angeführt, in ermüdender Gleichförmigkeit kehrt die Wendung „sagte, indem . . ." wieder. Der Erzähler bewahrt seltene Ruhe, berichtet in unpersönlicher, ja trockener Weise, schenkt dem Leser keine einzige Regung seiner Gestalten. Das Erzählte jedoch ist alles eher denn maßvoll, von Anfang bis zu Ende bewegt sich alles in peinvoller Unruhe, deren nervöse Leidenschaftlichkeit so Seele als Gliedmaßen der einzelnen Personen beherrscht. Würden manche Szenen der Kleistschen Novellen mit völliger Treue aus der epischen Form in die Form des Dramas übertragen und auf die Bühne gebracht werden, so könnten einzelne Personen den Eindruck hervorrufen, als wären sie besessen; da gäbs ein unaufhörliches Sichsetzen und Sicherheben, ein Händeringen, Umarmen, Küssen, Niedersinken, Erblassen und Erröten, Um-Verzeihung-Bitten und Stammeln von Dankesbezeugungen. In der meisterlich gefügten Er-

[1]) Vgl. Euphorion Band 15, S. 488 ff. und 716 ff.; Band 16, S. 62 ff.

zählung „Die Marquise von O." haben vier Personen die Hauptrolle inne, Vater, Mutter, Tochter und der Bewerber, alle werden sie durch die Übermacht ihrer Gefühle hin- und hergeschleudert und vom Fieber durchrüttelt, auf dem Boden geschleift und von Rührung und Liebe übermannt. Auf den sechsundvierzig Seiten kommt es zehnmal zu einem Kniefall, der Graf kniet vor der Marquise, die Tochter vor Vater und Mutter, die Mutter vor der Tochter, der Vater vor der Tochter — neunmal wird von einer plötzlichen Umarmung berichtet — elfmal (und oft recht ausführlich) von heftigem Schluchzen, ja Weinkrampf, von den vier Hauptpersonen behält keine die Wangen trocken und in der bewegtesten Szene weinen drei Familienangehörige gleichzeitig — achtmal ist das Küssen von Hand oder Gesicht erwähnt, und so wie der Beschreibung eines Exzesses im Weinen an zwei Seiten gewidmet wurden, so findet sich auch eine eingehende Schilderung der zwischen Vater und Kind gewechselten Liebkosungen vor — viermal ist von Ohnmacht oder bewußtlosem Zusammensinken die Rede. Bloß „Käthchen von Heilbronn" kann sich in dieser Beziehung mit der erwähnten Erzählung messen, mit der es mehr denn eine Übereinstimmung aufweist. Die Menschen sind bei Kleist schwächer gedacht als die Affekte, die sie durchtoben; sie sinken unter der Wucht des Schicksals in die Knie und gehen in Gefühlen auf, für die sie vergebens nach Worten suchen. Es wäre eine dankbare Aufgabe, aufzuzählen und zu bestimmen, wie oft und warum der gewaltige Sprachmeister Kleist, der durch sechs Zeilen mehr auszudrücken vermag als ein anderer durch einen langen Monolog, sich zu dem Bekenntnis verstehen muß, es mangle ihm ein angemessener Ausdruck, wie oft und warum er sich wohlfeiler Stilmittel bedient, wie „läßt sich nicht beschreiben" und besonders „unnennbar" [1]). Die bewegten Anreden „wie rührst du mich", „wie nenn ich dich", mit denen sich Jupiter an Alkmene, Prothoe und Achilles an Penthesilea, Penthesilea an Prothoe, Strahl an Käthchen und Kaiser, die Mutter an die Marquise, Hermann an Thusnelda und umgekehrt, Kottwitz an den Prinzen von Homburg, und Kleist selber (in der sogenannten „Todeslitanei") an seine Geliebte wenden, sind gleichfalls Belege dafür, daß der Dichter vergebens das Wort sucht, das ebenso packend wäre, wie die ihn beherrschende Empfindung. In stereotyper Weise kehrt neben der Erkenntnis von der gebrechlichen Einrichtung der Welt auch die Beobachtung wieder, wie unglücklich die Welt in ihrem tiefsten Wesen ist, wie ein Mensch zum Schuldner seines Nächsten wird, ohne sich dessen bewußt zu sein, daß einer den anderen um Verzeihung bitten sollte. Des Dichters Verhältnis zu den Verwandten, in erster Reihe

[1]) In einem Aufsatz über das „Unnennbare" bei Goethe, Kleist u. a. (Zeitschrift Novina 1909, März—Mai) habe ich eine Reihe von Wendungen zusammengestellt.

zur Schwester Ulrike, ward durch eine gewisse Überreiztheit vermeintlichen Schuldgefühles bestimmt. Darin liegt vielleicht in der Tat eine Verwandtschaft mit slawischem Wesen begründet — Fries zeigt (S. 72) in geistreicher Weise slawische Elemente im Naturell des Kleistschen Achilles auf, — wenn auch natürlich keine physiologischen, genealogischen Voraussetzungen eine derartige Vermutung stützen. Den stärksten Ausdruck fand die weiche, verzweifelnde, bußfertige Stimmung in zwei analogen Situationen, die beide einen doppelten Kniefall vorführen; diese Parallele zwischen „Käthchen" und „Marquise" ist meines Wissens bisher nicht verzeichnet worden.

Seine Tochter dem Kloster zuführend, wird Theobald (in der ersten Szene des dritten Aktes) von Zweifeln befallen, ob es nicht doch besser wäre, das Käthchen zur Rückkehr auf die Burg des Grafen von Strahl zu bewegen, dem sie bis dahin in blinder hündischer Treue gefolgt war. Mit blutendem Herzen fügt sich der Vater dem unvermeidlichen Geschick, er will selber den Grafen mit der untertänigen Bitte angehen, dem Mädchen Zuflucht zu gewähren: „Käthchen! Mein liebes Käthchen! Ich will es tun. Ich will mich so vor ihm niederlegen, wie ich es jetzt vor dir tue, und sprechen: mein hoher Herr! Erlaubt, daß das Käthchen unter dem Himmel, der über Eure Burg gespannt ist, wohne; reitet Ihr aus, so vergönnt, daß sie Euch von fern, auf einen Pfeilschuß, folge, und räumt ihr, wenn die Nacht kömmt, ein Plätzchen auf dem Stroh ein, das Euren stolzen Rossen untergeschüttet wird. Es ist besser, als daß sie vor Gram vergehe." Nun siegt aber auch im Gemüte der Tochter edelmütige Entsagung, sie spricht, „indem sie sich gleichfalls vor ihm niederlegt: Gott im höchsten Himmel; du vernichtest mich! Du legst mir deine Worte kreuzweis, wie Messer, in die Brust! Ich will jetzt nicht mehr ins Kloster gehen, nach Heilbronn will ich mit dir zurückkehren, ich will den Grafen vergessen, und, wen du willst, heiraten; müßt' auch ein Grab mir, von acht Ellen Tiefe, das Brautbett sein." In der „Marquise von O." (3, 285) ist die Mutter der Tochter aufs Land nachgefahren, um sich von ihrer Schuld oder Schuldlosigkeit zu überzeugen, und da sie sie rein wie ein Kind findet, sinkt sie vor ihr auf die Knie und schlägt die Arme um sie. „‚Meine teuerste Mutter', rief die Marquise, und neigte sich voll froher Rührung zu ihr herab, und wollte sie aufheben. Jene versetzte darauf: ‚nein, eher nicht von deinen Füßen weich' ich, bis du mir sagst, ob du mir die Niedrigkeit meines Verhaltens, du Herrliche, Überirdische, verzeihen kannst.' ‚Ich Ihnen verzeihen, meine Mutter! Stehen Sie auf', rief die Marquise, ‚ich beschwöre Sie' — ‚Du hörst', sagte Frau von G., ‚ich will wissen, ob du mich noch lieben, und so aufrichtig verehren kannst, als sonst?' ‚Meine angebetete Mutter!' rief die Marquise, und legte sich gleich-

falls auf Knien vor ihr nieder; ‚Ehrfurcht und Liebe sind nie aus meinem Herzen gewichen . . .“ Etwas entfernt Ähnliches ist im letzten Auftritt der „Hermannsschlacht“ enthalten, doch findet dort kein gleichzeitiges Niederknien zweier Personen statt, und die demütige Gebärde hat übrigens eine offizielle Bedeutung, die von feudalem Brauch bestimmt wird; Hermann beugt nämlich ein Knie vor Marbod, den er als Germaniens König begrüßt, doch kaum ist Hermann aufgestanden, kniet Marbod vor ihm nieder, ihn als Retter und Oberherrn preisend. Ich finde ein Vorbild zu dieser Situation in Zacharias Werners bigottem Drama „Die Söhne des Tals“ (Teil 2, Akt 6), das meinem Urteil nach an dem Verfasser des „Prinzen von Homburg“ nicht eindrucklos vorüberging[1]) — so oft und so nachdrücklich auch die grundsätzliche Verschiedenheit zwischen Kleist und Werner hervorgehoben werden mag; bei Werner kniet der Großmeister Molay, auf dem Wege zur Richtstätte, vor dem Alten vom Karmel hin, und nachdem er aufgestanden ist, läßt sich der heilige Mann vor ihm nieder und bittet, nun seinerseits auch ihn segnen zu dürfen. Den Szenen der „Marquise“ und des „Käthchen“ steht jedoch die Situation eines Dramas der Genieperiode bedeutend näher — weder Kleists Drama noch seine Novelle wären ja ohne das Vorbild des Sturmes und Dranges denkbar —; ich denke an Klingers „Zwillinge“ III. 2: „Guelfo (fällt nieder): Mutter, noch einmal, schone meiner! schone deiner! Du zerdrückst mir das Herz mit dem Blick und den Reden, verwirrst meine Sinne. — Amalie (kniet zu ihm): Guelfo, ich knie' zu dir und flehe, laß dich die Mutter heilen! Ruh an der bangen Brust der Mutter und hol an ihrem Herzen Ruh! Dein Herz wird stille sein, und ruhig deine Sinne.“ Das Niederknien nimmt im Sturm und Drang-Drama eine wichtige Rolle ein, Ohnmacht und von

[1]) Werners Drama (Teil 1) und Kleists Drama befassen sich mit dem Konflikt zwischen persönlicher Tapferkeit und zwischen der Notwendigkeit, sich einer höheren Autorität (des Ordens oder des Staates) zu fügen, beide Stücke weisen in Problemstellung und -Lösung Ähnlichkeit mit Schillers Kampf mit dem Drachen auf. Wenn jedoch Erich Schmidt zu Kleists V. 471 „Des Herrn Durchlaucht . . . befahl, daß wir auf Ordre warten sollen . . . Auf Ordr'? Ei, Kottwitz! Reitest du so langsam? Hast du sie noch vom Herzen nicht empfangen?“ Schillers Worte „Nur von dem Herzen nehm' ich Rat“ zitiert, möcht ich die schlagendere Analogie aus Werner (Werke 4, S. 16) anführen: Robert: „Gesellen! Habt ihr Lust, euch eure Pickelhauben zu verdienen?“ — „Du wirst doch —“ „Kommt!“ Gottfried: „Wie — ohn Geheiß und Ordre?“ Robert (auf seine Brust zeigend): „Hier ist sie!“ — Für einige exotische Einzelheiten im Prinzen von Homburg sind exotische Vorbilder aufgezeigt worden, so zitiert Fries zu „Dey von Tunis“ (V. 1412) und zu der Blumenpoesie der letzten Szene Analogien aus Calderon: aber auch in Werners Stück „schwillts von Blumen“ (zu Beginn des 6. Aktes, S. 208: „Nachtviolen“; vgl. Kleist, V. 1840); und S. 100: „der Kerl führt eine Kling! — beim Mahomet! der Dey von Tunis gibt nicht bessre Hiebe!“

Demut bezwungene Wut der Rebellen gegenüber der Familie und den Herren der Erde und gegenüber Gott liegt in der Gebärde, häufig jedoch dient sie, wie auch andere Gesten, vorzüglich dem Zwecke, die überschüssige Energie abzuleiten, die Sehnsucht nach Bewegung, nach Taten zu beschwichtigen; die Charaktere des Sturmes und Dranges kranken am Zuviel von Kraft und Gesundheit und ergehen sich, um sich zu betätigen, in Grausamkeiten und in langen Tiraden. Das „Käthchen von Heilbronn" reiht sich durch sein ritterliches Thema, durch die überlangen Apostrophen und Exklamationen Strahls und durch das Pathos des wechselseitigen Niederkniens zweier Personen vor einander, der älteren dramatischen Gattung an[1]). Für jene charakteristische Stelle der „Marquise", an der das Übermaß des Schluchzens durch maßlose Schilderung veranschaulicht wird, ist von Erich Schmidt der Zusammenhang mit Rosseaus Heloise und mit den Versöhnungsszenen des Sturmes und Dranges aufgezeigt worden: aber auch der Auftritt, der sich zwischen der Marquise und ihrer Mutter abspielt, deutet wohl auf die gleichen Gefühlssphären hin. Bei Klinger sowohl als bei Kleist handelt es sich um das rührende Verhältnis zwischen Eltern und Kindern; doch überbietet Kleist das Außergewöhnliche seiner Vorlage, da er von einem Kniefall des Älteren vor dem Jüngeren ausgeht (im Käthchen ist es der Vater, in der Marquise die Mutter, die sich aus eigenem Antrieb vor dem Kinde niederlassen, hierauf erst folgt die demütige Gebärde der Tochter). Zwei Menschen flehen einander gegenseitig um Vergebung an; zum Ausdruck kommt hier eine Sucht, sich selber vor dem anderen zu demütigen, eine düstre, fatalistische Stimmung, zu deren Beleuchtung ich an jene Szenen des neueren russischen Dramas erinnere, in denen ein schuldbeladener Mensch vor der ganzen Gemeinde kniefällig fleht, ihm all seine Sünden und auch jene, die er nicht begangen hat, zu vergeben (Pisemskij; Tolstoj).

Der überreiche Wortschatz, der Kleist zur Verfügung steht, wo es sich um die Gebärde des Niederkniens handelt, weist zweierlei hervorstechende Kennzeichen auf. Die Knappheit des Dramatikers bringt Brachylogien hervor: die Zugehörigkeit der knienden Person mit derjenigen, der die Gebärde gilt, wird auch grammatikalisch durch

[1]) In der sonstigen dramatischen Literatur sind mir nur wenige derartige Momente gegenwärtig. Erinnern will ich an den doppelten Kniefall zum Schluß von Calderons „Leben ein Traum", weil dort Basilio und Segismundo nicht nur als König und Gegenkönig, sondern auch als Vater und Sohn einander gegenüberknien: ferner an ein Drama von heute, nämlich an W. Schmidtbonns „Der Graf von Gleichen", Akt II.: die Rührung, durch die sich die beiden Nebenbuhlerinnen zu einem Kniefall vor einander bewogen fühlen (Naëmi zur Gräfin: „Ich knie wie du und bitte, sieh, wie du"), weist, wie die Schilderung der Frauen überhaupt, Nuancen auf, die an Kleist gemahnen möchten.

häufige Elision des Vorwortes, durch die Prägnanz der Dativform angedeutet; und zweitens ruft der zu hyperbolischer Ausdrucksweise hinneigende Stil anschauliche, beinahe schmerzhaft körperliche Bilder als Äquivalente der ergebenen Denkart ins Leben. Maßlos übertreibend sind in Kleists Gebärdensprache die Ausdrücke fürs Erröten, die höchste Emphase zeichnet die Schilderungen wollüstigen Weinens aus, drückende Schwüle lastet auf den eingehenden Berichten über das Küssen; am bewegtesten und reichhaltigsten gestaltet sich jedoch, von lexikalischem Gesichtspunkt aus betrachtet, die Vorstellungsgruppe, die mit der Gebärde des Kniens zusammenhängt: niederknien, daniederknien, hinknien zu; sich niederlegen, niederwerfen, hinwerfen, hinbeugen vor; „jemandem" niederstürzen; hingebeugt, hingestreckt, in Anbetung gestreckt; gestreckt, gestürzt auf Knien; die Knie beugen (vor) jemandem; die Knie umfassen, umklammern; auf Knien niederfallen, niedersinken, hinsinken, bitten, flehen, beschwören; sich auf Knie werfen, niederlassen, niederwerfen; zu Füßen fallen, niederstürzen; sich zu Füßen werfen, legen; die Füße ergreifen, mit Tränen waschen (2, 306; 3, 415); mit maßloser Übertreibung 3, 416 „ihr Gesicht, mit verzweiflungsvoll vorgestützten Händen, ganz zwischen die Sohlen seiner Füße bergend"; auf das Gesicht fallen; tief auf ihr Antlitz hingestreckt (Lesart zu Penth., V. 2044); Antlitz auf den Boden strecken; zu Boden stürzen; sich senken, daß die Stirn den Boden berührt; den Boden mit Brust und Scheiteln küssen (2, 186; wörtlich 3, 384); die Stirn in den Staub herabdrücken; Angesicht in Staub neigen, das Antlitz in den Staub legen, senken; im Staube liegen, danken; in den Staub „jemandem" knien. — Auch dem Herzen wird durch eine kühne Personifikation die Fähigkeit des Niederkniens angedichtet: „O du, vor der mein Herz auf Knieen niederfällt, wie rührst du mich!" (Penthesilea, V. 2799), von Kleist selber in dem Brief an Goethe zitiert (5, 369): „es ist auf den ‚Knien meines Herzens', daß ich damit (mit dem ersten Phöbusheft) vor Ihnen erscheine." Das biblische Bild [1]) läßt sich durch Kleists anderweitige anthropomorphe Verwendung des Wortes Herz erklären; denn der Herzmuskel gewinnt, wie bereits gesagt wurde, für Kleists Phantasie selbständiges Leben, und als wär er ein unabhängig bestehendes Wesen, wird er mit menschlichen Fähigkeiten des Weinens, des Umarmens, des Sichneigens [2]) ausgestattet.

---

[1]) Von Erich Schmidt (Goethe-Jahrbuch 9, 1888, 94) im Gebet Manasse V 11, auch in einem Jugendbriefe Goethes nachgewiesen.

[2]) 4, 244 (Kleists Verfasserschaft nicht gesichert: vgl. Steig, Neue Kunde, S. 86—99). „Wie Dir sich Herzen, Dir sich Kniee neigen", vgl. Penth., V. 1993 „meine ganze Seele beugt sich ihr". — Auch die Seele wird verkörpert: 2, 294 „daß deine Seele ganz durchdrungen ist, vom Wirbel bis zur Sohle, von dem Glauben . . ."

Die mannigfachen Funktionen der demütigen Gebärde lassen sich in Gruppen einteilen. Einzelne Familienmitglieder knien vor einander nieder, das Kind vor den Eltern, die Eltern vor der Tochter („Marquise", vgl. „Käthchen"), die Mutter vor dem Sohn („Schroffenstein"), die Schwester vor den Brüdern („Zweikampf"), die Gattinnen vor Rupert, Hermann, Kohlhaas, der Gatte vor Thusnelda; ferner der Liebende vor der Geliebten und umgekehrt; in „Amphitryon", „Guiscard", „Homburg" der Untergebene vor dem Vorgesetzten; Käthchen vor ihrem Herrn, die Kammerzofe vor Eustache, die Gefährtinnen vor Penthesilea und (vielleicht angeregt durch diese Szene) Gertrude vor Thusnelda; die Zeugin vor dem Richter (1, 426), die Geretteten vor dem Retter („Käthchen", „Hermannsschlacht", „Marquise"); der Vasall vor dem Lehnsherrn, so Hermann vor Marbod und umgekehrt, Graf Strahl vor dem Kaiser, der Dichter selbst vor der Königin (4, 40). Stereotyp ist der Kniefall vor einem Leichnam und am Krankenlager: um das tote Liebespaar herum versammeln sich zum Schluß der „Schroffensteiner" die beiden verfeindeten Geschlechter und durch chiastische Regiebemerkungen sind Gruppen angeordnet: Agnes' Mutter und Ottokars Vater „stürzen übern Leichnam", Ottokars Mutter und Agnes' Vater „lassen sich auf ein Knie nieder", nur der wahnsinnige Johann „setzt sich", bezeichnenderweise, „bei Ottokars Leiche nieder"; über die Leiche seiner geschändeten Tochter „wirft sich" Teuthold (2, 399), zur sterbenden Geliebten kniet Gustav nieder (3, 351), Elvire (3, 365) begnügt sich, „mit betrübtem Herzen bei der Leiche Constanzens niederzuknien und zu weinen". Von derselben Stellung vor einem Krankenlager ist 3, 411 die Rede („an seinem Haupt jammernd niederkniend"); Homburg, V. 1013 „am Bette knieend"; auch vor einer Ohnmächtigen „stürzt" man nieder (3, 60). — Was Frömmigkeitsbezeugungen anlangt, wird bei Kleist kniefällige Huldigung dem Schöpfer, dem gekreuzigten Heiland, der heiligen Jungfrau, dem Altarbild, dem Engel dargebracht, die gleiche Stellung nehmen jedoch auch betende Heiden ein; während in „Amphitryon" der römisch benannte Hellenengott durch eine tiefe Neigung geehrt wird (V. 2315 „In Staub das Antlitz hin!"), wird bei der dem römischen und dem germanischen Gott erwiesenen Huldigung ausdrücklich von einem Kniefall gesprochen (Hermannsschlacht, V. 934 „in den Staub zu knien", V. 1189 „dem sich mein Knie gebeugt"), aber auf gleiche Weise bezeugen auch die Griechen ihre religiöse Verehrung: Penth., V. 1103 „heiße sie daniederknien und beten"; Kleist schildert den Kultus der Amazonen geradezu in christlichem Geiste, ja die an Mars gerichteten Bitten möchten an eine Anbetung eines Heiligenbildes gemahnen: V. 2046 „am Altar hingestreckt", deutlicher in der handschriftlichen Lesart zu diesem Vers: „tief auf

ihr Antlitz hingestreckt" und in der Lesart zu V. 793 ff.: „Die Götter schenkten reichern Segen uns, als, auf des Altars Stufen hingebeugt, die Brüst' all deiner Jungfraun sich erflehten." Wenn hier nicht das Vorbild des Christentums einwirkte, so ists im Geiste des Orients gesagt, doch sicher nicht in griechischem Geiste[1]). Ein grandioses Bild bietet Penthesilea dar, die (S. 134) „mit allen Zeichen des Wahnsinns, während die Hunde ein gräßliches Geheul anstimmen", niederkniet und Ares, den Vertilgergott, um Rache anfleht. — Und neben dem höchsten das niedrigste: nicht nur ein Heiligenbild reißt „gewaltsam zu sich nieder" (Schroffensteiner, V. 244, vgl. Homburg, V. 412): auch das Auge eines verletzten Ebers wär imstande, eine schuldlose Jungfrau, „ganz zerschmelzt in Reue, auf Knieen" vor sich niederzuziehen (Penth., V. 2693).

Der Kniende fleht in den meisten Fällen um Vergebung (3, 280 typisch: „so wird sich derjenige, den sie sucht, ihr . . . zu Füßen werfen", auch Homburg, V. 1767: „Dir leg ich tiefbewegt zu Füßen mich! Vergib . . ."), sehr häufig um Rettung, Schutz, und zwar entweder für sich oder für einen Dritten oder für den, vor dem er niederkniet (für sich: Guiscard, V. 95 „seine Kniee, um Rettung jammernd, werden wir umfassen"; um Erbarmen mit einem Abwesenden: 1, 112; Homburg, V. 1081; 3, 305; am bezeichnendsten für Kleist sind die Bitten, derjenige, den man anfleht, möge sich mäßigen und sich selbst retten: Schroff., V. 2365 „Auf meinen Knieen bitte, beschwör ich dich, geh so verächtlich nicht mit deinem Leben um", Penth., V. 1236 „So fleh ich dich auf Knieen — rette dich!"). Kniefällig bittet man um die Hand der Geliebten (2, 306, vgl. Homb., V. 965). Durch kniefälliges Gebet kommt die Bitte um Erfüllung eines Wunsches, seltener eine Danksagung zum Ausdruck: das Niederknien ist auch eine Äußerung der Erkenntlichkeit (2, 305 „der Hochgebenedeiten Fuß ergreifen und mit des Danks glutheißer Träne waschen"; Homb., V. 730 „vor dem Altar morgen dank ich Gott"; 3, 298); aus Dankbarkeit für Abwendung der Lebensgefahr knien Kunigunde vor dem Grafen Strahl, die Römer vor Hermann, die Marquise vor dem Grafen F.; Kleist selbst ist, von freudiger Dankbarkeit übermannt, zu Wielands Füßen niedergestürzt (5, 294) — wie ja überhaupt seine überreiche Verwendung dieser Gebärde auf persönliche, erlebte Momente wird zurückzuführen sein (zum Niederknien vgl. 5, 125 u. bes. 222 f.). Merkwürdig ist die Erwähnung vom Niederknien zum Zeichen der Reue (Penth., V. 2694), befremdend wohl auch die Stelle 4, 40 „da ich auf Knieen, um dich zu segnen, vor dir niedersinke". Aus Liebe kniet man hin, nicht um die Er-

[1]) Vgl. Sittl, Die Gebärden der Griechen und Römer, S. 177 ff.

reichung des gewünschten Zieles zu erreichen, auch nicht zum Danke für gewährte Gunst, sondern zum bloßen Zeichen völliger Hingebung. Der eigentliche Platz des Verliebten ist: zu Füßen der Angebeteten. Drum wünscht Ventidius ewig vor Thusnelda liegen zu dürfen, und diese beschwert sich bei ihrem Manne (V. 620): „er bat, gestreckt auf Knieen, wie ein Glücklicher, um eine Locke mich“: nur einem begünstigten Verehrer steht diese Freiheit zu. Drum läßt sich Graf Strahl vor seinem schlummernden Liebchen auf Knien nieder, seine beiden Arme sanft um ihren Leib legend, drum kniet Hermann vor Thusnelda mit den Worten „wie rührst du mich“, drum hebt Achilles die Schönheit der Amazonen durch die prägnante Wendung hervor: „die Zierden des Geschlechts, vollständig, einem Altar gleich, jedwede geschmückt, in Liebe davor hinzuknien“ (V. 2008): sie scheinen nur dazu geschaffen, daß anbetende Männer vor ihnen niedersinken. Drum ists auch die Sehnsucht der glücklichen Geliebten, ihren Erwählten „sich zu Füßen“ zu sehen. Alkmene ist „gesättigt völlig von dem Ruhm, den einen Sterblichen (Amphitryon) zu Füßen“ zu haben (V. 1361), der Amazonen Wunsch lautet gleichfalls: den Gegner im Staube liegen zu sehen. Hier allerdings ist ein doppelter Sieg gemeint. Die Männer ergeben sich erstens ihren Geliebten auf Gnade und Ungnade, zugleich jedoch kapitulieren sie als Feinde vor den stärkeren Kriegerinnen. „Im Staube liegen“ ist eine doppelsinnige Wendung, das Niederknien hat eine mehrdeutige Funktion. Auch der Sinn anderer Gebärden, des Lächelns, des Küssens, des Umarmens spielt in fremde Vorstellungen hinüber; am Niederknien läßt sich jedoch in deutlichster Weise eine Kleistsche Eigenart darlegen, die ich als Ironie der Gebärdensprache bezeichne.

Die Komödie von Amphitryon beruht auf steten Verwechslungen zwischen Mensch und Gott; wenn daher Charis (V. 1654) „zerknirscht im Staube“ liegt, führt sie unbewußt eine ironische Gebärde aus, denn sie meint Merkur zu ehren, kniet jedoch in Wirklichkeit vor ihrem Mann, den sie nicht gerade am allerhöchsten wertschätzt; wenn Jupiter (V. 1903) von seinem Doppelgänger erwartet: „Er selber soll . . ., daß ich Herr in Theben, anerkennen. Vor mir in Staub das Antlitz soll er senken“, ist wieder Ironie im Spiel, denn alle sind der Meinung, der sterbliche Amphitryon verlange durch diese Worte eine Ehrfurchtsbezeugung seines Untergebenen, während in Wahrheit ein Olympier sein Recht auf devote Ehrung geltend macht. Durch die Situation wird die Mehrdeutigkeit der Geste in der Erzählung „Findling“ bestimmt (3, 367), da Nicolo durch die halboffene Tür die unglückliche Elvire „in der Stellung der Verzückung, zu jemandes Füßen“ erblickt: sie kniet vor einem Bilde, erweckt jedoch den Verdacht, als neigte sie sich vor einem lebendigen Geliebten: es findet daher eine

Verwechslung statt zwischen der Andacht zu einem geheiligten Gegenstand und zwischen einem Symptom sinnlicher Liebe. In dieselbe Kategorie gehört das Spiel mit dem Begriffe des Niederkniens im „Käthchen". Daß ihre selbstverständliche Bestimmung ist, ihrem Herrn zu Füßen zu liegen, darüber ist sich Käthchen selber klar, und Graf Strahl beansprucht die untertänige Huldigung ebenfalls als etwas ganz Natürliches: nachdem sie ins Gerichtszimmer geführt worden ist und sich in der Versammlung umgesehen hat, beugt Käthchen mit den Worten „Mein hoher Herr!" ganz unwillkürlich ein Knie vor dem Grafen, nur in seiner Nähe und nur in dieser Stellung ist sie ihrer eigenen Worte und Gedanken mächtig; da er ihr das letzte Bekenntnis entlocken will, herrscht er sie an: „Knie nieder! . . . Du rührst dich nicht! Hier soll dich keiner richten, als nur der, dem deine Seele frei sich unterwirft." Die Ehrfurcht vor dem Herrn ist aber nicht nur durch Liebe, auch nicht durch das Geheimnis der magnetischen Einwirkung völlig bestimmt, vielleicht greifen in das übersinnliche Verhältnis auch matte Vorstellungen religiöser Färbung ein: Käthchen kniet vor dem Grafen, wie man vor Gott oder vor einem Heiligen hinzuknien pflegt. Die mittelalterlichen Nonnen verehrten Christus als ihren himmlischen Freier und in ihrer exaltierten Mystik meldeten sich die verhaltenen irdischen Regungen zum Leben, bei Käthchen tritt umgekehrt zur Liebe zu dem Manne, von dem sie überzeugt ist, er werde sie von Ostern übers Jahr heuern, ein Element religiöser Pietät hinzu. „Warum," fragt sie ein Richter (S. 196), „bist du zu Füßen, wie man vor Gott tut, nieder ihm gestürzt?", kurz darauf überzeugen sich die Richter durch eigene Anschauung: „In Staub liegt sie vor ihm — Gestürzt auf Knieen — Wie wir vor dem Erlöser hingestreckt!" [1])

In der „Penthesilea" steht die Mehrdeutigkeit der Gebärde des Niederkniens nicht isoliert da, stellt vielmehr bloß ein Merkmal der in dieser Tragödie durchaus vorherrschenden Ironie dar. In eine gewagt doppelsinnige Stimmung ist das ganze Stück getaucht. Hier kommt man mit der üblichen Formel von der Verwirrung des Gefühls nicht aus, hier wird ein paradoxes Spiel getrieben mit Gefühlen, die ihre eigene Verneinung in sich bergen; die alte Anschauung Platos von dem Übergang einer Größe in deren Antithese fand bei dem Anhänger von Adam Müllers „gegensätzischer Schule" bereitwillige Aufnahme. Der Dichter der Penthesilea kennt nicht bloß zwei absolute Werte wie Gut und Böse, Liebe und Haß, Kraft und Ohnmacht, vielmehr beachtet er auch die vielen feinen Nuancen, die von einem

[1]) Strahl selber sagt: „Nun seht, wenn mir Gott der Herr aus Wolken erschiene, so würd' ich mich ohngefähr so fassen, wie sie" (S. 186).

Prinzip zum gegenteiligen hinüberleiten; er löst in Penthesileas Person das Thema, das gleich zu Beginn der Tragödie durch Odysseus gestellt wird (V. 125): „Soviel ich weiß, gibt es in der Natur Kraft bloß und ihren Widerstand, nichts Drittes. Was Glut des Feuers löscht, löst Wasser siedend zu Dampf nicht auf, und umgekehrt. Doch hier zeigt ein ergrimmter Feind von beiden sich, bei dessen Eintritt nicht das Feuer weiß, obs mit dem Wasser rieseln soll, das Wasser, obs mit dem Feuer himmelan soll lecken." Penthesileas Erscheinung ist eben ein solches Phänomen, an dessen Existenz ein nüchterner Beobachter Zweifel hegt; ihre Leidenschaft stellt eben jenes „dritte" Prinzip dar, das mitten inne liegt zwischen Kraft und deren Widerstand, zwischen Glut und Frost, die feindlichen Elemente des Wassers und des Feuers verbindend. In ihrem Schicksal wechseln Gegensätze, in ihrer Seele lösen sich widerstreitende Gefühle ab: Kampf, aus Begierde entsprungen; Liebe, die sich in Haß verwandelt; Bitternis, die zum Genuß hinüberschlägt. Dem göttlichen Ausspruch getreu, sind die Amazonen ins Feld ausgezogen, um sich einen Geliebten zu erkämpfen; der ihnen in der Schlacht unterliegt, soll von ihnen dann mit Rosen bekränzt und zum Gatten erkoren werden. Diese Bestimmung eines ganzen Stammes wird im Leben der Fürstin zum Verhängnis, die allgemeine Satzung greift in ihr persönlichstes Empfinden ein, schwüle Erotik und feindselige Verfolgung verbinden sich in ihrer Seele zu unentwirrbarem Gemisch. Die Stilmittel nun, die der Dichter anwendet, um dieser komplizierten Stimmung Herr zu werden, neigen bald zu dem einen, bald zum entgegengesetzten Empfindungs- und Gefühlsbereich hin, entlehnen ihre Bilder bald der Sphäre der Liebe, bald der Sphäre des Hasses, bewegen sich jedoch am liebsten an der unsicheren Grenzscheide zwischen beiden, einander unter normalen Verhältnissen ausschließenden Welten. Auch Bezeichnungen des freundschaftlichen Einverständnisses haben einen Beigeschmack wollüstigen Hasses. In dieser (ich scheue nicht das Wort) Perversität der Gefühle und in dem großartigen Ausdruck, den Kleist für sie gefunden hat, liegt nicht zu allerletzt eine Verwandtschaft von Kleists Penthesilea mit Wildes Salome begründet. Das Verhältnis zwischen den einander bis auf den Tod befehdenden Achilles und Penthesilea wird geschildert wie die Beziehung zwischen Bräutigam und Braut. „Gefiederte Brautwerber" nennt Achilles (V. 596) die ihm von den Amazonen her zufliegenden Pfeile; nicht eher will er ruhen, als bis er Penthesilea zu seiner Braut gemacht (V. 613), d. h. als bis er ihren Leichnam wird durch die Straßen mit sich schleifen können — ein Ausdruck, gefährlich hart heranstreifend an den Wortschatz der Nekrophilie. Mit dem Ausruf „Du lieber süßer Bräutigam!" sollte, der handschriftlichen Fassung gemäß, Penthesilea von ihrem toten Liebling Abschied nehmen (Lesart zu V. 2985) —

wie ja überhaupt das ganze Stück, mit Erich Schmidt zu reden, ursprünglich viel mehr von einer volupté funèbre angefüllt war. Doppelsinnig ist es, wenn Achilles behauptet, kein Mädchen habe seiner so glühend begehrt als Penthesilea (Lesart zu V. 607), zynisch freut er sich aber auch in der endgiltigen Fassung (V. 608) auf die sein harrende „Schäferstunde". Penthesilea geht nicht und schreitet nicht und zieht ihm nicht entgegen: sie tanzt ihm voll Kampfeslust entgegen (V. 1059), wie ja schon früher gesagt wurde, die Dogge tanze neben dem Hirsche, in dessen Nacken sie sich verbissen hat, wie Penthesilea selbst später mitten unter ihren Hunden, der Mänade gleich, mit ihrem Bogen durch die Felder tanzt (V. 2570). Den Gipfelpunkt der Vermengung von Gebärden der Liebe mit Gebärden des Hasses erreicht jedoch der Bericht über den Frevel, der den Grundstein zum Frauenstaate gelegt hat: Wenn (V. 1946) von Dolchen die Rede ist, „der Gäste Brust zusamt damit zu küssen", wenn (V. 1951) gar gesagt wird, das ganze Mordgeschlecht sei „zu Tod gekitzelt" worden, so sind das Vorstellungen, der Liebes- und Rachbegier der Kämpferinnen entsprungen, Bilder, die der zwischen Extremen hin- und herpendelnden Gemütsart Kleists Genüge leisteten.

An zwei Vorstellungsreihen, die dem fruchtbarsten Bereiche der Gebärdensprache entnommen sind, hat der Dichter mit besonderer Deutlichkeit die Übergänge von Neigung zu Feindseligkeit illustriert: an den Vorstellungen des Umarmens und des In-die-Knie-sinkens. Die Umarmungen, die Penthesilea dem Peliden zugedacht hat, sind schmerzhaft — schmerzhaft wie die Umarmungen der eisernen Jungfrau, könnte man sagen; sie sehnt sich, ihn an sich zu drücken, d. h. ihn zu vernichten, und ist doch trostlos darüber, daß sie ihn nicht liebevoll in ihre Arme nehmen kann: „Hier dieses Eisen soll mit der sanftesten Umarmung ihn (weil ich mit Eisen ihn umarmen muß!) an meinen Busen schmerzlos niederziehn" (V. 857); „Im blut'gen Feld der Schlacht muß ich ihn suchen, den Jüngling, den mein Herz sich auserkor, und ihn mit ehrnen Armen mir ergreifen, den diese weiche Brust empfangen soll" (V. 1898); „Was will ich denn, wenn ich das Schwert ihm zücke? Will ich ihn denn zum Orkus niederschleudern? Ich will ihn ja, ihr ew'gen Götter, nur an diese Brust will ich ihn niederziehn!" (V. 1189). Achilles spottet, er habe noch kein Plätzchen gefunden, „sie ungestört, ganz wie ihr Herz es wünscht, auf Kissen heiß von Erz im Arm zu nehmen" (V. 605), und Penthesilea jammert (Lesart zu V. 2384 ff): „Hier diese Brust, er will sie erst zerschmettern, und dann auf ihren leichenbleichen Kissen ruhn?" [1])

[1]) Als rohe Verzerrung dieses ironischen Motivs fasse ich die Szene der Hermannsschlacht auf (V 18), in der in zweideutiger Weise die Umarmungen Thusneldas und die Umarmungen der Bärin verwechselt werden.

An den Ausdrücken für das Niedersinken fällt auf, mit welcher Vorliebe und Beharrlichkeit Penthesilea und ihre Gefährtinnen immer wieder zu dem Wunsche zurückkehren, den Feind im Staube, den Feind sich zu Füßen zu sehen („in den Staub niederfallen": V. 1577; „zum Staub der Füße hinwerfen": V. 846; „zu meiner Füße Staub ihn sehn": V. 638; „zu Füßen liegen": V. 868; „zu Füßen sinken": V. 816, 1337, vgl. V. 2247; „zu Füßen": V. 1711). Penthesilea will ihren Gegner nicht bloß bezwingen, sie will ihn zu liebevoller Anbetung nötigen, beiderlei Sinn ist in der einen stilistischen Wendung enthalten. Selten nur ist die Wendung eindeutig, so in V. 1884, „Du, die sich bloß in ihrer Schöne ruhig zu zeigen brauchte, das ganze Geschlecht der Männer dir im Staub zu sehn" — wo mit dem Ausdruck bloß die erotische Bedeutung verknüpft ist, oder in V. 2367, wo „den Staub zu seines Gegners Füßen auflecken" als Terminus der Soldatensprache aufzufassen ist. Meistenteils verbindet sich der erotische Sinn mit dem kriegerischen, so daß sich der Ausdruck für die Gebärde zu einer äußerst wirksamen Ironie gestaltet. Zuweilen tritt der Doppelsinn ganz klar zutage: wenn Achilles, verliebt und überwunden, sich zu den kleinen Füßen der Amazonen hinlegt, wird das mehrdeutige der Situation durch die Worte „entwaffnet in jedem Sinne" (V. 1418) vom Dichter selbst verraten; wenn die Königin ihren vermeintlichen Gefangenen tröstet: „Komm jetzt, du süßer Nereïdensohn, komm, lege dich zu Füßen mir — Ganz her!" (V. 1749), so spricht, wie schon die kosende Anrede bezeugt, die Liebende zum Geliebten: aber unmittelbar darauf (V. 1753) ergreift die siegreiche Kriegerin das Wort: „Sprich! Fürchtest du, die dich in Staub gelegt?": der erste Ausdruck „sich zu Füßen legen" entstammt der Vorstellung des Liebeslebens, das folgende „in den Staub legen" bezieht sich auf die Niederlage im Kampfe. Eine Anspielung auf den Doppelsinn der Gebärde liegt in Diomedes' Entrüstung (V. 2493 „stumm sich, als ein Überwundener, zu ihren kleinen Füßen niederlegen") und in dem Vorwurf der Oberpriesterin (V. 2340 „Wir können nicht, so wie du, zu unsrer Füße Staub sie nieder flehn"). In der Verwirrung ihrer Sinne ruft Penthesilea, da sie die Sonne im Fluß sich widerspiegeln sieht: „da liegt er mir zu Füßen ja!" (V. 1388), wobei neben dem Doppelsinn Helios-Achilles vielleicht auch das zweideutige der Gebärde zu beachten ist, denn das „Zufüßenliegen" drückt hier sowohl die Tatsache (die Wahrnehmung des optischen Reflexes) aus, als auch den Wunsch mit seiner Möglichkeit doppelten Auslegens. Ja selbst in die Bewegung, die den gehetzten Achilles zu Penthesileas Füßen hinreißt (V. 2643), schleicht sich möglicherweise eine erotische Nuance ein — selbst in der höchsten Gefahr mag er der Königin seine grenzenlose Liebe und Ergebenheit bezeugen wollen.

Die Ironie erstreckt sich in der „Penthesilea“ auch auf andere Gesten: auf die Zeremonie des Bekränzens durch die Vergleiche zwischen Wunden und Blumen (V. 614: „die Stirn, bekränzt mit Todeswunden“, V. 2907: „ach, diese blut'gen Rosen! ach, dieser Kranz von Wunden um sein Haupt! . . . Und doch war es die Liebe, die ihn kränzte!“); auf das Lächeln durch die Vorstellung von Achills zerfleischten Lippen, die mitten in der gräßlichen Entstellung des Todes ihren freundlichen und freudigen Zug bewahren (Lesart zu V. 2990 ff.); besonders auf das Küssen. Nicht umsonst wird bereits V. 1405 vom Kuß des Todes gesprochen: in der Frage Penthesileas (V. 2977) „Küßt' ich ihn tot?“ ist der Schrecken der tötenden Liebkosungen verdichtet, deren näherer Ausmalung die Schlußpointen gewidmet sind. Ein Kuß aus Feindschaft, ein Biß vor Liebe: zu dieser Verdrehung der Affekte und Gebärden versteigt sich Kleists Gemüt. Jemanden liebhaben bis zum Auffessen: zu dieser harmlosen Redensart liefert er, mit Wissen und Willen, eine blutige Illustration. Den zufälligen Reim Küsse: Bisse (V. 2981) stützt er durch einen gewissen „inneren“ Reim, durch die Annahme einer Verwandtschaft zwischen beiden Gefühlsäußerungen. Die Schilderung, wie die wahnsinnige Penthesilea das Opfer ihrer Liebe zu Tode hetzt, wie sie, mitten unter ihren Hunden, die Zähne in seine Brust schlägt, ist ein Ergebnis jener zugrundeliegenden durchgängigen Ironie, die, mit Schmerz und Genuß, mit Liebeswut und Ohnmacht des Hasses spielend, in der fallengelassenen Schilderung des wollüstigen Stillehaltens[1]) des sterbenden Achilles unter den blutigen Küssen, ins Pathologische hinübergereicht hätte.

Briefe Zacharias Werners an Karoline von Humboldt.

Mitgeteilt von Albert Leitzmann in Jena.[2])

(Schluß.)

4.

Florentz den 18ten August 1812.

Meine theure gnädige Frau!

Was machen Ew. Excellenz denn? Nicht wahr, auch Sie haben mich ganz vergessen? Denn, „kommst Du mir aus den Augen, so kommst Du mir aus dem Sinn“ heißt es, besonders bey Damen! Ich wenigstens habe Sie und Ihre

[1]) Zu Penth. (Lesart zu 2990 ff.) „Du hieltst mir . . . gleich einer Taube still, kein Glied hast du . . . dabei gerührt“ vgl. V. 1769 „so wirst du dich nicht mehr als eine junge Taube regen, um deren Hals ein Mädchen Schlingen legt“ und schon Schroff., V. 299 „Still saß ich, rührte nicht ein Glied, wie eine Taub' in Kindeshand“; 3, 277 (die Marquise) „rührte noch kein Glied in seinen Armen“.

[2]) Vgl. oben S. 93 ff.

Güte und Trefflichkeit nicht vergessen und denke sehr offt an Sie in und ausser meinem Gebet! —

Verzeihen Sie gütigst, daß ich Sie mit der Bitte incommodire, beyfolgende beyden Briefe an ihre Addressen gelangen zu lassen. Der an Schlegel enthält, ausser etlichen Gedichtgens, Vorschläge um deren Ausführung auch Sie Sich sehr verdient machen könnten; ich hoffe, er wird Ihnen beydes mittheilen. Den an Graf Palfy (es ist nehmlich der Mitdirecteur des Wiener Theaters, dessen eigentlichen Vornahmen und Titel ich nicht weiß und gelegentlich zu erfahren wünschte) sende ich Ihnen offen, mit der Bitte den Brief zu lesen, und ihn dann zu versiegeln und dem guten Herrn zuzufertigen. Sie werden es natürlich finden, daß, da das ganze deutsche Theater so gut als in die Rappuse gegangen[1]) ist, und bloß das einzige Wiener gewissermassen noch existirt, ich doch gern erfahren möchte, wie ich damit stehe, um, insofern ich überhaupt dafür nicht mehr würken soll, eine andre ehrliche Handthierung (deren es gottlob noch mehrere giebt) ergreifen zu können. Denn daß man die Tempelherrn, den Attila, und sogar wie ich höre die Wanda (als Oper!?! bearbeitet!!!) mit großem, mittlerem, kleinem oder gar keinem Beyfalle tragirt, ohne mir einen Groschen zu bezahlen, kann, wie man zu sagen pflegt, mir den Kohl nicht fett machen, zumal als ich (wiewohl man es bey der Wiener Theaterdirecktzion eben so wie am Berliner Hofe zu glauben scheint) doch eigentlich von Nektar und Ambrosia nicht leben kann! Im Ernste, meine theure gnädige Frau, protegiren Sie Ihren treuen Diener einmal ein Bischen, theils in Berlin gelegentlich, theils in Wien angelegentlich. Besonders bitte ich wegen der Cunegunde und des 24sten Februar, mir nur baldgefälligst zu schreiben, ob erstere in Wien angelangt und gelesen ist, und mich bestimmt und finaliter zu benachrichtigen, ob beyde Stücke gespielt werden können dort oder nicht, damit ich, in casu quod non, sie wenigstens zu dem deshalb mit zum Theil so lange verzögerten Drucke befördern kann. Ich möchte gern in Nebenstunden noch fürs Theater arbeiten, aber bessere Tragödien als die Cunegunde bin ich zu schreiben nicht im Stande, will man die also nicht spielen, so hänge ich die ganze Theaterschreiberey an den Nagel! — Dixi! —

Jezt die zweyte Bitte! Ist es wahr daß die mir so äusserst theure Mutter der Corinne in Wien ist[2]), und wenn es wahr ist, warum erquickt und erfreut sie mich, da ich ihr doch zweymal geschrieben habe, mit keiner Nachricht von sich? Sagen Sie ihr, schreiben Sie ihr das, und daß ich um sie aufs bekümmertste bin und nach Nachrichten von ihr ächze! Gott segne doch die arme und große Frau! —

Und nun zu Ihnen, meine (erlauben Sie mir den Ausdruck!) innigst geliebte Freundin! Haben Ew. Excellenz die Geschichte Seiner Excellenz des Landpfleger Felix in der Bibel gelesen, der zum Paulus, als dieser ihm Wahrheit predigte, sagte: „Gehe hin bis ich gelegene Zeit habe!“ Fürwahr ein schöner tragischer, aber ein gräßlicher Lebensstoff! Die gelegene Zeit, der Landpfleger erlebte sie nicht; die ungelegene aber, die blieb ihm, vielleicht — (Gott sey uns Sündern gnädig!) — **auf ewig!** —[3])

Ich werde ennuyant, theure Frau, überlästig sogar; ich weiß es! Aber was man so nennt liebenswürdig seyn, wer das über gewisse Angelegenheiten seyn kann, ist ein Schurke, und diesen Nahmen, so tief ich auch meinen tiefen Unwerth fühle, will ich nicht ferner verdienen! Es kommt nur auf Sie an, mir Schweigen zu gebieten, ausdrücklich oder stillschweigend indem Sie meinen Brief unbeant-

---

[1]) Der jüngste literarische Beleg dieser Redensart in Grimms Wörterbuch 8, 123 stammt aus Leibniz.

[2]) Vgl. Blennerhassett, Frau von Stael 3, 326.

[3]) Vgl. das im Oktober gedichtete Sonett „Landpfleger Felix und St. Paul“ in den Ausgewählten Schriften 2, 73.

wortet lassen. Aber selbst wenn ich Ihre mir sehr theure, sehr werthe Güte verliehren sollte, (ich der ich schon so sehr viel verlohren habe!) so werde ich mich mit meiner redlichen Absicht zu trösten suchen. Nicht Bitterkeit hat mir diese Zeilen dictirt, sondern mein ehrlicher Wunsch Sie die Sie für das wahre Glück geschaffen sind dem wahren und einzigen Unglücke zu entreissen! Aber „Gott kann kein halber Gedanke seyn!" so schreibt mir ein sehr würdiger Freund von uns Beyden![1]) Was das heißt „Gott halb suchen" davon ist Keiner tiefer überzeugt als ich, der ich noch immer mit dieser Halbheit behaftet bin, und mich selbst dem Schlechtesten nicht, geschweige denn Ihnen, meine Geist- und Gemüthreiche edle Freundin, zum Muster aufstellen kann. Aber wenigstens habe ich das lebendige Gefühl daß diese Halbheit verwerflich ist und den sehnlichsten Wunsch mich ihr zu entziehn. Es kann Ihrem Scharfsinne nicht entgehen, daß sie gerade (diese Halbheit nehmlich) die Ursache jener Leerheit ist, die wir selbst in den glücklichsten äusseren Verhältnissen, selbst — (Sie wenigstens, gnädige Frau) — bey einem Reichthum innerer Gaben empfinden. Ach, dieses todte Capital, wenn man nicht bey seinem Besitze darben soll, man muß es austhun, und an wen anders als an Gott, der es mit Wucher verzinst! Ew. Excellenz haben das Gebiet der angenehmsten Gefühle, wie das der geistigsten Genüsse durchkreist, und Sich die Schätze des Wissens wie der Kunst angeeignet. Aber was sagt Ihnen Ihr schönes Herz, wenn man darum Sie glücklich preist? Sie waren mehrere Jahre lang an der Quelle des ewigen Wissens, zu Rom; Wegweiser zu ihr waren Ihnen, mehr als die alten Grabmähler, die Ihrer eigenen Kinder! An dieser Quelle, haben Sie Sich erquickt, oder spazierengehend, ohne sie zu kosten, gelechzt? Sie kennen die sogenannte Liebe, was hat sie Ihnen gegeben? „Ja, wenn man ein Herz fände" sagen Sie „unsrer werth, unsre Gefühle im vollen Maasse erwiederud!" Wo? frage ich, (wenn auch ein elender Sünder, doch nachgerade über diese Herzensjagd gewizzigt!) Ist die Sonne im Bache worin sie sich trübe spiegelt, oder am Himmel, und wenn Einer den Bach aussöffe, er könnte platzen, aber würde er die Sonne finden? Es giebt ein Herz, alle edlen Gefühle kennend, alle erwiedernd, alle überschwänglich befriedigend!

Es giebt der Leib den Frieden;
Der Leib, der benedeyt! —[2])

Ich bin den Sommer über in Florenz gewesen und kehre wills Gott Ende Oktobers über die Marck Ancona nach Rom zurück. Wollen Sie mich mit einem Schreiben gütigst beglücken, so erbitte ich mir solches unter meiner gewöhnlichen Addresse an das Haus Torlonia nach Rom! —

Ihrem Herrn Gemahl meinen Respeckt, Ihrer liebenswürdigen Familie meine innigsten Wünsche. Denken Sie mit Güte an Ihren Ihnen innigst ergebenen treuen Diener

Zacharias.

Ich weiß es aus sicherer Hand, daß man in einer guten Gesellschafft zu Wien erzählt hat, ich würde, ohnweit Rom, Einsiedler werden, anderwärts versichert man, ich würde nach dem heiligen Lande pilgern pp.[3]) Da nun beydes (so wie vieles andre Geplapper über mich) rein gelogen ist, so bitte ich Ew. Excellenz gehorsamst das, vorkommendenfalls, Nahmens meiner zu versichern und zu sagen, daß, wiewohl ich den hohen Werth des einsam-beschaulichen Lebens

[1]) Wer ist das?

[2]) Das Zitat bildet die Schlußverse des oben S. 96 Anm. 1 erwähnten Gedichts an die Adressatin.

[3]) Vgl. schon Werners Brief an Goethe vom 23. April 1811 (Goethe und die Romantik 2, 65).

und die Andacht einer Seele, welche, um die heiligsten Denkmähler des Christenthums mit Reuethränen zu benetzen, allen Gefahren trotzt, mit tiefer Verehrung anerkenne, ich doch mich zu beydem nicht berufen fühle, sondern lediglich darauf ausgehe, den Rest meiner Tage christlich-verständig und vernünftig zu durchleben und dem heiligen Glauben, zu dem Gott mich Unwürdigen gnädiglichst berufen hat, treu zu bleiben bis an's Ende. Setzen Sie gütigst hinzu, daß ich alle Excentricität (d. h. alles ausser unserm nächsten Berufe liegende Streben, selbst das sonst und an sich löbliche) nicht billige, daß ich für meinen Beruf halte, meinem deutschen Vaterlande, durch Hinweisung auf das einzig und ewig Wahre, in poetischer und anderer Form zu nützen, und daß ich diesen Beruf zu erfüllen gedenke, solange mir solches Gott und mein Vaterland erlauben. Sollte übrigens die Frau Gräfin Way[1]), die ich freundlich zu grüssen bitte, aus wohlmeinender aber irriger Absicht obige Gerüchte vermehren, so haben Sie die Güte ihr und andern zu versichern, daß sie sich irre.

5.

[Rom, Anfang Juli 1813.]

Da Herr Doktor Brondstädt[2]), mein werthgeschäzzter Freund, Wien zu passiren gedenkt, so hat er es gütigst übernommen, unter Überreichung dieses Creditivs, die schönen Hände der Frau Baronin Carolina Exc. auch Nahmens des Endesnichtunterzeichneten zu küssen, und Folgendes vorstellig zu machen:

1) daß zwey unschäzzbare Briefe richtig hier eingegangen, aber bis jezt bloss des den Correspondenzen überhaupt ungünstigen Sciroccos wegen unbeantwortet geblieben sind;

2) daß Anonymus täglich der edlen gütigen Verfasserin besagter Briefe mit innigster Achtung und Freundschafft, Ihres Herrn Sohnes aber und der sämmtlichen Freunde und Genossen dieses so früh schon zum Meisterrange gelangten Jünglings[3]) mit tiefster Verehrung aber auch mit eben so viel Beschämung da gedenkt, wo sowohl diese als jene eigentlich am rechten Orte sind;

3) daß Gedanken der unterstrichenen Art durch ein fortgesezztes Herumschlendern in dem (übrigens für Spaziergänger kürzlich fast ganz unbrauchbar gewordenen) Colisäum, zwar geweckt, aber nichts weniger als (wie doch zu wünschen wäre) aus dem Wege geräumt werden können;

4) daß überhaupt ein zu lange fortgesezztes Einhauchen der Tyberdünste kaum der Lunge eines Rheinlachses, geschweige denn der eines Pregelstintes ersprießlich seyn kann,

5) daß mithin unser ehrliche Zacharias dem Lezzteren sehr anräthig ist, wills Gott schon künftigen Monath eine Badereise, und zwar (was auch der gekkenhaft eitle Verfasser der Söhne des Thals dagegen einwenden möchte) nicht nach der Donau (weil ein Stint dort zu sehr aufschwellen könnte) sondern, einstweilig und vorläufig, zum Rheine zu machen, wo es bekanntlich guten Lachs giebt.

6) Litterarische Gegenstände anbelangend, so kann man nicht unbemerkt lassen, daß der dritte Akt der Cunegunde das Unglück gehabt hat, im Wiener Musäum wimmelnd von Sinn entstellenden Quintanerschnizzern gegen das Metrum

[1]) Sie wird auch in Werners Tagebüchern (Schütz 2, 25. 27. 28. 31. 34. 42) erwähnt.

[2]) Der dänische Archäolog Peter Oluf Bröndsted befand sich damals auf der Rückreise von Griechenland, wo er in Aegina und Phigalia Ausgrabungen veranstaltet hatte, über Italien nach Dänemark für kurze Zeit wieder in Rom, das er anfangs Juli verließ; vgl. Thiele, Thorvaldsens Leben 1, 239.

[3]) Theodor von Humboldt stand als Freiwilliger im Felde.

aufs allerabscheulichste abgedruckt worden zu seyn[1]), was denn dem guten Irner[2]), der solcher Primanersünden sich nie bewußt ist, gratis eine bedeutende Überraschung gewährt,

7) wogegen ihn aber Zacharias durch ein ausführliches Gedicht über den höchsten aller Gegenstände (so sehr man ihn auch in Disputa stellen möchte) getröstet hat, welches so Gott will fertig und so Gott will zu allererst, zugleich mit dem 24sten, als das beste Brodt an's Fenster treten wird[3]),

8) daß, da, so Gott will, Zacharias zwar emsig wieder zu arbeiten anfangen, es aber Anonymo nicht ferner erlauben wird, Heuldrüsen- oder Zwergfellenkaperei zu treiben, der gnädige Directorialantrag wegen einer Reise nach Wien (verglichen das Argument ad 5) von selbst erledigt wird,

9) Anonymus bittet dringendst das Manuscript der Cunegunde und den 24sten aus dem Directorialschlunde aufzufischen und nach Stuttgardt zu schicken.[4])

10) Er denkt sich in Stuttgardt selbst, wills Gott noch vor Ablauf dieses Sommers, über litterarische Sachen zu besprechen, und kann daher früher den Wallishausenschen Brief[5]), für den er übrigens dankt, nicht beantworten, als mit der vorläufigen Erklärung, daß, wiewohl Zacharias sich gern Jedem umsonst hergiebt, Anonymus sich dennoch, unter sieben Louisd'or für den Druckbogen ungern acquiriren lassen würde.

Tausend ehrerbietige Empfehlungen und Danksagungen an Carolinens würdigen Gemahl und schöne Familie, an Friedrich Schlegel und ganz besonders an meinen innigst geliebten Hofrath Fischer zu Wien[6]) den ich Carolinens Güte dringendst empfehle und an den ich von Deutschland aus wills Gott schreiben werde. Auch Respect und Gruß Herrn Graf Palfy, Grüner[7]) usw.

Es mag mir erlaubt sein, hier einige Auszüge aus einer längeren Reihe von Briefen von Karoline von Humboldt anzuschließen, da sie sich größtenteils mit Werners Persönlichkeit beschäftigen. Sie sind an die Fürstin Karoline Luise von Schwarzburg-Rudolstadt, geborne Prinzessin von Hessen-Homburg (geboren 1771, 1793 Fürstin, 1807 nach dem frühen Tode ihres Gemahls Ludwig Friedrich bis 1814 Vormund und Regentin für den minderjährigen Erbprinzen Friedrich Günther) gerichtet, über die man Wilhelm von Humboldts höchst anerkennendes Urteil (Briefe an eine Freundin 1, 275 ff.) vergleichen möge. Die Fürstin stand mit dem Humboldtschen Paare in langjährigem freundschaftlichen Gedankenaustausch: Humboldts Briefe wird

---

[1]) Im Juliheft 1812 von Schlegels Deutschem Museum (2, 60); vgl. Bibliographisches Repertorium 1, 226.

[2]) „Ritter Irner von Habsburg, Marschall", eine Person in der Kunigunde.

[3]) Gemeint ist das „Kriegslied für die zum heiligen Kriege verbündeten deutschen Heere" (Ausgewählte Schriften 2, 88), das nach Werners Ankunft in Deutschland in Frankfurt am Main separat gedruckt wurde.

[4]) Beide erschienen 1815 im Verlag von Brockhaus in Leipzig und Altenburg.

[5]) Bei diesem Wiener Verleger begann 1814 das gesammelte „Theater" Werners zu erscheinen.

[6]) Wohl der Zensuraktuar Franz Josef Fischer (vgl. Goedekes Grundriß[2] 5, 348).

[7]) Karl Franz Grüner, der bekannte Schauspieler aus Goethes Schule, seit 1807 in Wien; vgl. über ihn Sauer, Goethe und Österreich 2, XII.

die Briefabteilung der akademischen Ausgabe bringen, aus Karolinens Briefen schien mir folgendes der Mitteilung wert.

Wien, 29. Dezember 1810: „J'ai laissé à Rome un de Vos admirateurs bien zélés[1]), homme bien estimable, quoique peutêtre un peu bizarre, Werner, nous avons souvent, bien souvent parlé de Vous. Dans la supposition que Vous ne connaissez peutêtre pas le poeme qu'il fit en apprenant la mort de notre Reine[2]) je prends la liberté de Vous envoyer un Exemplaire. Ici j'ai été presentée à S. M. l'Empereur et l'Imperatrice et reçue avec cette bonté qui caracterise cette auguste famille. Je desirais que Votre Altesse connoisse l'Imperatrice[3]). Il est impossible d'unir plus de grace, d'affabilité et plus de finesse à plus de dignité, sa conversation est des plus distinguées, et son ame toute entière anime les traits de sa figure et rend surtout l'expression de ses yeux extremement remarquable. Je ne crois jamais en avoir vu de plus beaux et de plus expressifs . . Votre Altesse sera peutêtre etonné de la fin du poeme de Werner. Mais elle y reconnaitra la tendence qu'ont pris toutes ses idées. J'avoue que je ne l'ai presque jamais vu et que je n'ai jamais lu ce poeme sans m'en sentir emue jusqu'aux larmes."

Wien, 15. April 1811: „J'ai parlé dans ma dernière lettre de l'Imperatrice à Votre Altesse. Malheureusement qu'on ne la voit que bien rarement. Sa santé delicate l'empeche de recevoir souvent du monde. Dans tout le cours de l'hyver je n'ai eu que trois fois l'honneur de l'approcher, mais je puis assurer Votre Altesse que ce n'a jamais été sans le vif desir de la révoir le plus tôt possible. Je n'ai jamais vu une personne qui réunit autant de grace avec autant de grandeur et dont la conversation soit plus entrainante. Il est presque impossible en la voyant qu'on ne soit saisie de l'idée que cette femme ne soit reservée à accomplir encore de plus grandes destinées. — Votre Altesse me parle de Werner — je l'ai beaucoup vu à Rome, il avait de l'amitié pour moi et aimait assez à causer avec moi, il m'a lu tout ce qu'il avait en manuscript — ses sonnets (il en a encore beaucoup fait à Rome), son 24 de fevrier, sa Kaiserin Kunigunde und das Kreutz an der Ostsee. Quand on s'est une fois accoutumé à son organe il lit, suivant moi, très bien, il était extremement malheureux quand il vint à Rome, je sais même d'autre part et d'une manière indubitable que son divorce avec sa femme qui s'est remariée à Berlin en était la cause, il aimait cette femme éperdument et dans toute cette histoire je ne sais rien qui ne prouve pour lui et pour la profonde sensibilité de son coeur. Il est devenu Catholique á Rome et il m'a souvent fait entendre que cette religion seule guérissait les blessures de son Ame. Je vous avoue Madame que je ne crois pas actuellement que jamais je changerai d'opinions religieuses — mais la manière comme Werner a changé de Religion n'a eu rien de repoussant pour moi, je suis persuadée qu'il n'a pas pensé à suivre la mode qui s'est introduit dans ces sentimens comme dans les coutumes, il a changé par conviction, il passe des heures entières dans le plus profond recueillement, et il en est devenu plus patient, plus modeste etc. Enfin je crois que l'on peut être tout cela sans professer le Catholicisme — mais si son ame éprouve plus

[1]) Vgl. Werners ausführliche Tagebuchaufzeichnungen aus Rudolstadt vom Juni 1809 (Schütz 1, 154—158).

[2]) Vgl. oben S. 96 Anm. 1.

[3]) Vgl. über sie Karolinens Brief an Christian Schlosser vom 23. Februar 1811 (Karoline von Humboldt in ihren Briefen an Alexander von Rennenkampff S. 237), ferner Sauer, Goethe und Österreich I, XXV.

de paix à l'etre je ne peux pas le condamner. Un excellent artiste, Rauch, le même que le Roi de Prusse a fait actuellement venir à Berlin pour concevoir le monument qu'il veut faire faire à la Reine, a fait son Buste à Rome[1]). C'est un chef d'oeuvre pour la ressemblance et la manière comme il l'a traitée. Au reste Votre Altesse ne saurait croire comme la physionomie de Werner a gagné en douceur, en clarté depuis qu'il est à Rome et qu'il s'est mis en repos avec sa conscience."

Wien, 22. August 1811: „Toutes les lettres que je reçois de Rome et plusieurs personnes qui sont vennes de là me confirment que Werner continue à y mener une vie extrèmement retirée. Il est le plus souvent seul à la Campagne, ses exercices pieux et la composition de ses poesies occupent toute sa journée, je ne conçois pas pourquoi Sismondi se gens-d'arme tant contre son Catholicisme, j'avoue en général à Votre Altesse que de toutes les prétentions humaines celle de juger la manière de sentir et de voir des autres avec rigueur, uniquement parce qu'elle n'est pas la notre, me parait la plus vaine et la plus insupportable de toutes. Votre Altesse sait surement que la femme celebre à laquelle Sismondi professe un attachement particulier[2]), est extremement tourmentée dans sa patrie. Ses amis craignent avec raison qu'on empechera le long voyage auquel elle se prépare et on regarde sa situation comme nullement denuée du danger. Helas l'Europe n'est plus qu'un vaste prison! L'instituteur de ses fils était ici il-y-a un mois pour voir son frère cadet qui est établi ici, mais il est probable que son départ de Coppet était dicté par une volonté supérieure. — Un ami particulier à mon mari, aide de Camp du Prince Guillaume[3]), beaufrère de Votre Altesse, vient de passer un mois avec nous. Il avait demandé cette permission au Prince pour voir mon mari auquel il est très attaché .... Cet ami nous a remis au courant des Craintes et des Esperances qu'on nourrit là bas. J'ai hazardé faire recommander encore une fois le Sculpteur Rauch qui est toujours à Berlin achevant le grand modèle pour le monument dont on parait être extremement satisfait. Il l'executera à Rome. A Rome les Français gatent tout. Ils transforment le Campo Vaccino en un jardin anglais, leurs actions se font sans ordre, sans plan et dégradent les restes des précieux monuments auxquels ils touchent avec des mains impies — enfin quand on aime cette ville comme je l'aime le coeur tremble aux relations que l'on en reçoit. Elle paraissait être designée à rester pour tous les siècles à venir un Sanctuaire pour les Arts et un asile pour toute Grandeur dechue, mais rien ne resiste à l'impulsion d'une volonté tyrannique et destructrice!"

Eine Abschrift der betreffenden Stelle aus Sismondis Brief liegt bei:

„Nous avons ici pas plus de nouvelles que Vous de Werner, seulement le bruit s'est repandu qu'il avoit changé de Religion, j'ai un si profond mépris pour cette apostasie qu'il me reste fort peu de curiosité de savoir ce qu'un semblable homme deviendra ensuite. L'historien de la guerre de trente ans, l'historien de la guerre des Pays bas verroit sans

[1]) Vgl. Düntzer S. 199 und Werners Sonette „Die Büste" in den Ausgewählten Schriften 2, 32.

[2]) Frau von Stael; zum folgenden vgl. Blennerhasset, Frau von Stael 3, 316.

[3]) Humboldts späterer Schwiegersohn August von Hedemann; vgl. Gabriele von Bülow S. 80.

doute avec une bien profonde douleur des hommes que leurs talens avoient sorti de pairs, condamner par leur conduite la seule revolution vraiment glorieuse pour l'Allemagne, la réformation."

Wien, ohne Datum, November 1812: „L'ami Werner m'a ecrit il-y-a peu de temps de Florence[1]). Il parait qu'il restera en Italie. Monsieur Rauch, le Sculpteur, qui est à Carrara pour executer le monument de la feu Reine m'écrit l'avoir vu recemment plus Catholique que jamais. Depuis sa piece de théatre Cunigunde, Impératrice des Romains, il n'a, je crois rien fait pour le théatre. Connaissez-Vous cette piece, Madame? Nous avons ici depuis plus d'un an un jeune homme qui promet beaucoup, Körner, le fils de l'Appellationsrath Körner de Dresde, il va nous quitter avant la fin de l'année pour se rendre à Weimar et profiter des lumières de notre grand poëte[2]); si jamais il hazarde à se presenter à Votre Altesse à Rudolstadt, j'ose La supplier d'avoir quelque bonté pour lui."

Wien, ohne Datum, Dezember 1812: „La pièce de Werner, die Kaiserin Kunigunde, est ici depuis près de 8 mois et on veut la faire donner en y changeant cependant beaucoup de choses. Je l'avais lue à Rome, ou plutôt Werner me l'avait lue deux fois, et j'y ai trouvé comme Vous, Madame, des morceaux admirables — mais Werner ne s'est pas tout à fait compris, ce me semble dans toute l'étendue de la pièce. Die geistige Liebe Kunigundens zu Floreſtan, und das Verwechſeln der Vorſtellung in ihr, da ſie ihn wirklich einige Augenblicke lang aus Sehnſucht nach einem Kinde für ihr Kind anſieht, iſt verworren, und man kanns nicht läugnen, es kommen da einige unſchickliche Worte vor. En Italie il a fait beaucoup de sonnets, il a mis tout son voyage en sonnets, il-y-en-a de très beaux mais il-y-en-a d'incompréhensible à force de misticité. — Le jeune Körner fait jouer ici force pièces de sa façon, et assurément il denote beaucoup, beaucoup de talens. Il a fait une tragédie tirée de l'histoire d'Hongrie sons Maximilien qui est très remarquable[3]). Les circonstances s'opposent à ce qu'il quitte Vienne dans ce moment, ainsi qu'il le voulait. Pour moi je le voudrois, car je crains que la facilité qu'il trouve à mettre ses pièces en scene ici, facilité trop grande, ne nuise à son talent."[4])

Wien, 1. April 1813: „La tragédie (Die Kaiſerin Kunigunde) n'est pas imprimé encore. L'original en manuscript est ici dans les mains du Comte Palfy, Directeur du théatre an der Wien, on a du le jouer, mais le fait est qu'il n'y a pas d'acteurs, encore moins d'actrice qui soit capable de jouer ces roles. — Votre Altesse desirerait peutêtre une copie de ce manuscript? Je serais bien persuadée d'avance de l'accession de Werner, mais le moyen de retirer quoique ce soit qui se trouve dans les mains du Comte Palfy, je ne le connaiss pas."

Berlin, 24. Juli 1815: „Puisse cette victoire du 18, dont Votre Altesse fait aussi mention, outre les grands resultats qu'elle doit amener en France, gagner tous les coeurs en Allemagne! Car je l'avoue à Votre Altesse, je ne vois pas encore en Allemagne les sentimens que la Prusse a bien merité et dont elle a scellée la vérité sacrée par le plus pur de son sang. C'est pénible de l'avouer, mais il n'est que trop vrai, la campagne de

[1]) Die oben gedruckte Nr. 4.

[2]) Vgl. Jonas, Chriſtian Gottfried Körner S. 248.

[3]) „Zrinyi."

[4]) Vgl. auch Humboldts Brief an den Vater Körner vom 28. November (Anſichten der Äſthetik und Literatur S. 135) und Jonas, Chriſtian Gottfried Körner S. 251.

l'an 1813 et 14, le glorieux dévouement de la Prusse a excité toutes les passions haineuses, et la mauvaise conscience de plusieurs Souverains les fait croire qu'il n'y a de salut pour eux qu'autant qu'ils réussissent à intriguer contre la Prusse. Ach mit dem Fall Napoleons sind seine Grundsätze leider nicht mit der Wurzel ausgerissen, reichlich haben sie gewuchert und wer weiß, ob mit diesem Kriege alles gereinigt wird. Mit Freuden können Ew. Durchlaucht wohl denken habe ich die Détails dieses letzten großen Sieges erfahren, und preise die glücklich die dafür siegreich gefallen sind, allein man kann sich keiner Freude ohne die Ahndung schwer lastender Zukunft jetzt hingeben — und diese Ahndung kann ich auch jetzt nicht aus der Brust verbannen, und finde einzig Trost in dem Gedanken, daß Alles Alles Irdische ja nur Erziehung und Uebergang zu dem Ewigen und Bleibenden ist. Ich wünschte sehr, ich hätte das Glück haben können Sie, Gnädigste Theuerste Fürstin, diesen Sommer zu sehen. Auch über den Magnetismus wäre es mir unendlich wichtig gewesen mit Ihnen sprechen und Ihnen die bedeutenden Erscheinungen mittheilen zu dürfen, die ich hier gesehen habe. Es ist in dem sogenannten Mesmerismus vieles als Anwendung auf die Staats Einrichtung wohl unausführbar, allein es ist ein großer Gedanke das eigentlich einzige große Heilmittel als die göttliche Kraft zu denken die von Gott ausströmend durch das Universum geht. Die Erläuterungen im 2ten Band scheinen mir außerordentlich schön und tief[1]). Ich habe Gelegenheit gehabt eine Hell Schlafende beinahe täglich und auf das vertraulichste zu sehen und ich kann Ihnen, Gnädigste Fürstin, betheuern daß sich nie geahndete Wunder in diesem — ich muß ihn so nennen — heiligen Zustand vor mir offenbart haben. Ich möchte ihn mit keinem als mit dem eines seelig in Gott sterbenden Menschen vergleichen."

Berlin, 25. März 1820: „Mon mari ne va nulle part le soir, sinon chez Madame la Princesse Louise, de sorte qu'il est le plus souvent des notres. Les évenemens[2]) n'ont alteré en rien son humeur, Votre Altesse qui le connait sait qu'il a peutêtre moins que qui que ce soit la soif d'une influence générale, il veut le bien pour le bien et est content pourvu qu'il se fasse. Son véritable gout et son naturel le portent infiniment plus à une vie contemplative et à des études particulières. Il a repris toutes les sciences et ce fut une des premieres choses qu'il dit après l'evénement du 31 Decembre: Nun wird man doch wieder etwas für sich thun können."

Unter den Briefen finden sich noch zwei Gedichte Karolinens von Humboldt, „Erinnerung an Sorrento 1827", abgedruckt bei Pertz, Leben Steins 6, 697, und das folgende, noch unbekannte auf Francias Madonna im Rosenhag (vgl. ihre Briefe an Rennenkampff, S. 152):

---

[1]) Gemeint ist das zweibändige, Berlin 1815 erschienene Werk „Mesmerismus oder System der Wechselwirkung, Theorie und Anwendung des tierischen Magnetismus als die allgemeine Heilkunde zur Erhaltung des Menschen" von Mesmer mit Erläuterungen von Wolfart. Über Karolinens Auffassung von Wolfarts magnetischen Kuren und ihre Erfahrungen auf diesem Gebiete orientieren eingehend ungedruckte Briefe von ihr an Welcker aus den Monaten Juni, Juli und September 1815; vgl. auch Varnhagen, Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens[3] 4, 294.

[2]) Seine zu Neujahr erfolgte Entlassung aus dem Staatsdienst; vgl. darüber auch Karolinens Brief an Welcker vom 22. Januar in den Neuen Briefen von Karoline von Humboldt S. 77 und Gabriele von Bülow S. 172. 174.

Sonett.

Bei Betrachtung des Bildes von Fr. Francia, in der K. Gallerie zu München, die Anbetung der Mutter Gottes vor dem Jesus Kinde darstellend 2. 8. 27.

Der Friede Gottes ist herabgeflossen,
Es athmet die Natur in hoher Feier,
Zerrissen ist der Zukunft dunkler Schleier,
Ein Rosengarten rings der Erd' entsproßen.

Freut Euch, des Heiles seelige Genossen,
Vertilgt ist nun der Sünde nagend Feuer,
Gebohren uns der göttliche Befreier,
Der Gnade Quell in Ewigkeit erschlossen.

So spricht, nachdem Jahrhunderte entrollten,
Dein Inneres mich, Du frommer Künstler, an!
So fühltest Du's, und Kunst und Leben zollten

Dir Kraft mit der Du schrittest himmelan.
O laß auch mich, Maria! niedersinken,
Am Born des ew'gen Lebens mit Dir trinken!

Heine im Dienste der „Idee".

Von Ewald A. Boucke (Ann Arbor, Michigan).[1])

(Schluß.)

4. Die Idee als Lebensaufgabe und Forderung der Zeit.

Mit der eben angeführten Definition erreichen wir die letzte und wichtigste Phase in der Abwandlung des Ideenbegriffes: die Beziehung auf die aktuellen Fragen und Probleme des Tages. Obwohl auch diese Funktion der Idee in Hegels Schema berücksichtigt war, so trat sie doch, wie schon oben bemerkt, bei dem Meister selbst ganz in den Hintergrund. Wenn Heine also solchen Nachdruck auf die revolutionäre, vorwärtstreibende Macht der Idee legt und auf die Hingabe an die großen Aufgaben der Gegenwart, so genügt der Hinweis auf Hegel nicht zur Erklärung dieser Tendenz. Vielmehr scheint hier ein Fichtesches Element nachzuwirken, und es ist notwendig, auf diesen Punkt zunächst etwas näher einzugehen.

In seinen Vorlesungen über die „Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters" lehrt Fichte, daß die reine Tätigkeit als Selbstzweck den eigentlichen Kern des Daseins bilde. Das Ideal als Triebkraft und Willensmotiv erzeugt die Wirklichkeit. Nun läßt sich aber eine solche

[1]) Vgl. oben S. 116 ff.

interesselose Tätigkeit nur durch Entäußerung des empirischen Ichs erreichen; eine würdige Aufgabe kann nur aus der Bestimmung des Menschengeschlechts, aus den Bedürfnissen der Gattung entspringen, und es ist die Pflicht jedes einzelnen, seine Tätigkeit in den Dienst der Gattung und ihrer Aufgaben zu stellen. Diese Aufgaben und Ziele nun nennt Fichte auch „Ideen", während „die Idee" bei ihm die sittliche Weltordnung oder die Gattungsvernunft bedeutet. Die Unterordnung unter diese Idee, das Leben und Handeln im Dienste der Idee ist der Kardinalpunkt in Fichtes Ethik. — Zweierlei ist also charakteristisch für diese Lehre: einerseits die Vorstellung der Tätigkeit als Selbstzweck, anderseits die Begeisterung für das Ganze, für die große Aufgabe, die Idee. Beide Begriffe führen zu der gleichen praktischen Folgerung: der träge Egoist lebt nur seiner Selbstkultur, der Sinnlichkeit, während der Held sich für die Idee opfert; in der eminenten Persönlichkeit wird die Idee zur lebendigen Flamme, welche ihr individuelles Leben bestimmt und aufzehrt.

Die Übereinstimmung dieser Lehren mit Heines Anschauungen — innerhalb bestimmter Grenzen — ist augenfällig. Freilich mangelt Heine vollständig der sittliche Ernst und geistige Adel jenes Philosophen; was bei Fichte strenge Denkarbeit und seelisches Bedürfnis, ist bei Heine das Werk der frei spielenden Phantasie, ein Moment feurigster Empfindung, der zufolge der Souveränität des romantischen Ichs sofort in sein Gegenteil umschlagen kann. Aber wenn sich der schöpferische Augenblick einstellt und den Dichter die Begeisterung erfaßt, der „eroico furore", der nur in der selbstlosen Hingabe an eine erhabene Pflicht seine Befriedigung findet, dann glauben wir einen Nachhall jener gewaltigen Reden zu vernehmen, mit denen der große Ideologe einst die Nation zum Handeln entflammt hatte.

Heines persönliches Verhältnis zu Fichte ist etwa ähnlich zu beurteilen, wie seine Abhängigkeit von Hegel. Theoretisch fühlte das Kind der Welt keine Neigung zu dem rigorosesten aller Sittenlehrer und er bezeichnet den transzendentalen Idealismus Fichtes geradezu als einen „der kolossalsten Irrtümer, die jemals der menschliche Geist ausgeheckt" (4, 276). Dagegen zollt er gewissen Eigenschaften dieses Mannes, seiner stählernen Willenskraft und dem kühnen Fluge seiner Gedanken unbedingte Anerkennung und Bewunderung. „Die Geister sind noch aufgeregt von den Gedanken, die durch Fichte laut geworden, und unberechenbar ist die Nachwirkung seines Wortes. Wenn auch der ganze Transzendentalidealismus ein Irrtum war, so lebte doch in den Fichteschen Schriften eine stolze Unabhängigkeit, eine Freiheitsliebe, eine Manneswürde, die besonders auf die Jugend einen heilsamen Einfluß übte" (4, 265). Fichte wird mit einer glücklichen Wendung „der Napoleon der Philosophie" genannt, denn beide „repräsentieren

das große, unerbittliche Ich, bei welchem Gedanke und Tat eins sind, und die kolossalen Gebäude, welche beide zu konstruieren wissen, zeugen von einem kolossalen Willen" (4, 264)[1]. Einen Hauch Fichteschen Geistes verspürte Heine, als er den Predigten Schleiermachers zuhörte; er schreibt in den „Briefen aus Berlin": „Ich finde mich im bessern Sinne dadurch erbaut, erkräftigt, und wie durch Stachelworte aufgegeißelt vom weichen Pflaumenbette des schlaffen Indifferentismus. Dieser Mann braucht nur das schwarze Kirchengewand abzuwerfen, und er steht da als Priester der Wahrheit" (7, 578).

Dieses Fichtesche Pathos, im Bunde mit der Überzeugung von der Macht geschichtlicher Ideen, macht es begreiflich, warum der Ausdruck „Idee" bei Heine einen besonderen Vollklang gewinnt, wenn aktuelle Fragen im Spiele sind. „Idee" heißt dann soviel wie „Zeit- und Lebensaufgabe". Was sich Heine selbst unter der Idee seines Lebens vorstellt und wie er dieselbe zu verwirklichen suchte, darüber lassen seine Schriften keinen Zweifel. Schon nach seinem Weggang von Berlin glaubt er den Leitstern seines Lebens im Nebel der Zukunft zu erkennen. Er verweist in einem Briefe an Ludwig Robert auf seine einst zu schreibenden Bekenntnisse, in denen zu lesen sein wird, „wie mein ganzes trübes, drangvolles Leben in das Uneigennützigste, in die Idee übergeht" (Br. 19, 178). Auch die Schriften der nächsten Jahre enthalten manche Anspielungen auf diese Frage (vor allem das Buch Le Grand), aber erst seit 1827 entwickelt sich eine Art Programm, in welchem der Dichter seiner eigenen Zukunft Richtung und Ziel vorschreibt. Die englischen Fragmente, von denen einzelne Abschnitte seit 1827 in den Politischen Annalen erschienen, beginnen und schließen mit einem Hymnus auf die Freiheit, „eine neue Religion, die Religion unserer Zeit". Von der „Idee der neuen Zeit" ist in den Aufsätzen des Jahres wiederholt die Rede, und es ist bezeichnend, daß Heine, der Repräsentant der revolutionären Epoche, die historische Bedeutung von Goethes Werther viel weniger in der psychologischen Darstellung der Liebestragödie und seelischen Zerrüttung des Helden erblicken möchte, als in dem sozialen Motiv. Gemeint ist „die Erzählung, wie der junge Werther aus der hochadeligen Gesellschaft höflichst hinausgewiesen wird. Wäre der ‚Werther'

[1]) Noch weiter ist diese Parallele ausgeführt in der „Einleitung zu Kahldorf über den Adel", wo Heine von dem Gedanken ausgeht, daß die deutsche Philosophie nichts anderes sei „als der Traum der französischen Revolution . . . um die Kritik der reinen Vernunft sammelten sich unsere philosophischen Jakobiner, die nichts gelten ließen, als was jener Kritik standhielt, Kant war unser Robespierre. — Nachher kam Fichte mit seinem Ich, der Napoleon der Philosophie . . . unter Schelling erhielt die Vergangenheit mit ihren traditionellen Interessen wieder Anerkenntnis, sogar Entschädigung . . . bis Hegel, der Orleans der Philosophie, ein neues Regiment begründete oder vielmehr ordnete . . ." (7, 281).

in unseren Tagen erschienen, so hätte diese Partie des Buches weit bedeutsamer die Gemüter aufgeregt als der ganze Pistolenknalleffekt" (7, 226). Heine geht sogar soweit, Goethes Werther als eines der ersten Werke zu bezeichnen, in denen die „Idee der Menschengleichheit" hervortritt — eine etwas gewaltsame Verrückung der geschichtlichen Perspektive[1]).

Als der eigentliche locus classicus der Formulierung von Heines Lebensprogramm lassen sich die Kapitel 29—31 der „Reise von München nach Genua" ansehen. Wir heben nur einige Stellen heraus. „Jede Zeit hat ihre Aufgabe, und durch die Lösung derselben rückt die Menschheit weiter ... Was ist aber diese große Aufgabe unserer Zeit? Es ist die Emanzipation. Nicht bloß die der Irländer, Griechen, Frankfurter Juden, westindischen Schwarzen und dergleichen gedrückten Volkes, sondern es ist die Emanzipation der ganzen Welt, absonderlich Europas, das mündig geworden ist und sich jetzt losreißt von dem eisernen Gängelbande der Bevorrechteten, der Aristokratie ... Jede Zeit glaubt, ihr Kampf sei vor allen der wichtigste, dieses ist der eigentliche Glaube der Zeit, in diesem lebt sie und stirbt sie, und auch wir wollen leben und sterben in dieser Freiheitsreligion, die vielleicht mehr den Namen Religion verdient als das hohle, ausgestorbene Seelengespenst, das wir noch so zu benennen pflegen — unser heiliger Kampf dünkt uns der wichtigste, wofür jemals auf dieser Erde gekämpft worden ..." (3, 275 f.).

Dieser Hauptstelle reihen sich andere Äußerungen aus der Vorpariser Zeit an, in denen unter der herrschenden Idee die gleiche Bewegung verstanden wird: der Kampf gegen die privilegierten Klassen, gegen Adel und Priester, die Erweckung des Volkes aus dem Zustand der Unmündigkeit und die Gründung einer Religion der Vernunft und Freiheit. Erst seit 1831 erfährt diese Formel eine Erweiterung;

[1]) An die von Heine angezogene Stelle im Werther knüpft sich die berühmte Diskussion zwischen Goethe und Napoleon über die Frage, ob der Dichter weise daran tat, zur Motivierung von Werthers Gemütszustand außer der Liebestragödie auch verletztes Ehrgefühl ins Spiel zu bringen. Napoleon tadelte bekanntlich diese Vermischung der Motive, während Goethe sein Verfahren mit Recht verteidigte. Es liegt eine merkwürdige Ironie darin, daß Heine hier weit radikaler denkt, als Napoleon selbst, „das Sinnbild der siegenden Volksgewalt", der Mann der Idee, der aber gleichwohl Kunst und Politik getrennt wissen wollte. — Was Heines Interpretation betrifft, so wirft sie ein grelles Licht auf den geistigen Abstand zwischen den Generationen von 1770 und 1830. Es ist der gleiche Abstand, den Heine an der oben (S. 130) angeführten Stelle als Gegensatz zwischen der Kunstidee des 18. und der Revolutionsidee des 19. Jahrhunderts charakterisiert. — Der große Zeitroman, in dem der Haß gegen die privilegierte Klasse wenigstens teilweise den Hebel des tragischen Konflikts bildet und einer politischen Werthernatur viel zu schaffen macht, entstand erst ein Menschenalter später: Friedrich Spielhagens „Problematische Naturen".

— ehe wir jedoch hierauf eingehen, ist es nötig, den Zusammenhang zwischen Heines Übersiedlung nach Frankreich und seinen politischen Theorien ins Auge zu fassen. Denn es besteht kein Zweifel, daß ihn vor allem das Bewußtsein einer wichtigen Mission über den Rhein trieb, und daß die Ideen der Zeit somit bestimmend für sein ganzes Lebensschicksal wurden. Deutschland war allerdings das Land der Ideen, ja jeder Deutsche war gleichsam eine fleischgewordene Idee, aber wo blieb die Tat? Und wie war es möglich, auch nur die Idee selbst zu verfechten, außer in der zahmsten Schreibart und in der sorgfältigsten Verhüllung? Frankreich war das Land der verwirklichten Ideen und Paris der Ort, an dem sich der Dichter seiner Mission am ungestörtesten und erfolgreichsten widmen konnte.

Noch ehe sich Heine über seine Lebensaufgabe im klaren war, fühlte er den geheimnisvollen Zug zu dem geographischen Mittelpunkt der neuen Freiheitsreligion. „Diesen Herbst," schreibt er im Mai 1823, „hoffe ich in Paris zu sein. Ich gedenke viele Jahre dort zu bleiben, . . . und für Verbreitung der deutschen Literatur, die jetzt in Frankreich Wurzel faßt, tätig zu sein" (Br. 19, 100). Nachdem sich in den nächsten Jahren die literarischen Ziele zu politischen und sozialen erweitert haben, richtet sich sein Blick immer sehnender nach dem „Mutterboden der modernen Gesellschaft". Die „Englischen Fragmente" schließen mit dem Satz: „Die Franzosen sind . . . das auserlesene Volk der neuen Religion, in ihrer Sprache sind die ersten Evangelien und Dogmen verzeichnet, Paris ist das neue Jerusalem, und der Rhein ist der Jordan, der das geweihte Land der Freiheit trennt von dem Lande der Philister" (3, 501). Die Julitage des Jahres 1830 bringen die Entscheidung. „Ich träume jede Nacht, ich packe meinen Koffer und reise nach Paris, um frische Luft zu schöpfen, ganz den heiligen Gefühlen meiner neuen Religion mich hinzugeben und vielleicht als Priester derselben die letzten Weihen zu empfangen" (Br. 20, 225). Auch in späteren Jahren, als sein freudiger Optimismus allmählich einer Enttäuschung und resignierten Stimmung weicht, kann er sich nicht von seinem Glauben an die Mission Frankreichs trennen und fühlt sich ergriffen von dem „furor francese".

Heines Sehnsucht nach Paris hatte also einen tiefen Grund: er fühlte sich in Sympathie mit den Franzosen, soweit es sich um politische und soziale Probleme und um Verstandesdinge handelte. Die französische Ideologie war nicht so abstrakt und phlegmatisch wie die deutsche; der Künstler und Stimmungsvirtuose fand hier die geeignete Atmosphäre für seine Ideen und Pläne. Aber Paris war für Heine mehr als die Hauptstadt Frankreichs — es war der Mittelpunkt der europäischen Kultur und die Hochburg des Kosmopolitismus.

Von hier aus konnten am ersten europäische Weltinteressen verfochten werden. Deshalb erschien ihm Paris als das natürliche Zentrum seiner Tätigkeit, nicht weil er sich als Franzose fühlte oder gebärden wollte. Nach Paris möchte er 1826 reisen, um dort „ein europäisches Buch zu schreiben . . . die Aufgabe ist, nur solche Interessen zu berühren, die allgemein europäisch sind" (Br. 19, 427). Wir treffen damit auf eine weitere Eigenschaft seines Ideenbegriffs: die internationale Färbung desselben. Daraus erklärt sich, daß Heines Forderungen einerseits etwas Unbestimmtes und Vages anhaftet, anderseits daß sie sich auf die verschiedensten Verhältnisse anwenden lassen und noch heute ihre Berechtigung nicht eingebüßt haben. Dieser ausgesprochene Kosmopolitismus ist bei der Beurteilung von Heines Methoden und Handlungen stets in Rechnung zu ziehen und macht es begreiflich, daß er eine ausschließliche Parteinahme für nationaldeutsche Bestrebungen von vornherein ablehnte. Seine deutsch-französische Zwitterstellung und vor allem sein Judentum ließen ein ausgeprägtes Nationalgefühl bei ihm gar nicht aufkommen.

Was das Rassenproblem anlangt, so ist neuerdings darauf hingewiesen worden, daß auch die alten Hebräer keinen Sinn für politische Organisation besaßen, daß sie dagegen leidenschaftlich für Gerechtigkeit und individuelle Freiheit eintraten und übrigens stark subjektiv veranlagt waren[1]). Folgende Betrachtungen Heines, die er gelegentlich der Charakteristik der Jessika in „Shakespeares Mädchen und Frauen" einschaltet, verdienen in diesem Zusammenhange Beachtung: „Die Juden trugen schon im Beginne das moderne Prinzip in sich, welches sich heute erst bei den europäischen Völkern sichtbar entfaltet. Griechen und Römer hingen begeistert an dem Boden, an dem Vaterlande. Die spätern nordischen Einwanderer in die Römer- und Griechenwelt hingen an der Person ihrer Häuptlinge, und an die Stelle des antiken Patriotismus trat im Mittelalter die Vasallentreue, die Anhänglichkeit an die Fürsten. Die Juden aber von jeher hingen nur an dem Gesetz, an dem abstrakten Gedanken, wie unsere neueren kosmopolitischen Republikaner, die weder das Geburtsland noch die Person des Fürsten, sondern die Gesetze als das Höchste achten. Ja, der Kosmopolitismus ist ganz eigentlich dem Boden Judäas entsprossen, und Christus . . . hat ganz eigentlich eine Propaganda des Weltbürgertums gestiftet" (5, 455; ähnlich 7, 47).

Dieser kleine Beitrag zur Rassenpsychologie enthält viel Wahres und stellt mit Recht zwischen dem jüdischen Kosmopolitismus und

[1]) Vgl. Maurice Muret, L'Esprit Juif. Paris 1901; ferner die Abhandlung von A. Leroy-Beaulieu, „Les Juifs et l'Antisémitisme." Revue de Deux Mondes, vol. 114, S. 773 ff.; 779.

der universalistischen Tendenz des Christentums einen engeren Zusammenhang her. Vor allem wirft er Licht auf Heines eigene Stellung zu der Nationalitätsfrage. Wer sich so ausgesprochen als europäischer Kosmopolit fühlt, kann unmöglich ein sicheres Stammesbewußtsein besitzen; er wird die Schwächen und Vorzüge der verschiedenen Nationen gegeneinander abwägen und je nach Gelegenheit und Stimmung sein Urteil fällen. Dies ist auch bei Heine zutreffend. Auf der einen Seite stehen Aussprüche wie der folgende, der einem neuerdings publizierten Briefe entnommen ist: „Ich weiß, daß ich eine der deutschesten Bestien bin, ich weiß nur zu gut, daß mir das Deutsche das ist, was dem Fische das Wasser ist, daß ich aus diesem Lebenselement nicht herauskann, und daß ich ... zum Stockfisch vertrocknen muß, wenn ich ... aus dem Wasser des Deutschtümlichen herausspringe. Ich liebe sogar im Grunde das Deutsche mehr als alles auf der Welt, ich habe meine Lust und Freude dran, und meine Brust ist ein Archiv deutschen Gefühls, wie meine zwei Bücher ein Archiv deutschen Gesanges sind" [1]). Solche enthusiastischen Äußerungen werden reichlich aufgewogen durch entgegengesetzte Bekenntnisse, an denen es nicht fehlt. Im Jahre 1822 schreibt Heine: „Ich liebe Deutschland und die Deutschen; aber ich liebe nicht minder die Bewohner des übrigen Teils der Erde, deren Zahl vierzigmal größer ist als die der Deutschen. Die Liebe gibt dem Menschen seinen Wert. Gottlob! ich bin also vierzigmal mehr wert als jene, die sich nicht aus dem Sumpfe der Nationalselbstsucht hervorwinden können, und die nur Deutschland und Deutsche lieben" (7, 183). Noch kräftiger lauten folgende Sätze aus dem Jahre 1833: „Ich bin der inkarnierte Kosmopolitismus, ich weiß, daß dieses am Ende die allgemeine Gesinnung wird in Europa, und ich bin daher überzeugt, daß ich mehr Zukunft habe, als unsere deutschen Volkstümler, diese sterblichen Menschen, die nur der Vergangenheit angehören" [2]).

Will man Heines Nationalität genauer bestimmen, so hat man von seiner komplexen Natur und den verschiedenen Seiten seiner Tätigkeit auszugehen: als Dichter wurzelt er im deutschen Gefühlsleben, seine politischen Sympathien gehören Frankreich, nach Rasse und Temperament ist er Weltbürger. Alle drei Elemente wirken mit bei der Gestaltung seiner Lebensaufgabe. Als deutscher Romantiker, der deutsche Innigkeit mit gallischem Esprit vereint, träumt er in Frankreich, dem Lande revolutionärer Bewegungen, von einer kosmopolitischen Freiheits- und Schönheitsreligion. Daher macht er sich ausdrücklich in jener klassischen Formulierung seines Programms zum

[1]) Deutsche Rundschau, Bd. 107, S. 282; vgl. auch Elsters Kommentar S. 285.
[2]) Zitiert bei Lichtenberger, Heine als Denker, S. 188.

Herold der Emanzipation der ganzen Welt und ist überzeugt, daß die Zeitidee auf eine internationale Kultur und Verbrüderung der Nationen gerichtet ist. „Der Hauptthebel, den ehrgeizige und habsüchtige Fürsten zu ihren Privatzwecken sonst so wirksam in Bewegung zu setzen wußten, nämlich die Nationalität mit ihrer Eitelkeit und ihrem Haß, ist jetzt morsch und abgenutzt; täglich verschwinden mehr und mehr die törichten Nationalvorurteile, alle schroffen Besonderheiten gehen unter in der Allgemeinheit der europäischen Zivilisation, es gibt jetzt in Europa keine Nationen mehr, sondern nur Parteien" (3, 274). — In dieser Annahme irrte sich Heine mit anderen seiner Zeitgenossen allerdings gewaltig, denn das 19. Jahrhundert zeitigte die intensivste Förderung und Kräftigung des Nationalbewußtseins in allen Ländern. Gleichwohl ist nicht zu verkennen, daß sich seit dem Aufkommen des Sozialismus eine starke kosmopolitische Unterströmung durch das ganze Jahrhundert fortgesetzt hat und auch heute in gewissen kommunistischen Lehren andauert.

Es wäre übertrieben zu behaupten, daß mit Heines Übersiedlung nach Paris auch ein neuer Abschnitt in seinem geistigen Leben und in seinen Theorien über die Aufgabe der Zeit beginne. Wohl aber gewinnt eine bis dahin nur vereinzelt auftretende Anschauung immer mehr an Bedeutung und verschmilzt mit dem revolutionspolitischen Programm zu einer weitausblickenden sozialen Utopie. Obwohl die Lehren des Saint-Simonismus Heine in seiner Sozialphilosophie wesentlich bestärkten, so waren doch die Voraussetzungen zu dieser Programmerweiterung längst vorhanden und in verschiedenen Umständen begründet.

Schon früh war sich Heine bewußt geworden, daß das Zeitalter, dem er angehörte, sich vor allem in einer Hinsicht zu dem vorhergehenden in Gegensatz stellte: in dem Verlangen, mit den realen Mächten der Gegenwart und mit der Sinnenwelt in lebendigere Beziehung zu treten. Die Romantik war schließlich bei einem hektischen Spiritualismus angelangt und hatte über dem völligen Versenken in die Tiefen des Innenlebens die reale Außenwelt und die Ansprüche des derben Erdelebens vergessen. Die Generation von 1830 stellte daher die Forderung einer kräftigen Weltbejahung an die Spitze ihres Programms. Bei Heine fand diese Forderung besonders ungestümen Ausdruck, weil sie seinem sanguinischen und sinnlichen Temperament entsprach. Eine unersättliche Lebenslust und ungewöhnliche Empfänglichkeit für sinnliche Eindrücke — diese Haupteigenschaften seines Gefühlslebens bestimmen auch sein Denken, und so ist es erklärlich, daß die schwächere oder stärkere Ausbildung des sinnlichen

Trieblebens für ihn zum Kriterium geistiger Richtungen und Bewegungen wurde. In der ganzen Menschheit glaubte er ein durchgehendes Gesetz wahrzunehmen, wonach sich Völker wie Individuen entweder dem Sensualismus oder Spiritualismus zuneigten. Im größten Maßstab wandte er dieses Kriterium auf die Geschichte an und konstruierte sich einen fundamentalen Gegensatz zwischen der antiken oder sensualistischen und christlichen oder spiritualistischen Kultur. Im Banne der letzteren hat die Menschheit nun lange genug geschmachtet, und es gilt ein neues Zeitalter vorzubereiten, das die Versöhnung jener beiden Hauptrichtungen zu einer höheren Synthese herbeiführen wird.

Es wurde Heine immer klarer, daß die französische Revolution im Grunde nichts anderes sei, als eine Phase dieser großen Freiheitsbewegung, daß die allgemeine Sehnsucht der Menschheit nach einem volleren Ausleben der ganzen Persönlichkeit darin stürmischen Ausdruck fand. Eine Emanzipation des Geistes wie des Fleisches muß angestrebt werden, denn der Spiritualismus und die einseitige Pflege des Innenlebens sind schuld an der Vernachlässigung der äußeren weltlichen Güter, an der politischen und sozialen Knechtschaft. Im Tempel der Freiheitsreligion wird auch der Sensualist seinen Gottesdienst halten. So trägt das Lebensprogramm Heines in seiner erweiterten Gestalt auch den ästhetischen Bedürfnissen Rechnung und gewinnt gleichzeitig eine Art geschichtlicher Perspektive. „Ein zweites 'nachwachsendes Geschlecht'", schreibt Heine bereits 1833, „hat eingesehen, daß all mein Wort und Lied aus einer großen, gottfreudigen Frühlingsidee emporblühte, die wo nicht besser, doch wenigstens ebenso respektabel ist, wie jene triste, modrige Aschermittwochsidee, die unser schönes Europa trübselig entblumt und mit Gespenstern und Tartüffen bevölkert hat" (4, 13).

Es ist bekannt, daß sich Heine bei der weiteren Ausgestaltung seiner Kulturphilosophie an den St. Simonismus anlehnte, weil er hier unter anderen Lehren auch das Verlangen nach einer Versöhnung von Geist und Materie und nach einer neuen Religion vorfand[1]). In seinen beiden geschichtsphilosophischen Hauptwerken legte er seine Theorien am ausführlichsten dar und gliederte seinen Stoff in der Schrift über die deutsche Philosophie ausschließlich nach jener Formel. Gleichwohl darf nicht übersehen werden, daß Heine in der St. Simonistischen Doktrin im Grunde nur die Bestätigung seiner selbständig gefundenen Anschauungen fand, auf die ihn sein Temperament und der Zeitgeist hindrängten. Schon in dem 1820 geschriebenen Aufsatz

[1]) Vgl. neuerdings die ausführliche Behandlung dieses Gegenstandes bei Henri Lichtenberger, Heine als Denker, S. 125 ff.

„Die Romantik“, in welchem Heine die Schlegelsche Gegenüberstellung von Plastik und Romantik erläutert, legt er besonderen Nachdruck auf den Gegensatz zwischen der Sinnesfreudigkeit der Antike und der unendlichen Wehmut, die in der Idee des Christentums zum Ausdruck komme. Auch lehnt sich Heine hier gegen die einseitige Auffassung des Romantischen als einer nebelhaft verschwommenen Gefühlsschwelgerei auf und behauptet, daß die Romantik so plastische Gebilde erzeugen könne, wie die Antike. Obwohl sich Heine in diesem Aufsatz auf sein engeres Thema beschränkt, so deutet seine Opposition gegen die nazarenische Romantik und sein Ideal einer zukünftigen Poesie schon auf die spätere Utopie einer lebens- und farbenfreudigen Zukunft unverkennbar hin. Der Aufsatz schließt nämlich mit folgendem Ausruf: „Deutschland ist jetzt frei; kein Pfaffe vermag mehr die deutschen Geister einzukerkern; kein adeliger Herrscherling vermag mehr die deutschen Leiber zur Fron zu peitschen, und deshalb soll auch die deutsche Muse wieder ein freies, blühendes, unaffektiertes, ehrlich deutsches Mädchen sein und kein schmachtendes Nönnchen und kein ahnenstolzes Ritterfräulein“ (7, 151).

Seine Geschichtsphilosophie gründete Heine später bekanntlich auf den Gegensatz zwischen Hellenismus und Nazarenismus, und auch diese Anschauung ist schon vor 1831 vorhanden. Bei seinem Aufenthalt in Italien wurde Heine, wie auch seinerzeit Goethe, seltsam berührt von dem schroffen Gegensatz zwischen einem zu heiterem Sinnengenuß einladenden Himmel und einer Religion, die sich an Symbolen des Leidens und Martyriums erbaut. Er glaubte auf so vielen Gesichtern die Spuren einer unheilbaren Krankheit zu erkennen. Diese Eindrücke kleidet er in eine wunderbar plastische Vision, die das sechste Kapitel jener Schrift eröffnet und das plötzliche Erscheinen des judäischen Kreuzesträgers im Kreise der heiter schmausenden Götter schildert. „Da plötzlich leuchte heran ein bleicher, bluttriefender Jude, mit einer Dornenkrone auf dem Haupte und mit einem großen Holzkreuz auf der Schulter; und er warf das Kreuz auf den hohen Göttertisch, daß die goldnen Pokale zitterten und die Götter verstummten und erblichen und immer bleicher wurden, bis sie endlich ganz in Nebel zerrannen. — Nun gab's eine traurige Zeit, und die Welt wurde grau und dunkel. Es gab keine glücklichen Götter mehr, der Olymp wurde ein Lazarett, wo geschundene, gebratene und gespießte Götter langweilig umherschlichen und ihre Wunden verbanden und triste Lieder sangen. Die Religion gewährte keine Freude mehr, sondern Trost; es war eine trübselige, blutrünstige Delinquentenreligion“ (3, 394 f.). Hier liegt also der gleiche Gedanke zugrunde, den Heine so vielfach, bald abstrakt, bald in bildlicher Einkleidung ausgeführt hat, und der das ganze zweite Buch der Denkschrift über

Börne in Form eines Leitmotives durchzieht: „Pan ist tot" — ein neues Reich bricht an.

Es ist hier nicht der Ort, die vielseitige Anwendung, die Heine von seiner geschichtsphilosophischen Formel macht, weiter zu verfolgen; aus den angeführten Beispielen geht aber hervor, daß diese Anschauungen nicht erst durch den St. Simonismus geweckt wurden, sondern nur ihre Bestätigung und festere Gestaltung erhielten. Was Heine aus den Lehren Pater Enfantins entlehnte, waren vor allem Schlagwörter. Mit kräftigerem Bewußtsein als früher wird neben der Emanzipation des Geistes auch die Rehabilitation der Materie verkündigt und gefordert. Das politisch-revolutionäre Programm wird zu einer sozialen Utopie auf kulturphilosophischer Grundlage. Was Heine besonders zu der St. Simonistischen Religion hinzieht, ist ihre ästhetische Färbung, der Glaube an die vergeistigende Funktion der Schönheit in dem diesweltlichen Reiche sinnlich-geistiger Harmonie. Der eine persönliche Gott, der Gott der Leiden und Schmerzen, wird seines Thrones entsetzt — „Hört ihr das Glöckchen klingen? Kniet nieder — Man bringt die Sakramente einem sterbenden Gotte" (4, 246). Das neue Reich wird dem Pantheismus huldigen, es wird „die Gottesrechte des Menschen" anerkennen, „eine Demokratie gleichherrlicher, gleichheiliger, gleichbeseligter Götter" (4, 223).

Man gewahrt die Erweiterung und Klärung von Heines Lebensprogramm, wenn man das Zukunftsbild, das er 1828 von der Menschheit entwirft, mit einem ähnlichen Bilde aus dem Jahre 1834 vergleicht. In der „Reise von München nach Genua" heißt es: „Emporblühen wird ein neues Geschlecht, das erzeugt worden in freier Wahlumarmung, nicht im Zwangsbette und unter der Kontrolle geistlicher Zöllner; mit der freien Geburt werden auch in den Menschen freie Gedanken und Gefühle zur Welt kommen, wovon wir geborenen Knechte keine Ahnung haben — O! sie werden ebensowenig ahnen, wie entsetzlich die Nacht war, in deren Dunkel wir leben mußten, und wie grauenhaft wir zu kämpfen hatten mit häßlichen Gespenstern, dumpfen Eulen und scheinheiligen Sündern!" (3, 281). In dem Werke über die deutsche Religion und Philosophie kehrt das gleiche Bild wieder, aber die Religion der Freiheit hat sich inzwischen zu einer Religion der Schönheit und Freude erweitert. „Einst, wenn die Menschheit ihre völlige Gesundheit wiedererlangt, wenn der Friede zwischen Leib und Seele wiederhergestellt und sie wieder in ursprünglicher Harmonie sich durchdringen: dann wird man den künstlichen Hader, den das Christentum zwischen beiden gestiftet, kaum begreifen können. Die glücklichern und schönern Generationen, die, gezeugt durch freie Wahlumarmung, in einer Religion der Freude emporblühen, werden wehmütig lächeln über ihre armen Vorfahren, die

sich aller Genüsse dieser schönen Erde enthielten und durch Abtötung der warmen farbigen Sinnlichkeit fast zu kalten Gespenstern verblichen sind!“ (4, 170).

Beide Fassungen von Heines Lebensidee, die engere politische und die weitere kulturphilosophische, laufen eine Zeitlang nebeneinander her und werden bald einzeln, bald verbunden ins Treffen geführt. Aber sehr bald machen sich Widersprüche und Antinomien bemerkbar, die im Keime von jeher vorhanden gewesen waren, und die unter dem Einfluß gewisser Bedingungen ihre zersetzende Kraft immer intensiver entfalteten, um endlich zu einem vollständigen Zusammenbruch des Gedankengebäudes zu führen.

5. Die Zersetzung der Idee.

Es bleibt nach Heines eigenartiger Veranlagung zweifelhaft, ob sich der Dichter auch unter den günstigsten Verhältnissen zu einer klaren Vorstellung über die Verwirklichung und Ausführbarkeit seiner Ideen erhoben hätte. Vollends aber erklären seine durch Probleme aller Art komplizierten Lebensumstände und vor allem seine physische Zerrüttung zur Genüge, warum er sich mit seinen Theorien in unauflösbare Widersprüche verwickelte, und warum am Ende auf den Rausch der Begeisterung eine höchst aschermittwochliche Stimmung folgte. Am schwersten hatte die Religion der Schönheit zu leiden. Es kam die Zeit, wo der „fette Helene“ sich in einen schwergeprüften Lazarus wandelte, und die körperlichen und seelischen Qualen konnten nicht ohne Einfluß bleiben auf die religiösen Vorstellungen eines Mannes, der so ganz von seinem Gefühlsleben und seinen Stimmungen beherrscht war. Vom Pantheismus kehrte er zum Deismus zurück, nicht weil eine tiefe geistige Wandlung oder gar Entwicklung in ihm vorgegangen war, sondern weil die entsetzliche Heimsuchung ihm den Glauben an die Gottähnlichkeit und Selbstherrlichkeit des Menschen benommen hatte. Nebukadnezar war von seiner Höhe herabgestürzt und kroch grasfressend am Boden: aus diesem Erlebnis erwuchs das Gefühl des Besiegtseins und des Respekts vor der Macht des zürnenden Jehovah. Mit solch pessimistischer und resignierter Stimmung war der ästhetische Pantheismus und der Glaube an ein Reich der Weltschönheit schwer zu vereinen. So verblaßt die kulturphilosophische Fassung der Idee, während die ältere politisch-revolutionäre sich länger behauptet. Diesem Teil seines Programms blieb Heine wenigstens insofern treu, als es sich um die Idee der Emanzipation handelt. Im Nachwort zum Romanzero gesteht der Dichter ein, daß er in der Theologie einen Rückschritt gemacht habe; in der Politik aber „verharrte ich bei denselben demokratischen Prinzipien,

denen meine früheste Jugend huldigte und für die ich seitdem immer flammender erglühte" (1, 487).

Und doch bleibt auch der politische Teil seines Lebensprogramms von dem allgemeinen Prozeß der Zersetzung nicht verschont. Es betätigt sich an Heine das Wort eines englischen Kritikers, daß aus bloßem Protest nichts Positives hervorgehen könne, daß eine Poesie der Revolte gegen sittliche Ideen zugleich eine Poesie der Revolte gegen das Leben selbst bedeute. Heine ist gleich Byron die Verkörperung der revolutionären Stimmung des angehenden 19. Jahrhunderts. Sein Lebensprogramm und seine Kampfesmethoden sind von vornherein nicht konstruktiv veranlagt, sondern atmen den Geist des Protestes und der Abwehr. Diese Abwehr richtete sich gegen Einseitigkeit, Überhebung und Pedanterie, und zwar gleichmäßig nach allen Seiten, auch wenn sie im Bunde mit der heiligen Sache auftrat. Bei seiner Religion der Freiheit dachte Heine viel weniger an einen Zukunftsstaat oder an bestimmte politische und soziale Einrichtungen, als an eine geistige Tendenz, an das freie Spiel des souveränen Ichs und die Überwindung des Philistertums. So erklärt sich seine Gleichgiltigkeit gegen Regierungsformen, die er in einem Briefe an Laube ganz offen zugesteht. „In den politischen Fragen können Sie so viel Konzessionen machen, als Sie nur immer wollen, denn die politischen Staatsformen und Regierungen sind nur Mittel; Monarchie oder Republik, demokratische oder aristokratische Institutionen sind gleichgiltige Dinge, so lange der Kampf um erste Lebensprinzipien, um die Idee des Lebens selbst, noch nicht entschieden ist. Erst später kommt die Frage, durch welche Mittel diese Idee im Leben realisiert werden kann, ob durch Monarchie oder Republik, oder durch Aristokratie, oder gar durch Absolutismus, . . . für welchen letzteren ich gar keine große Abneigung habe" (Br. 20, 307). Ein solch allgemeines Ideal war aber überhaupt nicht im konkreten Sinne zu verwirklichen, sondern konnte nur als richtunggebendes Prinzip dienen. Gegenüber der Schwungkraft und dem Glanz der reinen Idee erscheint die Wirklichkeit immer träge und bleiern; die Idee hat fortwährend Kompromisse einzugehen und muß sich oft die merkwürdigsten Verschwägerungen gefallen lassen, um überhaupt noch als geistige Potenz im Hintergrund eine bescheidene Wirksamkeit zu entfalten.

Dieser große Abstand zwischen der realen Welt und der Idee erklärt Heines wachsende Unzufriedenheit und Skepsis, die ihn sogar hinderten, den tatsächlichen Fortschritten gerecht zu werden und daraus neue Hoffnung für die Zukunft zu schöpfen. Ferner aber drängte sich ihm bei wachsender Bekanntschaft mit dem vielverschlungenen Gewebe des sozialen Lebens immer mehr die Erkenntnis auf, daß jede Idee ihr polares Element in sich trägt. Da traf es sich nun als eine merkwürdige Ironie,

daß der zweite Teil von Heines Programm, der Kultus der Schönheit auf Grund der Rehabilitation der Materie, mit der politischen Emanzipation der Völker fast unvereinbar schien. Schon auf seinem Ausfluge nach England hatte Heine Gelegenheit, über diese Antinomie nachzudenken; er konnte nicht umhin, den Freiheitssinn des Volkes, ihr Parlament und öffentliches Leben zu bewundern (5, 129; 7, 242), während ihn doch das Maschinenmäßige, Automatenhafte, sowie der Mangel an Geist und Schönheitssinn im höchsten Grade zurückstießen (4, 351; 6, 327; 5, 58). Diese eigentümliche Mischung seines Temperaments, in welchem sich die Begeisterung für demokratische Prinzipien mit aristokratischem Individualismus und Künstlertum stritten, erklärt die zahlreichen Widersprüche in seinen Schriften und entging Heine selbst keineswegs. Er schreibt z. B. 1820 an Varnhagen: „Am gefährlichsten ist mir noch jener brutale aristokratische Stolz, der in meinem Herzen wurzelt und den ich noch nicht ausreuten konnte, und der mir so viel Verachtung gegen den Industrialismus einflüstert und zu den vornehmsten Schlechtigkeiten verleiten könnte" (Br. 20, 210).

Mit den Jahren steigerte sich das Bewußtsein dieser Antinomie und weitete sich der Spalt, der eine Versöhnung der beiden Lebensideen Heines unmöglich machte: zwischen Emanzipation und Individualismus, Demokratie und Kunst schien eine Gemeinschaft undenkbar. Gerade das Leben in der Großstadt mit ihren grellen Kontrasten von Glanz und Armut, von Überkultur und Verrohung erfüllte den empfänglichen Geist des Dichters mit den widersprechendsten Bildern und ließ ihm seine eigene Doktrin in recht fragwürdigem Lichte erscheinen. Wie übel stimmte der heisere Gesang der hungernden Weber zu den zarten Kantilenen oder dem bacchantischen Jubel der Florentinischen Nächte! Wie war es möglich, die entfesselten Volksinstinkte je durch die Zauber der Schönheit zu binden? Die Demokratie war freilich im Anzuge, aber nicht eine solche von Göttern, sondern von öden Werkeltagsmenschen und Nützlichkeitskrämern. „Sowie die Demokratie wirklich zur Herrschaft gelangt, hat alle Poesie ein Ende" (7, 418). „Es wird vielleicht alsdann nur Einen Hirten und Eine Herde geben, ein freier Hirt mit einem eisernen Hirtenstabe und eine gleichgeschorene, gleichblökende Menschenherde!" (6, 316). Die Berichte über das Pariserleben seit 1840 sind reich an solchen pessimistischen Betrachtungen über das schier unlösbare Dilemma, in das sich der rationalistische Romantiker verstrickt sieht, und je näher das Schreckgespenst des nackten „feigenblattlosen, kommunen" Kommunismus heranrückte, desto mehr begann Heine für die Sache der ästhetischen Kultur zu fürchten, desto skeptischer und resignierter wurde seine Stimmung. „Nur mit Schreck und Grausen denke ich an die Epoche, wo diese

finsteren Bilderstürmer zur Herrschaft gelangen werden; mit ihren schwieligen Händen werden sie erbarmungslos alle Marmorstatuen der Schönheit zerbrechen, die meinem Herzen so teuer sind; sie werden all jenes phantastische Spielzeug und Flitterwerk der Kunst zertrümmern, das der Poet so sehr geliebt; sie werden meine Lorbeerhaine fällen und dort Kartoffeln pflanzen . . ." (6, 572; französische Vorrede zur Lutezia, übersetzt von Strodtmann, Heine 2, 292).

Mit trübem Sinn schaut der Dichter in die Zukunft und entwirft ein aschgraues Bild von dem modernen Gleichheitsstaate. Einer Medizin bedarf die leidende Menschheit allerdings, aber wie würde sie nach der Genesung aussehen? „Gelänge es . . . . . auch, die leidende Menschheit auf eine kurze Zeit von ihren wildesten Qualen zu befreien, so geschähe es doch nur auf Kosten der letzten Spuren von Schönheit, die dem Patienten bis jetzt geblieben sind; häßlich wie ein geheilter Philister wird er aufstehen von seinem Krankenlager und in der häßlichen Spitaltracht, in dem aschgrauen Gleichheitskostüm, wird er sich all sein Lebtag herumschleppen müssen. Alle überlieferte Heiterkeit, alle Süße, aller Blumenduft, alle Poesie wird aus dem Leben herausgepumpt werden, und es wird davon nichts übrigbleiben als die Rumfordsche Suppe der Nützlichkeit. — Für die Schönheit und das Genie wird sich kein Platz finden in dem Gemeinwesen unserer neuen Puritaner, und beide werden fletriert und unterdrückt werden noch weit betrübsamer als unter dem älteren Regimente. Denn Schönheit und Genie sind ja auch eine Art Königtum, und sie passen nicht in eine Gesellschaft, wo jeder im Mißgefühl der eigenen Mittelmäßigkeit alle höhere Begabnis herabzuwürdigen sucht bis aufs banale Niveau" (7, 143 f.)[1]).

Trotz dieser fortschreitenden skeptischen Resignation und inneren Zerrissenheit bleibt Heines Kampfstimmung und sein Interesse an allen Vorgängen des Tages unvermindert, aber sie äußern sich vorwiegend *negativ* oder *passiv*: einesteils als Protest gegen Beschränktheit und blöden Fanatismus, anderenteils als Mitleid mit den Enterbten und Besiegten. Die beiden großen Tendenzgedichte aus dem Anfang der Vierzigerjahre eröffnen diese Epoche, und besonders „Atta Troll", der „Schwanengesang der untergehenden Periode" gibt das getreueste Bild von dem paradoxenreichen Geiste des Dichters. Er fühlte sich als ein zweiter Kunz von der Rosen, als der tiefsinnige

[1]) So wenig wie Heine gelang es *Ibsen*, die Lösung der Antinomie klar zu fassen. Auch der skandinavische Dichter träumt in seinem Drama „Kaiser und Galiläer" von einem dritten Reich, in welchem sowohl dem Fleisch wie dem Geist Genüge geschehen soll; freilich kommt es Ibsen vor allem auf die innere Freiheit und höhere Sittlichkeit des „Adelsmenschen" an, während bei Heine das ästhetische Bedürfnis die Triebfeder bildet.

Schalk, der seinem Publikum allerlei Kurzweil bereitete, und hinter dessen abenteuerlichen Sprüngen sich doch ein tragischer Ernst verbarg. Daher nahm er in der Vorrede Gelegenheit, sich gegen falsche Auslegungen oder Verdächtigungen von vornherein ausdrücklich zu verwahren und seine unverbrüchliche Treue gegen die Idee selbst zu beteuern. „Du lügst, Brutus, du lügst, Cassius, und auch du lügst, Asinius, wenn ihr behauptet, mein Spott träfe jene Ideen, die eine kostbare Errungenschaft der Menschheit sind und für die ich selber so viel gestritten und gelitten habe. Nein, eben weil dem Dichter jene Ideen in herrlichster Klarheit und Größe beständig vorschweben, ergreift ihn desto unwiderstehlicher die Lachlust, wenn er sieht, wie roh, plump und täppisch von der beschränkten Zeitgenossenschaft jene Ideen aufgefaßt werden können. Er scherzt dann gleichsam über ihre temporelle Bärenhaut. Es gibt Spiegel, welche so verschoben geschliffen sind, daß selbst ein Apollo sich darin als eine Karikatur abspiegeln muß und uns zum Lachen reizt. Wir lachen aber alsdann nur über das Zerrbild, nicht über den Gott“ (2, 353).

Es ist von Interesse, mit dieser Stelle eine Äußerung des jungen Heine aus dem Jahre 1822 zu vergleichen; schon damals ist er genötigt, sich wegen des bitteren, spottenden Tones zu rechtfertigen, womit er zuweilen von Dingen spreche, „die andern Leuten teuer sind und teuer sein sollen. Ich kann aber nicht anders. Meine Seele glüht zu sehr für die wahre Freiheit, als daß mich nicht der Unmut ergreifen sollte, wenn ich unsere winzigen, breitschwatzenden Freiheitshelden in ihrer aschgrauen Armseligkeit betrachte; in meiner Seele lebt zu sehr Liebe für Deutschland und Verehrung deutscher Herrlichkeit, als daß ich einstimmen könnte in das unsinnige Gewäsche jener Pfennigsmenschen, die mit dem Deutschtume kokettieren; und zu mancher Zeit regt sich in mir fast krampfhaft das Gelüste, mit kühner Hand der alten Lüge den Heiligenschein vom Kopfe zu reißen, und den Löwen selbst an der Haut zu zerren, — weil ich einen Esel darunter vermute“ (7, 587). — So hatte Heine sein ganzes Leben darunter zu leiden, daß er nur allgemeine Ideen verfocht, ohne sich je zu bestimmten, positiven Zielen zu bekennen.

Mit Heines Teilnahme an sozialen Fragen verhält es sich ähnlich. Seine Sympathie mit dem „glückenterbten“ Volke tritt schon früh zutage, besonders wo es sich um die Vergewaltigung und Tyrannisierung des Volkes durch den Adel handelt. Bezeichnend ist z. B. der Ingrimm, mit dem Heine daran zurückdenkt, wie er einst zu Göttingen einige hannövrische Junker hinter einem keuchenden Schnellläufer galoppieren sah, der um ein paar Taler seine letzte Kraft zu einem Dauerlauf daransetzen mußte (3, 103). In London ist er tief erschüttert von dem Gegensatz zwischen den vornehmen Vierteln des

Westends und den abgelegenen Gäßchen und dunklen, feuchten Gängen, in denen die Armut wohnt mit ihren Lumpen und ihren Tränen. Er knüpft an eine kurze Schilderung der Armen und Bettler folgenden pathetischen Ausruf: „Arme Armut! wie peinigend muß dein Hunger sein dort, wo andre im höhnenden Überflusse schwelgen! Und hat man dir auch mit gleichgiltiger Hand eine Brotkruste in den Schoß geworfen, wie bitter müssen die Tränen sein, womit du sie erweichst! Du vergiftest dich mit deinen eignen Tränen. Wohl hast du Recht, wenn du dich zu dem Laster und dem Verbrechen gesellst. Ausgestoßene Verbrecher tragen oft mehr Menschlichkeit im Herzen als jene kühlen, untadelhaften Staatsbürger der Tugend, in deren bleichen Herzen die Kraft des Bösen erloschen ist, aber auch die Kraft des Guten" (3, 442).

Über dieses, ohne Zweifel echte Mitgefühl und Mitleid mit den unteren Klassen kommt Heine jedoch nicht hinaus. Auf die nationalökonomischen Lehren des St. Simonismus geht er überhaupt nicht ein, und auch die sozialethischen Neuerungen dieser Religion haben für ihn nur ein allgemeines Interesse. Tatsächlich entspringt seine Teilnahme an dem Los der Armen und Unglücklichen jener allgemeinen pessimistischen Stimmung, die seine Lebensphilosophie gegen Ende fast ausschließlich beherrscht. Hatte er doch am eigenen Leibe die grausame Ironie des großen Weltumoristen erfahren und allen Grund, sich selbst in die Kategorie der Enterbten und Besiegten einzureihen, deren Leiden und Entsagung er im Romanzero verewigt. Es klingt wie eine Sehnsucht nach einem Nirvana der Erlösung durch Heines letzte Poesien; die Idee hatte sich als Illusion herausgestellt, und er, der das Leben so leidenschaftlich geliebt hatte, mußte aus der Philosophie des Leidens seine letzte Inspiration schöpfen. Die Religion der Freiheit und Schönheit löste sich in ein Fragezeichen; der Ritter vom heiligen Geist, der einst so siegesgewiß auf die Entdeckung der Insel Bimini ausgefahren war, kam endlich in das Land,

In das stille Land, wo schaurig
Unter schattigen Cypressen
Fließt ein Flüßlein, dessen Wasser
Gleichfalls wundertätig heilsam —

Lethe heißt das gute Wasser!
Trink daraus, und du vergißt
All dein Leiden — ja, vergessen
Wirst du, was du je gelitten —

Gutes Wasser! gutes Land!
Wer dort angelangt, verläßt es
Nimmermehr — denn dieses Land
Ist das wahre Bimini.

6. Das Pathos der Idee.

Nachdem wir die unauflöslichen Antinomien in Heines Lebensprogramm und die Zersetzung der Ideensubstanz aufgezeigt haben, erhebt sich die Frage: Was ist an Heines Streben wahrhaft produktiv? Warum vermögen seine Freiheitsreden trotz des Mangels an positivem Gehalt noch heute zu wärmen und zu zünden? Die Antwort ergibt sich, wenn man Heines Wirken alles Zufälligen und Zeitlichen entkleidet und aus dem widerspruchsvollen Inhalt seines Programms den Kern herausschält: was sich dann ergibt, ist die Forderung der *Bewegungsfreiheit*, das Verlangen nach dem vollen Ausleben der Persönlichkeit, nach ungehemmter Entfaltung der sinnlichen und geistigen Anlagen. Es ist das *dynamische Element* in Heines Wirken, das ihm die Fortdauer sichert, die Intensität seines Freiheitsdranges, das Pathos, das seinen Vortrag durchzittert. Freilich ist es ein „Streben ins Unbedingte", wie Goethe das Gebaren des Enkelgeschlechts nannte, aber es bleibt ein Streben nach idealen Zielen, ein Kämpfen, das aus der Erhabenheit der Aufgabe immer neue Begeisterung schöpft. Eine *Kämpfernatur*, ein „Fordernder" war Heine seinem innersten Wesen nach; stilles, stetiges Schaffen im selbstgezogenen beschränkten Kreise war nicht seine Sache. „Der Kampf war seine Natur und die Negation sein Wesen" — so charakterisiert ihn mit Recht sein Freund Meißner.

Das dynamische Element in der Idee ist es auch, das Heine vor allem verehrt, denn die Idee, wie an anderer Stelle (oben S. 126) ausgeführt, gilt ihm als geistige Potenz, als tatenzeugender Gedanke. Geist sehnt sich nach Geist: wo immer Heine eine geistige Kraft fühlt, wo ein schöpferisches Genie sich in Taten entladet, da senkt er die Waffen der Kritik und zollt uneingeschränkte Bewunderung. „Das ist ja eben die Kraft der Kraft, daß sie uns unmittelbar zur Bewunderung hinreißt, ohne daß wir erst rechten über ihre Anwendung. So geschieht es, daß in unseren Tagen Napoleon Bonaparte von einem Demokraten ... gepriesen wird" (3, 552). Sein *Napoleonkultus*, auf den Heine an dieser Stelle anspielt, erklärt sich zur Genüge aus dem ehrfürchtigen Staunen, mit dem ihn jedes Walten einer dämonischen Kraft erfüllt, sei es ein erhabenes Naturschauspiel oder die Kraftentfaltung eines Titanen des Geistes. In diesem Punkte begegnet sich Heine mit *Goethe*, dessen Bewunderung des großen Welteroberers gleichfalls mit seiner dynamischen Grundanschauung zusammenhängt. „Was ist Genie anders als jene produktive Kraft, wodurch Taten entstehen, die vor Gott und der Natur sich zeigen können, und die eben deswegen Folge haben und von Dauer sind?" [1])

[1]) Gespräche, siehe Biedermann 6, 274. Vgl. ferner die vortreffliche Arbeit von A. Fischer, Goethe und Napoleon. Frauenfeld 1900, S. 12 ff., 160 ff.

Und wie sich Heine als Zuschauer von der siegenden Gewalt der Idee hingerissen fühlt, so umgibt er sich selbst mit dem Glorienschein der eminenten Persönlichkeit und sogar des Märtyrers, wo er als Repräsentant der Idee auftritt. Dort schwelgt er in der Dynamik, hier im Pathos der Idee. Nicht als Führer einer bestimmten Partei wollte Heine gelten, sondern als Herold der Idee, und wenn er zum Kampfe aufruft, so geschieht es durch rauschende Fanfaren und Siegeslieder. Diese pathetische Geberde, die Pose des heroischen Affekts, die auch Byron und Musset gern annehmen, erscheint bei Heine verkörpert in der Gestalt des „Ritters vom heiligen Geist". Der Ausdruck springt scheinbar ganz spontan in der „Bergidylle" hervor, als treibe der Dichter, wie auch sonst gelegentlich (vgl. 7, 53), mit jenem Symbol der christlichen Religion sein loses Spiel. Auf die Gretchenfrage der Bergmannstochter versichert ihr der Dichter eifrig, daß er sowohl an den Vater, wie den Sohn, und ganz von Herzen an den heiligen Geist glaube.

Dieser tat die größten Wunder,
Und viel größre tut er noch:
Er zerbrach die Zwingherrnburgen,
Und zerbrach des Knechtes Joch.

Alte Todeswunden heilt er,
Und erneut das alte Recht;
Alle Menschen, gleichgeboren,
Sind ein adliges Geschlecht.

Tausend Ritter hat der heilige Geist erwählt, seinen Willen zu erfüllen, und zu ihrer Schar gehört der Dichter selbst:

Nun, so schau mich an, mein Kindchen,
Küsse mich, und schaue dreist;
Denn ich selber bin ein solcher
Ritter von dem heil'gen Geist.

Worauf Heine mit dieser kühnen Umdeutung des christlichen Dogmenbegriffs zielt, erhellt aus dem Gang der bisherigen Untersuchungen: der heilige Geist ist nichts anderes als die heilige Sache der neuen Freiheitsreligion, die „Idee", in deren Dienst sich der Ritter stellt[1]). Diese Definition bedarf jedoch einer genaueren Be-

[1]) Über die nicht allzuhäufige Verwendung dieses Ausdrucks im nichtkirchlichen Sinne belehrt Hildebrands unausschöpfbare Abhandlung: „Geist" im Deutschen Wörterbuch. Auch Goethe ist hier vertreten, und zwar denkt er bei den Ausdrücken „Heiliger Geist", „der Gesalbte Gottes", „Geist und Salbung", „Heilige Geisteskraft" zunächst an das schöpferische Prinzip, das Göttliche, das sich in der Natur, wie im Wirken des Genies offenbart. Wenn er Frau von Stein einmal anredet: „die du manchmal wähnst, der heilige Geist des Lebens habe dich verlassen" — so ergibt sich die Bedeutung „Lebensfreude, Harmonie

stimmung, um die Prägnanz des Ausdruckes in schärferes Licht zu rücken. Das Wort „Geist" hat bei Heine und seinen Anhängern nicht selten eine ganz individuelle Färbung, die aus dem Glauben an die treibende Kraft der geistigen Potenzen oder Ideen hervorgeht; „Geist" bedeutet also so viel wie „Geist des Fortschritts". Für diese kulturphilosophische Umdeutung ist zunächst Hegel verantwortlich, der das Geschehen als Entwicklung des Selbstbewußtseins des Geistes und die Freiheit als das wahrhafte Wesen des Geistes ansah. Wie vollständig sich Heine in diese Vorstellung eingelebt hatte, zeigt eine längere Betrachtung in der Schrift „Die Nordsee", in der Heine die Gebundenheit primitiver Zeiten und Völker mit der „höheren Geistes-würde" der neuen Zeit vergleicht. „Der Geist hat seine ewigen Rechte, er läßt sich nicht eindämmen durch Satzungen und nicht einlullen durch Glockengeläute; er zerbrach seinen Kerker und zerriß das eiserne Gängelband, woran ihn die Mutterkirche leitete, und er jagte im Befreiungstaumel über die ganze Erde, erstieg die höchsten Gipfel der Berge, jauchzte vor Übermut, gedachte wieder uralter Zweifel, grübelte über die Wunder des Tages und zählte die Sterne der Nacht" (3, 92)[1]).

Von großer Bedeutung ist ferner der Gedanke des Zusammenschlusses aller Gleichgesinnten, eine dem deutschen Humanismus sehr geläufige Vorstellung. Man braucht nur an Goethes „Weltbund" und die „Gemeinschaft der Heiligen" oder an Herders „Zerstreute, unsichtbare Kirche" zu denken. Am großartigsten führte später Gutzkow diese Idee in seinem Roman „Die Ritter vom Geist" aus, indem er alle freien Geister zu einem Bündnis aufrief zum Zwecke der sozialen Wiedergeburt der Nation. Bei Heine fehlt es auch in diesem Falle bezeichnenderweise an positiven oder klar ausgearbeiteten Theorien: um so intensiver wirkt das Pathos, mit dem die neue „Geister-

der Seele" aus einem der nächsten Briefe, in welchem Goethe schreibt: „Wenn ich nur den tiefen Unglauben Ihrer Seele an sich selbst begreifen könnte, Ihrer Seele, an die Tausende glauben sollten, um selig zu werden" (Briefe, siehe Fielitz 1, 28 f.). — Bei Heine gewinnt der Ausdruck eine politisch-soziale Färbung, und so spiegelt sich auch in diesem Bedeutungswandel der Unterschied der beiden Zeitalter.

[1]) Die prägnante Bedeutung des Wortes „Geist" läßt sich besonders in Wienbargs „Ästhetischen Feldzügen" verfolgen — einer Schrift, die mit schwerem wissenschaftlichen Geschütz die gleichen Ideen verficht, für die Heine im lustigen Turnier seine Lanzen bricht. Bei Wienbarg begegnet auch der Ausdruck „Heiliger Geist" in der Heineschen Bedeutung; es heißt S. 30: „Alles was jung ist in Deutschland, steht auf unserer Seite und lebt der frohen Hoffnung, daß auch ohne Verjüngung mittelaltriger Formen eine Wiedergebärung der Nation, eine poetische Umgestaltung des Lebens, eine Ergießung des heiligen Geistes, eine freie, natürliche, zwanglose Entfaltung alles Göttlichen und Menschlichen in uns möglich sei."

politik" auf den Schild erhoben wird: „Nicht mehr die gekrönten Häuptlinge, sondern die Völker selbst sind die Helden der neuern Zeit, auch diese Helden haben eine heilige Allianz geschlossen, sie halten zusammen, wo es gilt, für das gemeinsame Recht, für das Völkerrecht der religiösen und politischen Freiheit; sie sind verbunden durch die Idee, sie haben sie beschworen und dafür geblutet, ja sie sind selbst zur Idee geworden — und deshalb zuckt es gleich schmerzhaft durch alle Völkerherzen, wenn irgendwo, sei es auch im äußersten Winkel der Erde, die Idee beleidigt wird" (3, 490). — So kollektivistisch denkt Heine allerdings nicht immer; er bleibt im Herzen Aristokrat, und sein Bund der „Ritter vom heiligen Geiste" vereinigt die eminenten Persönlichkeiten, die über die Schranken von Zeit und Raum hinweg sich die Hand reichen, „und solchermaßen, in einer mystischen Gemeinschaft, leben die großen Männer aller Zeiten: über die Jahrtausende hinweg nicken sie einander zu und sehen sich an bedeutungsvoll, und ihre Blicke begegnen sich auf den Gräbern untergegangener Geschlechter, die sich zwischen sie gedrängt hatten, und sie verstehen sich und haben sich lieb" (3, 113).

Daß endlich die Sache der Geistesfreiheit als eine „heilige" bezeichnet wird, ist mit der umfassenderen Bedeutung dieses Wortes ohne weiteres vereinbar. Tatsächlich aber handelt es sich bei Heine nicht selten um eine gleichnisartige Verwendung des Wortes im engeren kirchlichen Sinne, indem ihm die große Sache der Völkerbefreiung zu einer wahrhaften Religion wird. Man kann diese Identifizierung in dem Kapitel „Die Befreiung" aus den Englischen Fragmenten deutlich verfolgen; es heißt daselbst: „Nicht bloß die Helden der Revolution und die Revolution selbst, sondern sogar unser ganzes Zeitalter hat man verleumdet, die ganze Liturgie unserer heiligsten Ideen hat man parodiert mit unerhörtem Frevel ... Heuchlerische Duckmäuser .... wagen es, ein Zeitalter zu lästern, das vielleicht das heiligste ist von allen seinen Vorgängern und Nachfolgern, ... ein Messias unter den Jahrhunderten." Gleichviel, wie man die Helden der Revolution lächerlich zu machen und zu schwärzen versucht hat, sie werden einst „um so enthusiastischer verehrt werden in der heiligen Genovevakirche der Freiheit" (3, 499 f.). — Solche und ähnliche Stellen beweisen, daß es sich bei der heiligen Geisterschaft Heines um eine jener Identitäts-Metaphern handelt, die für seine dichterische Konzeption so charakteristisch sind. Durch den St. Simonismus wurde Heine natürlich in dieser Auffassung der religiösen Gemeinschaft aller freien Geister noch bestärkt.

So laufen in der Wendung: „Ritter vom heiligen Geiste", wie in dem Knotenpunkte eines vielverschlungenen Gedankengewebes, zahlreiche Fäden zusammen. Der Ausdruck selbst scheint nur ein einziges

Mal in seiner vollständigen Gestalt wiederzukehren, in einem 1827 geschriebenen Briefe, in welchem Heine die Zumutung, ein schlechtes, lukratives Buch zu schreiben, mit den Worten zurückweist: „Ich bin der Ritter vom heiligen Geist“ (Br. 20, 27). Nahe kommt es, wenn die großen Männer als „Repräsentanten des heiligen Geistes“ bezeichnet werden, die uns „heilige Schauer“ einflößen (Br. 21, 118). Häufiger hören wir von dem „Heiligen Geist“ selbst und seinem Wirken, in der gleichen mannigfachen Bedeutungsschattierung, die das Wort „Idee“ aufweist[1]). Wie eine Paraphrase der oben zitierten Verse von der Macht des Heiligen Geistes klingt die folgende Stelle aus den „Englischen Fragmenten“, in der die kollektiv-soziale Färbung vorherrscht: „Erst zur Zeit der Reformation wurde ... die Freiheit verlangt nicht als ein hergebrachtes, sondern als ein ursprüngliches, nicht als ein erworbenes, sondern als ein angeborenes Recht ... Noch heutigen Tags, in Franken und Schwaben, schauen wir die Spuren dieser Gleichheitslehre, und eine grauenhafte Ehrfurcht vor dem Heiligen Geiste überschleicht den Wanderer, wenn er im Mondschein die dunkeln Burgtrümmer sieht aus der Zeit des Bauernkriegs“ (3, 496). Aus der gleichen Grundstimmung erwächst Heines Zorn gegen den Abfall Laubes von der Sache der Freiheitsreligion; er schreibt am 12. Oktober 1850: „Du hast ein Verbrechen an dem heiligen Geist begangen ...“

Mit der Erweiterung des Lebensprogrammes in der ersten Pariser Zeit nimmt auch der Ausdruck „Heiliger Geist“ eine philosophisch-ästhetische Färbung an. Das Glaubensbekenntnis des Pantheisten lautet: „Gott ist sowohl Materie wie Geist, beides ist gleich göttlich, und wer die heilige Materie beleidigt, ist ebenso sündhaft wie der, welcher sündigt gegen den Heiligen Geist“ (4, 219). Die Religion der Freude erkennt Heine in dem kräftigen Realismus der niederländischen Kunst, besonders in den Werken Jan Steens. „Keine Nachtigall wird je so heiter und jubelnd singen, wie Jan Steen gemalt hat. Keiner hat so tief wie er begriffen, daß auf dieser Erde ewig Kirmes sein sollte; er begriff, daß unser Leben nur ein farbiger Kuß Gottes sei, und er wußte, daß der Heilige Geist sich am herrlichsten offenbart im Licht und Lachen“ (4, 128).

Die Heinesche Pose des Ritters vom heiligen Geist, in der sich die ganze Gefühlsintensität des Dichters ausspricht, hat noch ein weiteres sehr charakteristisches Merkmal: das Pathos des Marty-

[1]) Ganz vereinzelt steht der Fall, daß Heine die Idee des weltfeindlichen Spiritualismus als „heilige Geistpflanze“ bezeichnet (7, 47). Hier wäre also die rein theologische Bedeutung des Wortes beibehalten.

riums, der Aufopferung für die Sache der neuen Religion: „Überall, wo ein großer Geist seinen Gedanken ausspricht, ist Golgatha" (4, 215). „Die Geschichte der großen Männer ist immer eine Märtyrerlegende; wenn sie auch nicht litten für die große Menschheit, so litten sie doch für ihre eigene Größe, für die große Art ihres Seins, das Unphilisterliche, für ihr Mißbehagen an der prunkenden Gemeinheit, der lächelnden Schlechtigkeit ihrer Umgebung" (4, 242). Diese Sätze drücken allgemein aus, was Heine mit Bezug auf die freiheitlichen Tendenzen des 19. Jahrhunderts besonders lebhaft empfand: das tragische Geschick, das alle Neuerer und Vorkämpfer der Idee erwartet, das die Apostel der neuen Religion zu Märtyrern stempelt. Und dieses Martyrium wird heutzutage nicht einmal von der Glorie der unerschütterlichen Siegesgewißheit umstrahlt, wie in so vielen anderen religiösen Bewegungen; an ihre Stelle tritt das Gefühl der Resignation, das Heine später fast ausschließlich beherrschte und sich gelegentlich schon früh geltend macht. Er schreibt 1828: „Das Wesen des Martyrtums, alles Irdische aufzuopfern für den himmlischen Spaß, ist noch immer dasselbe; aber es hat viel verloren von seiner innern Glaubensfreudigkeit, es wurde mehr ein resignierendes Ausdauern, ein beharrliches Überdulden, ein lebenslängliches Sterben, und da geschieht es sogar, daß in grauen kalten Stunden auch die heiligsten Märtyrer vom Zweifel beschlichen werden" (3, 421). Den einzigen Trost bei diesem Anblick einer wahrhaften „Schädelstätte des Geistes" gewährt die Zuversicht, „daß wenn auch im Befreiungskampfe der Menschheit der einzelne Kämpfer zugrunde geht, dennoch die große Sache am Ende siege" (7, 55)[1]).

Heines Begriff des Martyriums erinnert an das Fichtesche Pathos der opferheischenden Idee, das den Vorträgen über „die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters" solch nachhaltige Wirkung verlieh. Aber während jene Forderung bei Fichte einem tiefernsten Bedürfnis nach sittlicher Vertiefung entsprang, erscheint Heine eher als Künstler und Rhapsode. Er genießt als Ästhet das erhabene Schauspiel des Martyriums und berauscht sich in dem Pathos eines opferfreudigen Heldentums. Er ist so hingerissen von der Gewalt dieser Empfindungen, daß er sich wie Robespierre als Sklave der Freiheit fühlt. „Wir ergreifen keine Idee, sondern die

[1]) Diese Resignation, die in der Aufopferung für die Idee einen Ersatz sucht für den Mangel an einem gesunden politischen Leben, kennzeichnet das ganze Zeitalter der Reaktion. Man vergleiche mit dem obigen Ausspruch Heines z. B. die Erklärung des Journalisten Bolz in Freytags Lustspiel: „Wenn Konrad Bolz, das Weizenkorn, in der großen Mühle zermahlen ist, so fallen andere Körner auf die Steine, bis das Mehl fertig ist, aus welchem vielleicht die Zukunft ein gutes Brot bäckt zum Besten vieler."

Idee ergreift uns und knechtet uns und peitscht uns in die Arena hinein, daß wir, wie gezwungene Gladiatoren, für sie kämpfen. So ist es mit jedem echten Tribunat oder Apostolat“ (4, 14). Heine mag wohl an sich selbst gedacht haben, wenn er A. Weill, den Verfasser einiger radikaler Flugschriften, mit einem Reiter vergleicht, „der die Unbehagnisse und Ekeltümer unserer heutigen Weltordnung nicht mehr zu ertragen weiß und hinausgaloppiert in die Zukunft, auf dem Rücken einer Idee ... Ja, solche Menschen sind nicht allein die Träger einer Idee, sondern sie werden selbst davon getragen, und zwar als gezwungene Reiter ohne Sattel und Zügel: sie sind gleichsam mit ihrem nackten Leibe festgebunden an die Idee, wie Mazeppa an seinem wilden Rosse auf den bekannten Bildern des Horaz Vernet — sie werden davon fortgeschleift durch alle fürchterliche Konsequenzen, durch alle Steppen und Einöden, über Steck und Stein . . .“ (7, 375). Gern legt sich Heine auch die Gestalt des Don Quichotte, die seine Phantasie so vielfach beschäftigte, als Repräsentanten aller Menschen aus, „die für irgend eine Idee kämpfen und leiden“ (7, 291; vgl. 3, 422).

Besonders charakteristisch für den Ideenkultus des jungen Heine ist die kühle Souveränität, mit der er nach seinem denkwürdigen Besuch bei Goethe über den größten seiner Zeitgenossen urteilt. „Im Grunde sind ich und Goethe zwei Naturen, die sich in ihrer Heterogenität abstoßen müssen. Er ist von Haus aus ein leichter Lebemensch, dem der Lebensgenuß das Höchste, und der das Leben für und in der Idee wohl zuweilen fühlt und ahnt, ... aber nie tief begriffen und noch weniger gelebt hat. Ich hingegen bin von Haus aus ein Schwärmer, das heißt bis zur Aufopferung begeistert für die Idee, und immer gedrängt, in dieselbe mich zu versenken; dagegen aber habe ich den Lebensgenuß begriffen und Gefallen daran gefunden, und nun ist in mir der große Kampf zwischen meiner klaren Vernünftigkeit, die den Lebensgenuß billigt und alle aufopfernde Begeisterung als etwas Törichtes ablehnt, und zwischen meiner schwärmerischen Neigung, die oft unversehens aufschießt und mich gewaltsam ergreift, und mich vielleicht einst wieder in ihr uraltes Reich hinabzieht, — wenn es nicht besser ist zu sagen: hinaufzieht; denn es ist noch die große Frage, ob der Schwärmer, der selbst sein Leben für die Idee hingibt, nicht in einem Momente mehr und glücklicher lebt, als Herr von Goethe während seines ganzen sechsundsiebzigjährigen egoistisch behaglichen Lebens“ (Br. 19, 290)[1]). —

[1]) Ähnlich drückt sich Heine in einem Brief an R. Christiani aus, den Elsner vor einigen Jahren in der Deutschen Rundschau (Band 107, 447) veröffentlicht und trefflich kommentiert hat. — Erwähnung verdient in diesem Zusammenhang ein gleich einseitiges Urteil Fr. Joh. Frommanns über Goethe

Daß dieses Verdikt sich nicht gegen den Dichter und die Persönlichkeit richtet, erhellt sogleich, wenn man anderweitige Äußerungen Heines über Goethe heranzieht, in denen die alles überragende Bedeutung des Mannes als etwas Selbstverständliches vorausgesetzt wird. Als Herold der Emanzipation dagegen kann Heine nicht umhin, in Goethe einen Hauptvertreter jener „Kunstidee" des 18. Jahrhunderts zu erblicken, die das 19. Jahrhundert, wenn nicht zu überwinden doch zu berichtigen hatte. Der hierdurch aufgerollte Gegensatz ist freilich viel unversöhnlicher, als Heine ahnt, der wie alle seine Kampfesgenossen Goethe gegenüber zum Doktrinär wird und die geschichtliche Perspektive ganz aus den Augen verliert. Er hätte sich sonst damit begnügt, den Weimaraner als Typus einer ganz anders fundierten Weltanschauung und Denkrichtung verstehen zu lernen, und hätte von einem, der an stetige Entwicklung und organische Umbildung glaubte, nicht Enthusiasmus für revolutionäre Ideen verlangt.

Besonders erheiternd aber wirkt es, Goethe eines „behaglichen Egoismus" angeschuldigt zu sehen, wenn man sich das Leben beider Männer vergegenwärtigt, das fürwahr einen sprechenden Kommentar zu ihren Lehren bietet. Auf der einen Seite gänzlicher Mangel an Begeisterung für soziale und politische Ideale, vereinigt mit praktischem Eingreifen und aufopferndem Wirken im Dienste eines kleinen Staates. Auf der anderen Seite ein edler Enthusiasmus für die großen, treibenden Ideen der Zeit bei vollständigem Mangel an praktischer Erfahrung und Tätigkeit. Beide bekennen sich zum Hellenismus, aber Goethe zum apollinischen, Heine zum dionysischen. Dort ein prometheischer Drang, der sich selbst Schranken setzt, der vom Genießen zum Handeln fortschreitet und sich für den Mangel an nationalen Aufgaben durch Kulturideale, durch innere Freiheit entschädigt, — hier ein schrankenloses Begehren, ein intensives Sichausleben und ein Verlangen nach absoluter Freiheit[1]). Auch für Goethe ist das Leben eine Entfaltung des organischen Bildungstriebes, aber zugleich eine Lösung selbstgestellter Aufgaben. — Heines

aus dem Jahre 1818; es deckt sich genau mit Heines Äußerung und zeigt, wie die meisten seiner Zeitgenossen damals über Goethe dachten. Frommann schreibt: „Er kennt die Menschen nur, wie er die Pflanze kennt. Er kann alles beschreiben, nur nicht die Begeisterung für eine Idee, den Willen, der Hölle und Teufel trotzt, die Heldengeduld, die für das Wahre und Rechte alles leidet mit Freude und Liebe" (Goethe Jahrbuch 8, 249).

[1]) Bedenklich ist es daher, Heine direkt als Nachfolger und Fortsetzer Goethes hinzustellen, wie es Matthew Arnold in seinem Essai über Heine mit großem Nachdruck getan hat. Heine äußert allerdings einmal als Göttinger Student den Wunsch: „Wie gerne möcht ich den Goetheschen Befreiungskrieg mitmachen als freiwilliger Jäger," — und der Olympier hätte an manchen Attacken Heines gegen Philisterium und geistige Beschränktheit sicher seine Freude

Philosophie lautet: „Das Leben ist weder Zweck noch Mittel; das Leben ist ein Recht. Das Leben will dieses Recht geltend machen gegen den erstarrenden Tod, gegen die Vergangenheit, und dieses Geltendmachen ist die Revolution" (7, 296). So stehen sich die beiden Männer als Repräsentanten zweier Zeitalter und Temperamente gegenüber, und es bewahrheitet sich an ihnen wenigstens teilweise der ebenso bündige wie tiefe Ausspruch des Weisen von Weimar: „Vor der Revolution war alles Bestreben, nachher verwandelte sich alles in Forderung."

Die übermütig sprudelnde Bergidylle ist ein treuer Spiegel Heineschen Heldentums, dieser Mischung von begeistertem Opfermut und eitler Selbstvergötterung. Und Heine war nicht so naiv, daß er den Widerspruch zwischen seinen Worten und Taten nicht selbst empfunden hätte. Wenn er sich als Märtyrer der Idee fühlte, so schmauste er gleichwohl von reichbesetzten Tafeln, und das Lächerliche dieser Situation entging ihm keineswegs. Aber er hatte früh bemerkt, daß Welt und Leben voll solcher Widersprüche seien, und daß echte Begeisterung, auch wenn prosaische Naturen gern persönliche Eitelkeit und vorübergehende Gefühlsaufwallung darin erblickten, dennoch einen erhabenen Zweck zu erfüllen habe. „Die kühlen und klugen Philosophen! Wie mitleidig lächeln sie herab auf die Selbstquälereien und Wahnsinnigkeiten eines armen Don Quichotte, und in all ihrer Schulweisheit merken sie nicht, daß jene Donquichotterie dennoch das Preisenswerteste des Lebens, ja das Leben selbst ist, und daß diese Donquichotterie die ganze Welt mit allem, was darauf philosophiert, musiziert, ackert und gähnt, zu kühnerem Schwunge beflügelt! Denn die große Volksmasse mitsamt den Philosophen ist ... nichts anders als ein kolossaler Sancho Pansa, der ... dem wahnsinnigen Ritter in allen seinen gefährlichen Abenteuern folgt, gelockt von der versprochenen Belohnung, ... mehr aber noch getrieben von der mystischen Gewalt, die der Enthusiasmus immer ausübt auf den großen Haufen ..." (3, 422).

In der Tat hat das ästhetische Gefallen an der flammenden Rede und pathetischen Gebärde oft größeren Anteil an der Verwirklichung großer Ideen, als der Rationalist zugeben möchte. So ist auch das Lebenswerk Heines, des „Fordernden", zu beurteilen. Es war seinem Temperament unmöglich, den Lebensgenuß der Idee

---

gehabt. Aber ihre Kampfesmethoden und Ziele gingen doch weit auseinander, und vor allem ist der wichtige Unterschied nicht zu übersehen, daß es sich bei Goethe um innere Freiheit, das heißt Selbstbeschränkung, bei Heine um äußere Freiheit und unbedingtes Streben handelt. Arnolds geistreicher Aufsatz leidet beträchtlich unter jener falschen Parallele.

zu opfern, aber sein Wort hat doch in Tausenden das ästhetische Gefallen an der „schönen Tat“ erweckt und sich dadurch sein Fortleben gesichert. „Und was verlangt ihr mehr von einem Dichter? Wir sind alle Menschen, wir steigen ins Grab und lassen zurück unser Wort, und wenn dieses seine Mission erfüllt hat, dann kehrt es zurück in die Brust Gottes, den Sammelplatz der Dichterworte, die Heimat aller Harmonie.“

Ein Beitrag zu Adalbert Stifters Stil[1]).

Von Franz Hüller in Prag.

(Schluß.)

Eine dritte und vierte Gruppe von Epitheta stellt wenigstens ihrer allgemeinen Bewertung nach die Ähnlichkeit mit homerischer Ausdrucksweise dar: die Zusammensetzungen mit -reich und -voll. Auch sie nehmen jene steife, unbiegsame Haltung typischer Charakteristik an.

„Haidedorf“, 198_{7}: „Es kam der blütheureiche Frühling“ — „Mappe“, 298_{30}: „mein Vogelkirschbaum, der liebe, große, kronenreiche Baum,“ — „Nachsommer“, II. 314: „den blätterreichen Bäumen“ — ebda, III. 117: „die dornenreichen Brombeerreben“ — „Abdias“, 67_{32}: „ein dunkler, waldreicher Streifen der afrikanischen Küste“ — „Erzählungen“, 45: „eine sanftgeschwungene, grasreiche Wiese“ — ebda, 14: „darauf das Korn so klein und mehlreich wurde“ — „Nachsommer“, III. 112: „in dem schwülen und gewitterreichen Dunstkreise der Monate Juni oder Juli“ — „Nachsommer“, III. 145: „das fensterreiche Wirtshaus“ — ebda, II. 4: „die Bretter (der Zither) . . könnten von keiner fingreicheren Tanne sein“. — Textkrit. Anmerk. zu „Abdias“ . . . .: „dem bücherreichen Europa“ — Textkrit. Anmerk. 72_{9-13} der „Narrenburg“: „von der marmorreichen Fichtau“ — „Erzählungen“, 86: „weil (die Luft) . . noch anmuthiger und balsamreicher“ — „Steine“, 319_{30}: „die faltenreichen Wangen der Großmutter“ — „Feldblumen“, 152_{1}: „das klangreiche Lullen und Jauchzen der Sennerinnen“ — ebda, 71_{3}: „ein phantasiereicher Greis“ — „Haidedorf“, 194_{30}: „. . noch freudenreicher“ — „Nachsommer“, II. 85: „manche freudige und empfindungsreiche Stunde“ — „Haidedorf“, 182_{32}: „Ihre gemüthreiche Tochter“ — „Schwestern“, 231_{26}: „noch zarter und gemüthsreicher als sonst“. „Waldsteig“, 7_{3}: „wenn die Sonne ganz besonders heiß und strahlenreich schien“ — „Feldblumen“, 150_{5}: „der Mittag sank blendend und stumm und strahlenreich in die brennenden Steine“ — ebda, 112_{20}: „eine strahlenreiche Jungfrau“ — „anmuthsreich“, „Hochwald“, 229_{21} — „ahnungsreich“, „Hochwald“, 306_{7} — „Feldblumen“, 103_{4} — „Narrenburg“, 33_{16} —

Auch hierfür bietet Vossens Homer recht seltsame, auffällige Formen:

---

[1]) Vgl. oben S. 136 ff.

Ilias, 5. 612: „Amphios, welcher in Päsos Wohnete, güterreich und feldreich:" — 13. 21: „dort wo ein stolzer Palast in den Tiefen des Sundes Golden und schimmerreich ihm erbaut ward," — 2. 106: „dem lämmerreichen Thyestes" — 14. 197: „Listenreich antwortete drauf die Herrscherin Heere" — 16. 744: „in des Meeres fischreichen Gewässern".

Die fruchtschweren, ausgiebigen Formen mit -voll finden sich bei Stifter in überreichem Maße. Sie stimmen mit ihrem vollen, reichen Klange ganz zu dem getragenen epischen Ton. Sie werden stets den einfachen matteren Adjektiven auf -ig, die ihm nicht genug zu fassen scheinen, vorgezogen.

„Haidedorf", 198_{32}: „die unschuldsvolle, liebe Kindheitshaide" — „Narrenburg", 31_{21}: „Nein, Anna, Du unschuldsvoller Engel," — „Steine", 329_{27} — „Nachsommer", II. 105 — „Feldblumen", 154_{24}: „wie eine große ruhevolle Alpe" — ebda, 82_{4} — „Hochwald", 238_{14} — ebda, 275_{22}: „da glänzte Alles und flimmerte und glitzerte so ruhevoll" — „Narrenburg", 76_{6}: „mit trüben, schwermuthsvollen Blicken" — „Nachsommer", III. 367: „Dann wurde der Vater von ihr anmuthsvoll und herzlich gegrüßt" — „Hochwald", 227_{9}: „dem kraftvollen Greise" — „Erzählungen", 59 — ebda, 281: „das strotzige, kraftvolle Laub" — „Nachsommer", III. 405 — ebda, 192 — B. XIV. 238_{23}: „die kraftvollen Farben" — „Feldblumen", 147_{8}: „von einer freudenvollen, schmerzensvollen Ahnung durchflogen" — „Schwestern", 105_{19}: „jener großen, freudevollen Hoffnung" — „Nachsommer", III. 141 — „Narrenburg", 115_{6} — „Hochwald", 241_{4}: „einen machtvollen schwarzblau hereingehenden Waldrücken" — „Haidedorf", 200_{22}: „die schwarzen Augen so sehnsuchtsvoll und schmachtend" — „Schwestern", 228_{19} — „Steine", 329_{16}: „in einer entsetzensvollen, ruhigen Flamme" — B. XIV. 160: „in seiner dichtungsvollen Wesenheit" — ebda, 171_{2} — ebda, 190_{1} — Daneben kommt aber auch „dichterisch" vor: „Feldblumen", 139_{4} — „Nachsommer", III. 302: „O Mathilde .., Du himmelvolles Wesen" — ebda, 395: „daß wir den Gegenbesuch anstandsvoll empfangen könnten," — „Haidedorf", 195_{8}: „der schwielenvollen Hand" — „Condor", 33_{10}: „und die liebe, theure Gestalt schamvoll neben den Blumen stehen sah." — „Feldblumen", 57_{9}: „die Liebestage der schamvollen Jungfrau" — „Hochwald", 295_{31} — „Feldblumen", 116_{19}: „die sündenvollste Zeitverschwendung" — „Narrenburg", 27_{21}: „die rechten Liebenden sind heilig im menschenvollen Saale und in der Laube" — ebda, 48_{30}: „die arbeitsvolle Schleppe der Woche" — „Steine", 8_{19}: „ein gestaltvolles, vernunftgemäßes Ganzes" — „ahnungsvoll": „Hochwald", 305_{19} — 271_{27}: „angstvoll", 312_{1} — 313_{16} u. ö.

Homer, Ilias, 2. 209: „lärmvoll" besonders häufig: „grauvoll" (2. 465) und schreckenvoll (3. 29) — 2. 591: „die anmuthsvolle Arene" — 5. 414: „schwermuthsvoll" — oft: „muthvoll" (9. 687) — 11. 10: „Hier nun stand die Göttin und schrie, machtvoll und entsetzlich" — 9. 499: „demuthsvolle Gelübde" — 673: „preisvoller Odysseus" — 14. 289: „umhüllt von stachelvollem Gezweige" — 15. 12: „Mitleidsvoll" — 184: „unmuthsvoll" — 243: „und den Köcher, Pfeilevoll" — 16. 353: „Grimmvoll" — 18. 495: „Aber die Weiber Standen bewunderungsvoll" — 20. 65: „Fürchterlich dumpf, wustvoll" — 21. 389: „und es lachte das Herz ihm Wonnevoll," — 22. 148: „des wirbelvollen Skamandros" — 25: „.. ersah ihn zuerst mit den Augen, Strahlenvoll wie der Stern," — 23. 221: des jammervollen Patroklos" — 343: „sei vorsichtsvoll und behutsam" (vgl. vorsichtig). Sehr häufig setzt Voß wegen des daktylischen Spondäus Formen wie: „mitleidsvoll", „sehnsuchtsvoll", „grauvoll" an den Anfang des Verses.

Soweit also läßt sich das Epitheton mit zweifelloser Sicherheit auf dem breiten, epischen Hintergrund betrachten, wenn es auch im einzelnen nicht immer gelingt, ein jedes passend in die homerische Sprache hineinzulagern.

Vgl. noch: „Erzählungen", 4: „auf diesem wohlgestampften Platze", „Nachsommer", II. 180: „dem wohlgeheizten Ofen", ebda, III. 280: „einen warmen, wohlgefütterten Hut"; vgl. Ilias, 3. 448: „im schöngebildeten Bette" 11. 133: „schöngeschmiedetes Eisen" 11. 193: „den schöngebordeten Schiffen", 11. 198: „wohlgefügetem Wagen" — 9. 144: „in wohlverschlossener Wohnung" — 149: „der wohlbevölkerten Städte".

Es mögen nun die übrigen Arten Stifterischer Komposita, die als Epitheta fungieren, betrachtet werden. Allen kommt der gemeinsame Zug zu, daß sie rein typisch beschreibende Geltung haben. Ein äußeres Gegenstück zu den letzt angeführten Gruppen bildet die Zusammensetzung mit -los, für die Stifter eine merkwürdige Vorliebe aufweist. Da entstehen oft Gewächse, die ans Geschmacklose grenzen. Es seien nur die auffälligeren angeführt.

„Hagestolz", 318_2: „eine hohe, fensterlose Mauer" — „Schwestern", 111_{12}: „die glatteste, ritzenloseste Mauer"[1]) — „Hochwald", 251_{31}: „trennungslos" — ebda, 213_{19}: „den ästelosen Schaft" — „Abdias", 67_{12}: „eine strauchlose, sachte ansteigende Fläche" — „Brigitta", 202_{14}: „einer baumlosen Erhöhung" — „Steine", 205_{25}: „kahle, fast pflanzenlose Rücken" — „Steine", 305_{26}: „die laub- und zweigelosen Stumpfen der Haseln" — „Nachsommer", II. 379: „auf grasigen baum- und buschlosen Anhöhen" — ebda, III. 171: „die schneelose Gegend" — „Feldblumen", 141_{31}: „die Luft ward immer wolkenloser und stiller" — „Waldsteig", 299: „in einem weglosen Walde" — „Tännling", 271_{22}: „einem glänzenden rauchlosen Feuer" — „Abdias", 48_{12}: „in der gegenstandlosen Wüste" — „Haidedorf", 203_4: „ein so stoffloses Ding, wie eine Wolke," — „Feldblumen", 96_{27}: „Emma, die wieder Alles zeitlos tut" (= nicht „nach der strengsten Zeiteintheilung") — „Haidedorf", 185_6: „wortlos" — „Feldblumen", 135_4: „Auch verstandeslos war ich ganz und gar" — „Narrenburg", 109_{21}: „sah mich mit den schönen, heimathlosen Augen an" — „Hagestolz", 372_{10}: „und wirst, wie er, so nachhaltlos" — Ein besonderes Lieblingswort seiner ersten Periode ist das hyperbolisch-philosophisch klingende „wesenlos": „Condor", 22_{13}: „in diesen wesenlosen Räumen" — ebda, 27_{32}: „der Geist des Zwiespaltes . . , anfangs als ein so kleines, wesenloses Ding," — „Feldblumen", 64_9: „leer . . wie die Flasche, die dort so wesenlos auf dem Tische steht, daß das Morgenlicht hindurch scheint." (humoristisch!) — ebda, 113_{13}: „wesenlose Phantome" — „Haidedorf", 202_{20}: „das Korn und die Gerste . . standen fahlgrün und wesenlos in die Luft" — „Hochwald", 308_{10}: „wie klar und fast wesenlos die Herbstluft auch war." — „Steine", 73_{13}: „das Unhaltbare und Wesenlose dieser Kleidung (des Pfarrers)." — ebda, 76_6: „ein wesenloses Licht" — vgl. die zarte

[1]) Dieses Beispiel und obiges „ruhevoll" zählt Bertram unter der Chiffre „Wiederholte Lieblingsworte" (S. 158) auf. Ein Kenner Stifters wird wohl kaum aus diesem wirblicht durcheinandergewürfelten Häufchen von „Lieblingsworten" einen bestimmten Zug herausfinden können.

Onomatopoesie: „Condor", 30_6: „und diese demüthigen Sonnen hafteten beide auf ihm und so weich, so liebreich wie nie — — hingegeben, hilflos, willenlos — sie sahen sich so sprachlos an — die heiße Lohe des Gefühles wehte —"

Aber auch hier ist man gezwungen, homerische Elemente herauszuhören; denn auch Voß ist hier reich an solchen Bildungen:

Ilias, 8. 556: „wann windlos ruhet der Äther" — 21. 441: „wie erinnerungslos Dir das Herz ist" — 15. 476: „Daß nicht arbeitslos . . sie erobern Unsre gebordeten Schiffe!" — 16. 419: „die gurtlos trotzenden Feinde" — 20. 303: „Daß nicht sameulos das Geschlecht hinschwind' . ." — 21. 437: „O Schande doch, wollten wir kampflos Beid' hingehn zum Olympos,"

Besonders episch schwerfällig hören sich die kondensierten Partizipialkonstruktionen an, die sonst nur im Versmaß der erhabenen Sprache vorkommen. Sie haben etwas Zusammengedrücktes und Unförmliches an sich, um so mehr, als der Dichter ziemlich ungewöhnliche Bildungen zusammenpreßt. Wieder seien nur die hervorstechendsten aufgezählt.

„Schwestern", 221_{25}: „Brod, das einfachste aller Dinge, das weltverbreitetste," — „Steine", 146_{19}: „ledergepolsterte Ruhebetten" — „Erzählungen", 35: „den schönen federbebuschten Hut" — „Schwestern", 223_7: „blumenverzierte Fenster" — „Tännling", 203_{17}: „den baumentblößten Höhen" — „Mappe", 244_{17}: „die weiße, wassergetränkte, gefahrdrohende Gegend" — „Abdias", 40_{15}: „auf den regendurchweichten Wegen" — ebda, 55_7: „des regendurchnäßten Landes" — „Siegel", 163_{12}: „unter einem gewitterzerrissenen Himmel" — B. XIV. 134_{17}: „dem vordern, grünen und felsengeschmückten, in der Sonne glänzenden Abhange" — ebda, 151_{12}: „des schilfdurchzogenen Wassers" — „Brigitta", 206_{21}: „während dieses (Grün der Felder) hier kräftiger und sonnedurchdrungener erschien," — „Waldsteig", 54_{25}: „mehrere sonnenbeglänzte Steine" — „Hochwald", 236_{30}: „die lichtbetupften Stämme" — „Erzählungen", 197: „die lichtbeglühten Stämme" — ebda, 84: „in dem gluthgefärbten Angesichte" — „Feldblumen", 50_{29}: „der liebe, gute, treue und schönheitsbegeisterte Narr" — „Nachsommer", II. 119: „eine kunstbegeisterte Zeit" — B. XIV. 150_{33}: „innere vaterlandsbegeisterte Gefühle" — „Schwestern", 228_{19}: „Die Töne . . waren nicht entzücken- und jubelerfüllt," — ebda, 238_2: „Campagna . ., die so luft-, duft- und lichtdurchwoben ist."

Auch diese Bildungen scheinen aus der Schmiede des Vossischen Homer zu stammen; machen sie doch auch bei Stifter den Eindruck, als ob sie in irgend ein Versmaß hineingezwängt worden wären.

Vgl. Ilias, 11. 256: „mit sturmgenährter Lanze" — 754: „durch schildbestreuete Felder" — Odyssee, 5. 420: „das fischdurchwimmelte Weltmeer" — 470: „zum waldbeschatteten Hügel" — 6. 124: „und grasbewachsenen Thäler!" — 260: „dem mäulerbespannten Wagen". — Ilias, 7. 180: „dem König der golddurchstrahlten Mykene" — Stifter, „Tännling", 203_{13}: „die goldgewirkten Kleider" — Homerische Bildungen wie Ilias, 9. 4: „des Meers fischwimmelnde Fluten" hat auch Stifter: „Abdias", 71_6: „des menschenwimmelnden Welttheiles"

Mit der letzten Art aufs innigste verwandt sind Komposita, die durch freies Weglassen einer Präposition entstanden sind.

„Feldblumen", 163 4: „den abendglühenden Traunstein" — (hingegen „Nachsommer", III. 125: „das rothe Haupt eines im Abende glühenden Berges") — „Hochwald", 309 3: „die dunklen, abendfrischen Waldhöhen" — ebda, 219 12: „den thaufeuchten Tannen" — „Mappe", 149 27: „dem morgenfeuchten Staube der Straße" — „Brigitta", 211 12: „die einförmige morgenduftige Ebene" — „Narrenburg", 52 12: „sein junges, frühlingsgrünes Blatt" — „Hochwald", 301 11: „an der noch immer sonnenwarmen Wand ihrer Felsen" — „Siegel", 163 20: „weil es sehr stille und gewitterwarm war," — „Haidedorf", 175 7: (Blöcke) „die oft noch bunter und farbenfeuriger waren" — „Wien und die Wiener", 174 31: „den farbenflammendsten Stoffen" — „Mappe", 133 22: „sammetne, seidene, goldstarrende Dinge" — „Hochwald", 253 33: „ein kugeldichtes Häuschen" — „Condor", 32 12: „bis er geistesgroß und thatengroß . . dastehe," — „Feldblumen", 82 9: „schwoll mir das Herz wehmüthig an und sehnsuchtsweich," — ebda, 112 11: der ernste, ruhige, gemüthsgewaltige Chernb" — „Mappe", 360 10: „die lebenssüße Gewohnheit". Während die zuletzt besprochene Gruppe erst gegen das Alter zu häufiger auftritt, finden sich diese Epitheta schon von Anfang an vor und nehmen erst später ganz ungeheuerliche Formen an: „Nachsommer", III. 413: „ein edles reines grundgeordnetes Familienleben" — ebda, II. 282: „das heitere fensterschimmernde Ahornhaus" — oder gar das häßliche: ebda, I. 227: „In den Schuz der größeren oder windwiderstandsfähigeren (Schatten) sezten wir (die Bäume)".

Dieselbe Bauart zeigen Adjektiva, die einen Vergleich in sich schließen; auch diese zeigen zuweilen ins Erkünstelte sich versteigende Formen.

„Täumling", 293 13: „die spinnegewebfeine Wäsche" — „Schwestern", 111 13: „das klarste, glasdurchsichtigste Alpenwasser" — „Erzählungen", 171: „dem edelsteinfunkelnden Laubdach" — „Nachsommer", II. 380: „die edelsteinglänzenden Bänke der Simmen" — B. XIV. 169 5: „wasserglänzend" — „Siegel", 120 2: „sein eigenes, einfältiges, metallstarkes, goldreines Herz" — „Waldsteig", 17 27: „Ruthen mit grünen, lederglänzenden Blättern" — „Narrenburg", 96 1: „ein recht kerngutherziger Mensch" — ebda, 123 11: „feuerangige Mädchen" — „Feldblumen", 86 9: „gewitterschwüles Herz" — „Nachsommer", III. 292: „dem langen kornblumenblauen Kleide . . und dem rosenherrlichen Munde" — Feldblumen", 104 10: „ein sonnenschönes Antlitz" — „Mappe", 197 13: „einem sonnenscheinhellen Gesichte" — „Hochwald", 309 21: „der glasklaren Luft" — „Erzählungen", 187: „das glasklare Wässerlein" — „Wien und die Wiener", 173 16: „der Spitzenhändler mit seinem spinnenfadigen, luftweichen Zeugs" — ebda, 174 1: „Meerschaumköpfe aller Art, sämmtlich von dem tadellosesten, schwammweichsten Weiß,"

Noch einige besondere Bildungen seien genannt:

„Narrenburg", 100 10: „daß Du (das Gelesene) lieber rein und anfangsfähig aus der Hand Deines Schöpfers trinkest" — „Mappe", 203 27: „heitere, umgangswürdige Leute" — „Feldblumen", 57 4: „die langen träumenden, erinnernden, wortkargen Tage des einschlummernden Greises" — „Nachsommer", II. 7: „zeichnungswürdig" — ebda, 30: „verbesserungswürdig". Beliebt sind ferner Zusammensetzungen wie „unangreifbar", „unverjährbar": „Hochwald", 231 33: „ungewinnbar" — „Hagestolz", 359 20: „die unentrathselbare Zukunft des Geschickes" — „Erzählungen", 169: „daß seine Schneidelinie ununterscheidbar in sie verging" — „Haidedorf", 189 12: „das Mutterherz ist der schönste und unverlierbarste Platz des Sohnes" —

„Steine", 185_4: (damit das Kind nicht) „widersetzlich und unbehandelbar würde" — „Feldblumen", 87_6: „eine so große, feierliche, unabweißbare Empfindung" — „Nachsommer", III. 18: „wie ein unausmeßbares Meer" u. a. m.

Schließlich könnte auch hier jemand Voſſens Mühle heraushören: Ilias, 5. 724: „Gold ist ihnen der Kranz, unalterndes," — 16. 474: „nicht unentscheidend" — 19. 207: „Nüchtern und ungespeist" — 367: „unausduldsamer Schmerz."

„Feldblumen", 140_8: „der unfolgerichtigsten Logik" (humoristisch?) — ebda, 60_{25}: „Sie sah mich ernst und unverwirrt an" — „Erzählungen", 41: „Wegen dieser unkriegerischen und unjagdlichen Eigenschaften" — ebda, 51: „vermöge ihrer klaren, unfalschen Natur" — „Wien und die Wiener", 114_{25}: „die unreinflüssigen Geschäfte" — „Nachsommer", II. 68: „unfachgemäß."

„Feldblumen", 103_{29}: „schattenhaft und träumerisch" — „Hochwald", 312_{20}: „als sei selbst das heitere Firmament düster und schreckhaft," — „Waldsteig", 299: „auf manchem Moossteine lag ein schreckhaft blitzendes Gold"[1]) — „Schwestern", 164_{26}: „in der aschenhaften Farbe" — „Steine", 256_{19}: „Es war der aus Angst aschenhaft entfärbte Färber" — B. XIV. 178_2: „aschig" — „Schwestern", 201_{20}: „in grauer und sonnenhafter Farbe" — „Siegel", 145_{10}: „ein wunderhaft schönes Mädchenantlitz" — B. XIV. 169_{16}: „das gewitterhafte Anlaufen der Lufttöne."

„Haidedorf", 187_5: „dem schönen, freundlichen, handsamen Jünglinge," — „Mappe", 133_{31}: „der Rock der Großmutter, der meßgewandstoffig und unbiegsam war," — „Wien und die Wiener", 135_{27}: „der messingspangene Himmelsschlüssel" — „Schwestern", 177_{28}: „sei folgsam und obsichtig" — „Narrenburg", 65_9: „mit erblindeten regenbogigen Scheiben."

„Feldblumen", 151_5: „da mahnte es mich heimwehmüthig" — „Hochwald", 293_{18}: „mit den zornesmuthigen Thränensunken" — „Steine", 200_{32}: „ein auswärtssüchtiger .. Mann."

„Hochwald", 237_{32}: „ein mißfärbiges Grau" — „Haidedorf", 202_{29}: „die Baumfrüchte lagen klein und mißreif auf der Erde" — „Narrenburg", 23_5: „ein mißtönig Geklingel" — „Narrenburg", 50_9: „mißstimmige Trümmer eines Wappens" — „Erzählungen", 239: „ein mißgeschlungenes Band"[2]) — („Hochwald", 220_{30}: „den Mißnamen Leidenschaft" — „Erzählungen", 242: „ein Mißverhältnis der Dinge" — „Nachsommer", III. 209: „.. und Verwirrung und Mißleitung in die Geschäfte bringen konnte.")

In dem sprudelnden Überschwall seiner ersten Periode tritt eine sehr beliebte Erscheinung auf, die man als Übergang zur Komposition bezeichnen muß. Es ist die Zusammenkoppelung von adjektivischen Adverbien mit Adjektiven.

„Feldblumen", 73_{25}: „das himmlisch süße Gift" — ebda, 113_{16}: „in ihrer Seele, der mondlich stillen" — „Condor", 19_{30}: „nur lieblich schön erröthend" — („Hochwald", 299_8: „so lieblich und schön") — „Feldblumen", 80_2: „einem großen, unschuldig schönen Blick" — „Condor", 33_{14}: „ein demüthig schlechtes Blümchen will ich hiefort sein" — „Hochwald", 280_2: „wie herausfordernd — schwärmerisch wild kam ein Gesang" — ebda, 293_{30}:

[1]) Dieses Beispiel ist bei Bertram (S. 134) unter Färbung durch die österreichische Mundart angeführt (?).

[2]) Vgl. Grillparzer, Reiseluſt 1826 (gedruckt 1835): „Trüb ein mißgeschlungnes Band" (Werke[5] III, 212).

„mit den selig schönen Augen" — „Haidedorf", 181_4: „ein verständig stiller Mann" — „Feldblumen", 80_8: „recht töchterlich lieb" — „Hochwald", 294_6: „die immer so mütterlich liebreich gegen Euch gewesen ist" — ebda, 283_{23}: „das lichte Antlitz, fast knabenhaft schön und fein" — ebda, 238_{13}: „Clarissa's .. Antlitz lag liebreich ruhevoll dem Himmel offen," — „Feldblumen", 124_3: „es war ein peinlich schwüler Augenblick" — „Narrenburg", 73_{11}: „den Menschen, .. der doch so ruhig und gelassen-thatfähig aus dem Bilde sah," — „Hochwald", 218_{19}: „wie die junge Seele .. noch so arglos zutäppisch durch ihre Fensterlein herausschaut," — „Narrenburg", 33_{27}: „das rührend schöne Auge" — „Siegel", 135_{20}: „den ruhig erhabenen Mann" —

Oft sind auf diese Weise zwei Adjektiva verbunden, die sonst häufig auch als gemeinsames Paar, durch „und" aneinander geknüpft, auftreten:

„Narrenburg", 22_{19}: „ein prachtvoll herrlicher Abend" — ebda, 123: „prachtvoll und herrlich" u. ö.

So schließt er auch die Temperaturempfindung, welche bei ihm gewisse Farben erregen, mit diesen zusammen. Zwei Sinnesqualitäten werden hart aneinander gesellt.

„Hochwald", 247_3: „Am kühlblauen Osthimmel" — „Waldsteig", 300: „Überall standen im kühlblauen Hauche des Abends Berge .." — „Siegel", 182_{25}: „Aber draußen lagen die kaltblauen, schweren Wolken," — „Waldsteig", 301: „kaltblaue oder grüne Anhöhen"[1]).

Jedoch ist hier gewiß nicht an eine Ausdeutung oder etwa gar eine Einfühlung vermittels einer Temperaturempfindung in die Farben zu denken; es ist vielmehr die begleitende, wirkliche, von außen zuströmende Temperaturempfindung, die neben der Farbenempfindung ständig auftritt, mit dieser zusammengereiht. Nur in einem einzigen Fall wird die Farbe durch eine Temperaturempfindung genossen, und zwar von Ditha im „Abdias", 102_9: Ditha liebte nicht die „brennenden" (Tastempfindung!), sondern vorzugsweise „die kühlen und dämmernden Farben", und darunter besonders das „Blau"[2]).

---

[1]) „Brigitta", 208_6: „das feuchte, kalte Blau der Nacht" — „Hagestolz", 310_{18}: die farbenkühlen Schatten" — „Steine", 199_{16}: „die blutrothe, kalte Sonne (im Winter)" — „Mappe", 156_5: „weithin lag (die Saat) dunkelgrün und kühl da," — „Brigitta", 198_2: „dieser kühlen, grünen Frische" — „Erzählungen", 27: daß der mattrothe Sterbeglanz des Grahns „grau und kalt dastand." — In einem Gedicht aus dem Jahre 1831: „Das Abendroth ist blaß und kalt" — „Hochwald", 301_{18}: „kalte, feuchte, blaue Schatten" („feucht" ist noch dazu Tastempfindung.) — „Feldblumen", 141_{21}: „das späte, kühle Nachmittagslicht" — vgl. Jean Paul, „Titan", III. 239: „Der Himmel stand kühl und blau über dem dämmernden Morgen."

[2]) Daß „blau" eine kühle Temperaturempfindung reproduziere, ist wohl von allen Ästhetikern angenommen; ebenso graue „Gemälde mit bläulichen oder silbergrauem Grundton sehen aus, als ob ihnen eine kühle Seele eingehaucht wäre". (Volkelt.

In solchen Verkoppelungen kettet er auch paradoxartig Gefühle von „Lust und Bangigkeit" („Siegel", 167_{25}), die wie verlorener Mondschein aus dem gemischten Gemütsleben der Romantiker mit süßem Schmerze in Stifters innere Welt hineinspielen. Es ist die romantische Gefühlsverwirrung, ein Lächeln unter Tränen, eine Mischung von Trauer und Wohlgefühl. A. W. Schlegel nennt es das „Helldunkel der Gefühle", den „fröhlichen Schmerz der Liebe". Ihm hängen besonders die empfindungsseligen Lianen-Gestalten und jene Menschen Jean Pan's nach, die stetig in süßer Reflexion über ihr eigenes Seelenleben wachen.

„Hochwald", 251_{25}: „die Mädchen stürzten sich in die Arme .. sich die zarten Siegel der Lippen anpressend so heiß, so inbrünstig, so schmerzlich süß, wie zwei unglückselig Liebende," — ebda, 251_{18}: „mit schmerzlich-freudigen Gefühlen" — ebda, 316_{27}: „Mit einem schmerzhaft freundlichen Schimmer ihrer aufrichtigen Augen" — ebda, 275_{18}: „„Ein schmerzlich schönes Licht," sagte Clarissa" (nämlich der Mond; echt romantisch!) — „Schwestern", 178_{17}: „die fast schmerzlich schönen Töne" — „Mappe", 130_{8}: „mit dem traurig süßem Gefühle, mit dem man jede vergehende Zeit ansieht," — „Hagestolz", 349_{1}: „Es ist ein von einer tiefen Wehmuth reiches und doch einen traurig süßen Trost gebendes Gefühl." — „Haidedorf", 181_{3}: „Es war ein traurig schöner Tag gewesen, an dem er fortgegangen war." — ebda, 173_{5}: „ein traurig liebliches Fleckchen Landes, das sie Haide nennen." — „Mappe", 135_{3}: „jene traurig sanfte Dichtung (des Plunders)" — „Hochwald", 211_{22}: „jenes schwermüthig schöne Bild dieser Waldthale" — „Erzählungen", 168: „Aber es gibt auch andere, unbedeutendere, gleichsam schwermüthig schöne Teile, die abgelegen sind, .. wer sie einmal gekannt und geliebt hat, der denkt mit süßer Trauer an sie zurück," — „Feldblumen", 60_{10}: „Von meiner Kindheit an war immer etwas in mir, wie eine schwermüthig schöne Dichtung," — „Hochwald", 266_{26}: „Gregor, .. der ebenfalls von der feierlich stillen Pracht .. (der Wälder) befangen, in immer romantischere und schwermüthigere Weisen versank."[1]) — „Condor", 16_{25}: „sondern in ihrem tiefen, schwermüthigen Feuer (der Augen) stand der Anfang einer Leidenschaft, die düster-selig in dem Herzen anbrannte" — „Feldblumen", 45_{19}: „in dem Fortspinnen desselben düster schönen Gedankens" — „Hochwald", 316_{1}: „mit dem düster schönen Ausdrucke seines Wesens" — ebda, 211_{18}: „jener düsterprächtigen Waldesbogen".

Wie begreiflich, lebt sich diese Gefühlsschwelgerei hauptsächlich nur in Stifters Jugend, etwa bis zur „Narrenburg", aus; später wird sie veredelt und sparsam mit weisem Bedacht gebraucht.

[1]) Diesen „romantischen" Widerstreit der Gefühle läßt er noch öfter in seinen Menschen wogen: „Hochwald", 259_{2}: „Johanna's Herz wogte in Freude und Schmerz" — „Feldblumen", 147_{8}: „Wie von einer freudenvollen, schmerzenvollen Ahnung durchflogen," — „Mappe", 256_{20}: „schaute ich oft wie schön, wie freudig und wie schmerzlich in die helle, rothe Gluth der Abendwolken," — „Narrenburg", 115_{6}: „Es war eine schöne, schmerzensvolle Lohe!" — „Haidedorf", 193_{5}: „wenn dann .. die Neugier der Mutter in sein Auge blickte, halb selig, halb schmerzenreich" — „Narrenburg", 31_{21}: „und seid dann wieder so traurig geworden, daß es ordentlich ein Schmerz und eine Seligkeit war"

Von einem etwas anderen Gesichtspunkte, von dem der Anschaulichkeit möge noch eine Anzahl von Epitheta betrachtet werden. Am meisten Kraft und lebendige Wärme läßt Stifter von der Form des leidenden Partizip ausgehen. Sie sind sehr inhaltsreich und zwingen den Blick zurückzuwenden auf die Vergangenheit. So sind nicht selten die Dinge nicht als ein Seiendes, sondern als ein Gewordenes hingestellt. Bei den meisten dieser Partizipia hätten ihm auch die einfacheren, gewöhnlicheren Adjektivformen zur Verfügung gestanden:

„Narrenburg", 116_{23}: „mit beschwertem Herzen" (vgl. schwerem) — „Brigitta", 224_{27}: „in das zitternde, beseligte Herz" (vgl. selig) — ebda, 225_{5}: „mit einem nicht angenehm verdüsterten Gesichtchen" (düsterem) — „Steine", 69_{1}: „Er hatte ein längliches, sanftes, fast eingeschüchtertes Angesicht" (vgl. schüchtern) — „Mappe", 206_{28}: Ach, unser Doktor, „ist jung und gerüstet" (vgl. „rüstig") — „Haidedorf", 197_{17}: „Herz, das jedem, selbst dem gehärtetsten Vater ein .. Kleinod ist" (vgl. härtesten u. s. w. analog) — „Hochwald", 284_{7}: „Johanna's Herz klopfte ungebändigt" — „Feldblumen", 143_{32}: „voll ungebändigter Hoffnungen" — „Erzählungen", 21: „voll innerer ungebändigter Freude" — „Steine", 334_{28}: die Kinder „entschlummerten dann sanft und beruhigt." — Brigitta", 233_{24}: „diese vereinsamten, unberührten Lippen" — „Erzählungen", 169: „ein vereinsamter Ort" — „Steine", 198_{12}: „durch den öden, traurigen und ausgeleerten Nachthimmel" — „Schwestern", 229_{19}: die Thiere „sind die Spiegelbilder von uns, die abgeblaßten," — „Hochwald", 213_{28}: „die alten, ausgebleichten Stämme" hingegen: ebda, 272_{17}: „der bleichen herabgestürzten Stämme" — ebda, 304_{8}: „einen Falter .. mit ausgebleichten, zerfetzten Flügeln" — „Nachsommer", III. 142: „so daß ich gleichsam gestärkter und befestigter über meine Beziehungen nachdenken .. konnte." — Besonders auffällig ist die getriebene Herausarbeitung des im gewöhnlichen Redegebrauch schon verflachten „bereit": „Steine", 85_{4}: „Sie dürfen nur sagen, wann Sie bereitet sind, die Ruhe zu suchen." — ebda, 182_{20}: „Die Leiche war bereits in einem Sarge und war bereitet, beerdigt werden zu können." — „Nachsommer", III. 156: „Himmel, an dem eine grelle fast strahlenlose Sonne stand, zu ihrem Untergange bereitet." — Vgl. noch: „Hochwald", 298_{20}: „die einsamen, losgebundenen Kinder des Waldes" — „Narrenburg", 79_{16}: „sein Alter ist darbend und verachtet." — „Steine", 378_{17}: „mit entlasteter Brust".

Die Partizipia werden im vollsten Sinne bedeutend, wenn er in ihnen fast eine ganze Geschichte, ein ganzes Erlebnis zusammengedrängt aufspeichert; und das sind bei Stifter so ziemlich die einzigen Epitheta, von denen ein individuelles Leben ausgeht. Man kann im Fluge des Lesens nicht achtlos vorübergehen, sie halten einen auf, daß man ihren tiefen Inhalt ausschöpfe und nachfühle. „Mappe", 356_{30}: „Ich hielt sie fest an mein Herz gepreßt, wie eine verlorene und wiedergefundene Braut." Der ganze Liebesroman des Doktors und seiner Margarita ist in diesen Partizipien in nuce eingeschlossen. Einen ganzen Sophonisbe-Roman des 17. Jahrhunderts voll Kämpfe, Gefahren und Trennungen könnte eine Phantasie da hineinlegen. Ebenso ist es in der Stelle: „Narren-

burg", 74 4: „eine kleine weibliche Figur war auf dem Bilde gemalt, wie ein Kind in sanfter Trauer, und doch wie ein vermähltes glühendes Weib." — es ist Chelion, und die ganze düstere Tragödie dieser fremdländischen Blume liegt in dem „vermählt glühend" verborgen. So wären noch aus dem Zusammenhang herauszuinterpretieren:

„Mappe", 143 1: „dann unzählige Blätter mit längst verklungenen Liedern, und mit längst ausgebrannter Liebe." — „Condor", 17 1: „Die Liebe ist ein schöner Engel, aber oft ein schöner Todesengel für das gläubige, betrogne Herz!" — „Hochwald", 303 22: „O ihr armen betrogenen Dinger," (Schmetterlinge) — „Condor", 35 13: „Armer, getäuschter Mann!' — ebda, 33 22: „Beide sind sie unschuldige, überraschte Herzen," — „Narrenburg", 80 20: „Er beugte sich mehrmal und beugte sich tief und vornehm, wie ein belohnter Diener" — „Feldblumen", „131 1: „die . . kleinen, glänzenden Flöckchen (Wolken) . ., die aus dem dunkeln Knäuel vorhingen — gleichsam gerettete schöne Kindheitsgedanken in einem dumpfen Herzen —" Stifter gibt hierzu selbst die Interpretation an einer Stelle: „Feldblumen", 113 25: „. . und wie viel (von inneren Phantasiegestalten) mag man bei meiner verkehrten Erziehung getödtet haben, was nie mehr eine Wiederauferstehung feiern kann! Man raufte die Blumen aus und machte sehr nützliches Heu daraus." — „Nachsommer", 224: Von kunstverständigen Menschen werden die Kunstwerke „wie herübergerettete Heiligthümer in Tempel gebracht." — „Condor", 36 15: „um dort (in Amerika) neue Himmel für sein wallendes, schaffendes, dürstendes, schuldlos gebliebenes Herz zu suchen."

Schon aus dem zuletzt angeführten Beispiele ist zu ersehen, welch wichtige auffallende Rolle er auch dem aktiven Partizip der Gegenwart erteilt. Gerade dieses Partizip ist das sinnfälligste Zeichen seines Jugendstils. Sein Temperament ist lebhafter und hat einen schärferen Blick, so daß es die Dinge gerade in einem Momente packt und auffängt und sie so in lebendigster Tätigkeit, im frischen Jetzt hinstellt. So schleppen die Dinge, die er in seiner ersten Periode schildert, meist ein flatterndes Partizip nach sich; Beispiele ließen sich auf jeder Seite des „Condors" und der „Feldblumen" sammeln:

Z. B. „Feldblumen", 87 10: „daß eine Empfindung in mir emporschwoll, ungeheuer, riesig, wohl- und wehmüthig, verwaist und einsam in dem Herzen liegend —".

Sehr häufig schleifen mit einem oder auch zwei solchen Partizipien die Sätze ab und haben so einen ziemlich starken und gesättigten Ausklang:

„Condor", 19 22: „. . Wolken . ., die . . hier oben . . weißschimmernde Eisländer waren, in den furchtbar blauen Bächen der Luft schwimmend und mit Schlünden und Spalten dem Schiffe entgegen starrend." — Feldblumen", 147 12: „. . wir lagen uns in den Armen — ich fast in ein krampfhaftes Schluchzen ausbrechend — er mich fest und lange an seine Männerbrust drückend" u. a. m.

So ist denn nur natürlich, daß in den Epitheten der ersten Erzählungen die Partizipia des Präsens den stärksten Einschlag bilden, so daß fast um jedes Objekt ein Partizip wimmelt.

„Condor", 17_{22}: „eines schönen, blassen Frauenantlitzes mit großen, geistvollen, zagenden Augen" (vgl. zaghaft.) — ebda, 26_3: „sein Auge war gedrückt und trotzend" (vgl. trotzig.) — ebda, 28_9: „sein schüchtern wachsendes, schwellendes Herz" — ebda, 36_{14}: „ein unbekannter, starker, verachtender Mensch." — „Feldblumen", 57_3: „die langen träumenden, erinnernden wortkargen Tage des entschlummernden Greises" — ebda, 62_{32}: „ihr Herz, ein lebender, klopfender, fühlender Punkt unter den andern tausenden," — ebda, 69_6: „Meine Seele . ., eben jenes spaßige, phantasierende Ding," — ebda, 117_1: „der blühende, drängende, treibende Jugendkörper" — ebda, 134_{28}: „ganz blinde, sprudelnde Leidenschaft" u. s. w. u. s. w. . .

Stifter hatte für den rhythmischen Gang seiner Sprache ein überaus feines wachsames Ohr. Es läßt sich nicht leugnen, daß er besonders bei dem ernsten, angelegentlichen Durchfeilen seiner Erzählungen eine beabsichtigte Mühe darauf verwendete. Besonders den Schluß des Satzes arbeitete er, wie sich feststellen läßt, meist zu einem würdigen entsprechenden Klange heraus. Tiefer darauf einzugehen erlaubt der Raum nicht.

Z. B. „Hochwald", 293_{27}: „Es war eine stumme Pause, man hörte ihr Schluchzen und das sanfte Wehen des Waldes." Aber auch sonst läßt er seine Rede oft von einem sanften erhabenen Rhythmus durchziehen: z. B. „Hochwald", 288_3: „„O übt ihn nicht," sagte sie mit innig flehender Stimme, „o übt ihn nicht den alten Zauber, dessen Gewalt ihr kennt und einst erprobtet gegen ein thörichtes Mädchen — o übt ihn nicht, es ist nicht redlich." oder direkt daktylisch: „Narrenburg", 51_{10}: „schreitet herein, Erlaucht, in die Stadt des alten Geschlechtes."[1])

Es ist klar, daß da seinem Streben nach rhythmischem Klang die vollsilbigen Adjektiva sehr ungelegen kamen; sie hemmten mit all ihren Gliedern den Strom seiner Rede, die Wellen hätten müssen über zu viele Hügel hinweg und hätten sich an der Oberfläche zu sehr gekräuselt. So schnitt er die Flexion ab und tat dies in so vollem Maße, wie es einzig nur mit der gehobenen Sprache des „Hyperion" Hölderlins zu vergleichen ist. Es ist unmöglich auch

[1]) Vgl. etwa Goethes „Hermann und Dorothea": „Tretet herein in den hinteren Raum, das kühlere Sälchen." Goethes Werke, 50. Band. Weimar 1900. S. 195. Sonst weist „Hermann und Dorothea" in den Epitheten keine Vossischen Bildungen auf, außer etwa Formen wie: „der wohlgebildete Sohn" S. 198, „die wohlerneuerte Kirche" — „Rühmt nicht jeder das Pflaster? die wasserreichen, verdeckten, Wohlvertheilten Canäle," S. 209 — „die wohlgezimmerten Scheunen" S. 213. Goethe sucht den epischen Ton der Epitheta dadurch zu erreichen, daß er sie den Objekten nachstellt, was ungemein häufig ist. Z. B. „Und die Gattin, die einst er, die gleichgesinnte, sich wählet" S. 224 — „Gehen die Jahre dahin, die schönsten, in traurigem Leben" S. 225.

nur die Zitate alle anzuführen; sie mögen an einem anderen Ort ihren Platz finden. Vergleiche nur:

„Hochwald“, 281_6: „Clarissa, weil mein eigen tobend Herz mich hinausriß,“ hingegen etwa: „Clarissa, weil mein eigenes tobendes Herz mich hinausriß,“ ebda, 292_{19}: „Liebst Du mich noch — Du, mein schüchtern, mein glühend Kind!“ hingegen: „Liebst Du mich noch — Du, mein schüchternes, mein glühendes Kind!“

Allein nur bis zur „Narrenburg“ inklusive schwillt diese flexionslose Form des Adjektivums (oder adjektivischen Partizips) zu einer überaus bedeutenden Fülle an; dann wird ihr Gebrauch immer seltener und sie versiegen endlich im „Hagestolz“ ganz. Vielleicht klang es ihm in seinem späteren korrekten Gefühl etwas zu affektiert.

Gottfried Kellers „Grüner Heinrich“ in seinen Beziehungen zu Goethes „Dichtung und Wahrheit“[1]).

Von Agnes Waldhausen in Bonn.

Man könnte zur Bestimmung von Gottfried Kellers Verhältnis zu Goethe Kellers eigenes Wort anführen: „Der . . . Tote schritt fast durch alle Beschäftigungen und Anregungen, und überall zog er angeknüpfte Fäden an sich, deren Enden in seiner unsichtbaren Hand verschwanden“ (B 3, 11)[2]).

Was die Bekanntschaft mit Goethes Werken für Kellers Entwicklung bedeutete, sagt er uns in seinem autobiographischen Roman „Der grüne Heinrich“ selber. In der Jugendgeschichte erzählt der grüne Heinrich, wie er innerhalb vierzig Tagen „die goldenen Früchte des achtzigjährigen Lebens“, die ihm ein Trödler zur Ansicht und zum Verkauf angeboten, verschlungen habe. Eben war als ein letzter heller Stern „Dichtung und Wahrheit“ strahlend vor ihm aufgegangen, da trat der Trödler herein und entführte die Bücher, für die sich ein anderer bar zahlender Käufer gemeldet hatte, dem er kurz entschlossen den Vorzug gab vor der zögernden Frau Lee und ihrem Sohne (B 3, 12). Aber was dem grünen Heinrich in den vierzig Tagen,

[1]) Die Anregung zu dieser Arbeit verdanke ich den Übungen der Germanistischen Gesellschaft unter der Leitung von Herrn Dr. Franz Schultz über G. Keller, Storm, Fontane im Wintersemester 1907/08.

[2]) Nach dem Gebrauche von Fr. Leppmann (G. Kellers „Grüner Heinrich“ von 1854/5 und 1879/80, Berliner Dissertation 1902) nenne ich den „Grünen Heinrich“ von 1854/5 A, den von 1879/80 B.

während denen es draußen, ohne daß er es bemerkte, noch einmal Winter und wieder Frühling wurde, an innerer Bereicherung zuteil geworden war, das schnürte der Trödler nicht mit in den Pack, mit dem er sich empfahl. „Es war die hingebende Liebe an alles Gewordene und Bestehende, welche das Recht und die Bedeutung jeglichen Dinges ehrt und den Zusammenhang und die Tiefe der Welt empfindet" (B 3, 12). Aus jenen vierzig Tagen und ihrem Gesamteindrucke leitet der grüne Heinrich das Vermögen ab, von nun an nicht nur die Form, sondern auch den Inhalt, das Wesen und die Geschichte der Dinge zu sehen und zu lieben; ihnen verdankt er die Erkenntnis, daß der Mann, der die Welt verstehen und als ein wirkender Teil von ihr sie widerspiegeln will, innerlich ruhig und still sein muß wie die Welt (B 3, 13); sie brachten eine Umwandlung hervor in seiner Anschauung vom Poetischen, so daß von nun an der Begriff der Kunst ihm gegeben ist in der Darstellung des Notwendigen und Einfachen mit Kraft und Fülle und in seinem ganzen Wesen (B 3, 14). Eng an die Natur will der grüne Heinrich, dem es bisher nicht viel ausgemacht hatte, die Natur nach seinem Gutdünken zu korrigieren, sich nun halten und so recht mit Liebe und Aufmerksamkeit die Dinge behandeln (B 3, 15).

Früher als Goethes, hatte Schillers Name einen bedeutenden Klang für Keller erhalten, da er in seines Vaters hinterlassener Bibliothek Schillers Werke fand. Von seiner Bewunderung Schillers legen schon kindliche dramatische Versuche, wie: „Fridolin oder der Gang nach dem Eisenhammer" Zeugnis ab (Baechtold 1, 73)[1]). Auch Lessings „Emilia Galotti" regte ihn früh zur Nachahmung an. Auf den Namen Goethes stoßen wir erst viele Jahre später, und die Tagebuchnotizen, in denen er uns entgegentritt, zeigen, daß Kellers Verhältnis zu Goethe, wenigstens zu dem Menschen Goethe, nicht immer durchaus eindeutig war. Am 9. Juli 1843, also nach der Rückkehr aus München, wo Keller in seiner Künstlerlaufbahn gescheitert war, notiert er im Anschluß an eine Betrachtung über E. T. A. Hoffmann, dessen Biographie von Hitzig er gelesen: „Ein Leben wie Goethes, das ohne materielle Sorge und Kummer, in heiterer Ruhe, behaglichem Wohlstand und klarem Selbstbewußtsein fortfließt, höchstens von selbstgeschaffenen Geistesstürmen aufgeregt, vermag uns mehr niederzubeugen als aufzurichten" (Baechtold 1, 195). Und am 15. August 1843 schreibt er nach der Lektüre von Börnes Briefen aus Paris: „Börne ist ein ordentlicher Goethefeind. Von der Seite, wie er ihn angreift, muß man ihm freilich vieles zugeben. — — — Ich weiß

[1]) Jakob Baechtold: Gottfried Kellers Leben. Seine Briefe und Tagebücher. Zweite Auflage. Berlin 1894.

nicht, hasse ich Goethen und mißgönne ihm seine Werke oder liebe ich ihn um seiner Werke willen und verzeihe ihn seine Fehler?“ (Baechtold 1, 217 f.) In welcher Weise das Dilemma, in das Börnes Verständnislosigkeit gegenüber dem wahren Wesen Goethes Keller zu stürzen drohte, sich für ihn löste, zeigt am besten das vorher herangezogene 1. Kapitel des 3. Bandes vom „Grünen Heinrich“, des Bandes, der im November 1853 im Drucke abgeschlossen wurde. Nicht schöner und feiner konnte Keller seinem Dankgefühle gegen Goethe Worte verleihen und nicht einfacher und offener uns erklären, warum wir beim Lesen des „Grünen Heinrich“, wie der anderen Werke Kellers so deutlich Goetheschen Geist spüren.

Im Gegensatz zu dem noch unentschiedenen Schwanken zwischen der Abweisung Goethes und der Hingabe an ihn verrät eine Tagebucheintragung aus derselben Zeit, vom 7. August 1843, Kellers ausgesprochene, wenn auch nicht kritiklose Verehrung für Jean Paul (Baechtold 1, 209). Und Jean Pauls Einfluß auf den Dichter Keller läßt sich weit verfolgen. Albert Köster[1]) weist darauf hin, daß in der ersten Ausgabe des „Grünen Heinrich“ Keller wohl der Aufbau von Jean Pauls „Titan“ vorgeschwebt habe. Wie Jean Paul führe Keller seinen Helden an einem entscheidenden Wendepunkt seines Lebens ein, hole dann episodisch die Jugendgeschichte zur Erklärung nach und bringe darauf erst die Fortsetzung. In der umgearbeiteten Fassung von 1879/80 hat Keller nicht nur diesen Aufbau umgestoßen und die Jugendgeschichte an den Beginn des Romanes gerückt, er hat auch die glühende Lobeshymne auf Jean Paul, welche in A die Seiten 2, 174—176 füllte und in der es hieß: „Dazumal schloß ich einen neuen Bund mit Gott und seinem Jean Paul, welcher Vaterstelle an mir vertrat, und mag diesen die wandelbare Welt in ihrer Vergänglichkeit zum alten Eisen werfen, mag ich selbst dereinst noch meinen und glauben, was es immer sei: ich werde ihn nie verleugnen, so lange mein Herz nicht vertrocknet“ (A 2, 176) bis auf wenige Sätze gestrichen (B 2, 283), während die Schilderung von Goethes belebendem und befruchtendem Einwirken auf den grünen Heinrich unverändert von der ersten in die zweite Fassung übergegangen ist. Das ist nicht bedeutungslos, sondern steht in geradem Verhältnis zu dem Schwinden des Jean Paulschen und dem Überwiegen des Goetheschen Einflusses auf die spätere Entwicklung Kellers. Um wieviel objektiver Keller, als er die Umarbeitung des „Grünen Heinrich“ herausgab, über Jean Paul und den Wert seines Einflusses dachte, glaube ich aus dem Zusatze lesen zu dürfen, den B 2, 283 gegen A erhalten hat:

[1]) Albert Köster: Gottfried Keller. Sieben Vorlesungen. Zweite Auflage. Leipzig 1907, S. 63.

„Wenn ich dann erwachte (nachdem der grüne Heinrich, die Wange auf dem geliebten Buche des Jean Paul, den Schlaf des Gerechten geschlafen) und endlich doch an die Arbeit ging, war ich von einem Geiste träumerischer Willkür und Schrankenlosigkeit besessen, der noch bedenklicher war, als die früheren Auflehnungen.“

An Stelle des Geistes der Willkür und Schrankenlosigkeit, den Jean Paul in dem Knaben erregt hatte, trat durch Goethe die Empfindung für den Zusammenhang und die Tiefe der Welt, für das Recht und die Bedeutung jeglichen Dinges; an Stelle des Traumlebens das Verlangen nach Betätigung aller Kräfte. Wie nachhaltig Goethes Einfluß war, bekennt der grüne Heinrich mit den Worten: „Obgleich ich nicht stracks mit einem solchen fix und fertigen Bewußtsein herumlief, so entsprang das nach und nach Erwachende doch durchaus aus jenen vierzig Tagen (der Lektüre Goethes), sowie deren Gesamteindrucke noch folgende Erlebnisse ursprünglich zuzuschreiben sind“ (B 3, 13).

Als einen „ganz neuen hellen Stern“ läßt Keller den grünen Heinrich zuletzt unter Goethes Werken „Dichtung und Wahrheit“ entdecken, kurz bevor der Trödler ihm die Bücher entzieht. Mir scheint eine Absicht darin zu liegen, daß die Autobiographie Goethes zum Schlusse der Lektüre Heinrichs gemacht wird. Der Dichter tat es nicht nur, weil durch sie die schönen Stellungen der anderen Sternbilder zueinander, die der grüne Heinrich beim zweiten Durchlesen der Werke entdeckte, erst recht beleuchtet und bestätigt werden, sondern auch, weil gerade „Dichtung und Wahrheit“ für den grünen Heinrich, oder sagen wir: für dessen Urbild, Keller, von besonderer Bedeutung war und das Licht, das ihm dieser Stern entgegenstrahlte, vorerst nicht durch einen neuen Eindruck abgeschwächt und verdunkelt werden konnte. Es ist nötig, die Entwicklung des Menschen und Dichters Keller zu verfolgen, um herauszufühlen und nachzuweisen, welchen Wert „Dichtung und Wahrheit“ für ihn erhalten mußte.

Gottfried Keller war von Jugend auf eine herbe, verschlossene, nach innen gekehrte Natur. Als er älter geworden, kam ihm selbst die Erkenntnis seiner Eigenart. In dem Brief an die Mutter vom 1. Mai 1840 klagte er, daß er eine rauhe Außenseite habe und halt keine schönen Worte machen könne. „Die Scham vor sich selber“, die ihn einst verhinderte, das Tischgebet auf Geheiß der Mutter laut zu beten (B 1, 46), ließ ihn auch sonst sein Gefühl in sich verschließen. Und doch darf man daraus nicht folgern, daß er das Bedürfnis sich mitzuteilen nicht empfunden habe. Ein in B getilgter Satz von A beweist das Gegenteil. „Es gibt keinen Menschen, welcher nicht das Bedürfnis der Mitteilung empfände; nur muß man sich so weit entäußern können, zuweilen in seine Weise einzugehen und ihm die Fesseln

zu lösen“, sagt der grüne Heinrich. Es ist kein Zweifel, daß Keller ganz besonders den Druck solcher Fesseln spürte, als Knabe, wie als Mann und daß es nur sehr wenigen gelang, vollkommen „in seine Weise einzugehen“. Überaus charakteristisch für ihn ist, daß sein schönster Brief, der einzige uns erhaltene an Johanna Kapp, vom 7. und 11. Dezember 1849, der in einer wahrhaft ergreifenden Weise die Herzensfülle und Gefühlstiefe Kellers enthüllt, niemals abgesandt, sondern im Schreibtisch gehütet wurde.

Wie es die Art verschlossener und sich selbst doch stark empfindender Naturen ist, hat Keller wiederholt versucht, durch die Führung eines Tagebuches seinem Mitteilungsbedürfnis einen Ausfluß zu verschaffen. In seinem 19. Jahr, im Heumonat 1838, hatte sich ihm eine besondere Anschauung über Wert und Nutzen eines Tagebuches gebildet: „Ein Mann ohne Tagebuch (er habe es nun in den Kopf oder auf Papier geschrieben) ist, was ein Weib ohne Spiegel. — — Er hört auf ein Mann zu sein, wenn er sich selbst nicht mehr beobachtet und Erholung und Nahrung immer außer sich sucht. . . . Die Selbständigkeit kann nur bewahrt werden durch stetes Nachdenken über sich selbst und geschieht am besten durch ein Tagebuch. Auch gewährt die Unterhaltung desselben die genußvollsten Stunden.“ (Baechtold 1, 190 f.) Trotzdem beginnt er erst fünf Jahre später, am 8. Juli 1842, wirklich ein zusammenhängendes Tagebuch, das schon nach wenigen Wochen Unterbrechungen erleidet, am 16. August schließt, erst am 5. August 1847 wieder aufgenommen und bis zum 2. Mai 1848 fortgeführt wird.

Nicht Unstetigkeit oder Unklarheit über sich selbst, auch nicht fehlendes „Nachdenken über sich selbst“ tragen meiner Meinung nach die Schuld daran, daß die Quelle des Genusses, die Keller sich durch ein Tagebuch verschaffen wollte, sobald im Sande verrinnt und die Hoffnung sich nicht erfüllt, die er selbst am 8. Juli 1842 seinem neueröffneten Tagebuch anvertraut hatte, daß sein Tagebuch ihm ein Asyl für jene grauen hoffnungslosen Tage, die ihm oft in stumpfem Nichtstun vorübergingen, werden solle (Baechtold 1, 191). Die Ursache davon scheint mir vielmehr in dem Triebe zu liegen, eigenes Erleben dichterisch auszugestalten, ein Trieb, den Keller sich schon in früher Kinderzeit beim grünen Heinrich äußern läßt, da der Knabe erst rechte Freude und volles Behagen an dem Weiterspinnen des Lügengewebes findet, in das er sich mit seinem Freunde, dem Sohne der törichten Leserfamilie, verstrickt hat, als er den Hauptgegenstand seiner Erfindungen, eine glänzende Dame, mit wirklicher Neigung und Verehrung bekleidet (B 1, Kapitel 12). Diesem Triebe kann aber erst dann in künstlerischer Form genügt werden, wenn das Erlebte selbst nicht mehr der Gegenwart, sondern als abgeschlossen der Vergangen-

heit angehört und nur durch die Erinnerung für die Gegenwart lebendig gemacht wird. Daher besitzt es für einen derart angelegten Geist wenig Reiz, das eben Erlebte frisch und unverkürzt in ein Tagebuch einzutragen. Sein Bemühen ist unbewußt darauf gerichtet, das Bedeutungsvolle und Bleibende aus der Fülle der Ereignisse herauszuheben und nur das als das Erlebte im eigentlichsten Sinn anzusehen und festzuhalten und, wenn es sich zu einem Ganzen abgeschlossen hat, als Dichtung wiederzugeben. Dieser Prozeß erfordert immer einen längeren oder kürzeren Zeitraum, und der Dichter kann ihn erst zum Abschluß bringen, wenn der Mensch einen gewissen Abstand von dem Erlebnis gewonnen hat.

Aus der besonderen dichterischen Individualität Kellers erklärt es sich mir daher, daß er am 8. Juli 1842 in sein neueröffnetes Tagebuch schreiben muß: „— — ich habe die so lehrreiche Zeit meines ersten Ausfluges in die Welt, die drei Jahre, welche ich in München zubrachte, samt allen Eindrücken, die ich dort empfangen, — — — so vieles, was mein Gemüt lebhaft ergriffen — — — an mir vorbeiziehen lassen, ohne eine Silbe darüber niederzuschreiben“ (Baechtold 1, 190).

Alles, was wir über den jungen Keller in Erfahrung bringen können, zeigt ihn uns als einen stark mit sich und seiner eigenen Entwicklung beschäftigten Grübler. Je älter er wird, desto ausschließlicher ist er davon in Anspruch genommen, das, was von außen an ihn herantritt, innerlich zu verarbeiten, so ausschließlich, daß er für oberflächlich Urteilende einem Faulenzerleben in tatenlosem Hindämmern verfallen scheint. Und wirklich wird es zu einer Existenzfrage für ihn, ob es ihm gelingen wird, mit diesem Suchen nach sich selbst und, im Zusammenhang damit, nach einer geschlossenen Weltanschauung zu einem Ziele zu kommen, volle Klarheit über sich, innere Ruhe und Einheit zu erlangen. Er mußte, wenn man so sagen darf, sich selbst aus dem Wege räumen, ehe ihm Hände und Weg frei waren zu Handeln und unbehindertem Weiterschreiten. Diese Aufräumearbeit leistete Keller für sich im „Grünen Heinrich“, sie nahm die Form des Kunstwerks an, weil der, welcher sie leistete, ein gestaltender Künstler war, und dadurch wurde die Tat der Selbstbefreiung zugleich Kellers erste Leistung für die Menschheit.

Etwas wie ein allererstes flüchtiges Auftauchen des Planes der Gestaltung des „Grünen Heinrich“ können wir schon aus dem eben erwähnten Tagebuchblatt vom 8. Juli 1842 herauslesen, denn Keller fährt darin fort: „Ich habe zwar mir das Bild in seinen Umrissen und mit seinen Lokalfarben ziemlich treu bewahrt, und wenn ich einst aus mir selbst heraustreten, und als ein zweites Ich mein ursprüngliches eigenes Ich in seinem Herzkämmerlein aufstören und beobachten,

wenn ich meine Jugendgeschichte schreiben wollte, so würde mir dies, ungeachtet ich bis jetzt nie ein Tagebuch führte und nur früher, vor bereits sechs Jahren, dann und wann, aber sehr selten einzelne abgerissene Vorgänge der Außenwelt und Innenwelt aufzeichnete, dennoch ziemlich gelingen“ (Baechtold 1, 191).

Aus dem Aufsatze „Autobiographisches“ (Nachgelassene Schriften) geht hervor, daß Keller, kurz nachdem er dieses Tagebuchblatt gefüllt, tatsächlich den Entschluß faßte, seine Jugendgeschichte zu schreiben. Er sagt darin von der Zeit nach seiner Rückkehr aus München: „Allerlei erlebte Not und Sorge, welche ich der Mutter bereitete, ohne daß ein gutes Ziel in Aussicht stand, beschäftigten meine Gedanken und mein Gewissen, bis sich die Grübelei in den Vorsatz verwandelte, einen traurigen kleinen Roman zu schreiben über den tragischen Abbruch einer jungen Künstlerlaufbahn, an welcher Mutter und Sohn zugrunde gingen. Dies war meines Wissens der erste schriftstellerische Vorsatz, den ich mit Bewußtsein faßte, und ich war ungefähr 23 Jahre alt. Es schwebte mir das Bild eines elegisch-lyrischen Buches vor mit heiteren Episoden und einem zypressendunklen Schlusse, wo alles begraben wurde.“

Man erkennt daraus, wie schnell das Reflexions- und Mitteilungsbedürfnis, dem der Plan zur Führung eines Tagebuches entsprang, von dem Drängen auf künstlerische Gestaltung des Erlebten in geschlossener Form abgelöst wurde, wie der erste Plan bei Keller eigentlich nur der Vorläufer war, der den zweiten unmittelbar nach sich zog.

Allerdings stammen die ältesten erhaltenen Bruchstücke und Materialien zum „Grünen Heinrich“ erst aus dem Jahre 1846, aber wer mit Kellers Arbeitsweise vertraut ist, weiß, daß, trotzdem Belege für die äußere Bearbeitung fehlen, die innere Ausbildung des einmal aufgegriffenen Planes doch nicht aussetzte, so daß einzelne Szenen bis auf das Wort geschlossen vor ihm stehen konnten, lange ehe er sie zu Papier brachte.

Interessant ist es, einen Abschnitt aus Kellers ältestem erhaltenen Aufsatze, betitelt: „Sommerferien 1832“, in Beziehung zu setzen zu den Kapiteln über die Ankunft des grünen Heinrich in dem Heimatdorfe der Mutter. Die von den im Freien beschäftigten Bewohnern verschlossene Haustür, Heinrichs Eindringen in die Wohnstube, das gemächliche Betrachten des Hauses und seiner ländlichen Umgebung, Heinrichs Aufsuchen der Verwandten im Dorfe, besonders der Großmutter väterlicherseits, das alles sind Motive, die wir hier wie dort finden. Aus dem Zuge der Übereinstimmung, der durch den Aufsatz des 13jährigen Knaben und die Jugendgeschichte des grünen Heinrich geht, läßt sich der Schluß ziehen, daß Keller die Bilder und

Erlebnisse seiner Jugendzeit unverrückbar und klar bis in Einzelheiten vor der Seele standen, ehe er sie im „Grünen Heinrich" festlegte. Das ist allein auf Grund eines häufig wiederholten und liebevoll sich versenkenden Erinnerns zu erklären. Und diese Gewohnheit muß, wie ich glaube, dem Verfasser des „Grünen Heinrich", dem Verfasser des „Landvogts von Greifensee" in ganz besonderem Maße eigen gewesen sein, und zwar so, daß solch ein Sichversenken und Leben in Erinnerung an Vergangenes schon dem Knaben und dem Jüngling eigen war, lange bevor der Plan einer dichterischen Bearbeitung des Geschauten und Erlebten bewußt gefaßt und verfolgt wurde.

Obgleich uns kein Tagebuchblatt von dem Eindruck erzählt, den „Dichtung und Wahrheit" Keller machte, erkennen wir, daß, wie dem grünen Heinrich, so auch dem Dichter, in dessen Seele der Keim zu einem großen durchaus subjektiven Erstlingswerke in Form eines autobiographischen Romanes lag, die Goethesche Autobiographie wirklich als ein heller Stern aufgehen und Licht spenden mußte, denn in „Dichtung und Wahrheit" lag ihm in hoher Vollendung vor, was er selbst erst leisten wollte: die Erziehungs- und Entwicklungsgeschichte eines Menschen und Künstlers. Daß Goethe nach Erziehung, Anlage und Neigung bis in seine Leipziger Zeit, ja selbst noch über diese hinaus der bildenden Kunst nicht weniger nahe stand als der Dichtkunst, daß er in Erkenntnis seines Dichterberufes nicht ohne innere Kämpfe auf die Laufbahn des Malers endlich verzichtete, mußte ihn dem jungen Maler Keller, der auf dem Punkte der Umwandlung zum Schriftsteller stand, schon durch dieses äußerliche Zusammentreffen nahebringen. Nähere innerliche Beziehungen ergeben sich aus dem erregenden Moment für die Konzeption des „Grünen Heinrich". Keller selbst hat uns die Veranlassung zur Gestaltung des „Grünen Heinrich" kundgetan: allerlei erlebte Not und Sorge, der Kummer, den er seiner Mutter bereitet hatte, beschäftigen sein Gewissen und wurden verdichtet zu dem Vorsatz, in einem Roman den tragischen Abbruch einer jungen Künstlerlaufbahn zu entwickeln, an der Mutter und Sohn zugrunde gingen. Als ein Bekenntnisbuch schwebte dem werdenden Dichter also sein Erstlingswerk vor; ein Bekenntnisbuch im höchsten Sinne trat ihm aber in „Dichtung und Wahrheit" entgegen, ein Bekenntnisbuch, das ein helles Licht warf auf eine lange Reihe vorausgegangener Bekenntnisse und diese „Bruchstücke einer großen Konfession" in Beziehung zueinander setzte und vollständig machen sollte (W 27, 110).

Daß „Dichtung und Wahrheit" der Abschluß einer langen, sich immer reicher und feiner gliedernden künstlerischen Entwicklung bildet, der „Grüne Heinrich" dagegen am Anfang einer Dichterlaufbahn steht, ist auf Ausführung und Vollendung des Romanes wohl von

großem Einfluß gewesen, konnte aber der Bedeutung, welche die Bekanntschaft mit „Dichtung und Wahrheit“ für Keller hatte, keinen Abbruch tun.

An Kellers Konzeptions- und ebensosehr, wenn nicht noch mehr an seiner Arbeitsweise lag es, daß die Ausführung seines Romanes ihm auf die Dauer zu einer sauern Mühe wurde, ja geradezu seine Tage verbitterte. Es fehlte dem jungen Dichter noch die scharfe Intuition, die befähigt, ein einzelnes Erlebnis aus der Fülle der Ereignisse herausgehoben, in sich begrenzt und abgeschlossen gemäß seiner in ihm, dem Erlebnis, ruhenden gesetzmäßigen Entwicklung und Vollendung, als ein Ganzes zu schauen und als ein Ganzes zu formen, wodurch der subjektive Dichter zu einem objektiven Bildner wird. Keller hielt in einer übersubjektiven Weise an seinem Vorwurf, wie er sich ihm in der ersten Konzeption ergeben hatte, nicht fest, sondern ließ seinen Stoff an der Entwicklung und Wandlung, die der Autor selbst noch durchmachen mußte, teilnehmen, und dadurch ging dem Werke notwendig die Geschlossenheit verloren. Zu einer Zeit, da der Dichter sich mitten in einer neuen Periode fühlte, deren entgültigen Abschluß erst die Zukunft bringen konnte (Brief an Dößekel vom 8. Februar 1849), modelte er seinen Romanstoff der eigenen Entwicklung gemäß um, wie er seinem Freunde Dößekel selbst berichtete: „— — ich arbeite an meinem unglückseligen Romane, welchen ich, da ich einen andern Standpunkt und Abschluß meines bisherigen Lebens gewonnen habe, erst wieder zu zwei Dritteln umschmelzen muß.“

Die Objektivierung seiner selbst, die Keller im Briefe vom 4. März 1851 an Hettner als die Aufgabe bezeichnet, die er sich gestellt habe, ist ihm in der ersten Fassung nur gelungen, soweit die Jugendgeschichte, die hier allein die Ich-Erzählung ausmacht, reicht, sie fehlt dagegen der die Ich-Erzählung umschließenden Er-Erzählung. Verursacht wurde die Spaltung wohl weniger durch die Teilung des Romanes in eine Selbstbiographie des Helden und in den eigentlichen Roman, in dem sein Schicksal weiterverfolgt wird, als dadurch, daß die Entwicklung des Helden der Er-Erzählung, die mit der Entwicklung Kellers zusammenfällt, dem Dichter noch zu nahe stand, als daß er sie objektiv hätte überblicken und vorstellen können. Daher trägt die Er-Erzählung mehr den Ton und die Stimmung, den Charakter eines Tagebuches, als den eines wohlgegliederten Romanes und Kunstwerkes. Der Kellerfreund, dem es darum zu tun ist, einen intimen Einblick in das Kämpfen und Werden des jungen Dichters zu erhalten, findet hier eine ungeahnte reiche Fülle allerpersönlichster Bekenntnisse, es wird ihm ein Genuß zuteil, der allerdings demjenigen, welcher nur mit dem Maßstabe des Ästhetikers an das Buch herantritt, unverständlich bleiben wird. Ohne Zweifel aber wäre es

für die Geschlossenheit des Werkes günstiger gewesen, wenn Keller nur seine Münchener Zeit, sein Scheitern als Künstler, darin zur Darstellung gebracht hätte, anstatt auch seine Heidelberger und selbst seine Berliner Erlebnisse zum Teil hineinzuziehen.

Für den „Grünen Heinrich" ist es also verhängnisvoll geworden, daß es ein erst Werdender war, der die Aufgabe übernahm, die schwierigen Probleme und Fragen, die ihm zugrunde liegen, künstlerisch zu lösen; daß seinem Dichter der große Überblick über das Darzustellende infolge seiner ungünstigen Position nicht möglich war. Das Goethesche Wort, niemand solle vor dem sechzigsten Jahre seine Biographie schreiben, bestände demnach hier zu Recht.

Allerdings handelt es sich beim „Grünen Heinrich" nicht um eine Autobiographie im eigentlichensten Sinne, sondern nur um einen autobiographischen Roman, also um ein Kunstprodukt, wozu eigene Erlebnisse das erregende Moment abgaben, an dessen Inhalt man aber nur den Anspruch auf künstlerische, nicht auf historische Wahrheit und Treue machen darf. Doch muß auch im autobiographischen Romane, wenn nicht dem ganzen Umfange, so doch der Anlage nach die Hauptaufgabe, die Goethe im Vorwort zu „Dichtung und Wahrheit" der Biographie stellt, erfüllt werden, nämlich die Aufgabe, „den Menschen in seinen Zeitverhältnissen darzustellen und zu zeigen, inwiefern ihm das Ganze widerstrebt, inwiefern es ihn begünstigt, wie er sich eine Welt- und Menschenansicht daraus bildet und wie er sie, wenn er Künstler, Dichter, Schriftsteller ist, wieder nach außen abspiegelt" (W 27, 7)[1]. So lag Keller das unübertreffliche Muster einer Objektivierung der eigenen Person, wie er sie im Sinne hatte, in Goethes Autobiographie vor.

Der literarischen Gattung entsprechend, die der „Grüne Heinrich" darstellt, enthält er einen weitaus beträchtlicheren novellistischen Einschlag als „Dichtung und Wahrheit". Die Darstellung vollzieht sich einfacher, gradliniger; die Verschlingungen und Verkettungen der Begebenheiten und Motive, der äußeren Einwirkungen und der inneren Regungen sind weniger kunstreich, dafür aber auch weniger künstlich, als oft in „Dichtung und Wahrheit". Goethe hält immer die ganze Welt im Auge, in der er sich bewegte, und die seine Entwicklung beeinflußte, die Gestalten von hundert bedeutenden Menschen, welche näher oder entfernter auf ihn eingewirkt, ebenso wie die Bewegungen des allgemeinen politischen Weltlaufs (W 26, 7). Der grüne Heinrich wird oft isoliert oder nur mit den nächsten ihn beeinflussenden Kreisen dargestellt. Daß der Roman, ganz abgesehen von den in sich abgeschlossenen Einschiebseln, wie „dem Meretlein", in novellenartige Ab-

[1]) Ich zitiere nach der Weimarer Ausgabe.

schnitte zerfällt, was die Kapitel über „Frau Margaret und ihre Leute“ oder „der erste Widersacher und sein Untergang“ veranschaulichen können, ist nicht durch Stoff oder Gattung des Werkes bedingt, sondern stellt sich als Eigenheit des Verfassers dar. Diese besondere Behandlungsart ermöglichte es ihm, die 17 Kapitel der Jugendgeschichte in A mit ihren nur zählenden Überschriften bei der Umarbeitung des Romanes in 47 Kapitel mit den Inhalt andeutenden Überschriften zu verwandeln, ohne bedeutende Umschaltungen vorzunehmen, denn die Veränderungen, welche die Jugendgeschichte in B erfuhr, stellen sich der Hauptsache nach nur als Kürzungen und Streichungen dar.

Es ist auffallend, wie zahlreich die Analogien sind, die sich ergeben, wenn man den „Grünen Heinrich“ „Dichtung und Wahrheit“ gegenüberstellt. Und doch können wir es hier nicht mit einfachen Anlehnungen zu tun haben, da Keller ja nicht einen erfundenen Stoff behandelt, sondern den tatsächlichen Verlauf seines eigenen Lebens schildert.

Die Übereinstimmung von manchen, oft recht unbedeutenden Zügen könnte man damit erklären, daß unbewußte Bewußtseinsresiduen von Vorstellungen und Erlebnissen durch ähnliche Vorgänge in „Dichtung und Wahrheit“ geweckt und einzelne Bilder aus der Fülle des Erinnerungsmaterials herausgehoben wurden, die von nun an besonders fest in dem lebendigen Gedächtnis hafteten und daher später auch der Gesamtdarstellung eingeordnet wurden. Dahin möchte ich Dinge rechnen, wie die Freude über den im Sonnenschein glänzenden goldenen Turm-, beziehungsweise Brückenhahn, die der Knabe empfindet, dessen Blick über die allernächste Umgebung, das Zimmer und das Haus, hinausschweift (W 26, 21, B 1, 36), (im „Grünen Heinrich“ kommt neu hinzu, daß der Knabe des kindlichen Glaubens ist, der Hahn sei Gott) oder die Ungelegenheit, welche den Jünglingen, die zum ersten Male die Heimat verlassen und in die Fremde ziehen, daraus erwächst, daß sie in fremder Gesellschaft den Hut auf dem Kopfe behalten. (W 27, 47, A 1, 66.)

Die rein äußerlichen Analogien beider Werke sind zahlreicher in der Kindheitsgeschichte, sie nehmen ab gegen Mitte und Ende der Dichtungen. Das erklärt sich vielleicht daraus, daß die kindliche Entwicklung im allgemeinen einen typischeren Verlauf nimmt, als die Entwicklung des Jünglings und Mannes; zum Teil ist dabei aber auch in Betracht zu ziehen, daß „Dichtung und Wahrheit“ je weiter wir darin vorschreiten, sich umsomehr über die Grenzen ausdehnt, die einem biographischen Romane, wie dem „Grünen Heinrich“ immer gesetzt bleiben, wenn er seine Geschlossenheit wahren will.

„Wenn man sich erinnern will, was uns in der frühesten Jugend begegnet ist, so kommt man oft in den Fall, dasjenige, was wir von

anderen gehört, mit dem zu verwechseln, was wir wirklich aus eigener anschauender Erfahrung besitzen. Ohne also hierüber eine genaue Untersuchung anzustellen, ... bin ich mir bewußt, daß wir in einem alten Hause wohnten" (W., 26, 12) so beginnt Goethe. Keller leitet ähnlich ein: „In der Stille dieses Witwentums fand ich mein erstes deutliches Bewußtsein, welches seinen Inhaber zur Übung treppauf und -ab im Innern des Hauses herumführte" (B, 1, 33). Der Anlage des Hauses, der Aussicht von den Fenstern aus und der ersten Eindrücke von der außerhäuslichen Welt, die den zum Fenster Hinausspähenden zuteil werden, wird gedacht, ebenso der ersten Erklärungen von Begriffen und Namen naheliegender Gegenstände der Außenwelt durch die Erwachsenen. (D. u. W.: Hirschgraben; B: Berg, Wolke.) Durch die Schule treten die Knaben in erste Berührung mit der Menschheit; beiden erwächst Unbill daraus, Goethe durch die Bosheit der Mitschüler (W., 26, 102), dem grünen Heinrich durch das Unverständnis des Lehrers (B 1, 38—39). Ihr Verhältnis zu Gott wird nicht durch ihre Lehrer und Erzieher bestimmt, sondern sie bilden sich einen eigenen Gottesdienst aus; Goethe baut sich einen Altar, um Gott in alttestamentlicher Weise zu dienen (W 26, 64). Heinrich mag dagegen nur einen inneren Verkehr mit Gott pflegen, mag nur leise beten (B 1, 46). Beiden fehlt es nicht an Grübeleien und Zweifeln über das Wesen Gottes und an zeitweiligem Abwenden von Gott.

Neue Erfahrung und reichen Stoff für ihre Phantasie schöpfen die Knaben aus dem selbständigen Verkehr mit Leuten, die unter ihrem Stande sind, und atmen dabei statt der reinen Luft, die in dem elterlichen Hause weht, in einer Atmosphäre gefährlicher Gewinnsucht und wilder Leidenschaft, ohne die Gefahr zu ahnen und ohne selbst Schaden zu nehmen. Wie Goethe der Sekretär der Vettern ist (5. Buch), so Heinrich der von Frau Margaret. Auf Grund ihrer Kenntnisse nehmen die Knaben eine besondere Stellung in dem fremden Kreise von Erwachsenen ein und nicht weniger im Kreise der Genossen. Aus Volksbüchern und Volksschriften (W 26, 51) hat der junge Goethe Nahrung für seine Phantasie gezogen, aus den geheimnisvollen Werken der Frau Margaret: verschiedenen Bibeln, Kosmographien mit zahllosen Holzschnitten, fabelgespickten Reisebeschreibungen, kuriosen Mythologien, Kräuterbüchern, Prophezeiungen usw. (B 1, 65), aus ihren mündlichen Berichten, die den ungebrochenen Aberglauben vergangener Zeiten ohne Verfeinerung und Schliff an sich trugen, fließen Heinrich phantastische Vorstellungen zu, und in der verkommenen Leserfamilie wird er mit den abenteuerlichsten Produktionen einer ausschweifenden Literatur bekannt gemacht. Nicht zufrieden damit, die schönsten Geschichten bald auswendig zu wissen, gefällt sich die erregte Einbildungs-

kraft der Knaben darin, neue Fabeln zu bilden, in deren Mittelpunkt der Erzähler selbst als Held steht. „Besonders liebten sie, wenn ich in eigener Person sprach, und hatten eine große Freude, daß mir, als ihrem Gespielen, so wunderliche Dinge konnten begegnet sein“, schreibt Goethe (W 26, 76). Als Probe seiner Erzählerkunst bringt er das Märchen vom neuen Paris, indem er sich in einem vertrauten Verhältnis zu dem schönen Feenkind Alerte darstellt. Weniger harmlos betätigt sich der gleiche Trieb bei Heinrich. Durch eine aus lauter Liebe am Erfinden hervorgegangene, mit dem Scheine größter Wahrheit vorgetragene Geschichte zieht er drei älteren völlig schuldlosen Knaben eine empfindliche Strafe zu, und mit seinem Freunde, dem Sohne der Leserfamilie, verstrickt er sich in ein ungeheueres Lügengewebe, das er um die Person eines jungen hübschen Mädchens spinnt. Um die Lügen aufrecht erhalten zu können, sieht er sich gezwungen, den Inhalt eines mit glänzenden Schaumünzen und Dukaten gefüllten Kästchens ohne Wissen seiner Mutter zu verbrauchen.

„Dichtung und Wahrheit“ kommentiert diese Freude an Erfindung und Aufschneiderei mit den Worten: „Betrachtet man den Trieb genau, so möchte man in ihm diejenige Anmaßung erkennen, womit der Dichter selbst das Unwahrscheinlichste gebieterisch ausspricht, und von einem jeden fordert, er solle dasjenige für wirklich erkennen, was ihm, dem Erfinder, auf irgendeine Weise als wahr erscheinen konnte (W 26, 77). Durchaus im Einklang damit steht das Geständnis des grünen Heinrich, er habe nicht etwa Reue empfunden, durch seine Lügengeschichte Unheil über die schuldlosen Knaben gebracht zu haben, sondern nur Befriedigung, daß die poetische Gerechtigkeit seine Erfindung so schön und sichtbarlich abgerundet, daß etwas Auffallendes geschehen, gehandelt und gelitten worden war infolge seines schöpferischen Wortes (B 1, 91).

Früh treten Goethe und Heinrich in Beziehungen zum Theater. Durch ein Puppenspiel, das die Großmutter Goethe und seiner Schwester am Weihnachtsabend geschenkt, schuf sie dem Knaben in dem alten Hause eine neue Welt (W 26, 18). Statt des einen Dramas, worauf die Puppengesellschaft eingerichtet war, wurden bald andere Stücke gespielt, aber den Hauptreiz erhielt das Theaterspiel erst, als die Kinder selbst die Rollen der Puppen übernahmen und eifrig der Verfertigung von Dekorationen und Kostümen obliegen konnten (W 26, 75). Wie Goethe sich darin als besonders erfindungsreich hervortut, so auch der grüne Heinrich, da es gilt, ein altes großes Faß mit den Kameraden fürs Komödienspiel zu präparieren (B 1, 111 f.). Noch als Kinder kommen sie auch mit dem wirklichen Theater in Berührung. Goethe hat als Enkel des Schultheißen ein Freibillett, das ihm selbst erlaubt im Proszenium zu sitzen (W 26, 146), und

Abend für Abend lauscht er nun dem Spiel der französischen Schauspieltruppe, die der Königslentnant nach Frankfurt gebracht hatte, von der Rede wenig verstehend und die Unterhaltung nur vom Gebärdenspiel und Sprachton nehmend (W 26, 142). Durch die Freundschaft mit einem zur Truppe gehörenden Knaben gelangt er auf die Bühne und in deren Nebenräume, mischt sich unter die Schauspieler und findet in der Schwester seines Freundes das Mädchen, dem er seine erste Neigung zuwendet, ohne daß dieses auf den jüngeren Knaben geachtet hätte (W 26, 145). In dem Kapitel: Theatergeschichten. Gretchen und die Meerkatzen (B 1, 113—123) erzählt der grüne Heinrich von seiner passiven und aktiven Teilnahme an den Vorstellungen einer deutschen Schauspielergesellschaft. Ihm stand kein Freibillett zur Verfügung, vielmehr sah er „bei der Sparsamkeit seiner Mutter keine Möglichkeit, auf legalem Wege in das Innere des Kunsttempels zu gelangen" (B 1, 114). Einige Male gelang es ihm, durch seine verwegene Schlauheit durchzuschlüpfen, und endlich wurde ihm auch der Wunsch erfüllt, mit einem Schlage hinter die Kulissen zu kommen. Man ersah ihn dazu aus, im Faust eine der Meerkatzen zu spielen. Wie Musik klingen ihm die Verse des Faust und die gesättigte Sprache versetzte ihn in Schwung, trotzdem er wenig davon verstand (B 1, 117). Auch Heinrich fand bei der Theatertruppe das Weib, dem er seine erste knabenhafte und doch leidenschaftlich sinnliche Neigung schenkte, er stellte eine steife und unachtsame Meerkatze dar, weil er nur Augen für die schöne Darstellerin des Gretchens (B 1, 118) hatte. Glücklicher in seiner Liebe als Goethe wurde er, der aus Versehen nachts im Theaterraum eingeschlossen worden war, von der Angebeteten in ihr Zimmer geführt, wo er ihr zu Füßen bis zum Morgen schlafen durfte (B 1, 123).

Wenn die Überfülle der Eindrücke der Außenwelt verwirrend auf das empfängliche Gemüt wirken will, flüchten die Knaben und später auch die Jünglinge in die Stille und suchen Frieden in der eigenen Beschäftigung, die in ihrer Art schon auf die zukünftige Tätigkeit des Mannes hinweist. Goethe versenkt sich in die Auslegung der ersten Bücher Mosis (W 26, 106—122) und sammelt bei seinem zerstreuten Leben, bei seinem zerstückten Lernen dennoch seinen Geist und sein Gefühl auf einen Punkt zu einer stillen Wirkung (W 26, 221). Nachdem er durch die Aufregung über den Verrat der Vettern und den Verlust Gretchens krank geworden war, zieht erst wieder Ruhe in seine Seele, als er anfängt, nach der Natur zu zeichnen (W 27, 16). Nach der Rückkehr aus Leipzig sind es alchymistische Studien und Versuche (W 27, 206 f.), die er als Halbadept treibt, eigentümliche philosophische Spekulationen (W 27, 218 f.), denen er sich hingibt, und abermals Zeichenstudien nach dem Wirklichen, wodurch er seine Gesundheit und

seinen jugendlichen Mut wieder herstellt. Wiederum verdankt er Jahre darauf, als die Unhaltbarkeit des Verhältnisses zu Lili ihn quält, dem unsicheren Streben nach praktischer Ausbildung einen heimlichen Frieden in Tagen, wo er sonst nicht wäre zu hoffen gewesen (W 29, 167), indem er sich bei Melchior Kraus von neuem in der Kunst übt.

Dieser letzte Vorgang aus „Dichtung und Wahrheit“ erinnert unmittelbar an das Kapitel vom borghesischen Fechter im 4. Bande des „Grünen Heinrich“, das uns erzählt, wie Heinrich im Gefühl der denkbarsten äußeren und inneren Verlassenheit unversehens einen reinen Bogen Papier nimmt, sorgfältig einen Kohlenstengel spitzt und sich mit der für ihn, den Landschafter, ganz ungewöhnlichen Arbeit quält, die Figur des Fechters zu zeichnen. „Mehr um für seine verwirrten Gedanken ein Unterkommen zu finden, als aus einem festen Entschlusse, drehte nun Heinrich den Fechter herum und zeichnete denselben während mehrerer Tage von verschiedenen Seiten“ (A 4, 40).

Auch an einer Periode theosophisch-mystischer Versuche hat es ihm nicht gefehlt; sie fällt in seine Kinderzeit, und die Anregung dazu fand er in dem Bücherschatze seiner Freundin, Frau Margaret (B 1, 100 f.). Die Anleitung der Theosophie, zu irgend einem Zwecke geschmolzenes Wachs in Wasser zu gießen, wird die Veranlassung zu dem wunderlichen Spiel mit der aus Wachs nachgeformten Embryonen- und Fötensammlung in Gläsern (B 1, 108 ff.), in welcher Szene wir wahrscheinlich eine novellistische Erfindung zu sehen haben, die Keller gebraucht, um gemäß den Worten von „Dichtung und Wahrheit“, daß man aus den Fähigkeiten und Kraftäußerungen der Kinder hinterdrein wohl bemerken könne, was auf ein Künftiges hingedeutet habe (W, 26, 111), seine eigene bildnerische und dichterische Veranlagung zu charakterisieren. Eine Tagebucheintragung vom 1. Mai 1848 gibt uns an die Hand, wann und wie Keller die Anregung zu dieser Szene geworden ist (Baechtold 1, 306—308).

Wie der Knabe Goethe in der ausführlichen Darstellung der Bücher Mosis Frieden findet, so steigt dem kleinen Heinrich der Frieden, der in einer alten Öllandschaft atmet, in die Seele, während er eifrig der Beschäftigung obliegt, sie in Wasserfarben zu kopieren, so mühsam sich diese Arbeit auch für ihn erweist (B 1, 157). Die Beispiele dafür, daß Heinrich das verlorene seelische Gleichgewicht in der Hingabe an die Kunst des Zeichnens und Malens wiederfindet, ließen sich häufen; dieses oft wiederholte Erlebnis wird ja die Quelle des Irrtums, daß Heinrich von sich selbst und von den andern als für die Malerei geboren angesehen wird.

Kurz darauf hinweisen möchte ich, daß zur Zeit des nahen Bekanntwerdens mit dem Theater für Goethe wie für Heinrich auch der

Moment des Einblickes in die Malerei gekommen ist. Allerdings ist der junge Goethe schon vorher durch seines Vaters Liebhaberei veranlaßt worden, in Beziehung zur bildenden Kunst zu treten, aber erst dadurch, daß der Königsleutnant die Frankfurter Maler im Hause von Goethes Vater beschäftigt, wird dem Knaben, der bei den Beratungen und Bestellungen, der Ausführung und Ablieferung der Gemälde zugegen ist, eine wirkliche Förderung im Verständnis zu teil (W 26, 137 f.). Der erste ausübende Künstler, der Heinrich entgegentritt, ist für die Theatergesellschaft tätig, er war „ein kühner Maler, der inmitten einer Anzahl Töpfe, aufrechtstehend und die eine Hand in der Hosentasche, mit einem unendlich verlängerten Pinsel Wunder auf das ausgebreitete Tuch oder Papier warf“ (B 1, 113). Die einfache und sichere Art, mit welcher er weiße Vorhänge um die Fenster eines roten Zimmers zauberte, macht dem Knaben tiefen Eindruck; er sagt von sich: „Es dämmerte mir die erste Einsicht in das Wesen der Malerei“ (B 1, 114).

Fast die gleichen Gefühle werden bei den beiden dem Wesen der Kunst nachsinnenden, auf Ausübung der Kunst hinarbeitenden Jünglingen ausgelöst, als sie zum ersten Male eine Anzahl wahrer Werke der Kunst vor sich sehen, und der Eindruck wird in überraschend ähnlicher Weise dargestellt. Goethe macht von Leipzig aus die Reise nach Dresden, um dort die Galerie zu besuchen. „Dichtung und Wahrheit“ berichtet darüber: „Die Stunde, wo die Galerie geöffnet werden sollte, erschien. Ich trat in dieses Heiligtum, und meine Verwunderung überstieg jeden Begriff, den ich mir gemacht hatte. Dieser in sich selbst wiederkehrende Saal, in welchem Pracht und Reinlichkeit bei der größten Stille herrschten, die blendenden Rahmen, alle der Zeit nach noch näher, in der sie vergoldet wurden, der gebohnte Fußboden, die mehr von Schauenden betretenen als von Arbeitenden benutzten Räume geben ein Gefühl von Feierlichkeit, einzig in seiner Art, das um so mehr der Empfindung ähnelte, womit man ein Gotteshaus betritt, als der Schmuck so manches Tempels, der Gegenstand so mancher Anbetung hier abermals, nur zu heiligen Kunstzwecken aufgestellt, erschien (W 27, 170 f.). . . . Ich besuchte die Galerie zu allen vergönnten Stunden — —“ (W 27, 172).

Der grüne Heinrich, bei dem sich die Frage nach der Berufswahl täglich dringender geltend macht, sieht eines Tages eine Menge gebildeter Leute in ein öffentliches Gebäude hineingehen und erfährt auf seine Frage, es finde dort eine Kunstausstellung statt. Er erzählt: „Ich trat in einen hellen Saal, in welchem es von allen Wänden und von großen Gerüsten in frischen Farben und Gold erglänzte. Der erste Eindruck war ganz traumhaft; große klare Landschaften tauchten von allen Seiten, ohne daß ich sie vorerst einzeln besah, auf

und schwammen vor meinen Blicken . . . . Dazu verbreiteten die frischen Firnisse der Bilder einen sonntäglichen Duft, der mir angenehmer dünkte, als der Weihrauch einer katholischen Kirche. — — Ich stak, so lange es dauerte, in dem wonniglichen Saal . . .“ (B 2, 270 f.).

Die Parallelen, die sich trotz aller Verschiedenheit der Weltanschauung Goethes und Heinrichs gerade nach dieser Seite bei genauer Betrachtung ergeben, lassen sich kaum in Kürze aufdecken. In der Ausgestaltung einer festen Weltanschauung macht es sich besonders geltend, daß Goethe 70 Jahre früher geboren wurde als Keller und daß beide durchaus Kinder ihrer Zeit sind. In „Dichtung und Wahrheit“ wie im „Grünen Heinrich“ sieht man, „wie das Kind, der Knabe, der Jüngling sich auf verschiedenen Wegen dem Übersinnlichen zu nähern gesucht (W 29, 173). Der trockene Katechismusunterricht konnte sie nicht befriedigen, denn wie Goethe von sich sagt: „Mein Verhältnis zu der christlichen Religion lag nur im Sinn und Gemüt“ (W 28, 258), so ist es auch bei Heinrich „einzig Sache des angeborenen Gefühles“ (B 1, 99) und kann durch Dogmen nicht befestigt werden. Goethes erster selbständiger Schritt in Sachen des öffentlichen Bekenntnisses besteht daher darin, daß er sich in Leipzig jeder kirchlichen Gemeinschaft entzieht (W 27, 127); und Heinrich ist sich beim Konfirmationsfest schon klar über seine künftige Stellung: „— — ich beachtete alles (beim Abendmahl) sehr genau, um es nicht zu vergessen; denn ich gedachte nicht mehr dabei zu erscheinen“ (B 2, 362).

Tiefe Liebe zur Natur, ein starkes Drängen auf die Erkenntnis des Wesens der Dinge zeichnet beide Jünglinge aus und veranlaßt sie, sich auch in ihnen fernstehenden Wissensgebieten umzusehen „durch den Instinkt getrieben, das Bewußtsein ohne Nutzanwendung und Mäßigung zu bereichern und zu erfahren, was es eigentlich überhaupt zu lernen und zu bedauern gäbe in der Menschheitsgeschichte“ (A 4, 83). Goethes Straßburger medizinischen Studien, seiner intensiven Beschäftigung mit der Geschichte sind die Vorlesungen über Anatomie, über Rechtsgeschichte und Weltgeschichte gegenüberzustellen, die Heinrich in München hört. „— — alles, was gründlich und zweckmäßig betrieben wurde und echt menschlich war, erschien ihm jetzt gleich preiswürdig und wesentlich, und jeder schien ihm glücklich und beneidenswert, der seinen Beruf recht begreifen, in Bewegung und Gesellschaft der Menschen, mit ihnen und für sie, unmittelbar wirken kann“ (A 4, 101), das sind Worte, die auch auf den jungen Goethe angewendet werden könnten. Nicht anders steht es mit den folgenden: „Heinrich aber, welchen die Dinge nun von Grund auf zu berühren anfingen und welcher sich mit warmer Liebe um das Geheimnis ehr-

licher Weltwahrheit bekümmerte, wie sie im Menschen sich birgt, ihn bewegt oder verläßt, brachte mit unbefangener und durchdringender Kraft zur anfänglichen Verwunderung der andern die Lebensart auf, Recht- oder Unrechthaben als ganz gleichgiltige Dinge zu betrachten und erst ihre Quellen als einen beachtenswerten Gegenstand aufzunehmen" (A 4, 146). Die Lehre von der durchgängigen Gesetzmäßig- und Notwendigkeit alles Geschehens in der Natur nimmt der junge Heinrich mit Begeisterung auf; aber betroffen hört er, nachdem die Lehre von der Sinnesentwicklung mit der Entstehung des menschlichen Bewußtseins abgeschlossen, die Bestreitung der Existenz eines sogenannten freien Willens. Die Betonung der Materie scheint ihm an dieser Stelle ungehörig, „denn in dem Augenblick, wo es sich um eine moralische Welt handelt, hört die Materie, so fest jene an diese geschmiedet ist, auf, das Höchste zu sein, und nach dem Edleren muß man trachten, sonst wird das, was man schon hat, blind und unedel. Es reizte Heinrich, — — einen moralischen freien Willen des Menschen als in dessen Gesamtorganismus begründet und als dessen höchstes Gut aufzufinden, — — er geriet auf den natürlichen Gedanken, daß das Wahrste und Beste hier wohl in der Mitte liegen dürfte, daß innerhalb des ununterbrochenen organischen Verhaltens . . . zumeist der moralische Fruchtkern eines freien Willens keime zum emporstrebenden Baume — —" (A 4, 73—75). Ähnlich hatte sich einst der Straßburger Goethe zu diesen Fragen gestellt. Bei Besprechung von Diderots „Systéme de la Nature "(W 28, 68 f.) sagt er: „Alles sollte notwendig sein, — — doch fühlten wir etwas in uns, das als vollkommene Willkür erschien und wieder etwas, das sich mit dieser Willkür ins Einvernehmen zu setzen suchte. Die Hoffnung immer vernünftiger zu werden, uns von den äußeren Dingen, ja von uns selbst immer unabhängiger zu machen, konnten wir nicht aufgeben. Das Wort Freiheit klingt so schön, daß man es nicht entbehren könnte, und wenn es einen Irrtum bezeichnete." Seine eigene Meinung liegt in den Worten: „Unser Leben ist wie das Ganze, in dem wir enthalten sind, auf eine unbegreifliche Weise aus Freiheit und Notwendigkeit zusammengesetzt. Unser Wollen ist ein Vorausverkünden dessen, was wir unter allen Umständen tun werden; diese Umstände aber ergreifen uns auf ihre eigene Weise" (W 28, 50).

Das innige Verhältnis zur Natur, die innige Verehrung der Natur als der höchsten Lehrmeisterin für den Künstler hat Heinrich seinem eigenen Bekenntnis nach sich von Goethe angeeignet; aber er bleibt nicht auf diesem früh erkannten richtigen Wege, sondern läuft während seiner Lehrzeit in München „in den Hafen der gelehrten und stilisierten Landschaft ein, — — ergreift — — diejenige Richtung, welche sich in reicher und bedeutungsvoller Erfindung . . . bewegt

und es vorzieht, eine ideale Natur fortwährend aus dem Kopfe zu erzeugen . .“ (A 3, 192/3). Nach einem langen Umwege über ästhetische Spekulationen, die Goethe wie alles Theoretisieren auf Mangel oder Stockung von Produktivität zurückführt (W 28, 149), und nachdem Heinrich mit dem Herausspinnen einer fingierten, künstlichen, allegorischen Welt aus der Erfindungskraft mit Umgehung der guten Natur (B 3, 162) eine gute Zeit verloren hat, schwört er das, was Keller später Idealismus und Spiritualismus nannte, ab. Die schließliche und wahre Erkenntnis gipfelt in demselben Vorsatze, den Goethe gefaßt, als ihm die Seichtheit der Modeliteratur, die Künstelei und Unwahrheit des „anakreontischen Gegängels“, dem auch er gehuldigt hatte, klar bewußt geworden; es ist der Vorsatz, die innere und äußere Natur zu erforschen und in liebevoller Nachahmung sie eben selbst walten zu lassen. Die letzten Bilder, die Heinrich auf dem Grafenschlosse im Auftrage des Grafen malt, geben Zeugnis von dieser Umwandlung. In A heißt es von ihnen: „die Motive nahm er weislich aus den forstreichen Umgebungen des Landsitzes und komponierte nicht viel darin herum, vielmehr fühlte er einmal das Bedürfnis, das Vorhandene wesentlich darzustellen und es für jedes offene Auge erfrischend und wohltätig zu machen“ (A 4, 370).

Die Frauengestalten im „Grünen Heinrich“ sind durchaus individuell gehalten, und doch finden wir zu ihrer Charakterisierung durch den Dichter und zu den Beziehungen, in denen sie zu Heinrich stehen, Analoga in „Dichtung und Wahrheit“.

„Die ersten Liebesneigungen einer unverdorbenen Jugend nehmen durchaus eine geistige Wendung. Die Natur scheint zu wollen, daß ein Geschlecht in dem andern das Gute und Schöne sinnlich gewahr werde. Und so war auch mir durch den Anblick dieses Mädchens, durch meine Neigung zu ihr eine neue Welt des Schönen und Vortrefflichen aufgegangen“ (W 26, 272). Diese Worte, mit denen Goethe sein Verhältnis zu Gretchen andeutet, können unverändert auf Heinrich und Anna angewendet werden. Wie in „Dichtung und Wahrheit“ wird auch im „Grünen Heinrich“ das Geständnis der Liebe durch einen Brief vermittelt, mit der Abweichung, daß Goethe ihn so schreibt, wie er wünscht, daß die Geliebte ihn schreiben möchte, so daß der Brief erst Wert und Geltung erhält durch die Unterschrift Gretchens (W 26, 271), während Heinrich seinem Gefühle für Anna Worte verleiht (B 2, 211) und es dem Zufall überläßt, ob das Liebesgeständnis an die rechte Adresse gelangen wird. Das Kapitel: Das Gericht in der Laube (B 2, 329—338) erzählt, wie der Zufall die Hoffnung, die Heinrich auf ihn gesetzt hat, erfüllt.

Bei den Feierlichkeiten zum Zwecke der Kaiserkrönung Josef II. nimmt Goethe die Gelegenheit wahr, der Geliebten die Teilnahme an

den öffentlichen Vorgängen zu verschaffen. Er wirft sich zu ihrem Führer und Beschützer auf; am Schlusse des Festes hat sein Verhältnis zu Gretchen den Höhepunkt erreicht: zum ersten und zum letzten Male küßte sie ihn auf die Stirn (W 26, 331). Nicht nur in der Technik der Darstellung lassen sich Kellers Kapitel von dem Fastnachtsspiel, dem die Aufführung des Tell durch die Landbewohner zugrunde liegt, mit der Schilderung der Krönungsfeierlichkeiten vergleichen; die Analogie wird noch auffallender dadurch, daß auch hier die öffentlichen Vorgänge dazu dienen müssen, die Liebenden einander näher zu bringen und daß Gefühl und Hingabe an dem Schluß des festlichen Tages in der Szene am Bach sich in einer später niemals mehr in solchem Grade auftretenden Leidenschaftlichkeit äußern (B 2, 405 f.); denn als Heinrich Anna nach diesem Erlebnis wiedersieht, hat die Krankheit, die ihm die Jugendgeliebte entreißen wird, Anna schon in eine besondere und abgesonderte Stellung gegenüber der Welt gedrängt.

Im Äußeren und in der Art, wie Anna beruhigend und verfeinernd auf ihre Umgebung wirkt, könnte man sie Goethes Friederike zur Seite stellen. Friederike zählt Goethe zu den Frauen, die man am liebsten im Freien sieht. „Ihr Wesen und ihre Gestalt trat niemals reizender hervor, als wenn sie sich auf einem erhöhten Fußpfad hinbewegte“ (W 28, 15). Die Leichtigkeit der Bewegung ihrer zierlichen Gestalt ist unübertrefflich. Keller stellt Anna auch gern in der Natur dar. Als Heinrich sie zum ersten Male sieht, tritt sie schlank und zart wie eine Narzisse aus der Haustür in das duftende Nelkengärtchen (B 1, 217). Wie das junge Volk durch den Wald zieht, marschiert er als der letzte dicht hinter Anna. Seine Augen hängen mit Andacht und Liebe an ihrer zierlichen Gestalt, und mit innerlichem Vergnügen bildet er sich ein, daß sie hie und da mit einer kaum sichtbaren Absicht zu gefallen, sich über schwierige Stellen anmutig hinbewegt. Er macht einige Male Anstalten, ihr behilflich zu sein, aber immer ist sie flinker als er (B 2, 315). Sie gereicht der Gesellschaft zum Schmucke, und es geht freundlich andächtig zu, wo sie weilt, ohne daß sie die Heiterkeit der andern hemmt. Schnell ahnen die Vettern und Basen Heinrichs Verhältnis zu Anna und suchen den schüchternen und ungelenken Liebhaber durch Scherz und Neckerei zu ermutigen, ebenso wie die Gesellschaft in Sesenheim sich „schalkhaft alle Mühe gab“, die Liebenden einander näher zu bringen (W 28, 14). Verständnisvoll war Goethe auf die Interessen des Vaters der Geliebten eingegangen; um ihm gefällig zu sein, beschäftigt er sich aufs genaueste mit der Anfertigung eines Grundrisses zu dem vorgeschlagenen Bau des neuen Pfarrhauses (W 28, 16—20). Der Geliebten dient er mit seiner Kunst und legt für Friederike manche Lieder bekannten Melodien

unter (W 28, 31). Es fehlt im „Grünen Heinrich“ nicht an einer Analogie. Der Blumenstrauß, den Heinrich mit ungewohnter Gewissenhaftigkeit und ihr Porträt, das er in aller Heimlichkeit gemalt hat, geben Anna Zeugnis von seiner Liebe, die Zuneigung ihres Vaters erwirbt er sich dadurch, daß er jederzeit bereit ist, dessen Lieblingsthemata mit ihm zu verhandeln.

Keine Gestalt aus „Dichtung und Wahrheit“ zeigt Wesensverwandtschaft mit der dämonischen Judith, in der Keller elementare Naturkraft verkörpert hat. Doch ist vielleicht gerade die in B gestrichene Szene, wie Judith vor den Augen Heinrichs bei Mondschein im Wasser am Fuße der Heidenstube badet (A B, 125—131), nicht, wie angenommen wird, von Jean Paul beeinflußt, sondern auch auf eine Anregung durch Goethe zurückzuführen. Denn in den von Goethe in „Dichtung und Wahrheit“ herangezogenen Briefen Werthers aus der Schweiz, die Keller am Anfang seines Romanes selbst erwähnt (B 1, 14), wird ein ähnlicher Vorgang erzählt, und die Stimmung, die er im Helden auslöst, ist die gleiche, nämlich „eine wunderliche Empfindung, da . . . die Natur von der fremden Hülle entkleidet, — — als fremd erschien und beinahe . . . einen schauerlichen Eindruck machte“ (W 19, 217 f.). Die aus Amerika geläutert und gefestigt zurückkehrende Judith wirkt ganz in dem Sinne, wie Goethe den Einfluß des Weibes auf den Mann zu kennzeichnen liebt, auf den grünen Heinrich, indem er infolge ihrer Gegenwart den alten Druck von der Seele weichen spürt, sich frei und gesund fühlt und sagen kann: „. . . Du hast mich erlöst, Judith, und dir danke ich's, wenn ich wieder munter bin; —“ (B 4, 288).

Mit Ausnahme der Judith haben die Frauen im „Grünen Heinrich“ ihre Vorbilder im wirklichen Leben gehabt; das ermöglichte es Keller eben auch, sie mit einer so reichen Fülle von individuellen Zügen auszugestalten und so lebendig zu charakterisieren. Daher ist es auch wieder mehr als eine Analogie im Schicksal zu betrachten, denn als Anlehnung an „Dichtung und Wahrheit“, daß auf Dortchen Schönfund, in der Keller die Berliner Bildhauerin Elisabeth Ney darstellt, so mancher Zug von Lili Schönemann übergegangen zu sein scheint. Geistreich, lebhaft, liebenswürdig, von ihrer Umgebung geliebt und verwöhnt, mit äußeren Vorzügen ebenso verschwenderisch ausgestattet, wie mit inneren, dabei von freiem natürlichen Betragen, zuweilen nicht ohne einen Anflug von Koketterie, so treten uns diese beiden Frauen entgegen. Jede vorausgegangene Liebe scheint ihren Liebhabern nur eine Vorahnung des Gefühles gewesen zu sein, das sie jetzt ganz und gar in Besitz genommen hat; doch wagen sie beide nicht, sich „das liebe lose Mädchen, das sie an einem unzerreißbaren Zauberfädchen festhält“, zu eigen zu machen. Goethe scheut sich, die

„Staatsdame" in sein stilles, väterliches Haus heimzuführen, und Heinrich wagt es nicht, „das kurzweilige Frauenleben" (B 4, 226) an sein ungewisses Schicksal zu binden. Eine wunderliche Mischung von Stolz und mangelndem Selbstvertrauen veranlaßt sie, Verzicht zu leisten, ohne daß sie damit etwa der Angebeteten einen Gefallen erwiesen, denn beide Mädchen haben es nicht an Aufmunterung ihrer Liebhaber fehlen lassen. Der Brief des Grafen, der Heinrich die Nachricht davon bringt, daß Dortchen kein Findelkind, sondern die Nichte ihres Pflegevaters ist und daß sie sich mit einem Vetter verlobt hat (B 4, 273 ff.), zeigt in der Motivierung von Dortchens Schritt ähnliche Gedankengänge, wie Goethes Begründung seiner Behauptung, daß das Mädchen sich der Natur der Sache nach eher bescheide als der Jüngling, wenn die Hoffnung eines wechselseitigen Besitzes zerstört und die Neigung aussichtslos geworden sei (W 29, 178).

Die Beispiele für die Analogien zu „Dichtung und Wahrheit", die sich im „Grünen Heinrich" finden, ließen sich noch vermehren; sie fehlen auch nicht, wenn man die Technik der beiden Ich-Darstellungen vergleicht. Die Stilmittel, die Goethe gebraucht, um an mehreren Orten zu gleicher Zeit sich abspielende Vorgänge als Ich-Erzähler nacheinander zu veranschaulichen; wie er mit diesen unpersönlichen Vorgängen seine persönlichen Erlebnisse verbindet und zur Entwicklung bringt, z. B. bei Gelegenheit der Schilderung der Krönungsfeierlichkeiten; das alles finden wir wieder in Kellers Schilderung des Tellspieles und in B auch in der Darstellung des Künstlerfestes in München.

Technik und Stil beider Werke hier eingehend zu behandeln, würde zu weit führen.

Der Stil des „Grünen Heinrich" nähert sich in der gehäuften Anwendung von Metaphern und metaphorischen Wendungen mehr dem Stile Jean Pauls, als dem von „Dichtung und Wahrheit". Störend wirken die besonders in A zahlreich auftretenden, aber auch in B nicht ganz aufgegebenen Wendungen an den Leser und das Heraustreten des Verfassers, wie A 2, 193: „Der Verfasser dieser Geschichte fühlt sich hier veranlaßt" usw., oder A 4, 162: „Hier wird sich nun der dogmatische Leser in zwei Heersäulen spalten, die eine . . . wird diesen Moment, da wir bereits mitten im vierten Bande stehen, als den Wendepunkt betrachten — — — die andere Partei wird sprechen: — —. Wir aber, als die verfassenden Geister dieses Buches, können hier nichts tun, als das Geschehene berichten und enthalten uns diesmal aller Reflexion — —". Solche Wendungen charakterisieren Goethes Altersstil und treten besonders oft in „Wilhelm Meisters Wanderjahren" auf, deren Einfluß auf den „Grünen Heinrich" auch nicht gering ist. In „Dichtung und Wahrheit" als einem der

Hauptsache nach historischen Berichte, lassen sie sich eher rechtfertigen sie finden sich öfters, z. B. W 28, 87: „Wie gerne hätte ich mit dieser Darstellung ein Buch angefangen, anstatt daß ich's damit ende!“ oder W 29, 22: „Nach solchen Erinnerungen eines glücklichen unbedachten Handelns schreiten wir an dem eigentlichen Faden unserer Erzählung fort.“ Eine Stelle von A scheint mir unmittelbar beeinflußt von „Dichtung und Wahrheit“. Dort sagt Goethe W 26, 111: „Keineswegs gedenke ich daher (weil bei Kindern vieles auf ein Zukünftiges hindeutet) in diesen ersten Büchern meine Jugendgeschichte völlig abzuschließen, sondern ich werde vielmehr noch später manchen Faden aufnehmen und fortleiten, der sich unbemerkt durch die ersten Jahre schon hindurchzog.“ Und Keller erklärt A 1, 380: „Wenn ich nicht überzeugt wäre, daß die Jugend schon ein Vorspiel des ganzen Lebens ist und bis zu ihrem Abschlusse schon die Hauptzüge der menschlichen Zerwürfnisse im kleinen abspiegelt, so daß später nur wenige Erlebnisse vorkommen mögen, deren Umrisse nicht wie ein Traum schon in unserem Wissen vorhanden, wie ein Schema, welches, wenn es Gutes bedeutet, froh zu erfüllen, wenn aber Übles, als frühe Warnung gelten kann, so würde ich mich nicht so weitläufig mit den kleinen Dingen jener Zeit beschäftigen.“

Die Einteilung des „Grünen Heinrich“ in Bände möchte ich kurz noch mit jener von „Dichtung und Wahrheit“ in Parallele stellen. Die 4 Bände von B stehen nicht in genauer Korrespondenz mit A, vielmehr gehören die vier letzten Kapitel des jetzigen ersten Bandes in A zum zweiten Bande und das letzte Kapitel des jetzigen dritten Bandes bildet in A das Eingangskapitel zum vierten Bande. Die neue Einteilung, die den zweiten Band mit dem wichtigen Kapitel: „Berufswahl“ und den vierten Band mit dem Kapitel: „Der borghesische Fechter“, in dem der völlig vereinsamte Heinrich zu einer neuen Entscheidung kommt, eröffnet, ist, worauf schon Leppmann[1]) hingewiesen, begründeter, da sie das Ende einer Epoche mit dem Ende des Buches zusammenfallen läßt und den Eintritt in eine neue Epoche mit dem neuen Bande beginnt. Der Einteilung von A mag dasselbe Prinzip zugrunde liegen, das Goethe bei „Dichtung und Wahrheit“ verfolgt hat, indem er den Abschluß einer Epoche eben nicht mit dem Schlusse des Bandes vereinte. Am Schlusse des ersten Bandes von „Dichtung und Wahrheit“ ist Goethes Verkehr mit den verbrecherischen Vettern entdeckt, die Katastrophe ist eingetreten, aber die Lösung der Wirren bringt erst der zweite Band. Der Schluß des ersten Bandes in A zeigt den grünen Heinrich als einen von der Schule Ausgewiesenen; er steht vor einem ganz ungewissen, dunklen Schicksal, was allerdings

[1]) Fr. Leppmann a. a. O., S. 62—65.

der Mutter mehr Sorge macht, als Heinrich selbst. Durch die liebliche hellfarbige Schilderung des Landlebens im Hause des Oheims, durch das Kapitel vom Schulmeister und seinem Kinde, hat der Schluß dieses Bandes an Düsterheit verloren und zeigt die Zukunft in einem hellen Lichte.

Am Ende des zweiten Bandes von „Dichtung und Wahrheit" verlassen wir Goethe, nachdem er im Sesenheimer Kreise das Märchen von der neuen Melusine erzählt hat, das Verhältnis zwischen ihm und Friederike ist eben angeknüpft worden. Ähnlich wird in A die Geschichte von Agnes und dem Gottesmacher auseinandergerissen, da erst der vierte Band die Wiederherstellung des guten Rufes von Agnes und ihre Verlobung mit Reinhold bringt. Auch über den Ausgang des Duells hören wir erst im vierten Bande Bestimmtes, am Schlusse des dritten Bandes sahen wir Lys unter der Wunde, die Heinrich ihm zugefügt, zusammenbrechen, ohne zu erfahren, ob er der Verletzung erliegt oder nicht. Einen gewissen Abschluß erhält der dritte Band in A nur durch die Worte des verwundeten Lys zu dem erschrockenen Erikson: „Der grüne Heinrich hat nur die Feder, mit welcher er seine Jugendgeschichte geschrieben, an meiner Lunge ausgewischt — —."

Trotz aller stofflichen und technischen Analogien stellt der „Grüne Heinrich" gegenüber von „Dichtung und Wahrheit" etwas ganz Neues und durchaus in sich Abgeschlossenes dar, da Keller, was er an Stofflichem und Technischem übernommen haben könnte, in seiner Weise verarbeitet und seiner eigenen künstlerischen Individualität entsprechend zur Anwendung und Darstellung gebracht hat. Nicht anders verhält es sich mit den geistigen Werten, die ihm sein großes Vorbild übermittelt hat. Bei der ersten Lektüre des „Grünen Heinrich" drängen sich die Analogien der Handlung viel weniger auf, als die geistige Verwandtschaft seines Dichters mit dem Verfasser von „Dichtung und Wahrheit". Besonders in A erinnern viele allgemeine Bemerkungen, reflektierende und theoretisierende Abschnitte, die um der strafferen Form willen in B gestrichen wurden, an Goethe. Das berühmte Wort Goethes: „— — nicht insofern der Mensch etwas zurückläßt, sondern insofern er wirkt und genießt und andere zu wirken und zu genießen anregt, bleibt er von Bedeutung (W 27, 100), findet z. B. folgendermaßen sein Analogon bei Keller: „Auch hier kommt zuletzt alles wieder auf den persönlichen Menschen an, wie er leibt und lebt und zu den andern hintritt mit seiner Wahrheit oder Täuschung" (A 3, 244).

Gleich nach dem Erscheinen von A hat man die Lösung, die der Dichter für seinen Roman gefunden hatte, in Beziehung zu

Goethes „Werther“ gesetzt, während man sich durch den veränderten Schluß in B an den „Wilhelm Meister“ erinnert fühlte. Die erste Besprechung der neuen Fassung war die von Otto Brahm im Dezemberheft der „Deutschen Rundschau“ (Bd. XXIV Seite 466—470). Brahm begründet den veränderten Schluß damit, daß die Wertherstimmung von Keller gewichen sei. So wenig wie der Dichter des „Werther“ habe der Dichter des „Grünen Heinrich“ im Ernst ans Sterben gedacht, deshalb sei es natürlich, daß Keller, der in dem Helden des Romans noch immer das Abbild des eigenen Selbst erblickte, bei der Umarbeitung die neuen Lebenserfahrungen in das Werk hineingetragen habe. Wie der Dichter in der Teilnahme an der Verwaltung seines Landes den Ersatz für den verloren gegangenen Künstlerberuf gefunden, so hätte jetzt auch sein grüner Heinrich den Entwicklungsgang vom Maler zum Staatsmann nehmen müssen; der tragische Ausgang sei dadurch unmöglich und in einen glücklichen zu verwandeln gewesen.

Falsch scheint mir die Annahme, Keller habe in seinem Staatsamt Ersatz für den verlorenen Künstlerberuf gefunden, denn Keller hatte, als er seine Untauglichkeit zum Maler erkannt, damit seinen Künstlerberuf nicht verloren gegeben, sondern seinen eigensten Künstlerberuf, den des Dichters, erkannt, und die Stelle eines Staatsschreibers nahm er nicht zum Ersatz für einen verlorenen Beruf an, sondern nur, weil er die Notwendigkeit fühlte, eine Zeitlang wenigstens zu einer streng geregelten Tätigkeit gezwungen zu sein. Auch hätte Keller ganz anders verfahren müssen, wenn er den neuen Schluß des „Grünen Heinrich“ gemäß seinen neuen Lebenserfahrungen hätte umschreiben wollen. Darin, daß er es nicht getan, liegt vielleicht der Mangel der neuen Fassung; denn dadurch, daß Keller anfangs im „Grünen Heinrich“ seine eigene Entwicklung gibt und sich doch nicht bis zum Schlusse vollständig mit seinem Helden identifiziert, ist der neue Schluß künstlerisch unbefriedigender geworden als der alte. Wenn die verunglückte Malerlaufbahn Heinrichs bewies, daß er nicht zum Maler geboren war, so konnte aus ihr doch noch nicht der Schluß gezogen werden, daß er trotz all der untrüglichen künstlerischen Anzeichen im Kinde überhaupt nicht zur Kunst berufen sei; vielmehr mußten die Zeichen, die Heinrich und seiner Umgebung den Glauben erweckt hatten, sein Talent gehe auf die bildende Kunst, eine Umdeutung erfahren. Aber alle in der Kindheit angesponnenen Fäden fallen plötzlich unbeachtet zu Boden, und der Mann Heinrich, den wir am Schlusse verlassen, setzt als Grundlage seiner Entwicklung nicht notwendig das Kind Heinrich mit allen seinen individuellen Anlagen und Fähigkeiten voraus. In A stirbt eine reiche künstlerische Individualität an der Not des Lebens: in ununterbrochener strenger Folgerichtigkeit hat sich

der Charakter des Helden vor uns entwickelt, und der Schluß ist so, „wie es Keller selbst hätte passieren können, wenn er sich nicht zusammengenommen hätte“ (Brief an H. Hettner vom 4. März 1851. Baechtold 1, 165). In B sehen wir einen resignierten Mann vor uns, der sich und andere unglücklich gemacht hat, weil er seine Anlage überschätzte. Aber mit ihm sind auch wir betrogen worden, denn die starke Individualität, welche uns im Kinde entgegentrat, hat uns ebenfalls verführt, ganz Besonderes von ihm zu erwarten, und nun sehen wir nichts davon erfüllt. Der Hinweis auf das drückende Gefühl der Schuld gegenüber der Mutter reicht nicht aus, um zu erklären, warum die schöpferische Kraft, die das Kind verriet, im Manne plötzlich versiegt ist.

Der neue Schluß bringt uns voll zum Bewußtsein, daß Keller in der Charakteristik seines grünen Heinrich ähnlich vorging wie Goethe, als er seinem Wilhelm Meister außer dem Schauspielertalent, als seinem „geliebten Ebenbilde“ seine eigne dichterische Begabung zuerteilte, ohne doch später die Konsequenzen zu ziehen und Wilhelm seinen Beruf zum Dichter erkennen oder auch nur seinen Übergang zu einer dichterischen Tätigkeit in Betracht ziehen zu lassen, nachdem er dem Theater den Rücken gekehrt hat. Dabei macht sich uns diese Inkonsequenz im „Wilhelm Meister“ weniger fühlbar, weil Goethes Held durch die Erkenntnis von dem Werte der gemeinnützigen, wenn auch engbegrenzten Tätigkeit schließlich ein neues Ideal ersteht, dem er sich ganz hingeben kann, während Heinrich eben nur aus Resignation und ohne Überzeugung sein kleines Amt übernimmt. Und wenn er, nachdem „Judith zurückgekehrt und ihn als die personifizierte Natur selbst freigesprochen hat“ (Brief an Petersen, 21. 4. 1880), auch von sich sagen kann: „... ich habe mich gerührt und nicht mehr geschwiegen, auch nach Kräften dies oder jenes verrichtet“, so liegt gerade in dem vagen „dies oder jenes“ etwas uns Peinigendes und läßt uns an der vollkommenen Heilung des Helden zweifeln. Keller selbst schreibt an Petersen (21. 4. 80): „Mit diesem Austrag hängt eben auch die Frage nach dem Geheimnis der Arbeit zusammen“ und verwahrt sich dagegen, daß manche Kritiker jenes Kapitel IV, 5 lediglich als eine Schilderung trivialer Verbummelung auslegen. Sein Widerspruch ist durchaus berechtigt, denn in Heinrichs Lage bedeutete das Bemalen der Fahnenstangen weitmehr ein energisches Aufraffen und Zusammennehmen, als Weitertreiben auf der schiefen Ebene. Aber so wenig Heinrich nun gut daran täte, sein Lebtag Fahnenstangen zu bemalen, so wenig will es uns einleuchten, daß der Geklärte, Gereifte und Geheilte seine Fähigkeiten und Kräfte einer Aufgabe widmet, von der wir weder hören, noch vermuten, daß sie ihn ausfüllt. Hier bleibt Resignation, die nicht berechtigt erscheint, während die Ent-

sagung, die Heinrich und Judith sich auferlegen, trotzdem dadurch „ein ernstgehaltener Stimmungston bestehen bleibt, welcher der Mutter im Grabe nicht weh tut", doch nicht resigniert wirkt. Keller kann mit Rücksicht auf ihr Verhältnis von seinem neuen Schluß mit vollem Rechte sagen: „.... er hat etwas viel von dem Inhalt, den die meisten nicht gleich verstehen" (Brief an Petersen, 13. 1. 83) und und damit Forderungen und Vorschläge seiner Freunde und Kritiker, die den „Grünen Heinrich" mit einer Heirat schließen wollen, zurückweisen.

Betty Paoli und Conrad Ferdinand Meyer.

Zeugnisse einer Dichterfreundschaft in elf Briefen (1877—1886).

Herausgegeben und eingeleitet von A. Schaer in Zürich.

Nur ein paar einleitende Worte mögen die folgende, den deutschen Literaturfreunden gewiß nicht unwillkommene Briefwechselgabe begleiten. Verschiedene wertvolle Veröffentlichungen der letzten Jahre haben das Interesse an dem freundschaftlichen Verhältnis der beiden Dichtungsgenossen Betty Paoli und C. F. Meyer wieder in den Vordergrund literarischer Betrachtungen und Studien gerückt. Es war ein sehr aufrichtiges und warmherziges, persönlich-intimes und doch sachlich-unabhängiges Bündnis, das zwischen der schriftstellenden Österreicherin und dem schweizerischen Dichtermeister bestand, ein Verhältnis gegenseitiger ehrlicher Bewunderung und nachfühlenden Verständnisses, aber auch der unbeschadeten Anerkennung der beiderseitigen Wesensverschiedenheit und künstlerischen Eigenart. Die hier, soweit sie noch vorhanden und für den Herausgeber erreichbar waren, zum ersten Male vollständig veröffentlichten Zeugnisse dieser poetischen Interessengemeinschaft geben uns ein deutliches Abbild davon; sie werfen gleichzeitig auch einige bedeutsame Streiflichter auf die Charaktere der beiden als Künstler so selten begabten wie als Persönlichkeiten so völlig eigentümlich gearteten Briefsteller.

Wir haben die Möglichkeit einer lückenlosen, authentischen Wiedergabe der nachfolgenden Schreiben der zuvorkommenden Güte ihrer jetzigen Besitzer zu danken, in erster Linie Fräulein Camilla Meyer in Kilchberg bei Zürich, der Tochter des Dichters und getreuen Hüterin seiner literarischen Nachlaßschätze, ferner Herrn Botschaftsarzt Dr. Otto von Fleischl-Marxow in Rom, sodann meinem hochverehrten Kollegen, Herrn Professor Dr. Adolf Frey in Zürich, welcher vor

kurzem eine im Verlage von H. Haessel in Leipzig (1908) erschienene, große und inhaltreiche Ausgabe der wichtigsten Briefe, Rezensionen und Aufsätze C. F. Meyers in zwei stattlichen Bänden herausgegeben und mir den Abdruck der betreffenden Belegstücke bereitwilligst gewährt hat. Auch Frau Dr. Helene Bettelheim-Gabillon in Wien, welche die prosaischen Aufsätze und Abhandlungen Betty Paolis im Auftrage des Wiener literarischen Vereins soeben in Auswahl veröffentlicht hat (vgl. Schriften dieser Gesellschaft Band IX, Wien 1908), bin ich für ihre freundliche Unterstützung durch Mitteilung einschlägigen Materiales zu Handen der vorliegenden Publikation lebhaften Dank schuldig.

Die uns heute noch zu Gebote stehenden Dokumente dieser volle zehn Jahre in treuester Gesinnung und Anteilnahme dauernden Dichterfreundschaft bestehen einmal in den beifolgend im Wortlaut wiedergegebenen elf brieflichen Zeugnissen, die wir in chronologischer Reihenfolge angeordnet haben. Es gehören dazu: 1. fünf Briefe B. Paolis an C. F. Meyer (vom 15. Juni 1877 bis 10. Oktober 1886), 2. ein Schreiben B. Paoolis an C. F. Meyers Verleger H. Haessel in Leipzig (vom 3. November 1881), 3. ein Brief der Frau Baronin Dr. Marie Ebner von Eschenbach an C. F. Meyer (vom 9. Dezember 1882), 4. vier Briefe C. F. Meyers an B. Paoli (vom 19. April 1880 bis 3. April 1884). Zu diesen sprechenden Freundschaftsbeweisen wären sodann 5. auch noch einige kurze Briefstellen aus den Schreiben C. F. Meyers an seinen Verleger H. Haessel aus den Jahren 1877 bis 1880, vor allen Dingen aber 6. jene drei Besprechungen hinzuzurechnen, welche Betty Paoli als eine der früheften und tatkräftigsten Verkünderinnen des Meyerschen Dichterruhmes im Ausland, speziell in Österreich, von einigen Dichtungen C. F. Meyers in österreichischen Zeitungen geliefert hat. Diese Aufsätze B. Paolis betreffen 1. „Das Amulet“ (erschienen in der „Beilage zur Wiener Abendpost“. Nummer vom 1. April 1874), 2. „Jürg Jenatsch.“ Leipzig 1876 (in der „Beilage zur Wiener Abendpost“. Nummer vom 13. Juni 1877, dort „Ein schweizerischer Dichter“ betitelt, da der Aufsatz eine kleine Einführung in Meyers Persönlichkeit und bisherige Dichtungen als Einleitung zur Rezension des genannten Romans enthält), und 3. „Huttens letzte Tage. Eine Dichtung.“ [3. Auflage] (in der Wiener „Presse“ Nr. 346 vom 16. Dezember 1881; sie sind nunmehr glücklicherweise auch weiteren Interessentenkreisen durch den oben erwähnten sehr verdienstvollen und willkommenen Neudruck S. 209 ff. leicht zugänglich gemacht worden und verdienen ihres warmherzigen, eifrig für den zu wenig bekannten ausländischen Dichter werbenden Tones wegen wirklich die Beachtung aller Literaturkenner.

Das Verhältnis Betty Paolis zu C. F. Meyer ist wiederum ganz anders geartet als die freundschaftliche, dichterische Interessengemeinschaft, welche Meyer mit einer anderen bedeutenden Frau, mit der Schriftstellerin Louise von François, seiner Weißenfelser „Boussole", wie er sie einmal scherzweise und doch so bezeichnend nennt, verbunden hat. Aber es ist ein hübscher und nicht bedeutungsloser Zufall, daß sich gerade diese beiden Vertreterinnen des weiblichen Schrifttums in ihrer begeisterten Verehrung und trefflichen Würdigung des Kilchberger Dichters vereinigt und gefunden haben, wie es uns ihre eigenen Äußerungen darüber bezeugen. In einem von Louise von François an C. F. Meyer gerichteten Schreiben vom 2. Januar 1882, welches ein Mißverständnis Meyers in Beziehung auf eine Stelle des Paolischen „Huttenartikels" berichtigt, heißt es im Hinblicke auf die eben erwähnte Tatsache (vgl. A. Bettelheim. Louise von François und Conrad Ferdinand Meyer. Ein Briefwechsel. Berlin 1905. S. 38. Brief Nr. 19): „Ich weiß, daß weibliches Urteil und weiblicher Preis männlichen Ohren verdächtig klingen und einen namhaften Dichter schwerlich genehm sind. Mit dem Artikel des Fräulein Paoli — Ihrer großen Bewundererin! — [es ist eben auf ihren Aufsatz über „Huttens letzte Tage" in der „Presse" vom 16. Dezember 1881 damit hingewiesen] mache ich eine Ausnahme. Wenn eine Österreicherin und Katholikin den Hutten, sei es auch nur als Dichtergebild, ihren österreichischen, katholischen Landsleuten zur gerechten Würdigung empfiehlt, das ist ein Zeichen seltener Geistesfreiheit und daß die Poetennatur bei ihr ‚zu unterst' liegt." Und in dem genannten Artikel Betty Paolis über C. F. Meyers Huttendichtung spricht die gründliche Berichterstatterin sich am Schlusse dahin aus: „Die richtigste Bezeichnung für C. F. Meyer hat die ihm geistig verwandte Louise von François gefunden. Sie nennt ihn den ‚dichtenden Historiker', der, den Blick nach den Höhen des Lebens gewendet, die Probleme verhängnisvoller Zeiten und hervorragender Ausnahmsmenschen darzustellen sucht." Auf diese zutreffende Bezeichnung unseres Dichters und deren Herkunft bezieht sich dann eine weitere Stelle des Briefes der François an Meyer. Sie bekennt dort in ihrer launigen und freundlichen Bescheidenheit: „Daß aber, höchst ungebührender Weise, mein Name sich der Anpreisung untermischt hat, kann ich mir nur in folgender Weise erklären. Ich hatte kurz zuvor meiner Freundin Ebner über die dritte Auflage des Hutten geschrieben, und mag — in diesem Bezug keine Zweideutigkeit — Sie einen ‚dichtenden Historiker' genannt haben. — — Diesen Passus wird Fr[au] v.[on] E[bner-E[schenbach] der ihr nahestehenden Dichterin [eben Betty Paoli] mitgeteilt und diese, in der

Freude der Übereinstimmung mit der im Wesen und Weben sonst sehr wenig mit ihr übereinstimmenden Vernunftsbase, derselben ein erborgtes Lorbeerblättchen zugeworfen haben." In ganz ähnlicher Weise äußert sich über die gleiche Angelegenheit ein, wohl aus derselben Zeit stammendes Schreiben Louise von François' an ihre Dichterfreundin Marie von Ebner-Eschenbach. Ich entnehme die darauf bezügliche Briefstelle dem sehr interessanten und aufschlußreichen Aufsatze „Zur Charakteristik Betty Paolis", welchen uns Frau Dr. H. Bettelheim-Gabillon seinerzeit im „Jahrbuche der Grillparzer-Gesellschaft", Band X (Wien 1900) S. 235 geschenkt hat: „Fräulein Paolis Essay über Meyers ‚Hutten' hat mich wahrhaft erquickt. Nicht weil er von einer genialen Frau, aber weil er von einer Österreicherin und Katholikin kam. So hoher Gerechtigkeitssinn ist selten. Denn wie frei wir uns entwickelt haben, das Eingeborene bricht doch immer hervor beim Widerspruch und Widerstand. Die Dichterin liegt eben zu unterst bei dieser Frau. Daß sie meinen Namen bei dieser Gelegenheit erwähnt, hat mich etwas schamrot gemacht. Ich arme alte Vernunftssibylle, weil ich gern gute Geschichtswerke lese, soll ich Einem verwandt sein, der sie dichterisch interpretiert? —" Betty Paoli aber fügt im Anschlusse an dieses ihrer Freundin Louise von François entlehnte Wort vom „dichtenden Historiker", in ihrem Aufsatze über Meyers „Hutten" noch die folgende, überaus feine und stichhaltige Bemerkung bei: „Um diese Aufgabe so erfolgreich zu lösen, muß sich zu der poetischen Begabung ein gleiches Maß durchdringenden, unbestechlichen Verstandes gesellen. Dem bloßen Talent fehlt dieser nur allzu häufig und sein Abgang bringt es um seine beste Wirkung; dem Genie hingegen ist er unzertrennlich beigesellt und eines seiner charakteristischen Kennzeichen." Und schon ihre zweite frühere Besprechung, diejenige von Meyers Bündnergeschichte „Jürg Jenatsch" in der „Wiener Abendpost" vom 13. Juni 1877, welche ihrem Briefe an Meyer vom 15. Juni 1877 [vgl. Texte Nr. 1] beigefügt war, beschloß die österreichische Dichterfreundin mit den von ehrlichster Begeisterung und rührender Anhänglichkeit zeugenden Worten: „Noch gar manches ließe sich zum Lobe dieses herrlichen Buches bemerken, doch mag es an dem Gesagten genügen. Der Leser darf mir aufs Wort glauben, daß seit Jahren und Jahren kein Roman von gleichem Werte in Deutschland erschienen ist. Mehr als jeder eigene literarische Erfolg würde es mich freuen, wenn es meinen Worten gelingen sollte, die Aufmerksamkeit des österreichischen Lesepublikums auf dieses mächtige Werk und dieses großartige Talent hinzulenken."

In Anbetracht solcher begeisterter Huldigungen und so getreuen Vorkämpfertums, wie sie aus den brieflichen Zeugnissen noch deutlicher zu uns sprechen, kann es nicht in Erstaunen setzen, daß sich auch Meyer viel Gutes von der warmen Fürsprache der in österreichischen Literaturkreisen hoch angesehenen und manches gewichtige Urteil mitsprechenden Dichterin versprach, wie das aus einigen schriftlichen Äußerungen gegenüber seinem Verleger Hermann Haessel in Leipzig, der seinerseits mit Betty Paoli im Briefwechsel gestanden hat, deutlich hervorgeht. Ich setze die paar Briefstellen auszugsweise nach A. Freys Briefpublikation hierher. In einem Briefe C. F. Meyers an H. Haessel vom 12. Januar 1877 (a. a. O. Band II, S. 66) lesen wir: „Der Brief von Betty Paoli [vermutlich ein an Haessel gerichteter und von diesem Meyer zugestellter] hat mir Freude gemacht. Ich denke, wir können mit dem vorläufigen succès d'estime schon zufrieden sein. Das weitere wird sich ja geben ..... (ich habe die Rezension [des „Jenatsch" im Entwurf?] zum Teil nach Florenz der Schwester gesandt) und schicke ihr auch den Brief von B. Paoli, mit Ihrer Erlaubnis. Ob diese ihren Artikel (nach den zwei vorangegangenen) noch in die Allg [emeine Zeitung] bringt, ist sehr fraglich." Im Schreiben vom 17. Februar 1877 (a. a. O. Band II, S. 67) finden wir dann folgende, bedeutsame Stelle: „Am meisten freue ich mich auf die Rezension von Betty Paoli, die mir persönlich sympathisch ist. Ich will ihr recht gern einmal einen Gegendienst leisten, da ich es mit Freude tun kann." Leider scheint es nie zu einer Ausführung dieser lobenswerten Absicht C. F. Meyers gekommen zu sein. Am 16. Juni 1877 (a. a. O. Band II, S. 70) bemerkt Meyer gegenüber Haessel: „A. Meißner schreibt mir heute, Frau Betty Paoli habe einen langen Artikel über Jenatsch veröffentlicht. Wo? Ich glaube im Neuen Wienertagblatt". Darunter ist jedenfalls Betty Paolis schon oben erwähnter Aufsatz „Ein schweizerischer Dichter", eine spezielle Besprechung des „Jenatsch", zu verstehen, welcher in der Beilage zur „Wiener Abendpost" vom 13. Juni 1877 erschien und von der Verfasserin mit einem Begleitschreiben (vgl. Brief Nr. 1 vom 15. Juni 1877 [wohl nicht 1875, wie er im Original irrtümlich datiert scheint]) direkt an Meyer gesandt wurde. Endlich stoßen wir in dem Schreiben Meyers an Haessel vom 2. Mai 1880 (a. a. O. Band II, S. 98) auf die Notiz: „Ich hoffe, die ‚andächtigen Schauer' der guten Betty Paoli werden sich in einem Wienerblatt zu einer Rezension verdichten. Keine einzige steht mir gewiß in Aussicht!" eine Angabe, die sich vermutlich auf eine von B. Paoli Haessel in Aussicht gestellte Besprechung von Meyers Novelle „Der Heilige" bezieht. (Vgl. Texte Nr. 4.

B. Paolis Schreiben an H. Haeffel vom 3. November 1881.) Und noch auf einer Postkarte Meyers an den, damals in Wien weilenden Hermann Friedrichs vom 10. September 1881 (a. a. O. Band II, S. 358) lesen wir ein paar Worte freundlichen Gedenkens an die befreundete Wienerin: „Vergessen Sie ja nicht, mir Betty Paoli recht herzlich zu grüßen." Die schriftlichen, direkten Freundschaftsbeweise C. F. Meyers an B. Paoli reichen gemäß unseren Belegen noch bis zum 3. April 1884. Den letzten Brief B. Paolis zu Meyers Geburtstag vom 10. Oktober 1886 (vgl. Texte Nr. 11) scheint Meyer nicht mehr erwidert zu haben oder das Antwortschreiben ist nicht mehr erhalten.

Aus ihren Aufsätzen und brieflichen Äußerungen gewinnen wir ein deutliches Bild, wie Betty Paoli bereits im Laufe der Siebzigerjahre mit großem, unermüdlichem Eifer für die gebührende Anerkennung der Dichtungen C. F. Meyers bei ihren österreichischen Landsleuten, speziell in den maßgebenden Wiener Literaturkreisen gewirkt hat. Ihr unbestreitbares und hohes Verdienst ist es, als eine der ersten und treuesten Verehrerinnen C. F. Meyers mit der, dem weiblichen Geiste so oft innewohnenden Scharfsichtigkeit, einer Art seelischen Instinkts, sein Wesen richtig erkannt, sein Wirken recht verstanden und seine Werke nach Gebühr beurteilt und eingeschätzt zu haben. Wie schön und zutreffend äußert sie sich bei Gelegenheit der Betrachtung von Meyers lyrischen Schöpfungen, eben in der mehrerwähnten „Jenatschkritik" des Jahres 1877 einmal über unseren schweizerischen Dichterfürsten, wenn es dort heißt: „Daß solche geistige Freiheit, solche Objektivität und innere Wahrheit kein bloßes Geschenk der Natur, sondern der Preis vorangegangener Kämpfe sind, mag der Menschenkundige wohl erraten, ausgesprochen jedoch wird es mit keinem Worte. Jean Paul sagt irgendwo: ‚Ein Bettler zeigt seine Wunden, ein Held seine Narben.' Unser Dichter verschmäht auch das letztere, wie denn überhaupt eine stolze Keuschheit des Empfindens zu seinen hervorstechendsten Zügen gehört."

Doch wir wollen unsere Darstellung dieser poetisch-menschlichen Geistesverwandtschaft zwischen Betty Paoli und C. F. Meyer hier nicht weiter ausdehnen, sondern im folgenden die uns noch erhalten gebliebenen, schriftlichen Denkmäler derselben ungestört für sich selbst sowie für die Eigenart ihrer Urheber sprechen lassen.

1.

B. Paoli an C. F. Meyer.

Wien, 15. Juni 1877.
I. Habsburgergasse Nr. 5.

Hochgeehrter Herr!

Mit nicht geringer Beklommenheit übersende ich Ihnen gleichzeitig mit diesen Zeilen die Besprechung Ihres Romans. Äußere und innere Gründe haben mich mit derselben so sehr lange zögern lassen. Der am schwersten wiegende war die geheime Scheu, die ich empfand, über ein Meisterwerk, wie Ihr „Georg Jenatsch" ist, ein literarisches Urteil zu fällen. Alles was ich zu seinem Preise sagen konnte, schien mir viel zu arm, viel zu gering, — ja es kam mir wie eine Anmaßung vor, in diesem Falle das Wort zu ergreifen. Wo die Bewunderung am größten ist, wird man der eigenen Unzulänglichkeit am schmerzlichsten inne. Was mich schließlich bewog, die Arbeit dennoch vorzunehmen, war die Herrn Haeffel gegebene Zusage und außerdem die trübselige Überzeugung, daß keiner der mir bekannten Wiener Journalisten die Sache viel besser machen würde als ich, der, in Ermangelung anderer Eigenschaften, mindestens ein lebendiges Gefühl für das Große und Echte innewohnt. So habe ich denn den Aufsatz geschrieben. Keinen Augenblick habe ich mir eingebildet, daß er wahrhaft genügen könne — ich werde mich schon sehr glücklich schätzen, wenn Sie ihn nicht geradezu schlecht finden. Um den richtigen Begriff von der Größe und Macht Ihres Talentes zu geben, müßte die Besprechung viel ausführlicher sein, — jede Gestalt, die aus Ihrer Hand hervorgeht, ist eine Schöpfung. Ich mußte mich jedoch auf einen bestimmten Raum beschränken, und deshalb vieles ungesagt lassen. Die beiden Rezensionen Ihres Romans, die in der „Augsburger Allgemeinen" erschienen sind, waren auch nicht zureichend. Ganz unstatthaft fand ich namentlich in der einen, (ich glaube der von Kinkel) die Bemerkung, die inneren Kämpfe, die es Jenatsch kostete, zum Katholizismus überzutreten, müßten klarer dargestellt sein. Als ob ein Charakter dieses Schlages, auf diesem Punkt seiner Entwickelung angelangt, sich noch um religiöse Motive kümmerte! Jenatsch wurde katholisch aus demselben Grunde wie Heinrich IV.: Paris vaut bien une messe! Doch genug! Lesen Sie meinen Aufsatz mit aller freundlichen Nachsicht, die Sie auftreiben können und nehmen Sie den guten Willen für die That!

Mit inniger Bewunderung und dem herzlichen Wunsch, daß Ihnen das Schicksal so hold sein möge, wie die Natur es Ihnen war,

Ihre

ergebenste
Betty Paoli.

2.

C. F. Meyer an B. Paoli.

Verehrte Frau,

Haeffel hat mir Ihre Zeilen mitgeteilt und Ihre Sympathie hat mir sehr wohl gethan, wenn ich auch das Lob in dieser Ausdehnung natürlich zurückweisen muß.

Ich kann es nicht unterlassen, Ihnen in Kürze zu sagen, was durch die Einrahmung der Novelle[1]), wie mir scheint, gewonnen wurde, freilich um den Preis der Unwahrscheinlichkeit einer circa drei Stunden langen Sitzung, obwohl sich sagen läßt, daß zwei Alte lange beim Wein sitzen können.

[1]) Der Heilige.

1. Ein idyllischer Rahmen für eine harte und grausame Geschichte.
2. Energische Angabe des Kostüms durch ein lebendiges Stück Mittelalter, ich meine den Armbruster mit seinem Vorleben und seinem Raisonnement.
3. Schiebung der von mir an der Geschichte verübten Frevel auf das schwache Gedächtnis eines alten Mannes.
4. Die Hauptsache, Beglaubigung durch einen Augenzeugen des rein aus meinem Gemüte gehobenen und in der Wirklichkeit schwer ein Analogon findenden Charakters des Heiligen.

Grüßen Sie mir Laube, den ich langeher sehr hoch halte, ja geradezu lieb habe, ohne ihn zu kennen.

Und empfangen Sie noch einmal meinen Dank für Ihre Güte.

Ihr

Kilchberg bei Zürich
19. Apr. 1880.

Ferd. Meyer.

3.

B. Paoli an C. F. Meyer.

Wien, 14. Januar 1881.

Hochverehrter Herr!

Inständig bitte ich Sie: verzeihen Sie mir mein scheinbares Unrecht gegen Sie und befreien Sie mein Gewissen von den Skrupeln, die es bedrängen. Es handelt sich um Ihre Novelle „Der Heilige". Reisen, Krankheit, Hauskreuz aller Art verhinderten mich bis zum vorigen Herbst, über dieß merk- und bewunderungswürdige Buch zu schreiben. Endlich, im November, ging ich an diese Arbeit und schrieb einen umfangreichen Aufsatz, den ich der „Wiener Allgemeinen Zeitung" einsandte. Sie erklärte sich bereit, ihn abzudrucken, zögerte aber damit ungebührlich, lange, und inzwischen stiegen allerlei Zweifel in mir auf. Schon während der Arbeit hatte ich ein Bedenken nicht unterdrücken können: mir fehlte in der Novelle die Brücke, die vom Kanzler zum Erzbischof leitet. Ich ließ mir's aber nicht gelten und schrieb weiter, mich überredend, daß der Fehler nur an mir, nicht an Ihnen liegen könne. Aber zu solch einem definitiven Sacrifizio dell' intelletto bin ich nicht gemacht, und Sie wären gewiß der letzte, der es guthieße. Mein Geist ist im Vergleich mit dem Ihren ein armseliges Atom, allein die Verpflichtung, gegen sich selbst ehrlich zu sein, hat er deshalb nicht minder. Mit all dem Vertrauen, das man wahrer Größe zollt, bitte ich Sie um Aufschluß über den Wendepunkt Ihrer Novelle. Mir ist als wäre das Bild Ihres Helden hier vor Ihrem Blick in's Schwanken geraten. Trotz alles Nachsinnens kann ich zu keiner bestimmten Einsicht in die Vorgänge in seinem Innern gelangen. Er will an König Heinrich Rache nehmen für das ungeheuere Leid, das dieser ihm zugefügt hat; dieß steht fest. Wie aber weiter? Wodurch läßt sich die Askese erklären, der er sich nun ergiebt? Ist der Mann ein Heuchler, der sich der Frömmigkeit als einer Waffe gegen seinen Feind bedient? Diese Auslegung scheint mir insofern nicht zulässig als Becket's Natur zu edel, vor allem zu vornehm angelegt ist, um sich zur Heuchelei herabzuwürdigen. Hat ihn der Jammer, der ihn bis in's Mark des Lebens traf, in der That dem Glauben in die Arme getrieben? Auch dieß scheint mir unmöglich. Ein Mensch, der wie Becket sich in der höchsten, freiesten Gedankenregion zu bewegen gewöhnt war, kann nicht durch ein ihm widerfahrenes Unglück plötzlich zur Gläubigkeit bekehrt werden. Wo liegt also die Lösung des Rätsels? Mit gefalteten Händen bitte ich Sie: machen Sie mich damit bekannt. Nennen Sie mich albern, einfältig, was Sie wollen, nur sagen Sie mir, wie Sie sich jene Wandlung im Charakter Becket's dachten. Gewiß haben viele Leser das Buch mit dem größten Interesse gelesen, aber sich so ganz in dasselbe versenkt und hineingelebt wie ich haben wohl nur wenige. Und da

stehe ich nun vor einer Lücke, die ich in keiner Weise auszufüllen weiß, wenigstens nicht aus eigenem Vermögen. Sie glauben nicht, wie unglücklich mich das macht. Ich möchte so gern nur unbedingtes Lob aussprechen und kann es nicht, solange jene Lücke noch aufklafft. Aus diesem Grunde habe ich den erwähnten Aufsatz, der über dieselbe „le coeur léger" hinwegsetzte, zurückgezogen. Ich will den Passus, der mich so arg bedrängt, umarbeiten, sobald mir von Ihnen die erbetene Auskunft zugekommen sein wird. Seltsamerweise hat keiner Ihrer Kritiker jenen Übelstand, der mir so scharf in's Auge fällt, gerügt. Bin ich denn allein sehend oder allein blind? Ihre Antwort wird mir es sagen. Dieselbe sehnlich erwartend verbleibe ich mit der größten Verehrung und Ergebenheit

Ihre

Sie bewundernde

Betty Paoli.

4.

B. Paoli an H. Haessel.

Wien, 3. November 1881.

Geehrtester Herr!

Durch unsern gemeinsamen Freund, Dr. Laube, erfuhr ich, daß Sie sich vor einiger Zeit nach mir erkundigt und nebenbei gefragt haben, ob ich denn nicht mehr schreibe. Vermutlich wurde diese Frage durch das Schweigen hervorgerufen, das ich über C. F. Meyers „Der Heilige" beobachtete. Ich bin Ihnen darüber eine Erklärung schuldig und will Sie Ihnen hier geben.

Bei der ersten Lektüre überwältigte mich die in Rede stehende Novelle ganz und gar. Ich war von der großartigen Behandlung des mächtigen Stoffes geradezu hingerissen, und schrieb in diesem Sinne eine Rezension, welche der Redakteur der „Wiener Allgemeinen Zeitung" aufzunehmen bereit war. Bevor sie aber noch zum Druck gelangte, las ich das Buch ein zweites und drittes Mal, dachte viel darüber nach und nun stiegen mir Zweifel auf, deren Lösung ich mir direkt von Meyer erbat. Meiner Empfindung nach wird uns der Charakter der Hauptperson von dem Augenblick an, in welchem die Handlung auf ihren Gipfelpunkt gelangt ist, undeutlich und unklar. Wir erhalten kein anschauliches Bild von den Seelenvorgängen, die Thomas bewegen, nach dem ungeheuren Leid, das der König ihm zugefügt hat, noch bei diesem auszuharren, und unwillkürlich geraten wir auf die Vermutung, es geschehe nur um Gelegenheit zur Rache zu finden. Ist dem aber so, so können wir in der Askese, der er sich sobald er Primas geworden, ergibt, nur einen diplomatischen Schachzug erkennen, umso mehr, als die Umkehr eines Freidenkers wie Thomas zur kirchlichen Frommgläubigkeit als ein Ding der Unmöglichkeit betrachtet werden muß. Hier ist in dem bis dahin so meisterhaft gezeichneten Charakter ein Bruch, der sich nicht ausgleichen läßt. Ich schrieb an Meyer und legte ihm die Punkte dar, an welchen ich Anstoß nahm; er antwortete mir in liebenswürdiger aber leider nicht in befriedigender Weise, und da ich mir nun garnicht mehr zu helfen wußte, zog ich mein Manuskript zurück. Ich konnte es nicht über mich gewinnen, über das Werk eines Schriftstellers, dessen geistige Macht und Bedeutung von niemand begeisterter anerkannt werden kann als von mir, einen Tadel auszusprechen, und ebenso wenig wollte ich mein Gewissen beschweren, indem ich mit dem was mir wahr schien, hinter'm Berge hielt. Hier haben Sie den Verlauf der ganzen Angelegenheit, die mich vielfach bedrängt und mir schwer auf dem Herzen gelastet hat — schwerer als richtig und vernünftig war, denn Meyer bedarf wahrlich meines Lobes nicht. Seine Größe ist so imponierend, daß sie schließlich allgemein anerkannt werden muß, es kommt nur auf ein Früher oder Später an,

sein endgültiger Sieg über alle Widersrebenden ist unzweifelhaft. Aber es wäre mir eine so große Freude gewesen, sein neuestes Werk ein makelloses zu nennen, und das war mir in dem gegebenen Falle unmöglich, wenn ich mir gegenüber wahr sein wollte. Einen Tadel gegen Meyer vorzubringen, wäre mir wie eine freche Lästerung des größten, ja des einzigen Genies erschienen, das die Literatur der Gegenwart besitzt. Darum schwieg ich gänzlich. Ich habe Ihnen nun meine Gründe dargelegt und hoffe, Sie werden dieselben billigen, ja mich bedauern, daß ich hier, wo ich so gern gesprochen hätte, mich zu dumpfem Schweigen entschließen mußte. Sagen Sie mir, wenn auch nur in zwei Worten, daß Sie meine Motive verstehen und meine Handlungsweise nicht mißbilligen.

Sie meiner aufrichtigen Hochachtung versichernd, verbleibe ich

Ihre

ergebenste

Betty Paoli.

5.

M. von Ebner-Eschenbach an C. F. Meyer.

Wien 9/12 1882.

Verehrter Herr Doktor!

Im Auftrag Fräulein Betty Paoli's erlaube ich mir diese Zeilen an Sie zu richten. Fräulein Paoli leidet seit mehreren Monaten an einem sehr schmerzhaften Gelenkrheumatismus, und ist außer Stande, die Feder zu führen. Daß sie Ihnen, verehrter Herr Doktor, ihren herzlichen Dank für die Zusendung Ihrer Gedichte nicht selbst aussprechen kann, ist ihr ein wahrer Kummer. Sie hätte Ihnen so gern gesagt, wie lebhaft und tief das Entzücken ist, das Ihr herrliches Buch ihr und allen Ihren zahlreichen Wiener Verehrern erweckt hat.

Nehmen Sie die Entschuldigung des vorläufigen Schweigens Fräulein Paoli's und ihre innigsten Grüße gütig entgegen, und gestatten Sie, verehrter Herr Doktor, auch einer Ihnen Unbekannten sich nennen zu dürfen,

Ihre, Sie bewundernde

Marie Ebner-Eschenbach.

6.

B. Paoli an C. F. Meyer.

Wien, 9. Mai 1883.

Hochverehrter Herr!

Nach siebenmonatlicher schmerzvoller Krankheit bin ich noch heute so leidend und erschöpft, daß ich Ihnen nicht ausführlich schreiben kann, wie es mein Wunsch wäre. Ich muß mich darauf beschränken, Ihnen für die Zusendung Ihrer herrlichen Gedichte zu danken, während ich Ihnen doch so gerne eingehend sagen möchte, wie tief und mächtig sie auf mich gewirkt haben. In Gedanken und Ausdruck tragen sie das Gepräge der Großartigkeit, die der charakteristische Zug Ihres Wesens ist. Ich glaube, ich würde jede Zeile und jeden Vers aus Ihrer Feder auch ohne Namensunterschrift als von Ihnen kommend erkennen. Man fühlt sich bei Ihnen von einem Geiste angeweht, der, eben weil er nicht von dieser Welt ist, uns dieselbe in ihren Höhen und Tiefen umso besser begreifen läßt. In allem Wechsel der Zeiten wissen Sie das Unverrückbare, Ewige herauszufinden und mit unübertroffener Meisterschaft das geistige Kostüm zu schildern, mit dem die jeweilige Kulturstufe es bekleidet. Mag der Stoff Ihrer Gedichte der antiken Welt — unter diesen ist mir namentlich „die Parze“ eines der

liebsten — oder der Renaissancezeit entnommen sein, stets sind sie von gleicher innerer Wahrheit und künstlerischer Vollendung. Das sind nicht die Anschauungen und Empfindungen eines Einzelnen — es ist gleichsam die Stimme der Menschheit, die wir in Ihren Worten vernehmen. Das ist auch eines der Merkmale, an denen Sie erkenntlich sind: Die Abwesenheit alles nur Persönlichen bei so großer, scharf ausgeprägter Eigentümlichkeit, die Sie auch eine nur Ihnen angehörige Sprache finden ließ. Manches darin ist rauh und herb, aber es dürfte nicht anders sein, wenn der wesentliche Zug der Physiognomie nicht verwischt und abgeschwächt werden sollte. Wie vieles möchte ich diesem beifügen! Aber ich habe Ihnen auch noch andres zu sagen und muß trachten, damit zu Stande zu kommen, bevor mein armes Bischen Kraft mich ganz verläßt.

Sie ließen mir durch Baronin Ebner den Wunsch ausdrücken, meine Gedichte zu erhalten. Ich unterwerfe mich Ihrem Willen, doch kann ich mich eines Gefühls von Beschämung nicht erwehren, indem ich die köstlichen Spenden, die ich Ihnen verdanke, in so unzureichender Weise erwidere. Sie dürfen mir dies auf's Wort glauben — es gibt keinen unversöhnlicheren Feind der Phrase und Affektation als ich bin. Nehmen Sie es buchstäblich, wenn ich Ihnen sage, daß ich an meinen Gedichten, vielleicht mit Ausnahme des letzten Bandes jetzt keine Freude mehr habe. Mein Wesen und meine Anschauungen haben sich im Laufe der vielen Jahre dermaßen verändert, daß ich mich in meinen früheren Gedichten nicht wiedererkenne; ich lese sie, als wären sie von einer anderen Person (lese sie übrigens nur ungern und wenn eine unvermeidliche Korrektur mich dazu nötigt) und staune über die ungeheure Anmaßung, die darin liegt, sich so als den Mittelpunkt der Welt zu betrachten, zu glauben, daß man ein ganz eigenes, von dem aller andern verschiedenes Schicksal habe. Ich war eben sehr jung, sehr unerfahren und die Leidenschaftlichkeit meiner Natur war durch keine vernünftige Erziehung auf höhere, allgemeine Ziele hingelenkt worden. So präsentiere ich mich denn als ein zwar wirkliches, aber schlecht verwertetes Talent, das unter günstigeren Bedingungen weit besseres hätte leisten können, so aber im ganz Persönlichen stecken blieb. Nach diesem Bekenntnis werden Sie begreifen, daß mir vor dem Eindruck bangt, den diese so ganz vom lieben Ich beherrschten Gedichte gerade auf Sie, den Allfühlenden machen werden. Genug, ich thue nach Ihrem Willen — von anmaßender Eitelkeit ist wahrlich nichts dabei. Mit treuer Verehrung und Wertschätzung

Ihre

ergebenste

Betty Paoli.

7.

C. F. Meyer an B. Paoli.

Verehrte Frau,

Für das gewünschte Geschenk Ihrer Dichtungen danke ich auf's Herzlichste. Ich werde langsam und in Stimmung lesen. Beim ersten Hineinblicken etwas Schönes gefunden (ein Brautpaar). Auch in die Jugendgedichte habe ich geblickt — ich bitte Sie, diese sind in ihrer leidenschaftlichen Befangenheit ja gerade die schönsten.

Ich schreibe Ihnen wohl bald eine Zeile über das Ganze, wie ich es vermag.

Ich wünsche völlige Genesung.

Der Ihrige

Pfingsten 1883. C. F. Meyer.

8.

C. F. Meyer an B. Paoli.

25. Mai 1883.

Verehrtes Fräulein!

Jetzt nach Sonnenuntergang unter den Bäumen lesen sich lyrische Gedichte sehr gut. Das Anziehendste, den individuellen Zug vorbehalten, führen mich die Ihrigen in die Tage Herwegh's, Lenau's, Beck's zurück, welche ich ja auch erlebt habe. Mir ist überhaupt, ich hätte schon mehrmals gelebt.

In diesem Leben

verehrungsvoll

CFM.

9.

B. Paoli an C. F. Meyer.

Wien, 2. April 1884.

Hochverehrter Herr!

Zweifelnd frage ich mich, ob ich nicht durch mein langes Schweigen das Recht, Ihnen zu schreiben, verwirkt habe. Sie können kaum anders, als mich für das undankbarste Geschöpf auf Erden halten. Für alle Güte, die Sie mir bewiesen, indem Sie so freundliche Worte an mich richteten und mir Ihre vielersehnte Photographie schickten, habe ich in einem vollen Jahre nicht ein Zeichen des Dankes gegeben. Das scheint sehr herzlos und sehr abscheulich, aber glauben Sie mir, verehrter Herr, es scheint nur so — ganz so schuldig, wie Sie wohl meinen mögen, bin ich nicht. Zuerst wurde ich durch eine lange, schwere Krankheit, deren Folgen ich noch heute verspüre, vom Schreiben abgehalten, später versank ich in einen Zustand gänzlicher Willenlosigkeit, die mich starr und stumm machte. Als ich aus dieser Lethargie erwachte, hatte ich nicht den Mut, Ihnen zu schreiben. Mich überkam jene falsche Scham und Scheu, die man immer empfindet, wenn man Dinge gethan oder unterlassen hat, die man vor sich selbst nicht verantworten kann. Es kommt wohl mitunter vor, daß der Mensch ein zu strenger Richter seiner selbst ist und die mildernden Umstände, die seine Handlungen minder arg erscheinen ließen, nicht gehörig in Betracht zieht. Dieß war mein Fall. Ich weiß nicht, welches Ende dieser Zustand schmerzlicher Reue genommen hätte, wenn mir nicht durch die Reise des Fräuleins Druskowicz nach Zürich ein Rettungsseil geboten würde. Sie wird Ihnen diese Zeilen überbringen und meine Fürsprecherin bei Ihnen sein, d. h. sie wird Ihnen besser als es in einem Briefe geschehen kann, erklären, wie es kommen konnte, daß ich Ihnen so lange kein Lebenszeichen gab. Auch wird sie Ihnen meine Photographie überbringen. Leider ist diese schon vor zwölf Jahren aufgenommen worden; zwölf Jahre aber setzen sich nicht blos in die Kleider. Ich hätte Ihnen so gern ein meinem gegenwärtigen Aussehen entsprechendes Conterfei geschickt und wollte mich eigens für Sie photographieren lassen, ich bin jedoch noch nicht fest genug, um mich in so ein kaltes, exponiertes Atelier zu wagen. Das muß auf eine spätere Zeit verschoben bleiben.

Lassen Sie mich Ihnen nur noch sagen, daß ich in meiner langen Leidenszeit aus Ihren Werken, vor allem aus Ihren Gedichten Erquickung und Erhebung geschöpft habe; — seien Sie mir dafür gesegnet! —

Verehrungsvoll Ihnen ergeben

Betty Paoli.

10.

C. F. Meyer an B. Paoli.

Kilchberg, 3. April 1884.

Verehrte Frau!

Keinen Augenblick verschiebe ich, Ihnen herzlich für die zugesendete Photographie zu danken. Ich weiß nicht, verehrte Frau, was Sie mir gegenüber sich vorzuwerfen hätten, kein Mensch ist weniger förmlich als ich. Wo ich ehre und traue, das bleibt und besteht, mit und ohne Briefe.

Ihr Bild — ist es jünger, steht es der Verfasserin Ihrer Gedichte näher, und dann gehört uns doch wahrlich sub specie aeterni das jüngere so gut als das ältere eigen — gefällt mir sehr und nicht viel anders habe ich Sie zwischen den Zeilen Ihrer Gedichte blicken sehen. Wenn aber gelegentlich ein aktuelleres Bild verfertigt würde, wäre ich auch für dessen Mitteilung sehr dankbar. Die Vergleichung beider wäre interessant und gewiß ehrenvoll.

Zeither lebe ich innerlich still mit manchen bürgerlichen und geselligen Beziehungen, welche mich aber nicht tiefer berühren, auf meinem Landsitzchen, das mir lieb ist, in mäßiger Arbeit und die Geberden des literarischen Marktes, wie ich dieselben aus der Ferne in den Zeitungen sehe, verwirren mich nicht und belehren mich nicht. Ich gehe meinen natürlichen Weg ohne Voreingenommenheit, Absicht und Schule — wären die körperlichen Warnzeichen nicht, ich wüßte mir kein schöneres Alter als — das Alter, welches für mich nach der Natur bald beginnen wird. Nicht wahr, verehrte Freundin?

Ich habe neulich meinen, von Ihnen beanstandeten „Heiligen" wieder gelesen. Verbrennen Sie, bitte, was ich Ihnen in einer schlimmen Stunde Exegetisches darüber geschrieben habe. Es war lauter dummes, nachträglich ersonnenes Zeug. Die Wahrheit ist, daß ich den Thomas so sah. Damit gut.

Ich erwarte heute stündlich Frau und Kind (die 4jährige Milly) aus dem Süden zurück. Herzlichste Grüße an Laube von Ihrem

CFMeyer.

11.

B. Paoli an C. F. Meyer.

Wien, 10. Oktober 1886.

Hochverehrter Herr!

Dieser Brief soll Ihnen sagen, daß in weiter Ferne eine Ihnen persönlich Unbekannte den 12. Oktober mit bewegtem Herzen und den innigsten Glückwünschen feiern wird. Es ist der Tag, an dem Sie der Welt geschenkt wurden. Wenn irgend einer, verdient dieser festlich begangen zu werden. Was mich betrifft, so weiß ich wahrlich nicht, wie ich Ihnen für all die edeln Genüsse, die Sie mir für und für bereitet haben, genug danken soll. Was mir in diesen letzteren Jahren an innerer Erhebung und Befreiung zu Teil wurde, rührt fast nur von Ihnen her. Zu meiner Bewunderung für den großen Dichter gesellt sich die liebevolle Verehrung für den geistigen Wohlthäter. Ich bin alt und, wie es das Alter mit sich bringt, wohl auch krittlich; es kommt selten etwas vor, das mir reine Freude gewährte. Und nun sind Sie — gerade vor zehn Jahren — erschienen; aus Ihren Werken schöpfte ich den trostvollen Beweis, daß es nicht Stumpfsinn ist, was mich für die Erzeugnisse der neuesten Literatur gleichgiltig macht, und daß ich für das Ächte, Große, Vollendete auch heute noch die begeisterte Empfänglichkeit meiner Jugendzeit besitze. Immer wieder kehre ich zu Ihren Büchern zurück und mit stets erhöhter Freude daran, weil ich immer tiefer in Ihre Eigenart eindringe. Nicht eine Zeile, von dem, was Sie geschrieben haben,

möchte ich missen, doch sind es vor allem Ihre Gedichte, die mir's geradezu angethan haben. Sie begleiten mich überall hin, was eigentlich insoferne überflüssig ist, als ich sie halb auswendig weiß; aber das Buch vor mir zu sehen, gewährt mir ein Wohlgefühl, wie die Gegenwart eines Freundes. Ich finde das Höchste und Tiefste darin ausgesprochen, wie sonst nirgends. Zu den alten Lieblingen, die ich gleich beim ersten Durchlesen in mein Herz schloß, gesellten sich fortwährend neue, jetzt endlich erscheint mir das ganze Buch wie ein lebendiger Organismus, dessen Teile alle gleichwertig sind. Durch Sie ward ich auch in meiner von jeher gehegten Überzeugung bestärkt, daß nur wer den Vers zu meistern vermag, im Stande ist, eine vollendet schöne Prosa zu schreiben. — Mit dem größten Herzensinteresse las ich Ihre leider nur so kurze Selbstbiographie. Mir fiel darin besonders auf, daß Sie sich dem Drama ferngehalten haben, wie kommt dieß? Man sollte meinen, daß ein Dichter von so reicher Phantasie, so scharfem psychologischem Blick und überzeugender Gestaltungskraft sich gerade zum Drama hingezogen fühlen müßte. Ist es Ihr beständiger Aufenthalt auf dem Lande, der Ihnen den Gedanken, von der Bühne herab zu wirken, ferne rückte? Oder sind es die Concessionen, die man dem Theater machen muß? Fast möchte ich das letztere glauben. So wie ich Sie mir denke, würden Sie nicht um ein Jota von Ihrer künstlerischen Überzeugung abgehen, um ein Stück bühnenfähig zu machen.

Wahrhaft gerührt hat es mich, daß Sie Ihre „Hochzeit des Mönchs" dem Andenken Laube's gewidmet haben. Es kann nur in der gütigen Absicht geschehen sein, Haessel eine Freude zu machen; er hing eben sehr an Laube und hatte ihm in der That vieles zu verdanken. Auch ich war durch mehr als dreißig Jahre mit Laube eng befreundet und habe sein Dahinscheiden als einen schweren Verlust empfunden, aber seine schriftstellerische Bedeutung war nicht der Art, um in dem Umstand, daß ein Dichter Ihres Ranges dem Verstorbenen eines seiner Meisterwerke widmete, etwas Anderes als einen Akt der Güte erblicken zu lassen.

Entschuldigen Sie die Länge dieser Epistel. Ich konnte mir's nicht versagen, einmal wieder und so recht aus vollem Herzen zu Ihnen zu sprechen.

Mit innigster Verehrung und Ergebenheit

die Ihre.

Betty Paoli.

Miszellen.

Goethes etymologische Deutung von Mephistopheles.

Aus dem Kreise meiner Schüler kam mir die Anregung, ob nicht die bekannte Stelle im Faust I. Teil 1336 f.: „Ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft" aus dem Wortsinne des Namens Mephistopheles erklärt werden könnte. Und in der Tat — obgleich Goethe an Zelter (am 20. November 1829) schreibt: „Woher der Name Mephistopheles entstanden, wüßte ich direkt nicht zu beantworten" — will es mir scheinen, als ob Goethe die Selbstdefinitionen des Mephisto durch etymologische Ausdeutung des Namens gewonnen hätte. Als den zweiten Bestandteil hätte er demgemäß ωφέλης angesehen, von ωφελέω Gutes tun, Nutzen schaffen. So bedeutete für Goethe opheles „und stets das Gute schafft", logisch erschlossen (s. u.) hätte der Dichter daraus als notwendiges Charakteristikum des Teufels die Antithese:

„der stets das Böse will“. Tatsächlich betrachtet Roscher[1]), wie ich nachträglich gefunden habe, ωφέλης als etymologischen Bestandteil von Mephistopheles. Goethe gehörte nunmehr die Priorität dieser Erklärung, und die von dem Dichter unter den verschiedenen Namensformen getroffene Wahl von „Mephistopheles“, worauf Roscher S. 97 ibid. Anmerkung 293 b hinweist, wäre „bewußt“ geschehen. Ich möchte nun weiter vermuten, daß Goethe in Mephist einen Anklang an irgend eine Form von μή φημί „verneinen“ gefunden hat, so daß die zweite Selbstdefinition: „Ich bin der Geist, der stets verneint“ ebenfalls etymologisierend den Namen auslegte. Endlich möchte ich noch zur Erwägung geben, ob Goethe nicht bei der dritten Selbstdefinition: „Ich bin ein Teil des Teils, der anfangs alles war, Ein Teil der Finsternis, die sich das Licht gebar“ den Bestandteil ophel noch einmal anders, in Anlehnung an das hebräische 'ōphēl „Finsternis“ ausgedeutet hat. Ich gestehe, daß es einem etwas gegen den Strich geht, Goethe solche dürren, zum Teil spielerischen Etymologien als Vehikel für die tiefsinnigen Selbstdefinitionen zuzumuten, aber am Ende gibt einem ja der „Faust“ das Recht dazu, und möglicherweise sind diese Etymologien nur äußere Anlehnungen für die in Goethes Bewußtsein schon bereitgelegenen Züge Mephistos gewesen. Jedenfalls würde durch eine solche Auffassung dieser Teil der Dichtung, der bekanntlich manches Bedenken erweckt (s. Minor, Goethes Faust, II. Bd. Stuttgart 1901, S. 162), dem Verständnis nähergebracht. In eine neue Beleuchtung rückten dann auch die Verse 1327 bis 1335. Als Mephisto seinen Namen nicht nennen will, aus dem man nach Faust das „Wesen“ dieser „Herrn“ lesen kann, kehrt Goethe das Verhältnis um, läßt Faust mit den Worten: „Nun gut, wer bist du denn?“ nach dem Wesen fragen, und Mephisto deutete dann selbst, wie gezeigt, in der Antwort seinen Namen aus. So angeschaut, wären diese Verse ein versteckter Hinweis auf des Dichters Verfahren und eine kräftige Stütze für meine Vermutung.

Nur der Deutlichkeit halber habe ich im vorhergehenden nach dem Vorgange von Kuno Fischer von Selbstdefinitionen gesprochen. In Wirklichkeit liegt nur eine Selbstdefinition vor, die vom Namen ausgeht, und alles Folgende ist als Erläuterung dazu gedacht, was Goethe auch durch die Fragen Fausts, V. 1338 und 1345, kenntlich macht. Dadurch erübrigt sich die Erklärung Fischers, der es an Gewaltsamkeiten nicht fehlt (Goethes Faust, III. Bd. S. 347, in den „Goetheschriften“). Diese Selbstdefinition, V. 1336 und 1337, besteht aus drei Stücken; sie hat also drei Erläuterungen nötig. Mit Rücksicht auf den Namensbestandteil Mephist (s. o.) wird das zweite Stück zuerst behandelt. So wird in den Versen 1339 bis 1344 mit dem „Ich bin der Geist, der stets verneint“ der wahre Wert für das unbestimmte „das Böse“ in V. 1337 eingesetzt. Beweis für diese Absicht des Dichters ist das darauf zurückgreifende „kurz das Böse“ in Vers 1343. Daß 1346 f. Erläuterung zu „Ein Teil von jener Kraft“ ist, steht im Text (V. 1345). Endlich findet „und stets das Gute schafft“ seine Erklärung durch V. 1363 f. im Sinne des Prologs V. 343. Ihren Abschluß findet diese Erläuterung durch die Verse 1379 bis 1382, die, den Vers 1337 in wohlbegründeter anderer Wendung wieder aufnehmend, zeigen, daß Faust den Sinn der Selbstdefinition nunmehr begriffen hat.

J. H. Bondi.

[1]) „Ephialtes“ (20. Band der Abhandlungen der Kgl.-Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften) S. 44 und S. 93 ff. (Anhang I. Die Bedeutung des Namens Mephistopheles). Vgl. dazu Julius Göbel, Mephistopheles in der „Beilage zur Allgemeinen Zeitung“, München 1905, S. 369, wohl identisch mit desselben Aufsatz: The Etymology of Mephistopheles in The Transactions of the American Philological Association, Bd. 35, 1904, S. 148—156, zitiert bei Witkowski, Goethes Faust, II. Bd. S. 187.

Goethe und Sterne.

Goethe, der schon in früher Zeit ein fleißiger Leser und Verehrer Sternes war, hat bekanntlich dessen Werken wiederholt einen bedeutenden Einfluß auf sein Schaffen zugesprochen. Vielleicht enthält die folgende Parallele einen kleinen Beitrag zu diesem bisher ziemlich ergebnislos behandelten Thema.

Zu den Worten Wagners im „Faust“:

Ich hab' es öfters rühmen hören,
Ein Komödiant könnt' einen Pfarrer lehren

und der Antwort Fausts:

Ja, wenn der Pfarrer ein Komödiant ist;
Wie das denn wohl zu Zeiten kommen mag

bemerkt Minor (Faust-Kommentar, I, 72), nachdem er ein ähnliches Epigramm angeführt und auf Bahrdt sowie auf Herders „Provinzial-Blätter“ verwiesen, daß solche Ausfälle damals gleichsam in der Luft gelegen seien. „Nur der Historiker muß sich die Zeitverhältnisse hinterher aus den gedruckten Quellen vergegenwärtigen.“

Als ein solches Zeugnis läßt sich nun auch eine Stelle aus dem unter Sternes Namen veröffentlichten und auch in Deutschland viel gelesenen „Koran“ bezeichnen. Ich zitiere sie nach der deutschen Übersetzung (Hamburg, in der Heroldischen Buchhandlung, 1778), doch hat Goethe ohne Zweifel das 1770 erschienene Original gekannt. Dieses Sammelsurium ist zwar eine Fälschung, die aber auch in England erst sehr spät erkannt worden ist (vgl. den Artikel „Sterne“ in Dictionary of National Biography, 54. vol. London 1898); noch Jean Paul zitiert in der „Wahrheit aus Jean Pauls Leben“ (II, 85 ff.) den „Koran“ als ein echtes Werk Sternes. In der deutschen Übersetzung lautet die Stelle: „Die Prediger auf dem vesten Lande machen so viele Gesins auf der Kanzel, daß die Predigt zur Comoedie wird. Man könnte glauben, auf Aeschilus Theater zu seyn.“

Es ist sehr wohl möglich, daß Goethe diese Bemerkung im Sinne lag, als er bei der ersten Niederschrift des „Faust“ den Pfarrer mit dem Komödianten verglich.

Mies in Böhmen. Johann Černy.

Zu E. T. A. Hoffmanns „Kater Murr“.

Woher Hoffmann die Anregung zu der merkwürdigen Komposition des „Kater Murr“ geschöpft hat, ist noch nicht genügend nachgewiesen. Wenn ich in meinem Aufsatze über sein Verhältnis zu Jean Paul (Progr. d. St.-Gymn. in Mies. 1907 und 1908) die Form der „fragmentarischen Biographie in zufälligen Makulaturblättern“ auf das „Leben Fibels“ und andere biographische Romane Jean Pauls und die witzige Motivierung der Verbindung mit der Autobiographie des Katers auf den „Feldprediger Schmelzle“ als Muster zurückgeführt habe, so ist damit noch nicht alles gesagt. Denn im „Feldprediger Schmelzle“ handelt es sich um die den Bericht des furchtsamen Helden begleitenden Noten des Herausgebers Jean Paul, mit denen der Drucker so wenig anzufangen wußte, daß er sie ungeordnet unter den Strich setzte, bei Hoffmann dagegen wird die eine Biographie (die Murrs) immer wieder von Fragmenten der anderen unterbrochen. Indes hat vielleicht Hoffmann die Idee der kontrastierenden Doppelbiographie überhaupt Jean Paul zu verdanken. Diesen zieht es immer wieder

(vgl. K. Freye, Jean Pauls Flegeljahre, S. 16 ff.), in seinen großen Romanen neben der ernsten „Biographie“ eine humoristisch-satirische, in Philisterkreisen spielende Parallelgeschichte einhergehen zu lassen. Hatte er sich schon im „Jubelsenior“ an den „Hirten- und Zirkelbriefen“, die zwischen die „offiziellen Berichte“ regelmäßig eingeschoben werden, eine Ablagerungsstätte für seinen satirischen Humor geschaffen, in den „Palingenesien“ in ganz merkwürdiger Weise „Jean Pauls Werke“ durch Jean Pauls Fata (seine Abenteuer auf der Reise nach Nürnberg) und in einem anderen Werke „Jean Pauls Briefe“ mit seinem „bevorstehenden Lebenslauf“ verbunden, so sind aus einer geplanten komischen Kontrastgeschichte zum „Titan“ die „Flegeljahre“ hervorgegangen und bald nach deren Vollendung (1806) faßte Jean Paul den Plan zum „Kometen“, in den er seine eigene Biographie hineinarbeiten wollte. Lange Jahre hält er an diesem Plane fest und erst 1819 läßt er die Autobiographie liegen und arbeitet die Geschichte Nikolaus Marggrafs allein aus. Gerade 1810, als er Hoffmann kennen lernte, begann er die Nachrichten zu seiner Autobiographie zu sammeln. Es ist sehr wahrscheinlich, daß Hoffmann von ihm selbst oder durch Kunz von der geplanten Doppelbiographie erfuhr; denn Jean Paul machte bekanntlich aus seinen literarischen Plänen kein Geheimnis. Jedenfalls stehen bei Hoffmann die Katergeschichte und die Fragmente der Kreisler-Biographie in dem Gegensatz zueinander, der für die Romane Jean Pauls (so den „Siebenkäs“) so charakteristisch ist. Der Kater repräsentiert das selbstzufriedene Philisterium, Kreisler entspricht den satirischen Helden Jean Pauls, die sich über diese armselige Welt ironisch erheben. Freilich ist diese Figur durchaus romantisch geraten und hat mit Jean Pauls Schoppe nur einige, mehr äußerliche Züge gemeinsam. Es ist ja auch verlockend, bei der Schilderung des imaginären Hofes des Fürsten Irenäus an Jean Pauls Duodezhöfe zu denken, doch auch hier kommen wir über allgemeine Ähnlichkeiten, die in den tatsächlichen Verhältnissen ihre Begründung haben, nicht hinaus, und wie verschieden bei allen Anklängen die satirische Schilderung bei Jean Paul und bei Hoffmann ist, dafür hat A. Sakheim (E. T. A. Hoffmann. Lpz. 1908, S. 158) treffende Worte gefunden. Eine Reihe von Einzelheiten, auf die ich in dem zitierten Aufsatz aufmerksam gemacht habe, spricht aber allerdings dafür, daß sich Jean Pauls Einfluß im „Kater Murr“ wieder stärker wirksam zeigt als in den früheren Werken nach den „Phantasiestücken“. Nach Hitzigs Bericht schickte er den zweiten Teil des „Kater Murr“ an Jean Paul, um ihn zu „einer Art Teilnahme“ zu bewegen, und aus einem bisher unbekannten Briefe Hoffmanns an Jean Paul (vom 30. Januar 1822) bringe ich, da der Eigentümer die Publikation versagt, wenigstens so viel zu allgemeiner Kenntnis, daß Hoffmann darin mit der rührenden Bescheidenheit, die sein Verhältnis zu allen von ihm anerkannten bedeutenden Dichtern kennzeichnet, für die mannigfachen Anregungen, die er Jean Pauls Werken verdankt, seinen herzlichsten Dank ausspricht (vgl. nun auch den III. Bd. der v. Maassenschen Hoffmann-Ausgabe, S. XXVI, 2. Fußnote).

Mies in Böhmen. Johann Černy.

Heinrich Wilhelm Budde, ein Jugendfreund Eichendorffs und Loebens.

Es ist eine auffallende Tatsache, daß sich weder bei R. Pissin (in seiner Loebenbiographie, Berlin 1905), noch bei W. Kosch (in der neuen Ausgabe der Tagebücher Eichendorffs, Regensburg 1908) nähere Angaben über eine Persönlichkeit finden, die in der Geschichte der Heidelberger Romantik einen bescheidenen Platz einnimmt, über den stets nur mit bloßem Familiennamen genannten

Budde. Bisher wußte man von diesem Manne nur, daß er 1807 in Heidelberg studierte, dort der Zimmergenosse von G. Frd. Abr. Strauß, dem späteren Berliner Oberhofprediger, war, als „Astralis“ zu dem um den Grafen von Loeben sich kristallisierenden exzentrischen Freundeskreise gehörte, und daß er schließlich nach einer versteckten Angabe Frz. Binders in den Histor.-polit. Blättern 1899, 735 ff., seit 1814 als Professor am Gymnasium zu Düsseldorf wirkte. Damit waren aber genügende Anhaltspunkte gegeben, um eine weitere Nachforschung zu ermöglichen.

Niemand hat sich bisher dieser kleinen Mühe unterzogen. Daher habe ich es versucht, den vorhandenen Spuren zu folgen. Mit Hilfe des Kgl. Staatsarchivs und der Landes- und Stadtbibliothek zu Düsseldorf, sowie der Universitätsarchive in Halle und Heidelberg und des Herrn Dr. Cramer, Direktor des Kgl. Hohenzollern-Gymnasiums in Düsseldorf, ist es mir gelungen, die Biographie Buddes zu ermitteln. Allen, die mich bei dieser Arbeit unterstützt haben, spreche ich hiermit meinen verbindlichsten Dank aus.

Seltsamerweise liegt die bisher vermißte Biographie an zwei verschiedenen Stellen schon gedruckt vor:

1. In einer kurzen Autobiographie vom 15. November 1859 in Buddes Predigten, herausgegeben von seinem Sohn Dr. W. Budde, Düsseldorf 1861 S. IX bis XII und 2. in G. B. A. Natorp, Geschichte der evangelischen Gemeinde zu Düsseldorf, Düsseldorf 1881, S. 192. Aus beiden Quellen ergibt sich folgendes (in einzelnen Punkten ergänztes) Lebensbild:

Heinrich Wilhelm Budde wurde geboren am 25. August 1786 zu Unna in der Grafschaft Mark als jüngster Sohn des Rektors der reformierten lateinischen Schule in Unna Heinrich Wilhelm Budde und seiner Gemahlin Friederike Marie Elisabeth Winter. Die erste Erziehung wurde ihm von den Eltern zuteil, deren liebende Sorge und christlicher Lebenswandel ihm stets unvergeßlich vor Augen schwebten. Nach seiner Konfirmation durch seinen Onkel Winter, Prediger der reformierten Gemeinde in Unna, kam er Ostern 1803 auf das Gymnasium in Dortmund. Zwei Jahre später bezog er bereits die Universität Halle zum Studium der Theologie und wurde hier am 14. Mai, also 11 Tage nach den Brüdern v. Eichendorff, immatrikuliert. Ob er mit den beiden schlesischen Baronen schon jetzt bekannt geworden ist, entzieht sich unserer Kenntnis. Die Tagebücher Josefs von Eichendorff liefern keinen Beweis. Nach der Aufhebung der Friedrichs-Universität durch Napoleon I. setzte Budde bis Ostern 1807 seine Studien in der Heimat fort, um dann nach Heidelberg überzusiedeln, wo er am 8. Mai immatrikuliert wurde. Hier schloß er sich eng an Gerh. Frd. A. Strauß („Dionysius“) und Otto Heinrich von Loeben („Isidorus Orientalis“) an und vermittelte am 15. November 1807 des Letzteren Bekanntschaft mit Wilhelm und Josef von Eichendorff („Eugenius“ und „Florens“). Die folgenden Monate wurden in regem Verkehr zusammen verbracht. Häufig wanderten die neuen Freunde in die Umgebung des lieblichen Neckarstädtchens und werden in anregender Unterhaltung sich gegenseitig ihr Bestes geboten haben. Ende Januar finden wir sie alle bei Josef Görres, wo sie „in tiefster Dunkelheit“ Gespräche führten. Für den Verkehr mit Görres besitzen wir aus dessen gesammelten Briefen (II, 499) noch eine Bestätigung. Danach machten Strauß und Budde im April 1808 Exzerpte für ihren verehrten Freund und Lehrer. Auch Eichendorff war ja um diese Zeit für ihn in Paris tätig, indem er auf der Nationalbibliothek Handschriften für einen Nachtrag zu den „teutschen Volksbüchern“ verglich. Zur Beschleunigung seiner Laufbahn unterzog sich Budde vor dem Abgang von der Ruperta Carola eines Examens und kehrte dann Ostern 1808 zu seinen Eltern nach Unna zurück. Gegen Ende des Jahres wurde der Kandidat Hauslehrer bei dem Freiherrn von Plettenberg-Heeren, und hierauf bezieht sich Eichendorffs später aus getrübter Erinnerung den Tagebüchern eingefügte Notiz, die Kosch

in den Anmerkungen S. 360 abgedruckt hat: Budde Hofmeister. Nach der Antrittspredigt und feierlichen Ordination trat Budde am 4. Februar 1810 sein Pfarramt in der reformierten Gemeinde zu Dortmund an. Gleichzeitig verrichtete er die Amtshandlungen in der mit der reformierten Gemeinde vereinigten lutherischen Marienkirche in Gemeinschaft mit Pfarrer Leis. Unter dem damaligen Präfekten und nachmaligen Landesdirektor Freiherrn von Romberg bearbeitete er seit Juni 1814 in beiden Gemeinden die ihm übertragenen Kirchen- und Schulsachen der späteren Landesdirektion, und versah daneben vom Juni 1811 bis zu seinem Fortgang von Dortmund das Amt eines Schulkommissars der Mairie Dortmund. Anfang 1812 wurde ihm die erledigte Pfarrstelle in Bodelschwing angetragen. Aber bei dem Wohlwollen, das er in Dortmund genoß, lehnte er sie auf den Wunsch der Gemeinde ab. Ebenso verhielt er sich, als ihn nach dem Tode seines Onkels Winter von Unna aus das gleiche Angebot erreichte. Am 10. Februar 1813 verheiratete er sich mit der Predigerstochter Sophie Eichelberg, die „bei ihrem innigen und klaren christlichen Glauben und ihrer so vollen, treuen Liebe" mit ihm fast 45 Jahre eine glückliche Ehre führte, aus der acht Kinder hervorgingen und von denen nur zwei Söhne und eine Tochter die Eltern überlebten. Am 8. November 1814 erhielt Budde einen Ruf als Professor an das Gymnasium in Düsseldorf, welche Stelle er Anfang des folgenden Jahres antrat. In dem vom Direktor C. W. Kortüm erstatteten Jahresbericht von 1815 erscheint er als Lehrer der Philosophie (empirische Psychologie) in der 1. und 2. Klasse und als Religionslehrer „für die Protestanten". Außerdem unterrichtete er in diesem Jahre und den drei folgenden im Deutschen, nach seinem „Lehrgebäude der deutschen Sprache mit steter Berücksichtigung der allgemeinen Sprachlehre" in der 1., 2., 3. und 4. Klasse. 1819 traten dazu bei beschränkter Stundenzahl im Deutschen die Anfangsgründe der Naturlehre in der 4. Klasse. Seit Michaelis 1823 erteilte er dann in den oberen Klassen Hebräisch. Inzwischen aber hatten sich auch seine Pfarrgeschäfte vermehrt, wozu ihm außerdem noch die Schulpflege über die Unterrichtsanstalten der evangelischen Gemeinde im Stadtkreise Düsseldorf bis zur Einrichtung einer städtischen Schulkommission übertragen wurde. Seit der am 17. April 1825 vollzogenen Union der reformierten und lutherischen Gemeinde legte er seine Professur am Gymnasium teilweise nieder und gab nur noch den evangelischen Religionsunterricht für die vier oberen Klassen. Am 13. Januar 1833 ernannte ihn der König zum Konsistorialrat und außerordentlichen Mitgliede des Provinzialkonsistoriums in Koblenz. Da die Amtsgeschäfte mit dem ständigen Wachsen der Gemeinde an Umfang zunahmen, sah sich Budde veranlaßt, mit dem Ende des Winterhalbjahres 1857 aus seinen amtlichen Beziehungen zum Gymnasium zu scheiden. Bei Gelegenheit seines fünfzigjährigen Amtsjubiläums (4. Februar 1860), das er in voller Gesundheit und fast jugendlicher Frische beging, verlieh ihm der König den Roten Adlerorden 4. Klasse, die theologische Fakultät der Bonner Universität die Würde eines Doktors der Theologie, die Gemeinde überreichte ihm sein von O. Mengelberg gemaltes Ölbild und eine Stiftung für die Armen im Betrage von 600 Taler, die seinen Namen trägt, und deren Zinsen jährlich am 4. Februar in Gaben von 5 bis 10 Taler an alte bedürftige Mitglieder der Gemeinde verabreicht werden sollten (Natorp). Nach einer geringfügigen Erkältung wurde Budde am 25. Februar, wie sein Sohn erzählt, von heftigen Brustbeklemmungen befallen, die sein baldiges Ende befürchten ließen. Nach scheinbarer Besserung verschlimmerte sich sein Zustand, und schon am 1. März in der Morgenfrühe erlöste ihn der Tod von seinen Leiden. Seine letzten Worte waren: „Mögen mir alle verzeihen, die ich beleidigt habe." Daß Budde als Germanist tüchtig war, beweist seine anfangs 1818 erfolgte Aufnahme zum ordentlichen Mitgliede der Berliner Gesellschaft für deutsche Sprache und wird auch von dem Historiker Frd. Kohlrausch, mit dem er zusammen in Düsseldorf wirkte, in dessen „Erinnerungen

aus meinem Leben" (Hannover 1863) vorübergehend bestätigt. — Über die Schriften Buddes orientieren die handschriftlich in der Düsseldorfer Landes- und Stadtbibliothek beruhenden Beckhausschen Kollektaneen zur Rheinisch-Westfälischen Gelehrtengeschichte.

1. Eine Predigt . . . .

2. Lehrplan für die Elementarschule zu Huckarde in Goldmanns Zeitschrift für Volksschullehrer, Heft II, S. 45 bis 65 rez.: Gutsmuths in Neue Bibliothek Februar 1813, S. 96.

3. Predigten, Elberfeld, H. Büschler 1817 (Subskribentenverzeichnis!) XIV und 337 S. rez.: von ** (v. Schwarz) in Heidelberger Jahrbücher 1817 Februar.

4. Dazu kommen dann noch die von Buddes Sohn herausgegebenen Predigten, Düsseldorf 1861. XIV und 152 S.

5. Die oben erwähnte Sprachlehre ist mir nicht bekannt.

Elberfeld. Hanns Wegener.

Ein Brief Sealsfields.

Tegernweilen, Oktober 1842.

Euer Wohlgeborn

Uibersende ich hiemit den Schluß von Bande II mit den Correcturbogen 19 20 u den 2 Blättern von 21 — Der Correcturen sind mehrere, und zwar so viele, daß ich es für billig halte dem Setzer eine kleine Remuneration für seine Mühe — zweifelsohne werden die Setzer in Ihrer Druckerey nach Bogen bezahlt — so wie seinen Zeitverlust zukommen zu lassen. Ich ersuche Sie demnach ein kleines Geschenk sage von ein 2 Gulden zukommen zu lassen und solche auf meine Rechnung zu bringen — immer jedoch vorausgesetzt eine solche conditionelle Zumuthung verstoße nicht gegen Ihre sonstigen Regulazionen oder Ansichten —

Ich reise Samstags von hier nach Baden ab — wünsche aber die zwey Tage die ich noch frey haben werde auf eine Rebhühner und Schnepfenjagd verwenden zu können. Mich Ihnen hochachtungsvoll empfehlend verbleibe

Euer Wohlgeborn

ergebenster

Sealsfield.

Euer Wohlgeb. haben doch Band V respct. VI der Lebensbilder erhalten — und haben jetzt alle V respct. VI Bände — Lassen Sie mich dieß gefällig wissen.

Herrn Heinrich Erhard etc. (?)

Zu eig. Hdn.

Der Brief bezieht sich auf die Kollektivausgabe der „Lebensbilder aus der westlichen Hemisphäre", welche im Jahre 1843 bei J. B. Metzler in Stuttgart (Erhard war damals Inhaber der Firma) erschien. Sie ist als die zweite Ausgabe dieser von Sealsfield mehrfach umgestellten und umgetauften Bücherreihe anzusehen; die Restbestände dieser selben Auflage wurden unverändert in die 18-bändige Oktavausgabe der „Gesammelten Werke" (1846) aufgenommen. Die späteren Bände der „Lebensbilder" (Pflanzenleben—Nathan) waren in erster Ausgabe bei Friedrich Schultheß in Zürich erschienen. Aus den Umschlägen und Titelblättern wird ersichtlich, daß die Lagerreste der genannten Werke um das Jahr 1840 von Erhard erworben und in Vertrieb genommen wurden, als bloße Titelauflagen. Es kann sich somit, in weiterem Anbetracht der geringen

Zahl von Varianten zwischen I. und II. Ausgabe, durch welche die Wahrscheinlichkeit eines neuen Manuskriptes völlig ausgeschlossen erscheint, das Postskript des obigen Briefes auf nichts anderes beziehen, als auf die von Sealsfield persönlich eingerichteten Druckexemplare. Wir erfahren also, daß Sealsfield sowohl die Durchsicht der neuen Ausgabe vor dem Drucke als auch die Korrektur während der Drucklegung, und das anscheinlich mit Gewissenhaftigkeit, eigenhändig besorgte. Im Lichte dieses neuen Einblicks gewinnt auch der Eingang des bereits bekannten, gleichfalls an Erhard in der nämlichen Sache gerichteten Schreibens vom 16. Mai 1842 (Faust, Nr. 19) als ergänzendes Zeugnis eine gewisse Bedeutung: Ew. Wohlgeboren — Beiliegend folgt das Vorwort — So gerne ich jedoch Ihren Wunsch erfüllen wollte, ohne Correctur das ganze abdrucken zu lassen, so bitte ich doch lieber mir die Correctur zu senden. Da die Hin und Hersendung bloß 4 Tage Zeit nimmt, so wird dieß hoffentlich nicht viel verschlagen, für das Werk verschlüge es aber denn doch bedeutend wenn gleich in der Vorrede grobe Fehler unterliefen.

Unser Brief ist textkritisch wertvoll, da von Sealsfields Werken keine Handschriften bestehen, auch keine Handexemplare, Korrekturbogen u. dgl. erhalten sind, und seine eigenwillige Schreibart allzusehr geeignet war, mannigfaltigen Entstellungen Vorschub zu leisten.

Washington University. Otto Heller.

Kleist 4, 228.

Am 29. Dezember 1810 ließ sich ein Abendblattartikel (unbekannter Herkunft) über eine Frage, die durch die neue preußische Gesetzgebung angeregt war, in etwa folgenden Worten aus. Es müsse hinsichtlich der Aufhebung des laßbäuerlichen Verhältnisses zur Geduld gemahnt werden. Durch lange Beschränkung im Gebrauch der Freiheit verfällt der Betroffene in eine Art von Unmündigkeit und verliert die Gabe, seine Kräfte zu gebrauchen. Er muß erst wieder lernen, wie er sich seiner Freiheit zu bedienen hat, „so wie ein Blindgeborner, der durch die wohlthätige Hand des Arztes sein Gesicht wieder erhielt, allmählich sehen lernen muß". Am 18. Januar des nächsten Jahres brachten die Abendblätter aus Kleists Feder eine Anekdote, die so lautet: „Börhave erzählt von einem Holländer, der paralytisch war, daß er, seit mehreren Jahren schon, nicht die Kräfte gehabt habe, die Türe seines Zimmers zu öffnen. Als aber zufällig Feuer in dem Zimmer entstand: hatte er die Kraft, ohne auch nur die Klinke oder den Schlüssel zu versuchen, die Türe, auf den ersten Anstoß, einzusprengen: er befand sich, ohne daß er angeben konnte, woher ihm das Vermögen dazu gekommen war, auf der offenen Straße, und war gerettet." Die Anekdote gibt dem Dezemberartikler stürmisch Bescheid. Der gemächlichen Adaptionstheorie des Vorgängers wirft sich der Glaube an die siegreiche, notgeborne Kraft entgegen. Aus so unmittelbarer Nähe zu beobachten, wie Kleist auf Anregungen, die ihn, feindlich oder freundlich, im Innersten treffen, reagiert, haben wir nicht oft Gelegenheit. Das hier ist ein selten glücklicher Fall. Etwaige stoffgeschichtliche Parallelen wie Spiegelbergs Anekdote (Die Räuber I, 2) verlieren daneben an Reiz.

Berlin. Dombrowsky.

Rezensionen und Referate.

Goethe-Litteratur.

Moeller van den Bruck, Die Deutschen. Unsere Menschheitsgeschichte. Sechster Band: Goethe. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag.

Das Buch ist äußerlich nach einem eigensinnig strengen Schema gegliedert. Es ist der Schlußband eines Werks, dessen erster Band „Verirrte Deutsche" schildert, also Günther, Lenz, Grabbe usw. Der zweite Band stellt „Führende Deutsche" dar (Luther, Bismarck usw.), der dritte „Verschwärmte Deutsche" (Paracelsus, Böhme, Hölderlin usw.), der vierte „Entscheidende Deutsche" (Friedrich der Große, Lessing, Herder usw.), der fünfte „Gestaltende Deutsche" (Karl der Große, Dürer, Leibniz, Mozart usw.). Der Schlußband zeigt nun Goethe als den universalen Deutschen, der alle diese Richtungen in sich begreift, und so haben wir hier fünf Kapitel, von denen jedes einem der fünf vorangehenden Bände entspricht: Der Verirrte, Der Führende usw. Diese Architektonik seines Werks hat der Verfasser gewiß mit Schaffensfreude genossen, aber es handelt sich doch nur um einen formalen Aufputz, denn in Wirklichkeit wird hier keineswegs erwiesen, daß Goethe den Wesenskern jener verirrten, führenden usw. Deutschen in sich vereinigt, sondern wir erhalten freie Ausführungen, die einigermaßen an die genannten Überschriften anknüpfen. Verirrt hat sich Goethe in die Wertherstimmung, verschwärmt in die klassizistische Richtung, und für seine Eigenschaft als Führender, Entscheidender, Gestaltender bietet sich der Stoff zu des Verfassers Ausführungen mühelos dar. Die Anlage des Bandes läuft auf eine Formspielerei hinaus, zu der den Verfasser der Wunsch verführt hat, sein Werk mit Goethe zu krönen, der in keine seiner Gruppen hineinpaßte. Wir lassen also die Anordnung beiseite und halten uns an die frischen, selbstsicheren und oft unbilligen Ausführungen des Verfassers, der sein Buch „Der deutschen Jugend" gewidmet hat. Wenn nur die deutsche Jugend auch in der Lage wäre, ihm immer auf die Finger

zu sehen und seine durchweg in entscheidendem Tone vorgetragene Darlegung überall zu kontrollieren! Wie nötig das ist, mögen ein paar Proben zeigen. Von den ersten zehn Weimarer Jahren heißt es S. 66: „Theaterulk und Unsinn, den er für die Hoffestlichkeiten verfaßte, war beinahe das einzige, was fortgesetzt, Jahr für Jahr, entstand: Possen, wie der ‚Jahrmarkt zu Plundersweiler' und seine ‚Vögel', die bedeutend hätten sein können, wenn er ihre kräftige Knittelversform mit bedeutendem Zeitinhalt und nicht mit dem bloßen Zufallsinhalt der nächsten weimaraner Gesellschaft gefüllt hätte." Wieviel arge Fehler in dem einen Satz! Der Verfasser hält also das „Jahrmarktsfest zu Plundersweilern" für ein Erzeugnis der Weimarischen Jahre — er verwechselt es wohl mit dem „Neusten von Plundersweilern" — er glaubt ferner, daß die „Vögel" in Knittelversen geschrieben seien, und er nimmt als ihren Inhalt Weimarische Lokalvorgänge an! Eine gleich tolle Verwirrung zeigt der Satz S. 109: „Und ebenso fand er in Venedig, als er auf dem Lido zufällig einen Tierschädel aufhob, das der Forschung noch fehlende Bindeglied zwischen Tier und Mensch, den menschlichen Zwischenknochen. An Herder schrieb er damals, ‚ich habe gefunden — weder Gold noch Silber, aber was mir eine unsägliche Freude macht — das os intermaxillare am Menschen!'" Hier ist der Fund des os intermaxillare vom März 1784 ganz heillos mit dem Aperçu der Schädelwirbel vom April 1790 zusammengeworfen, das überdies nicht auf dem Lido, sondern auf dem Judenkirchhof in Venedig stattfand. S. 122 heißt es: „Und ebenso war es wieder nur derselbe Grundsatz, der ihn später zur Farbenlehre trieb, und der dort nicht zulassen wollte, daß wir die Welt weiß und in der Ärmlichkeit eines puren Gedankens, statt bunt und in der vollen farbigen Einheitlichkeit ihrer Wirklichkeit, erblicken sollen." Das Umgekehrte ist richtig: Goethe hält das Weiß für unsere ursprüngliche und einheitliche Lichtempfindung, aus der die Farben durch Trübung und Schwächung entstehen. Aber auch abgesehen von solchen groben Irrtümern verblüfft uns der Verfasser durch seine übermäßig subjektiven und unbilligen Urteile. Der Grundgedanke, dem alle seine Ausführungen mehr oder weniger dienen, ist: Goethe hat seinen Beruf zur deutschen Kunst am Anfang und Ende seiner Laufbahn herrlich erfüllt, dazwischen ist er aber sich selbst untreu geworden durch seine klassizistische Richtung. Dieses einseitige Dogma wird uns immer aufs neue in scharfen, flotten Scheltworten eingeprägt, von denen hier einige Proben folgen: „Statt dessen nahm ihm das Klassizistische jetzt jeden Sinn und jedes Bewußtsein" (S. 75). — „es muß endlich einmal ausgesprochen werden, daß dieser Aufenthalt [in Italien] den vollständigen Zusammenbruch des goetheschen und damit des deutschen Urteils vor der Antike und vor der Renaissance bedeutet hat und daß Goethe mit einer Urteilsverwirrung nach Hause zurückgekehrt ist, die dann in ihrer Auswirkung die künstlerische Mißerziehung des deutschen Volkes während eines vollen Jahr-

hunderts zur Folge gehabt hat" (S. 77). — „daß auch er alle die berühmten, zuckrigen, kandierten Antiken über jedes Maß lobte und daß er liebte, was nur weiß und nackt war, daß er Homer die Beleidigung antat, zu sagen, die stumpfe, stupide, gipsig-seelenlose Juno Ludovisi wirke wie ein Gesang der Ilias" (S. 80). — „Unleidlich aber wurde er, wenn er vor und in dem Mailänder Dom, dem gewaltigen Geschenk des deutschen und fränkischen Mittelalters an das italienische, auf den ‚verwöhnten Römer' sich aufspielte ... Palladio und Rom verdankte er diesen eigenen Arm- und Unsinn" (S. 87 f.). — „In und vor St. Peter freilich, diesem Weltmonstrum der künstlerischen Geschmacklosigkeit, Häßlichkeit, Verlogenheit, war er sich des natürlichen Verhältnisses von Wahrheit und Größe nicht mehr bewußt" (S. 90). — „Wir aber, die wir den Schwindel der Ergebnisse von Goethes italienischer Reise ein Jahrhundertlang mitgemacht, die wir uns um ein kostbares Jahrhundert dadurch selbst betrogen haben, daß wir unser Volk von seinen Erziehern durch eine pseudoklassische Bewunderung unausgesetzt verbilden ließen und uns darin von niemand mehr bestätigt wußten als eben von unserem großen Goethe — wir sollten uns endlich darüber klar werden, daß Goethe damals in Italien, von einem Verständnis schon gar nicht zu reden, aber auch noch nicht einmal ein natürliches Gefühl für Kunst und Stil und Kultur gehabt und uns immer nur die Unkunst und den Mißstil und die Halbkultur angepriesen hat. Ehe wir dieſen Goethe nicht von uns abtun und [uns] dafür entschließen, den anderen Goethe, der er vor und nach seiner italienischen Reise, Gott sei Dank, auch war, anzunehmen, werden wir selbst keine Kultur bekommen können" (S. 92). Und so geht es weiter. Wer nun aber das leicht hingeschriebene Buch wegen seiner Irrtümer und seiner Einseitigkeit als wertlos beiseite schieben wollte, täte ihm doch Unrecht. Es enthält auch manches Gute, und allen diesen übersprudelnden Ausführungen liegt die lebhafte Empfindung zugrunde, daß Goethes Leben eine große deutsche Angelegenheit ist. Wir haben hier eine gar nicht unsympathische Herzenserleichterung eines Heißsporns, der seine weit übers Ziel schießenden Bedenken und Einwände doch erst einmal ruhig begründen müßte, wenn er eine ernstliche Erörterung verlangt. Bei einer solchen würde dann wohl ein bescheidener Kern von Berechtigung in seinen maßlosen Übertreibungen anzuerkennen sein.

Boucke Ewald A., Goethes Weltanschauung auf historischer Grundlage. Stuttgart, Frommann 1907.

Bouckes Buch „Wort und Bedeutung in Goethes Sprache" zeichnet sich durch das Streben aus, überall zum Kern der sprachbildenden Persönlichkeit vorzudringen und „Goethes Denkweise im Spiegel seines typischen Wortschatzes" aufzuweisen. Dabei ergaben sich ihm Aufschlüsse über Goethes Geistesrichtung, die im Rahmen jener Musterung seiner

gehaltreichen Lieblingsworte nicht unterzubringen waren, und aus diesen Keimen ist nun das vorliegende Buch entstanden, das ohne den Umweg der Sprachuntersuchung Goethes Denkweise unmittelbar in seinen Gedanken aufsucht. Goethe selbst war sich über den Typus seiner Geistesrichtung durchaus klar, er bezeichnet ihn als dynamisch, synthetisch, hylozoistisch. Es ist die eine von zwei die menschliche Geistesgeschichte durchziehenden, nebeneinander herlaufenden, sich bekämpfenden und epochenweise sich ablösenden Richtungen, deren Gegensatz in den Formeln dynamisch-materialistisch, organisch-mechanisch, dynamisch-mechanisch, synthetisch-analytisch sich ausdrückt. Goethe selbst bedient sich gern der Formel dynamisch-atomistisch und spricht häufig von dieser in der menschlichen Anlage gegebenen Zwiespältigkeit der Welterfassung, z. B. Naturw. Schriften VI, 305_{10}; 351_{1}; IX, 292_{27}. Er erklärt es wohl gelegentlich für erstrebenswert, sich zwischen den beiden Vorstellungsarten mit Bewußtsein hin- und herzuwiegen und so die Vorteile beider zu vereinigen, aber es war ihm nicht zweifelhaft, daß er nach der gegebenen Richtung seiner eingeborenen Anlage, die „keine Zeit und keine Macht zerstückelt", auf die dynamische Anschauungsweise angewiesen war, die, wie er einmal sagt, „das geheimnisvolle Band", die Einheit des Mannigfaltigen voraussetzt, während die entgegengesetzte Art der Welterfassung sich vorbehält, diese Einheit, wenn möglich, nachträglich in der Empirie aufzuweisen, aber damit nie ganz zustande kommt. Die dynamische Geistesrichtung ist Dichtern, idealistischen Philosophen, religiösen Naturen eigen, ihr entstammen in der Wissenschaftsgeschichte die großartigen geschlossenen Systeme, die begeisternden Impulse, aber auch die schweren Irrtümer und mystischen Träumereien. Es ist der Einklang, der aus der Seele dringt und in sein Herz die Welt zurücke schlingt. Der dynamisch Denkende begreift die Außenwelt nach Analogie seiner inneren Erfahrung, er sieht sie von den geistigen Kräften, dem Streben und der Lebensenergie durchwogt, die er in sich verspürt, er faßt also das Sein als einen Komplex von Kräften auf. Aus dieser Grundanschauung fließen nun gewisse typisch wiederkehrende Antworten auf die großen Fragen des Daseins. Den Ursprung des Geschehens findet der dynamisch Denkende in Kräften, aus deren Widerspiel das zeitlich verlaufende Geschehen hervorgeht. Diese Kräfte werden als antagonistisch vorgestellt, da die Veränderung leicht als Gegensatz erscheint, das sehr Verschiedene besonders in die Augen fällt und auch die innere Erfahrung auf einen Widerstreit von Kräften hinweist. So entsteht die Anschauung, daß dem Geschehen Liebe und Haß, Anziehung und Abstoßung, Polarität und Steigerung zugrunde liegt. Dieser Begriff der Steigerung wird gewonnen, indem die Reihe der Wirkungen als aufsteigend zum Vollkommeneren gefaßt wird. Denn die dynamische Denkrichtung ist nach Analogie der inneren Erfahrung teleologisch, aber die anfängliche rohe Vorstellung von einer außerweltlichen zwecksetzenden

Intelligenz weicht im Verlauf der Geistesgeschichte der Idee des immanenten Zwecks. „Die bewundernde Betrachtung des zweckmäßig gegliederten Ganzen erklärt auch von dieser Seite her die ... Neigung dynamischer Zeitalter zu künstlerischer Weltauffassung und den Drang zu schöpferischer Tätigkeit. Die Vorstellungen der harmonischen Gliederung und des schönen Ebenmaßes bestimmen die ästhetischen Gesetze, und wie die Welt als Kosmos, die Natur als Ewig-Schönes angeschaut wird, so reizt das Verlangen nach Einfühlung in das innerste Geheimnis der schaffenden Natur zur Hervorbringung gleicher harmonischer Gebilde. Das Kunstwerk ist die Steigerung des Naturprodukts, die Realisierung des Idealtypus selbst." Denn auf die Herausarbeitung von Typen und Ideen ist die dynamische Welterfassung gerichtet, sie erscheinen ihr als das Bleibende im Wechsel der Erscheinungen. Als das Endziel gilt ihr ein Spannungszustand, in dem sich die entgegenstrebenden Triebe das Gleichgewicht halten und der also bei äußerer Ruhe die stärkste innere Bewegung aufweist.

Unter diesen typischen Vorstellungen, die mehr oder weniger vollkommen entwickelt sich in allen dynamischen Weltbildern vorfinden, ist die von einem die Erscheinungen durchwaltenden Gegensatz die augenfälligste, und Boucke macht sie deshalb zum Leitmotiv seines Buchs. Er verfolgt die Gegensatzlehre zunächst durch die menschliche Geistesgeschichte, um sie dann in ihren mannigfaltigen Ausprägungen bei Goethe darzustellen.

Wir übergehen nun hier die umfangreiche geistesgeschichtliche Einleitung, die als ein komplementäres Gegenstück zu Langes Geschichte des Materialismus über Heraklit, Plato, Aristoteles und Plotin zu dem in Giordano Bruno gipfelnden Pandynamismus der Renaissance vorschreitet. Die in der Neuzeit vorwaltende kausalmechanische Betrachtung mit ihren unleugbaren wissenschaftlichen Ergebnissen ist dem Dynamismus nicht günstig, aber aus dem Einheitsbedürfnis der menschlichen Seele erzeugt er sich immer wieder, hält sich als Unterströmung durch die große mathematisch-physikalische Epoche des 17. und 18. Jahrhunderts durch, zieht neue Kraft aus der Reaktion gegen die Aufklärung und findet in Herder und Goethe seine Hauptvertreter. Herders Abhandlung „Vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele" ist, ganz im Sinne des Dynamismus, durchdrungen von der Schätzung des Gefühls als Hauptmittel der Welterfassung, das die tiefere Grundlage unserer bewußten Gedanken bildet und nach dem Gesetz von Reiz und Reaktion, von Wirkung und Gegenwirkung in uns waltet. Auch seine Geschichtsphilosophie ruht auf dem Prinzip der Kontrarietät. „Überall zwei Kräfte, die sich einander entgegengesetzt, doch zusammenwirken müssen, und wo nur aus der Kombination und gemäßigten Wirkung beider das höhere Resultat einer weisen Güte, Ordnung, Bildung, Organisation, Leben wird. Alles Leben entspringt auf solche Weise aus Tod, aus dem Tode niedriger Leben, alle Organisation aus Zerstörung und Verwandlung geringerer Kräfte, alles

Ganze der Ordnung und des Plans aus Licht und Schatten, aus divergenten, sich einander entgegengesetzten Kräften, wo das höhere positive Gesetz, das beide einschränkt und aufhebt, eben allein Kosmos, Welt, Plan, Ganzes, höheres Wohl, gemeinschaftliche Glückseligkeit beginnt und anstimmt." Es ist dieselbe Anschauung, die Herder auch in der Sulzer-Rezension der Frankfurter gelehrten Anzeigen und die der junge Goethe im Werther und in den Worten des Erdgeists kundgibt. Dieses fruchtbare Aperçu von einem unendlichen Fortschritt durch Kampf verquickt Herder nun aber mit dem Begriff des absoluten Kräfte-Maximums: er stellt als Ziel des Kulturprozesses einen Zustand vollkommener Harmonie auf, ein Reich der auf Erden verwirklichten göttlichen Vernunft. Der Theolog verdirbt hier dem Historiker und Psychologen das Konzept, und darüber gerät Herder dann in Zwist mit Kant, dessen Naturphilosophie die dynamische Anschauung als regulatives Prinzip aufstellt, aber alle Einzeluntersuchung kausalmechanisch begrenzt.

Diese Forderung hat Goethe trotz einiger Abirrungen im wesentlichen erfüllt. An die Stelle von Herders absolutem Endzweck und Kräftemaximum tritt bei ihm die fruchtbare Anschauung vom immanenten Zweck, und die Gedanken von der Polarität und vom Gleichgewicht werden für ihn zu ausdrucksvollen Symbolen dynamischer Tendenzen und geben ihm den Antrieb zu sorgfältiger Einzelerforschung des wirklichen Geschehens. Boucke verfolgt nun die Polaritätsidee durch Goethes gesamten Gedankenkreis. Er weist sie in seiner Farbenlehre, Tonlehre, Meteorologie und Morphologie auf, wo sie ja zum Teil in Goethes Formulierungen offen zutage liegt, und findet sie dann in seinen Gedanken über das geistige Geschehen wieder. Überall sieht Goethe ein Hin- und Herwiegen zwischen Systole und Diastole, Typus und Spezifikation, Zusammenziehen und Ausdehnen, Sammlung und Zerstreuung, Tun und Denken, Streben und Bedingung, Egoismus und Gemeinsinn, Besitz und Gemeingut. Den Ausgleich zwischen diesen Extremen findet die dualistische Anschauung, wie sie z. B. Aristoteles vertritt, in einem mittleren, ruhenden Punkt, entsprechend dem populären Satz: Die Wahrheit liegt in der Mitte. Für Goethes monistischen Dynamismus ist jede Erscheinung das Produkt von Spannungen und muß sich ihre Existenz in jedem Augenblick neu erobern. Ein Ausgleich der gegeneinander wirkenden Kräfte ist nur annähernd und vorübergehend erreichbar als ein engeres Oszillieren um den nur gedachten Gleichgewichtszustand. Einem solchen in der Wirklichkeit nur als Durchgangspunkt erscheinenden Zustand höchster Erfüllung verleiht das Kunstwerk eine ideelle Dauer. Und nicht nur in allen Einzelerscheinungen, sondern auch im Weltganzen erblickt Goethe ein Wechselspiel und einen Ausgleich zwischen entgegengesetzten Tendenzen, zwischen Notwendigkeit und Zufall, Notwendigkeit und Freiheit. Das dem Determinierenden widerstrebende Element bei dieser Selbstkorrektur des Universums nennt Goethe

gern das Dämonische. Es entspricht dem im organischen Leben dem Typus entgegenwirkenden Triebe zur Spezifikation, zur Regellosigkeit und Willkür.

Die Gesamtheit dieser Gegensatzformeln stellt eine neue Ausprägung der älteren dynamischen Welterfassungen dar. Bei Goethe tritt aber an Stelle des physikalischen oder ethischen Gesichtspunkts, der bei Kant und Herder sowie ihren Vorläufern überwiegt, der biologische. Er sieht in der Polarität ein Urphänomen alles Lebendigen und kann dann die Gegensätze des sittlichen Lebens als Analogie dazu auffassen und alle besonderen Fälle und Anwendungen der Polarität aus einer Grundform ableiten.

Unter dem Gesichtspunkte der Gegensatzlehre hat Boucke nun Goethes Werke durchmustert und eine Fülle prägnanter Zitate herausgehoben, die seine hier nur in den Hauptlinien wiedergegebene Erörterung erhellen und krönen. Ist nun aber das, was Boucke hier in klarer und anziehender Darstellung vorführt, wirklich „Goethes Weltanschauung"? Mir scheint, es ist vielmehr die Form oder sogar nur eine der Formen, in die er seine Weltanschauung gegossen hat. Lyncens' Apostrophe an seine glücklichen Augen oder die Schlußworte der Faustdichtung enthalten mehr von Goethes Weltanschauung als die ganze Polaritätslehre. Aber die etwas zu weite Fassung des Titels will nichts besagen gegenüber dem wertvollen Inhalt des vorliegenden Buches, das ein Hauptgeleise von Goethes Gedanken hell beleuchtet.

Förster Brix, Goethes naturwissenschaftliche Philosophie und Weltanschauung. Mit ausführlichen Belegen aus seinen Werken. Annaberg 1909, Graser.

Um Goethes Naturbetrachten darzustellen, hebt der Verfasser aus den Werken eine Anzahl bedeutender Stellen heraus, verteilt sie unter die Kapitelüberschriften „Methode und Ziel der Forschung, Philosophie und Philosophen, Religion, Gott und Natur, Unsterblichkeit" und verbindet die Zitate durch erläuternde Zwischenbemerkungen. Goethes Sprüche zitiert er nach der Ausgabe von Loeper — die umfassendere Sammlung von Hecker scheint ihm unbekannt zu sein — und die übrigen Werke gar nach der Cotta-Ausgabe von 1851! Seine Zwischenbemerkungen sind zum guten Teil leere Verbindungssätze, z. B. S. 105: „Er schreibt am 9. Juni 1785 an Jacobi: ... In einem der Sprüche sagt er: ... Und in den Xenien von 1796: ... Als er in Jacobis Buch ‚Von den göttlichen Dingen' den Satz fand, ‚Die Natur verberge Gott', rief er aus: ... Über dasselbe Werk schreibt er an Schlichtegroll am 31. Januar 1812: ... Ferner heißt es in „Bedenken und Ergebung": ... In einem Brief an den Oberst von Beulwitz aus Dornburg im Sommer 1828 zitiert er mit aufrichtigster Zustimmung das ‚hohe Wort eines Weisen': ... In demselben Sinne äußerte er sich gegen Eckermann am 13. Februar 1829: ..."

Alles das auf einer Seite! Solche nichtigen Kittsätze haben keine zusammenfügende Kraft, und es wäre besser gewesen, die Goethezitate reinlich hintereinander aufzuführen, wie das Vogel in seiner Sammlung von Selbstzeugnissen Goethes über seine Stellung zur Religion getan hat. Aber noch weniger anmutend sind diejenigen Zutaten des Verfassers, die einen greifbaren Inhalt haben. So stellt er z. B. den Einfluß von Spinoza, Kant und Schelling auf Goethe dar, indem er die Anschauungen dieser Philosophen in eine Reihe kurzer, apodiktischer, von Brix Förster formulierter Sätze zusammenfaßt und dann einzelne Verse oder Sätze Goethes daraus herleitet. Ein Beispiel dieses Verfahrens bietet die merkwürdige Tabelle S. 50:

Spinoza.	Goethe.
Natura naturans.	Im Namen dessen der sich selbst erschuf — (Proömium).
Die Welt ist Gott.	Was wär ein Gott, der nur von außen stieße u. s. w. (Proömium).
Der Mensch ist ein Teil in der Natur.	Im Grenzenlosen sich zu finden, Wird gern der Einzelne verschwinden, Da löst sich aller Ueberdruß;
Er ist der blinden Naturnotwendigkeit unterworfen, wie alle Dinge.	Statt heißen Wünschen, wildem Wollen, Statt läst'gem Fordern, strengem Sollen Sich aufzugeben ist Genuß. Weltseele komm uns zu durchdringen!
	— — — — — — — — — — —
Der Tod vernichtet nicht, er verwandelt nur.	Und umzuschaffen das Geschaffne, Damit sichs nicht zum Starren waffne, Wirkt ewiges, lebendiges Tun.
	— — — — — — — — — — —
	Es soll sich regen, schaffend handeln, Erst sich gestalten, dann verwandeln. (Eins und Alles).
Die Naturkräfte — natura naturata — sind Attribute Gottes, welche die Erscheinung der Einzelwesen bewirken.	Und es ist das ewig Eine, Das sich vielfach offenbart. (Parabase).

Zum Überfluß werden dann die Verse „Und umzuschaffen das Geschaffne", die hier an den verförsterten Spinoza angeknüpft sind, S. 69 aus Schellings „Weltseele" abgeleitet. — S. 97 erhalten wir die folgende Darstellung des Zusammenhangs von Goethes „Groß ist die Diana der Epheser" mit Jacobi: „Ungefähr um dieselbe Zeit, als dies Gedicht geschrieben war, kam Goethe die Schrift F. H. Jacobis ‚Von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung' (1811) in die Hand." Umgekehrt! Goethes Gedicht ist ein Protest gegen Jacobis Schrift. — S. 13 preist unser Verfasser arglos Goethe mit ironischen Worten Goethes: „Er konnte stets von sich rühmen, was der Baccalaurens im zweiten Teile des Faust sagt:

Ich aber frei, wie mirs im Geiste spricht,
Verfolge froh mein innerliches Licht;
Und wandle rasch im eigensten Entzücken,
Das Helle vor mir, Finsterniß im Rücken."

Aber Brix Förster mag sich trösten — dieses Mißgeschick im Zitieren von Versen des Baccalaureus ist auch einem Größeren begegnet, denn in Treitschkes Deutscher Geschichte[3] IV, 423 ist zu lesen: „[Heine] besaß jenen von Goethe so oft verurteilten unfruchtbaren Esprit, der mit den Dingen spielt, ohne sie zu beherrschen. Das Alles war undeutsch von Grund aus. Geboren in Kämpfen des Gewissens, war die Sprache Martin Luthers allezeit die Sprache des Freimuts und des wahrhaftigen Gemütes geblieben; sie nannte die Sünde Sünde, das Nichts ein Nichts, und Goethe erwies sich wieder einmal als der Herzenskündiger seines Volkes, da er sagte: Im Deutschen lügt man, wenn man höflich ist." Nach Treitschke meint also der Herzenskündiger: Seid nicht höflich, denn das ist Lüge — während Goethe doch gerade im Gegensatz zum Baccalaureus sagen will: Seid nur ruhig höflich, und glaubt nicht, daß Höflichkeit schon Lüge sei! — So geht's, wenn der Strom des Pathos ironisch gemeinte Verse überflutet.

Da ich nun also von der vorliegenden Schrift nichts Gutes sagen kann, so will ich doch wenigstens das günstige Urteil des Verfassers hierher setzen: „Ich hoffe mit der vorliegenden, reiflich und selbständig durchgearbeiteten Schrift einen mindestens reichhaltigen Beitrag zur Enthüllung der so tief verborgenen und verschleierten naturphilosophisch-religiösen Denkweise Goethes geliefert zu haben ... Ich glaube, man wird mir zugestehen, daß ich das zu vollkommener Aufklärung dienlichste Material und in genügender Menge herbeigeschafft, es kritisch gesichtet und systematisch gruppiert habe."

Strecker Dr. R., Religion und Politik bei Goethe. Sechs Vorlesungen gehalten an der Rhein-Mainischen Volksakademie zu Oppenheim a. d. B. Hauptsächlich im Anschluß an Goethes Gespräche mit Eckermann. Gießen 1908, Emil Roth.

Der Titel läßt eine Blumenlese aus Eckermann befürchten — wie solche Bücher ja wirklich vielfach fabriziert werden — aber es handelt sich um selbständige Vorträge, und die Zitate aus Eckermann, dessen Buch bei den mündlichen Vorlesungen in den Händen der Hörer war, dienen nur dazu, die warmherzigen und klaren Ausführungen zu erläutern. Ein moderner Mensch, dessen Gedanken sich besonders um Demokratie, Genossenschaftswesen, kirchenfreie Frömmigkeit bewegen, findet hier für sich und seine Hörer und Leser Anerbauung und Stärkung in Goethes Gedanken. Die Kapitelüberschriften lauten: 1. Zur Einführung. 2. Begrenztheit

des Erkennens. 3. Der Glaube an Gott. 4. Die Kirche. 5. Sittlichkeit. 6. Politik. 7. Unsterblichkeit. Besonders in den beiden letzten Kapiteln macht sich der von Goethes Anschauungen abweichende Standpunkt des Verfassers geltend, übrigens durchaus mit begreifender Billigkeit. Ein eingehendes Referat ist hier nicht erforderlich, aber der Verfasser beschämt manchen gelehrteren Goetheschriftsteller durch seine frische und eindringliche Art, Goethes Gedanken darzustellen. Vereinzelt stören Zitatfehler (S. 92) und sprachliche Mängel (S. 42 und besonders S. 43). Dort heißt es nämlich: „Hier ist der Punkt, wo die amor intellectualis dei (die Liebe des Erkennens zu Gott) entspringt." Man fährt zuerst bei dem weiblichen Artikel von amor zusammen, der durch das vorschwebende deutsche Wort keineswegs gerechtfertigt wird, und gleich darauf erregt die seltsame Übersetzung den Verdacht, daß der Verfasser „intellectualis" für ein Substantivum im Genitiv hält. Aber da vor dem Buche sein Doktortitel prangt, so muß es wohl anders zusammenhängen. Und wenn er etwa wirklich ein schlechter Lateiner sein sollte, so bleibt er darum doch ein trefflicher Volksschriftsteller.

Peltzer Alfred, Goethe und die Ursprünge der neueren deutschen Landschaftsmalerei. Leipzig 1907, E. A. Seemann.

Zu Ende des 18. Jahrhunderts war die deutsche Landschaftsmalerei in eine geistlose konventionelle Manier verfallen, bei der z. B. ein allgemeingiltiger Baumschlag „für den ganzen Linné ausreichen mußte", wie Ludwig Richter in seinen Lebenserinnerungen klagt. Diese erstarrte Richtung wurde durch eine Anzahl romantischer Künstler erfrischt und vertieft: Philipp Otto Runge, Martin Rohden, Kaspar David Friedrich, Ludwig Kaaz u. a. Die neue seelenvolle Landschaftskunst, die das Bezeichnende und Suggestive aus der verwirrenden Mannigfaltigkeit des Wirklichen heraushob, wurde theoretisch durch Carl Gustav Carus vertreten in seinen „Neun Briefen über Landschaftsmalerei, geschrieben in den Jahren 1815 bis 1824", Leipzig 1831. Goethe stand Carus nahe und verfolgte die Entwicklung der genannten Künstler mit Anteil, brachte Werke von ihnen in Weimar zur Ausstellung und bemühte sich mit Erfolg, Käufer dafür zu finden. Die Künstler dieser Gruppe eröffnen als rühmliche Vorboten die Landschaftskunst des 19. Jahrhunderts, und die von ihnen eingeleitete Bewegung vollendet sich in Böcklin und Thoma, aber sie selbst wurden bald vergessen und haben dann neuerdings, zum Teil erst durch die Jahrhundert-Ausstellung, wieder die verdiente Beachtung gefunden. — Das ist in Kürze der Inhalt von Peltzers wortreichen Ausführungen. Beiläufig bringt er noch eine Vermutung über den Ursprung eines Goetheschen Gedichts vor: „So könnte man z. B. bei der Landschaft mit dem Regenbogen [von Kaspar David Friedrich], die sich jetzt im Museum von

Weimar befindet, und die mit ihrer Staffage und allen Motiven genau dem Gedichte ‚Schäfers Klagelied' entspricht, fragen, ob dieselbe nicht erst den Anlaß zu den Versen Goethes gegeben habe und nicht, wie man annahm, nach diesem gemalt ward." Aber „Schäfers Klagelied" war schon im Frühling 1802 vorhanden (Zelter an Goethe, 7. April 1802), während Beziehungen Goethes zu Kaspar David Friedrich erst 1805 nachweisbar sind.

Knetsch Karl, Goethes Ahnen. Leipzig 1908, Klinkhardt und Biermann.
Sommer Robert, Goethe im Lichte der Vererbungslehre. Leipzig 1908, J. A. Barth.

Über Goethes Genealogie ist in den letzten Jahren viel und erfolgreich gearbeitet worden, und ein Aufsatz von St. Kekulé von Stradonitz im Goethe-Jahrbuch, Bd. 29, S. 196 ff. läßt diese Bemühungen bequem überschauen. Das erheblichste der neuen Ergebnisse ist der Nachweis von Goethes Urgroßvater. In einer kleinen 1900 erschienenen Schrift (Goethes Vorfahren in Berka, Sangerhausen und Artern) hat der Volksschullehrer Friedrich Schmidt in Sangerhausen diesen Ahnen Goethes festgestellt. Es ist Hans Göthe, Gemeindevorsteher zu Berka bei Sondershausen. Er zog 1656 oder 1657 nach Sangerhausen und lebte etwa seit 1685 in Artern, wo er am 28. September 1686 begraben wurde. Aus seiner Ehe mit Sibylla Werner stammt der Hufschmied Hans Christian Göthe in Artern, der bisher der älteste bekannte Ahnherr Goethes war. Diese Forschungen sind dann u. a. von Karl Knetsch weiter geführt worden, der 1902 und 1907 im „Deutschen Herold" zwei Aufsätze publizierte: „Goethes Ahnentafel" und „Neue Beiträge zu Goethes Ahnentafel". Er hat sich die Mühe umfassender schriftlicher und persönlicher Nachforschung in Kirchenbüchern und Archiven nicht verdrießen lassen und faßt nun in der vorliegenden Schrift die Ergebnisse fremder und eigener Nachforschungen auf 30 erläuterten Tafeln zusammen. Ich hebe hier nur einige Angaben der Einleitung heraus: „Nicht einmal die Ururgroßeltern Goethes sind uns alle bekannt, hier versagen bereits die Quellen über die väterliche Familie, der Goethe den Namen verdankt. Eine Generation weiter kennen wir statt 32 Ahnen deren nur noch 23, dann statt 64 nur noch 34, statt 128 nur 41 usw. Wenn wir auch in einem Fall bis in die 20. Generation vorgedrungen sind, so will das nichts heißen. Es ist äußerst wenig, wenn wir in mühsamer Forschung knapp 350 Personen anstatt fast einer halben Million Ahnen in 20 Generationen festgestellt haben." Bei allem Respekt vor des Verfassers forscherlichen Wünschen sind wir vielleicht doch nicht ganz unzufrieden, daß uns die Bekanntschaft mit dieser halben Million Ahnen versagt ist — der Goetheforscher, der, wie billig, mit diesen anfinge, hätte sich sonst an seinem Todestage noch nicht bis zu Goethes

Geburtstag durchgearbeitet! Die Mehrzahl von Goethes Vorfahren gehört dem kleinbürgerlichen Stande an. Neben vielen Handwerkern von jeder Art finden wir einen Kupferstecher und zwei Maler, eine Anzahl von Geistlichen, Juristen, Universitätsprofessoren, Schulmeistern, fürstlichen Verwaltungsbeamten usw. Eine ganze Gruppe von jetzt ausgestorbenen Adelsfamilien erscheint neben einer Anzahl von Bürgerfamilien, die später geadelt sind und noch jetzt blühen. Die bemerkenswerteste von diesen sind die Cranach, denn zu Goethes Vorfahren gehört, wie der Verfasser 1902 ermittelt hat, auch der ältere Lucas Cranach. Nach ihrer landschaftlichen Herkunft verteilen sich Goethes Vorfahren in ungefähr gleichem Maße auf die Stämme der Thüringer, Schwaben und Hessen. „Aus der gesegneten goldenen Aue stammt die eigentlich Goethische Sippe, nach dem jetzt württembergischen Ländchen Hohenlohe gehen durch die Familien Textor und Walther zahlreiche Fäden zurück, und ins Hessische, zumal ins Land Oberhessen, dem wir wohl die alte Reichsstadt Frankfurt angliedern dürfen, weisen die Ahnen der mütterlichen Großmutter Goethes, der Anna Margaretha Lindheimer. Wenn wir Zahlen reden lassen, so sind von Goethes Urgroßeltern zwei Thüringen-Sachsen zugehörig, drei entstammen den hohenlohischen Gebieten, zwei sind Frankfurter und einer Hesse. Oder nehmen wir die Reihe der 32 Ahnen, so können wir mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit etwa zehn der Ururgroßeltern für Thüringen-Sachsen in Anspruch nehmen, für weitere zehn läßt sich der hohenlohische Ursprung nachweisen, acht stammen aus dem Hessischen und vier aus der Reichsstadt Frankfurt, so daß doch wieder die Dreiteilung herauskommt." Wir wollen diese Ermittelungen dankbar entgegennehmen, aber darauf ja keine voreiligen Schlüsse bauen.

Dieser Gefahr setzt sich nun aber Robert Sommer mutig aus. In seiner Schrift „Goethes Wetzlarer Verwandtschaft. Leipzig 1908" hat er darauf hingewiesen, daß Goethe morphologisch und physiognomisch seiner Großmutter mütterlicherseits, Anna Margarethe Textor, geb. Lindheimer aus Wetzlar gleicht, und es erscheint ihm sehr bemerkenswert, daß deren Vater, Dr. Cornelius Lindheimer, der Mitverfasser einer Lokalsatire ist, „in welcher eine Reihe von geistigen Zügen hervortreten, die, verstärkt und mit anderen Eigenschaften verbunden, in Goethes Anlage deutlich vorhanden sind und gerade in seinen Kunstschöpfungen bedeutungsvoll hervortreten." Welchen Anteil Lindheimer an dieser Schrift hatte, ist freilich nicht näher bekannt, aber Sommer hält den Schluß für erlaubt: sie ist so goethisch, daß Goethes Urgroßvater offenbar den überwiegenden Anteil daran gehabt hat. Das neue Buch bringt nun weitere Studien über die Lindheimersche Familie. Aus ihr ist im 19. Jahrhundert Ferdinand Lindheimer (1801—1879) hervorgegangen, ein tüchtiger, liberal und unkirchlich gesinnter Mann, der sich als botanischer Sammler bewährt und die erste deutsche Zeitung in Texas begründet und 20 Jahre hindurch heraus-

gegeben hat. Diese Neu-Braunfelser Zeitung überragte den Durchschnitt amerikanischer Lokalzeitungen, wie eine im Buchhandel erschienene Auswahl seiner darin niedergelegten Arbeiten zeigt: Aufsätze und Abhandlungen von Ferdinand Lindheimer in Texas. Daraus teilt Sommer eine Anzahl Proben mit, die beweisen sollen, daß Ferdinand Lindheimer mit Goethe die Klarheit der optischen Vorstellungen, die Neigung zu abenteuerndem Wandern [ein Goethisches Kennzeichen?] und Schauen, einen naturphilosophisch-pantheistischen Zug, ausgesprochen soziale Interessen mit Betonung der persönlichen Freiheit und Selbständigkeit [ist das wirklich für Goethe bezeichnend?] und den Hang zu abergläubischen Orakeln gemein hatte. „Es ergibt sich also bei F. Lindheimer und Goethe eine auffallende Menge von Ähnlichkeiten." Wer aber das Beweismaterial ruhig und ohne Sommers übermächtige Entdeckerlust betrachtet, wird es nicht verwunderlich finden, daß ein wackerer Botaniker des 19. Jahrhunderts, der Goethe und Darwin gelesen hat, hier und da etwas schreibt, wozu sich bei Goethe allenfalls eine Parallele finden läßt. Sommer sucht dann noch bei anderen Mitgliedern der Familie Lindheimer Goethische Züge aufzuspüren und auch hier verleitet ihn seine im voraus feststehende Ansicht zu merkwürdigen Entdeckungen. So lesen wir nun hier unter dem Bilde eines Neffen von Ferdinand Lindheimer: „Auffallende Ähnlichkeit mit Goethe." Ich finde hier nichts auffallend als Sommers Behauptung. Er möge nur einmal die Probe machen und einem Kreise, der nichts von der Goethe Lindheimer-Theorie weiß, die Frage vorlegen, an wen dieses Bild erinnert. Von hundert Ratenden wird noch nicht einer auf Goethe verfallen, und ich bedaure nur, daß ich den Lesern des „Euphorion" dieses Bild nicht vorführen kann, das „auf den ersten Blick in Gesichtsform, Statur und Haltung eine große Ähnlichkeit mit Goethe aufweist", auf dem aber vielmehr ein wackerer, ehrenfester Bürger in gezwungener Photographier-Haltung zu schauen ist. Ein Porträt von Ferdinand Lindheimers Vater, das Sommer hier ebenfalls wiedergibt, erinnert dagegen wirklich an Goethe, wenn auch von diesem Eindruck einiges auf dem Kostüm und der Frisur und auf der Porträtierungsweise der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts beruht. Sommer bietet dann aus Strieders „Hessischer Gelehrten- und Schriftstellergeschichte" die Biographien einiger Mitglieder der Familie Seip, aus der Anna Margarethe Lindheimer mütterlicherseits abstammt, und findet hier wieder „eine große Deutlichkeit der optischen Vorstellungen, . . . eine ausgeprägt physikalisch-mathematische Begabung [besaß denn Goethe diese Begabung?] . . . eine ausgeprägte Neigung und Anlage zu literarischer Darstellung." Andere ferne Vorfahren von Anna Margarethe Lindheimer sind die Familien Soldan und Cranach, zu denen eine Anzahl von Künstlern gehören, und Sommer faßt schließlich seine Ermittlungen so zusammen:

„Goethes Natur erscheint in ausgeprägter Weise als ein synthetisches Gebilde, in dem sich die aus der aufgedeckten Quelle abgeleiteten künst-

lerischen Grundfähigkeiten mit dem mehr rationalen und systematischen Geiste der Familien Goethe und Textor vereinigten. Gerade diese durch Vererbung vollzogene Synthese zweier völlig verschiedener Grundanlagen hat sehr wahrscheinlich für die geistigen Leistungen Goethes die größte Bedeutung gehabt. Nicht aus der künstlerischen Anlage allein, aus der die genialen Einfälle und die gestaltende Phantasietätigkeit entspringen, sondern aus ihrer Vereinigung mit einer starken Gedankenarbeit und einem großen Reichtum von Begriffen ist Goethes Eigenart auch in seinem künstlerischen Schaffen zu verstehen."

Aber sind nicht vielleicht in der Ahnenreihe jedes beliebigen, aus guten Familien stammenden Menschen, wenn man sie so weit zurück verfolgt, sowohl künstlerische wie verstandesmäßige Elemente nachzuweisen? Erst wenn eine solche Gegenprobe ernstlich angestellt und weit überwiegend negativ ausgefallen wäre, könnte man vielleicht einiges Vertrauen fassen zu Sommers Versuch, die Entstehung der genialen Persönlichkeit zu begreifen.

Geiger L., Goethe und die Seinen. Quellenmäßige Darstellungen über Goethes Haus. Leipzig 1908, R. Voigtländer.

Unter den Besuchern des Goethehauses in Weimar sind viele, die sich den Herrn dieser Räume nicht in einsamer Größe, sondern im menschlichen Verkehr mit seiner Familie und seinen Freunden vorzustellen wünschen. Diesem Bedürfnis kommt Geigers Buch entgegen, das auf Grund der Tagebücher, Briefe und Gespräche sowie der übrigen Quellen Christiane, August, Ottilie, die Enkel und den engeren Freundeskreis schildert und zur Abrundung des Bildes auch die Schreiber, Diener und Köchinnen nicht vergißt. Geiger hat seine Aufgabe mit guter Kenntnis der Wünsche eines breiten Publikums erfaßt und so ein sehr angenehm zu lesendes Buch geschaffen. Die höhere und eigentliche Aufgabe, uns zu Goethe hinanzuheben, wird durch eine solche Darstellung dessen, was er mit uns gemein hat, freilich nicht gefördert, aber doch auch nicht gestört, und wenn wir Goethes Haus als ein nationales Heiligtum bewahren, so ist ein anschauliches literarisches Bild seiner bürgerlichen Häuslichkeit eine gebotene Ergänzung. Ein eingehendes Referat ist an dieser Stelle nicht erforderlich und ich beschränke mich auf einige Berichtigungen. Die S. 21 angeführten Verse aus dem Tagebuch von der schlesischen Reise sind ein Entwurf zu Goethes Bearbeitung der Oper Circe (vgl. Goethe-Jahrbuch, Bd. 26, S. 49 f.) und haben also mit Christiane nichts zu schaffen. Zarncke hat die sehr verwischten Bleistiftzüge falsch gelesen und Geigers Erklärungsversuch mußte schon deshalb mißlingen. — Daß Bettina bei dem bekannten Streit mit Christiane ihre Gegnerin eine tollgewordene Blutwurst genannt hat, ist nicht zweifelhaft, wie Geiger S. 94 meint, denn Arnim schreibt über seinen Besuch bei Goethe vom Jahre 1820: „ob er mir gleich ganz freundschaftlich die Hände drückte, scheint er doch so ganz den alten Tanz mit der seligen Blutwurst nicht vergessen zu

haben, um den alten Umgang zu erneuen" (Steigs Arnim, III, 481). — Nicht Schlegel (S. 236), sondern Schelling hat am 31. Dezember 1800 in Goethes Hause mit ihm und Schiller den Ausgang des Jahrhunderts feiern dürfen. — Auguſt Goethes Ehrenhandel mit dem Rittmeiſter von Werthern fand nicht „aus unbekannter Veranlaſſung" ſtatt (S. 141), vgl. Düntzer, Goethe und Karl Auguſt², S. 697. Dieſe kleinen Korrekturen wollen natürlich gegenüber der Menge des zuverläſſig wiedergegebenen und geſchickt gruppierten Stoffes nichts bedeuten.

Höffner Johannes, Eliſabeth Goethe, geb. Textor. Mit fünf Kunſtdrucken (= Frauenleben. In Verbindung mit andern herausgegeben von Hanns von Zobeltitz. Bd. 12: Frau Rat). Bielefeld und Leipzig 1908, Velhagen und Klaſing.

An dieſem hübſch ausgeſtatteten kleinen Buche kann man nur dann ein flüchtiges Gefallen finden, wenn man dem Verfaſſer bei ſeiner ſüßlichen Darſtellung nicht näher auf die Finger ſieht, denn er iſt nicht gerade wähleriſch in ſeinen Wirkungsmitteln. So erklärt er z. B. S. 5 Goethe für ein richtiges Wahlverwandtſchaftskind: „Denn es kann dem, zu deſſen täglicher Arbeit es gehört, die Bedingungen, unter denen das Große geboren wird, zu verfolgen, nicht zweifelhaft ſein, daß aus der pflichtmäßigen, ſchuldigen ehelichen Liebe der ſiebzehnjährigen kleinen Schwärmerin zu dem faſt zwanzig Jahre älteren, wohlweiſen und trockenen Gemahl allein ſchwerlich der Götterliebling geboren ſei: Goethe iſt ein Kind der Sehnſucht, des kurzen Blütentraumes einer erſten und einzigen Liebe . . . zu dem ſchönen, unglücklichen Kaiſer des ſterbenden Reiches, zu Karl VII." S. 74 erfahren wir, daß Cornelie aus Kummer über die geringe Beachtung, die ihr der Bruder von Wetzlar aus gönnte, Schloſſers Antrag angenommen hat. „Indem nun Wolfgangs Seele ſich mit ganzer Gewalt dem Neuen zuwandte, . . . erweckte er in der Zurückgebliebenen die Empfindung, treulos von ihm verlaſſen zu ſein." Dieſe freie Fiktion hat im Gefüge des Buches nur die Aufgabe, zu Schloſſers Werbung überzuleiten: „In dieſer Zeit geſchah es, daß der junge Georg Schloſſer ſich ihr näherte und in ihrer Seele jenes Gefühl, das die Unſchöne am heißeſten beglückt, erweckte . . . Und in der Tat hatte der ernſte, verſchloſſene und ſtrenge Charakter Schloſſers ſich ihr mit einer Leidenſchaft zugewandt, die wie ein Lavaſtrom aus dem harten und ſteinigen Untergrund brach." Alſo wie ein Lavaſtrom hat ſich die Leidenſchaft Schloſſers ergoſſen, den der Verfaſſer S. 99 ganz zutreffend als „derb organiſiert, obſchon tüchtig und verſtändig" kennzeichnet. Das ſind ſo Proben von Höffners Willkür im Ausdeuten ſeeliſcher Vorgänge. Aber auch mit den Tatſachen nimmt er es nicht genau, ſonſt ließe er nicht S. 73 Goethe in Wetzlar ſich mit dem Plan zu dem noch ungeſchriebenen Götz von Berlichingen tragen! —

Zum Schluß noch eine Stilprobe. Es ist von der Wirkung des „Werther" die Rede (S. 79): „Der Genius öffnet in der Zeit, in der der Volkskörper am schmachvollsten leidet, die klingenden Tore der klassischen Epoche, und von der Morgenröte verkündet, zieht das flammenhufige Gespann den strahlenden Wagen des Sonnengottes über die Schwelle."

Hellen Eduard von der, Goethes Mutter in einer Auswahl aus ihrem Briefwechsel dargestellt. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta. 1 M.

Die Eigenart dieser reichlichen Auswahl besteht in der Einfügung der auf uns gekommenen Briefe an Goethes Mutter, so daß wenigstens streckenweise der Eindruck des geschlossenen Briefwechsels entsteht, und da die Korrespondenten der Frau Rat, die hier zu Worte kommen — Goethe, Wieland, Karl August, Anna Amalia, Luise von Göchhausen, Fritz von Stein — auch ihrerseits wertvolle Persönlichkeiten sind, so wirkt die Sammlung durchaus harmonisch. Die Einleitung und die Anmerkungen sind kundig und ausreichend, und so haben wir hier die zweite gute und billige Auswahl aus diesen Briefen, die von den ersten Empfängern bis zu den heutigen Lesern schon so viele Menschen erquickt haben und dieses schönen Amtes auch weiterhin walten werden.

Pallmann Heinrich, Johann Adam Horn, Goethes Jugendfreund. Leipzig 1908, Insel-Verlag.

Das Buch verdankt sein Dasein einem Auktionsfunde. In einer Münchener Versteigerung erwarb der Verfasser ein anonymes kleines Buch: „Jugendliche Ausarbeitungen bey müßigen Stunden. Frankfurt und Leipzig in der Eßlingerischen Buchhandlung 1766." Darin findet sich neben allerhand unbedeutenden Gedichten, von denen eines die Unterschrift H. trägt, eine in Alexandrinern verfaßte „Abschiedsrede gehalten am 8. September 1765. als sich die wöchentliche Zusammenkunft auf dem Hörsaale trennete, und als etliche gute Freunde Frankfurt verliessen." Diese Freunde sind Herr G., Herr M. und Herr R., von denen jeder hier eine ihm besonders gewidmete Ansprache erhält. Die an Herrn G. gerichtete lautet:

Nun du geliebter Freund! der du nach Leipzig eilest,
Verlaß dein Vaterland! was hilfts wenn du verweilest?
Zieh froh ins muntre Sachsen, wohin du lang getracht.
Ins Land wo man die schönste und beste Verse macht.
Verwechsele nunmehr den Maynstrom mit der Pleise.
Ich wünsche dir mein Freund von Herzen gute Reise.
Du hast von Kindesbeinen der Dichtkunst nachgestrebt,
Drum zeig' uns daß dich diese mehr als das Jus belebt.
Eil' zu den Musen hin die an der Pleisse wohnen!
Sie werden dorten dich und deinen Fleiß belohnen.
Zeig' daß dir deine Muse noch immer günstig ist,
Und daß du auch in Leipzig wie hier ein Dichter bist . . .

Es folgt das Gedicht an Herrn M., der nach Göttingen und an Herrn R., der nach Marburg geht. Kein Zweifel: wir haben hier ein kleines Denkmal aus Goethes Frankfurter Knabenzeit vor uns. Der Verfasser ist Horn, der hier seine Freunde Goethe, Moors und Riese bei ihrem Abgange zur Universität ansingt. Er stellt in dem Gedicht an Herrn G. in Aussicht, daß er ihm vielleicht bald nach Leipzig folgen werde, und wirklich traf er zu Ostern 1766 ebenfalls in Leipzig ein. Die geselligen Zusammenkünfte der Frankfurter Freunde, von denen auch Goethe in Dichtung und Wahrheit spricht (Werke 27, 38), scheinen am Sonntag stattgefunden zu haben, denn außer der Abschieds-Rede vom 8. September enthält das Bändchen auch noch einen Vergleich zwischen einem Soldaten und Liebhaber, „in einer Rede in Versen abgehandelt am 4ten August 1765". Die beiden Daten fallen auf einen Sonntag. Endlich haben wir hier auch noch eine „Abschieds-Ode da der junge Herr G** sich von hier auf die Universität nach Leipzig begabe":

Muse helfe singen!
Lasse mir gelingen
Dieses Abschiedslied!
Weil mein Freund aus Frankfurt zieht;
Sollen meine schwachen Saiten
Ihm ein Lied bereiten.

Heftig ist mein Trauren;
Da du aus den Mauren
Frankfurts dich begiebst;
Weil du Wissenschaften liebst,
Setzest du nun deine Reise
Frölich nach der Pleisse . . .

Leipzig trägt Verlangen:
Bald dich zu umpfangen,
Treflicher Poet!
Aber sieh wie es uns geht.
Schaue wie die Zähren fliesen
Die wir jetzt vergiesen . . .

Die schauderhaften Verse machen uns doch mehr Vergnügen als manche andere, die sich vielleicht bis zu einer anständigen Mittelmäßigkeit erheben, aber eben nicht den Vorzug haben, den Abgang Goethes nach Leipzig zu besingen. Pallmann druckt das ganze Schriftchen ab, von dem er noch ein zweites Exemplar auf der Hamburger Stadtbibliothek ermittelt hat. Eine Einleitung, die alles zusammenfaßt, was wir von Horn wissen, bringt auch seine Briefe an Kätchen Schönkopf vollständig, aus denen schon Jahn das Wichtigste mitgeteilt hatte. Aus der Frankfurter Zeitung „Der Unsichtbare", für die Goethe in seinem Briefe an Cornelie vom 31. Dezember 1765 einiges Interesse zeigt, teilt Pallmann zwei mit „— e" und „= = = e" unterzeichnete Gedichte mit und meint dazu: „Ich . . . überlasse Berufeneren, als ich bin, zu entscheiden, ob wir hier

nicht den jungen Goethe in seinen ersten uns überlieferten Gedichten vor uns haben." Die beiden Gedichte stehen allerdings hoch über Horns Produkten — nach Pallmanns Angabe auch über dem sonstigen Inhalt des „Unsichtbaren" — und so ungefähr mag wohl Goethes nichtreligiöse Dichtung vor dem Abgange nach Leipzig sich dargestellt haben, aber eine sichere Entscheidung werden auch die „Berufeneren", wenn es solche gibt, nicht wagen.

Horn promovierte 1770 in Gießen, wurde 1773 Gerichtsschreiber-Adjunktus in Frankfurt, heiratete 1778 kurz nach seinem Aufrücken in die Gerichtsschreiberstelle ein Frankfurter Mädchen — seine Leipziger Freundin Constanze Breitkopf hatte sich schon 1774 verheiratet — und starb 1806. Goethes Briefe an ihn erbte Riese, und nach dessen Tode gelangten sie in Goethes Hände zurück, der sie leider verbrannt hat. Daß das harmlose „Hörnchen" hier die Ehre einer kleinen Monographie erfahren hat, mögen die stets zum Schelten bereiten Gegner der Goethe-Philologie grämlich mißbilligen — die Goethegemeinde wird sich dadurch das Vergnügen an der anspruchslos dargebotenen Schrift nicht stören lassen, die uns in den Kreis des Knaben Goethe hineinschauen läßt.

Kanitz-Niedeck R., Goethe und Jerusalem. Gießen 1908.

Die Verfasserin hat alles zusammengetragen, was wir von Jerusalem wissen, und so ist das kleine Buch brauchbar und dankenswert, wenn auch der unfreie, ängstlich-sorgfältige Ton der Darstellung kein rechtes Behagen beim Lesen aufkommen läßt. Am Schlusse werden Jerusalems philosophische Aufsätze mit Lessings Zusätzen abgedruckt. — Leider findet sich in der langen Liste von Personen, denen die Verfasserin für Hinweise und Auskünfte dankt, kein Lehrer der englischen Sprache. Ein solcher hätte verhütet, daß hier auf S. 30 G. A. Müllers tolle Lesung eines englischen Stammbuchblatts von Jerusalem ohne Rücksicht auf das danebenstehende Faksimile wiederholt wird. Müller hat in den wenigen Zeilen des Stammbuchblatts alike als alitre, harmonious als harmonions, into als inte, To als Yo, to als te, Folly als Jolly, often als ofter, Truth als Yrath, most humble als mashumble, faithful als frithful, 7ber als 7her gelesen, und diesen greulichen Unsinn druckt die Verfasserin nun hier arglos ab! Auch sonst kommt sie vom Gängelbande ihrer Gewährsmänner nicht los, wie z. B. die Anmerkung S. 34 zu der Briefstelle „Unser Zimmermann" zeigt: „O. v. Heinemann ergänzt: Der berühmte Arzt und Verfasser des Buchs Von der Einsamkeit."

Bäumer Gertrud, Goethes Freundinnen. (Deutsche Charakterköpfe, Band 5—6.) Leipzig und Berlin 1909, B. G. Teubner. 3 M.

Das Buch führt die Freundinnen Goethes von Cornelie und der Klettenberg bis zu Ulrike von Levetzow in Briefen, Berichten und Tage-

buchabschnitten vor, die von ihnen selbst, von Goethe und von Dritten herrühren und sich zu anschaulichen Charakterbildern zusammenfügen, deren jedes von der Herausgeberin mit einer kleinen, kundig geschriebenen Einleitung ausgestattet ist. Das Ganze stellt sich als ein angenehmes Lesebuch ohne wissenschaftliche Ansprüche dar, bei dem aber auch Kenner gern verweilen werden. Zur Ergänzung der 13 literarischen Porträts dienen 12 Abbildungen — bei Johanna Fahlmer ist von der Wiedergabe des bekannten Altersporträts abgesehen worden, das unsere Phantasie ja doch nicht in das Bild des jungen „Täutgen" zurückzuverwandeln vermag. — Zu S. 13: Lenz hat Cornelie nicht erst bei dem Besuch kennen gelernt, den er ihr Ende Mai 1775 gemeinsam mit Goethe abgestattet hat, vgl. Goethe-Jahrbuch, X, 93.

Goethes Briefe an Charlotte von Stein. Herausgegeben von Jonas Fränkel. Kritische Gesamtausgabe. Jena 1908, Eugen Diederichs. 3 Bände.

Kritische Gesamtausgabe? Dazu müßten doch wohl die Handschriften durchweg neu verglichen sein. Das ist aber nicht der Fall, denn außer den bisherigen Drucken sind hier nur einige sporadische, bei kurzer Einsicht in die Originale gemachte Beobachtungen verwertet. Bei der schwierigen Einfügung der undatierten Billetts hat Fränkel einige neue Resultate erzielt, aber öfter unterliegt er der Versuchung, auf unsicherem Grunde zu bauen. Das ist z. B. bei dem Billett Nr. 91 der Fall, das er in die Mitte August 1776 setzt, weil das Zitat aus Jesaias Kap. 30, Vers 15, auch in dem Briefe an Kayser vom 15. August d. J. vorkommt. Aber das ist ein Lieblingszitat Goethes und findet sich z. B. auch in dem Brief an Kestner vom 21. November 1774. Eher könnte diese Nummer und ebenso Nr. 93 in den Herbst d. J. fallen, wegen der von Fränkel selbst hervorgehobenen sachlichen Beziehung zu dem Briefe an Reich vom 14. Oktober 1776. Vergleichende Tabellen lassen die neue Anordnung im Verhältnis zur Weimarer und zu Wahles Ausgabe bequem überschauen. Den „Rino" hätte Fränkel nicht mit so grausam ernster Philologie behandeln sollen. Er druckt nämlich Gestrichenes in eckigen Klammern vor dem Giltigen, z. B.: „Ein [neues Mädchen] neuer Gegenstand an jedem neuen Ort." Wollte er keinen philologischen Apparat anlegen, so hätten wir die verworfenen Lesarten der Dichterin Charlotte v. Stein allenfalls auch ohne Schmerz entbehrt. Die Ausgabe wird eröffnet mit einer stimmungsvollen Einleitung, die freilich mehr zu einem Werk über Goethe als Beamter passen würde, und sie ist herrlich geschmückt mit 26 Handzeichnungen von Goethe und einer interessanten Zeichnung von Tischbein (Goethes Studio in Rom), sämtlich nach den Originalen im Goethehause. Man vermißt nur ein Wort des Danks an den liberalen Hüter dieser Schätze und beobachtet überdies mit Befremden,

wie Fränkel für seine neue Ausgabe Raum zu schaffen sucht, indem er seinen Vorgänger Julius Wahle nach Möglichkeit beiseite schiebt. Die diesem Zwecke dienende Wendung I, 376 soll die Vorstellung erwecken, als habe Wahle bei seiner Ausgabe die Handschriften nicht selbständig verglichen, aber das Gegenteil ist richtig und daran würde auch der etwaige Nachweis einzelner Versehen nichts ändern.

Mutheſius Karl, Goethe und Peſtalozzi. Leipzig 1908, Dürr.

Die Goethe-Litteratur hat schwer an dem Ballast der vielen nicht gebotenen Arbeiten über „Goethe und . . .“ zu tragen. Es liegt ihnen großenteils kein fruchtbares Aperçu zugrunde, sie stellen auch keinen bedeutenden Ausschnitt aus Goethes Leben, Dichten oder Denken dar, sondern der Autor sucht den Gegenstand, der ihn selbst interessiert und über den er Bescheid weiß, bei Goethe auf, mag auch der Verbindungsfaden noch so dünn sein. Wir haben Monographien und Aufsätze über Goethe und Asch, Goethe und den Impfzwang, Goethe und das Keltentum, und diese Liste ließe sich durch hunderte von Nummern fortführen. Auch das vorliegende Buch könnte man beim ersten Hinblick zu dieser Klasse von Untersuchungen ohne hinreichende Basis zu zählen versucht sein, denn zwischen Goethe und Pestalozzi bestand kein Verhältnis gegenseitiger oder auch nur einseitiger Befruchtung, sondern eher das einer gegenseitigen Antipathie, die Pestalozzi allmählich überwindet, während sie umgekehrt bei Goethe immer schärfer hervortritt. Ihre persönlichen Beziehungen sind ganz dürftige: Pestalozzi scheint 1792 Goethe in Weimar aufgesucht zu haben, und er hat im Laufe der folgenden Jahrzehnte einige Zuschriften an ihn gerichtet, auf die keine Antwort erfolgte. Nun hat Goethe von Tausenden seiner Zeitgenossen Zuschriften empfangen, zu deren Erwiderung er keinen Anlaß fand, und es ist ein unbehaglicher Ausblick, wenn wir uns die Tausende von Büchern vorstellen, die sich darauf gründen lassen. Aber eine nähere Betrachtung hat diese Bedenken des Referenten gegenüber dem vorliegenden Buche doch großenteils zerstreut. Ein überwiegend negatives Verhältnis Goethes zu einem Zeitgenossen ist dann darstellenswert, wenn sich darin die Abstoßung gegensätzlicher Geistesrichtungen darstellt, wie das z. B. bei seinem Verhältnis zu Nicolai, Claudius, Kotzebue, Pfaff, Cuvier, Fraunhofer der Fall ist. Und solche Abstoßung waltet nach der gründlichen Darstellung des Verfassers auch zwischen Goethe und Pestalozzi. In einem Aufsatz macht Pestalozzi 1780 seinen Empfindungen gegenüber Goethe Luft, der im Übermute seiner Kraft den „Vatersinn hoher Kräfte gegen die unentwickelte, schwache Herde der Menschheit“ versäume. Goethe hat 1804 eine umfangreiche Diskussion in der Jenaischen Literaturzeitung über Pestalozzis Lehrsystem zuerst zuwartend betrachtet, dann aber aus einem Briefe Wilhelm v. Humboldts eine ablehnende Kritik herausgehoben und einrücken lassen. Die Über-

treibungen zweier Pestalozzischüler, Passow und Jachmann, weist er 1814 brieflich ab und spricht von der „babylonischen Verwirrung, welche durch den Pestalozzischen Erziehungsgang Deutschland ergriffen". Die Rheinreise 1814 führt ihn mitten in einen Kreis von Pestalozziverehrern in Frankfurt a. M., und er versucht ernstlich, sich diesen Anschauungen zu nähern: er wohnt wiederholt dem Unterricht in dem Pestalozzianischen Institute von de l'Aspée in Wiesbaden bei, studiert die „Einladungsschrift" dieser Schule und liest „Lienhard und Gertrud". Auch im nächsten Jahre besucht er de l'Aspée, aber das Resultat von alledem ist schließlich ein Zornausbruch im Gespräch mit Boisserée über das „Pestalozzische Wesen". Die einseitig rationalistische Tendenz Pestalozzis, die Überschätzung der Mathematik, das Beiseiteschieben der sprachlichen und künstlerischen Bildungselemente, die Mechanisierung der Pädagogik mußte ihm unerträglich sein. Muthesius meint zutreffend: „Goethe hat den Pestalozzianismus in seinen schwächsten Seiten kennen gelernt, und seine starken Seiten sind ihm verborgen geblieben." Mehr Glück als Pestalozzi und seine unmittelbaren Anhänger hatte bei Goethe ein von dieser Wurzel sich abzweigender Seitentrieb, die Fellenbergsche Erziehungsanstalt in Hofwil, der Karl August seinen ältesten natürlichen Sohn übergab. Dabei wurde Goethes Rat eingeholt, dessen Patenkind der Knabe war, und die sympathische Aufmerksamkeit, womit er Fellenbergs Unternehmen betrachtete, hat weithin nachgewirkt, denn die pädagogische Provinz der „Wanderjahre" ist ein in den Dimensionen erweitertes und durch einfließende Goethische Ideen umgeformtes Abbild von Fellenbergs Institut. Diese schon von Scherer, Creizenach und dem von Muthesius übersehenen R. Schoeps (Zu Goethes Wilhelm Meister, Programm der Landesschule Pforta, Naumburg 1906, S. 58) ausgesprochene Vermutung hat K. Jungmann (Euphorion XIV, 274 ff., 517 ff.) endgiltig erwiesen. Muthesius zeigt nun, daß Goethe neben Fellenbergs „Vorläufiger Nachricht" auch den „Rapport . . . sur les Établissements de M. de Fellenberg" benutzt hat, den der russische Staatssekretär Capo d'Istria 1815 drucken ließ. Darin findet sich eine sorgsame Schilderung der Anstalten von Hofwil, der Goethe manche Einzelzüge entnommen hat. Daneben will Muthesius auch zeigen, daß hier doch auch die frühere Beschäftigung mit Pestalozzi nachwirkt, indessen die von ihm S. 199 angeführte Parallele zwischen Pestalozzis Religionsunterricht und dem in der pädagogischen Provinz ist gar nicht zwingend. Wenn aber der junge Gehilfe von Wilhelms Schwager Werner „eine grenzenlose Fähigkeit im Kopfrechnen" zeigt, so ist das allerdings für die Pestalozzischulen kennzeichnend, und Goethe hat 1815 staunend und mißbilligend diese einseitige Dressur bei einem nach Pestalozzi unterrichteten Mädchen beobachtet.

Muthesius' klare Darstellung wäre noch dankenswerter, wenn er der Versuchung, sie unnütz aufzuschwellen, besser widerstanden hätte. Was

sollen z. B. die immerfort (S. 49, 62, 66, 69, 71, 75, 78, 82, 84, 200) wiederkehrenden Vermutungen, daß bei irgend welcher näher bezeichneten Gelegenheit vielleicht Goethe von Pestalozzi oder umgekehrt habe sprechen hören! Die Goethe-Zitate hätten nicht großenteils nach Hempel, sondern durchweg nach der Weimarer Ausgabe gegeben werden sollen, und die Benutzung seiner Anmerkungen hat Muthesius dadurch verdrießlich erschwert, daß er sie für ein jedes Kapitel von vorn durchzählt, so daß man nun immer erst durch Vergleichung der Kapitelüberschriften die zugehörige Anmerkung mühsam suchen muß. Dem Buche ist die Nachbildung eines von Pestalozzi für Goethes Autographensammlung gestifteten Blattes beigegeben, aber die Lesung dieses Blattes S. 85 ist auch nach Einfügung der am Schlusse des Bandes gebotenen Berichtigung nicht ganz korrekt. Diese kleinen Ausstellungen sollen indessen den Dank nicht ernstlich schmälern, der Muthesius für seine zuverlässige und angenehm zu lesende Darstellung gebührt.

Krüger-Westend Hermann, Goethe in Dornburg. Jena 1908, Hermann Costenoble.

Viel Schweiß hat dem Verfasser sein Buch nicht gekostet. Zwischen Goethes Dornburger Briefe an Frau v. Stein aus den Jahren 1779 bis 1782 und die von dem Dornburger Aufenthalt 1828 schiebt er die inferiore Schrift des Gärtners Sckell über diesen Aufenthalt ein, setzt eine kleine, aus leicht zusammengeschriebenen Notizen bestehende Einleitung davor, und das Buch ist gemacht. Unter den Dornburger Briefen fehlt der an Soret vom 20. August und der an einen Unbekannten vom 30. August. Von zwei beigegebenen Abbildungen der Dornburgen ist die eine „nach einem sich [!] im städtischen Museum zu Jena befindlichen Bilde" hergestellt.

Eckermann J. P., Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. Neunte Originalauflage. Nach dem ersten Druck und dem Originalmanuskript des dritten Teils mit einem Nachwort und Register neu herausgegeben von Dr. H. H. Houben. Mit 28 Illustrationstafeln, darunter 3 Dreifarbendrucke, und 1 Faksimile. Leipzig 1908, F. A. Brockhaus.

Für diese neue Ausgabe konnte Houben Eckermanns Korrespondenz mit den beiden Verlegern Brockhaus und Heinrichshofen, sowie die Handschrift des dritten Teils verwerten — die der ersten zwei Teile hat sich nicht erhalten. Er hat dieses Material mit großer Sorgfalt benutzt und so einen zuverlässigen Text geschaffen, der nur an gar zu weitgehender Pietät für Eckermann leidet. Wenn dieser z. B. im ersten und zweiten Teil das y reichlich verwendet, im dritten den inzwischen erfolgten Wandel der Rechtschreibung mitmacht, aber doch öfter in seine alte Gewohnheit

zurückfällt, so brauchten diese Schwankungen doch hier nicht als heilig konserviert zu werden. In dieser Überspannung der philologischen Treue setzt Houben nicht einmal eine von ihm selbst als überzeugend anerkannte Textbesserung Düntzers (meine statt eine, S. 52) in ihr Recht ein, obwohl die Stelle erst so ihren eigentlichen Sinn und Inhalt gewinnt.

Das umfangreiche Nachwort des Herausgebers berichtet über die Entstehung und die Schicksale des Werks und über Eckermanns Lebensausgang, im Anschluß an seine Selbstbiographie. Fein und treffend wird Eckermanns Kompositionsverfahren dargelegt, von den ihm untergelaufenen Irrtümern aber nur eine Anzahl Proben gegeben. „Eine vollständige Sichtung der Gespräche kann erst dann geleistet werden, wenn die grundlegende Sammlung der Goetheschen Werke, die Weimarer Sophienausgabe, in allen ihren Abteilungen, besonders der Tagebücher und Briefe, fertig vorliegt und muß deshalb einer späteren selbständigen Arbeit vorbehalten werden. Bis dahin haben alle Zusammenstellungen und flüchtigen Stichproben von Tagebuch- und Briefnotizen keinen Wert und führen höchstens dazu, die Einzelheiten zu verwirren." Das klingt ja, als ob Goethes Tagebücher, die neben Biedermanns Gesprächsammlung die Hauptquelle zur Kritik Eckermanns sind, noch nicht vollständig vorlägen! Daß ihr Register noch aussteht, ist doch für eine Arbeit gleichgiltig, bei der die in Frage kommenden Bände ohnehin vollständig durchzuarbeiten sind. Und die noch fehlenden Briefbände werden zur Eckermann-Kritik nicht gerade viel hergeben.

Bei der Erörterung des dritten Teils setzt Houben mit einiger Parteilichkeit den Wert von Sorets Aufzeichnungen übermäßig herab. „Sorets Notizen verhalten sich zu Eckermanns klassischen Aufzeichnungen nicht etwa wie die Skizze zu einem ausgeführten Gemälde, sondern höchstens wie die Farbentöpfe, aus denen ein Meister bei seinem Werk geschöpft hat." Diesen Vergleich macht er nicht etwa zwischen Soret und dem echten Eckermann, sondern zwischen Soret und Eckermanns Soret-Bearbeitung! Aber soweit die Aufzeichnungen des feinsinnigen Soret überhaupt einer Nachhilfe durch Beleben und Aufquellenlassen bedürfen, wollen wir das doch lieber selbst zu leisten versuchen. Mit dem Augenblick, wo wir in F. v. Biedermanns neuer Ausgabe der Gespräche den französischen Originaltext Sorets erhalten werden, kann uns Eckermanns Bearbeitung dieses Materials ziemlich gleichgiltig sein, und man wird dann wohl von dem dritten Teil nur das ihm selber Gehörige als einen Anhang zu dem eigentlichen Werke lesen wollen. Da wir aber noch immer auf eine mangelhafte Übersetzung angewiesen sind, ist gegen Houbens konservierendes Verfahren vorläufig nichts einzuwenden.

Die erforderlichen Erläuterungen hat Houben in das gut gearbeitete Register eingefügt. Als eine Beigabe erhalten wir hier Eckermanns 1838 geschriebenen Artikel über Goethe in Brockhaus' Konversationslexikon der Gegenwart. Die 28 Illustrationstafeln bringen außer den Porträts der

Mitglieder des engeren Goethe-Kreises eine Anzahl von Gemälden und Zeichnungen, von denen in den Gesprächen die Rede ist, und Ansichten der bedeutendsten Räume des Goethe-Hauses, wie sie sich jetzt darstellen, nachdem Koetschau sie von vielen wohlgemeinten, aber störenden Widmungsgeschenken und Zutaten befreit hat. Der Gesamteindruck des stattlichen Bandes ist ein sehr erfreulicher, und trotz der erhobenen Ausstellungen haben wir hier die bisher beste Eckermann-Ausgabe vor uns.

Wolff Eugen, Der junge Goethe. Goethes Gedichte in ihrer geschichtlichen Entwicklung. Oldenburg und Leipzig, Schulze (Rudolf Schwartz) o. J.

Eine große chronologische Ausgabe von Goethes Gedichten wird schon lange als ein Bedürfnis empfunden, und so hat Erich Schmidt vor einigen Jahren in der Berliner Gesellschaft für deutsche Litteratur den wohldurchdachten Plan zu einer solchen entwickelt. Darauf hin trat Eugen Wolff mit der Mitteilung hervor, daß er selbst mit der gleichen Arbeit beschäftigt sei, und hier bietet er nun den ersten, bis zur Abreise nach Weimar reichenden Band seiner Ausgabe. Um die Sicherung des Textes hat er sich ernstlich und erfolgreich bemüht, indem er die maßgebenden Drucke von den ältesten bis zur Ausgabe letzter Hand neu verglich und den Handschriften in Frankfurt, Darmstadt und Kochberg nachging. Die Weimarer Handschriften waren ihm nicht unmittelbar zugänglich, aber er ist auch vom Goethe-Archiv mit Auskunft auf Anfragen unterstützt worden. So findet sich nun hier eine Anzahl Texte von überlieferten Fehlern gereinigt, z. B. die Versbriefe an Riese, das Neujahrslied „Wer kommt, wer kauft", das Gedicht an Merck „Hier schick ich dir" nebst dem dazu gehörigen „Denck und Trostspröchlein: 'S geschieht wohl". Ein Teil dieser Besserungen ist freilich erst nachträglich in den Erläuterungen mitgeteilt. Bei seinen Nachforschungen hat Wolff auch eine bisher unbekannte Schülerarbeit Goethes aufgefunden, die der Dichter mit anderen Zeugnissen aus seiner Knaben- und Jünglingszeit Charlotte v. Stein übergeben hat: acht Fabeln in prosaischer, aber unwillkürlich sich dem jambischen Rhythmus des Originals nähernder Übertragung nach Äsop und Phädrus. Von der Existenz der zwei Folioblätter, die diese Arbeit des Knaben enthalten, wußten wir schon aus einer Mitteilung von Schoell, aber die Weimarer Ausgabe mußte sich mit der Notiz (Bd. 38, S. 198) begnügen: „Diese Blätter liegen uns nicht vor; ob sie noch in dem unzugänglichen Kochberger Archiv ruhen?" Das hat sich nun also erfreulich aufgeklärt, und wir wollen mit Wolff nicht darüber rechten, daß er diese Prosafabeln unter die Gedichte aufgenommen hat, sondern den Zuwachs zu den labores juveniles mit gebührendem Dank entgegennehmen.

Wolffs Textgestaltung bietet mir nur zu wenigen Bemerkungen Anlaß. In Vers 80 von „Wanderers Sturmlied" hat die Niederschrift für Jacobi nicht „Rinnet", sondern „Quillet". — „Nicolai auf

Werthers Grabe" gibt Wolff „nach den beiden Einzeldrucken von 1775". Danach sollte man meinen, daß er sie in Händen gehabt und benutzt hat. Aber diese Einzeldrucke existieren gar nicht, wie Otto Deneke in einem Privatdruck „für den achten Bibliophilentag zu Frankfurt a. M. am 2. Dezember 1906" sehr wahrscheinlich gemacht hat. Zum mindesten sind sie bisher nicht zum Vorschein gekommen. — In dem Gedicht „Bist du hier", das Goethe im Juli 1775 an die Wand von Lavaters Arbeitszimmer in Oberried schrieb, muß es in Zeile 5 „mit" statt „du" heißen, denn so hat es unser Gewährsmann (Bürde, Erzählung von einer gesellschaftlichen Reise, Breslau 1785, S. 74) überliefert. Wolff folgt der Weimarer Ausgabe, deren Lesung aber keine Unterlage hat. — In einigen Fällen setzt Wolff seinen Text aus einer ersten unvollständigen und einer zweiten vollständigen Fassung zusammen. Er bietet also die erste so weit, wie sie eben reicht und ergänzt dann den Rest aus der zweiten. Das ist ein bedenkliches Verfahren, und so kommt hier z. B. „Es schlug mein Herz" in einer Form zustande, in der das Gedicht nie existiert hat. Wir haben die ersten zehn Verse der ältesten Gestalt (A) in Kruses Abschrift aus Friederikes Nachlaß; dann folgt der Druck in der Iris vom März 1775, der eine sehr umgestaltete Fassung (B) bietet, und endlich der in den Schriften von 1789 (C), der wieder auf der ersten Gestalt beruht und sie nur leicht retouchiert. Man kann also wohl aus A und C unter vorsichtiger Heranziehung von B die älteste Fassung oder doch einen ihr ganz nahestehenden Text gewinnen, aber A mit B zusammengekittet ergibt einen so unmöglichen Text, wie ihn etwa der erste Akt der „Geschichte Gottfriedens von Berlichingen" mit den folgenden vier Akten des „Götz" ausmachen würde.

Auch die Anordnung der Gedichte beruht auf sorgfältiger Erwägung. Wir haben also nun hier sämtliche Gedichte des jungen Goethe in der ältesten erreichbaren Form chronologisch geordnet zum Studium wie zum Genuß vor uns. Die späteren Umformungen der einzelnen Gedichte läßt ein gut gearbeiteter und zweckmäßig eingerichteter Variantenapparat unter dem Text überschauen. Bei dieser Herstellung der zeitlichen Folge bleibt natürlich im einzelnen mancher Zweifel übrig, und ich stelle im folgenden einige solcher Zweifel und einige Nachweise von Irrtümern zusammen.

Es ist sehr begreiflich, daß der Zwang, ein nicht näher zu datierendes Gedicht schließlich irgendwo unterzubringen, den Herausgeber öfter verführt, unzureichende Anklänge für die Datierung auszupressen. So heißt es hier S. 547: „Rettung [„Mein Mädchen ward mir ungetreu"] scheint in den März 1773 zu fallen; denn ein Brief dieser Zeit an Johanna Fahlmer bringt ebenfalls Selbstmordgedanken mit dem Wasser in scherzhafte Beziehung." Täte er das wirklich, so reichte es noch nicht zur Datierung des Gedichts aus, aber er tut es gar nicht, wie ein Blick auf diesen Brief (Weimarer Brief-Ausgabe II, 71 f.) zeigt. Und aus dieser freien

Vermutung des Kommentars wird unter dem Text (S. 150) unversehens die sichere Behauptung: „März 1773." Besser wäre es gewesen, solche Gedichte so gut, wie es ging, nach unbestimmter Empfindung einzureihen und auf jede Motivierung zu verzichten. Das gilt z. B. auch für Goethes Widmungsverse an Kestner in ein Exemplar des Deserted Village. Wolff vermutet als ihr Datum den 28. August 1772, d. h. Kestners Geburtstag, der mit dem Goethischen zusammenfiel. Das ist gewiß ein zu früher Ansatz. „Dich und mit dir geliebt" — das hat Goethe nicht schon in Wetzlar niedergeschrieben. Wir wissen nicht, wann die Verse entstanden sind und können nur sagen: etwa 1773 oder 1774. Warum muß das Exemplar durchaus ein Geburtstagsgeschenk gewesen sein? — Die Arie „Ein Schauspiel für Götter" setzt Wolff (S. 182) „spätestens Anfang 1775" an. Wir kennen aber das Datum ziemlich genau aus einem Briefe von Fritz Jacobi an Wieland (Jacobis Auserlesener Briefwechsel I, 205). Danach ist die Arie entstanden, als Jacobi Ende Januar 1775 bei Goethe zu Gast war, und zwar an demselben Abend, als Goethe die „Freuden des jungen Werthers" erhielt. — Das Datum des 20. Juli 1775 für die Verse in Lenz' Stammbuch (S. 201) ist unrichtig, denn an diesem Tage befand sich Goethe schon in Heidelberg (Schriften der Goethe-Gesellschaft, Band 22, S. 38). Er hat Straßburg etwa am 18. Juli verlassen, und dies wäre also das Datum der Verse, wenn sie nicht etwa beim ersten Abschied in Emmendingen am 5. Juni entstanden sind. — Die Übersetzung von Pindars fünfter Olympischer Ode fällt nach Wolff (S. 110) in den Herbst 1771, unmittelbar vor „Wanderers Sturmlied", das die Hingabe an Pindar ja ausdrücklich bezeugt. Es fragt sich nun aber, nach welcher Vorlage Goethe gearbeitet hat, denn er war ja doch nicht imstande, Pindar ohne weitere Hilfsmittel nur aus dem Original zu übertragen. Mit der deutschen Prosaübersetzung, die Ch. T. Damm (Berlin und Leipzig 1770—71) anonym herausgab, berührt sich die seinige gar nicht, dagegen ist sie deutlich abhängig von der lateinischen Version, die Heyne seiner im Frühling 1773 herausgekommenen Pindarausgabe beifügte. Das zeigt sich z. B. an den folgenden Stellen:

Original:	Heyne:	Goethe:
16. *τὶν δὲ*	Tibi autem	Dir aber
25. *ἐγχωρίαν τε λίμναν*	patriamque paludem	des Vaterlands See
28. *στρατὸν*	populo	die Völker
30. *θαλάμων*	aedium	Häuser
33. *δᾶμον ἀστῶν*	populum civium	Bürgervolk
44. *Ἱκέτας σέθεν ἔρχομαι*	ad te supplex venio	Bittend tret ich vor dich
48. *σέ τ'*	tuque	du dann

Einige dieser Formeln finden sich freilich auch in dem lateinischen Texte der häufig abgedruckten Pindarausgabe von Stephanus, aber Goethes Übersetzung von Vers 56 („und Besitztums Fülle häuffte, und Ruhm-

nahmen drein erwarb") zeigt, daß er nicht diese, sondern Heynes Ausgabe zu Rate zog. Vers 55 lautet nämlich:

Original:	Stephanus:	Heyne:
56. ἐξαρχέων κτεάτεσσι καὶ εὐλογίαν προτιθείς	contentus possessionibus et laudem adiungens	abundans opibus, laudemque insuper tenens.

Goethes Pindarübersetzung ist also nicht vor dem Frühling 1773 entstanden.

Weniger Befriedigung als die Textgestalt und die chronologische Folge der Gedichte gewähren die den zweiten Teil des Buchs ausmachenden Erläuterungen. Zwar an Sorgfalt hat Wolff es auch hier nicht fehlen lassen, er hat die vorhandene Erläuterungsliteratur durchweg kundig benutzt und manche wertvolle eigene Beobachtung beigesteuert, aber dieser Kommentar ist doch gar zu breit geraten und wirkt dadurch oft ermüdend. Ich meine hier nicht den Umfang an sich — manches Goethische Gedicht lohnt auch eine bogenlange Behandlung — sondern den Umfang im Verhältnis zum Inhalt. Man hat hier häufig den Eindruck, daß sich diese Ausführungen ohne Verlust auf dem halben Raum hätten bieten lassen, und gelangt also nicht zu der eigentlichen Seligkeit wissenschaftlicher Lektüre: zur ununterbrochenen Aufnahme eines wertvollen, seine Form straff und doch ohne Überdrängung ausfüllenden Inhalts. Wem soll z. B. die breite prosaische Paraphrasierung der im „Bundeslied" ausgedrückten Empfindungen (S. 658 f.) nützen? Das steht ja doch viel besser in Goethes Versen. Wolff rechnet uns auch fast bei jedem einzelnen Gedicht den Vers- und Strophenbau vor. Aber das sehen wir wohl selbst, daß wir hier dreifüßige Trochäen und dort vierfüßige Jamben vor uns haben, daß männliche und weibliche Reime sich kreuzen, und was dergleichen selbstverständliche Beobachtungen mehr sind. Dankbarer wären wir für eine an den gegebenen Entwicklungsabschnitten einsetzende zusammenfassende Rückschau auf Goethes Verstechnik und für eine Skizze ihrer Entwicklung gewesen. Und vollends ungeduldig wird man, wenn der Erläuterer in seiner Vorliebe für formale Rubrizierung uns hier über alle rhetorischen Figuren nach antiker Terminologie belehrt und Goethes Verse in spanische Stiefel einschnürt. Ich gebe zwei Proben.

S. 306 f.: „Des Bräutigams Herz schlägt; der Mund der Geliebten ist es (durch Synekdoche), der nun bald nichts mehr versagt . . . Der Fackel Schimmer (metonymisch) umglänzt ihn — ein intransitives Verb wird durch Komposition transitiv und regiert einen Objektsakkusativ; noch weiter wirkt die Fackel Handlungen, genauer die metaphorische Einkleidung ihres Schimmers, ihr Gold; zunächst birgt das Particip eine vorausgehende Handlung, das Gold der Fackel flammt; diese währende Handlung hat eine immer erneute Folgehandlung, sie treibt Weihrauchdampf — treibt wie die Pflanze Blüten treibt, aus der inaktiven Bedeutung in faktitive Konstruktion überführt. Sofort wird das Objekt des Hauptsatzes Subjekt einer neuen Handlung im Relativsatz: der Weihrauchdampf rollt — Ausdehnung der Handlung: durch das Zimmer, Erscheinung der Handlung: in Wirbeln, Gehalt dieser Erscheinung: wollustvoll. —

Intensiver Sinn liegt im Schlagen des Herzens ... Pointiert noch durch Annominatio: das Herz ſchlägt beim Schlag der Stunde. In fortgeſetzten metonymiſchen Vorſtellungen verjagt der Schlag der Stunde den Lärm der Gäſte (Hypallage)."

S. 631: „einſt war dem Dichter des Frühlings Blüte auf der Flur (Synekdoche für die Natur überhaupt) reizender als der Spieltiſch, bei ſo viel Lichtern und mit oft ſo unerträglichen Geſichtern (als Synekdoche für Assembleen) — aber nun nicht: denn wo der Engel Lili weilt, da iſt ihm nun Natur!" (Ähnlich S. 583, 609 und öfter.)

Iſt das nun wirklich fruchtbare Belehrung? Wenn die Goethe-Philologie nicht beſtehen könnte, ohne der Poeſie Goethes wehe zu tun, ſo beſtände ſie beſſer nicht. Aber daß man Beobachtungen dieſer Art in würdiger Form vortragen kann, zeigen die Arbeiten von Burdach und Boucke über Goethes Sprache und die Gedichtkommentare von Loeper, von der Hellen und anderen.

Ich ſtelle nun einige Einzelbedenken zum Kommentar zuſammen. Die „Freundin aus der Wolke" betrachtet Wolff (S. 457) als Goethiſch und weiſt ſie dem Herbſt 1771 zu. Seine ſorgfältige Beweisführung kann hier nicht wiedergegeben und kritiſiert werden, aber ſchon die Druckform „Göthe" ſcheint mir auszuſchließen, daß dem Setzer ein Manuſkript Goethes vorlag. — Die „Blumenfüſſe" in Vers 14 von Wanderers Sturmlied ſind: wie auf Blumen wandelnde Füße. Wolff erläutert unzutreffend: „Ebenſo ſind dem Gott als ſchwebend Blumenfüße verliehen." — Das Gedicht Auf Mamſell N. N. „Ihr Herz iſt gleich" auf Cornelie zu beziehen, wie Wolff es S. 552 tut, ſcheint mir ganz unmöglich. Das wäre denn doch ein arger Mangel an Zartgefühl, wie er Goethe nicht zuzutrauen iſt, und obendrein hat die hier verſpottete Perſon ja doch polygamiſche Neigungen! Es iſt ebenſo ausſichtslos wie überflüſſig, dem Namen dieſer Mamſell N. N. nachzuſpüren. Eine andere unzuläſſige Modellaufſtellung haben wir S. 557: Im Satyros ſoll Leuchſenring dargeſtellt ſein. Aber Goethe nennt doch an der bekannten Stelle von „Dichtung und Wahrheit" den Mann, den er im Satyros habe darſtellen wollen, „derber und tüchtiger" als den im Pater Brey Verſpotteten, d. h. als Leuchſenring. Er empfindet das Urbild des Satyros als einen Gegenſatz zu Leuchſenring, und Wolff will nun dieſe beiden von Goethe ausdrücklich kontraſtierten Perſönlichkeiten identifizieren! Wie konnte er nur auf Leuchſenring raten, wenn Goethe den Geſuchten derb und tüchtig nennt! Ich habe (Goethe-Studien[2] II, 269) die Männer zuſammengeſtellt, denen Goethe das Prädikat „derb und tüchtig" gönnt — Voß, Döbereiner, Zelter — und ich hätte noch Winckelmann (Werke, Bd. 46, S. 395) und Juſtus Möſer (Werke, Bd. 28, S. 240) hinzufügen ſollen. Das iſt ein Kreis, in den wohl Herder eintreten kann, aber nimmermehr Leuchſenring. — Den Schluß der Epiſtel an Merck vom 5. Dezember 1774 „Und dieſes enge Daſein hier zur Ewigkeit er-

weitern" führt Wolff S. 622 auf Swedenborg zurück, weil es im Briefe an Lavater vom 14. November 1781 heißt: „Ich habe Dichtungs- und Lebenskraft genug, sogar mein eigenes beschränktes Selbst zu einem Schwedenborgischen Geisteruniversum erweitert zu fühlen." Aber diese Vorstellung stammt deshalb noch nicht aus Swedenborg, sondern sie gehört zum Bestande von Goethes kraftvoll optimistischem Streben, und er hat sie auch im Prometheus ausgesprochen: „Vermögt Ihr mich auszudehnen, Zu erweitern zu einer Welt?" Das ist ein Ideal der Geniezeit, aber kein Swedenborgischer Zug, denn auf dessen aperiuntur und clauduntur interiora wird Wolff doch nicht verweisen wollen? — Werthes' Buch „Die Sitten der Morlacken, Bern 1775", woraus Goethe seinen „Klaggesang von den edlen Frauen des Asan Aga" gewann, ist ihm nach Wolff auf der Reise in die Schweiz vor die Augen gekommen. Dann müßte er es also mit nach Hause genommen haben. Aber davon wissen wir gar nichts, und die so bestimmt klingende Behauptung Wolffs gründet sich nur auf den Verlagsort und die Jahreszahl. Werthes wird vielmehr bei dem Besuch, den er Goethe im Oktober 1774 in Frankfurt machte, ihm sein Buch, wenn es damals schon fertig war, übergeben oder es ihm später übersandt haben.

In einer kritischen Besprechung nimmt der Widerspruch und Tadel begreiflicherweise mehr Raum ein als Zustimmung und Lob. Dafür möchte ich aber zum Schluß noch einmal der Befriedigung darüber Ausdruck geben, daß wir nun den ersten Band einer historischen Ausgabe von Goethes Gedichten wirklich besitzen. Für eine neue Auflage möchte ich außer einer verkürzenden Umarbeitung des Kommentars empfehlen, die römischen Ziffern, mit denen die Gedichte gezählt sind, durch arabische zu ersetzen und am Kopf der Kommentarseiten die Seitenziffern des kommentierten Textes anzugeben. Ich habe mein Exemplar durch diese Änderungen erst handlich machen müssen, denn größere römische Zahlen kann man nicht lesen, sondern muß sie ausrechnen, und die andere vorgeschlagene Einrichtung erleichtert das Zusammenhalten von Text und Kommentar und ist in allen gut eingerichteten Ausgaben durchgeführt.

Das Wertherfieber in Österreich. Eine Sammlung von Neudrucken. Eingeleitet von Gustav Gugitz. Wien 1908, Paul Knepler.

Das Wertherfieber in Österreich war keine hitzige Krankheit, denn als seine Symptome sind nur einige kümmerliche Nachbildungen des Stoffes in dramatischer und lyrischer Form und einige ungewollte Parodien in der Form von Ballett und Feuerwerk zu verzeichnen. Die josephinische Zeit bringt dann eine mäßige Anzahl bewußter Parodien, die eine in Österreich kaum zum Ausbruch gekommene Krankheit bekämpfen und mehr von der bloßen Lust am Spotten und Verulken eingegeben sind. Die Einleitung des Herausgebers unterrichtet kundig über diese Verhältnisse — soweit der hierin

ganz unkundige Referent ein solches Urteil wagen darf. Die abgedruckten Kuriositäten sind: 1. Bretschneiders Romanze „Hört zu, ihr Junggesellen“ nach einem um fünf Strophen vermehrten Wiener Nachdruck (Appell[4] S. 335). 2. Das Textbuch eines vom Ballettmeister Joseph Schmalögger am 11. Oktober 1777 in Preßburg aufgeführten Werther-Balletts. Der Text ist ganz sachlich gehalten und wirkt dadurch jetzt um so komischer. 3. Das Wertherfieber, ein Schauspiel in 5 Aufzügen [von L. A. Hoffmann.] Wien 1785. Der Neudruck dieses öden Familienstücks war überflüssig, denn das Wertherfieber steht nur auf dem Titel, während im Stück nur ganz beiläufig davon die Rede ist. 4. Werthers Leiden. Eine lokale Posse mit Gesang in einem Aufzuge. Vom Verfasser des Zwirnhändlers in Oberösterreich [J. F. Kringsteiner]. Wien 1807. Diese derbe Posse wird jedem nicht sauertöpfischen Leser ein vergnügtes Stündchen bereiten. Lotte, Werther und Albert sind hier burlesk verwienert, so daß nur die Situation des Mädchens zwischen den beiden Bewerbern übrig bleibt. Werther stürzt sich ins Wasser, wird von einem Pudel herausgezogen, und Albert tritt ihm die schon angejahrte Lotte ab. Amor und seine Genien leiten die Entwicklung. 5. Ein Programm des k. k. privileg. Kunst- und Lustfeuerwerkers Joseph Mellina: „Werthers Zusammenkunft mit Lottchen im Elysium“ als großes Feuerwerk. Die Überschriften der ausführlich beschriebenen Abteilungen des Feuerwerks lauten: 1. Antike Feuerwerks Kaprizen, oder Mosaisches Ebenmaaß. 2. Die Egiptische Centifolien, und Blumen Knospen. 3. Werthers fröhliche Läge. 4. Werthers getreute Vereinigung. 5. Werthers Zusammenkunft mit Lottchen bey seiner Ruhestat. 6. Werthers, und Lottchens Aufenthalt in Gefühlden des Elysiums.

Kullmer Charles Julius, Pößneck, The scene of Hermann and Dorothea. Baltimore 1907, J. H. Fürst.

F. Sintenis hat im Goethe-Jahrbuch XXV, 229 f. darauf hingewiesen, daß eine Tagebuchnotiz Goethes von 1795 über die kommunalen Einrichtungen von Pößneck mit der Schilderung des Städtchens in „Hermann und Dorothea“ übereinstimmt. Dort und hier: Bau einer neuen Chaussee, Überwölbung der offenen Rinnsale, Fabrikfleiß, günstiger Rückschluß auf die Obrigkeit. Dazu kommt nun, daß Pößneck einen Gasthof zum goldenen Löwen und eine Apotheke zum Engel hatte. Es ist gewiß möglich, daß diese kleinen typischen Züge dem Dichter eben von Pößneck her besonders frisch vor Augen standen. Wenn aber Sintenis noch feststellt, daß der damalige Pfarrer in Pößneck ein junger Mann war und Christian Gottlob Bulle hieß, so überschreitet er damit wohl schon ein wenig die Grenzen förderlicher Untersuchung.

Die artige Miszelle von Sintenis hat nun einem amerikanischen Germanisten eingeleuchtet, und dieser hat sich in heiligem Forschungs-

drange nach Pößneck begeben, um dort weitere Übereinstimmungen zwischen dem in Thüringen und dem im Reiche der Poesie gelegenen Städtchen aufzufinden, und das ist ihm auch glücklich gelungen. Seine archivalische und topographische Untersuchung hat ermittelt, daß auch in Pößneck einmal ein großer Brand gewütet hat, und zwar am 13. Juli 1758. Der damalige Wirt zum goldenen Löwen hatte sich freilich schon am 15. November 1757 verheiratet und ist also nicht erst bei Gelegenheit des Brandes zu seiner Frau gekommen, aber Brand und Heirat fielen doch wenigstens nicht weit auseinander, und der Brand „was probably associated with their marriage and mentioned in connection with it". Es gab auch einen reichen Kaufmann in Pößneck, und er hatte, ganz wie der Kaufmann in „Hermann und Dorothea", drei Töchter, freilich auch noch einen Sohn. Goethe weicht also von der heiligen Wirklichkeit ab mit seinem Vers: „Nur drei Töchter sind da; sie teilen allein das Vermögen." Ja, eine dieser Töchter hieß sogar Minchen, ganz wie in der Dichtung! Freilich war dieses am 11. Januar 1775 geborene Minchen die älteste Tochter des Handelskommissärs Johann Nikolaus Trautmann und seiner Ehefrau Sophia Elisabeth, geb. Seige, also nicht „Minchen, die jüngste" — aber die Poeten sind nun einmal so inakkurat. Nun der Apotheker. Die Apotheke zum Engel befand sich 1795 im Besitze des seit 1760 verheirateten Stadtphysikus Steinboth. Das ist also freilich nicht der gesuchte Junggeselle, aber unser Forscher findet ein glückliches Mittel, Dichtung und Wirklichkeit in die erforderliche Übereinstimmung zu bringen. Die Tochter nämlich dieses Physikus Steinboth hat ein Jahr nach seinem 1798 erfolgten Tode einen Apotheker Georg Heinrich Löber geheiratet, und warum sollte dieser Löber nicht schon 1795 in Pößneck gewohnt haben, warum sollte er nicht als Provisor die Apotheke verwaltet haben, warum sollte er nicht damals noch ehescheu gewesen sein und diesen Fehler erst später abgelegt haben? Das Schild der Apotheke zum Engel stellte zwar nicht den Engel Michael vor, sondern einen weiblichen Engel, aber dieser war doch im Kampf mit einem Drachen dargestellt. „The figure may well have attracted Goethes attention." Da hat also Goethe in seiner leidigen Sorglosigkeit das Geschlecht des Engels nicht beachtet. Sogar einen uralten, weithin bekannten Birnbaum gab es bei Pößneck. Allerdings waren keineswegs „berühmt die Früchte des Baumes", der jetzt verschwunden ist: er trug nur schnöde Holzbirnen. Auch ein Pförtchen ist wirklich in Pößneck durch die Stadtmauer gebrochen worden, freilich erst 1795, also ohne daß „der Ahnherr einst, der würdige Bürgermeister" damit zu tun hatte, aber es ist doch immerhin ein Pförtchen gebrochen worden.

Genug! Es ist die von Froitzheim her bekannte Methode, aus verstaubten Akten aufgestöberte Namen und Daten willkürlich mit Goethes Leben und Dichtung zu verbinden. Die Harmlosigkeit seiner Untersuchung

unterscheidet den amerikanischen Quellenfinder vorteilhaft von dem deutschen, aber in der Wertlosigkeit des Ergebnisses gleicht er ihm durchaus. Er erwartet übrigens, daß die Forschung nun eifrig in Pößneck auf seinen Spuren einhergehen werde, und gibt wohlwollend seinen Nachfolgern Winke „for further investigation". Eine schöne Aussicht!

The York Library. J. W. von Goethe, Poetry and Truth. A revised translation by Minna Steele Smith. With an introduction and bibliography. London 1908, George Bell and Sons. Zwei Bände.

Die handliche und billige Ausgabe bietet die 1849 erschienene Übersetzung von A. J. W. Morrison, von Minna Steele Smith nach neueren Texten überarbeitet. Der englische Text liest sich bequem, und gibt den harmonischen Fluß von Goethes Prosa überraschend gut wieder. Bei den angestellten Stichproben sind mir keine Fehler aufgestoßen. Dagegen ist die sonst recht zweckmäßige Einleitung, die K. Breul dem Text vorangestellt hat, nicht frei von Irrtümern. So hat Goethe nicht, wie Breul glaubt, bei seiner Schilderung der Leipziger Studentenjahre seine Briefe an Behrisch vor Augen gehabt — er hat sie vielmehr erst 1818 erworben — und „Zur Farbenlehre" enthält durchaus keine Darstellung von Goethes botanischen Studien, wie wir S. XXII befremdet lesen. Breul meint von seiner Einleitung: „The present necessarily brief introduction will, it is hoped, be found to contain the answers to all the legitimate questions which a serious student of ‚Poetry and Truth' will be anxious to have solved." Keineswegs! Auf alle berechtigten Fragen kann eine solche Einleitung nicht antworten, das können vielmehr nur Anmerkungen zum Texte, wie sie Loeper geboten hat, aus dessen herrlicher Leistung die vorliegende Ausgabe nur dreist hätte schöpfen sollen. Vielleicht wird das bei einer neuen Auflage dieser empfehlenswerten zwei Bände nachgeholt.

Warnecke Friedrich, Goethe, Spinoza und Jacobi. Weimar 1908, Hermann Böhlaus Nachfolger.

Der Verfasser will zeigen, „daß Dichtung und Wahrheit, dritter und vierter Teil, ohne den Schelling-Jacobischen Streit nicht zu verstehen ist" — weil nämlich Goethe bei seiner Schilderung der Pläne zum Ewigen Juden, zu Prometheus und Mahomet Gedanken vorschwebten, die durch den Streit über Jacobis Schrift „Von den göttlichen Dingen" in ihm angeregt waren. Für den Ewigen Juden weist Warnecke auf den längst bemerkten Widerspruch hin zwischen dem Fragment und dem Abriß in Dichtung und Wahrheit, hebt die nur von Kuno Fischer bezweifelte Beziehung von Goethes Gedicht „Groß ist die Diana der Epheser" auf Jacobis Schrift hervor und zieht dann aus diesen beiden Tatsachen den

Schluß, die abweichende Schilderung der Gruppe Ahasver-Christus in Dichtung und Wahrheit berge eine Selbstdarstellung Goethes in seinem Verhältnis zu Jacobi: „[Der Schuster] ist sicher ein Weimarer und ... niemand anders als Goethe selbst. Jacobi ist ... der Christus im ewigen Juden." Weitere Gründe oder Beweise für diese seltsame Gleichung gibt Warnecke nicht an, sie müßten denn etwa S. 9 stehen, wo er aus Dichtung und Wahrheit Ahasvers Vorwürfe gegen Christus anführt und dazu die Frage stellt: „Wem fällt hierbei nicht der oben zitierte Brief an Knebel [vom 8. April 1812, mit Äußerungen des Unwillens über Jacobi] ein?" Wem fällt er nicht ein? Vielmehr: wem außer dem Verfasser fällt er ein, und was hat Goethes wissenschaftlicher Tadel mit den Vorwürfen zu schaffen, die Ahasver „nach hart-verständiger Menschen Art" Christus macht?

Ebenso willkürlich ist die Verbindung, die Warnecke zwischen Goethes Darlegung des Prometheusplans in Dichtung und Wahrheit und dem Jacobi-Schelling-Streit herstellt, indem er die Stelle „Die Titanen sind die Folie des Polytheismus" (Werke 28, 313) durch Ideenassoziation aus Goethes Bekenntnis an Jacobi vom 6. Januar 1813 fließen läßt: „Als Dichter und Künstler bin ich Polytheist." Beim Mahomet endlich habe ich überhaupt nicht verstanden, was Warneckes Ausführungen darüber mit dem Jacobi-Schelling-Streit zu schaffen haben.

Ein Anhang bringt die Erwähnungen Spinozas in Goethes Briefen nach den bis 1818 reichenden Registern der Weimarer Ausgabe. Das ist freilich sehr bequem. Mehr Dank hätte der Verfasser für eine Sammlung solcher Stellen aus den späteren Briefen und den Tagebüchern verdient. Einen Mißbrauch der graphischen Methode bedeutet die beigegebene Kurve, die zeigen soll, wie sich diese 26 Stellen auf die Jahre 1771—1818 verteilen. Für so kleine Ziffern und so übersehbare Verhältnisse bedarf es keiner Kurven. Ein weiterer Anhang bietet einen Auszug aus Breguét, Essai sur la Force animale, Paris 1811, einer von Goethe gelesenen und (an Reinhard, 13. Februar 1812) im Zusammenhang mit Spinoza genannten Schrift. Bei der Korrektur dieses Abdrucks von vier Seiten französischen Textes hat Professor P. Stange Hilfe geleistet, wie ein Dankeswort des Verfassers am Schlusse meldet. Diese sachkundige Hilfe ist für den übrigen Text leider nicht in Anspruch genommen worden, und so wird hier hartnäckig (S. 41, 42, 43) das Systéme [!] de la nature zitiert.

Büchner Wilhelm, Fauststudien. Weimar 1908, Hermann Böhlaus Nachfolger.

Die klaren und geschmackvollen Erörterungen des Verfassers „beziehen sich hauptsächlich auf die drei ersten Akte des zweiten Teiles der Faustdichtung und suchen das, was Faust hier erlebt, im Zusammenhang darzustellen". Ein eingehendes Referat würde gar zu viel Bekanntes

wiederholen müssen, denn neue Auffassungen treten nur zuweilen in leichten Nuancen des Geläufigen und Bekannten hervor. Hier und da wäre zu widersprechen. So heißt es z. B. S. 7: „Die auf den Staatsrat folgende Szene ‚Mummenschanz' setzt die Einführung [Fausts] als geschehen voraus; denn Faust könnte an dem Maskenfest der Hofgesellschaft doch nicht teilnehmen, wenn er mit dem Kaiser nicht schon bekannt wäre." Das heißt doch gar zu sehr den Standpunkt des Zeremonienmeisters festhalten — Faust führt sich eben auf dem Maskenfeste als Plutus ein. S. 10 meint Büchner: „Faust sollte am Schluß der Maskerade seine Absichten deutlich aussprechen, vgl. Paral. 106: Faust, den Heroldstab fassend, enthüllt das Ganze." Nein: er enthüllt oder, wie der entsprechende Satz im Paralipomenon 105 heißt, entwast das Ganze, er beseitigt die Scheingefahr durch hüllende Nebeldünste und Wasen. Oder, wenn man eine so kühne Sprachstenographie hier nicht annehmen will: er zerteilt die Hüllen und Wasen, mit denen er erst das Scheinfeuer gedämpft hat. Vers 5970 ff. legt die erste dieser beiden Auffassungen nahe, aber jedenfalls ist beim „Enthüllen" des Ganzen von den Nebeldämpfen die Rede, nicht von deutlichem Aussprechen der Absichten. — Der in Vers 9028 f. bezeichnete Baustil ist nicht der gotische, wie Büchner S. 46 annimmt, sondern der romanische. — Ein besonderes Kapitel „Mephistos Triumph" stellt Mephisto als Träger der Satire in der Helenadichtung dar, weil Goethe den Akt als Satyrdrama (geändert aus: Satyrisches Drama) bezeichnet hat. Aber das hat mit unserem Begriff von Satire nichts zu tun, es stellt vielmehr eine etwas freie Anwendung des griechischen Begriffs vom Satyrdrama vor und gemeint ist: ein wundersames phantasmagorisches Zwischenspiel, das wie das Satyrdrama in einem lockeren Verhältnis zur Gesamthandlung steht. — S. 56 meint der Verfasser: Die Tendenz von Mephistos Epilog, wie ihn die Szenarnotiz am Schlusse des dritten Akts in Aussicht nimmt, „kann bei Mephistos ganzer Weltanschauung nicht zweifelhaft sein. Wie allem, so steht er auch der modernen Kunst als Geist der Verneinung gegenüber. Wer mag sich die Bosheiten ausdenken, mit denen er sie überschütten würde!" Aber für diesen Epilog hat Goethe ja ein ganz anderes Thema in Aussicht genommen, wie das ausgeführte Stück (Paralipomenon 176) zeigt, dessen Existenz Büchner hier vergißt. Trotz dieser Einwände, die leicht zu vermehren wären, ist das Schriftchen zur ersten Einführung in den Gedankengehalt der besprochenen Szenen zu empfehlen, denn der Verfasser hat Sinn für Poesie und Geistesgröße, und das läßt sich nur von einer Minderzahl der Faustkommentatoren rühmen.

Wilhelmi Rudolf, Goethes Faustdichtung. Ein neuer Originalkommentar. Hamburg 1908, C. Boyen.

Einige Zitate werden schnell in das Wesen dieses neuen Originalkommentars einführen. S. 27: „Aber der Pudel, d. i. der neu erstehende

Gedanke, zieht immer engere Kreise um Fausts Seele, er will sich zum festen Zentrum verdichten, will einen Entschluß gebären. Dieser Zustand, dieser Pudel, begleitet den Professor nach Hause. Er möchte Ruhe haben, diesen quälenden Empfindungen nun auf einige Stunden entfliehen. Er verweist den Pudel hinter den Ofen ... Der Hund knurrt, heult, Fausts Grundnatur will nicht schweigen. Die Gemütsbewegung Fausts gleicht einem wallenden Strom, es ebbt und flutet in seinem Herzen, in seinem Kopf, seine Seele will erlöst sein. Der Pudel, das Symbol dieses Zustandes, schwillt wie ein Elefant ... Mitten in dem Seelenkampf tritt plötzlich als schöner Gegensatz die Erinnerung an seine frohe Jugend hervor, das freie heitere Studentenleben erwacht, mit lockendem Glanz und mit elementarer Macht durch seine Bedrängnis hindurchbrechend. Mensch, fröhlicher, genießender Mensch muß Faust wieder werden. Der Dichter versinnlicht dies durch eine poetische Phantasie, indem er aus der umwälzenden Wandlung des Pudels den fahrenden Skolasten springen läßt." S. 35: „Vorzüglich erscheint die Hexenküche als das Symbol eines Laboratoriums priesterlicher List und Verschlagenheit. Hier werden die Rezepte bereitet, nach denen man die Massen regiert. Der Braukessel symbolisiert das psychologische Chaos pfiffiger Einfälle und Absichten, die, zu phantastischen Bildern gestaltet, als bezauberte [!] Dämpfe daraus emporsteigen." Aus dem „Originalkommentar" zum Hexeneinmaleins wird eine Probe genügen. S. 41: „Verlier die Vier. — Die vier Elemente sind die wirklichen Bausteine der vorhandenen, auf unabänderlichen Naturgesetzen gegründeten Welt. Da aber diese Welt nichtig ist, sind es auch ihre Elemente. Diese muß man daher verachten, den gesunden Boden des rechnenden Verstandes und der exakten Wissenschaft zugunsten des Glaubens unter den Füßen verlieren, damit nur die Phantasie walte. So wird die Umklammerung der Seele durch die List des Priesters vollkommen." Es ist wirklich betrübend, welche Verwüstungen der Wahn von den im Faust verborgenen Geheimnissen in sonst gesunden Köpfen anrichtet. Die nicht sonderlich neuen oder tiefen, aber doch ganz verständigen einleitenden Betrachtungen des Verfassers zeigen ihn als einen natürlichen, sympathischen Menschen, der ganz leidlich zu denken und zu schreiben weiß, bis er sich dann weiterhin von dieser unseligen Irrlehre infiziert erweist.

Baumann Lina, Die englischen Übersetzungen von Goethes Faust. Halle a. S. 1907, Max Niemeyer.

Haskell Juliana, Bayard Taylor's translation of Goethes Faust. New York 1908, The Columbia University Press.

In der Arbeit von Lina Baumann überschauen wir ein achtzigjähriges Bemühen, Goethes Faust für England zu gewinnen. Die Verfasserin zählt 35 vollständige Übersetzungen des ersten Teils auf, von

denen ihr 31 zugänglich waren, die sie kurz charakterisiert, um dann 6 Übersetzungen als Typen verschiedener Richtungen genauer vorzuführen. Auf einige ganz stümperhafte Versuche folgt 1833 Haywards wörtliche Prosaübersetzung, die wenigstens eine getreue Vorstellung des Stoffes vermittelt. John Auster bietet 1835 eine freie Nachdichtung und erlaubt sich, ganze Versreihen von seiner eigenen Erfindung einzuschalten. Den ersten bedeutenden Fortschritt über Hayward hinaus vollzieht Anna Swanwick, eine gelehrte Dame, die in Berlin Griechisch, Hebräisch und höhere Mathematik studiert hat. Ihrer 1849 erschienenen Übersetzung des ersten Teils ließ sie 1879 den zweiten Teil folgen. Das Ganze ist öfters und zuletzt noch 1905 wieder aufgelegt worden. Anna Swanwick übersetzt treu, meistens richtig, harmonisch und geschmackvoll, aber sie zieht das Wuchtige wie das Liebliche in das ihr bequemere Mittelreich des Maßvoll-Verständigen. Sir Th. Martins 1865 erschienene Übersetzung ist technisch gut, verfällt aber an vielen Stellen in erweiterndes Paraphrasieren. Seine Stärke liegt in den heiteren Partien. Erst Bayard Taylor, der 1870 das Resultat langjähriger ernstlicher Bemühung darbot, übertrifft Anna Swanwick. Seine Übersetzung ist ein würdiges Gegenstück zu Schlegels Shakespeare und erreicht häufig das Vollkommene. Überbieten konnte sie Mc. Clintock 1897 nur in der gewandten Versifikation, die jeden metrischen Wechsel des Vorbildes schmiegsam wiedergibt, aber dieser Vorzug ist mit mancher Einbuße in der Treue und in der poetischen Wirkung zu teuer erkauft.

Eben die Übersetzung nun, die nach Lina Baumann die beste von allen ist, erklärt Juliana Haskell für ganz unzulänglich. Abgesehen von einigen Mißverständnissen, die sich Taylor in der Tat hat zuschulden kommen lassen — sie finden sich zum Teil schon in Lina Baumanns Analyse verzeichnet — handelt es sich im wesentlichen darum, daß Taylor hier dem englischen Sprachgebrauch die Erweiterungen aufgezwungen hat, ohne die eine treu sich anschmiegende Übersetzung nicht zustande kommen konnte. Er macht also reichlichen Gebrauch von der Inversion und nähert sich überhaupt der deutschen Wortstellung, verwendet archaische und dialektische Wortformen, substantiviert Adjektiva in weiterem Umfang, als das im Englischen üblich ist usw. Er überträgt also Goethes Text in ein deutsch empfundenes Englisch, wie Voß für seine Homer-Übersetzung ein hellenisierendes Deutsch geschaffen hat. Juliana Haskell rechnet ihm unter Aufführung vieler Hunderte von Beweisstellen seine Sünden vor, aber sie hätte entweder zeigen müssen, daß Goethes Faust sich auch ohne diese Freiheiten zugleich poetisch und treu übersetzen läßt, oder wenn dieser Beweis nicht zu führen war, hätte sie ihren Gedanken zu seiner letzten Konsequenz verfolgen und mutig erklären müssen: lieber kein englischer Faust als ein unter Verletzung des heiligen Sprachgebrauchs errungener! Die Frage ist im letzten Grunde eine inner-englische Angelegenheit, die zu entscheiden sich der Referent nicht berufen fühlt.

Meyer Friedrich, Verzeichnis einer Goethe-Bibliothek. Leipzig 1908, Dyk.

Der Leipziger Buchhändler Friedrich Meyer bietet hier in einem sehr stattlichen Bande den Katalog seiner aus 7683 Nummern bestehenden, als Ganzes verkäuflichen Goethe-Bibliothek, woran er ein Vierteljahrhundert hindurch eifrig und mit dem Erfolge gesammelt hat, daß bis auf wenige Ausnahmen auch die rarsten Stücke hier vorhanden sind. Zu der Sammlung gehören noch einige Tausend nicht mitverzeichneter Zeitungsaufsätze. Der Katalog ist nach dem Muster von Hirzels „Verzeichnis einer Goethe-Bibliothek" gearbeitet und mit einem Namen- und Sachregister versehen. Die Sammlung reicht bis Ende 1906 und wir haben also an diesem einstweilen vollständigsten Verzeichnis der Goethe-Litteratur ein wertvolles Hilfsmittel, mit dem wir versuchen können, das Unübersehliche zu übersehen.

Berlin. Max Morris.

Roetteken Hubert, Heinrich von Kleist. Mit einem Porträt nach einer Miniatur. Leipzig, Quelle & Meyer 1907. (Wissenschaft und Bildung. Einzeldarstellungen aus allen Gebieten des Wissens. Herausgegeben von Privatdozent Dr. Paul Herre.)

Roetteken hat es verstanden, gemeinverständlich und zugleich wissenschaftlich zu sein. Seine klare, nicht breite und nicht mit Anspielungen überladene Darstellung geht zwar eigentlicher Polemik über unentschiedene Fragen, doch nicht den Problemen selber aus dem Wege. Neben gut geschriebenen Inhaltsangaben der gar nicht so leicht nachzuerzählenden Werke Kleists und neben gewandt angereihten Analysen und Charakteristiken finden — wie sich bei dem Verfasser der „Poetik" von selbst versteht — auch rein persönliche Urteile Raum und sie sind es, die dem Vortrag Wärme verleihen. Kleists Werke und Persönlichkeit werden durch Roetteken zwar in keine neuartige Beleuchtung gerückt: unser Wissen um Kleist wird nicht so sehr bereichert als vertieft, und zwar durch Bemerkungen, die nur zum Teil aus des Verfassers bisherigen Kleistarbeiten bereits bekannt sind. Roetteken wiederholt seine zutreffenden Urteile über die alles beherrschende Macht des Gefühls in Kleists Dichtungen und über die Unversöhnlichkeit der in ihrem Innersten gekränkten Personen, indem er auf die glücklich gewählte Käthchen-Formel von dem „in eine Pfütze geworfenen" Gefühl zurückgreift. Wertvolle Beobachtungen zu Kleists Seelenkunde schließt er ferner an das „Erdbeben in Chili" an, in welcher Erzählung er die einzelnen Personen auf die Fähigkeit und auf den Zwang des Erinnerns und des Vergessens hin prüft. In der Tat, sich über die Probleme des Gedächtnisses Rechenschaft zu geben, wird zu einem Haupterfordernis, nicht nur für das Verständnis der dichterischen Einbildungskraft — mit Kleists Fähigkeit, geschaute Bilder aufzubewahren und ein Satzgefüge wortgetreu wiederzugeben, hat sich die Forschung auch vor Roetteken beschäftigt —, sondern für das Eindringen in die einzelnen Werke. In den Schroffensteinern fehlt es nicht an Spielen mit absichtlichem und unbeabsichtigtem Vergessen und allmählichem Wiedererkennen, die beiden zusammengehörigen Stücke „Penthesilea" und „Käthchen" schildern das Sich-besinnen und das Sich-nicht-besinnen-können in wirksamsten, tiefgreifenden Momenten der Handlung, und der „Prinz von Homburg" ist vollends auf dem Motiv der Zerstreutheit aufgebaut — wofür ja von der Kleistforschung aus zeitgenössischen medizinischen

Erörterungen dieser „Unart" Anregungen aufgezeigt wurden. Das von Roetteken besprochene Beispiel ist wohl das lehrreichste: am Eingang der Novelle „Erdbeben" will Jeronimo sich töten; „aber der plötzliche Angriff der Naturgewalt läßt ihn alles, was ihn dazu trieb, vergessen und ihn nur noch dem ersten und ursprünglichsten aller Triebe, dem Selbsterhaltungstriebe, gehorchen. Nachdem er sich in Sicherheit gebracht hat, fällt er in Ohnmacht; und wieder erwacht, begreift er nicht, was ihn selbst und die verstörten Menschenhaufen herausgeführt hat" (hier wäre eine Erwähnung des „unsäglichen Wonnegefühls" am Platze, das ihn durchströmt, da er durch Gesicht und Tastsinn das Leben neu begrüßt) „und erst der Anblick der in Trümmern liegenden Stadt weckt in ihm die Erinnerung an das Erdbeben. Aber an Josephe und selbst an seinen Aufenthalt im Gefängnis denkt er erst, als sein Auge auf einen Ring an seiner Hand fällt. Damit vergleicht sich in der Familie Schroffenstein der Zustand Sylvesters nach seiner Ohnmacht und Ruperts nach der Ermordung der Agnes; und die freilich nicht so leicht ausgefüllten Erinnerungslücken der Penthesilea schließen sich an." Diese Andeutung über das Wiederaufleben der in Ohnmacht gesunkenen Kleistschen Helden würde eine Ausführung und Durcharbeitung verdienen, zu der sich in einer populären Sammlung wohl allerdings keine Möglichkeit bot. Die langsam wiederkehrende Besinnung hat gegen ein Gesetz anzukämpfen, das in Kleists Psychologie eine so überaus bedeutsame Rolle spielt und das sich als Gesetz der „seelischen Undurchdringlichkeit" bezeichnen ließe. Die betäubt niederstürzenden und dann von dem Anfall sich erholenden Menschen sind potenzierte Gefühlsmenschen in Kleists Sinne, sind von einer einzigen Empfindung dermaßen durchdrungen, daß ihr Inneres vorerst keinen neuen Inhalt aufzunehmen vermag und sich gegen das Andrängen neuer Gefühle und Erkenntnisse sträubt und hart verschließt. Die Einseitigkeit und Unduldsamkeit von Kleists Charakteren stammt ja daher, daß sie vom allzu grellen Lichte irgend eines Zieles, dem sie zustreben, geblendet sind und darum als Schlafwandelnde durch hellichten Tag dahingehen, so wie Jeronimo und Sylvester nach der Ohnmacht sich ihrer Umgebung entrückt fühlen, „wie bei dem Eintritt in ein andres Leben", daher auch alle irdischen Erlebnisse aus ihrem Gedächtnis zunächst geschwunden sind. Die Eigenheit, die Roetteken an einer Reihe von Kleists Personen sehr richtig aufdeckt, die Unfähigkeit nämlich, einen Mitmenschen zu durchschauen, ist zum großen Teile in jener „seelischen Undurchdringlichkeit" begründet; die Katastrophe wird bei Kleist oft durch ein Mißverständnis herbeigeführt, doch gibt's eben auch tragische, weil naturnotwendige Mißverständnisse, die im Geiste verblendeter und nicht aufschauen, einen anderen nicht „durchschauen" könnender Menschen ihren Ursprung haben. Der oft gescholtenen Zufallstragik von Kleists Erstlingswerk wird auf diese Weise ihr dichterischer Wert zurückgewonnen: denn auch für den verblendeten Gustav, der die verkannte Geliebte und sich selber tötet, auch für Penthesilea, die den Antrag zum Scheinkampfe mißverstehend und aus Scherz Ernst machend ihren Liebling vernichtet, um dann an ihrem Mißverständnis selber zugrunde zu gehen — auch für sie gilt das schreckliche Wort der Hexe Ursula: „Wenn ihr euch totschlagt, ist es ein Versehen."

Prag. Ottokar Fischer.

Kohm Josef, Grillparzers Goldenes Vlies und sein handschriftlicher Nachlaß. Wien 1906 (Kommissionsverlag von Karl Gerolds Sohn). 4 M.

II.

Ich bin im vorigen Hefte das Beweismaterial für mein Urteil über die Art der Wiedergabe, welche das Manuskript des Dichters bei Kohm

gefunden hat, schuldig geblieben und lasse es hier, zumeist in Form von Tabellen, folgen. In ihnen enthalte ich mich nach Möglichkeit aller weiteren kritischen Bemerkungen. Mag jeder nun selbst sehen, ob ich recht hatte, wenn ich gegen eine derartige Leistung mit aller Entschiedenheit Einspruch erhob. Nur an ganz wenigen Stellen, wo meiner Meinung nach ein besonderes Ausrufzeichen unerläßlich war, habe ich es der Mühe wert gefunden, ein paar Worte beizufügen.

Von einer durchaus erschöpfenden Wiedergabe des Beweismaterials mußte ich absehen. Einmal verdient Kohms Buch es nicht, daß man sich diese ungeheure Mühe macht, und dann hieße es wohl auch anderen die Arbeit auf diesem Gebiete ganz unglaublich erschweren, wollte man ihnen zumuten, das Buch unter beständiger Kontrolle einer mindestens ebenso umfangreichen Fehlerverbesserung noch weiter zu benutzen. Dennoch gebe ich das Material reichlich (in Abschnitt A meist den vierten Teil, in B meist so gut wie vollständig), gerade weil ich hoffe, dadurch die kritische Ausgabe des Goldenen Vlieses von der Berücksichtigung der Kohmschen Veröffentlichung völlig entlasten zu können.

Die Anordnung der Beispiele habe ich so einzurichten gesucht, daß sie sich mit dem Gang meiner Besprechung im ersten Teile der Rezension in der Hauptsache deckt. Es kann daher hier von einer Orientierung über die gewählte Gruppierung abgesehen werden.

Mit dem Zitieren hatte es einige Schwierigkeit. Beim Nachweis der Lücken in der Kohmschen Wiedergabe des Manuskriptes, worunter ich hauptsächlich die Übergehung vom C-Text abweichender letzter oder früherer Lesarten von M verstehe, genügt es in den wenigsten Fällen, Seite und Zeile des Buches genau anzugeben: man weiß dann meist nicht, welcher Vers gemeint ist. An solchen Stellen setze ich die Nummer des betreffenden Verses voran und lasse die Angabe des Punktes, wo das Buch versagt, hinter dem Beispiel in Klammer folgen. Dabei soll z. B. K. 3, 17/8 bedeuten Kohm S. 3, zwischen Zeile 17 und 18.

Da Kohm in jedem Akte die Verse für sich durchzählt, wovon ich nicht abweichen konnte, ohne die größte Verwirrung anzurichten, sah ich mich gezwungen, die Beispiele, wie er es tut, nach Akten zusammenzustellen. Doch folge ich ihm nicht so weit, daß ich innerhalb der Akte wieder nach kleineren oder größeren Varianten unterscheide. Wer meinen Angaben genauer nachgehen will, wird mir wohl oder übel das Umherspringen in den verschiedenen Abteilungen des Kohmschen Buches nachmachen müssen. Die Schuld an dieser traurigen Notwendigkeit trifft nicht mich, sondern den Verfasser, der es für nötig hielt, Zusammengehöriges auseinanderzureißen und Unzusammengehöriges nebeneinanderzusetzen.

Wo dagegen die Angabe der Seiten- und Zeilenzahl des Kohmschen Buches zur schnellen Orientierung genügt, verzichte ich gewöhnlich auf die Benennung des betreffendes Verses, die ohnehin in den meisten Fällen,

da es sich fast immer um Plusverse des Manuskriptes handelt, nicht möglich sein wird. In einigen Abschnitten, wo ich die Verszitation überhaupt nicht brauche, ordne ich die Beispiele nicht nach ihrer Aufeinanderfolge im Goldenen Vlies, sondern nach ihrer Aufeinanderfolge auf den Seiten und im Verlaufe des Kohmschen Buches.

Im einzelnen Beispiel trenne ich Bekanntes und bisher Unbekanntes durch] voneinander. Was vor diesem Zeichen steht, ist Lesart Kohms oder, sobald es sich um Lücken in der Wiedergabe von M handelt, des C-Textes. Das darauf Folgende und in allen Fällen, wo die abgeklammerte Fassung in M überhaupt nicht vorhanden ist, mit M Eingeleitete, ist Lesart des Manuskriptes, für deren Richtigkeit auch nach der Seite der Orthographie und Interpunktion hin ich mich verbürge. In dem vorausgehenden abgeklammerten Teile, wenn er eine auch in M wirklich vorhandene Lesart enthält, habe ich nur in den allerseltensten Fällen Änderungen nach Maßgabe von M vorgenommen, obgleich ich die Versuchung dazu oft verspürt habe. Dies und vieles andere muß der kritischen Ausgabe überlassen bleiben, mit der Kohms Buch und auch mein Protest dagegen erledigt sein wird.

A.
Lücken in der Wiedergabe von M.

Neben den bereits erwähnten größeren Variantenpartien[1]) sind eine Anzahl gestrichener Stellen, für die kein Ersatz eintrat, unberücksichtigt geblieben, meist Versganze, die entweder gleich bei der Niederschrift entstanden sind, oder erst nachträglich in sie hineinkorrigiert wurden. Den letzten ist beizurechnen:

Gastfreund, zwischen v. 58 und 59 einzuschieben, am Rande Auch schilt man wohl mich rasch und unbedacht

Zu den ersten zählen:

Gastfreund, zwischen v. 57 und 58, sofort wieder gestrichen, Und keine rühmt sich höher wohl als ich (K. 3, vor 1) Argonauten II, nach v. 348 und vor K. 12, 9, später gestrichen, zugleich mit K. 12, 9 bis 11, Man weiß es nicht von wem und wann noch wie. Medea I, K. 87, 13/4, später gestrichen, zugleich mit K. 87, 9 bis 15, I Der Böses, ob gethan nicht, doch gewünscht, II Der Böses, wenn gethan nicht, doch gewünscht, Medea II, K. 93, 12/3, später gestrichen, zugleich mit K. 93, 8 bis 20, Ich gab dir Schutz und den gewähr' ich auch Medea II, zwischen v. 486 und 487, scheinbar sofort wieder gestrichen, Durch das was war und das was annoch wird, (K. 34, 13/4)

[1]) vgl. S. 214. Im übrigen Nachlaß sind, wie ich mich jüngst durch Herrn Professor Sauers gütige Vermittlung überzeugen konnte, außer den im Jahrbuch VII, 9 erwähnten Skizzen noch eine Reihe anderer wertvoller Notizen, ja sogar Zeichnungen Grillparzers zum Goldenen Vlies vorhanden.

Im übrigen ist vor allem die Wiedergabe der Lesarten von M eine sehr lückenhafte. Da bleiben unerwähnt:

I.

Eine große Zahl vom C-Text abweichender Lesarten des Manuskriptes.

Gastfreund: v. 6 Die den Wein du gibst] M Die du den Wein gibst (K. 2, 12) v. 45 Knie nicht!] M Kniee nicht! (K. 2, 25/6) v. 50 Stahlst du dich neulich von der Jagd] M Schlichst du dich neulich von der Jagd (K. 2, 28/9) v. 62 Es riß mich hin,] M Es riß mich fort, (K. 3, vor 1) v. 63 Und nicht mit meinem Willen, nein —] M Gewiß mit meinem Willen nicht — (K. 3, vor 1) v. 128 Vergiß, Medea, was sonst geschehn,] M Vergiß Medea was geschehn. (K. 3, 10/1) v. 163 Noch rollt Blut in meinen Adern,] M Noch wallt Blut in meinen Adern (K. 3, 16/7) v. 165 Bittet?] M Er bittet? (K. 3, 16/7) v. 193 Dieneramts] M Diener Amtes (K. 3, 17/8) v. 203 Er ist's, er ist es!] M Er ist's, er ists! (K. 3, 18/9) v. 322 Komm' ich durch tausend Feinde bis ans Meer.] M Kam ich durch hundert Feinde bis an's Meer. (K. 4, 20/1) v. 456 und 457 bilden in M eine Zeile (K. 5, 3/4)

Argonauten I: v. 42 das strahlende Vließ.] M das goldene Vließ (K. 5, 19/20) nach v. 81 an einer gleichfalls mit Zeichen gestickten Stirnbinde] M an einem, gleichfalls mit Zeichen gestickten Stirnbande (K. 6, vor 1) v. 199 Um so sichrer] M Um desto sich'rer (K. 6, 14/5) v. 314 irgend sonst] M irgend je (K. 7, 24/5)

Argonauten II: v. 2 heut'gen] M heutigen (K. 8, 26/7) v. 76 Aber es war ein Himmlischer,] M Aber's war ein Himmlischer, (K. 9, 6/7) v. 125 Warum hemmtest du] M Warum hemmtest (K. 9, 13/4) v. 220 Mit Milo hat er sich vom Zug entfernt,] M Mit Milo hat er sich vom Heer entfernt, (K. 10, 28/9) v. 225 Ich weiß es nicht, doch jedes steht zu fürchten.] M Ich weiß nicht, aber jedes steht zu fürchten. (K. 10, 28/9) v. 300 Und bin bei euch. — Allein was führt euch hierher?] M Und bin bei euch! — Doch was führt euch hierher? (K. 11, 21/2) v. 438 Du sollst zurück, Barbar! —] M Du selbst zurück, Barbar! (K. 13, 1)

Argonauten III: v. 42 Wähnst du, mich zu täuschen, Betrügerin?] M Wähnst du mich zu täuschen, plumpe Betrügerin? (K. 13, 16/7) v. 176 Was dir den Turm so teuer machte?] M Bogen 11 b Was dir den Thurm so wichtig machte?] (K. 14, 10/1) v. 186 über dir und mir.] M Bogen 11 a über dich und mich. (K. 14, 10/1) v. 203 abgerissen heut Nacht:] M Bogen 11 b zerrißen zu Nacht, (K. 14, 18/9) v. 208 Aber nun du hier bist,] M Bogen 11 a und 11 b Aber nun, da du hier bist, (K. 14, 21/2) nach v. 223 Die Kolcher werden zurückgedrängt,] M Bogen 11 b Gefecht. Die Kolcher fliehen, (K. 14, 28/9) vor v. 230 mit abgewandtem Gesicht,] M Bogen 11 b mit abgewandten Augen, (K. 15, vor 1) v. 230 weich] M Bogen 11 b ausgelassen nach v. 240 Zu ihr emporblickend und heftig schüttelnd.] M Bogen 11 b sich ihren Augen entgegenbeugend (K. 15, 7/8) v. 241 Jason! Laß mich!] M Bogen 11 b Laß mich, Jason! (K. 15, 7/8) v. 245 mit deinen süßen Lippen!] M Bogen 11 b mit deinen holden Lippen. (K. 15, 11) v. 260 Handeln,] M Blatt 35 Wollens, (K. 15, 24/5) v. 291 Vereinen sie die Seelen,] M Blatt 35 Dann tauschen sie die Seelen, (K. 16, 11/2) v. 293 Ist's schmerzlich dir gespalten in der Brust?] M Blatt 35 Ist's schmerzlich dir gespalten so wie mir (K. 16, 11/2) v. 294 So komm! — Doch nein,] M Blatt 35 So komm — und doch (K. 16, 11/2) v. 327 Als dich mein Kuß! —] M Bogen 11 a Ja als mein Kuß! — (K. 17, 6/7) v. 331 Leben] M beide Bogen 11 Leben (K. 17, 6/7) v. 332 Und du

gibst trügerisch dich nur für Stein?] M in beiden Bogen 11 Und du gibst trügerisch dich nun für Stein. (K. 17, 6/7) vor v. 348 das Gesicht an seinem Busen.] M Bogen 12 das Gesicht in seinen Haaren (K. 17, 24) v. 428 beschwicht'ge] M beschwichtige (K. 18, 11/2) v. 489 Du kennst das Vließ,] M Das Vließ, du kennst's, (K. 18, 21/2) v. 499 Aber nichts mehr von jenem Vließ!] M Aber kein Wort mehr von jenem Vließ! (K. 18, 21/2)

Argonauten IV: in v. 3 Jason.] M Phryxus. (K. 19, 3/4) v. 57 Mir den Trank!] M Her den Trank! (K. 19, 11,2) nach v. 62 Um Baum und Vließ windet sich eine Schlange,] M Um Baum und Vließ windet sich eine ungeheure Schlange, (K. 19, 11/2) v. 88 Am Werk, o Hilfe, ihr dort oben!] M Am Werk! — Hilfe, Ihr dort oben! (K. 19, 12/3) v. 94 Kein Götterauge seh' es,] M Kein Götteraug seh es (K. 19, 12/3) v. 142 Braunen] M Brauen (K. 19, 15/6) nach v. 193 Er lehnt das Vließ hinter ein Felsenstück,] M Er legt das Vließ hinter ein Felsenstück, (K. 19, 23/4)

Medea I: vor v. 1 Früher Morgen noch vor Tagesanbruch. Dunkel.] M Bogen 16 a Früher Morgen kurz vor Tagesanbruch. (ohne Dunkel.) (K. 20, nach 26) v. 23 Die Zeichen eines Dienstes, der Schutz dir gab] M Bogen 16 a Das Werkzeug einer Kunst, die Schutz dir gab (K. 21, 6/7) v. 101 Der, dich zu holen, drang durch hundert Schwerter?] M Bogen 16 a Der, dich zu hohlen, drang durch tausend Schwerter, (K. 22, 10/1) v. 105 Und sie nur allzuschnell bezwang mit seiner Glut?] M Bogen 16 a Und sie nur allzuschnell gewann mit seiner Gluth? (K. 22, 10/1) in v. 212 Zu den Knaben.] M zu dem Knaben (K. 23, 8/9) v. 373 Allein mein Vater bot dir Hand und Dach.] M Allein mein Vater both dir Heerd und Dach. (K. 23, 28/9) v. 378 Doch keiner fragte nach, ob's weh gethan?] M Doch keiner fragte noch, ob's weh gethan! (K. 24, vor 1) v. 521 Desselben Tages sollt' ich Jolkos meiden.] M in der 2. und 3. Fassung Desselben Tags noch sollt' ich Jolkos meiden. (K. 24, 26/7)

Medea II: vor v. 1 auf einem niedern Schemel] M auf einem niederern Schemmel (K. 25, 27/8) v. 73 Das Schlimmste ist ein unversöhnlich Herz.] M Das Schlimmste aber ist ein unversöhnlich Herz. (K. 26, 5/6) v. 267 Ich habe sie durchgangen,] M Ich hab' sie durchgegangen, (K. 28, 18/9) v. 510 Labetrunk] M Labetrank (K. 34, 19/20) v. 564 Zurück! Wer wagt's, Medeen zu berühren?] M Zurück! Wer wagts Medeen anzurühren! (K. 35, 9/10)

Medea III: v. 36 Ich geb' mir Mühe, nichts zu wollen, zu denken:] M Ich gebe mir Müh, nichts zu wollen, zu denken. (K. 36, vor 1) nach v. 137 Geht rasch nach dem Hause.] M geht rasch dem Hause zu (K. 37, 12) v. 198 Hin vor den Richterstuhl der Amphiktyonen] M Blatt 50 Hin vor's Gericht der Amphiktyonen (K. 38, vor 1) v. 220 der mir's vorenthielt.] M der mir's vorenthält. (K. 38, 14/5) v. 380 Soll Jasons Stamm, ein trocknes Heidekraut,] M Soll Jasons Stamm, wie trocknes Heidekraut, (K. 40, 22/3) v. 446 Nur einen? einen?] M Nur Einer, Einer? (K. 42, 9/10)

Medea IV: v. 11 Steh auf, Unglückselige] M Bogen 25 b = Kohm 1. Bogen 25[1]) Steh auf, Unselige (K. 44, 12/3) v. 34 Wo kein Maß ist, ist keine Vergeltung.] M Bogen 25 a = Kohm 2. Bogen 25[1]) Wo kein Maß ist keine Vergeltung (K. 45, vor 1) v. 50 bis 51 An die ich wenden konnte Die Liebe für mein fernes Vaterland.] M Bogen 25 b An die ich mich wenden konnte Mit der Liebe für mein Vaterland (K. 46, 4) v. 50 Die Liebe für mein fernes Vaterland.] M Bogen 25 a Die Liebe für mein theures Vaterland. (K. 46, 4) v. 146 Dem alten Wollen fehlt die alte Kraft.] M zweite Fassung Dem finstern Wollen fehlt die Kraft. (K. 47, 10/1) v. 189 Will er zertreten mich?

[1]) Was Kohm den ersten Bogen 25 nennt, ist in Wahrheit der zweite und umgekehrt.

Er trete nur!] M Will er zertreten mich, er trete zu nur. (K. 48, vor 1) v. 216 Du nahmst es aber fort] M Du aber nahmst es fort. (K. 48, 6/7) v. 234 Ja! Mir gehört es! Mein!] M Ja, mir gehört es. Mir! (K. 48, 22/3) v. 295 Mir ahnt Entsetzliches!] M Mir ahnet Entsetzliches! (K. 49, 10/1) nach v. 350 Der Knabe legt sich und schläft.] M Der Knabe legt sich hin und schläft. (K. 49, 19/20) v. 411 Nun sind sie fort!] M So, sie sind fort! (K. 49, 24/5)

Medea V: v. 12 Seitdem dünkt Scherz mir jeder andre Greu'l!] M Seitdem dünkt Scherz mich jeder andre Gräu'l! (K. 50, 4/5) v. 61 Das findet sich, doch vorher noch gestehst du!] M Das findet sich; doch eher (nach sofort gestrichenem vorher) noch gestehst du! (K. 50, 6/7) v. 99 Du aber geh, wohin der Fuß dich trägt;] M Du aber geh, wohin dein Fuß dich trägt. (K. 50, 19/20)

II.

Eine mehr als doppelt so große Anzahl der endgiltigen Textgestalt von M vorausgehender Lesarten des Manuskriptes, und zwar

1. solche frühere Lesarten, die jeweilig durch Korrektur ganz oder teilweise beseitigt wurden.

Gastfreund: v. 21 Mach uns stark und reich, Darimba,] Mach' uns fromm und gut, Darimba, (K. 2, 13/4) v. 24 Das Opfer am Altar zuckt und endet,] Sieh das Opfer zuckt und endet, (K. 2, 13/4) v. 42 Sei Königin des Tags.] I Sey Königin des Tags. — Nun kommt! An's Werk! II Sey Königin des Tags. — Nun kommt! in Wald! (K. 2, 24/5) K. 2, 29 (v. 54) Und keines Manns? sag, versprachst du's?] I So wie ich dein, und keines Manns? Versprachst dus? II Und keines Manns? Versprachst du es? III Und keines Mannes? Sag, Versprachst du es? v. 101 Uns, wenn wir wollen.] Uns, wenn wir klug sind. (K. 3, 7/8) v. 205 an diese ferne Küste,] I in dieses Landes Huth, II an diese heitre Küste, (K. 3, 18/9) v. 218 Will er mir rauben seine Gunst?] I Will er mir entfremden seine Gunst? II Will er mir entziehen seine Gunst? (K. 3, 20) v. 248 Streng widersprochen von dem finstern Aug,] I Streng widersprochen von dem ernsten Aug II Streng widersprochen von dem finstern Aug III Streng widersprochen von dem dunkeln Aug (K. 3, 22/3) v. 309 Ihm glich er, wie ich mir.] Derselbe ja! (K. 4, 6/7) v. 338 Tritt ein, wenn dir's gut dünkt, Vorrat ist] I Geh ein in meine Mauern, Vorrath ist II Tritt ein, wenn du willst, (K. 4, 25/6) v. 374 dem Himmel geraubt?] dem Gotte geraubt? (K. 4, 26/7) v. 392 Führt der Erzürnte ihn nicht selbst her,] Führt er ihn nicht selbst her (K. 4, 28/9) v. 453 Aietes! Aietes. Nun, was noch?] I Aetes komm! Aetes. Was willst du? II Aetes! Aetes. Nun was weiter? (K. 5, vor 1)

Argonauten I: v. 14 Daß es, spricht er, kläglich sei anzusehn.] I Daß es, sagt' er, kläglich sey anzusehn! II Daß es kläglich sey sagt er anzusehn! (K. 5. 18/9) v. 29 Zur Ruhe geht in unserem Meer.] Zur Ruhe geht in unser Meer. (K. 5, 19) v. 55 Es ist kein Knabenspielzeug, Knab'! die C-Lesart Knabe! gibt es in M überhaupt nicht] I Denn es ist mehr als Knabenspiel! II Denn es ist mehr fürwahr als Knabenspiel! III Denn es ist mehr damit als Knabenspiel! (K. 5, 26/7) v. 59 Dort sitzt sie wohl und sinnt und tichtet.] Was gilts dort sitzt sie und sinnt und tichtet. (K. 6, vor 1) v. 186 Tapfern] I Kriegern II Besten (K. 6, 14/5) v. 231 Treibt dahin auf den Wogen der Zeit,] Treibt dahin auf den reißenden Wogen der Zeit (K. 6, 23/4)

v. 331 wieder hier gemein. auf besonderem Blatte] ursprüngliche Fassung I scheinet hier gemein. II dünket hier gemein. (K. 8, vor 1) v. 334 Und doch kam's fast mir vor, ich sollt' ihn streicheln, auf besonderem Blatte] ursprüngliche Fassung I Und doch kam's vor mir, als sollt' ich ihn streicheln II Und fast doch kam's mir vor, ich sollt' ihn streicheln (K. 8, vor 1) v. 344 Zwing' einen ich von des Gebäuds Bewohnern,] Zwing' ich von des Gebäuds Bewohnern einen, (K. 8, vor 1) v. 355 Keine Worte weiter!] Lebe wohl! — Wir sehn uns. (K. 8, 2/3) nach v. 365 Er lehnt sich an einen Baum.] ab (K. 8, 6/7) v. 366 Genug! Es naht Medea! Stört sie nicht!] Genug nun! Bald naht Medea! Stört sie nicht! Geht! (K. 8, 6/7) v. 425 Verruchte!] Verfluchte! (K. 8, 13/4) v. 430 Verteidigt durch der Anmut Freiheitsbrief,] Vertheidigt durch der Schönheit Zauberbrief (K. 8, 13/4)

Argonauten II: v. 36 Fast ist mir's unlieb, daß sie so mild gestimmt!] Und doch fast thut's mir leid, daß sie so mild gestimmt (K. 9, vor 1) v. 56 so schön,] I so sehr II so hoch (K. 9, 4/5) v. 106 Wie hätt' ein Sterblicher sich erfrecht,] Wie hätt' es ein Sterblicher gewagt, (K. 9, 11/2) v. 122 Man kommt! Fort!] Fort, nur fort! (K. 9, 11/2) v. 169 Vater, schweig, ich bitte dich!] Vater ich bitte dich, schweig — (K. 9, 16/7) v. 192 und grinsenden Larven.] und grinsenden Frazzen (K. 10, 5/6) v. 203 ff. Die Argonauten hatten ursprünglich noch andere Nummern als Kohm angibt. Es stand nämlich vor v. 203 1 Arg. in v. 236 2 Arg. in v. 237 1 Arg vor v. 239 2 Arg. vor v. 242 1 Arg. (in v. 244 unverbessert 3. Arg.) vor v. 245 1 Arg. vor v. 274 2 Arg. in v. 277 2 Arg. zum 1 vor v. 278 1 Arg. (K 10, 17 ff) v. 241 Doch erst die Beut' ins Schiff gebracht!] I Doch erst die Schätze eingepackt, II Doch erst die Beute eingepackt, (K. 11, vor 1) v. 256 das Wundervließ] I den goldnen Schatz II das Widderfell (K. 11, 6/7) v. 258 im Schlund der Höhle liegt's,] I in einer Höhle liegts, II tief in der Höhle liegts, (K. 11, 8/9) nach v. 271 stoßen ihre Speere in den Boden.] legen die Speere ab (K. 11, 13/4) v. 351 Das Land betraten und der Menschheit Samen] Das Land bebaut, der Menschheit Samen (K. 12, 11/2) v. 412 laß dir's gefallen, Fremdling!] laß dirs gefallen, mein Freund. (K. 12, 27/8)

Argonauten III: v. 17 Braucht die Waffen, helft eurem Herrn!] Braucht euren Arm, helft eurem Herrn! (K. 13, 14/5) v. 130 Absyrtus, wähl aus den Tapfern des Heers] I Absyrtus wähle dir zweihundert Mann II Absyrtus wähle dir fünfzig Mann (K. 13, 27/8) v. 144 Zwei Wege sind.] Zwei Wege gibt's. (K. 14, 2/3) in v. 153 weicher] weich (K. 14, 2/3) v. 162 Vom Sitze führt des Königs nach dem Innern;] Vom Lager führt des Königs nach dem Innern (K. 14, 4/5) v. 179 Ja, doch eine Barbarin —] Bogen 11a vorher Sie ist eine Barbarin — Bogen 11b vorher I Hm — doch eine Barbarin — II Sie ist eine Barbarin — (K. 14, 10/1) v. 211 So laß uns eilig vorüberziehn.] Bogen 11a vorher So laß uns eilig vorübergehn. (K. 14, 25/6) v. 213 Fliehen? Fechten!] Bogen 11a vorher Fliehen? Was denkst du? (K. 14, 25/6) v. 219 Nicht daß ich's breche, daß ich's gab, das Wort!] Bogen 11b vorher Daß ich es breche nicht, daß ich es gab das Wort. (K. 14, 25/6) nach v. 223 Die Kolcher werden zurückgedrängt,] Bogen 11a vorher Die Kolcher fliehen, (K. 14, 28/9) v. 273 So wird dafür mir, was bekannt, ein Fremdes:] Blatt 35 vorher So wird mir das Bekannte wieder fremd (K. 16, vor 1) v. 293 Ist's schmerzlich dir gespalten in der Brust?] Bogen 11b vorher Ist's schmerzlich dir gespalten, so wie mir (K. 16, 11/2) K. 16, 18 (v. 298) Geschmeid und Perlen] I Geschmeid und Blumen II Geschmeid und Bänder v. 318 Wo jedes Wort ein Freundesgruß, der Blick] Bogen 11a vorher Wo jedes Wort ein Gruß, und jeder Blick (K. 17, vor 1) K. 65, 16 Nicht gut,

nicht gut! —] Nicht gut, ich weiß es! — K. 66, 8 still] trüb K. 67, 23 O Bruder! Bruder!] O Vater! Vater! K. 68, 14 Ihr König] Der König K. 18, 15 Er folgt uns!] Hier ist er. v. 354 Zu ihren Menschenopfern, Todesmahlen,] Zu ihren Menschenmahlen, Todesfesten (K. 70, 26/7) v. 507 Ich muß es holen,] Gewinnen muß ich, (K. 18, 21/2)

Argonauten IV: v. 7 Als ich's nur wollte, bebtest du, und nun —] Als ichs nur dachte, bebtest du, und nun (K. 19, 3/4) v. 8 Mir graut, daß du es willst, nicht daß du's thust.] Mir grauet, daß du's willst, nicht daß du's thust. — (K. 19, 3/4) v. 13 Nun ist er fort!] ah — er ist fort! (K. 19, 3/4) vor v. 103 Jason.] Phryxus. (K. 19, 12/3) v. 124 Wer ruft?] Wer lacht? (K. 19, 15) v. 126 Fort! Ja fort!] Ja fort, fort! (K. 19, 15/6) v. 139 uns allen, sagt' ich schier,] I uns allen, allen schier II uns allen, sagt' ich bald (K. 19, 15/6) v. 141 Mir graut, denk' ich an sie.] Mir graut vor ihrem Anblick (K. 19, 15/6) in v. 184 emporblickend] emporfahrend (K. 19, 19/20) v. 226 Ich schäme mich der Thränen nicht, Genossen!] Ich schäme mich nicht Waffengenoßen (K. 19, 27/8) v. 255 Der Sohn sei Geisel gegen seinen Vater.] Der Sohn soll Geißel seyn uns ge'n den Vater (K. 20, 4/5)

Medea I: v. 6 am offnen Strahl des Lichts.] Bogen 16a vorher am Strahl des Lichts. D'rum fort! (K. 21, 2/3) K. 73, 8 das Vlies schimmert leuchtend hervor.] es ist das Vließ, sorgfältig eingewickelt v. 31 Jasons Magd bin ich, nicht die deine,] Bogen 16 a vorher Ich bin nur Jasons Magd und nicht die deine (K. 21, 13/4) v. 32 Seit wann dient eine Sklavin der andern?] Bogen 16 a vorher Seit wann hilft eine Sklavin wohl der andern? (K. 21, 13/4) K. 73, 25 Jolkos] Pherä K. 75, 17 klein] jung K. 76, 23 wie's dem Gatten ziemt.] wie's ein Gatte thut. v. 135 Gattin] Griechin (K. 22, 19/20) K. 77, 21 So, so, nun es ist gut!] So. Im Vorübergehn! K. 77, 26 Und jetzt —] I Gut! — Jetzt — II Jetzt geh — K. 78, 4 Wie's Sitte hier ist] Wie's Brauch hier Lands ist K. 78, 22 Denn sieh! —] I Wenn du — II Denn sonst — v. 163 Auch sandtest Boten du zum König hin,] Du sandtest Bothen zu dem König hin (K. 79, 4/5) v. 171 Heimgekehrten] Hergekommnen (K. 22, 29/30) v. 189 bis 190 Wie ich ein Kolcher war auf Kolchis' Grund, Sei eine Griechin du in Griechenland.] Bogen 16 a vorher Wie ich ein Kolcher war in Kolchis, sey Du eine Griechin hier in Griechenland, (K. 23, 3/4) K. 79, 14 der sich auf einen Rasensitz niederwirft, nach einer Pause] I der sich auf einen Rasensitz niederwirft II der sich auf einen Rasensitz niederwirft, auf die Brust schlagend K. 79, 16 Da prangen sie,] I Dort liegen sie II Dort stehen sie K. 79, 19 ich in mir verwandelt.] ich allein verändert. K. 79, 29 üppig] treulich v. 267 Fern von der Stadt verborgen,] Verborgen hier im Lande (K. 23, 10/1) v. 296 Und nach dem Kinne streck' ich meinen Arm:] Und nach dem Kinne streck' ich meine Hand (K. 23, 16/7) v. 354 du hast des Vaters Züge!] doch du hast mild're Züge. (K. 23, 28/9) v. 495 Jolkos] Pherä (K. 24, 11/2) K. 83, 30 ff Und du? Jason. Ich zog mein Schwert] Du aber? Jason. Ich? ich zog mein Schwert v. 512 Da hieß er mich, mein Weib von mir zu senden,] in der 2. Fassung, wo die drei vorhergehenden Verse erst nachträglich hinzugefügt worden sind, hiess es anfangs Und er geboth, mein Weib von mir zu senden, (K. 24, 22/3) v. 513 Streben,] 3. Fassung vorher I Künsten, II Treiben (K. 24, 24/5) v. 557 Eh du vollendest, höre mich!] 3. Fassung vorher Eh du vollendest, König, höre mich! (K. 25, 23/4)

Medea II: K. 88, 25 Doch schildert man es hart und rauh und wild.] I Und lebt man dort so freudig wie bei uns? II Und ist das Leben dort so schön wie hier? III Doch hart und rauh so hat man mirs geschildert IV Doch

hart und rauh hat man sein Volk geschildert v. 33 Daran hatt' ich nun eben nie gedacht.] Sieh nur, daran hatt' ich noch nie gedacht. (K. 26, 4/5) v. 34 Ich sang's nur nach, wie ich's ihn singen hörte.] Ich sang's nur, weil ich's Jason singen hörte. (K. 26, 4/5) v. 49 Und alles andre nichts, als Stoff zu Thaten.] Und alles Andre Werkzeug seines Willens. (K. 26, 4/5) v. 81 Doch liebst du ihn, bin ich dir wieder gut] I Doch gleichviel; liebst du ihn, bin ich dir gut II Doch liebst du ihn, so bin ich dir auch gut (K. 26, 8/9) v. 136 die verhehlte Qual] der verhehlte Grimm (K. 26, 16/7) v. 191 Beglückend Wähnen, seliges Vergessen,] Du süßer Wahn, du seeliges Vergessen, (K. 27, 11/2) v. 273 Indes du standst und sahst, erschrakst und zürntest,] Indeß du standst und sahst, erschrakst, dich freutest (K. 28, 18/9) v. 300 Von Dingen, die nicht sind und die nicht werden;] Von Dingen die gewesen und vorbei. (K. 28, 23/4) v. 338 Du kannst's vielleicht, doch jene nicht.] Du kannst's vermögen, jene nicht. (K. 29, 18/9) K. 90, 15 Altgericht] I Blutgericht II Volksgericht K. 91, 30 Und sie tritt ein beim König, wo er lag.] Und sie tritt hin zum König, da er schlief. K. 93, 13 Wer wagt es, König Kreons Freund,] I Wer wagt es Kreons Freund und Sohn, II Wer wird es wagen Kreons Freund K. 93, 15 Wer wagt es, meinen Eidam anzutasten?] Wer wagt's, Kreusa's Gatten anzutasten? K. 94, 16 Jetzt halt es, komm!] D'rum her zu mir! v. 521 Nun aber] I Nun II Nun aber III Nun (K. 34, 28/9) v. 553 Wohlan, es sei! I Ich gehe denn! II Wohlan Ich gehe! (K. 35, 7/8) K. 35, 8 Wenn Worte nicht — . . Laßt eure Lanzen sprechen] Nicht Worte . . Ihr, laßt eure Lanzen sprechen!

Medea III: v. 39 Hier Lands ist nicht Raum für uns,] I Hier Lands ist nicht Raum für dich, II Hier Lands ist nicht Raum für uns, III Hier Lands ist nicht Raum für dich, (K. 36, vor 1) v. 104 Die strahlende Gattin Persephoneia;] ursprüngliche Fassung vorher Sein Weib, Persephoneia, (K. 36, 26/7) v. 154 Die Magd fürwahr das Bild der Frau, und beide] Die Dienerin fürwahr das Bild der Frau, (K. 37, 18/9) v. 279 Du trägst das Los, das du dir selbst bereitet.] I Du trägst die Übel die du dir bereitet. II Du trägst die Übel die du selbst bereitet. (K. 39, 6/7) v. 348 zu Liebe that ich's dir.] aus Lieb' that ich's zu dir. (K. 40, 14/5) v. 369 Und eitlem Ruhme nach durch ferne Länder zogst.] Und eitlem Ruhme nach durch ferne Länder jagtest] (K. 40, 22/3) v. 375 Auch ist der Knabe Mann seitdem geworden,] Der Knabe auch ist Mann seit dem geworden, (K. 40, 22/3) K. 41, 20 Kolchis' stolze Götter,] Kolchis edles Volk v. 525 Äson,] Kleon, (K. 43, 10/1) v. 528 Du sollst mein Kostbarstes sein,] Du sollst mein Schatz seyn, (K. 43, 11) v. 552 Nicht hassen sollen sie, die sie gebar.] Leicht wendete ihr Flehn der Schwachen Sinn (K. 43, 13/4)

Medea IV: v. 23 Aber auch das eine nicht! — Keines kam,] Bogen 25 a = Kohm 2. Bogen 25 vorher Aber Keines kam — selbst das Eine nicht! — (K. 44, 19/20) v. 134 aber so nicht, nun nicht.] aber so nicht, nun nicht mehr! (K. 46, 28/9) v. 136 Allein ich fühle, daß man's werden kann.] Allein ich <sehe wohl sofort gestrichen> fühle, daß man's seyn kann, (K. 46, 28/9) v. 140 Zu mir!] Umfaße mich! (K. 47, vor 1) K. 101, 22 Das grause Zeichen von der Meinen Fall,] Das grause Zeichen von der Meinen Untergang. K. 104, 18 Was schweigst du? Sprich!] Was schauderst du und schweigst? v. 235 Ist drin das Vließ? Medea. Es ist.] Und birgt's das Vließ? Medea. Es birgt's! (K. 48, 22/3) v. 272 Mein! Ah, mein!] I Mein! Mein. II Mein! Mein. ah! (K. 49, 7/8) v. 287 eröffnet sie's!] wenn sie's gebraucht. (K. 49, 7/8) v. 297 Ja! Gehorche, Sklavin!] Ja! Du sollst, du mußt (K. 49, 10/1) v. 300 Setz' ich das zierlich reiche Prachtgefäß,] Setz ich zur Zier das reiche Schmuckgefäß. (K. 49, 10/1)

v. 312 Mit Botschaft geht sie, mit Geschenk von mir.] I Mit Bothschaft und Geschenk geht sie zu ihr. II Mit Bothschaft und Geschenk geht sie von mir. (K. 49, 15/6) v. 314 Geleite sie zur Herrin.] Geleite sie zur Frau. (K. 49, 15/6) v. 349 Willst du etwas?] Willst du was? (K. 49, 19/20) v. 373 Durchziehn sie strahlend die gewohnte Bahn.] I Durchziehn auf Waidwerk sie die düstre Bahn. II Durchziehn auf Waidwerk sie die Waldes Bahn. (K. 49, 21/2) v. 425 Mir entfremdet, auf ewig fern.] Mir entfremdet, auf ewig fremd. (K. 49, 24/5)

Medea V: v. 63 Man sagt mir, sie ward eingeholt!] Man sagt mir, sie ward eingebracht? (K. 50, 8/9) v. 112 Und leitet mich zum Grab, das meiner harrt!] Und leitet mich zum Grab, wo mein ihr harrt. (K. 50, 23/4) v. 160 auf der nackten Erde,] auf der kalten Erde (K. 51, 21/2) v. 190 Und das hervorging, ganz und unversehrt,] Und das hervorging unversehrt (K 51, 21/2) K. 52, 8 ff. Versende: Trage! neuer Vers: Jason. Verloren! Medea. Dulde! Jason. Könnt' ich sterben! Medea. Büße!] Versanfang: Sey stark! Jason. Weh mir! Medea. Ertrag. Jason. O Sterben! Medea. Büßen!

Studien und Entwürfe: K. 54, 1 folgt' ich ihm.] war ich sein. K. 110, 18 das Haus] die Hütte

2. solche frühere Lesarten, die später durch Hinzufügungen erweitert wurden. Ich stelle hier nicht umständlich die frühere unerweiterte der späteren erweiterten Lesart gegenüber, sondern mache einfach die Hinzufügungen namhaft.

Gastfreund: v. 105—109 am Rande (K. 3, 7/8) v. 188 im Texte (K. 3, 17/8) v. 327 am Rande (K. 4, 20/1) v. 366 ehmals (K. 4, 26/7) v. 486 bis 487 Medea. Halt Vater halt Phryxus (niedersinkend) Es ist zu spät! Medea. Was thatst du? in der heutigen Zeilenabteilung im Texte. (K. 5, 3/4) v. 494 bis 495 am Seitenkopfe über gestrichenem K. 5, 4 bis 5, wo zu interpungieren ist Fluch — und Sünde — (K. 5, 3/4)

Argonauten I: vor v. 1 Weiter zurück die Aussicht auf's Meer. (K. 5, 16/7) v. 154 selber (K. 6, 8/9) v. 156 bis 157 am Seitenkopfe über gestrichenem Sie werden dir Orakel geben (K. 6, 8/9) K. 6, 17 bis 20 im Texte v. 223 am Rande (K. 6, 23/4) K. 7, 6 bis 7 im Texte K. 7, 12 im Texte über der schon bei erster Niederschrift der Stelle entstandenen und gestrichenen Zeile 13 v. 335 am Rande der ursprünglichen Fassung (K. 8, vor 1)

Argonauten II: K. 58, 3 im Texte bis mir das heran ist noch später angefügt v. 73 Gora. Ein Gott? im Texte. Damals wurde das zweite ein Gott! Medeens in M gestrichen! (K. 9, 5) v. 145 von uns (K. 9, 15/6) v. 156 am Rande (K. 9, 15/6) v. 250 am Rande (K. 11, 4/5) K. 12, 24 im Texte v. 402 am Seitenfuße (K. 12, 25/6)

Argonauten III: v. 45 Du wendest dich ab? (K. 13, 16/7) v. 75 leise (K. 13, 17) v. 120 Dumpfes (K. 13, 27/8) v. 189 Bogen 11a heran (K. 14, 13/4) v. 223 Bogen 11b strahl. (K. 14, 28/9) v. 295 Bogen 11b am Seitenende (K. 16, 14) v. 323 Bogen 11a am Rande, und zwar wie W, C, nicht wie 11b! (K. 17, 1) K. 67, 7 bis 9 am Seitenkopfe

Argonauten IV: in v. 5 Sie setzt den Becher weg und steckt die Fackel in einen Ring am Treppengeländer im Texte (K. 19, 3/4) v. 251 Es daher auch Schmerzt! — geschrieben (K. 20, 4/5)

Medea I: K. 78, 23 Bogen 16a am Seitenfuße v. 193 und davor Gora (halbleise) im Texte (K. 23, 6/7) v. 318 im Texte (K. 23, 25) v. 509 bis 511 in der vorletzten Fassung am Seitenkopfe (K. 24, 22/3)

Medea II: v. 85 morgens (K. 26, 8/9) v. 219 Wagen (K. 27, 21/2) K. 92, 19 am Seitenende K. 93, 19 bis 20 am Seitenfuße v. 370 bis 371 am Seitenende, noch später als die Korrektur von v. 369 (K. 31, 17/8)
Medea III: v. 41 Sie mich? (K. 36, vor 1) K. 36, 9 am Seitenschluß, noch ehe die Randkorrektur dastand v. 240 bis 242 mit den zugehörigen Bühnenbemerkungen am Seitenkopfe (K. 38, 18/9)
Medea IV: v. 141 sie (K. 47, vor 1) v. 298 am Rande (K. 49, 10/1) v. 306 es dir (K. 49, 10/1)
Medea V: K. 108, 2 im Texte
Studien und Entwürfe: K. 110, 13 bis 14 Am Fußgestell stand geschrieben: Sieg und Rache. K. 115, 29 bis 30 Ihr begehrt die Kinder? Was wollt ihr? K. 121, 18 Sie zerbricht die Laute. K. 134, 20 von außen

III.

Eine Anzahl nachträglicher Besserungen von Varianten des Manuskriptes, die bei Kohm nur in ihrer ursprünglichen Textgestalt wiedergegeben werden.

K. 2, 17 I die Schatten wachsen] II die Jagd gethan K. 2, 18 für sich besonders gestrichen K 2, 19 I und] II rasch K. 16, 13 Bogen 11b I So komm! — Und doch da sitzt sie trüb und düster,] II So komm Medea — ah da sitzt sie trüb und düster III So komm — allein da sitzt sie trüb und düster K. 29, 13 I Sie weint nur, weil sie sich nicht rächen kann.] II Sie weint nur, weil sie nicht mehr schaden kann! III Sie weint nur, weil sie Andres nichts vermag. K. 38, 29 I Dir wird das Los nur, das du längst verdienst. (so!)] II Dir wird das Loos nur, das du voll verdienst. K. 46, 3 I brach mir das Herz] II sank mir das Herz. K. 51, 7 I Verbannter, fort!] II Verbannter, geh! K. 55, 26 I Weil ich in dich vernarrt bin, rein vernarrt:] II Weil ich in dich verliebt bin, rein verliebt! K. 56, 2 I Narrheit] II Thorheit eine Reihe vorsichtiger Besserungen Grillparzers im ersten Bogen 16, mit denen er den Versuch machte, Goras Jambenverse in freirhythmische Rede zu verwandeln, so z. B. Med. I v. 35 I Damit ich nicht mehr sehn muß, was ich sehe.] II Daß ich nicht mehr sehn muß, was ich sehe. (K. 21, 15/6) oder v. 36 I Doch vorher schleudert euren Rachestrahl] II Doch vorher werft euren Rachestrahl (K. 21, 15/6) oder v. 90 I Der einz'ge lichte Punkt in meinem Jammer] II Der einz'ge Lichtpunkt in meinem Jammer (K. 22, 4/5) oder v. 93 I Bewein' dein Unglück und ich will dich trösten,] II Wein' über dein Unglück und ich will dich trösten,

IV.

Eine Reihe von Zwischenlesarten, die zwischen zwei von Kohm angegebenen Lesarten einer Stelle des Manuskriptes mitteninne stehen.

Ich führe hier nur solche Beispiele an, wo es sich um zwei voneinander verschiedene, die Zwischenlesart umgebende Fassungen handelt. Es gibt natürlich auch Fälle, die gleichfalls hierher zu rechnen sind, wo die beiden umgebenden Fassungen einander gleich sind, d. h. wo Grillparzer die erste Lesart, nachdem er sie schon verändert hatte,

schließlich doch wieder herstellte. Ein Beispiel: Medea II, vor v. 4 I und III sie legt die Leyer (III Leier) weg und steht auf] II indem sie aufsteht

K. 3, 12 bis 13 I Kommt nur zur Sache, Vater! und III Kommt zur Sache, Vater!] II Mir? Kommt zur Sache, Vater! K. 10, 11 I Milo und eilf (so!) andere Führer der Argonauten treten auf, und III Acht Abgeordnete der Argonauten treten auf,] II Zwölf Abgeordnete der Argonauten treten auf K. 13, 26 I Aber hast du nicht Kraft, die Neigung zu rufen, und III Doch steht's nicht bei dir, die Neigung zu rufen,] II Aber hast du nicht Macht die Neigung zu rufen K. 27, 25 ff. I Die dicht sich drängte um die edle Schar und III Dicht drängt sie sich rings um die edle Schar] II Und dicht drängt sie sich um die edle Schaar, K. 29, 2 I Gut und Gold und III Gold und Gut] II Gut und Habe K. 29, 4 bis 6 I Weil (so!) wir denn müssen und so lang es geht. und III Weil's einmal (so!) denn so ist und wie sich's gibt.] II Weil wir denn müssen und so lang sich's gibt. K. 35, 4 f. I Den andern werfe hin vor deine Füße, und III Den andern hin dir werfe vor die Füße,] II Und hin ihn werfe, hin vor deine Füße K. 38, 17 I groß und reich, und III groß und stark,] II stark und reich, dementsprechend im selben Verse natürlich auch I und III groß noch] II stark noch K. 50, 22 I Ist keiner, der mich leitet? Alles schweigt. und III Wer leitet meinen Tritt? Wer unterstützt mich?] II Ist keiner hier der meine Schritte leitet? K. 58, 9 ff. I Doch der Freche — Medea. Wie, so war's denn — Aietes. Törichtes Mädchen, und III Doch der Grieche — Medea. Grieche? Aietes. Wer sonst?] II Doch der Hellene — Medea. Hellene —? Aietes. Ja, Thörin, K. 74, 12 und 30 I Und eine Gattin zur — und III Der macht die Gattin —] II Macht aus der Gattin —

B.

Fehlerhafte Wiedergabe von M.

I.

Der Hauptfehler des Buches, welcher sich aus den vorhergehenden Tabellen unmittelbar ergibt, ist der, daß Kohm schon während der Collationierung des Manuskriptes sich nicht die Mühe nahm, den einzelnen Korrekturen Grillparzers genau nachzugehen und die einzelnen Lesarten sorgfältig zu isolieren. Daher auch

1. die große Inkonsequenz, mit der er bald nur die erste, bald nur die letzte Lesart einer Stelle bekannt gibt. Sie geht sogar so weit, daß er in einer und derselben Variante den einen Vers in erster, das übrige in letzter Gestalt bietet: K. 16, 13 ff

So komm! — Und doch da sitzt sie trüb und düster, (I)
Ein rauhes Nein auf meine milde Deutung, (IV)
Den Dolch noch immer in der weißen Hand. (IV)
(Ihr sanft den Dolch aus der Hand windend.) (IV)
Laßt los, ihr Finger, bunte Blumenkränze, (IV)
Geschmeid und Perlen ziemt euch zu berühren (IV)

lautete in M (Bogen 11b) nacheinander so:

I So komm — und doch da sitzt sie trüb und düster
Der Dolch noch immer in der weißen Hand.
Ihr halb spielend den Dolch aus der Hand windend
Laßt los ihr Finger! Bunte Blumenkränze
Geschmeid und Blumen ziemt euch zu berühren,
II So komm Medea — ah da sitzt sie trüb und düster
Ein rauhes Nein auf meine milde Rede,
Der Dolch noch immer in der weißen Hand.
Ihr sanft den Dolch aus der Hand windend
Laßt los ihr kleinen Finger! Bunte Kränze
Geschmeid und Bänder ziemt euch zu berühren,
III So komm Medea — ah da sitzt sie trüb und düster
Ein rauhes Nein auf meine milde Deutung,
Der Dolch noch immer in der weißen Hand.
Ihr sanft den Dolch aus der Hand windend
Laßt los ihr Finger! Bunte Blumen Kränze
Geschmeid und Bänder ziemt euch zu berühren,
IV So komm — allein da sitzt sie trüb und düster
Ein rauhes Nein auf meine milde Deutung,
Der Dolch noch immer in der weißen Hand.
Ihr sanft den Dolch aus der Hand windend
Laßt los ihr Finger! Bunte Blumen Kränze
Geschmeid und Perlen ziemt euch zu berühren,

2. die Vereinigung zweier sich ablösender Lesarten zu einer einzigen:

K. 15, 2 bis 5 Er umfaßt sie mit beiden Armen und hebt sie vom Boden auf. Indem er sie emporhebt, mit der Linken ihre beiden Hände, mit der Rechten ihren Leib umfassend und an sich haltend.] M Bogen 11b I mit der Linken ihre beiden Hände mit der Rechten ihren Leib umfaßend und an sich haltend II Er umfaßt sie mit beiden Armen und hebt sie vom Boden auf. Indem er sie emporhält

3. die Vermengung von Teilstücken verschiedener Lesarten zu einer einzigen:

K. 8, 22 „ursprünglich" Hältst du mich, Schwester?] M I Du hältst mich Schwester? II Was hältst du mich Schwester? K. 10, 26 Wir sind in Kolchis nach mancher Fährlichkeit,] M ‹Wir sind in Kolchis sofort gestrichen› Nach mancher Fährlichkeit zu Land und See K. 12, 28 „ursprünglich" Schau mir ins Aug, ich mein' es gut und redlich rein] M Schau mir ins Aug, ich mein' es gut und ‹redlich sofort gestrichen› rein K. 42, 21 Geh hin und hol die Kleinen herbei!] M I Geh hin und hohl' ‹e sofort gestrichen› die Kinder mir herbei. II Du eile hohl' die Kleinen mir herbei. K. 43, 5 Der Mutter Medeen? Ihr?] M ‹Der Mutter sofort gestrichen› Medeen? Ihr? K. 48, 26 „erste Fassung" Nur erst bat sie, dir die Kinder herzusenden,] M Sie bat mich, dir die Kinder herzusenden unverändert, dagegen auf einem anderen Blatt in später Abschrift der Stelle, ebenfalls unverändert, Nur erst bat sie, die Kinder dir zu senden,

4. das völlige Versagen Kohms, sobald es sich um die Darlegung der chronologischen Aufeinanderfolge umfangreicherer Korrek-

turen des Dichters handelt. Ich begnüge mich mit einem Beispiele. Den Schluß der Trilogie beschreibt Kohm so (K. 51, 25 f):

Nach V. 186 M im laufenden Texte, durchstrichen:
Von wo der blut'ge Gastfreund es genommen,
Häng' ich es auf, dem Gott das Seine gebend.
V. 195 M im Texte gestrichen, am Rande wieder nachgetragen, . .
Nach V. 195 weist der Schluß der Tragödie in M drei Fassungen auf. Erste Fassung im laufenden Texte nach V. 195, durchstrichen:
Leb wohl!
Jason. Verwaist! Allein! O meine Kinder!
Medea. Trage!
Jason. Verloren!
Medea. Dulde!
Jason. Könnt' ich sterben!
Medea. Büße!
Ich geh' und niemals sieht dein Aug mich wieder!
Indem sie sich zum Fortgehen wendet und Jason sich mit dem Haupt zur Erde wirft, fällt der Vorhang.
Die zweite Fassung (erste Umarbeitung) s. unter »Varianten«!
V. 196 bis Schluß unter Zeichen q auf einem besonderen Blatte als zweite Umarbeitung.

Hiernach scheint die Sache ganz einfach: Der Schluß des V. Aktes der Medea von v. 196 an ist im Manuskript in drei sich ablösenden Fassungen überliefert, die erste ist die eben angegebene, die letzte ist wie heute, die mittelste steht unter den »Varianten«. Dort heißt es (K. 107, 18 f):.

An V. 195 reiht sich inhaltlich die zweite Fassung (erste Umarbeitung) für den Schluß der Medea. Sie folgt unter Zeichen q im Manuskripte nach einem Querstriche auf die im laufenden Texte durchstrichene erste Fassung. Diese Fassung, ebenfalls durchstrichen, lautet:
(Die Erde öffnet sich, daraus steigt ein Drachenwagen, auf dem das Vlies in seiner ersten Gestalt als Banner steht.)
Kennst du dies Zeichen dort, um das du rangst?
Das dir ein Ruhm war und ein Glück dir schien?
Was ist der Erde Glück? Ein Schatten!
Was ist der Erde Ruhm? Ein Traum!
Du Armer, der von Schatten du geträumt!
Der Traum ist aus, allein die Nacht ist's nicht.
Ich scheide nun, leb wohl, mein Gatte!
Zwischen den zwei letzten Zeilen dieser Fassung befinden sich teils im laufenden Texte, teils am Rande noch mehrere Zeilen, die, um eine Wiederholung von V. 186—191 inkl. zu vermeiden, vom Dichter für sich noch besonders durchstrichen worden sind. Es sind dies die Verse:
Ich gehe nun nach Delphis hoher Stadt
Und häng' es auf, von wo es Phryxus nahm,
Das Zeichen, das die Flamme nicht verletzt,
Das unversehrt hervorging aus der Glut,
Am Altar jenes unbekannten Gottes.

Seitwärts am Rande stehen noch zwei ebenfalls durchstrichene Zeilen:

Die wir zum Unglück uns gefunden,
Im Unheil scheiden wir.

Sie sollten sich anscheinend als die letzten Worte der scheidenden Medea an den Vers schließen:

Ich scheide nun, leb wohl, mein Gatte!

Das letzte ist schon recht unbestimmt ausgedrückt. Es ist wohl auch kaum zu glauben, daß der Dichter seine Trilogie jemals so matt beschließen wollte. Und etwas weiter oben war meiner Meinung nach erst in zweiter Linie zu fragen, warum Grillparzer die Verse Ich gehe nun .. wieder gestrichen hat, Hauptsache war doch wohl zu ergründen, warum er sie überhaupt niedergeschrieben hat. An diesem Punkte hatte die chronologische Forschung einzusetzen.

Um es kurz zu sagen: die Verse, welche Kohm für eine Variante zu v. 196 ff hält, sind in Wahrheit, wie ein Strich rechts zwischen den Versen 185 und 186 in M deutlich anzeigt, zuerst eine Variante zu v. 186 bis 195, dann ein Einschiebsel zwischen Vers 195 und 196! Beidemale sollte an das Versbruchstück Im Unheil scheiden wir. , das Kohm für den ehemaligen Schluß der Trilogie hält, wie heute anschließen Leb' wohl. u. s. w. Der „Schluß" des Goldenen Vließes ist also, von kleinen Änderungen, die Kohm nicht notiert, abgesehen, immer derselbe gewesen! Ich gebe hier nacheinander die verschiedenen sich ablösenden Lesarten von Med. V, v. 180 ff, wie sie an der Hand des Manuskriptes nachzuweisen sind:

I Ich geh' hinweg, den ungeheuern Schmerz
Fort mit mir tragend in die <wi> weite Welt.[1])
Ein Dolchstoß wäre Labsal, doch nicht so
Medea soll nicht durch Medeen sterben,
Mein früh'res Leben, eines beßern Richters
Macht es mich würdig, als Medea ist.
<D> Nach Delphi geh' ich. An des Gottes Altar
<Von wo der blut'ge Gastfreund es genommen
Häng' ich es auf, dem Gott das Seine gebend>
Von wo das Vließ einst Phryxus weggenommen
Häng' ich, dem dunkeln Gott das Seine gebend,
Es auf, das selbst die Flamme nicht verletzt
Und das hervorging unversehrt
Aus der Korintherfürstin blut'gem Brande;
Dort stell' ich mich den Priestern dar, sie fragend,
Ob sie mein Haupt zum Opfer nehmen an,
Ob sie mich senden in die ferne Wüste
In längerm Leben findend längre Qual.
Leb' wohl.

[1]) in spitzen Klammern < > sofort Gestrichenes.

Jason. Verweist! Allein! O meine Kinder
Med. Sey stark!
Jas. Weh mir!
Md. Ertrag.
Jas. O Sterben!
Med. Büßen!
Ich geh und niemals sieht dein Aug' mich wieder.
Indem sie sich zum Fortgehen wendet und Jason sich mit dem Haupt zur Erde wirft fällt der Vorhang

II Ich geh' hinweg, den ungeheuern Schmerz
Fort mit mir tragend in die weite Welt.
Ein Dolchstoß wäre Labsal, doch nicht so
Medea soll nicht durch Medeen sterben,
Mein früh'res Leben, eines beßern Richters
Macht es mich würdig, als Medea ist.
Die Erde öffnet sich, daraus steigt ein Drachenwagen, auf dem das Vließ in seiner ersten Gestalt als Banner stekt
Kennst du dieß Zeichen dort, um das du rangst?
<Wa> Das dir ein Ruhm war und ein Glück dir schien?
Was ist der Erde Glück? Ein Schatten
Was ist der Erde Ruhm? Ein Traum
Du Armer, der von Schatten du geträumt!
Ich gehe nun nach Delphis hoher Stadt
Und häng' es auf, von wo es Phryxus nahm
Das Zeichen, das die Flamme nicht verletzt
Das unversehrt hervorging aus der Gluth — .
Am Altar jenes unbekannten Gottes.
Leb' wohl.
Jason. Verweist! Allein! O meine Kinder
Med. Sey stark!
Jas. Weh mir!
Md. Ertrag.
Jas. O Sterben!
Med. Büßen!
Ich geh und niemals sieht dein Aug' mich wieder.
Indem sie sich zum Fortgehen wendet und Jason sich mit dem Haupt zur Erde wirft fällt der Vorhang

III Ich geh' hinweg, den ungeheuern Schmerz
Fort mit mir tragend in die weite Welt.
Ein Dolchstoß wäre Labsal, doch nicht so
Medea soll nicht durch Medeen sterben,
Mein früh'res Leben, eines beßern Richters
Macht es mich würdig, als Medea ist.
Nach Delphi geh' ich. An des Gottes Altar
Von wo das Vließ einst Phryxus weggenommen
Häng' ich, dem dunkeln Gott das Seine gebend,
Es auf, das selbst die Flamme nicht verletzt
Und das hervorging unversehrt
Aus der Korintherfürstin blut'gem Brande;
Dort stell' ich mich den Priestern dar, sie fragend,
Ob sie mein Haupt zum Opfer nehmen an,
Ob sie mich senden in die ferne Wüste
In längerm Leben findend längre Qual.

Die Erde öffnet sich, daraus steigt ein Drachenwagen, auf dem das Vließ in seiner ersten Gestalt als Banner steht

Kennst du dieß Zeichen dort, um das du rangst?
Das dir ein Ruhm war und ein Glück dir schien?
Was ist der Erde Glück? Ein Schatten
Was ist der Erde Ruhm? Ein Traum
Du Armer, der von Schatten du geträumt!
Der Traum ist aus, allein die <M> Nacht ist's nicht.
Leb' wohl.

Jason. Verweist! Allein! O meine Kinder
Med. Sey stark!
Jas. Weh mir!
Md. Ertrag.
Jas. O Sterben!
Med. Büßen!

Ich geh und niemals sieht dein Aug' mich wieder.

Indem sie sich zum Fortgehen wendet und Jason sich mit dem Haupt zur Erde wirft fällt der Vorhang

IV Ich geh' hinweg, den ungeheuern Schmerz
Fort mit mir tragend in die weite Welt.
Ein Dolchstoß wäre Labsal, doch nicht so
Medea soll nicht durch Medeen sterben,
Mein früh'res Leben, eines beßern Richters
Macht es mich würdig, als Medea ist.
Nach Delphi geh' ich. An des Gottes Altar
Von wo das Vließ einst Phryxus weggenommen
Häng' ich, dem dunkeln Gott das Seine gebend,
Es auf, das selbst die Flamme nicht verletzt
Und das hervorging ganz und unversehrt
Aus der Korintherfürstin blut'gem Brande;
Dort stell' ich mich den Priestern dar, sie fragend,
Ob sie mein Haupt zum Opfer nehmen an,
Ob sie mich senden in die ferne Wüste
In längerm Leben findend längre Qual.

Die Erde öffnet sich, daraus steigt ein Drachenwagen, auf dem das Vließ in seiner ersten Gestalt als Banner steht

Kennst du dieß Zeichen dort, um das du rangst?
Das dir ein Ruhm war und ein Glück dir schien?
Was ist der Erde Glück? Ein Schatten
Was ist der Erde Ruhm? Ein Traum
Du Armer, der von Schatten du geträumt!
Der Traum ist aus, allein die Nacht ist's nicht.
Ich scheide nun, leb' wohl, mein Gatte.
Die wir zum Unheil uns gefunden
Im Unheil scheiden wir!
Leb' wohl.

Jason. Verwaist! Allein! O meine Kinder
Med. Trage!
Jas. Verloren!
Md. Dulde!
Jas. Könnt' ich sterben!
Med. Büße!

Ich geh und niemals sieht dein Aug' mich wieder.

Indem sie sich zum Fortgehen wendet und Jason sich mit dem Haupt zur Erde wirft fällt der Vorhang

V Ich geh' hinweg, den ungeheuern Schmerz
Fort mit mir tragend in die weite Welt.
Ein Dolchstoß wäre Labsal, doch nicht so
Medea soll nicht durch Medeen sterben,
Mein früh'res Leben, eines beßern Richters
Macht es mich würdig, als Medea ist.
Nach Delphi geh' ich. An des Gottes Altar
Von wo das Vließ einst Phryxus weggenommen
Häng' ich, dem dunkeln Gott das Seine gebend,
Es auf, das selbst die Flamme nicht verletzt
Und das hervorging ganz und unversehrt
Aus der Korintherfürstin blut'gem Brande;
Dort stell' ich mich den Priestern dar, sie fragend,
Ob sie mein Haupt zum Opfer nehmen an,
Ob sie mich senden in die ferne Wüste
In längerm Leben findend längre Qual [1])
Erkennst das Zeichen du, um das du rangst,?
Das dir ein Ruhm war und ein Glück dir schien?
Was ist der Erde Glück? — Ein <Traum> Schatten!
Was ist der Erde Ruhm? Ein Traum!
Du Armer! der von Schatten du geträumt!
Der Traum ist aus, allein die Nacht noch nicht.
Ich scheide nun, leb' wohl, mein Gatte!
Die wir zum Unglück uns gefunden,
Im Unglück scheiden wir. Leb wohl!
<Leb wohl!>

Jason. Verwaist! Allein! O meine Kinder
Med. Trage!

Jason Verloren!
Med. Dulde!
Jason. Könnt' ich sterben!
Med. Büße!

Ich geh' und niemals sieht <mein> dein Aug mich wieder!
Indem sie sich zum Fortgehen wendet fällt der Vorhang.

II.

Fehllesungen Kohms.

1. Lesefehler im engeren Sinne.

K. VI, 21 beinahe] M beinah K. VI, 22 Erinnerung] M Erinnrung K. VI, 25 bis 26 konnte sich nicht mit dem Gedanken vertragen,] M konnte sich mit dem Gedanken nicht vertragen, K. VII, 11 den Staatsdienst] M die Staatsdienste K. VII, 12 widerriet's mir] M wiederrieth mir's K. VIII, 21 *Επιφυλλιδες*] M *Επιφυλλιδες* wenn Kohm ein sic! hinzusetzt, darf er nicht einmal einen spiritus lenis ergänzend einfügen (K. XVI, 26 in heiterm] T^2 im heitern K. XVI, 27 Prachtgebilde,] T^2 Prachtgefilde)

K. 2, 21 überrascht] M überasch' im plätscherndem Gekos!] M in plätscherndem Gekos K. 2, 26 erblickt] M Erblick' K. 3, 18 unsren] M unsern

[1]) Das Folgende auf einem eingelegten Blatte.

K. 4, 23 ihrer] M ihre K. 7, 12 weiberiſchen] M weibiſchen K. 7, 17 braves,] M treues, K. 7, 26 Nun] M Nu K. 8, 14 mitleidlosem] M mitleidsloſem K. 9, 8 Hoch] M Groß K. 10, 29 unſerer] M unſ'rer mit deutlichem Apostroph K. 11, 24 Schaue] M Schaun K. 13, 28 goldene] M goldne K. 14, 21 nur] M nein K. 15, 3 emporhebt] M empor hält K. 15, 14 Glaub's] M Glaub K. 15, 21 das Zeichen ⌊] M eine 1 mit Strich darunter und Punkt darüber als Blattnummer K. 15, 26 bedünkt's mich] M bedünkt michs K. 17, 7 niedergebengt.] M niedergelaßen K. 18, 22 kenne] M kenn' K 19, 13 Ach!] M Ah! K. 19, 17 auch] M euch K. 20, 7 Damit] M Damit's K. 23, 14 Er iſt es wahrlich! wahrlich!] M Er iſt es wahrlich! Jaſon! K. 24, 2 Im holden Einklang] M In holdem Einklang K. 24, 27 weniger] M wen'ger was Kohm für einen i-Punkt nimmt, iſt ein Apostroph K. 25, 18 verſtorben] M geſtorben nun] M nur K. 26, 8 deine Knie.] M deine Kniee K. 29, 4 Weil's] M Weil K. 32, 28 aus] M in K. 35, 25 wohin ſie gehören.] M wo ſie hin gehören K. 37, 5 andere] M Andre K. 37, 11 Mannes] M Mann's K. 38, 22 vor] M an K. 38, 29 verdient.] M verdienſt. K. 41, 26 das] M dieß K. 42, 6 iſt's] M iſt? K. 42, 20 Könige] M König K. 47, 9 der] M aller K. 48, 3 Erinnerung] M Erinurung K. 54, 7 er,] M es, K. 54, 24 du] M dus K. 56, 2 werde] M werd' K. 56, 12 und] M rings K. 56, 20 Verwunderung] M Verwundrung K. 56, 24 Baum] M Stamm (nach sofort gestrichenem Bau ohne u-Bogen) K. 57, 1 'ne] M viel K. 59, 13 ſoll es] M ſoll's K. 59, 14 weniger] M Wenigen K. 59, 17 Nun] M Nu K. 59, 18 ſich entfernt,] M ſich entfernet, K. 59, 25 ihr?] M ihrs? K. 59, 27 von] M war K. 59, 28 verloren,] M verlohr ſo] M ſie K. 60, 7 nicht] M nie K. 61, 23 (Die Binde fällt.)] M Die Binde ‹sofort gestrichen fällt› fort! (Text, keine Bühnenbemerkung!) K. 61, 25 Was machſt du, Frevler?] M Was wagſt du Frevler? K. 62, 17 gilt] M gält' K. 63, 1 Gilt] M Gält' K. 63, 16 ſo] M ſelbſt K. 63, 19 die Arme] M den Arm K. 63, 25 fallen] M rollen K. 63, 26 die Hände] M die Hand K. 65, 20 Mein iſt der Himmel, mein, wie meine Luſt!] M Mein iſt der Himmel, rein wie meine Luſt! K. 66, 25 Waffengeklirr,] M Waffenlärm K. 66, 26 nach!] M weichen! K. 67, 12 mein, mein! mein Weib!] M mein Weib! mein Weib! K. 67, 16 leis] M leiſe K. 70, 18 ſieh,] M ſprich K. 71, 11 Und] M Nun K. 71, 12 er] M ihr K. 71, 26 ich] M ichs K. 72, 5 Denn] M Den K. 72, 8 Und ſeinen Kindern allen. —] M Und ſeine Kinder alle — K. 75, 2 Kette,] M Ketten, K. 75, 19 uns nur zu Hirten haltend] M uns um zu Hirten ſchaffend, (sehr deutlich geschrieben!) K. 75, 20 Grimmig] M Gar innig K. 76, 4 haſtig,] M heftig, K. 76, 15 werde] M würde immer] M nimmer K. 76, 22 Zauberei] M Zauberin K. 78, 20 Ich ſage dir, Weib, ſage dir:] M I Und ich, Weib ſage dir, II Und ich, ich ſage dir, III Ich aber ſage dir, K. 82, 1 ſeh',] M ſeh's, K. 82, 20 Und] M Doch K. 82, 21 wär'.] M wäre. K. 83, 22 von] M mit K. 83, 25 Auskaufen] M Austauſchen K. 84, 5 Grames] M Grimmes K. 84, 8 Mein] M Mit (dies gewiß verſehentlich für Mein, wenn Kohm, offenbar um sich den Anschein eines peinlich genauen Arbeiters zu geben, Dinge bucht wie K. 83, 27, warum läßt er sich hier das Verſehen Grillparzers entgehen?) K. 84, 19 wo] M wenn K. 86, 8 entſchwundener] M entſchwund'ner K. 86, 10 im] M in K. 88, 2 Sohne?] M Sohn? K. 88, 11 mir] M rein K. 91, 29 ſagten] M ſagen ihr] M ihrs K. 92, 22 Weltgegenden] M Himmelsgegenden K. 92, 30 jedem,] M dem, K. 94, 11 galt] M gält K. 95, 22 bleibt] M blieb K. 96, 1 bis 2 Medea. Weh] M Und weh (sind noch Kreons Worte) K. 96, 7 Weib!] M Weibe! K. 96, 29 nicht.] M wohl K. 97, 12 mit] M in K. 97, 21 Gottverhaßte,]

M Gottvergeßne, K. 97, 23 Ihn treib' ich aus,] M Ich treib' ihn aus, K. 98, 16 bis 17 Medea. Was] M Und was K. 100, 11 alle meine] M all die K. 100, 23 die Kinder verlockt,] M sie verlockt, K. 100, 28 fliehend] M flohen, K. 101, 17 ich,] M ich's, gilt's] M gält's K. 101, 29 Nach soviel Qual zu rächen, <von Kohm ergänzt o> wie süß!] M Nach so viel Qual zu ruhn, wie süß (das ist doch wohl etwas ganz anderes! Statt so voreilig zu ergänzen, hätte sich Kohm lieber das Ms. genauer ansehen sollen.) K. 102, 8 zertret' er] M zerrrete K. 102, 21 Erinnerung] M Erinnrung K. 105, 18 dem Meere] M den Wellen K. 106, 28 schlage] M schlinge K. 108, 17 Unglück] M Unheil K. 109, 12 und 17 sowie K. 110, 23 und 26 stets Aeetes] wo in M Aeetas steht K. 109, 13 Medea] M Medeen (dies öfter) K. 109, 17 einer] der K. 109, 19 entflohen] M entflohn K. 110, 2 eingeschlafen] M entschlafen K. 110, 7 gesehen] M gesehn K. 110, 8 goldene] M goldne eine Sonne] M ein Stern K. 110, 11 Da, als] M Als mit großem Anfangsbuchstaben nach sofort gestrichenem Da K. 110, 26 dies] M dieses K. 111, 1 Volkes] M Volks K. 111, 6 seinen] M ihm K. 111, 14 geschlachtet] M schlachteten zur] M zu K. 112, 21 Argonauten,] M Argonaut K. 112, 23 Zaubern] M Zauber K. 113, 5 Herbe] M Harband K. 115, 15 Kreusen] M Kreusa K. 115, 21 aus] M los K. 116, 5 anschmiegen,] M schmiegen, K. 116, 15 Kreson.] M Kreon K. 116, 25 Ruhmes] M Ruhms K. 116, 27 Verwüstung.] M Verwerfung K. 116, 29 hereinziehend.] M hereingeschleppt. K. 117, 17 anderen,] M andrer K. 117, 19 Drängen] M Dringen K. 117, 23 auf dem] M am K. 117, 28 Zeugen] M Zeugens K. 118, 1 ihre] M ihr K. 118, 13 des] M seines K. 118, 16 dem] M einem K. 118, 19 ahnt] M ahnet K. 118, 21 angebetet,] M anbethete, K. 118, 25 Tod] M Mord K. 119, 8 vertrieben,] M vertrieb K. 119, 17 seinen Erben] M sein Elend K. 119, 28 Schauer] M Schauder K. 120, 4 schauder' ich] M schaudr' ich K. 120, 22 Weise] M Art K. 121, 2 den Argonauten] M dem Gastfreund K. 121, 12 ist das?] M ist da? K. 121, 18 Spielmanier.] M Spielereien. K. 121, 26 durchwandernd,] M durchwandelnd, K. 122, 4 Haare] M Hand stehend] M krachend K. 122, 10 Jason] M schon K. 122, 13 (ist Fortsetzung zu K. 122, 10.) statt erscheinen. Daß] M erscheinen, eh K. 122, 14 der organischen] M organischer K. 123, 5 will ich] M ich will K. 123, 6 gehen,] M gehn, K. 123, 13 er] M aber K. 123, 18 den Augen!] M dem Auge, K. 124, 4 unnatürliches] M unnatürlich nehmen] M nahmen K. 124, 11 nicht den Pelias] M den Pelias nicht Aber auch] M Wenn auch K. 124, 14 Stolz] M Haß K. 124, 17 werden,] M reden, K. 124, 18 ansehen,] M ansehn K. 124, 21 mein] M komm K. 125, 4 Jason] M schon K. 125, 5 das Weh] M die Wahl K. 125, 6 ihm] M ihnen K. 125, 8 Kreusens] M Kreusas K. 125, 18 im höchsten Trotz] M in höchstem Trotz K. 126, 4 Medeens] M Medeas K. 128, 3 eintritt,] M auftritt K. 128, 7 Angesichte] M Angesicht K. 129, 14 gern, zu gern] M gar zu gern K. 130, 4 gefaßt worden] M fest geworden K. 131, 3 gestützt] M Geschützt K. 131, 4 Geist] Griff K. 131, 8 Kindheit,] M Kindlichkeit, K. 131, 19 markiert] M markiret K. 134, 19 vom] von

Ich habe davon abgesehen zu erwähnen, daß manches, was in M unterstrichen ist, bei Kohm ungesperrt gedruckt wurde und manches auch gesperrt, was in M nicht unterstrichen ist; daß in M eine ganze Anzahl von Versen eingerückt geschrieben sind, die sich bei Kohm in gleicher Höhe mit ihrer Umgebung abgedruckt finden; daß Kohm bisweilen sehr unpassende Inter-

punktionen eingefügt oder in M vorhandene nicht weniger unpassend abgeändert hat; und daß er oft auch kleine Anfangsbuchstaben setzt, wo sie ganz unmöglich sind und M ganz richtig große zeigt.

2. Überlesenes.

K. 6, 21 Will dir bekämpfen den Feind,] M Will dir helfen bekämpfen den Feind, K. 14, 14 Ein Haufen rückt heran.] M I Ein Haufen Feinde naht. II Ein Haufen Feinde rückt heran. K. 14, 24 „wie C", also Setzt' ich dich in Gefahr, meine Schwester!] M Setzt' ich dich in Gefahr, o meine Schwester! K. 19, 15 Ha!] M Ha! — Wer lacht? K. 26, 30 Wem ich wohl gewollt,] M Und wem ich wohl gewollt, K. 29, 5 Weil's denn so ist, und wie sich's gibt (Vierheber)] M Weil's einmal denn so ist und wie sich's gibt (Fünfheber) K. 42, 21 herbei!] M mir herbei. K. 53, 18 Gora. Soll ich? Medea. Tu's, aber schnell!] M Gora. Soll ich? Medea. Thu's aber schnell Gora. So kommt! K. 56, 19 das Und ich ist, als es gestrichen wurde, über der Mitte der Zeile noch einmal geschrieben worden K. 56 vor 27 am Zeilenende das Wort Schwert K. 60, 30 Aufzugs.] M 2. Aufzugs. K. 62, 16 Bitte,] M Ich bitte, K. 65, 22 mein Bruder?] M o mein Bruder? K. 66, 1 Komm!] M Jason. Komm! K. 72, 7 da er geraubt,] M da er es geraubt, K. 79, 15 ist's] M ist's denn K. 89, 14 Die Trompete] M II Akt. Die Trompete K. 92, 9 Und jetzt mit eins schreit laut der König, (Vierheber)] M Und jetzt mit eins schreit (über sofort gestrichenem springt) laut der König auf (Fünfheber) K. 97, 1 bis 2 Jason. Medea, hielt er dich nicht gefangen?] M Jason Medea Medea Hielt er dich nicht gefangen, K. 100, 4 Du] M Gora. Du K. 100, 22 Gora.] M 1. Gora. vgl. K. 125, 23 K. 105, 24 König.] M 2. König vgl. K. 125, 24 K. 106, 28 schlage dich um meine Brust] M schlinge dich um, hülle dich um meine Brust K. 106, 29 Wärme des erwachenden Lebens] M Wärme des erwachenden, wiederkehrenden Lebens K. 109, 9 Lob der Jagd. Zauberei.] M Lob der Jagd, des Umherschweifens. Zauberei. K. 110, 19 Phryxus] M den Phryxus K. 110, 25 ohne sich gegen den Mord zu äußern,] M ohne sich gegen den Mord überhaupt zu äußern, K. 110, 28 Ihn locken die Schätze, besonders das Vlies —] M Ihn locken die Schätze, besonders aber das Vließ — K. 112, 23 Als Jason] M Arg (Abkürzung für Argonauten) Als Jason K. 113, links über 2 in M Argonauten K. 116, 21 Jetzt steht sie trotzend da] M Jetzt ist sie nicht mehr ohnmächtig. Jetzt steht sie trotzend da K. 116, 25 das allein ihm noch Achtung verschaffen kann,] M das allein ihm noch Achtung in der Welt verschaffen kann K. 125, 8 Als sie] M. 4. Als sie vgl. K. 125, 26 K. 127, 4 der König läßt sie Medeen bringen,] M der König läßt sie zu Medeen bringen, K. 127, 11 damit die Tat nicht außer ihrem Willen erscheine.] M damit die That nicht als außer ihrem Willen erscheint. K. 127, 15 Jetzt Mord.] M Man drängt. Jetzt Mord. K. 132, 22 gegen Ende] M gegen das Ende

3. Hinzugelesenes.

K. 7, 3 Ein Kopf, der eilt, Freund, der übereilt sich gern.] M Ein Kopf der eilt, Freund, übereilt sich gern. K. 21, 19 So! Du vergrubst's und so ist's abgetan und aus?] M So. Du vergrubst's und so ist's ab und aus. K. 22, 6 bis 7 Bogen 16 b „ursprünglich" Was wär' er sonst? —] M Bogen 16 b, nie geändert, Was sonst? K. 23, 6 Soviel als möglich wenigstens — Nimm ihn hinweg!] M I So viel als möglich nämlich. — Nimm ihn weg! II So viel als möglich wenigstens. — Drum weg! III So viel als möglich wenig-

stens. — Wie oben das getan von abgetan, und im ersten Beispiel das zweite der, so ist hier das hin vor weg Kohmsche Zutat, ohne daß es mit einem einzigen Worte als solche gekennzeichnet wäre! Verschärfend kommt noch hinzu, daß Kohm in M den Vers in der Geschwindigkeit offenbar so las Soviel als möglich wenigstens — Nimm ihn weg! also unjambisch und uns nun glauben macht, er habe einen jambisch korrekten Vers im Ms. gefunden. K. 27, 23 sich um den Raum] M sich den Raum ein ähnlicher Fall, nur daß die Besserung Kohms hier aus stilistischen Gründen erfolgte wie wohl auch oben K. 21, 19 K. 33, 23 hier aus syntaktischen; Kohm scheint einen Fragesatz mit im Verbum enthaltenem Subjekte im Deutschen nicht für möglich oder statthaft zu halten und schreibt deshalb Weißt du noch den alten Spruch?] M Weißt noch den alten Spruch? desgl. K. 94, 13 K. 80, 2 Ich geh zurück in jene goldne Zeit, allein (Sechstakter)] M Ich geh zurück in jene Zeit, allein (Fünftakter) K. 93, 6 So künd' ich, König, Krieg dir an und Untergang. (Sechstakter)] M So künd' ich Krieg dir an und Untergang! (Fünfheber) K. 99, 18 Faßte das Vlies und faßte mich] M Faßte das Vließ, faßte mich K. 104, 5 Doch ja, so ist's — unmöglich ist es ja — ja!] M Doch ja, so ist's. — Unmöglich ist es — ja! K. 106, 6 2. Akt.] M 2. Szene 2 des vorausgehenden (K. 125, 22 ff abgedruckten) Schemas zum 4. Akte ist gemeint! K. 106, 16 3. Akt.] M 3. = Szene 3 desselben Schemas K. 111, 23 mir und] M mir K. 121, 9 Medea und Kreusa.] M Medea. Kreusa. K. 133, 2 ihr Vater und ihr Bruder.] M ihr Vater, ihr Bruder.

4. Anhang. Folgen der Fehllesungen für die Jambenrede Grillparzers.

Kohm fand in M folgende Verse und druckt sie auch zumeist in dieser Gestalt voll ab:

K. 7, 3 Ein Kopf, der eilt, Freund, der übereilt sich gern.
(M ohne das zweite der)

K. 7, 12 Pfui, schäm dich deiner weiberischen Bedenken,
(M weibischen)

K. 7, 26 Nun wohlan denn, Augen zu und Schwert heraus
(M Wohlan mit großem Anfangsbuchstaben nach sofort gestrichenem Nun)

K. 10, 26 Wir sind in Kolchis nach mancher Fährlichkeit,
(M nach sofort gestrichenem Wir sind in Kolchis mit großem Anfangsbuchstaben fortgefahren Nach mancher Fährlichkeit zu Land und See)

K. 10, 29 Drum frag' ich euch, die Ersten unserer Schar,
(M uns'rer mit deutlichem Apostroph)

K. 11, 24 Schaue in ein schamgerötet Männerangesicht,
(der einzige Fall, bei dem sich Kohm mit einem Druckfehler entschuldigen könnte M Schaun)

K. 12, 28 Schau mir ins Aug, ich mein' es gut und redlich rein
(das rein ist in M nicht „ursprünglich", sondern nachträglicher Ersatz für gestrichenes redlich)

K. 18, 22 Den Tod, ich kenne ihn, doch die Schande nicht.
(M kenn')

K. 21, 19 So! Du vergrubst's und so ist's abgetan und aus?
(in M nur ab ohne getan)

K. 24, 27 Er hätt' es nicht erlangt: so weniger dies.
(M wen'ger Kohm hat den Apostroph für einen i-Punkt gehalten)
K. 26, 30 Wem ich wohl gewollt, will ich noch [ich] wohl.
(M Und wem außerdem ist das zweite, nicht das dritte ich sofort gestrichen worden)
K. 28, 12 Er nannt' uns öfter scherzend Braut und Bräutigam.
(M „ursprünglich" ohne öfter)
K. 33, 23 Weißt du noch den alten Spruch? Allein soll keines sterben,
(M ohne du) desgl. K. 94, 13
K. 42, 21 Geh hin und hol die Kleinen herbei!
(M I Geh hin und hohl' <e sofort gestrichen> die Kinder mir herbei. II Du eile hohl' die Kleinen mir herbei.)
K. 48, 3 Du machst uns die Erinnerung minder herb
(M Erinnrung) desgl. K. 102, 21
K. 48, 23 Da betrügerisch du uns täuschen wolltest.
(M du betrügerisch)
K. 48, 26 Nur erst bat sie, dir die Kinder herzusenden,
(M Sie bat mich, dir in später Umschrift heißt der Vers Nur erst bat sie, die Kinder dir zu senden)
K. 50, 9 du hier? Wo ist deine Herrin? Gora. Fort!
(M Du hier? Und wo)
K. 56, 2 Ich werde die Narrheit schleppen bis ins Grab.
(M werd')
K. 56, 20 <Und ich,> der schon als Knabe voll Verwunderung horchte,
(M Verwundrung)
K. 59, 13 2. Für unklug?
1. Nein!
2. Woran soll es also fehlen?
(M soll's)
K. 59, 18 Daß Jason sich entfernt, jetzt entfernt?
(M sich entfernet, jetzt)
K. 59, 28 Mit ihm verloren, so Kraft und Zweck zugleich.
(M verlohr sie Kraft im vorhergehenden Verse ist war statt von zu lesen)
K. 62, 16 Bitte, bleib! Ich sage dir, du sollst!
(M Ich bitte,)
K. 65, 22 Warum verließest du mich, mein Bruder?
(M o mein Bruder?)
K. 66, 25 Ich wußt' es wohl! — Horch![1])
Jason. Waffengeklirr, Geschrei!
(M Waffenlärm)
K. 72, 7 Seit jener Stunde, da er geraubt,
(M er es geraubt,)
K. 75, 20 Grimmig froh der schlichten Einfachheit.
(M Gar innig froh)
K. 79, 15 Soweit ist's gekommen, soweit, Jason!
(M ist's denn gekommen,)

[1]) Horch! muß an K. 65, 23 anschließen, wovon wir freilich bei Kohm nichts erfahren

K. 86, 8 In längst entschwundener Zeit uns aufgerichtet
(M entschwund'ner)
K. 88, 23 Ein höchst erfreuliches, ein kräftiges, freies!
(M kräft'ges,)
K. 92, 30 Fluch jedem, der Nahrung reichet eurem Hunger,
(M Fluch dem, der)
K. 93, 6 So künd' ich, König, Krieg dir an und Untergang.
(M ohne König)
K. 96, 1-2 Medea. Weh dem, der sich wagt an Kreons Sohn!
(M Und weh statt Medea. Weh sind noch Kreons Worte!)
K. 96, 7 Nicht also! — Jason, komm zu mir, tritt zu deinem Weib!
(M ursprünglich nur bis mir! dann komm bis mir! gestrichen und dafür eingesetzt tritt zu deinem Weibe!)
K. 100, 11 An die ich wenden konnte alle meine Liebe,
(M all die Liebe,)
K. 104, 6 Doch ja, so ist's — unmöglich ist es ja — ja!
(M nur ist es — ja!)

III.

Abweichungen des Druckbildes vom Schriftbild des Manuskriptes.

K. 35, 17 Was aber tust du? (mit Gora. davor) war stark nach rechts hinausgerückt zu drucken, oder es mußte wenigstens gesagt werden, daß die Worte in M als Fortsetzung zu Med. III, v. 17 So lange, bis jetzt! geschrieben sind.

K. 41, 23 sind zwei Verse des Ms. zu einem zusammengezogen:
Doch es galt den letzten Versuch. Nun habt ihr mich!
M Doch es galt den letzten Versuch.
Nun habt ihr mich!

K. 41, 25 ff wird so abgeteilt:
Medea. Ist das dein letztes Wort?
Jason. Mein letztes!
Medea. Jason! Willst du?
Jason. Was ist's?
Medea. (aufstehend). Nichts.
M zeigt aber folgendes Bild (man beachte gleichzeitig die Lesefehler Kohms!):
Medea. Ist dieß dein letztes Wort?
Jason. Mein letztes.
Medea. Jason!
Jason. Was willst du? [willst du? über sofort gestrichenem ist?]
Medea (aufstehend).
Nichts.

K. 54, 7 Ihm glich es (so!), wie ich mir. war als zweite Vershälfte rechts hinausgerückt zu drucken.

K. 54, 23 Ich bin dein Gast ist nicht als selbständige Zeile, sondern als erster Bestandteil des folgenden Verses aufzufassen (K 54, 24), über deren Anfang es geschrieben wurde, als meinem Haupt gestrichen und statt dessen eingesetzt wurde mir.

K. 68, 14 f. Ihr König selber führt sie an,
Er folgt uns!
M dagegen:
I Der König selber führt sie an. Hier ist er.
II Ihr König selber führt sie an. Er folgt uns!

K. 73, 24 ff wird so abgeteilt:
Gora. Doch in Jolkos blieb's bei deines Gatten Ohm.
Medea. Du siehst es hier.
in M aber steht:
Gora. Doch in Jolkos bliebs
Bei deines Gatten Ohm.
Medea. Du siehst es hier.

K. 76, 5 bildet Schweig, sag' ich. einen Vers für sich. In M dagegen ist es als Versfortsetzung zu K. 76, 2 weit nach rechts hinausgerückt geschrieben.

K. 97, 1 bis 3 liest man:
Jason. Medea, hielt er dich nicht gefangen?
Drohte dir nicht der Tod?
in M steht aber:
Jason. Medea
Medea. Hielt er dich nicht gefangen, drohte dir nicht der Tod.

K. 100, 4 bis 7 Was in Kohmscher Abteilung als vier freirhythmische Verse erscheint
Du warst mir schon lang entfremdet.
Hattest du doch verraten Vater und Vaterland,
Aber sie liebt' ich, sie.
Die Nacht bin ich aufgesessen ...
ist in M wie fortlaufende Prosa in zwei Zeilen geschrieben, von denen die erste mit Vaterland schließt.

K. 100, 22 bis 29 liest man:
Gora. Sie haben die Kinder verlockt, die Kinder sind gut.
Medea. Gut? gut? Es sind Jasons Kinder.
Wie ich auf der Erde lag
Und zu ihnen flehte
Und sie mich fliehend flohen
In den Schoß meiner Feindin!
in M steht aber (die Zeilenschlüsse des Ms. werden durch Spatienzeichen markiert):
1. Gora. Sie haben sie verlockt, die Kinder sind gut. Medea. Gut? Gut? Es sind / Jasons Kinder! Wie ich auf der Erde lag und zu ihnen flehte und sie mich flohen / flohen in den Schooß meiner Feindin!

K. 105, 24 f. auch diese beiden Jamben:
König. Noch eins vergaß ich und begehr' es nun,
Du hast das Vlies; das gib uns noch heraus!
sind in M fortlaufend als Prosa geschrieben:
2. König Noch eins vergaß ich und begehr' es nun. Du hast das Vließ; das gib / uns noch heraus.
und mußten deshalb als Prosa gedruckt werden. Kohm hätte ja sonst auch den Entwurf zum Gastfreund gegen das Ende zu in Jamben abteilen können! Wohin soll eine derartige Willkür führen!

C.

Nachlese.

Falsch ist die Angabe (K. 1, 18), daß im Gastfreund „durchwegs" Äetes geschrieben wird. Im Anfang des Vorspieles schreibt Grillparzer noch eine Zeit lang Aeetes. Zieht man die „Studien und Entwürfe" und die ersten Akte der Argonauten zum Vergleich heran, so läßt sich eine Entwicklung von Aeetas über König und Aeetes und Äetes bis zu Aietes etappenweise verfolgen. Die Schreibung Aietes tritt erst im II. Akt der Argonauten auf.

Entgegen Kohms ausdrücklicher Behauptung ist in M nicht gestrichen K. 45, 10 bis 28 und K. 115, 28 bis 29; steht in M nicht am Rande K. 42, 6 und 50, K. 18 bis 19; ist in M nicht gleich „während des Schreibens" gestrichen K. 78, 27 bis 28, K. 78, 30 und K. 79, 2.

K. 77, 2 bis 18; K. 79, 7 bis 11; K. 88, 16 bis K. 89, 12; K. 96, 22 bis K. 97, 5; K. 97, 9 bis 14; K. 97, 18 bis K. 98, 13 sind nicht „Skizzen", d. h. der ersten Niederschrift der zugehörigen Stellen des Versmanuskriptes vorausliegende Entwürfe, sondern nach ihr datierende Varianten.

Die im ersten Teile der Rezension (s. S. 216) erwähnte, falsch eingereihte Variante K. 2, 17 bis 21 ist von Grillparzer durch entsprechende Einschiebungszeichen zwischen v. 42 und 43 des Gastfreunds verwiesen.

Mit „einige Zeilen tiefer" bezeichnet Kohm Seite 56, 23 eine Lücke, in der in Wahrheit kaum eine Zeile Platz finden könnte.

Griechische Eigennamen, die Grillparzer für den Abschreiber noch einmal deutlich an den Rand des Ms. geschrieben hat, nennt Kohm die „charakteristischen Stellen" der betreffenden Partien von M (K. 36, 23).

Schließlich möchte ich den Verfasser, der doch Senecas Medea kennt, noch fragen, ob er wirklich glaubt, daß K. 119, 3 bis 4 zu den beiden vorausgehenden Zeilen K. 119, 1 bis 2 gehört, und warum er die Verse Senecas als Prosa druckt, wo doch Grillparzer sogar sie als Verse schreibt. —

Leipzig. Reinhold Backmann.

Neuere Mörike-Literatur.

1. Eduard Mörikes Briefe, ausgewählt und herausgegeben von Karl Fischer und Rudolf Krauß. I. Band 1816—1840, von Rudolf Krauß, mit Mörikes Jugendbildnis nach J. G. Schreiner; II. Band

1841—1874, von Karl Fischer, mit einem Bildnis Mörikes aus seinen späteren Lebensjahren nach Karl Bauer. Berlin 1903 und 1904, Otto Elsner. à 4 M.

2. Eduard Mörikes Briefe und Gedichte an Margarete von Speeth, mit drei Porträtsilhouetten. Verlag von K. A. Emil Müller, Stuttgart.
3. Eduard Mörikes Haushaltungsbuch aus den Jahren 1843 bis 1847, von Walther Eggert-Windegg. Stuttgart 1907, Strecker und Schröder. 9.60 M.
4. Eduard Mörikes Künstlerisches Schaffen und dichterische Schöpfungen, dargestellt von Prof. Karl Fischer. Berlin 1903, Otto Elsner. 3 M.

„Die Mörike-Gemeinde — und welcher literarisch gebildete Deutsche gehört heutzutage nicht zu ihr? — hat ein unbestreitbares Anrecht auf alles, was von dem teuren Manne ausgegangen ist, und so auch auf seine Briefe." Mit diesen stolz klingenden Worten leiten die Herausgeber ihre Auswahl von Mörikes Briefen ein. Es hätte so großer Worte gar nicht bedurft. Eine Gemeinde, zu der jeder literarisch gebildete Deutsche gehört, ist keine Gemeinde mehr; und vor einer Gemeinde, zu der jeder literarisch gebildete Deutsche gehört, möge Gott den Dichter auch künftig behüten. Und noch mehr davor, daß sich willfährige Hände finden, die dieser großen Gemeinde, die in Wahrheit die Nation ist, alles zuführen, was von dem teuern Manne ausgegangen ist. Übler könnte man dem Andenken dieses Dichters nicht mitspielen, und niemand wäre damit weniger einverstanden als er selber.

Glücklicherweise ist die augenblickliche Praxis der Herausgeber besonnener, als ihre in die Zukunft blickende Theorie. Sie haben sich vorderhand mit einer bloßen Auswahl aus den schon gedruckten und den ungedruckten Briefen begnügt. Der erste Band enthält 153 Nummern, von denen 91 schon gedruckt sind, 62 also aus den Handschriften mitgeteilt werden; der zweite Band enthält 246 Nummern, von denen nur 48 schon gedruckt, 198 also ungedruckt sind. Das war für einen weiteren Leserkreis vollauf genug und hat den niedrigen Preis ermöglicht, von dem die weite Verbreitung abhängig ist. Dem Literaturfreund und dem Gelehrten haben die Herausgeber am Schlusse eines jeden Bandes zu dienen gesucht, wo sie auch die nicht aufgenommenen Briefe verzeichnen, die anderswo gedruckt sind, und über die Fundorte der Handschriften und über die früheren Druckorte sowohl der aufgenommenen als der nicht aufgenommenen Briefe Bericht erstatten. Die Liste der nicht aufgenommenen Briefe ist jetzt namentlich durch Briefe an Waiblinger (Süddeutsche Monatshefte, I. Jahrg., Nr. 10, O. Güntter), an Luise Rau (Türmer 1904, VI. Jahrg., Nr. 12, R. Krauß), an Bauer (Die Kultur, IX. Jahrg., Nr. 1, Depinyi), an die Schwester Klara (Nationalzeitung 1903, Sonntagsbeilage Nr. 34

bis 36 zu Nr. 460, 484 und 496, H. Mayne) und die oben verzeichneten Briefe an Margarete Speeth zu ergänzen. Dagegen enthält die Publikation, von Walther Eggert-Windegg: „Eines Dichters Liebe. Eduard Mörikes Brautbriefe" (München 1908) nichts Neues, sondern nur eine Auswahl aus den Briefen an Luise Rau (nach unserer Nummer 1) und an Margarete Speeth (nach unserer Nummer 2); auch dürfte sich der Titel „Bräutigamsbriefe" empfohlen haben. Aus dem Gesagten erhellt, daß unsere Auswahl dem Forscher zwar den Weg zu den früheren Drucken weist, diese selber aber nicht entbehrlich macht: denn auch dort, wo nicht ganze Briefe weggelassen wurden, sind einzelne Stellen gestrichen und die Antworten muß man überhaupt anderswo suchen. Erleichtert wird die Benützung durch die im ganzen sorgfältigen Register, in die mit Recht auch die Angaben über weniger bekannte Persönlichkeiten verwiesen sind, in denen aber Mörikes Pläne nicht immer berücksichtigt werden. Auch hat die Teilung der Arbeit unter die beiden Herausgeber mitunter Inkongruenzen zur Folge gehabt: während z. B. im zweiten Band der Goethe-Schillersche Briefwechsel im Register verzeichnet wird, fehlt er im ersten. Diese Zugaben wären doch besser in Band II vereinigt worden.

Mörikes Briefe sind echte Dichterbriefe. Die genaueste Schilderung und gegenständlichste Darstellung der Situation, aus der heraus er zur Feder greift, ist ihm Bedürfnis. Wie der Vater Schillers (es mag darin etwas Schwäbisches gelegen sein), so beginnt auch Mörike gern mit den Worten: „Hier sitz' ich" oder biblisch „Siehe, da sitz' ich . . ." und jede Unterbrechung seiner Schreibtätigkeit durch einen vor dem Fenster singenden Vogel oder durch ein Mitglied seiner reichen Hausmenagerie wird ausdrücklich zu Papier gebracht. Das Schreiben ist ihm ein sichtlicher Genuß; und daß seine Liebesbriefe an Luise Rau mehr Liebe enthalten, als er mündlich auszudrücken vermochte, war er sich selber bewußt. Stark tritt in den Jugendbriefen die mystische und sympathetische Richtung hervor, die ihn mit Kerner und mit Brentano verband und mit regem Interesse sowohl für die Katharina Emmerich als für die Seherin von Prevorst erfüllte. Auch er selber hatte ja seinen Hausgeist, wie Kerner; Träume kommen in seinen Briefen jeden Augenblick und in allen Gestalten vor, auch das Motiv vom Doppelgänger und vom Doppelich (I 20. 40. 43. 98. II 8. 293) ist ihm vertraut. Die feierliche Stille der Dämmerung und gedämpftes Licht regen ihn am meisten zum Sinnen an (I 204. 291); und wenn er sich besonders wohl tun will, läßt er sich von den mystischen Wölkchen eines Räucherkerzchens leise umziehen (I 125, An die Speeth 24). Während des Brautstandes mit Luise hat er die Augen noch mitunter nach außen gerichtet, sowohl auf die vielen Pfarrvikariate, um die er sich zu bewerben gedenkt, als auf seine Gönner im Stuttgarter Konsistorium, von denen er eher fürchtet als erwartet, daß sie ihm endlich doch noch dazu verhelfen könnten; dem Leser aber ist es so wenig als

seiner Braut zweifelhaft, daß sich für ihn gar niemals die richtige Pfarre finden wird. Seit dem Verluste Luisens zieht er sich in der Cleversulzbacher Sinekure immer mehr ins Enge und auf sich selbst zurück. Er wird immer umständlicher, und ein Brief an einen seiner Freunde ist für ihn nun schon die Beschäftigung eines Tages. Auch von seinen Freunden kennt er zuletzt nur mehr einen, erst Mährlen und dann Hartlaub, der seine ganze Seele ausfüllt. Seine Briefe an diesen aber haben wieder nur die Besuche, die er bei ihm gemacht hat, und die Besuche, die er von ihm erwartet, zum Gegenstand. Als dann in Hall und in Mergentheim Gretchen Speeth in sein Leben tritt, drehen sich die Briefe gar nur mehr um die alltäglichste Gewohnheit des Daseins. Nun legt er auch „Tagebuchblätter" für Gretchen und „Musterkarten" für Hartlaub den Briefen bei, in denen er Tag für Tag und Stunde für Stunde sein Stillleben in Wort und Bild festzuhalten sucht. Hier sind wir an der Grenze, wo die Gemeinde ihr Anrecht auf alles, was von dem teuren Manne ausgegangen ist, entschieden verliert. Ein Stillleben in ein paar dicken Bänden, das wäre gerade so, wie ein Glaspalast voll von Stilleben oder wie ein Stillleben in Riesenformat. Der schlichte und kindliche Mann, den wir in einigen ausgewählten Briefen gern sein umständliches und spielerisches Wesen treiben sehen, würde uns samt seinem stillen Heim verleidet werden, wenn wir ihm ein paar Tage oder gar wochenlang zusehen müßten.

Von schriftstellerischer oder künstlerischer Arbeit ist in den Briefen im ganzen recht wenig die Rede; und auch aus den vielen hier zuerst gedruckten Briefen erfahren wir nicht mehr, als was die Biographen schon längst aus ihnen herausgenommen haben. Der starke Eindruck, den der Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller zu den verschiedensten Zeiten auf Mörike gemacht hat, der auf ihn immer wieder zurückkommt, erklärt sich wohl in erster Linie als Wirkung durch den Gegensatz. Noch viel weniger als Grillparzer, den Gustav Freytag und der Mörikebiograph Maync so scharf darüber ins Gebet genommen haben, ist Mörike ein Kulturträger gewesen; während uns aber Grillparzers Nachlaß und besonders seine Tagebücher doch gelehrt haben, daß der Umfang seiner geistigen Interessen ein weit größerer war, als Gustav Freytag noch wissen konnte, besteht für Mörike kein Zweifel mehr, daß er Dichter und nichts anderes als eben Dichter war; denn auch die politischen Interessen, denen er sich in der Zeit von 1866—1870 nicht ganz verschlossen hat, gehen doch nicht über das durchschnittliche Maß der Zeitgenossen hinaus. Nicht einmal literarische Interessen kann man bei ihm erkennen: seine Lektüre war beschränkt und außer zu Storm hatte er nur zu seinen schwäbischen Landsleuten Beziehungen. Sehr bezeichnend ist sein naher Anschluß an Karl Mayer, für dessen Gedichte er so viel übrig hatte, daß er sie mit der griechischen Anthologie vergleicht; es gab einen Punkt, in dem sich Mörike mit dem engen Mayer berührte. Über die schwäbischen Dichter erfährt man

manches Neue aus den Briefen: von Handschriften Hölderlins (I, 280, II, 54. 148), Uhlands (II, 286. 317) und Waiblingers (s. Register) ist wiederholt die Rede; über Waiblingers verlorenen „Lord Lilly" gibt Mörike (II, 29) genaue Nachricht, er war es auch, der leider von der Aufnahme des „Phaethon" in die „Werke" abgeraten hat.

Zum einzelnen bemerke ich: I, S. 6 ist die Lücke „mit Rudolf Lohbauer" auszufüllen; den Brief S. 9 hat Waiblinger durch Schneckenburger erhalten (Frey 64); S. 14, Anm.: „Haß und Liebe" von Waiblinger ist allerdings erhalten und von Frey 84 ff. zwar schlecht, aber ausführlich analysiert; S. 25 muß die Überschrift lauten: An Waiblinger in Tübingen (nicht Stuttgart); S. 28 der Schluß des Briefes steht in Fischers Biographie S. 58; S. 29 lies 20. (anstatt 26.) August 1824 (Kamerer 89); S. 44 sind die Punkte durch Käferle auszufüllen; S. 236 ist doch offenbar Miß Jenny Harrower gemeint, die in der Urania 1834 gedruckt ist. Die Zitate sind ungleich behandelt und von den Herausgebern, wie es scheint, nicht immer erkannt worden: I, 41, 1 f. aus Wallensteins Lager; 79, 20 f. aus Hamlet; 89, 25 f. und 102, 6 aus Faust; 124, 25 aus Schillers „Thekla, eine Geisterstimme"; 148, 3 v. u. aus Goethes Mondlied; S. 180, 14 f. aus Herders Volksliedern oder dem Wunderhorn.

Die Briefe und Gedichte an Margareta von Speeth sind zuerst von Marie Bauer in der Beilage zur Münchener Allgemeinen Zeitung 1903, Nr. 121—141, herausgegeben worden. Sie ist wohl auch die ungenannte Veranstalterin des mir vorliegenden Separatdruckes, der, wie ich einer Zeitungsnotiz entnehme, auch bei Steinacker in Leipzig in Kommission gegeben worden sein soll. Die Briefe sind hier vollständiger enthalten, als in der Krauß und Fischerschen Sammlung; auch ist der Text nicht gekürzt. Einblick in die Konflikte, die zuletzt zur Trennung führten, gestatten unsere Briefe, die von 1846—1853 laufen, noch nirgends. Den Text hat Eggert in seinem oben erwähnten Abdruck mitunter verbessert: S. 29, Z. v. u., ist K. in Krauß aufzulösen; S. 33, Z. 11, Koprolithen (anstatt Kostrolithen) zu schreiben; S. 22, Z. 20, wohl „mit angenommenem (anstatt: ausgenommenem) gutem Humor" zu lesen; S. 79, Z. 16 „ohne (anstatt: oder) Gretchen". S. 68 wird ein Besuch Wolffs und Notters bei Goethe im Jahre 1828 erwähnt; der Besuch fand aber laut Goethes Tagebüchern (XII, 62) am 4. Mai 1829 statt und ist von Notter selber geschildert worden (Biedermann, Goethes Gespräche IX, 2, 279 f.). S. 19 das Motiv von den verwechselten Schuhen, das später im Hutzelmännchen eine so große Rolle spielt. Merkwürdig sind die vielen Geschenke von Messern in Mörikes Briefwechsel (Briefe II, 55. 87; an die Speeth 5. 26. 77); in diesem Punkt scheint er gar nicht abergläubisch gewesen zu sein, und doch könnte man es werden, wenn man sieht, wie die Freundschaft mit Hartlaub bald darauf ins Wanken kommt und auch die Liebe zu Gretchen nicht bis ans Ende ausdauert.

Das Haushaltungsbuch Mörikes aus den Jahren 1843—1847, das einen Einblick in seine spärlichen Einnahmen und schmalen Ausgaben gewährt, ist nicht bloß durch seine tatsächlichen Angaben, sondern fast noch mehr durch seine Randzeichnungen von Interesse, die Mörikes feine und zierliche Hand erkennen lassen. Der Herausgeber hat die hübschesten Seiten faksimilieren lassen. Als Quelle für Mörikes Leben und Dichtung hat er es selber in der Einleitung und in dieser Zeitschrift (XIV, 595 ff., 764 ff.) so umständlich ausgenützt, daß ich nicht noch ein drittes Mal darauf zurückkommen möchte.

Karl Fischer, der Mitherausgeber der Briefe, hat schon im Jahre 1901 ein Buch über Mörikes „Leben und Werke" veröffentlicht; und wenn er jetzt noch ein anderes über Mörikes „künstlerisches Schaffen und dichterische Schöpfungen" an den Tag bringt, so mochte das wohl aus dem Gefühl der Unzulänglichkeit geschehen, das den Verfasser besonders im Hinblick auf das Buch von Mayne überkam, der ihm von der literaturgeschichtlichen und von der literarischen Seite weit überlegen war. In dem Vorwort freilich wirft er auf seinen Rivalen nur von oben herab einen Seitenblick. Ehe er seinen Lesern aber ein neues Buch von mehr als 200 Seiten zumutete, hätte er sich doch fragen sollen, ob er ihnen auch etwas Neues zu bieten oder auch nur zu sagen hätte. Ich glaube, das Buch würde sehr zusammengeschrumpft sein, wenn er sich diese Frage wirklich vorgelegt und aufrichtig beantwortet hätte.

Das Buch besteht aus einem allgemeinen und einem besonderen Teil, wie Gottscheds Kritische Dichtkunst. Im allgemeinen Teil handelt der Verfasser von den natürlichen Anlagen, den Einflüssen der Zeit und den Ausdrucksmitteln (Stil, Sprache, Metrum). In diesem allgemeinen Teil fällt zunächst eine Manier ins Auge, die in der letzten Zeit überhaupt beliebt geworden ist und die ich nur mit der Vogel Strauß-Politik vergleichen kann. Wenn einer heutzutage der größte Pedant und der dürftigste Ährensammler ist, dann setzt er sich, ehe er seine Resultate an den Mann bringt, hin und wettert aus allen Schlünden gegen die Pedanten und Ährensammler! Dann, meint er, wird ihn sicher niemand erkennen! So auch unser Verfasser. „Um nicht in die Schulmeisterei zu verfallen," treibt er die allerärgste Schulmeisterei. Aus K. Lange, L. Volkmann und Gustav Freytag hat er sich ein paar Gedanken über Stil und Stillosigkeit, über Epos und Drama herausgesucht, und flugs werden sie auf Mörike angewandt, um seine geistigen Anlagen zu bestimmen. In dem Vorwort eifert Fischer gegen Maynes literargeschichtliche Vergleiche, die er möglichst zu vermeiden gesucht habe, weil sie wie alle Vergleiche hinken; und S. 21 vergleicht er dann selber in einer atemlosen Periode Mörike mit allen seinen Zeitgenossen, freilich nur um die Unähnlichkeiten herauszufinden. Natürlich wird auch die Frage erörtert, ob Mörike ein Romantiker sei oder nicht? Nach einer gewissenhaften Lektüre von Ricarda Huch ist unser

Verfasser an die Beantwortung gegangen, indem er die Romantiker einzeln aufzählt und jedesmal hinzufügt, daß sich Mörike nur abgestoßen finden konnte (14 zweimal hintereinander). Und wenn auch Mörike selber in einem Märchen Brentanos seine Gedanken von dem Kerl, dessen Gesicht eine Sonnenuhr ist, fast Zug für Zug wiederfinden wollte und sich (Briefe II, 154 f.) die Frage vorlegte, ob er frei darauf verfallen sei oder sein (Mörikes) Gedicht gekannt habe, so hat das Fischer zu keinem literaturgeschichtlichen Vergleich, der wie alle Vergleiche hinkt, verlockt; er setzt sich sogar über Mörikes vielsagende Worte: „Seine Phantasie hat übrigens in dieser Richtung unstreitig viel Ähnlichkeit mit der meinigen" mit der mehr als ungeschickten Wendung hinweg: „Das ist aber auch alles." Und wenn er dann eine starke Ähnlichkeit mit Grillparzer empfindet, denkt er nur an die Schicksalstragödie und nicht an den Maler Nolten, in dem echt Grillparzerisch die Zeit des Brütens als die rechte Sammelzeit des eigentlichen inneren Menschen bezeichnet wird. Weit schlimmer aber kommt es noch in den Abschnitten, wo Fischer von der Stilistik und Metrik handelt. Hier verliert er ganz den Boden unter den Füßen; seine Beispiele liegen wie Kraut und Rüben durcheinander. Seine metrischen Grundsätze und Kenntnisse kann man aus dem folgenden ungeheuerlichen Satz ermessen (40): „Der poetische Rhythmus im Deutschen ist der sprachgesetzlich geregelte Wechsel von Hebung und Senkung, jene fällt auf die Silbe, die den Hauptton (!) hat, und ist der Takthalter, diese kann wieder zwei Silben (!) haben und ist Taktfüller. Die Haupthebung im deutschen Vers fällt auf das Wort, das Wort- und Versakzent trägt (!)" — ein Unsinn, der seinesgleichen sucht. S. 44 beanstandet er, daß die Mitte des Pentameters in ein Wort hineinfällt, und zeigt damit, daß ihm der Unterschied zwischen Cäsur und Diäresе unbekannt ist. S. 84 hält er es für günstig, wenn im Distichon Versschluß und Satzschluß zusammenfallen usw.[1]).

Der besondere Teil behandelt die einzelnen Dichtungsgattungen und beginnt mit der Lyrik. Über die Gruppierung, die er hier mit den Gedichten vornimmt, äußert sich der Verfasser im Verlauf der Arbeit selber sehr mißvergnügt. „Der Kürze halber" nennt er S. 58 die einen „Stimmungsgedichte", die er dann „aus dem praktischen Grunde, um Mörikes poetischen Reichtum wie seine Eigenart bei aller Mannigfaltigkeit deutlicher hervortreten zu lassen" (S. 74), wieder in drei Unterabteilungen teilt, obwohl ihm „solche Scheidungen und Einteilungen, die ihrer Natur

[1]) Zu dem „Sehrmann", den Grimms Wörterbuch erst aus Jean Paul und Mörike belegt (DWB. X, 165), bemerke ich, daß „Sehrkerl" wiederholt in „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen" von Hermes vorkommt: „So ein Sehrkerl bin ich wohl nicht, daß ich der würdigste Mann heißen könnte" (III, 50); „es gehört ganz gewiß das Herz eines Sehrkerls dazu, mit einer Schwiegermutter es zu wagen" (III, 429).

nach keinen objektiven Wert haben und nicht einmal frei von Pedanterie erscheinen, um so leidiger geworden sind, je tiefer er in solche Dichtungen eingedrungen ist". Bei einer anderen Gruppe von Gedichten, die jeder Rubrizierung spotten, meint er, die Kritik werde Anlaß und Zeit genug haben, sie anders zu etikettieren (S. 98). Innerhalb dieser Rubriken wird nun jedes Lied einzeln aufgezählt und dann mit willkürlich ausgewählten Varianten (die jetzt durch des Verfassers halbkritische Ausgabe im Verlag des Kunstwart überflüssig geworden sind) oder mit mehr oder weniger ungeschickten Bemerkungen versehen. S. 75: „Das Gedicht ist ein Weihegesang in gehobener Sprache, der in Form und Inhalt an Schillers Balladen, bezw. kulturhistorische Gedichte erinnert" — läßt sich dabei wirklich etwas denken? Sehr oft wird bloß gesagt, daß das Vermaß zum Inhalt passe und daß das Gedicht infolge der vielen „Empfindungswörter" den Volkston verrate, worauf aber im einzelnen nicht eingegangen werden könne (diese Lieblingsformel wiederholt sich hier so oft, wie im allgemeinen Teil die andere: „wie ich in meiner Biographie gezeigt habe", S. 23 zweimal hintereinander). Auch an Unrichtigkeiten fehlt es nicht: daß Mörike nur eines der auf Klara Neuffer bezüglichen Gedichte aufgenommen habe (S. 58), ist durch Kamerer widerlegt worden, und das angeblich (S. 99) ungedruckte Gedicht „Zum 25. Dezember 1836" ist nach Krauß' Ausgabe im Weihnachtsbaum für arme Kinder 1846 gedruckt. Bei dem „Feuerreiter" (S. 103) auf Wilhelm Hertz' Abhandlung zu verweisen (jetzt: Aus Dichtung und Sage, Stuttgart und Berlin 1909), hat Fischer wohl für überflüssig empfunden. Wie kläglich aber die Resultate am Schlusse der Abschnitte sind, das kann der Eingang des folgenden Schlußabsatzes lehren (S. 83): „Aus dieser Besprechung der Mörikeschen Lieder und Gesänge erhellt, daß seine Motive durchaus einfach sind, fern von Staats- und gelehrten Sachen [die doch niemand in Liedern sucht!], ohne Kothurn und philosophische Trümpfe" . . . usw. usw. Und nun vergleiche man gar noch diesen Satz mit Ilgenstein, Mörike und Goethe (S. 22): „Überblicken wir nun die Motive, die Mörike gern seinen Dichtungen zugrunde legt, so müssen wir sagen, daß aus allem die Vorliebe des Dichters für das Einfache hervorgeht. Es fehlen, um es mit einem Worte zu sagen, ganz ähnlich wie bei Goethe die Haupt- und Staatsaktionen." Danach scheint es allerdings, daß dieser Gedanke Fischer weniger aus den Mörikeschen Liedern als aus dem Büchlein von Ilgenstein gekommen ist. Oder sollte es wirklich zwei Menschen geben, die bei der Lektüre Mörikes auf so einfältige Gedanken kommen?

Nicht verheißungsvoller setzt der Abschnitt über die Prosadichtungen ein, wenn es von dem Hutzelmännlein heißt, es beginne „in der Weise der örtlich und zeitlich bestimmten Märchen" (S. 125) und man müßte es, um eine richtige Vorstellung davon zu geben, zur Hälfte ausschreiben! Glücklicherweise hat der Verfasser aber in diesem Abschnitte von den

Papieren Gebrauch gemacht, die sich in seinen Händen befinden, und uns den Inhalt des Romanfragmentes erzählt, dem die Lucie Gelmeroth entnommen wurde. Diese Seiten (138—145) sind nicht bloß die wertvollsten des Buches, sie dienen auch, knapp vor dem Schluß, zur Hebung des Niveaus, denn über den Maler Nolten weiß der Verfasser noch manches vorzubringen, was neu ist und Beachtung verdient: so über die Zeitrechnung (148 ff.), über die Charaktere (167 ff., zu den Modellen für die Agnes muß nach Kamerer auch Klara Neuffer herangezogen werden), über die Technik (170) und besonders über die verschiedenen Bearbeitungen (S. 170 ff.). In dem letzten Abschnitt, der von den Dramen und Übersetzungen handelt, sinkt der Verfasser freilich wieder auf das alte Niveau herunter. Von den Dramen gibt er bloß schlechte Inhaltsangaben, und bei den Übersetzungen, bei denen Mörike bekanntlich Vorgänger zugrunde gelegt hat, begnügt er sich ohne strenge Untersuchung mit flüchtig herausgegriffenen Parallelen. Daß Mörike für den Katull die Übersetzungen von Ramler und von Schwenck (Briefe I, 274 f.) und für die homerischen Hymnen die von Schwenck (Briefe II, 118) benützt habe, wird durch die Briefe nahegelegt. Fischer ist diesem Hinweis nicht nachgegangen. Wenn er aber (S. 190) Mörike zu berichtigen glaubt und die zweite Ausg be der Degenischen Übersetzung in Ansbach, nicht (wie Mörike angibt) in Leipzig, erschienen sein läßt, so beweist er damit nur, was auch seine Lesarten zeigen: daß er nämlich die eigentliche Vorlage Mörikes gar nicht in Händen gehabt hat. Denn diese, die auch den griechischen Text enthält, ist allerdings in Leipzig erschienen; der genaue Titel des in meinem Besitz befindlichen Exemplars lautet:

ΑΝΑΚΡΕΟΝΤΟΣ ΚΑΙ ΣΑΠΦΟΥΣ / ΩΔΑΙ / ΚΑΙ / ΑΛΛΑ ΛΥΡΙΚΑ. / ANAKREONS und SAPPHOS / Lieder / nebst / andern lyrischen Gedichten. / Text und Übersetzung / von / Joh. Fried. Degen. / Mit Anmerkungen für Freunde des griechischen / Gesanges. / Zweite sehr vermehrte und verbesserte Ausgabe. / Leipzig, 1821. / bei Aug. Gottl. Liebeskind. / XXXIV und 446 Seiten.

Eine in Ansbach erschienene Ausgabe aus demselben Jahre existiert allerdings auch, sie steht aber Mörike ferner als die Leipziger, die er zitiert, wie auch Fischers Lesarten zeigen. S. 194 hat der Ansbacher Druck:

„Flehend (nicht Fliehend!) nah' ich, Hirschejäg'rin",

der Leipziger:

„Flehend nah' ich dir, o Jäg'rinn",

Mörike:

„Flehend nah' ich dir, Jägerin".

Der Vergleich muß also noch einmal mit der richtigen Ausgabe angestellt werden.

Wien. Minor.

Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen. Herausgegeben im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen. XXI. Band. Adalbert Stifters Sämtliche Werke. II. Band. Studien. Zweiter Band. Unter Mitwirkung von Franz Hüller herausgegeben von Rudolf Frieb, Hans Hartmann und Josef Taubmann. Mit 2 Lichtdrucktafeln und einem Stammbaum. — XXV. Band. Adalbert Stifters Sämtliche Werke. V. Band. Erste Hälfte. Bunte Steine (Text). Unter Mitwirkung von Franz Hüller und Hugo Sturm herausgegeben von Franz Egerer und Adolf Raschner. Mit 4 Lichtdrucktafeln. Prag 1908, J. G. Calve. à 5 M.

Einen fröhlichen Schritt hat mit diesen zwei Bänden die kritische Ausgabe der Werke Adalbert Stifters aus den Seminarübungen unter der Leitung August Sauers heraus getan. Der zweite Band, der nun vorliegt, tritt mit der „Narrenburg", wenn sie auch rasch auf den „Hochwald" folgte, eine neue Stufe in der Entwicklung des Dichters an. Er beginnt sich ganz sichtlich aus der literarischen Tradition zurückzuziehen und gibt mehr aus den Quellen seines eigenen inneren Lebenskreises. Jeder Dichter geht einmal durch eine fremde Schule hindurch, aus der er sich dann los macht, bis er das seiner Natur Eigene und Originelle entdeckt. Dieses Wesensverwandte hat sich bei Stifter in der „Mappe" verdichtet, so daß sie auch so wie ein Mittelpunkt in der bunten Reihe seiner Novellen liegt. So modern anziehend das Milieu des „Kondors" ist, so glänzend auch im „Hochwald" große historische Geschicke verknüpft mit einem gemütreichen Liebesmotiv an einer Burgruine vorüberziehen, so fühlt man wohl — und es ist ja auch erwiesen — daß der Dichter aus traditionellen und fremden Elementen sich das Gerüste und das Kostüm und den ganzen äußeren Apparat zusammentrug, worin freilich sein Geist und sein Gemüt nährt und wärmt. Aus dem feinen Interieur Korneliens zum Wirtstisch in der Gasse der grünen Fichtau, wo Samstag die arbeitsgesunden Gebirgsleute bei Klößen und schlechten Wein Feierabend halten, ist ein weiter Schritt. Das ätherische, adelige Schwesternpaar des „Hochwalds" findet neben Herrn Erasmus züchtiger sauberer Anna keinen Glauben. Der einsame Dichter im „Heidedorf" und gar der romantische Schwedenprinz schweben neben dem biederen, treuherzigen Doktor der „Mappe", mit dem praktischen hilfreichen Sinn, doch zu sehr in der Höhe. Die Parallele ließe sich weiter treiben. Das Fremde, Traditionelle streift der Dichter von jetzt an ab; er wird selbständiger und irdischer. Die „Narrenburg" ist noch ein Mittelding. Schön ist es hier, wie die Kompositionstechnik und die Verarbeitung des Stoffes dasselbe Bild geben. Stoff und Komposition bieten je zwei Teile: das Traditionelle, die Burg und die Rittergeschichte

(z. B. von Tieck her), und die mehr originelle Geschichte Heinrichs und Annas und besonders deren Umgebung. Letztere Handlung gibt den Rahmen ab.

Dies mag auch der Grund gewesen sein, daß Stifter am Ende doch nicht die „Mappe", als Lebenschronik eines Grafen von Scharnast auf dem Rothenstein findet und erzählt; sondern er entdeckt sie, was eben für diese Entwicklung des Dichters bezeichnend ist, in der alten Truhe auf dem Dachboden seines Elternhauses. Nirgends wendet er sich deutlicher von der Tradition ab dem Schöpfen aus erlebter Wirklichkeit zu. Frieb meint (S. XLVI), es fehle Stifter an Gestaltungskraft, um die „Mappe" in das Gefüge der „Narrenburg" hineinzulegen. Wohl nicht; das literarisch überkommene Moment der Rittergeschlechts-Romane z. B. Tiecks und E. T. A. Hoffmanns behagte ihm nicht mehr. Übrigens hätte die Komposition des Ganzen kaum verwickelter werden können, als sie jetzt in der „Narrenburg" geübt ist.

Mir will scheinen, daß sich dieser Prozeß noch einmal beim „Hagestolz" vollzog. Schon äußerlich würde dieser finstere, ums Leben betrogene Sonderling in die Reihe der Scharnaste gut hineinpassen. Die Behausung des Hagestolz ähnelt sehr der Narrenburg, wie hier ehemals Mönche waren, so wird auf der Narrenburg von einem Nonnenkloster erzählt. Auch die Handlung geht dieselben Spuren. Heinrich besucht das Schloß, um schließlich dessen Erbe anzutreten. Von seinen Ahnen erfährt er in den Pergamenten des Rothensteins. Viktor aber tritt der Oheim selbst wie eine pergamentene, schemenhafte Gestalt aus der Vergangenheit entgegen, als ein Toter, der noch nicht gestorben ist, und erzählt ihm von dessen Vater Hippolyt — klingt der Name nicht wie aus dem Bilderfaal der Narrenburg? — und von dessen Mutter; auch hier ist ein Bruderstreit, auch hier wie dort ein alter Pförtner, auch hier wird Viktor unverhoffter Erbe, auch hier endet die Rahmenhandlung, die Liebesgeschichte Hannas und Viktors, wie in der „Narrenburg". So kann man mit gutem Rechte sagen, daß auch der „Hagestolz" in den großen Zyklus, den Stifter plante, hineingestellt werden sollte.

Sehr bedeutsam ist das Resultat der Herausgeber des II. Bandes, das eigentlich für den intimeren Kenner Stifters nicht neu gewonnen ist, daß das Märchen von der Weltabgeschiedenheit und Waldesstille Stifters sich in eine entgegengesetzte lachende Wahrheit verwandelt. Stifter ging mit offenen Augen durch seine Welt; nicht bloß auf der Heide, auf der die Sommerstille spinnt, wallt und träumt sein Poetenherz, er trägt es auch unter der seidenen Frackweste in den adeligen Salons Wiens. Das Titelbild des II. Bandes, das den Dichter in jener bescheidenen eleganten Fracktracht in jüngeren Jahren zeigt, ist vielleicht auch deshalb als deutlich sprechend gewählt worden. Der Fürst Pückler-Muskau ging mit seinem goldbraunen Hindumädchen nicht fruchtlos an Stifters innerem poetischen Sinn vorüber. Man wird geradezu glücklich

überzeugt, daß dieses Paar in Stifters Phantasie den Moment gab, in dem die Geschichte Chelions zusammenschoß. Wenn je einmal eine Geschichte der literarhistorischen Methoden geschrieben wird, so verdient die Enthüllung dieses Motivs kühn zu den bekannten Mustern, z. B. des Werther gestellt zu werden; denn jenes Wie, jener Duft der dichterischen Persönlichkeit, der um das wirkliche Ereignis gelegt ist, macht die Beobachtung so lehrreich: ein Beispiel, daß auch geringere Klassiker die interessantesten Probleme für literarhistorische Untersuchungen bieten.

Schweift man aber etwas ins Weite, so belehrt uns Castle (Die Isolierten, Berlin 1899), daß wir es mit einem Typus jener Zeit zu tun haben. Sich ein fremdländisches Mädchen vom Sklavenmarkte zu kaufen, dafür hatte nicht Fürst Pückler zum erstenmal Geschmack. Nur machte er groß Reden davon. Die Geschichte der Mlle. Aïssé klingt ja fast genau so, wie die der Machbuba oder Chelion. Eine schöne Circassierin, wurde sie in ihrem vierten Lebensjahr von einem französischen Gesandten am Sklavenmarkt gekauft und spielte in den vornehmsten Kreisen von Paris eine aufsehenerregende Rolle. Sogar der König bewarb sich um sie. Allein nur der Chevalier d'Aydie genoß ihre Liebe. Sie bildete das Urbild zur „Urica" der Herzogin von Duras.[1])

Doch ging Frieb zu wenig dem Grunde nach, warum bei Stifter das Hindumädchen Pücklers zur Tochter eines Paria wird, und so jener Reiz der verworfenen Kaste, der seit jeher das menschliche Gemüt so rührte, noch neu dem ganzen Motiv gegeben ward. Goethe selbst findet in „Kunst und Alterthum" 1824 (Jubil. Ausgabe, 37, 271) bemerkenswert, „daß in neuerer Zeit der Pariakaste Zustand die Aufmerksamkeit unserer Dichter auf sich gezogen". Er meint vor allen den Einakter „Der Paria" von Michael Beer (1800 bis 1833). Stifter konnte dieses Stück in Wien gesehen haben (von 18. bis 21. Dezember 1827); in Berlin und Weimar machte das Stück Sensation. Eine nähere Einwirkung auf das Chelion-Motiv ist nicht ersichtlich; es sei denn, daß einer bei dem Blitzen und Donnern und der Schwüle, die auf das Stück drückt, an die Katastrophe jener Nacht in der „Narrenburg" denkt. Das französische Stück, das Goethe noch bespricht, dürfte Stifter kaum näher gekommen sein.

Goethes Paria-Legende aber reifte 1824 zur Vollendung und wurde 1827 in der Ausgabe letzter Hand zugänglich. Von hier nun lenkt

[1]) Übersetzung der „Ourica" Berlin (Duncker und Humblot) 1824. Das Morgenblatt vermittelte die Erzählung 1824. — Castellis „Urica" 1824.

Bemerkt sei noch, daß alle Züge des braunen Mädchens auf jenes Modell deuten, das Stifter im XV. Band (Anhang) schildert: „Sie war ein wildes, hochfahrendes aber auch wieder ein herrliches Ding. Die Farbe ihres Angesichtes war fast brauner, als es sich für ein Mädchen ziemt. Oft meinte ich, ich müßte ihre kräftigen rothen Lippen so sehr küssen, daß sie bluteten. Sie nekte mich mit Übermuth; liebte mich aber doch nach ihrer Art."

sich ein schöner Verdacht auf Stifter, daß sich diese Legende mit ihrer symbolischen Tiefe in das Herz des Dichters schwer hineinsenken mußte. Über die Auffälligkeit, daß bei Goethe und Stifter die Eingangssituation ähnlich gehalten ist, kann man wohl kaum hinweggehen. Bei Goethe:

Wasser holen geht die reine
Schöne Frau des hohen Bramen,
Des verehrten, fehlerlosen,
Ernstester Gerechtigkeit.
Täglich von dem heiligen Flusse
Holt sie köstliches Erquicken.

Graf Jodok schildert in der „Narrenburg" Chelion, wie er sie zum erstenmale sieht: „und dort ging auch die Paria zwischen Riesenpalmen nach dem Flusse, um Wasser für den Vater zu schöpfen. Sie hat, seit sie lebte, sonst nichts gethan, als daß sie durch die Palmen ging, um Wasser zu holen und für den Vater Datteln zu lesen und Kräuter zu pflücken." „Und so ging sie Tage und Monden —." Also dieselbe Szenerie, wobei in dem Gedichte Goethes wie in der „Narrenburg" das Wasserholen als einzige ständige Tätigkeit betont wird. Um bei Stifter an das alte beliebte Motiv zu denken, daß sich die Liebenden am Brunnen beim Wasserholen treffen — das ja von der Bibel her sich durch die ganze volkstümliche Literatur bis in Goethes „Werther" und „Hermann und Dorothea" hinein erhalten hat — dazu ist das Milieu und die Situation doch zu täuschend nach dem Goetheschen Anfang bestimmt und detailliert. In beiden handelt es sich um Ehebruch: bei Goethe reiner und tiefer um einen geistigen, bei Stifter zwar um einen wirklichen, der aber doch wie bei Goethe unter einer dämonischen Macht geschieht. Stifter gedenkt wie Goethe der Opferfreude der Frauen, wenn der Mann gestorben („Narrenburg" 102).

Die „Bunten Steine" stellen jenes Werk dar, in dem der Dichter selbst glaubte, sein Höchstes geleistet zu haben. In der Tat ist darin sein klassisches Ideal sowohl in Sprache als auch in Stoff bis ins Kleinste ausgedrückt. In allen Erzählungen waltet die edle homerische Einfalt, die nicht die Nerven anspannt und reizt, die sich meist in den harmlosen Ereignissen unschuldiger Kinder ausspricht. Im „Granit", im „Bergkrystall", im „Katzensilber" liegt diese Kindesunschuld in unbewußtem Kampfe mit den Naturelementen, mit Pest, Eis und Gletscher, Hagel und Feuersbrunst; und ist nicht jener unscheinbare Pfarrer, dem selbst das Leben viel abgerungen hatte, mit seinem kindlichen Gemüt, seiner natürlichen Vertrautheit mit den Kindern eine Gestalt, die in der Kinderwelt heute noch häufig fortblüht? Sein ganzes Leben war der Überwältigung einer Überschwemmung geweiht. Überall obsiegt das unschuldig Schwache, Einfältige gegenüber der rohen, stumpfen Macht der Natur. Durch die ganze Darstellung zittern die lieben, bekannten Klänge aus der Märchenwelt hindurch, die teils aus heimatlichem Boden — wie die

Herausgeber so hübsch gefunden haben — teils aus der deutschen Märchensage überhaupt zusammengeflossen sind. Kindlich leicht und unauffällig geht auch die Sprache dahin. Unsäglich viel Mühe und Selbstbeherrschung liegt in manchen Partien.

Das Register ist ein neuartiges, vorzügliches Mittel, die Technik des Dichters in der Verwendung des Personenmaterials und des Lokals knapp und sprechend darzustellen. Daß das Resultat erreicht ist, zeigt selbst ein rascher vergleichender Blick in beide Bände.

Prag. Franz Hüller.

Jungfer Lieschens Knie.

Fr. Nicolai erbat sich für den zweiten Teil seines feynen kleynen Almanachs am 24. 4. 1777 von Lessing die französische und italienische Version des vielsprachigen Liedchens von Jungfer Lieschens Knie, das Heinrich Klenz (Euphorion, 8. Erg.-Heft, S. 173) bis auf Ch. F. Henrici-Picander (Ged. I, 1727, S. 1185) zurückverfolgen und richtig obszön deuten konnte. Lessing entsann sich aber nur mehr der von ihm selbst verfertigten englischen Übersetzung des Gedichtes, so daß Nicolai 1794 in seinem Briefwechsel mit dem Freunde anmerken mußte: „die französische und italiänische Übersetzung sind, wie man aus dem Briefe [Lessings vom 25. 5. 1777] sieht, verloren gegangen, und erwarten einen kritischen Restaurator, der sie etwa, wie man es zuweilen mit verlornen Werken der Alten gemacht hat, ex ingenio wieder herstellen möchte." Dazu schrieb ihm der damalige Lemberger Universitätsbibliothekar Heinrich Gottfried v. Bretschneider[1]) unter dem 4. Oktober 1794 aus Lemberg[2]): „Erst vor acht Tagen bekam ich Ihren Lessingschen Briefwechsel, der mich sehr vergnügt hat. Ich freuete mich, das Verslein von Jungfer Lieschen darin wieder zu finden. Ich hatte es ehemals selbst auf die beliebte schöne Art in etliche Sprachen übersetzt. Vom italiänischen weiß ich den Anfang nicht mehr:

— — — occhio
D'Elisa il ginocchio,
D'Elisa lo ditàle [Druck: la]
Rimedio è universale.

N'as tu vû jamais
De Lise le genou?
De Lise le dé
Est bon pour tout.

Lessing hat auch dem Verse zu Gefallen, das Jungfer Lieschen zur Frau gemacht. Er hätte lieber sagen sollen: Fair Bettsy's Knee."

Wenn die Übersetzungen überhaupt Bretschneider zuzuzählen sind, so wurde er durch Nicolais oben mitgeteilte Bemerkung in dessen Briefwechsel mit Lessing erst zu ihrer Abfassung angeregt. In diesem Falle hätte sich der eitle Bretschneider mit Lessing in Parallele setzen wollen. Sein Zeugnis allein kann nicht genügen, die Herkunft der Verse sicher zu entscheiden.

Innsbruck. O. Schissel v. Fleschenberg.

[1]) Siehe über ihn: Mitteilungen des Österreichischen Vereines für Bibliothekswesen IX, 138—146; Euphorion V, 540 f.

[2]) Siehe L. F. G. von Göckingk, Reise des Herrn von Bretschneider nach London und Paris (Berlin und Stettin, 1817) S. 318 f.

Bibliographie.

Bearbeitet von Alfred Rosenbaum in Prag.

Zeitschriften.

Philosophische Zeitschriften.

Archiv für **Geschichte** der **Philosophie.**

20. (Neue Folge 13.) Band. 1907. Heft 3. Weidel K., Schopenhauers Religionsphilosophie.

Heft 4. Witten R., Über die geschichtliche Bedingtheit Kants.

21. (14.) Band. 1907. Heft 1. Sterling St., Nietzsches Moral vom naturwissenschaftlichen Standpunkte aus.

Jahresbericht über sämtliche Erscheinungen auf dem Gebiete der Geschichte der Philosophie.

Archiv für **systematische Philosophie.**

XIII. Band. 1907. Heft 2. Schapire A., Zu Hebbels Anschauungen über Kunst und künstlerisches Schaffen.

Jahrbuch für **Philosophie** und **spekulative Theologie.**

22. Band. 1907. Heft 1. Gloßner M., Kant der Philosoph des Protestantismus.

Philosophische Wochenschrift. Leipzig, Rohde.

1907. 5. Band. Nr. 5/6. Gebert K., Lessing als ‚Vorkämpfer der intellektuellen Redlichkeit'.

Biermann W. E., Die Beurteilung der Philosophie Friedrich Nietzsches.

Nr. 10. Ulitz E., Gerhart Hauptmanns ‚Die Jungfern vom Bischofsberg'.

6. Band. Nr. 6/7. Regman R., Fr. Fröbels Persönlichkeit.

Nr. 8/9. Renner H., Eine Anregung für die Forschung nach der historischen Abhängigkeit Hegels.

9. Band. 1908. Nr. 1/2. Oldendorff P., Die Magie in Goethes Faust.

Nr. 3. Joachimi-Dege M., Die deutsche Romantik und Shakespeare.

Zeitschrift für **Philosophie** und **philosophische Kritik.**

131. Band. Heft 2. 1908. [Mit Schellings Bildnis]. Braun O., Die Entwickelung des Gottesbegriffes bei Schelling.

Kinkel W., Schellings Rede: Über das Verhältnis der bildenden Künste zur Natur.

Korwan A., Schelling und die Philosophie der Gegenwart.

Zeitschrift für **Philosophie** und **Pädagogik.**

14. Jahrgang. 1907. Heft 6. Flügel O., Herbart und Th. Waitz.

Jahrbuch moderner Menschen. Beiträge zur Förderung des philosophischen und sozialpolitischen Interesses. Osterwieck a. Harz.
1907. Hecke G., Schiller als pädagogischer Genius.

Kantstudien.
XI. Band. Heft 3/4. 1906. Frost W., Kants Teleologie.
Tumarkin A., Zur transszendentalen Methode der Kantischen Ästhethik.
Sänger E., Kants Auffassung von der Bibel.
Messer A., Die Philosophie im Beginn des 20. Jahrhunderts. — Im Anschluß an die Festschrift für Kuno Fischer (1904/5).
Reinecke W., Eine französische Huldigung an Kant. — Besprechung des Festheftes der ‚Revue de métaphysique et de morale' zur 100. Wiederkehr des Todestages Kants.
Ergänzungshefte. 1906. Nr. 1. Guttmann J., Kants Gottesbegriff in seiner positiven Entwicklung. — Nr. 2. Oesterreich K., Kant und die Metaphysik.
XII. Band. 1907. Heft 1. Cassirer E., Kant und die moderne Mathematik.
Medicus F., Kant und die gegenwärtige Aufgabe der Logik.
Ewald O., Die Grenzen des Empirismus und des Rationalismus in Kants ‚Kritik der reinen Vernunft'.
Staeps H., Das Christusbild bei Kant.
Waterman B., Kant's Critique of Judgment.
Heft 2. Über Kants Lehre vom Schematismus der reinen Vernunft. Aus dem Nachlaß von W. Zschocke, hg. von H. Rickert.
Heft 3/4. Bauch B., Kuno Fischer.
Kuberka F., Sinnlichkeit und Denken, ein Beitrag zur Kantischen Erkenntnistheorie.
Thomsen A., Aus Hegels Frühzeit.
Reinecke W., Kant und Fries.
Aster E v., Der 7. Band der Berliner Kant-Ausgabe.
Ergänzungshefte. 1907. Nr. 3. Döring O., Feuerbachs Straftheorie und ihr Verhältnis zur Kantischen Philosophie. — Nr. 4. Kertz G., Die Religionsphilosophie Joh. Heinr. Tieftrunks. Ein Beitrag zur Geschichte der Kantischen Schule. — Nr. 5. Fischer H. E., Kants Stil in der Kritik der reinen Vernunft nebst Ausführungen über ein neues Stilgesetz auf historisch-kritischer und sprachpsychologischer Grundlage.

Archiv für die gesamte **Psychologie.**
X. Band. 1907: Heft 3/4. Rese F., Johann Georg Sulzer als Ästhetiker und sein Verhältnis zu der ästhetischen Theorie und Kritik der Schweizer. Ein Beitrag zur Geschichte der Psychologie und Ästhetik.

Zeitschrift für **Ästhetik** und **allgemeine Kunstwissenschaft.**
II. Band. 1907. Heft 1. Waetzoldt W., Kleists dramatischer Stil.
Schennert A., Über Hebbels ästhetische Weltanschauung und Methoden ihrer Feststellung.
Heft 2. Wize K., Über den Zusammenhang von Spiel, Kunst und Sprache.
Cohn J., Die Anschaulichkeit der dichterischen Sprache.
Baerwald R, Zur Psychologie des Komischen.
Besprechungen. Hermann H., Coellen: Neuromantik.
Schriftenverzeichnis für 1906. Zweite Hälfte.
Heft. 3. Meyer R. M., Bemperlein und Gemperlein. Eine lautsymbolische Studie.
Heft 4. Fischer O., Über Verbindung von Farbe und Klang. Eine literarpsychologische Untersuchung. 1. Einleitendes. 2. Gütergemeinschaft der Sinne in Ludwig Tiecks Jugenddichtung.

Schering A., Christian Gottfried Krause [geb. 1719, † 1770]. Ein Beitrag zur Geschichte der Musikästhetik. — Auszüge aus Krauses Buch ‚Von der musikalischen Poesie' (Berlin 1752), das, laut Vorrede, eine Anleitung geben will, wie ein Dichter zu verfahren habe, um dem Komponisten ein in allen Teilen zu Musik schickliches Gedicht zu liefern.

Besprechungen. Herrmann H., Reich: Ibsens Dramen.

III. Band. 1908. Heft 1. Wütschke H., Friedrich Hebbel und das Tragische. Schriftenverzeichnis für 1907. 1. Hälfte.

Medizinische Zeitschriften.

Janus. Archives internationales pour l'Histoire de la Médecine.

XII. Jahrgang. Heft 9. 1907. Ein vergessenes Gedicht Blumauers an [Maxim.] Stoll [in dessen ‚Heilungsmethode' übersetzt von G. L. Fabri 1791. 4. Teil. 1. Band. S. 21].

Schmidts Jahrbücher der in- und ausländischen gesamten Medizin.

293. Band. 1907. Heft 3. Windscheid F., Paul Julius Möbius. (Mit Porträt.)

Deutsche Medizinische Wochenschrift.

1907. Nr. 47. Ebstein E., Ein vergessenes Dokument J. Kants zur Geschichte der Influenza. — Abdruck der ‚Nachricht an Aerzte' aus der Beilage zum 31. Stück der Königsbergischen gelehrten und politischen Zeitungen vom 18. April 1782. Neugedruckt wird auch ein Brief Kants an Prof. Joh. Dan. Metzger (31. Dezember 1782), der in der Ausgabe der preuß. Akademie fehlt. Metzger ist Verfasser der kleinen anonymen Schrift ‚Aeußerungen über Kant, seinen Charakter und seine Meinungen'. o. O. 1804.

Theologische Zeitschriften.

Zeitschrift für **Kirchengeschichte.**

XXVII. Band. 1906. Heft 4. Analekten. Wernle P., Zum Briefwechsel Calvins.

XXVIII. Band. 1907. Heft 1. Analekten. 2. Clemen O., Ein unbekannter Druck einer Schrift Eberlins von Günzburg: Niederdeutsche Ausgabe von Eberlins ‚Ein schoner spiegel eins Christlichen lebens' (1524): Eyn denck mael vth deme boecke Dentro . . .' M. D. XXIIII. Diese Jahreszahl aber ist, weil durch Handdruck geändert, verdächtig. — 3. Barge H., Zu Luthers ‚Brief an die Christen zu Straßburg' [vom 17. Dezember 1524]. — 4. Uckeley, Zwei Bugenhageniana: Brief Joh. Bugenhagens an Bürgermeister und Rat der Stadt Stolp und ein ‚Extract aus der Kirchenvisitation', beide Stücke aus dem Jahre 1535. — 5. Grotefend O., Beiträge zum Briefwechsel Melanchthons: Melanchthon an D. Justus Syrings, o. J., vielleicht 1540 Februar 29?; Graf Wolrad II. an Melanchthon, Corbach 1544 November 25; Melanchthon an Graf Wolrad II. 1544 Dezember 5; Melanchthon an Hermann Nell 1541 Dezember 5; Graf Wolrad II. an Melanchthon, Corbach 1545 April 6; Melanchthon an Graf Wolrad II., 1545 April 20. 1547 Dezember 1; Melanchthon an die Gräfin Katharina von Schwarzburg 1555 August 31.

Heft 2. Analekten. 3. Kalkoff P., Nachtrag zur Korrespondenz Aleanders während seiner ersten Nuntiatur in Deutschland 1520/22.

Heft 3. Analekten. 1. Herrmann F., Luthers Tractatus de indulgentiis. Heft 4. Georg Witzel an Beatus Rhenanus [Nisleben 1534 August 24]. Mitgeteilt von P. Lehmann.

XXIX. Band. 1908. Heft 1. Zickendraht K., Eine anonyme Kundgebung des Erasmus aus dem Jahre 1522 im Lichte seiner Stellung zur Reformation.

Analekten. 4. Hasenclever A., Neue Mitteilungen über den Verbleib von Melanchthons lateinischer Originalhandschrift der Confessio Augustana.

In allen Heften: Bibliographie der kirchengeschichtlichen Literatur 1906 bis 1908. Erscheint vom Jg. 1907 ab gesondert.

Archiv für Reformationsgeschichte. Texte und Untersuchungen.

Nr. 13. IV. Jahrgang. Heft 1. 1906. Götze A., Martin Butzers Erstlingsschrift. — ‚Dialogus zwischen einem Pfarrer und einem Schultheiß'. Rechenschaft über Gestalt und Überlieferung der 13 alten Drucke. Mitteilung des Textes nach A mit den Abweichungen der Drucke B bis M, die sämtlich ohne Zeitangabe erschienen sind; nur I ist ‚Vollend im jar. M. D. XXI.', doch darf man annehmen, daß auch alle übrigen diesem Jahre angehören. Als Verfasser der Flugschrift wird Butzer erwiesen.

Nr. 13. 14. Roth F., Zur Geschichte des Reichstages zu Regensburg im Jahre 1541 (Fortsetzung).

Nr. 14 (2). 1907. Kolde Th., Der Reichsherold Caspar Sturm und seine literarische Tätigkeit. — Kolde geht als Erster dem Lebensgange Sturms nach (geb. etwa 1475, † um 1548), der als kaiserlicher Herold Luther von Wittenberg zum Wormser Reichstag abholte, verzeichnet seine literarischen Leistungen und bringt im Anhange vier Briefe von ihm an Christoph Kreß von Kressenstein (1532/3) zum Abdruck.

Clemen O., Eine Abhandlung Kaspar Amanns. — ‚M. Gasparis Amman vera expositio verborum christi', abgedruckt nach der Handschrift, enthalten im Sammelbande 142. 7. Quodl. 4° der Herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel. Gerichtet ist die Abhandlung gegen die Verwertung der Jesusworte Matth. 16, 18 f. und Joh. 1, 42 in Thomas Murners Schrift ‚Von dem Papstthum'.

Nr. 15 (3). Albrecht O., Handschriftliches zu Luthers Auslegung des Hohenliedes.

Zum ungedruckten Briefwechsel der Reformatoren, besonders Luthers. Mitgeteilt von Burkhardt.

Mitteilungen. Zur Vorgeschichte des Interim.

Nr. 16 (4). Bahlow F., Wer ist Nicolaus Decius? — Bisher wurde allgemein angenommen, Decius, der angebliche Dichter der Kirchenlieder ‚Allein Gott in der Höh' sei Ehr'', ‚O Lamm Gottes, unschuldig' und ‚Heilig ist Gott der Vater' sei mit dem Stettiner Pastor an St. Nikolai, Nikolaus Hovesch, identisch. Bahlow kommt nun nach eingehender Untersuchung zu folgendem Ergebnis: ‚der Name Nicolaus Decius ist in das Reich der Fabel zu versetzen; denn Nic. Hovesch und Nic. von Hof sind zwei völlig verschiedene Personen. Da nun bei Trennung beider Personen Hovesch als Kirchenliederdichter nicht in Frage kommen kann, so ist sein Name ebenso wie Nic. Decius in unseren Gesangbüchern und hymnologischen Werken zu streichen.' Wolle man für die ersten zwei, noch heute gesungenen Lieder durchaus den Verfasser angeben, so möge man Nic. von Hof oder aber Joachim Slüter sagen und beide mit einem Fragezeichen versehen.

Berbig G., Die erste kursächsische Visitation im Ortsland Franken (Fortsetzung).

Mitteilungen. Drei Briefe von Philipp Gluenspieß, Wittenberg 1522 [Mai 28, Okt. 15 und Nov. 2 an seinen Oheim Georg Reumer in Nürnberg].

Nr. 17. 5. Jahrgang. 1908. Heft 1. Roth F., Der offizielle Bericht der von den Evangelischen zum Regensburger Gespräch Verordneten an ihre Fürsten und Obern. 27. Januar bis 10. März 1546.

Schottenkloher K., Johann Fabri in Rom, nach einem Berichte Jakob Zieglers. — In Zieglers Schrift ‚Marsyae Satyri Chorus'. Cod. Erlangen. 827 S. 115ª ff. Der Abschnitt kommt S. 36/39 zum Abdruck. Anmerkungen dazu S. 39/47.

Götze A., Erasmus Albers Anfänge. — Erweist Alber als den Verfasser des anonymen ‚Gesprächbüchlein von einem Bauern, Belial, Erasmo Rotterodam und Doctor Johann Fabri' (1524. Neudruck in O. Clemens Sammlung ‚Flugschriften aus den ersten Jahren der Reformation. Band 1, Heft 8. 1906).

Buchwald G., Ergänzungen zur Biographie des M. Stephan Reich [Riccius]. — Abdruck von Reichs Aufzeichnung über seinen Lebensgang, und von drei ihm erteilten Zeugnissen.

Clemen O., Ein Spottgedicht aus Speier von 1524. — Einblattdruck aus der Presse des Jakob Fabri in Speier: Holzschnitt. Ausfürung der Christglaubigen auss Eyptischer finsterniss menschlicher lere in das gnadenreich liecht der heyligen Euangelij götlicher lere vnd warheyt. [Gedicht:] Das volck in der finsternyss zu Martino ‚Martine, kumm zuhülff vns armen'. (Exemplar in der herzogl. Kunst- und Alterümersammlung auf der Veste Koburg.) Als den Verfasser des Gedichtes sucht Clemen Johann Bader zu erweisen, der seit 1518 Pfarrer in Landau war.

Ergänzungsband II. 1907. Georg Helts [† 1545] Briefwechsel. Herausgegeben von O. Clemen.

Beiträge zur bayerischen Kirchengeschichte.

XIII. Band. Heft 3. 4. 1907. Kolde Th., Thomas Venatorius, sein Leben und seine literarische Tätigkeit. — Mit Briefen von Venatorius an Pirckheimer, Martin Bucer, Spalatin, W. Link, Hieron. Baumgartner und zwei Briefen von Veit Dietrich an Joachim Camerarius.

Reu M., Zur katechetischen Literatur Bayerns im 16. Jahrhundert. — Fortgesetzt in Band XIV. Heft 3.

Heft 5. Clauß H., Ein Nürnberger Verzeichnis österreichischer Emigranten vom Jahre 1643.

XIV. Band. Heft 2. Hartung F., Die Literatur über die Reformationsgeschichte der Markgrafschaft Ansbach-Kulmbach.

Heft 3. 1908. Kolde Th., Veit Dietrich und Luther auf der Feste Koburg.

Beiträge zur Hessischen Kirchengeschichte. (Archiv für Hessische Geschichte und Altertumskunde. Ergänzungsband III.)

III. Band. 1906. Heft 2. Köhler W., Das älteste bis jetzt bekannte Hessen-Darmstädtische Gesangbuch. — Dem Verf. ist aus Privatbesitz ein Gesangbuch zugänglich worden, dessen Druckort und -Jahr, da die betreffenden Seiten herausgerissen sind, nicht festzustellen, das aber laut eines Eintrags sicher im Jahre 1628 vorhanden war. Es ist, wie Verf. glaubt, ein direkter Vorläufer der Ausgabe von 1633, welche Diehl in der Monatsschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst 1901 S. 13 ff. usw. näher beschrieben hat.

Schneider F., Ein Brief M. Butzers an den Ritter Hans Landschad von Steinach über das h. Abendmahl [Argent. 22. Octob.] 1526.

Diehl W., Neue Beiträge zur Geschichte Johann Konrad Dippels in der theologischen Periode seines Lebens. — 1. Die Vorfahren von Johann Konrad Dippel. 2. Notizen über Dippels Entwicklung bis zum Abschluß seines Studiums in Gießen (1693). 3. Dippels Studium in Straßburg (1694/6), seine Verwendung als Erzieher am landgräflichen Hofe (1697/8), seine Disputation pro aperiendis collegiis (1697). 4. Die Veranlasser von Dippels ‚Bekehrung' [zum fanatischen Pietisten]. 5. Die Untersuchung wegen der Schrift ‚Papismus Protestantium vapulans'. 6. Die Untersuchung wegen der Schrift ‚Wein und Oel in die Wunden des gestäupten Papstthums der Protestirenden'. 7. Die

Untersuchung wegen der Schrift ‚Summarische aufrichtige Bekänntniß'. 8. Johann Konrad Dippels Verhältnis zu seiner Heimat und seiner Familie. Beilagen 1/8.

Beiträge zur sächsischen Kirchengeschichte.

20. Heft. 1906. Clemen O., Ein Stammbuch aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts.

Clemen O., Zur Biographie Daniel Gressers.

Distel Th., ‚Magister' Joh. Gottfr. ‚Leßing'.

Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie.

50. (Neue Folge 15.) Jahrgang. 1907. Heft 1. Ziegler H., Sebastian Francks Bedeutung für die Entwicklung des Protestantismus.

Zeitschrift für Theologie und Kirche.

16. Jahrgang. 1906. Heft 6. Stephan, Schleiermachers ‚Reden über die Religion' und Herders ‚Religion, Lehrmeinungen und Gebräuche'.

Theologische Studien und Kritiken.

1907. 2. Thiele, Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Johann Agricola von Eisleben, von ihm selbst aufgezeichnet.

Neue kirchliche Zeitschrift.

18. Jahrgang 1907. Heft 10. Tschackert P., Spittas Konstruktion der Entstehung der Lieder Luthers.

Kelber, Über Klopstocks Messias.

19. Jahrgang. 1908. Heft 1. Bröse E., Goethe im Gespräch.

Allgemeine evangelisch-lutherische Kirchenzeitung.

40. Jahrgang. 1907. Nr. 8. Landenberger A., Zur Erinnerung an Johann Rist, den Kirchenliederdichter.

Nr. 10. 11. 12. Schultzen, Paul Gerhardt.

Paul Gerhardt in religionsgeschichtlicher Beleuchtung.

Nr. 18. 19. Hardeland, Zum Gedächtnis des Zittauer Sängers Christian Keymann.

Nr. 37. 38. Die Sage vom Doktor Faust nach Goethe.

Nr. 39. 40. 41. Freybe A., St. Michael und St. Michaelstag im deutschen Volksleben.

Protestantenblatt.

40. Jahrgang. 1907. Nr. 5. 6. Kreyenbühl, Hebbels Stellung zur Religion und Metaphysik.

Nr. 10. Kirmß P., Paul Gerhardt.

Nr. 12. 13. 14. Kreyenbühl, Hebbels Glaube an die Unsterblichkeit.

Nr. 14. Stubbe, Johann Rist.

Nr. 18. Kiefer, Mörike, der Dichter und Pfarrer.

Mehlhorn P., Bemerkungen zu Kreyenbühls Aufsätzen über Hebbels Unsterblichkeitsglauben.

41. Jahrgang. 1908. Nr. 1/2. Spaeth, Goethes religiöse Stellung in ihrer Bedeutung für die Gegenwart.

Nr. 12. 13. Nithack-Stähn W., Luther als Künstler.

Protestantische Monatshefte.

11. Jahrgang. 1907. Heft 1. Kayser R., Elisa von der Recke als religiöse Schriftstellerin.

Heft 3. Werner A., Paul Gerhardt.

Das evangelische Deutschland.

3. Jahrgang. 1907. Heft 10. Reuter, Barthold Georg Niebuhr über Vereinigung der protestantischen Kirchen.

Monatsschrift für **Gottesdienst** und **kirchliche Kunst.**

12. Jahrgang 1907. Heft 3. Nelle, Zwei Nebensonnen Gerhardts, Christian Keimann und Johann Rist.

Spitta, Paul Gerhardts Lieder und die Musik.

Budde, Paul Gerhardt und Ludwig Richter.

Günther, Paul Gerhardt in religionsgeschichtlicher Bedeutung.

13. Jahrgang. 1908. Heft 1. Spitta, Albrecht von Preußen als geistlicher Liederdichter.

Der alte Glaube. Evangelisch-lutherisches Gemeindeblatt.

8. Jahrgang. 1907. Nr. 24. Lang W., Paul Gerhardt.

Paul Gerhardt im Lichte der neueren Literaturgeschichte.

Nr. 27. Schaefer K., Ludwig Ganghofer.

Nr. 44. 45. Weber H., Schuld und Sühne in Richard Wagners Ring des Nibelungen.

Nr. 46. Westphal F., Fürst Georg der Gottselige von Anhalt und Dr. Martin Luther.

9. Jahrgang. 1908. Nr. 3. Schäfer E., Ein mecklenburgischer Dichter (Heinrich Seidel).

Nr. 8. 9. Lippmann G., Jean Paul Friedrich Richter.

Nr. 18. Schröder H., Naturdichtung im Kirchenlied.

Nr. 23. Hunzinger A. W., Fichtes ‚Reden an die deutsche Nation'.

Die christliche Welt. Evangelisches Gemeindeblatt usw.

20. Jahrgang. 1906. Nr. 51. Christlieb M., Schiller- und Goethe-Literatur I.

21. Jahrgang. 1907. Nr. 2. Philippi F., Das Jesus-Drama.

Nr. 10. 11. Sell K., Zum Gedächtnisse Paul Gerhardts.

Nr. 19. Scheibe M., Lebensfragen: Zur Überwindung des Zweifels. Carlyle und Goethe.

Nr. 20. 21. Eck S., Goethes Geheimnisse.

Nr. 32. Herzog J., Lessing als Philosoph.

Nr. 47. Stolterfoth G., Literaturbriefe. 13) Gerhart Hauptmanns Florian Geyer.

22. Jahrgang 1908. Nr. 6. Oertzen F. v., Matthias Claudius, der Wandsbecker Bote.

Nr. 8. 9. Baumgarten O., Herder.

Nr. 10. Dechent, Turbo oder der irrende Ritter vom Geist (Andreae). Ein Beitrag zur Geschichte des Faustgedankens.

Neue kirchliche Zeitschrift.

17. Jahrgang. 1907. Heft 10. Theobald L., Thomas Naogeorgus, der Tendenzdramatiker der Reformationszeit.

Schweizerische theologische Zeitschrift.

24. Jahrgang. 1907. Heft 5. Vetter F., Die Basler Reformation und Niklaus Manuel.

25. Jahrgang. 1908. Heft 1. Wipf E., Gottfried Kellers Religion, ihr Werden und Wesen.

Theologische Arbeiten aus dem **rhein. wissensch. Prediger-Verein.**

Neue Folge. Heft 9. 1907. Rotscheidt W., Gottfried Kinkel als Hilfsprediger in Köln.

Monatsschrift für Pastoraltheologie.

3. Jahrgang. 1907. Heft 10/11. Günther R., Luthers geistliche Lieder.

Schüz A., Zum Verständnis der religiösen Persönlichkeit Karl Geroks aus seinen Gedichten.

4. Jahrgang. Heft 4. 1908. Jarck H., Josef Freih. v. Eichendorff.

Bremer Beiträge zum Ausbau und Umbau der Kirche.
1. Jahrgang. 1907. Heft 3. 4. Rösener K., Nietzsches Radikalismus.

Zeitschrift für **Brüdergeschichte.** Herausgegeben von J. Th. Müller und G. Reichel. Herrnhut, im Verlage des Vereins für Brüdergeschichte, in Kommission der Universitätsbuchhandlung in Gnadau.
I. Jahrgang. 1907. Heft 2. Zinzendorfs Tagebuch 1716—1719. Herausgegeben von G. Reichel und J. T. Müller. — Beilagen. I. Aus Zinzendorfs Briefwechsel vom 8. April bis 29. Juli 1716.

Stimmen aus **Maria-Laach.**
Jahrgang 1907. Heft 10. Baumgartner A., Joseph von Eichendorff. Gedenkblatt zum 26. November.

A. Brülls populär-wissenschaftliche Monatsblätter zur **Belehrung** über das **Judenthum.**
26. Jahrgang. 1906. Nr. 11/12. Biach, Joh. Gottfr. Seume.

Gottesminne. Monatsschrift für religiöse Dichtkunst.
5. Jahrgang. 1907. Heft 1. Kralik R. v., Das Drama.
Brühl H. J., Franz von Sonnenbergs ‚Donatoa'. [Mit einem Bildnisse Sonnenbergs.]
Feierklänge aus alter Zeit. Laacher Spiele. 1. Mysterium salutis. (Der verlorene Sohn).
Heft 3. Wieser S., Klopstock und [Friedrich Wilhelm] Helle als Messiassänger. Eine Parallele.
Heft 5. Franz Pocci. Erster Theil. Bildnis Poccis (Bleistiftzeichnung von W. Kaulbach). Gedichte von Pocci, darunter 12 unveröffentlichte, Zeichnungen und Faksimiles.
Aufsätze. Popp J., Pocci als Künstler.
Thalhofer F. X., Graf Pocci und die Kinder.
Schmidt P. E., Pocci und das Marionettentheater.

Zeitschriften für Kunst-, Theater- und Musikgeschichte.

Repertorium für Kunstwissenschaft.
XXX. Band. 1907. Heft 3. Koegler H., Zu Dürers Aufenthalt in Basel.

Kunstchronik.
Neue Folge. 18. Jahrgang. 1907. Nr. 20. Hevesi L., Adalbert Stifter als Maler.

Neujahrsblatt der **Zürcher Kunstgesellschaft** für 1907.
Gull G., Prof. Julius Stadler von Zürich. Mitteilungen aus seinem Nachlaß.

Die Schaubühne.
2. Jahrgang. 1907. Nr. 7. Bahr H., Grillparzer.
Nr. 25. Fleck, Ludwig Tieck und Eduard Devrient.
Walser R., Kleist in Thun.
4. Jahrgang. 1908. Nr. 1. Poppenberg F., Alt-Wiener Schaubühne.
Nr. 3. Handl W., Der Räuber Karl Moor.
Nr. 4. Eulenburg H., Lessing.

Der Bühnenbote.
9. Jahrgang. Nr. 10. 1908. Jung F., Gustav Friedrich Wilhelm Großmann, Schauspieldirektor in Hannover, geb. 1746, † 1796.

Zeitschrift der **internationalen Musikgesellschaft.**

8. Jahrgang. 1906/7. Heft 1. Blümml E. K. und R. Zoder, Josef Lanners Fortleben im Volksliede.

Die Musik.

1907. 2. Dezemberheft. Müller H. v., Hoffmann contra Spontini. Eine Mitteilung und eine Aufgabe für Musikfreunde. — (Hoffmanns) Briefe über Tonkunst in Berlin (aus der Allgemeinen Musikalischen Zeitung 11. Januar 1815 Sp. 17/27).

Musikalische Rundschau.

4. Jahrgang. Heft 3. Wallberg M., Theodor Fontane.

95. Neujahrsblatt der **allgemeinen Musikgesellschaft** in **Zürich.** 1907.

(Steiner A.), Hermann Goetz.

Richard Wagner-Jahrbuch hg. von Ludwig Frankenstein. Leipzig.

1. Band. 1906. Fischbach F., Zur Topographie der Nibelungen-Mythen und Legenden.

Ritter H., Der leitende Faden durch Goethes Faust und die Faustidee.

Speck H. B. G., Wagners Verhältnis zu Shakespeare.

Münzer G., Einiges über die alten Meistersinger, besonders ihre Melodien.

Prüfer A., Novalis' ‚Hymnen an die Nacht' in ihren Beziehungen zu Wagners ‚Tristan und Isolde'.

Zeitschriften für Buch- und Bibliothekswesen.

Börsenblatt für den **deutschen Buchhandel.**

LXXIV. 1907. Nr. 175. Fränkel L., Bio-bibliographisches zu Gustav Pfizers Säkulartag.

Nr. 184/9. Kellen T., Die Literatur für das Zeitungs- und Zeitschriftenwesen. Ein bibliographischer Versuch.

Zentralblatt für **Bibliothekswesen.**

XXIV. Jahrgang. 1907. Heft 1. Kohfeldt G., Zur Druckgeschichte des Lübecker Rudimentum Novitiorum vom Jahre 1475.

Heft 2. Milkau F., Die Abteilung für niederdeutsche Literatur bei der Universitätsbibliothek zu Greifswald.

Heft 3. Löffler K., Zur Bibliographie der münsterischen Wiedertäufer.

Heft 4. Schottenloher K., Johann Schöner und seine Hausdruckerei. I. II. Bibliographisches Verzeichnis der Hausdrucke Schöners [1521/35].

Haebler K., Ein Psalterium aus der Offizin des Peter Schöffer.

Heft 5. Zedler G., Das Helmaspergersche Notariatsinstrument und die 42zeilige Bibel.

Segner F., Dietrich Kerler [geb. 1837, † 1907].

Heft 6. Lutz J., Eine verschollene Handschrift der sogenannten Biblia pauperum.

Heft 8/9. Achte Versammlung Deutscher Bibliothekare in Bamberg am 23. und 24. März 1907. 1. Fick, Das Auskunftsbureau der deutschen Bibliotheken und seine Suchliste. — 2. Fischer H., Die kgl. Bibliothek in Bamberg und ihre Handschriften. — 3. Geiger, Ueber Mißstände im Dissertationenwesen. — 4. Schottenloher, Bamberger Privatbibliotheken aus alter und neuer Zeit.

Heft 12. Schmidt A., Das älteste gedruckte deutsche Beichtbüchlein.

Hilgers J., S. J., Zur Bibliographie des Quietismus.

Clemen O., Bibliographica zur Reformationsgeschichte. VII. Der Teufelsbrief von 1531 in der Reformationszeit. VIII. Ein unbekannter Druck Jakob Fabris in Speyer [1527]. IX. Ein unbekannter Plakatdruck [um 1500]. X. Ein interessanter Eigentumsvermerk.

XXV. Jahrgang. 1908. Heft 3. Schmidt A., Beiträge zur älteren Druckgeschichte der Schweiz.

Heft 4. Hoßfeld M., Der ‚compendiosus dialogus de arte punctandi' und sein Verfasser, Johannes Heynlin aus Stein [1471 und öfter].

Blätter für **Volksbibliotheken** und **Lesehallen.**

8. Jahrgang. 1907. Nr. 1/2. Noack K., Wilhelm Heinrich Riehl als Volksschriftsteller.

Nr. 3/4. Petzet E., Maximilian Schmidt.

Nr. 5/6. Liesegang E., Adolf Stern zum Gedächtnis.

Nr. 7/8. Schultheiß F. G., Max Eyth und der Literaturbetrieb der Gegenwart.

Nr. 9/10. 11/12. Burger A., Beiträge zur volkstümlichen Literatur Hessen-Darmstadts.

9. Jahrgang. 1908. Nr. 3/4. Cornicelius M., Johannes Trojan.

Mitteilungen des **Österr. Vereins** für **Bibliothekswesen.**

X. Jahrgang. 1906. Heft 3. Goldmann A., Aus dem Leben eines Beamten der Universitäts-Bibliothek in Prag [Friedrich Dambecks, des 1879 in Prag verstorbenen Sohnes von Joh. Heinrich Dambeck, mit Exzerpten aus Briefen Friedrich Dambecks].

Ahn F., Der erste bekannte Kalender aus Johann Mannels Druckerpresse in Laibach. — Almanach durch Doct. Jacobum Strauß . . . auffs Jar. MDLXXIX . . . Laybach . . . durch Johann Manuel.

Pund M., Holzmann-Bohatta: Deutsches Pseudonymen-Lexikon.

XI. Jahrgang. 1907. Nr. 3. 4. Seuffert B., Beiträge zur Wieland-Bibliographie. 3. Der Tod Adams von Klopstock. 4. Verteidigung der Comischen Erzählungen. 5. Erfurtische gelehrte Zeitung.

Nr. 3. Zeller F., Die Wiegendrucke der Stiftsbibliothek in Schlierbach.

XII. Jahrgang. 1908. Heft 1. Reininger F., Wiegendrucke aus Linzer Bibliotheken.

Arnold R. F., Die deutschen Bühnen seit 1830. Ein bibliographischer Versuch. — Verzeichnis von Theatergeschichten u. ä. Auch in einem vielfach vermehrten und berichtigten Sonderdrucke: Wien 1908, Stern; [2] Straßburg 1909.

Mitteilungen aus der **Stadtbibliothek** in **Bremen** hg. von H. Seedorf.

1. Jahrgang. 1907. Nr. 1. Seedorf H., Zwei Hochzeitsgedichte aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts.

Mitteilungen aus dem **Stadtarchiv** und der **Stadtbibliothek** zu **Breslau.**

8. Heft. 1906. Friedrich Gotthilf Friese, Breslau in der Franzosenzeit 1806—1808. Aufzeichnungen, hg. von F. Wiedemann.

Neujahrsblätter der **Bibliothek** und des **Archivs** der **Stadt Leipzig.**

III. 1907. Wustmann G., Der Leipziger Kupferstich im 16., 17. und 18. Jahrhundert.

IV. 1908. Kroker E., Beiträge zur Geschichte der Stadt Leipzig im Reformationszeitalter. — 1. Leipziger Studenten auf der Universität Wittenberg im Reformationszeitalter. 2. Doktor Georg Curio, Luthers Leibarzt. 3. Heinz Probst, ein Leipziger Wucherer. 4. Doktor Kaspar Deichsel, ein Leipziger Gottesgelehrter. 5. Die sächsischen Bergwerke und Leipzig; Martin Leubel, Heinrich Scherl. 6. Hans Bren und Georg von Weiler. 7. Hieronymus Walter, der Vorkämpfer der Katholiken.

Neujahrsblatt hg. von der **Stadtbibliothek Zürich** auf das J. 1907.

Nr. 263. (1907). Aus den eigenhändigen Aufzeichnungen des Joh. Heinr. Schinz. Als Ergänzung zum Neujahrsblatt Nr. 259 hg. durch G. Meyer v. Knonau.

Die Bücherwelt. Zeitschrift für Bibliothekswesen.

4. Jahrgang. 1906/7. Nr. 1. Kiesgen L., Martin Greif.

Nr. 2. Stein B., Theodor Fontane.

Nr. 3. Thalhofer, Franz Graf Pocci, ein Zeichner und Jugendschriftsteller für Jugend und Volk.

Nr. 4. Kiesgen L., H. Kerner (Dr. Hermann Cardauns).

Stein B., K. F. Meyer.

Nr. 6. Vögele A., Der schwäbische Volksschriftsteller Konrad Kümmel.

Nr. 11. Stein B., Die neuere katholische Christusdichtung.

5. Jahrgang. 1907/8. Nr. 2. Menne K., J. v. Eichendorffs Einfluß auf einige zeitgenössische und moderne Lyriker.

Nr. 5. Herz H., Alban Stolz.

Frankfurter Bücherfreund.

4. Jahrgang. 1906. Nr. 11/12. Die neuen Lieder der Schönen Seele. — Neue Lieder von Fräulein Klettenberg. 1756 [von Friedrich Schlosser in Frankfurt a. M. 1809 als Privatdruck zur Verteilung an seine Freunde veröffentlicht].

5. Jahrgang. 1906. Nr. 1. Die Ausgaben des Wappenbuchs von Virgil Solis.

Zeitschrift für Bücherfreunde.

X. Jahrgang. 1907. Heft 10. Engel F., Der ‚Ulk'. Sein Werden und Sein. — Geschichte dieses Witzblattes, das seit 3. April 1872 als Beilage zum Berliner Tageblatt erscheint. Mit Illustrationen.

Heft 11. Harrwitz M., Verlorene Bücher und Peter Philipp Wolf: ein vergessener Schriftsteller. — Wolf, geb. 28. Januar 1761 zu Pfaffenhofen in Niederbayern, Buchhändler, † am 10. August 1808 durch Selbstmord. Aus Briefen Wolfs an Lorenz Westenrieder S. 436 ff. Eine Liste seiner Schriften, darunter Erzählungen und Romane S. 439/42. Der anonyme komische Roman ‚Magister Skriblerus' Leipzig bey Peter Ph. Wolf 1803) wird, nebenbei bemerkt, auch Wielands Hausfreunde S. Ch. A. Lütkemüller zugeschrieben und unter dessen Schriften bei Goedeke² 4, 228 Nr. 103. 3) aufgeführt. Eine Rezension in der Neuen allgemeinen deutschen Bibliothek 85 (1803) S. 327 30.

Benzmann H., Zur Erinnerung an Sophie Mereau.

Ebstein E., Johann Friedrich Blumenbach als Bibliophile. — Zwei Briefe B.s an Chodowiecki, Göttingen 1787 Februar 11 und 28.

Heft 12. Geiger L., Die Ausgaben von Börnes Schriften und die Herstellung einer neuen Edition.

XI. Jahrgang. 1907. Heft 1. Chronik. —bl—, Kleists Ode ‚Germania an ihre Kinder' [im Faksimile mitgeteilt].

Heft 2. Schmidt O. E., Aus den Jugendjahren eines Romantikers (Karl von Miltitz). — S. 53/59. Abdruck der 1842 in Pillnitz niedergeschriebenen Kindheitserinnerungen des 1845 verstorbenen, seinerzeit als Dichter, Erzähler und Komponist bekannten Mannes. S. 53 gibt er 1780 als sein Geburtsjahr an; dies ist entweder Versehen oder Druckfehler. Nicht nur wird in den biographischen Hilfswerken das Jahr 1781 genannt, auch die Kindheitserinnerungen selbst deuten auf dies zuletzt genannte Jahr als das richtige hin (vgl. S. 56b und S. 57a oben).

Heft 3. Hagelstange A., Die Wandlungen eines Lutherbildnisses in der Buchillustration des XVI. Jahrhunderts.

Bömer A., Die königliche Universitätsbibliothek zu Münster i. W. Zur Erinnerung an die Einweihung ihres Neubaus am 3. November 1906.

Heft 3. 4. Perger A., Beiträge zur Grabbe-Forschung. — Heft 3: I. Aus Grabbes Wanderzeit: Briefe von Grabbe an seinen Berliner Freund Ludwig Christian Gustorf (geb. 1798, † 1888 als Geheimer Medizinalrat in Berlin): 1. undatiert, aus Dresden, ungefähr Mitte April 1823. 2. undatiert, aus Dresden, ungefähr am 22. April 1823 geschrieben. 3. Dresden, 3. Ju[ni] 1823. 4. Detmold, 12. Februar 1824. — Heft 4: II. Zu Grabbes ‚Aschenbrödel'. Entstehung und Quellen: als Zeit der Entstehung wird, genauer als bisher, der Frühling 1829 ermittelt. Als Hauptquelle hat Grabbe Isouards Oper ‚Cendrillon', Paris 1810, Text von Etienne gedient, daneben ist auch Perraults ‚Cendrillon' benützt.

Heft 4. Heidenheimer H., Die Anfänge der Mainzer Gelehrten Lesegesellschaft und ihr verwandter deutscher Anstalten. — Die Erlaubnis zur Errichtung einer Mainzer ‚gelehrten Lese-Gesellschaft' erteilt der Kurfürst am 1. Januar 1782 dem Mainzer August Anton Heideloff.

Kelemina J., Die ältesten Lieder des steiermärkischen Landesarchivs. — Die fünf zum erstenmal veröffentlichten Liebeslieder (‚Es ist wahr ich muß bekennen', ‚Gugu. Ich bin ein Gugu', ‚Man sagt das Lieben', ‚Schönste laß die Hunde bellen', ‚Zwinge dich mein Hertz zu meyden') entstammen der Ungerschen Sammlung (Handschrift 1395 a des steiermärkischen Landesarchivs in Graz) und sind in zwei Drucken enthalten: Sechs neue Lieder. Das Erste: Von der Wis . . . a. O. u. J. [1740?]. 4 Bl. 8°; Sechs gantz neue Weltliche Lieder. Das Erste: Schönste laß die Hund nur bellen . . . Gedruckt in diesem Jahr 1757.

Chronik. Hirschberg L., Über vier wenig bekannte Kupfer der 1808-Ausgabe von Goethes Faust.

Heft 5. Kopp A., Franz Anton Graf Sporck. Ein deutsch-böhmischer Mäcen (1662—1738). — S. 185/90 Bibliographie der Streitgedichte, die von der Partei des Grafen zur Zeit seiner Schurtzer Fehde verfaßt sind.

Heft 6. Houben H. H., Jungdeutsche Lebenswirren. Ein Nachtrag. — Briefe von Charlotte Stieglitz an Theodor Mundt (2), von Mundt an Charlotte (5), von Mundt an Heinrich Stieglitz (1), sämtlich aus dem Jahre 1834 Januar 15 bis Dezember 13, ferner ein Brief von Heinrich Stieglitz an Theod. Mundt, Venedig 1848 März 9.

Goethes Faust [1906] gedruckt in der Doves Press von T. J. Cobden-Sanderson und Emery Walker beschrieben von J. Loubier.

Chronik. Hirschberg L., Zur Retzsch-Bibliographie. (Vgl. 1904. 12, 401 ff. 1905. 9, 387).

Heft 7. Löffler K., Das Schrift- und Buchwesen der Brüder vom gemeinsamen Leben.

Heft 8. Heinemann F., Schillers ‚Wilhelm Tell' in der Musikgeschichte des 19. Jahrhunderts.

Landsberg H., Der Hund des Aubri. — Castellis Übersetzung des Pixérécourtschen Melodramas, Aufführung in Weimar (1817 April 12), Goethes Rücktritt vom Theater, Stoffgeschichtliches usw.

Heft 10. 11. 1908. Runze M., Gleim und die Seinen. Ein Beitrag zur Geschichte und Kritik der deutschen Anakreontiker.

Heft 10. Bertram F., Gustavus Selenus' [d. i. des Herzogs August des Jüngern von Braunschweig-Lüneburg] Schach- oder König-Spiel [Leipzig, Henning Groß. 1616].

Koegler H., Das Mönchskalb vor Papst Hadrian und das Wiener Prognostikon. Zwei wiedergefundene Flugblätter aus der Presse des Pamphilus Gengenbach in Basel.

Hoffmann P., Ein Grabdenkmal für Heinrich von Kleist.

Heft 11. 12. Ullrich H., Zur Bibliographie der Robinsonaden. Nachträge und Ergänzungen zu meiner Robinson-Bibliographie. — Die S. 450b angeführte

‚U Zagrebu' [d. i. in Agram] 1879' erschienene Übersetzung ist wohl keine tschechische, sondern eine kroatische.

Heft 11. Schottenloher K., Flugschriften aus den ersten Jahren der Reformation. — Besprechung von Otto Clemens Sammlung.

Heft 12. Hirschberg L., Ein Gedenkblatt für den Rudelsburg-Dichter. Zum hundertsten Geburts- und fünfzigsten Todestag Franz Kuglers. — I. Die Gedichte. II. Die Dramen. III. Die Erzählungen und Novellen. Chronologisches Verzeichnis der im Druck erschienenen belletristischen Werke Franz Kuglers [1828/57].

Hoffmann P., Heinrich von Kleists ‚Unwahrscheinliche Wahrhaftigkeiten'.

Autographen-Publikation. Privatdruck von C. F. Schulz, Verlag Frankfurt am Main.

Jahrgang 1907. Aus eigenem Besitz hg. von C. F. Schulz-Euler. Nr. 1. Ein Brief von Nietzsche [1878 Mai 13].

Nr. 3. Eine Zeichnung Goethes [die nachher als authentisch festgestellt worden ist] und ein Brief Goethes an Fritz von Stein, W[eimar 1794 May 16. Fehlt in der Weimarer Briefausgabe].

Nr. 5. Ein Brief . . von Wilhelm Busch [1873 Dezember 27].

Nr. 7. Ein Brief Ottiliens von Goethe an Zelter (?) [Weimar 1824 August 30].

Nr. 9. Ein Brief Eduard Mörikes an Friedrich Hebbel [Stuttgart 1857 November 12].

Nr. 10. Ein ungedruckter Brief Friedrich Hebbels [an C. B. Lorck, Verlagsbuchhändler in Leipzig, Wien 1851 Jan. 7].

Im Spiegel der Handschrift. Frankfurt am Main, C. F. Schulz.

Der Autographen-Publikationen II. Jahrgang. 1908. Lief. 1. Ein Brief Wielands an seinen Verleger Salomon Geßner 1762 Juny 24.

Lief. 2. Ein Brief Fr. Ad. von Schacks [an Marschall, München 1871 Juli 21].

Lief. 3. Zwei Briefe Emil Zolas über Germinal, L'Oeuvre und L'Assomoir [an Ernst Ziegler, seinen deutschen Übersetzer, 1884 April 16. Dezember 7].

Akademieschriften und Verwandtes.

Abhandlungen der **historischen Klasse** der **königlich bayerischen Akademie** der **Wissenschaften.**

24. Band. 1. Abteilung. 1906. Riehl B., Internationale und nationale Züge in der Entwicklung der deutschen Kunst.

2. Abteilung. Doeberl M., Bayern und die deutsche Erhebung wider Napoleon I.

Sitzungsberichte der **kgl. bayrischen Akademie** der **Wissenschaften.** Philosophisch-philolog. Klasse.

1906. I. Muncker F., Über einige Vorbilder für Klopstocks Dichtungen.

Beiträge zur **Kunde Est-, Liv- und Kurlands,** hg. von der **Estländischen Literarischen Gesellschaft.**

6. Band. 1907. Heft 4. Greiffenhagen O., Bruchstücke einer niederdeutschen geistlichen Dichtung im Revaler Stadtarchiv [14./15. Jahrhundert].

Nachrichten von der **Königlichen Gesellschaft** der **Wissenschaften** zu **Göttingen.** Philologisch-historische Klasse.

1906. Heft 3. Frensdorff F., Katharina II. von Rußland und ein Göttingscher Zeitungsschreiber [Frdr. Gtli. Canzler]. Nachtrag. — Vgl. ‚Nachrichten' 1905. S. 305 ff. (Euphorion 13, 344).

Heft 4. Meyer L., Über den Namen Göttingen.

Göttingische gelehrte Anzeigen.

168. Jahrgang. 1906. Nr. 12. Frensdorff F., Bodemann: Der Briefwechsel zwischen der Kaiserin Katharina II. von Rußland und Joh. Georg Zimmermann.

Becker Ph. A., Breymann: Calderon-Studien. I. — Mit Ergänzungen.

Sitzungsberichte der **kurländischen Gesellschaft** für **Literatur** und **Kunst** aus dem Jahre 1905.

893. Sitzung am 2. März 1905. Diederichs H., Vortrag über das Hexen- und Zaubererwesen in Kurland. — Referat. In den Beilagen wird ein ‚Schreiben des gelehrten Passagiers über Werwölfe und Hexerei in Kurland' (17. Jun. 1726. K.) abgedruckt aus Johannes Kanolds Curieuser und nutzbarer Anmerkungen von Natur- und Kunst-Geschichten Supplementum III. S. 71/87 (Budissinn 1728).

899. Sitzung am 2. November 1905. Arnold K., Vortrag über Th. H. Pantenius Leben und Dichtungen. — Referat. Vollständig abgedruckt im 2. Band der ‚Heimatstimmen'.

Beilagen. Protokoll der Kirchenvisitation, die . . Johannes Funcke im preußischen Pfandgebiet Grobin . . 1560 Juli 19 bis 26 vollzog. Herausgegeben von O. Stavenhagen.

Zwei Briefe Stefan Bülaus an den Herzog Gotthard (Goldingen, Osterabend 1565; Frankfort an der Oder 26. October 1567).

Sitzungsberichte der **königlich preußischen Akademie** der **Wissenschaften.**

1907. IV. Burdach, Goethe und Schmidt, Deutsche Kommission. Bericht.

Burdach, Forschungen zur Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache. Bericht.

V. Perlbach und J. Luther, Ein neuer Bericht über Luthers Verbrennung der Bannbulle.

XLII IV. Ein ungedruckter Brief Kants [an Rud. Gottlob Rath, Koenigsberg 1792 October 16] . . . Mitgeteilt von L. Stern.

Berichte über die **Verhandlungen** der Königlich **Sächsischen Gesellschaft** der **Wissenschaften** zu **Leipzig.** Philologisch-historische Klasse.

58. Band. 1906. V. Hauck A., Worte zum Gedächtnis an Oskar von Gebhardt [geb. 1844, † 1906].

Lipsius H., Worte zum Gedächtnis von Friedrich Hultsch. [† 1906].

Wilcken U., Worte zum Gedächtnis an Heinrich Gelzer [† 1906].

Reale accademia dei lincei. (Roma). Anno CCCIII (1906). 1907. Seria 5 a. Classe di scienze morali, storiche e filologiche. Vol. XII.

Manacorda G., Della poesia latina in Germania durante il Rinascimento.

Mitteilungen aus dem **Literaturarchive** in **Berlin.**

1907. Sonderveröffentlichung. Briefe an Wolfgang Menzel. I. II. [Haupttitelblatt: Für die Literaturarchiv-Gesellschaft hg. von H. Meisner und E. Schmidt. Mit einer Einleitung von R. M. Meyer. 1908. Die mit * bezeichneten Briefe teilweise oder vollständig in Menzels Denkwürdigkeiten]. — Die Briefe sind von: Anton Alexander Grafen von Auersperg: Wien 1830 Decbr. 27; Thurn am Hart 1831 July 12. 1832 Aug. 31: Wien 1836 Jan. 12; Paris 1838 Jan. 16. Febr. 6. — Joseph Freiherr von Auffenberg: Carlsruhe 1830 Julius 16. — Christian Bähr: Heidelberg 1837 Juli 16. 1853 Januar 28. * Febr. 3. — A. Bitzius, s. J. Gotthelf. — Ludwig Börne: Frankfurt 1827 Juli 19; Paris 1835 Nov. 12. — Carl Brandenburg: Rom 1844 Mai 28. — Eduard von Bülow: Dresden 1838 August 2; Schloß Ötlishausen bei Bischofzell 1850 Nov. 10. — Edward Bulwer: Brighton 1848 Nov. 21. — Friedrich Wilhelm

Carové: Frankfurt a. M. 1826 Juni 9. 1829 Dez. 31. — Ignaz Franz (nicht: Friedrich, wie irrtümlich angegeben) Castelli: Wien 1830 Mai 11. Okt. 5. — Johann Friedrich Cotta: München 1829 Okt. 27. — Franz Delitzsch: Leipzig 1836 Juni 1. — Eduard Devrient: Berlin 1840 Nov. 27. — Eduard Duller: Frankfurt a. M. 1835 Juni 25. Okt. 24. — Bartholomäus Enders: Amberg in Bayern 1859 Sept. 12. — Karl Euler, Turn- und Fechtlehrer: Köln 1844 Mai 10. — Karl Falkenstein: Dresden 1841 Oct. 27. — August Adolf Ludwig Follen: Ackestein bei Zürich 1835 Okt. 2; Hottingen bei Zürich 1840 Nov. 16; Schloß Liebenfels im Thurgau 1854 Sept. 28. — Karl Fortlage: Heidelberg 1832 Nov. 18. — Ferdinand Freiligrath: Amsterdam 1834 März 10: *Barmen bei Elberfeld 1838 März 25: Groß Monra bei Cölleda, Reg. Bez. Erfurt 1840 Dez. 13: Darmstadt 1842 April 27. — Abraham Emanuel Fröhlich: Aarau 1830 Mai 8. 1831 Oct. 18. 1835 Sept. 22. 1841 Jan. 20. 1842 Juni 8. 1845 Dec. 14. 1851 Nov. 25. — Joseph Görres: München 1831 Febr. 20. März 12. — Bogumil Goltz: Thorn (in Preußen) 1848 Febr. 14. 1852 Aug. 17. — *Alb. Bitzius [Jeremias Gotthelf]: Lützelflüh (C. Bern) 1844 Aug. 19. — Christian Dietrich Grabbe: Detmold* 1830 Aug. 3. 1831 Jan. 15: Frankfurt a. M. 1834 Nov. 15; Düsseldorf 1835 Juni 22. Nov. 25. Sämtlich in Grisebachs Ausgabe 4, 290 f. 300 f. 343 f. 473. 488. — *Jacob Grimm: Berlin 1855 Aug. 21. — Karl Gutzkow: Berlin 1831 Jan. 25 (vorher: Sonntagsbeil. z. Voss. Ztg. 1901). Oct. 2: München 1833 Juni 8; Berlin 1833 Sept. 20. Oct. 11. 1834 März 21. — Wilhelm Haering (Willibald Alexis): Berlin 1830 März 12. Juli 10/11. Aug. 2. — Ida Gräfin Hahn-Hahn: * Greifswald 1833 Jan. 7; München 1835 Mai 30; Greifswald 1836 Jan. 5. April 20. 1837 Jan. 11; Mainz 1856 Aug. 3. — Joseph von Hammer-Purgstall: Wien 1835 Mai 1 (S. 96 ff. über die von Holtei verfaßte österreichische Volkshymne). 1836 April 7. 1838 Juli 17. Nov. 27. 1843 Nov. 3; Döbling 1845 July 20. — Graf Paul Haugwitz: Krappitz in Schlesien 1837 May 14. — August von Harthausen: Abbenburg bei Brakel im Fürstenthum Paderborn 1841 Febr. 27; Thienhausen bei Steinheim in Westphalen 1861 Jan. 10. — Friedrich Hebbel: Hamburg 1842 Sept. 8 = Hebbels Briefe (hg. von Werner) 2, 126. — Heinrich Heine: München 1828 Jan. 12 (= Heines Werke hg. v. Karpeles 8, 535 f.). April 16. Mai 2. 8. July 16; Paris 1832 Merz 15. — Ernst Wilhelm Hengstenberg: Berlin 1845 Febr. 1. — Karl Herloßsohn: Leipzig 1828 März 28. — Daniel Hirtz: Straßburg 1838 April 22. Nov. 11. 1839 Julius 28. 1840 Nov. 8. 1844 Okt. 9. — *Joseph Frh. v. Hormayr: Bremen 1844 Neujahrstag. Dez. 24. 1845 März 12. — Therese Huber: A. 1828 Mai 6. — * Jean Paul: Bairent 1823 Aug. 11. — Justinus Kerner: Weinsberg 1829 Aug. 19. 1830 Jan. 23. 27. 1831 Sept. 31. Nov. 2. 3. oder 4ten'. 1834 Apr. 16. 19. Nov. 14. * 1836 Apr. 29. 1838 Febr. 13; ohne Datum; 1838 Aug. 11; ohne Monat; Dez. 14. 1839 May 12. 1846 Ag. 16.; [Stempel 1851 Jan. 2]. * 1852 Dez. 28. *1853. 17. F. 1856 März 11. Ein Brief K.s vom 19. Aug. 1839 (abgedruckt Denkwürdigkeiten S. 246) fehlt. — Albert Knapp: Sulz a. N. 1830 Febr. 6. 1831 Jan. 17; Kirchheim u. T. 1836 Apr. 8. 1836 Apr. 19; o. O. 1839 Dec. 13; Stuttgart 1843 Juni 21. — Heinrich Laube: Leipzig, Sylvester 1832. — Heinrich Leo: Halle 1835 Oct. 29. 1839 [‚wahrscheinlich verschrieben für 1829'] Nov. 17. 1845 Juli 18. 1848 Juni 28. 1857 Dez. 31. — Justus Liebig: Gießen 1840 Mai 28. *August 25. — Wilhelm Lindenschmitt: Mainz 1846 Dec. 1. — Gotthilf August Freih. v. Maltitz: Dresden 1834 Febr. 25. — Heinrich [lies: Hans Ferd.] Maßmann: Berlin 1859 März 2. — Kronprinz Maximilian v. Bayern: München 1840 Dez. 2; Nymphenburg 1845 Aug. 18. — Conrad Ferdinand Meyer: Zürich 1864 Oct. 31. — Eduard Mörike: V.[om] Hause 1832 Febr. 22. — Julius Mosen: Dresden 1835 Sept. 10. *Nov. 18. *1838 Mai 15. 1842 Sept. 16. 1843 Jan. 15; Oldenburg 1855 Mai 4. —

Karl Müchler: Berlin 1841 Febr. 15. Sendet ein Exemplar der Reklamation, in welcher er das Schiller zugeschriebene Gedicht ‚Der Eroberer' für sich in Anspruch nimmt. Vgl. Goedeke² 6, 378 f. — Theodor Mundt: Berlin 1832 Dec. 8. 1833 Apr. 20. Mai 31. 1834 Dec. 17; Leipzig 1835 Nov. 15. — Philipp Nathusius: Neinstedt bei Quedlinburg 1854 Jan. 15. — Christian Ludwig Neuffer: Ulm 1836 May 13. — Franz Pfeiffer: Wien 1857 Dec. 31. — Hermann Ludwig Heinrich Fürst Pückler-Muskau: Berlin 1831 Dec. 4. — Oscar Freih. v. Redwitz: München 1849 Juni 1; Schellenberg bei Kaiserslautern 1853 Dez. 17. — Peter Reichensperger: Coblenz 1847 Aug. 28. — J. C. Reinhart: Rom 1835 Maj 30. 1840 Febr. 16. — Wilhelm Heinrich Riehl: München 1859 März 6. — Ernst Ludwig Rochholz: Aarau 1852 März 4. 1854 Okt. 24. 1856 Mai 20. — M. G. Saphir: München 1832 Sept. 13; Wien 1836 Aug. 27. — Adolf Schöll: Berlin 1836 Juli 31. — Carl Seydelmann: 1. Stuttgart 1830 Juni 7: 2. Niedernau 1832 Juli 12; 3. Stuttgart 1837 Dez. 5; 4. Berlin 1855 Mai 21. Das Datum dieses 4. Briefes ist verschrieben. Seydelmann † am 17. März 1843. Da S. 244 oben Lewalds Badealmanach erwähnt wird, der im Herbst 1835 erschienen ist, so ist wohl 1835 statt 1855 zu lesen und Brief Nr. 3 hat hinter Nr. 4 zu stehen. Bei dieser Anordnung fällt auch das Befremdende der Ansprache in Nr. 4 gegenüber dem traulichen Du in Nr. 3 weg. — Karl Simrock: Bonn 1835 Oct. 5. Dec. 1. — Carl Spindler: Hanau 1825 Dec. 25; Baden 1833 Apr. 10; Stuttgart 1842 Aug. 25; Baden 1842 Nov. 15. — Heinrich Stieglitz: Berlin 1833 Oct. 20; München 1838 Mai 18; Venedig 1844 Juli 19. — Adolf Stöber: Mülhausen 1845 Dec. 15. — August Stöber: Oberbronn, im Bezirk Weißenburg 1836 Dez. 29; Buchsweiler 1838 Aug. 15. — Friedrich Wilhelm Thiersch: München 1840 Juny 24. 1841 Aug. 15. — Albert Thorwaldsen: Rom 1836 July 5. — Ludwig Tieck: Baden Baden 1828 Juni 29; *Dresden 1829 Nov. 25; Baden 1830 Aug. 14; Dresden 1838 Aug. 3. 1839 Apr. 28; Baden Baden 1841 Jun. 29. — Ludwig Uhland: Tübingen 1852 Febr. 24. 1855 März 23. — August Friedrich Christian Vilmar: Marburg in Kurhessen 1860 Nov. 19. Dec. 12. — Gustav Friedrich Waagen: 1842 Dec. 10. — Wilhelm Wackernagel: [‚Menzels Auszug aus einem Briefe vom 16. Jan. 1827']. — Karl Theodor Welcker: Freiburg im Badischen 1835 Sept. 29. — Amadeus Wendt: Leipzig 1829 Jan. 14.

Zusammen 199 Briefe. — Register S. 286 ff.

Neujahrsblatt der **literarischen Gesellschaft Bern** auf das Jahr 1907. Tobler G., Jeremias Gotthelf und die Schule.

Mitteilungen der **literarhistorischen Gesellschaft Bonn.**

2. Jahrgang. 1907. Nr. 1. Ibsens Jugendlyrik. Enders C., Die Norwegische Literatur vor Ibsen. — Mielke A., Ibsens Jugendlyrik. — Noren-Herzberg, Korreferat.

Nr. 2. Das Kunstwerk Thomas Manns. Pache A., Thomas Manns epische Technik. — Bertram E., Das Problem des Verfalls.

Nr. 3. Ohmann F., C. F. Meyers dichterisches Schaffen

Nr. 6. Oppeln-Bronikowski F. v., Rainer Maria Rilke. Sein Leben, seine Weltanschauung, seine Kunst. — Enders C., Von Rilkes Art und Kunstübung zur Ergänzung.

Jahrbuch des **Freien Deutschen Hochstifts. (Frankfurt a. M.)**

1906. I. Aus den Lehrgängen. Rade M., Lessing als Theolog.

Voigt A., Soziale Utopien [Auszug aus den Vorträgen].

II. Festvorträge. Rehorn K., Goethe und der moderne Roman.

III. Aus dem Goethemuseum. Heuer O., Wielands Bildnis [aus dessen letzten Lebensjahren, dem Jahrbuch beigegeben. Der Name des Malers ist vergessen. Die Signatur C. L. vermag Verf. nicht zu deuten].

Hartmann G. v., Ein vergessener Kritiker des 18. Jahrhunderts [Joachim Christian Friedrich Schulz und seine ‚Literarische Reise durch Deutschland' 1786].

Hering R., Johann Heinrich Mercks ‚Überblick über die Geschichte der Malerei von den frühesten Anfängen bis auf Rubens und van Dyk'. — Wiederabdruck dieses schon von Karl Wagner, jedoch ohne die Anmerkungen in der Darmstädter Zeitschrift ‚Gutenberg' 1843 veröffentlichten Aufsatzes, nach dem eigenhändigen Manuskripte Mercks.

Heuer O., Marie Rehfeuers Silhouetten zu Goethes Iphigenie.

Heuer O., Mahler Müllers Iphigenie. — Inhaltsübersicht nebst einigen Proben.

Mitteilungen der **Deutschen Gesellschaft** zur Erforschung Vaterländischer Sprache und Altertümer in **Leipzig.**

10. Band. 1908. Heft 2. Der Wurmsaamen. Sechs poetische Streitschriften aus den Jahren 1751 und 1752. Herausgegeben von G. Witkowski. Mit Nachbildungen der sechs Originaltitel. — 1. Der Wurmsaamen. Ein Helden-Gedicht. Erster Gesang. Welchem bald noch XXIX. folgen sollen .... MDCCLI. 4°. [Von Daniel Wilhelm Triller]. — 2. Der Wurm-Doctor oder glaubwürdige Lebensbeschreibung Des Herrn Verfassers vom Wurmsaamen. Frankfurt und Leipzig 1751. 8°. Verfasser unbekannt. Nr. 1 und 2 bereits in der Gottsched-Halle 1904 S. 45/60. — 3. Unpartheiische Untersuchung, Was von der Schrift, Der Wurm-Doktor . . . zu halten sey. Frankfurth und Leipzig, 1752. 8°. [Von D. W. Triller]. — 4. Der Wurmsaamen. Ein Helden-Gedicht. Zweyter Gesang. Grund-Riß von 232. Zeylen, zu einem Gedychte, Genannt: Apollo auf den Gletscher, Oder: Der Grymselbergysche Phöbus . . . Nach dem Frankfurther Original. 1752. 4°. Verfasser unbekannt. — 5. Der Wurmsaamen, Ein Helden-Gedicht. Dritter Gesang. Oder: Klopstock und die Klopstockische Secte, Besungen von B. Frankfurth am Mayn, 1752. 4°. [Von Friedrich Börner]. — 6. Der Wurmsaamen ein Heldengedicht. Dritter Gesang. Zürich 1752. 4°. Dieser zweite ‚3. Gesang', bisher in keiner Bibliographie verzeichnet, ist „das relativ wertvollste [Stück] unter allen und wird am ehesten geeignet sein, den Leser zu erheitern . ." Der unbekannte Verfasser tritt „im Knittelvers für Klopstock und gegen Gottsched mit kräftiger, wenn auch nüchterner Beredsamkeit auf."

Mitteilungen der **Literarischen Gesellschaft Masovia.** Loetzen in Ostpreußen.

Heft 12. 1907. Sembritzki J., Masurens Anteil am Ost- und Westpreußischen Musen-Almanach [hg. von Aug. Lehmann u. a. Sechs Jahrgänge 1856/59. 1861. 1863. Der letzte Jahrgang unter dem Titel: Preußischer Almanach]. — Aus Masuren waren fünf Dichter beteiligt: Kreisgerichtsdirektor Ackermann, Friedrich Jung, Wilhelm Orlando Gortzitza, Wilhelm Menzel und Gerichtsrat Velthusen. Zur Probe werden 2 Gedichte von Gortzitza und eines von Velthusen neu gedruckt.

Sembritzki J., Register zu J. F. Goldbecks ‚Literarischen Nachrichten von Preußen' [Berlin 1781. Leipzig und Dessau 1783. Zwei Bände].

58. Bericht der **Lese-** und **Redehalle** der **deutschen Studenten** in **Prag** (1906).

1907. Benda O., Wilhelm Waiblinger. Ein Charakterbild.

The Graduate Magazine of the **University** of **Kansas.**

Vol. VI. Nr. 4. 1908. Winkler M., Goethe and Self-Culture.

Columbia University Germanic Studies. New-York.

Vol. III. No. Danton G. H., The nature sense in the writings of Ludwig Tieck.

Bulletin of the **University** of **Wisconsin** No. 188. Philology and Literature Series.

Vol. 4. No. 1. Dec. 1907. Goodnight S. H., German Literature in American Magazines prior to 1846. — Aus dem Inhalt: The period prior to 1800: Frederick the Great. Geßner. Werter. Lavater. Gellert. Schiller. Bürger. Zimmermann. Kotzebue. Herder. — The Nineteenth Century: Kotzebue. Körner. Goethe. Schiller. — S. 108/242 ein chronologisches Verzeichnis von Aufsätzen über deutsche Literatur und Schriftsteller sowie von Übersetzungen aus deutschen Autoren in den amerikanischen Zeitschriften von 1800 bis 1845. Nicht in allen Fällen war es dem Verf. möglich, Original und Übertragung zu identifizieren. Die mit großer Sorgfalt abgefaßte, ebenso dankenswerte wie mühselige Arbeit wird durch ein Register der behandelten deutschen Schriftsteller und durch eine ‚Bibliography of the Magazines' beschlossen. Leicht fällt bei all dem ins Gewicht, wenn im Register Hoffmann von Fallersleben und Fürst Pückler unter Fallersleben und Muskau eingestellt sind, wo sie Niemand suchen wird.

Mitteilungen des **Musealvereins** für **Krain.**

XX. Jahrgang. 1907. Heft 1/3. Stefan K., Geschichte der Entstehung und Verwaltung der k. k. Studien-Bibliothek in Laibach).

Jahresbericht des **städtischen Museum Carolino-Augusteum** in **Salzburg.**

1906. Vermehrung der Sammlungen des städtischen Museums Carolino-Augusteum im Jahre 1906. — I. Bibliothek und Archiv [879 Nummern].

Zeitschriften für Geschichte, Kulturgeschichte und Geographie.

Korrespondenzblatt des **Gesamtvereins** der **deutschen Geschichts- und Altertumsvereine.**

55. Jahrgang. 1907. Nr. 3. Schullerus, Siebenbürgisch-sächsische Volkskunde.

Nr. 4. Beschorner, Stand der Flurnamenforschung [mit Literatur 1903/6].

Nr. 8. Wäschke, Namenkunde.

Nr. 12. Hartmann R. J., Albert Pfister [geb. 1839, † 1907].

56. Jahrgang. 1908. Nr. 1. Wille, Der Humanismus in der Pfalz [Referat].

Nr. 2. Tille A., Sammlung und Verwertung familiengeschichtlicher Forschungen.

Wilser, Namen als Geschichtsquelle.

Historisches Jahrbuch.

XXIX. Band. 1908. Heft 1. Paulus N., Die Rolle der Frau in der Geschichte des Hexenwahns.

Historische Zeitschrift.

3. Folge. 2. (der ganzen Reihe 98.) Band. Heft 2. 1907. Miszellen. [3] Briefe von Gentz an Ranke [Wien 1828 Oktober 26. 1829 Juli 15. 1830 Mai 26]. Mitgeteilt von F. C. Wittichen.

Heft 3. Meusel F., Die drei Redaktionen von Friedrichs d. Gr. Histoire de mon temps. Eine Verteidigung. — Darauf: A. Dove, Erwiderung. — Vgl. weiter unten S. 612.

3. (99.) Band. Heft 1. Varrentrapp C., Rankes Historisch-politische Zeitschrift und das Berliner Politische Wochenblatt.

Miszellen. Stern A., Die Göttinger Sieben, Metternich und Mazzini.

4. (100.) Band. Heft 2. 1908. Briefe von Savigny an Ranke und Perthes.

Historische Vierteljahrschrift.

X. (der ganzen Folge 18.) Jahrgang. 1907. Heft 1. Meusel F., Das Verhältnis der drei Redaktionen von Friedrichs d. Gr. Histoire de mon temps [gerichtet gegen A. Doves Aufsatz in der Historischen Zeitschrift. 3. Folge. 1, 304/26]. Vgl. weiter oben S. 611.

Heft 4. Ulmann H., Das Detachement der freiwilligen Jäger in den Befreiungskriegen.

Historisch-politische Blätter für das **katholische Deutschland.**

139. Band. 1907. Heft 3. 4. Mayrhofer J., Ibsen als Romantiker.

Heft 7. Korrodi E., Neue Eichendorff-Literatur [W. Kosch; A. Nowack].

Heft 10. Herbeck J., Martin von Behaim.

140. Band. Heft 1. Paulus N., Luther und die Hexenprozesse.

Heft 9. Schmidt Exp., Eichendorff.

141. Band. 1908. Heft 1. Görres S., Dr. Franz Binder. Fünfzig Jahre Redakteur der Histor.-politischen Blätter.

v. Buol M. Freiin, Erinnerungen an Emilie Ringseis.

Fürst M., Emilie Linder und Friedrich Overbeck.

Holland H., Eduard von Steinle.* 2. Juli 1810, † 18. September 1886.

Jochner M. G., Briefwechsel zwischen Wolfgang Wilhelm von Neuburg und Johannes Kepler.

Selbstzweck und Endzweck. Aus dem Nachlaß von Emilie Ringseis.

Heft 6. Ranftl J., Aus Friedrich Schlegels alten Tagen.

Ein historisches Lied auf den Aufstand der Tiroler im Jahre 1809. Mitgeteilt von E. K. Blümml. — Von Johann Jäger zu Niederdorf ‚Hört ein Trauerspiel, so geschehen' (aus einem geschriebenen Liederbuche der Marie Ortner in Apfaltersbach aus dem Jahre 1833).

Deutsche Geschichtsblätter.

VIII. Band. 1907. Heft 4. Olberts H., Die Idee der mittelalterlichen Totentänze.

Heft 5. Borchling K., Die landesgeschichtliche Literatur Ostfrieslands im 19. Jahrhundert.

Heft 6/7. Spieß R., Trachtenkunde. — S. 173/97 Bibliographie.

Heft 9. Kötzschke R., Flußnamenforschung und Siedelungsgeschichte.

IX. Band. 1908. Heft 1. Schelenz H., Humanisten als Naturwissenschafter und Arzneikundige.

Heft 3. Reuschel K., Volkskunde und volkskundliche Vereine.

Walhalla. Bücherei für vaterländische Geschichte, Kunst und Kulturgeschichte. München.

5. Band. 1907. Golther W., Tannhäuser in Sage und Dichtung des Mittelalters und der neuen Zeit.

Bock F., Matthias Grünewald [Maler, Zeitgenosse Dürers].

Schmid U., Tagebuch des Pfarrers Michael Gotzmann 1480 bis 1524.

Schmid U., Volkslieder.

Archivalische Zeitschrift.

Neue Folge. 14. Band. 1907. Abert J. F., Die archivalische Literatur der letzten acht Jahre 1898—1906.

Baumann F. L., Zur Geschichte Münchens.

Quellen und **Forschungen** aus **italienischen Archiven** und **Bibliotheken** hg. vom kgl. **preußischen historischen Institut** in **Rom.**

X. Band. Heft 1. 1907. Hiltebrandt Ph., Eine Relation des Wiener Nuntius [Da Via, Erzbischofs von Rimini] über seine Verhandlungen mit Leibniz [Wien 18. Dezember] 1700 [nach Rom eingesandt].

Mitteilungen des k. und k. **Kriegsarchivs.**

3. Folge. V. Band. 1907. Eberle L., Die Mission des Obersten [August von] Steigentesch nach Königsberg im Jahre 1809.

Jahrbuch für **jüdische Geschichte** und **Literatur.**

11. Band. 1908. Geiger L., Karl Emil Franzos.

Mitteilungen der **Zentralstelle** für **deutsche Personen-** und **Familiengeschichte.**

2. Heft. 1906. Tille A., Genealogische Quellen.

Tille A., Leipziger Leichenpredigten. I. Allgemeines. II. Verzeichnis der im Besitze des Vereins für die Geschichte Leipzigs befindlichen [138] Leichenpredigten unter Anführung der darin enthaltenen genealogischen Tatsachen. III. Register. A. Die vorkommenden Familiennamen. B. Die vorkommenden Ortsnamen.

Metzsch G. v., Beiträge zur Geschichte adliger Familien aus den Kirchenbüchern der Umgebung Leipzigs.

Heraldisch-genealogische Blätter für **adelige** und **bürgerliche Geschlechter.**

4. Jahrgang. 1907. Nr. 3. Schön Th., Johann Jacob Schad von Mittelbiberach [geb. 1761, † 1828]; Gaisberg-Schöckingen F. Freih. v., Die Deszendenz des Joh. Jac. Schad von Mittelbiberach.

Biographisches Jahrbuch und **Deutscher Nekrolog.**

X. Band vom 1. Januar bis 31. Dezember 1905. 1907. Deutscher Nekrolog. Aus dem Inhalt: Heinzel Richard, Germanist, geb. 1838 (A. E. Schönbach). Wiederholt und ergänzt nach der Wiener Zeitung 1905 Nr. 96 f.). — Petzet G. Christian, Publizist, geb. 1832 (E. Petzet). — Hartleben Otto Erich, Dichter, geb. 1864 (A. Eloesser). — Schönfeld-Neumann Louise Gräfin, geb. 1818 (H. Bettelheim-Gabillon). — Möllhausen Balduin, Reisender und Romanschriftsteller, geb. 1825 (F. Brümmer). — Leimbach Karl Ludwig, Schulmann und Literarhistoriker, geb. 1844 (F. Brümmer). — Stinde Julius E. W., Schriftsteller (‚Wilhelmine Buchholz'), geb. 1841 (J. Trojan). — Lingg Hermann von, Dichter, geb. 1820 (H. Holland). — Hüffer J. F. A. Hermann, Historiker und Literarhistoriker, geb. 1830 (A. Herrmann). — Weech Friedrich O. A. von, Historiker, geb. 1837 (J. Wille). — Oncken Wilhelm, Historiker, geb. 1839 (J. Haller). — Spillmann Joseph, S. J., Schriftsteller, geb. 1842 (F. Lauchert). — Menzel Adolf von, Maler, geb. 1815 (A. Lindner). — Ergänzungen und Nachträge: Svoboda Adalbert Victor, Schriftsteller, Leiter der Grazer ‚Tagespost', geb. 1828, † 1902 (E. Petzet). — Hertz Wilhelm, Dichter und Literarhistoriker, geb. 1835, † 1902 (O. Günther). — Jordan Wilhelm, Schriftsteller, geb. 1819, † 1904 (A. Sonntag). — Meyer Johann, plattdeutscher Dichter, geb. 1829, † 1904 (K. Th. Gaedertz). — Franzos Karl Emil, Schriftsteller, geb. 1848, † 1904 (A. Klaar).

Wolff G., Totenliste 1904. 1905.

Archiv für Kulturgeschichte.

V. Band. 1907. Heft 1. Christian Adolph v. Anackers Beschreibung seiner Reise von Wien nach Lissabon (1730). Mitgeteilt von Th. Renaud.

Schultheiß F. G., Der Einfluß der Romantik auf die Vertiefung des Nationalgefühls.

Besprechung. Devrient H., Hartmann: Sechs Bücher Braunschweigischer Theatergeschichte (1905).

Heft 4 und VI. Band, Heft 1. Gebauer C., Quellenstudien zur Geschichte des neueren französischen Einflusses auf die deutsche Kultur.

Besprechungen. Legband H., F. Marlow: Faust hg. von Neurath (1907).

VI. Band. 1908. Heft 1. Simson P., Die Reise des Danziger Ratsherrn Arnold von Holten durch Spanien und Oberitalien in den Jahren 1606/8.

Löffler K., Vom Zutrinken.

Ein Protest gegen Hexenverbrennung aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Mitgeteilt von E. Otto.

Kuntze F., Zur Legende von der Jagd des Einhorns.

III. Ergänzungsheft. 1908. Die Reformation des Kaisers Sigmund. Die erste deutsche Reformschrift eines Laien vor Luther. Herausgegeben von H. Werner.

Mitteilungen des anthropologischen Vereins in Schleswig-Holstein.

18. Heft. 1907. Mestorf J., Die Sage vom Oldenburger Horn und Verwandtes.

Globus.

91. Band. 1907. Nr. 13. Ein Brief Alexander von Humboldts.

Deutsche Erde. Zeitschrift für Deutschkunde.

5. Jahrgang. 1906. Heft 5. Blocher E. und E. Garraux, Die deutschen Ortsnamenformen der Westschweiz.

Heft 6. Koblischke J., Die Ortsnamenforschung als Unterlage historischer Nationalitätenforschung.

Historische Lokal- und Provinzial-Zeitschriften.

Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins.

28. Band. 1906. Fritz A., Geschichte des Kaiser-Karls-Gymnasiums in Aachen. I. Das Aachener Jesuiten-Gymnasium. — S. 168/86 Die Theateraufführungen der Schule. Dazu S. 222/30 ein Verzeichnis der aufgeführten Stücke von 1601 bis 1785.

Classen M., Die konfessionelle und politische Bewegung in der Reichsstadt Aachen zu Anfang des 17. Jahrhunderts.

29. Band. 1907. Hashagen J., Der ‚Menschenfreund' des Freiherrn Friedrich von der Trenck. Ein Beitrag zur Geschichte der Aufklärung in Aachen. — Darstellung der Grundgedanken der von Trenck als Beilage zur Kaiserl. Reichs-Postamtszeitung herausgegebenen Wochenschrift ‚Der Menschenfreund' (Aachen 1772. Jahrgang 1775 ist noch nicht aufgefunden. Ob die Wochenschrift auch 1776 erschienen ist, läßt sich nicht feststellen). Voraus schickt Verf. eine kurze Wiedergabe der Trenckischen Charakteristik des Macedonischen Helden (‚Der macedonische Held in seiner wahrhaften Gestalt, ein Gedichte'. Kopenhagen 1771; Aachen 1771), da das Gedicht die hauptsächlichsten im ‚Menschenfreund' entwickelten aufklärerischen Leitsätze enthält und deshalb als Einleitung in diesen zu betrachten ist.

Fritz A., Die Auflösung des Aachener Jesuitenkollegs und ihre Folgen, im besonderen der Streit um das Jesuitenvermögen bis zum Jahre 1823.

Cramer F., Die Ortsnamen auf -weiler im Aachener Bezirk. Mit einer Einleitung über die Bedeutung der Weiler-Namen.

Alemannia. Zeitschrift für alemannische und fränkische Geschichte, Volkskunde, Kunst und Sprache. Zugleich **Zeitschrift** der **Gesellschaft** für **Geschichtskunde** zu **Freiburg i. B.**

7. (ganze Reihe 34.) Band. 1906/7. Heft 4. Hildenbrand W., Volksüberlieferungen von Walldürn. Nach dem Fragebogen zur Badischen Volkskunde aufgezeichnet.

Ein Augsburger Flugblatt auf den Frieden zu Rastatt (1714). Mitgeteilt von J. Bolte. — Der durch den edlen Friedens-Schluß gestürzte Und von den

Bauren verhaßte und übel geplagt Kriegericht Mars. Augsburg, gedruckt und zu finden bey Abraham Guggner .... An. 1714. Folioblatt, mit Kupferstich ‚E. Baeck a. H. fecit'. (Kupferstichkabinett zu Dresden.)

Albert P. P., Eine Parodie auf den Rastatter Kongreß 1797. — De passione sancti Romani imperii secundum tempus et pacem Rastadtiensem. Eine deutsche Übersetzung dieses biblischen Cento veröffentlichte bereits Heinr. Schreiber in seinem Aufsatze ‚Vor fünfzig Jahren in Freiburg' (Freiburger Adreß-Kalender für 1864 S. XXIV/VI) ‚Leiden unsers heiligen römischen Reiches auf dem Rastatter Kongresse'.

8. [35.] Band. Heft 1/2. Pfaff F., Der Wissmeister [d. i. Professor] Brugger. — Josef Brugger, geb. zu Freiburg im Breisgau am 23. Oktober 1796, studierte seit 1815 an der dortigen Hochschule, seit 1821 im Priesterseminar zu Meersburg, 1824 zum Priester geweiht, bis 1836 Gymnasiallehrer in Freiburg, bis 1845 Pfarrer in Kadelburg am Rhein bei Waldshut, dann in Rohrbach am Gießhübel bei Eppingen, trat 1846 zur deutschkatholischen Kirche über und zog als Prediger der deutsch-katholischen Gemeinde nach Heidelberg; dort starb er am 11. Mai 1865. Er war Komponist, Schriftsteller und Dichter (seine erste Gedichtsammlung ‚Harfentöne aus der Hütte eines Einsamen am Rhein' erschien anonym 1840). Den Hauptinhalt seiner späteren Lebenstage bildete sein Kampf für die Reinheit der deutschen Sprache; er gründete 1847 einen ‚Verein zur Beförderung der deutschen Reinsprache' und veröffentlichte mehrere einschlägige Werke.

Haffner O., Alemannische Ortsneckereien aus Baden.

Pfaff F., [64] Volkslieder und Schwänke aus Lobenfeld.

Feilberg H. F., Katzenstriegel [Volksspiel]. — Nachtrag von F. Pfaff.

Heft 3. Pfaff F., Die Dreisam [Fluß]. — Zur Namenforschung.

Beinert J., Johann Michael Moscherosch und sein Geburtsort Müllstätt. Festgabe zur Denkmalsenthüllung.

Kahle B., Zu Otto Böckels ‚Psychologie der Volksdichtung'.

Wehrhan K., Noch einmal: ‚Lippe-Detmold, o du wunderschöne Stadt.'

Götze A., Lücken im niederalemannischen Wortschatz.

Waag A., Einiges über die Karlsruher Mundart.

Pfaff F., Zum ländlichen Hausbau. 1. [Jos. V. v.] Scheffel über Hotzentracht und Hotzenhaus [Reisebilder 1895 S. 63 ff.].

Heft 4. Mayer H., Erasmus in seinen Beziehungen zur Universität Freiburg.

Walter Th., Hausinschriften im oberen Sundgau.

9. (36.) Band. 1908. Heft 1. Dietzel F., Die Mundart des Dorfs Wachbach im Oberamt Mergentheim.

Schmidt J., Einige Ortsneckereien im Markgräflerland.

Altbayerische Monatsschrift hg. vom Historischen Verein von Oberbayern.

6. Jahrgang. 1906. Heft 3/4. Lindenschmit, Des Historienmalers Wilhelm Lindenschmit [geb. 1806, † 1848], des Älteren, Jugend und Bildungszeit bis zur Darstellung der Sendlinger Bauernschlacht an der St. Margarethenkirche zu Untersendling. — S. 53 Viaticum Moritz Schwinds (Wien 1825 Juny 7) für Lindenschmit.

Heft 5. Steinberger L., Verunglimpfungen des baierischen Volksstammes in früherer Zeit.

Beiträge zur Geschichte, Landes- und Volkskunde der Altmark.

II, 4. 1907. Schmidt E., Flurnamen und Forstorte in der Altmark.

Pohlmann A., Neue Sagen aus der Altmark.

Wollesen E., Bürgerliche Hausmarken und Wappen aus dem altmärkischen Werben.

Altpreußische Monatsschrift.

44. Band. 1907. Heft 1. Wotschke, Christoph Thretius. Ein Beitrag zur Geschichte des Kampfes der reformierten Kirche gegen den Antitrinitarismus in Polen.

Sembritzki J., Max von Schenkendorfs Beziehungen zu Memel. — Zwei Briefe Sch.s an Oberbürgermeister und Magistrat von Memel, Königsberg 1808 Julius 8.

Meyer S., Die Gesetze der Spielleute zu Mewe. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte Preußens im 15. Jahrhundert.

Heft 3. Benrath K., Aus dem Briefwechsel Friedrich Wilhems III. mit dem Erzbischof Borowski 1810 f. — 18 Briefe aus den Jahren 1818/31.

Sembritzki J., Wer ist der Titelurheber von Scheffners ‚Jugendlichen Gedichten'? [Borowski?].

Heft 4. Warda A., J. Kants ‚Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels' und Seb. Fr. Treschos ‚Zerstreuungen auf Kosten der Natur'.

Sembritzki J., Die Jugendliebe des Philosophen [Christian Jakob] Kraus. — Maria Caroline Buchholtz, geb. 1755, seit 1776 mit Ludwig Crüger vermählt, † 1777. An sie ist Krausens ‚Epistel an M. C. B—ltz' gerichtet (Preußische Blumenlese für 1781 S. 197/207, unterz. K—s). Sembritzki druckt sie S. 546/50 wieder ab.

Krollmann C., Ein Brief Martin Opitzens aus dem fürstl. Dohnaischen Hausarchive in Schlobitten.

Müller H. v., Die Königsberger Burgschule und ihr Rector Wannowski. Aus den Materialien zu einer Biographie E. T. A. Hoffmanns mitgeteilt.

Monatsblätter des **Badischen Schwarzwaldvereins.**

IX. 11. Heilig O., Sagen aus dem Albtal.

Neujahrsblätter der **badischen historischen Kommission.**

Neue Folge. 10. 1907. Gothein E., Der Breisgau unter Maria Theresia und Joseph II.

Baltische Studien.

Neue Folge. Band X. 1906. Wehrmann M., Die Söhne des Herzogs Philipp I. von Pommern auf der Universität zu Greifswald.

Heinemann O., Studentische Verbindungen in Greifswald bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts.

Lange E., Der Konflikt der ‚Allgemeinheit' und der Landsmannschaft Pomerania in Greifswald im Sommerhalbjahr 1821. — Aufzeichnungen des damaligen Rektors Peter Friedrich Kanngießer im Matrikelbuch der Universität.

Kriegstage des Leutnants Ludwig Schulz aus den Jahren 1813, 14 und 15. Hg. von P. Meinhold. — Schulz starb schon 1824. Er war auch dichterisch tätig vgl. S. 182 (Gedichte), S. 186 (1817 ‚Ich beendige das Trauerspiel: Das schwarze Kreutz'). S. 155 eine Einzeichnung Johann Georg Seegemunds Pom. Sedinensis (Colberg Regmt) Berlin den 12. Februar 1813.

Voeltzkow A. und Adam K., Die Familien Voelschow oder Voeltzkow mit Einschluß der von Voltzkow auf Völtzkow. Ein Beitrag zur pommerschen Kulturgeschichte und Genealogie. Auf Grund amtlicher Quellen beschrieben.

Neue Folge. Band XI. 1907. Meinhold P., Zeitbilder aus den Kriegen 1806 und 1813/15 nach gleichzeitigen Kriegstagebüchern. — Eintragungen in das Tagebuch W. Böhmers (1813) von Adalbert von Chamisso S. 135, A. Giesebrecht S. 135 f., Johann Georg Seegemund S. 136, Louise Förster S. 137 und anderen.

65. Bericht und **Jahrbuch** 1907 des **Historischen Vereins** . . zu **Bamberg.**

Senger A., Das Kaiserliche Hochstift Bamberg nach seiner kulturellen Bedeutsamkeit. Geschichtliche Studie.

Basler Zeitschrift für **Geschichte** und **Altertumskunde.**

VI. Band. 1907. Heft 2. Autobiographie des Johannes II. Bernoulli [geb. 1710, † 1790]. Hg. von F. Burckhardt. — Kurtze Beschreibung meines Lebenslaufs, angefangen im Jahre 1746.

Heft 2 und VII. Band Heft 1. Hoßfeld M., Johannes Heynlin aus Stein. Ein Kapitel aus der Frühzeit des deutschen Humanismus.

Heft 2. Pfister A., Zur Geschichte Basels und der evangelischen Eidgenossen im Zeitalter des siebenjährigen Krieges. (Joh. Rud. Iselin). — Beilagen. (Aus Briefen an J. R. Iselin.)

Forschungen zur **Geschichte Bayerns.** Vierteljahrsschrift.

XIV. Band. Heft 4. 1906. Löwe H., Der Prediger Alexius Neukomm und der Lindauer Kirchenhandel des Jahres 1626. — Schluß in Heft 1 des XV. Bandes.

XV. Band. 1907. Heft 1/2. Heigel K. Th., Über handschriftliche Erinnerungen des bayerischen Staatsrats Klemens v. Neumayr. — Neumayr, geb. 1766 in Burghausen, Schwiegervater des Ministers und Dichters Eduard von Schenk. Die Erinnerungen wurden 1828 niedergeschrieben.

Kleine Beiträge. Rüthnick R., Daniel v. Superville, der Gründer der Universität Erlangen [geb. 1696, † 1776]. Beiträge zur Geschichte seines Lebens.

Leidinger G., Literarische Jahresrundschau 1906. A. Historische Zeitschriften Bayerns. B. Bibliographie des Jahres 1906 zur Geschichte Bayerns.

Studien und **Mitteilungen** aus dem **Benediktiner-** und dem **Cistercienser-Orden.**

XXVII. Jahrgang. Heft 4. 1906. Haluša P. T., Adalbert Stifter (1805/68). Schluß.

Zeitschrift des **Bergischen Geschichtsvereins.**

40. Band. 1907. Müller R., Grunners ‚Aufforderung an deutsche Jünglinge und Männer zum Kampfe für Deutschlands Freiheit' (29. November 1813) in ihrer Verbindung mit E. M. Arndts Schrift ‚Was bedeutet Landsturm und Landwehr?'

Seitz F., Reisebeschreibungen über das Bergische Land aus dem Ende des 18. Jahrhunderts.

Heyderhoff J., Der bergische Volksmann Johann Friedrich Benzenberg.

Mitteilungen des **Vereins** für die **Geschichte Berlins.**

1906. Metzel, Die Zwanglose 1806/1906. — Aus der Festschrift der ‚gesetzlosen Gesellschaft'.

Lazarus J., Zwei Briefe Friedrichs des Großen. — An den Offizier von Bentivegni (1770, 1780).

1907. Nr. 2. Frensdorff E., Das Testament der Dichterin Anna Louise Karsch.

Nr. 3. Leo J., Das geistige Leben Berlins während des Siebenjährigen Krieges. [Referat.]

Nr. 7. Müller H. v., Hoffmann, Julius v. Voß und Holbein in Berlin. Aus den Materialien zu einer Hoffmannbiographie mitgeteilt.

Nr. 11. Runze M., Heinrich von Kleists literarisches Wirken in Berlin. [Vortrag.]

Weissstein G. (†), Eine Silberhochzeit in Alt-Berlin [Friedrich Nicolai].

Gilow H., Poetische Zeitstimmen in der Vossischen Zeitung aus den Jahren 1807/10 [die Mehrzahl der Verse hat S. H. Catel zum Verfasser].

Nr. 12. Gilow H., Noch einige Zeitstimmen aus den Berliner Zeitungen vor und nach Jena. — Aus dem ‚Beobachter an der Spree' und dem ‚Preußischen Hausfreund' hg. von Theodor Heuissius (1. April 1806 bis Anfang Februar 1807).

Tschirch O., Fürst Anton Heinrich v. Radziwill und seine Faustmusik.

1908. Nr. 1. Gilow H., Ein Fund zur Vorgeschichte von H. v. Kleists ‚Prinz Friedrich von Homburg'. — Der Kupferstich von Joh. Josef Freidhof nach dem Gemälde von Karl Kretschmar ‚Friedrich Wilhelm der Große, Kurfürst von Brandenburg und der Prinz von Hessen-Homburg nach der Schlacht bei Fehrbellin' (Berlin bei J. J. Freidhof 1802), der S. 11 reproduziert wird.

Schriften des **Vereins** für **Geschichte** des **Bodensees** und seiner Umgebung.

36. Heft. 1907. Rieber J., Der Vorname Eitel. Historisch-genealogische Untersuchung.

Sensburg W., Bibliographie zur Geschichte der Stadt Lindau i. B.

Mitteilungen des **Vereins** für **Heimatkunde** der Bezirke **Böhm.-Aicha, Friedland, Gablonz, Kratzau, Reichenberg, Rochlitz** und **Tannwald.**

Nr. 1 (15. Februar). 1907. Eine Schmähschrift auf den Reichenberger Magistrat aus dem Jahre 1799.

Nr. 1. 2. Moißl F., Hervorragende deutschböhmische Musiker. — Nr. 1. H[einrich] I[gnaz] F[ranz] Biber 1644 bis 1704. Ein Wartenberger Großmeister des Violinspieles. — Nr. 2. Christophorus Demantius. Geb. 1567 zu Reichenberg.

Nr. 3. Moißl F., Zur Demantius-Forschung.

Mitteilungen des **Vereins** für **Geschichte** der **Deutschen** in **Böhmen.**

XLVI. Jahrgang. 1907. Heft 1. Menčik F., Ein Brief des Bischofs Kindermann.

Der Böhmerwald.

IX. Jahrgang. 1907. Heft 6. Käferl J., Rose und Haselnuß. Eine volkskundliche Studie.

Forschungen zur **Brandenburgischen** und **Preußischen Geschichte.**

19. Band, 2. Hälfte. 1906. † Wittichen P., Zur inneren Geschichte Preußens während der französischen Revolution. Gentz und Humboldt [Kapitel II des ersten Buches und die erste Hälfte von Kapitel I des zweiten Buches der unvollendet hinterlassenen Gentzbiographie des Verfassers].

Volz G. Die ‚Vie privée' und die ältere Literatur über den Prinzen Heinrich von Preußen. — Die ‚Vie privée, politique et militaire du prince Henri de Prusse' 1809 anonym in Paris erschienen; als ihr Verfasser wird S. 106 f. Ludwig Bouillé, Sohn des Marschalls Franz nachgewiesen.

Kleine Mitteilungen. Gruner J. v., Justus Gruner und der Hoffmannsche Bund. — Zum Abdrucke gelangen Briefe und Denkschriften Gruners an den Fürsten Hardenberg 1815/6 und das Konzept eines Schreibens von Hardenberg an Gruner 1816.

20. Band. 1. 2. Hälfte. Haß M., Die preußischen Adreßkalender und Staatshandbücher als historisch-statistische Quellen.

Archiv der ‚**Brandenburgia**' Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg.

12. Band. 1907. Festschrift zur Feier des 70. Geburtstages ihres ersten Vorsitzenden . . Ernst Friedel. 1. Teil. Albrecht G., Ernst Friedel 1837—1907. Ein Gedenkblatt zum 70. Geburtstage. — S. 65—90 Verzeichnis der von Ernst Friedel bis zum 23. Juni 1907 veröffentlichten Schriften und Abhandlungen.

2. Teil. Pniower O., E. T. A. Hoffmanns Berlinische Erzählungen. — Nachtrag S. 242/4.

Mielke R., Mühlensagen in der Provinz Brandenburg.

‚Brandenburgia'. Monatsblatt der Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg zu Berlin.

XV. Jahrgang. 1906. Nr. 7. Seelmann W., Zum Kahnsdorfer Hochzeitsgedicht. — ‚De Hoolsi' (um 1750) abgedruckt in der Brandenburgia 13, 75.

Nachgewiesen wird, daß der Text keinesfalls um 1750, sondern erst nach 1810 niedergeschrieben sein kann, da in ihm die mundartliche Umsetzung der plattdeutschen 1810 zum erstenmal gedruckten ‚Bauernhochzeit' von Wilh. Bornemann vorliegt.

2. Versammlung des XV. Vereinsjahres. Pniower über ein Stammbuch, angelegt von einem Enkel des Arztes Ernst Ludwig Heim, seit 1841, mit Einträgen von Willibald Alexis, Bettina v. Arnim, Karl Beck, Eichendorff, Herwegh, Hoffmann von Fallersleben, Karl von Holtei, Fouqué, Gubitz, Theodor Mundt und Frau (Luise Mühlbach), Öhlenschläger, Raupach, Saphir, Tieck, Varnhagen v. Ense, Brüder Grimm, F. H. v. d. Hagen usw. Das Stammbuch wurde vom Märtischen Provinzialmuseum aus der Auktion des Meyer Cohnschen Nachlasses erstanden.

Nr. 8. Jülicher R., Märkische Inschriften und Sprüche.

Jülicher R., Wanderungen über märkische Friedhöfe. — Grabschriften.

Ferner allerhand kleine Mitteilungen zur Volkskunde z. B. S. 207 f. Treuenbrietzener Fastnachtsgebräuche.

Nr. 11. Pniower O., [Brief von D. Chodowiecki an Wilh. Gtli. Becker 1799 Oktober 21, S. 386 f.; Gedicht (3 × 4zeil. Strophen) von S. Rösel, datiert Berlin 1826 November 12, S. 387].

Nr. 11. 12. Lemke E., Volkstümliches Gebäck.

XVI. Jahrgang. 1907. Nr. 2. Monke O., Über Volksheilmittel und Heilmethoden.

Nr. 4. Kleine Mitteilungen. Kühnlein, Kirchliche Inschriften.

Glockeninschriften im Turm der St. Lukaskirche in Berlin.

Jahrbuch des **Geschichtsvereins** für das **Herzogtum Braunschweig.**

5. Jahrgang. 1906. Steinacker K., Die graphischen Künste in Braunschweig und Wolfenbüttel während der letzten drei Jahrhunderte.

Zimmermann P., Abt [Joh. Frdr. Wilh.] Jerusalems Berichte über die Erziehung der Kinder Herzog Karls I. insbesondere des Erbprinzen Karl Wilhelm Ferdinand [aus den Jahren 1750, 51 und 54].

Braunschweigisches Magazin.

12. Band. Jahrgang 1906. Nr. 4. 5. Der Klub zum schiefen Ständer [1821/39]. — Dem Klub gehörten Beamte, Militärs, Lehrer (Friedrich Griepenkerl, Vater Robert G.s), Schauspieler, Tonkünstler und Kaufleute an. Gründer war Wilhelm Ribbentrop († 20. Juni 1827). Gedichte lieferten in der Zeit bis 1827 außer Ribbentrop noch Hofrat am Landesgerichte August Geitel (1776 bis 1832), Opernsänger und Schauspieler Gerber, Kaufmann Eberhard Wiedemann (geb. 1766), Kaufmann und Conditor Christian Grabenhorst (1768 bis 1838), Polizeikommissär August Wolff (1782 bis 1848), einmal sogar die Klubwirtin Madame Wilhelms und ein Meßfremder aus Leipzig, der Kaufmann und Ratsherr Limpurger. Mehrere der Gedichte werden zum Abdruck gebracht.

Nr. 7. Schütte O., Zum Volksleben in Braunschweig vor dem dreißigjährigen Kriege.

Z[immermann] P., Kleine Beiträge zur Braunschweigischen Biographie. — 2. Georg Kaspar Schürmann, Opernkomponist. Ergänzungen zum Artikel der Allgemeinen Deutschen Biographie (33, 94 ff.). Geburts- und Todesjahr werden festgestellt: 1672 (oder Anfang 1673) und 25. Februar 1751. — 3. Daniel von Superville. Ergänzungen zu E. Sehlings Monographie (Leipzig 1893).

Nr. 10. 11. Griepenkerliana. Mitgeteilt von H. Mack. — Nr. 10: 1. Brief von Friedrich K. Griepenkerl, Hofwyl bei Bern in der Schweiz 1815 November 20, vermutlich an den Konsistorialrat Jakob Ludwig Römer gerichtet. Griepenkerl war vom Konsistorium aufgefordert worden, sich um eine erledigte Stelle am Katharineum zu bewerben; er entwirft in dem Briefe ein Stück Selbst-

biographie. — 2. Brief von Spontini, 1839 November 13, an Robert Griepenkerl. Dank für die Zusendung von dessen Novelle ‚Das Musikfest oder die Beethovener' (1838). — Nr. 11: 3. Brief Robert Griepenkerls an Franz Dingelstedt, Braunschweig 1854 März 5. — 4. Trinklied ‚Die Erd' ein Pokal', von Rob. Griepenkerl am 21. Mai 1861 an einen seiner Bekannten, Finanzkalkulator Riemann in Braunschweig gerichtet.

Nr. 11. Hassebrauk G., Ein Beitrag zur Geschichte des Braunschweiger Theaters. — ‚Comoedia genandt die billige Bestraffung der Tyrannischen Böhmischen Königin Orismannae' usw., gespielt am 22. August 1713 in des Herrn Lilly ‚Behausung', einem Privathause auf der Gördelingerstraße in Wolfenbüttel.

Damköhler E., Himmelsbriefe.

Nr. 12. Z[immermann] P., Zur Biographie Ernst Theodor Langers [des Wolfenbüttler Bibliothekars, Fremdes von Goethe und Lessing]. — Brief der Küsterin des aufgehobenen Damenstifts von St. Maria auf dem Berge bei Herford Christiana Sophie Karoline von Bandemer (geb. 1770, † 1850) an Langers Amtsnachfolger, den späteren Oberbibliothekar in Dresden, Frdr. Ado. Ebert (Wolfenbüttel, 1828 Juni 20). — S. 142 gibt Zimmermann eine Berichtigung und ein paar Zusätze für seinen Lebensabriß Langers (Zeitschrift des Harzvereins 16, 1883, S. 1/78).

Mitteilungen des Vereins für Geschichte Dresdens.

20. Heft. 1907. Sigismund E., Ferdinand von Rayski. Ein biographischer Versuch. — Maler, geb. 1806, † 1890.

Dresdner Geschichtsblätter.

XV. Jahrgang. 1906. Nr. 1. Erinnerungen aus den Maitagen 1849 vom Schuldirektor Moritz Pretzsch [geboren 1805, † 1876]. Mitgeteilt von O. Richter.

Nr. 4. Göhler R., Zur Geschichte des Maiaufstandes 1849. I. Ein Brief [Gustav] Schwenders an [Hermann] Köchly. Dresden, 14. Juni 1849. II. Gustav Zschetzsche [an Köchly] Hottingen bei Zürich, 21. Juli 1849; [an J. G. Müller] Wildbad b. Zürich 10. Aug. 1849.

XVI. Jahrgang. 1907. Nr. 3. Erlebnisse eines Amtenschülers 1758/72. Aus der Selbstbiographie des Pastors Christian Heinrich Schreyer [geb. 1751, † 1823] mitgeteilt von O. Richter. — Schreyers handschriftliche Selbstbiographie ‚Meine Lebensgeschichte' umfaßt 538 Quartseiten. Der auch von Richter mitgeteilte Abschnitt über seine Erlebnisse als Kind während des 7jährigen Krieges wurde schon im Dresdner Anzeiger 1876 veröffentlicht.

Mitteilungen des Geschichts- und Altertumsforschenden Vereins zu Eisenberg im Herzogtume Sachsen-Altenburg.

23. Heft. (Band IV. Heft 13). 1908. Löbe R., Friedrich August Christian Mörlin, Professor am Friedrich-Gymnasium zu Altenburg. Geb. 4. Januar 1775, gest. 4. September 1806. — Vgl. Goedeke² 7, 296. Der hier unter 3) genannte Roman ‚Almanon und Erminia' erschien nach Löbe bereits 1799.

Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Literatur Elsaß-Lothringens.

XXIII. Jahrgang. 1907. Das Susannenspiel des Samuel Israël von Straßburg von 1603. Herausgegeben von A. Schaer. — Aufgeführt am 7. August 1603 zu Münster im Elsaß. Gedruckt zu Basel bei Johann Schröter 1607. Neudruck nach dem Exemplar der Kgl. Bibliothek in Berlin Yq. 2146. 48 Blätter 8°.

Sagen aus dem krummen Elsaß, gesammelt von Lehrern und Lehrerinnen der Schulinspektion Saarunion, veröffentlicht von Menges. II. Aus dem Kanton Drulingen [Nr. 108/83].

Beinert J., Moscherosch im Dienste der Stadt Straßburg [als Frevelvogt oder Fiskal, 1645/56].

Gedicht eines Bauern aus Zutzendorf 1849. Mitgeteilt von Krug. — Über die Wahl des Präsidenten. Aufgesetzt von Georg Hans von Zutzendorf, ‚Eh man neun und vierzig zählet'.

Das Gleichnis vom verlorenen Sohn in sechs elsässischen Mundarten. Besorgt von E. Haller.

Obrecht und Martin, Nachträge und Berichtigungen zum Wörterbuch der Elsässischen Mundarten.

Kassel, Meßti und Kirwe im Elsaß.

Jahrbuch der **Gesellschaft** für **bildende Kunst** und **vaterländische Altertümer** zu **Emden.**

16. Band. Heft 1/2. 1907. Klopp W., Der Lebenslauf von Onno Klopp. 1822 bis 1903. — Mit Bildnis. S. 167/81 Verzeichnis der Werke von Onno Klopp. (Macht nicht den Anspruch der Vollständigkeit). 1848 bis 1906.

Reimers H., Die Quellen der ‚Rerum Frisicarum Historia' des Ubbo Emmius.

Mitteilungen des **Vereins** für die **Geschichte** und **Altertumskunde** von **Erfurt.**

27. Heft. 1906. Bertram M. P., Der Erfurter Kaland. Ein Beitrag zur Charakteristik der Pfarrgeistlichkeit und des kirchlichen Kultus der Stadt im 14./15. Jahrhundert. Mit Abbildung des Kalandsiegels.

28. Heft. 1907. Meyer F., Friedrich von Nerly [Nehrlich, 1807/78]. Eine biographisch-kunsthistorische Studie. — Briefe an Nerly: von Bettina von Arnim (1833 May 27) S. 99/101; von K. Fr. v. Rumohr (1833) S. 101/4.

Erzgebirgs-Zeitung.

XXVIII. Jahrgang. 1907. Heft 2. 4. Haudeck J., Volksbrauch und Volksglaube im Leitmeritzer Mittelgebirge.

Heft 4. Urban M., Ein Beitrag zur Volkskunde des Erzgebirges.

Heft 5. Drei Volkslieder aus dem Saazer Lande [mit den Weisen]. Mitgeteilt von J. Haudeck. — I. ‚Frau, ihr sollt nach Hause kommen'. II. ‚Schatz sei zufrieden' III. ‚Wenn in Himmel, sacht er'.

Fleischer V., Franz Xaver Muhr, der Dichter der Natur [Buchbindermeister, † 1907].

Beiträge zur **Geschichte** von **Stadt** und **Stift Essen.**

28. Heft. 1906. Urkunden und Akten des Essener Münsterarchivs. Herausgegeben von K. H. Schaefer und F. Arens.

Neujahrsblätter. Hg. von der **Gesellschaft** für **fränkische Geschichte.**

II. 1907. Gleichen-Rußwurm A. v., Aus den Wanderjahren eines fränkischen Edelmannes.

Archiv für **Frankfurts Geschichte** und **Kunst.**

3. Folge. 9. Band. 1907. Riese A., Rückblick auf die Entstehung und Entwickelung des Vereins für Geschichte und Altertumskunde in Frankfurt am Main 1857—1907. — S. 25/34 Verzeichnis der in den Jahren 1857—1907 vom Verein für Geschichte und Altertumskunde veröffentlichten Schriften. In einer Anmerkung S. 25 f. wird auch der Inhalt der acht Hefte des Archivs für Frankfurts Geschichte und Kunst 1839/58 angegeben.

Jung R., Frankfurter Hochschul-Pläne 1384/1866. — Dazu ein Nachtrag S. 403/6.

Euler K., Beiträge zur Reformationsgeschichte der Stadt Frankfurt a. M. 1. Teil. Vorbemerkung. I. Die Bornheimer Eingabe 1523/4. II. Zur Vorgeschichte des Zünfteaufstandes von 1525.

Kracauer J., Frankfurt und die französische Revolution 1798/92.

Aktenstücke über die Besitzergreifung der Reichsstadt Frankfurt a. M. durch den Fürsten Primas am 9. September 1806. Hg. von R. Jung.

Mitteilungen vom Freiberger Altertumsverein.

43. Heft. 1907. Wappler, Alte sächsische Wünschelruten-Geschichten.

Fuldaer Geschichtsblätter.

VI. Jahrgang. 1907. Nr. 5. Kleinere Mitteilungen. Ein Brief des Fürstprimas Dalberg. — Dankschreiben (Fuld 1811 Nov. 3) an den Verfasser von: Das Vergißmeinnicht der Buchonier . . . Carl . . von Dalberg, am 4. November 1811, als dem höchsten Namenstage, unterthänigst überreicht. Fulda, gedruckt mit Müllerschen Schriften. 30 S. Der ungenannte Dichter war zweifellos der Großherzogl. Präfekturrat Johann Peter Welle, derselbe, der auch das am 29. Sept. 1811 begangene 50jährige Priesterjubiläum des entthronten letzten Fürstbischofs von Fulda, Adalbert III., in seinen poetischen ‚Blumenkränzen' (Fulda 1812) verherrlicht hat.

Nr. 9. Grau J., August Gottlieb Meißner. — Benutzt wird in dieser Skizze auch Heinrich Koenigs Autobiographie ‚Auch eine Jugend' und S. 143 f. darauf hingewiesen, daß Alfr. Meißner in seinen Roccoco-Bildern (2. Ausgabe. Lindau und Leipzig 1876) bei Schilderung der Fuldaer Verhältnisse oder Persönlichkeiten jenes Buch wortgetreu ohne Quellenangabe ausschreibt und dabei ‚Koenigs Worte geradezu auf den Kopf stellt'.

Mitteilungen der Vereinigung für Gothaische Geschichte und Altertumsforschung.

Jahrgang 1906/7. Schneider M., Gotha in der Reisebücher-Literatur von 1671 bis 1824.

Kleinere Mitteilungen. 3. Zwei ungedruckte Lieder des Kurfürsten Johann Friedrich des Großmütigen und des Kurfürsten Moritz von Sachsen. Aus einer Gothaer Handschrift [Codex Miscell. Chartaceus A. n. 186 der hzgl. Schloßbibliothek] herausgegeben von M. Schneider. — 1. Churfürstl. Lied, Durch ihn selbsten gemacht im anzug gesungen ‚In Gottes Namen scheiden wir'. 2. Hertzog Moritzen Lied ‚Von Erst so will ich heben an'.

Mitteilungen des Vereins für Hamburgische Geschichte.

26. Jahrgang. 1906 (ausgegeben:) 1907. Band IX. Heft 2. Nr. 1. Heskel, Hamburgische Stimmen aus der Paulskirche. — Briefe aus den Jahren 1848/9 von: Gustav Moritz Heckscher an Oscar und Charles Parish; Sophie Godeffroy an Auguste Parish; Heinrich Chn. Meyer an seinen ältern Bruder Adolph.

Heft 2. Nirrnheim H., Übersicht über die im Jahre 1905 erschienene Literatur zur Hamburgischen Geschichte, nebst einigen Nachträgen aus früheren Jahren.

Heckscher J., H. Nirrnheim und A. Obst, Hamburgensien aus dem 175. Jahrgange des Hamburgischen Correspondenten, dem 114. Jahrgange der Hamburger Nachrichten und dem 77. Jahrgange des Hamburger Fremdenblatts 1905.

Hannoversche Geschichtsblätter.

10. Jahrgang. 1907. Heft 1/6. Die jetzigen Straßennamen der Stadt Hannover.

Heft 7/9. Wüstefeld, Hannoversche Ärzte im 18. Jahrhundert. — Paul Gottlieb Werlhof, Johann Georg Zimmermann (S. 204/18).

Coers, Dichtungen in Hildesheimer Mundart. Vortrag.

Volksüberlieferungen über die ehemalige Verehrung heidnischer Götter in der Umgegend von Hannover.

11. Jahrgang. 1908. Heft 1/3. Schmidt H., G. W. Leibniz und die deutsche Sprache. Vortrag.

Die Einführung der Reformation in Hannover. [Aus Redeckers Chronik.]

Heft 4/6. Weudland A., Die Handschriften des Kestner'schen Nachlasses in der Stadtbibliothek zu Hannover. — Biographien August Kestners (1777/1853) und Hermann Kestners (1810/90).

Hannoverland. Monatsschrift für Geschichte, Landes- und Volkskunde, Sprache, Kunst und Literatur.

1907. Heft 1/3. Kutscher A., Die beiden Stadthannoveraner A. W. und F. Schlegel als Dichter.

Heft 2. Ulrich O., Schillers Drama ‚Die Prinzessin von Zelle'.

Kück, Kirchliches Leben und Volkssprache im Lüneburgischen.

Rothert, Die allgemeine Hannoversche Biographie.

Heft 7. Eine unbekannte Ode G. A. Bürgers auf den Herzog von Gloucester [Göttingen, den 15. August 1769]. Mit einem Schattenriß. Mitgeteilt von E. Ebstein. — Die Ode ist in einem Einzeldruck (4 Bl. Folio) und dann in den Hamburger ‚Unterhaltungen' 3. Stück September 1769 S. 218/20 (unterz. G—r) erschienen.

Heft 10. Rüther E., Johann Heinrich Voß und Bürgermeister Schmeelke.

Hansische Geschichtsblätter.

Jahrgang 1907. Heft 2. Feit P., Alte und neue Deutungen des Wortes hansa.

Sieveking H., Der Hamburgische Syndikus Karl Sieveking (1787—1847). Ein Lebensbild aus der Zeit der Erneuerung der Hansischen Selbständigkeit.

Zeitschrift des **Harz-Vereins** für **Geschichte** und **Altertumskunde.**

40. Jahrgang. Heft 1. Hölscher U., Henning Cramer v. Clausbruch, Bürgermeister der Stadt Goslar 1626/46 [nach seinen eigenen durch die Akten des Goslarischen und anderer Archive ergänzten Aufzeichnungen].

Denker H., Einige Bemerkungen zu der Chronik des Wildemänner Pastors Hardanus Hake, sowie zu der ersten Geschichte der Stadt Grund und der benachbarten Bergstädte.

Wieries R., Das Amt Harzburg im dreißigjährigen Kriege.

Vermischtes. 1. Clemen O., Zu Georg Aemilius [Abdruck seines 1535 verfaßten lateinischen Gedichtes ‚Johanni Pallirodio'. Clemen möchte diese Widmung auf den Reformator Nordhausens Johann Spangenberg deuten]. — 5. J[acobs] E., Die Sage vom Wilden Jäger zur Pietistenzeit. 1739.

Neues Archiv für die **Geschichte** der **Stadt Heidelberg** und der **rheinischen Pfalz.**

7. Band. 1907. Heft 4. Hofmann, Albrecht von Rosenberg. Ein fränkischer Ritter und Reformator.

Archiv für **hessische Geschichte** und **Altertumskunde.**

Neue Folge. IV. Band. Heft 3. 1907. Hammann W., Die Lebenserinnerungen Kasimir Wilhelms Landgrafen von Hessen-Homburg. — Abdruck der jedenfalls in den Jahren 1723/26 in französischer Sprache niedergeschriebenen Erinnerungen.

Rüdiger W., Christian Carl Ernst Wilhelm Buri [1758 bis 1817]. Ein Beitrag zur hessischen Literaturgeschichte. — Geboren ist Buri, wie Rüdiger nach amtlichen Quellen festgestellt, zu Birstein im Fürstentum Isenburg, nicht, wie anderwärts behauptet wird, in Offenbach. Auch das Todesdatum wird, entgegen anderen Angaben (Scriba: 1816, Schwartz: 1818, Goedeke und Pirazzi: 1820) nach dem Sterberegister der ehemaligen lutherischen Gemeinde in Homburg für den 28. Juli 1817 sichergestellt. Im übrigen enthält der Aufsatz außer der kurzen Lebensskizze eine ausführlichere Würdigung der Poesien Buris, der nach des Verfassers Meinung nicht als wahrhafter Dichter gelten kann.

Neue Folge. V. Band. 1907. Beiträge zur Geschichte der Universitäten Mainz und Gießen [zur dritten Jahrhundertfeier der Alma Mater Ludoviciana].

Beiträge zur Geschichte der Universität Mainz: Bauch G., Aus der Geschichte des Mainzer Humanismus. — Ivo Wittich aus Hannelburg, der erste Mainzer Humanist, Bernhard Schöfferlin, Dietrich Gresemund der Jüngere und sein Kreis (Wimpfeling, Johannes Trithemius usw.), Konrad Celtis, Johannes Cuspinianus, Jacobus Canter, Dietrich Ulsenius, Johannes Rhagius Aesticampianus, seine Freunde und Schüler, darunter Johann Huttich, mit dem ‚in die Atmosphäre Reuchlins und seines Kampfes um die Judenbücher' getreten wird, usw.

Falk F., Jakob Welder, der erste Rektor der Mainzer Hochschule (1478/83).

Herrmann F., Die Mainzer Bursen ‚Zum Algesheimer' und ‚Zum Schenkenberg' und ihre Statuten.

Schrohe H., Die Wiederbesetzung erledigter Professuren. Ein Beitrag zur Mainzer Universitätsgeschichte des ausgehenden 16. sowie des 17. Jahrhunderts.

Stieda W., Wie man im 18. Jahrhundert an der Universität Mainz für die Ausbildung von Professoren der Kameralwissenschaft sorgte.

Beiträge zur Geschichte der Stadt und Universität Gießen: Schenk zu Schweinsberg G. Frh., Alt-Gießen.

Diehl W., Neue Beiträge zur Geschichte von Johann Balthasar Schuppius in der zweiten Periode seiner Marburger Professorentätigkeit (1639/46). — In den Beilagen zahlreiche Schreiben und Memoriale Schupps. Vgl. oben S. 7.

Becker W. M., Zur Geschichte des Pennalismus in Marburg und Gießen.

Volz L., Zwei hessen-homburgische Prinzen als Gießener Studenten 1722/3. — Die beiden Söhne des Landgrafen Friedrich Jakob (Friedrich III.) von Hessen-Homburg: Ludwig Johann Wilhelm Gruno, 17 Jahre, und Johann Carl Wilhelm Ernst Ludwig, noch nicht 16 Jahre alt.

Bader K., ‚Von tödlichem Ableben und solenner Beerdigung Rectoris Magnifici.' — Feierlichkeiten anläßlich eines solchen Falles.

Prenschen E., Symbola. Aus alten Gießener Stammbüchern.

Esselborn K., Karl Ludwig Wilhelm von Grolman [Jurist, geb. 1775 in Gießen, † 1829 in Darmstadt] in Gießen.

Dieterich J. R., Ein Gießener Professor [Christian Hartmann Samuel Gatzert 1739 bis 1807] als hessischer Staatsminister.

Mitteilungen an die **Mitglieder** des **Vereins** für **hessische Geschichte** und **Landeskunde.**

Jahrgang 1905/6. Wiegand F., Mitteilungen aus dem literarischen Nachlaß August Vilmars.

Quartalblätter des **Historischen Vereins** für das **Großherzogtum Hessen.**

Neue Folge. 3. Vierteljahrsheft. 1906. IV. Band. Nr. 3. Roeschen A., Wann und wo ist M. Johannes Cervinus, der Verfasser der Wetterfelder Chronik verstorben? [in Laubach 1659].

4. IV. Nr. 4. Arnswaldt W. C. v., Beiträge zur hessischen Familiengeschichte. 1. Die Geilfus. (Hessen-Darmstädtische Linie.)

Hessenland. Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur.

21. Jahrgang. 1907. Nr. 6. Pabst A., Der Hutzelsonntag in Buchonien.

Die Kasseler Chronik des Johann Justus Escherich. Mit Anmerkungen von A. Woringer (Schluß).

Nr. 7. 8. Schoof W., Beiträge zur Schwälmer Namenkunde.

Nr. 10. 11. Jugenderinnerungen des Fabrikanten Karl Heinrich Arnold in Kassel. Mit Ergänzungen von A. Woringer.

Nr. 11. Schöner G., Die Ortsnamenwelt in der Umgebung Gelnhausens.

Nr. 22. Braun Ph., Die Gründung des Hanauer Gymnasiums und der Stadtschultheiß Dr. Wilhelm Sturio.

22. Jahrgang. 1908. Nr. 6. Keller-Jordan H., Erinnerungen an Dr. Paul Wigand.

Vogtländischer altertumsforschender Verein Hohenleuben.

76. und 77. Jahresbericht. Januar 1907. Bücher-Katalog [Nr. 8967 bis 10108].

Jahrbuch des **Deutschen Gebirgsvereines** für das **Jeschken- und Isergebirge.**

17. Jahrgang (23. Jg. der ‚Mitteilungen'). 1907. Franz Hübler. (Mit einem Bilde.) — Biographische Skizze (geb. 1845) mit Schriftenverzeichnis.

Töpper F., Beleuchtung fehlgedeuteter Ortsnamen.

Carinthia. I. **Mitteilungen** des **Geschichtsvereines** für **Kärnten.**

96. Jahrgang. 1906. Nr. 2 und 1907 Nr. 2/3. Pogatschnigg V., Etymologische Sagen aus Kärnten. Ein Beitrag zur kärntnerischen Orts- und Volkskunde.

Nr. 3/4. 5/6 und 1907 Nr. 1. Kärntner Bergwerksromane. Aus der Handschrift n. 462 des steiermärkischen Landesarchivs mitgeteilt von K. Buchberger.

Nr. 5/6. Lessiak P., Ein Beitrag zur kärntnerischen Ortsnamenkunde (im Anschluß an Scheniggs Programmaufsatz: ‚Die Ortsnamen des Gerichtsbezirkes Ferlach').

97. Jahrgang. 1907. Nr. 4/6. Loserth J., Zur Geschichte der Gegenreformation in den Bambergischen Gebieten von Kärnten.

Neues Lausitzisches Magazin.

83. Band. 1907. Koch E., Moskowiter in der Oberlausitz und M. Bartholomäus Scultetus [Scholz] in Görlitz. Kulturbilder aus der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts.

Needon R., Beiträge zur Geschichte des Bautzner Gymnasiums. (Fortsetzung von 1904 S. 184/208.)

Apelt F. U., Franz Gareis [geb. 1775, † 1803], ein Oberlausitzer Maler. Ein Beitrag zur Kunstgeschichte des Empire.

Jecht R., Gedächtnisrede zum 100jährigen Todestage Adolph Traugott von Gersdorfs, gehalten am 16. Juni 1907.

Mitteilungen aus der **lippischen Geschichte** und **Landeskunde.**

IV. 1906. Schmitz-Kallenberg L., Des Grafen Simon VI. zur Lippe Tagebuch über seine Gesandtschaftsreise zu dem Herzog von Parma und nach den Niederlanden 1591/92.

Meysenbug O. Frhr. v., Beiträge zur Geschichte musikalischen und theatralischen Lebens in Detmold. II. Lippische Theatergeschichte zur Zeit Graf Simon Augusts und Fürst Leopolds I. — Einleitung. I. Die Anfänge eines lippischen Theaters unter Graf Simon August [älteste Theaterkonzession aus dem Jahre 1754]. II. Liebhaber-Theater im Residenzschloß [1. Aufführung 5. Juni 1776]. III. Der Bau des herrschaftlichen Komödienhauses, IV. Die ersten Jahre im alten Komödienhause bis zum Tode des Grafen Simon August [1. Mai 1782]. V. Während der vormundschaftlichen Regierung [bis 1794]. VI. Die Zeit Fürst Leopolds [† 4. April 1802]. — Fortsetzung in V.

Kleine Mitteilungen. Dr. Kg., Gräfin Casimire [zur Lippe, geb. Prinzessin zu Anhalt, dritte Gemahlin des Grafen Simon August zur Lippe] und Herder. — Drei Briefe der Gräfin an Herder (Detmoldt 1776 Juny 28; zwei ohne Datum), zwei von Herder an die Gräfin (Bückeburg 1776 Juli 16. August 10).

V. 1907. Schwanold E., Engelbert Kämpfers Testament. — Geb. 16. September 1651 in Lemgo, † 2. November 1716, bekannt durch seine ‚Geschichte und Beschreibung von Japan' (deutsch herausgegeben von Dohm. 1777). S. 59 f. Klag-Gedichte, welches H. Doctor Kämpfer gemacht, als seine Schwester .. den Rectorem Meyer [in Lemgo, 1711] geheyrahtet ‚So gehstu jetzt davon, mein Freund, dem ich zu Ehren'. Das Testament Kämpfers S. 45 ff. gewährt betrübenden Einblick in dessen unglückliche Ehe.

Deetjen H., Prediger Georg Conrad von Cöllu [1715/89] und seine Söhne. Ein Beitrag zur von Cöllnschen Familiengeschichte. — Von den beiden Söhnen ist der ältere, am 18. Februar 1804 verstorbene Generalsuperintendent Ludwig Friedrich August von Cölln wegen seiner 1804 in Bielefeld erschienenen geistlichen Gedichte zu erwähnen.

Meysenbug O. Frh. v., Beiträge zur Geschichte musikalischen und theatralischen Lebens in Detmold [Fortsetzung von Bd. IV]. — III. Die letzten Jahre im alten Komödienhause [1802 f.]. 1. Die ersten Jahre unter Fürstin Paulina. 2. Die Schauspielergesellschaft [G.] Karschin in Detmold [1817 f.]. 3. Die letzten Jahre im alten Komödienhause. [1818/25].

Zeitschrift des **Vereins** für **Lübeckische Geschichte** und **Altertumskunde.**

9. Band. Heft 1. 1907. Lüdtke W., Verzeichnis der Balhorn-Drucke. Mit einer Beschreibung des Tübinger Sammelbandes von A. Kopp. — 77 Nummern.

Die ‚Materia corrasa' des Lübecker Domspredigers Johann Lüthken. Nach dem Drucke von 1536 herausgegeben von W. Lüdtke.

Mitteilungen des **Vereins** für **Lübeckische Geschichte** und **Altertumskunde.**

12. Heft. 2. Hälfte. 1907. Bruns F., Lebensnachrichten über die beiden Lübecker Buchdrucker Johann Balhorn.

Ons Hémecht. Organ des Vereines für **Luxemburger Geschichte, Literatur** und **Kunst.**

13. Jahrgang. 1907. Heft 8. Blum M., Nicolaus Thomae [† 1737]. Rechtsgelehrter und Dichter aus Arsdorf. (Beiträge zu dessen Bio- und Bibliographie.) — Benutzt einen Aufsatz in den Verhandlungen des Vereins von Oberpfalz usw. 9. Bd. 1844.

Heft 10. Miscellanea. Das Sankt Nikolausfest im Luxemburger Lande.

Der Geschichtsfreund. Mitteilungen des **historischen Vereins** der V Orte **Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden** und **Zug.**

LXII. Band. 1907. Brandstetter R., Die Wuotanssage im alten Luzern.

Brandstetter J. L., Ortsnamenstudien auf Menzberg.

Urkundenbuch des Stiftes Bero-Münster. 2. Band.

Zeitschrift des **deutschen Vereines** für die **Geschichte Mährens** und **Schlesiens.**

11. Jahrgang. 1907. Heft 1/2. Endl P. F., O. S. B., Das Wirken der Piaristen deutscher Provinz in wissenschaftlicher und künstlerischer Beziehung vom Jahre 1631—1725, mit besonderer Berücksichtigung Mährens, des Stammlandes der deutschen Provinz.

Miszellen. Kettner A., Dr. Heinrich Rybisch [auch Riebsch, Ribsch; Humanist, † 10. November 1544].

Heft 4. Rille A., Das 25jährige Jubiläum des neuen Brünner Stadttheaters.

Geschichts-Blätter für **Stadt** und **Land Magdeburg.**

41. Jahrgang. 1906. Heft 1. 2. Riemer M., Die Generalkirchenvisitation vom Jahre 1650/51 im Holzkreise.

Heft 1. Kauffungen K. v., Die Korrespondenz des Dichters Georg Rollenhagen mit dem Rate der kaiserl. freien Reichsstadt Mühlhausen in Thüringen vom Jahre 1590.

Heft 1. 2. Andreae F., Aus den Geschichten des Magdeburgischen Bürgers um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts. Teil I: Die Familie. Mit einer Einleitung über die Entwicklung der bürgerlichen Kunst im 18. Jahrhundert. — Nach einem Vortrage.

Die Belagerung und Zerstörung Magdeburgs. Tagebuchblätter [des Fürsten Christian II. von Anhalt-Bernburg, 1631 April und Mai], mitgeteilt von Wäschke.

Gebauer E., Das französische Element im Theaterleben Magdeburgs während der Fremdherrschaft (Ende 1806 bis 1814). — I. Das französische Element auf der Magdeburger Bühne im Verhältnis zum Deutschen. II. Französische Stücke im Repertoire der deutschen Schauspieler. III. Gastspiele französischer Künstler in Magdeburg.

Neubauer E., Joachim Greff in Magdeburg.

42. Jahrgang. 1907. Heft 1. Wienecke F., Die Magdeburger Garnisonschulanstalten.

Maenß J., Die Juden im Königreich Westfalen.

Jordan, Die literarische Tätigkeit des M. Andreas Cramer, 1615/31 Pfarrer zu St. Johannis in Magdeburg.

Heft 1. 2. Neubauer E., Peter Meyers Tagebuch, 1626 in Magdeburg geführt.

Heft 2. Hecht R., Über die Volkstracht auf den Magdeburgischen Dörfern.

Kleine Mitteilungen. Liebe G., Ein Bittgesuch Johannes Sommers (Olorinus Variscus). — Datirt aus dem kaiserl. freien Stift zum Berge vor Magdeburg 2. Juli (15)98.

Mainzer Zeitschrift.

Jahrgang II. 1907 (der neuen Folge der Zeitschrift des Vereins zur Erforschung der rheinischen Geschichte und Altertümer). Neeb E., Beiträge zur Kenntnis des Bildhauers Johann Sebastian Barnabas Pfaff [geb. 1747 zu Obertheres in Unterfranken, † 1794 in Mainz].

Mannheimer Geschichtsblätter.

VIII. Jahrgang. 1907. Nr. 2. Zwei Schulaufsätze von Karl Ludwig Sand [Regensburg 1812 Dezember 29. 1813 Januar 14. Februar 11]. Mitgeteilt von W. Hausenstein.

Miszellen. K. O., Eine Sand-Erinnerung. — Stammbuchblatt Sands für Heinrich Wilhelm Elisa Mayer (Tübingen, 30. April 18'5).

Nr. 3. Mathy L., Zu Karl Mathys hundertstem Geburtstag.

Nr. 6. Bergsträßer, Der Briefwechsel zwischen [Joh. Georg v.] Stengl und [Andreas] Lamey [1765/88].

Nr. 7. Haug F., Lehrplan und Schulordnung des Mannheimer Gymnasiums nach Aufhebung des Jesuitenordens.

Caspari W., Zur Vorgeschichte der Gründung des Mannheimer Lyzeums.

Miszellen. Die Einweihungsfeier des Lyzeums vor hundert Jahren.

F. Hg., Antou Klein als Professor der schönen Wissenschaften in Mannheim (1774 ff.).

Ein Bericht Professor [Joh. Heinr.] Bürmanns über seine hiesige Tätigkeit [Mannheim 1807 April 16]. — Vgl. Goedeke VI, 368, 17.

Nr. 11. Briefe aus der Revolution 1848 und 1849. Veröffentlicht von L. Bergsträßer. — Familienbriefe, von Katharina Reinhardt, ihren beiden Töchtern Karoline Seitz und Babette Schultz und der letzteren Tochter Anna, nachmals vermälten Röchling. Ein Nachtrag von K. Christ in Nr. 12 Sp. 291.

Mansfelder Blätter. Mitteilungen des Vereins für Geschichte und Altertümer der Grafschaft Mansfeld zu Eisleben.

20. Jahrgang. 1906. Hecht R., Geschichte von Bornstedt im Kreise Sangerhausen.

Größler H., Geschichte des Dorfes Rotenschirmbach im Kreise Querfurt.

Könnecke M., Die evangelischen Kirchenvisitationen des 16. Jahrhunderts in der Grafschaft Mansfeld. Beiträge zur Reformationsgeschichte. X. Die dritte

Kirchenvisitation unter Menzel in der Grafschaft Mansfeld. 3. Abteilung 1581. — Vgl. 21. Jahrgang.

Größler H., Das Werden der Stadt Eisleben. Zweiter Teil. Ein Beitrag zur Heimatkunde.

Kleines Allerlei. 3. Zur Sage von der Heidenkrippe. Mitgeteilt von H. Größler.

Beilage. Inhaltsverzeichnis der ‚Mansfelder Blätter'. XI.—XIX. Jahrgang.

21. Jahrgang. 1907. Könnecke M., Die evangelischen Kirchenvisitationen usw. XI. Die letzten Kirchenvisitationen Menzels in den Jahren 1584, 88 und 89. — Nachtrag S. 211/8. Vgl. 20. Jahrgang.

Schotte H., Rammelburgisches aus dem 13. bis 16. Jahrhundert. Ein Nachtrag zur ‚Rammelburger Chronik'.

Größler H., Das Werden der Stadt Eisleben. Dritter Teil. Ein Beitrag zur Heimatkunde.

Neunte Nachlese von Sagen und Gebräuchen der Grafschaft Mansfeld und ihrer Umgebung. Gesammelt von H. Größler.

Jahrbücher und **Jahresberichte** des **Vereins** für **mecklenburgische Geschichte** und **Altertumskunde.**

71. Jahrgang. 1906. Witte H., Wendische Zu- und Familiennamen aus mecklenburgischen Urkunden und Akten gesammelt und mit Unterstützung E. Muckes bearbeitet.

Johann Jakob Engel an A. v. Kotzebue [Berlin 1789 October 21]. Mitgeteilt von C. Schröder.

Mitteilungen des **Vereins** für **Geschichte** der **Stadt Meißen.**

7. Band. Heft 2. 1906. Schwabe E., Ältere dramatische Aufführungen in Kursachsen mit besonderer Berücksichtigung von Meißen.

54. Jahresbericht des **Historischen Vereins** für **Mittelfranken.**

1907. [Reuter F.], Aus Friedrich Rückerts Leben. Nach Akten. Mit poetischen Beigaben. — I. Jugend- und Wanderjahre. II. Dichter und Gelehrter ohne feste Lebensstellung. III. Professor in Erlangen. IV. Vom geistigen Leben in Erlangen um 1830 bis 1840. Verzeichnis der angekündigten Vorlesungen 1826/41. F. Rückert, Frau und Kinder. Beilagen. Im Text und in den Beilagen werden Briefe und Gedichte Rückerts meist erstmals zum Abdruck gebracht. Die Briefe sind gerichtet an: Josef von Hammer, Coburg 1823 Dezember 23. [1824] Januar 15. 1825 Januar 6. März 4. 1826 März 4. 1826 Oktober 28. Erlangen 1827 Januar 20; Dr. Pfeiffer, Coburg 1826 Oct. 26; Pfarrer Eller in Manau, Coburg 1826 Weihnachtstag 2; Lorenz Sixt, Würzburg 1805 Novembe 18 [aus dem Schweinfurter Tagblatt 30. März 1904]; K. A. Böttiger, Jena 1811 Mai 9.

Preger Th., Mitteilungen aus der Ansbacher Schloßbibliothek. 1. Ein Autograph Melanchthons und eine Malerei Lucas Cranachs. 3. Eine Sammlung von Theologenbriefen des 16. und 17. Jahrhunderts.

Mühlhäuser Geschichtsblätter. Zeitschrift des Altertumsvereins für Mühlhausen in Thüringen und Umgegend.

VII. Jahrgang. 1906/7. Kauffungen K. v., Mühlhäuser Hexenprozesse aus den Jahren 1659 und 1660. Ein Beitrag zur deutschen Kulturgeschichte.

Jordan R., Die Patronillengasse und andere verschwundene Straßennamen.

Kleine Mitteilungen. Kettner E., Ein niederdeutsches Vaterunser und Glaubensbekenntnis aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts.

VII. und VIII. Jahrgang. Kauffungen K. v., Übersicht über neuerdings erschienene Schriften und Aufsätze zur Geschichte, Altertums- und Volkskunde von Mühlhausen i. Thür. (Stadt- und Landkreis) und Umgegend. Abgeschlossen am 30. September 1906 [und 20. September 1907].

VIII. Jahrgang. 1907/8. Hübner O., Die Familien Hübner und Rothschier in Mühlhausen in Thüringen. Zwei genealogische Studien.

Annalen für **Nassauische Altertumskunde** und **Geschichtsforschung.**

36. Band. 1906 (ausgegeben:) 1907. Domarus M., Die Luftreise Blanchards nach Frankfurt und Weilburg am 3. Oktober 1785. — Darin auch Mitteilungen aus einem gleichzeitigen Gedichte von unbekanntem Verfasser.

Briefe eines nassauischen Leutnants [Max Baron Dungern] aus dem Feldzug 1866. Herausgegeben von O. Frh. v. Dungern.

Neuroth F., Oberursel zur Zeit des 30jährigen Krieges. Kulturgeschichtliche Skizze aus einer nassauischen Kleinstadt.

Mitteilungen des **Vereins** für **Nassauische Altertumskunde** und **Geschichtsforschung** an seine Mitglieder.

1906/7. Nr. 1. Miszellen. Hamacher, Die Flurnamen der Gemarkung Oberauroff.

Domarus M., Die Eberbacher Klosterbibliothek und die Nationalbibliothek in Paris im Jahre 1797.

Knetsch C., Die Familie Kinkel in Herborn. — Zur Etymologie des Namens. Genealogische Übersicht über die Familie des Dichters Gottfried Kinkel auf Grund der erst seit dem Jahre 1639 erhaltenen Herborner Kirchenbücher. In diese etwa bis zum Jahre 1800 reichende Übersicht sind nur die männlichen Mitglieder aufgenommen.

Nr. 3. Miszellen. Schlosser H., Die älteste Herborner Bibel [1595, gedruckt durch Christoph Raben, d. i. Ch. Corvinus].

Schlosser H., Der älteste Herborner Druck [von Ch. Corvinus-Rabe: Institutionis christianae religionis epitome: ex institutione Ioannis Caluini excerpta etc. 1586].

Nr. 4. Miszellen. Geisler K., Alte Inschriften aus Herborn.

Schriften des **Vereins** für **Geschichte** der **Neumark.**

Heft XIX. 1906. Böttticher A., Neumärkische Leichenpredigten in der Bibliothek der Marienkirche in Frankfurt an der Oder. — Biographische Auszüge aus 49 Leichenpredigten von 1609 bis 1733.

Pieger H., Historische Volkslieder der Neumark aus den Zeiten des Mittelalters. — 1. Das Lied auf den Tod des Pommernherzogs Kasimir IV. 2. Das Lied auf die Fehde zwischen den Städten Schivelbein und Belgard i. J. 1469.

Heft XX. 1907. Berg K., Arnswalde (Stadt und Kreis) im Dreißigjährigen Kriege.

Verhandlungen des **historischen Vereines** für **Niederbayern.**

43. Band. 1907. Die Annales ecclesiae Alderspacensis des Abtes Wolfgang Marcus (1514/44). Nach der Originalhandschrift, mit erläuternden Anmerkungen hg. von M. Hartig. (Fortsetzung.)

Niederlausitzer Mitteilungen. Zeitschrift der Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Altertumskunde.

X. Band. 1907. Heft 2. Jentsch H., Die Abfassungszeit und die erste Veröffentlichung der geistlichen Lieder Johann Francks von Guben [geb. 1618, † 1677].

Lippert W., Ein eigenhändiger Brief Paul Gerhardts im Autographenhandel.

Flurnamen aus dem südlichen Teile des Gubener Kreises, sowie den angrenzenden Dörfern des Kreises Crossen nebst einigen Ortsnamen. Gesammelt von Drewes, erklärt von E. Mucke.

Söhnel H., Niederlausitzer auf mittelalterlichen Universitäten.

Annalen des **Historischen Vereins** für den **Niederrhein** insbesondere die alte **Erzdiözese Köln.**

81. Heft. 1906. Miszellen. Ein geschichtliches Lied über die Belagerung der Stadt Zons im Jahre 1646. Mitgeteilt von P. P. Schlager. — ‚Golstein last euch zu Hertzen gahn'. Entnommen der Chronik des früheren Franziskanerklosters in Zons (Annales Conventus Zontinensis Fr. Min. im Archiv des Klosters Harreveld, Holland, S. 12/15).

Schrörs H., Der Bonner Professor Heinrich Klee und die Hermesianer. Eine Episode aus den theologischen Kämpfen des vorigen Jahrhunderts [1829 f.]. — S. 143 aus einem Briefe Niebuhrs an den Erzbischof von Köln, Ferdinand August von Spiegel, Bonn 1830 März 24.

82. 84. Heft. 1907. Münch F. X., Der Kölner Stadtpfarrer Peter Anth ([ps.] Theodulph Joseph van den Elsken). Ein Beitrag zur Kölner Kirchengeschichte um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts [geb. 1745, † 1810].

82. Heft. Schrörs H., Religiöse Gebräuche in der alten Erzdiözese Köln: ihre Ausartung und Bekämpfung im 17. und 18. Jahrhundert.

83. Heft. 1907. Schäfer H., Inventare und Regesten aus den Kölner Pfarrarchiven. III. Band.

84. Heft. 1907. Die drei Reisen des Utrechters Arnoldus Buchelius nach Deutschland, insbesondere sein Kölner Aufenthalt, herausgegeben und erläutert von H. Keussen. — Arnold van Buchel, geb. 1565, † 1641. Die drei Reisen unternahm er 1587 März bis November, 1591 Juli bis November und 1599 August bis 1600 Januar.

Beiträge zur **Geschichte** des **Niederrheins.** Jahrbuch des Düsseldorfer Geschichtsvereins 1905.

20. Band. 1906. Wiegen E., Neues über die Lebensverhältnisse des Geographen Matthias Quad von Kinckelbach [1557 bis 1613]. Ein Beitrag zur niederrheinischen Gelehrten- und Kunstgeschichte.

Preis E., Der Düsseldorfer Geschichtsverein in den ersten 25 Jahren seiner Tätigkeit [1880 bis 1905]. — S. 380 ff. Beilagen. Inhaltsübersichten der vom Verein herausgegebenen Zeitschriften usw.

Zeitschrift des **Historischen Vereins** für **Niedersachsen.**

Jahrgang 1907. Heft 2. Bücher- und Zeitschriftenschau. Thimme F., v. Uslar-Gleichen: G. A. Bürger als Justizamtmann usw. (1906).

Heft 3. Hofmeister H., Die Universität Helmstedt zur Zeit des 30jährigen Krieges.

Niedersachsen. Bremen.

12. Jahrgang. 1907. Nr. 10. Krause R. A. Th., Die Teutsch-übende Gesellschaft in Hamburg [1714/6].

Nr. 15. Schröder L., Soest in der Literatur.

Nr. 18. Wippermann F., Der Altmeister der münsterischen Dialektdichtung [Ferdinand Zumbroock, geb. 1817, † 1890]. Vgl. Nr. 23.

Nr. 22. Schierbaum H., Neuentdeckte Gedichte von Justus Möser.

Nr. 23. Castelle F., Ferdinand Zumbroock. — Vgl. Nr. 18.

Mitteilungen des **Nordböhmischen Exkursionsklubs.**

30. Jahrgang. 1907. Heft 1. Hofmann E., Khaa, d. h. Kühau und die von Khau. — Sucht die Herkunft des Namens Khaa, eines bekannten Ortes im Rumburger Bezirke, zu erhellen.

Gumpinger Frida, Fragmente aus den Briefen Professor A. Pandlers an eine Freundin. II.

Heft 3. Zimmermann K. v., Ziele und Wege für den Heimatschutz. — Baudenkmäler. Denkmäler des Volkstums. Naturdenkmäler.

Heft 4. Just J., Ein Nachtrag über Friedrich Sonnewend. — † im 75. Lebensjahre als pensionierter Kreisgerichtsoffizial am 20. Mai 1875 in Leipa. Von ihm eine freie Übersetzung von J. N. Stépaneks 5aktigem Schauspiele ‚Die Belagerung Prags durch die Schweden' (Leipa 1854). Eine Erzählung aus dem 17. Jahrhundert von Sonnewend ‚Die Leichenräuber auf dem Leipaer Friedhofe' wird S. 295/8 mitgeteilt. Auch mehrere Gedichte hat er verfaßt.

Mitteilungen des **Vereins** für **Geschichte** der **Stadt Nürnberg.**

17. Heft. 1906. Kleinere Mitteilungen. Schmidtkonz J., Der Name Dutzendteich [Erklärung].

Jahresbericht des **Vereins** für **Geschichte** der **Stadt Nürnberg** über das 29. Vereinsjahr (1906).

1907. Mummenhoff, Geschichte der Juden in Nürnberg bis zu ihrer Vertreibung im J. 1449.

Geyer Ch., Nürnbergs kirchliches Leben vor hundert Jahren.

Gebhardt A., Die Erklärung deutscher Ortsnamen.

Oberbayerisches Archiv für **vaterländische Geschichte.**

52. Band. 1906. Heft 2. Salis-Soglio N. v., General Hans Wolf von Salis. Lebensbild eines Soldaten aus der Zeit des 30jährigen Krieges.

Vierling A., Unvertilgbarer Volksglaube und Aberglaube nach dem ältesten bayerischen Volksrecht.

Lorm E. de, Archivalische Beiträge zur Genealogie der de Lorme in Bayern. (1664—1773).

Archiv für **Geschichte** und **Altertumskunde** von **Oberfranken.**

23. Band. Heft 2. 1907. Hopfmüller, Stamm-Baum der fränkischen Linie der Familie Ellrod.

Mitteilungen des **Oberhessischen Geschichtsvereins.**

Neue Folge. 15. Band. Festgabe zur dritten Jahrhundertfeier der Universität Gießen. 1907. Haupt H., Karl Follen und die Gießener Schwarzen. Beiträge zur Geschichte der politischen Geheimbünde und der Verfassungs-Entwicklung der alten Burschenschaft in den Jahren 1815 bis 1819. — Inhalt. I. Die Entwicklung des studentischen Verbindungswesens an der Gießener Universität von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis 1820 (Gießener akademische Zustände 1750 bis 1814. Die Teutsche Lesegesellschaft. Der Germanenbund, der Deutsche Bildungs- und Freundschaftsverein und der lose Bund der Schwarzen bis zu seinem Aufgehen in der Gießener allgemeinen Burschenschaft im Winter 1818/9). II. Der Gießener Ehrenspiegel. III. Die Gießener Schwarzen als politischer Geheimbund. Verhältnis zu den Deutschen Gesellschaften und zum Hoffmannschen Bunde. — Benutzt wurden außer Akten des Geheimen Staatsarchivs zu Berlin, des Generallandesarchivs zu Karlsruhe und des Gießener Universitätsarchivs, auch eine große Anzahl von Stammbüchern und Briefen aus den Kreisen der Schwarzen und ihrer landsmannschaftlichen Gegner. — Auch in einem Sonderabdrucke: Gießen 1907, A. Töpelmann. 2.50 M.

Zeitschrift für die **Geschichte** des **Oberrheins.**

Neue Folge. XXII. (der ganzen Reihe 61.) Band. 1907. Heft 1. Aufzeichnungen des Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg über seinen Aufenthalt am Oberrhein im Jahre 1772. Mitgeteilt von R. Obser.

Miszellen. Paulus N., Der Schlettstadter Pfarrer Reinhard Lutz [Hedios Nachfolger in Straßburg. Vgl. ‚Zeitschrift' 20, 316].

Hasenclever A., Notiz über einen bisher unbekannten Brief Johann Sleidans an Calvin [Straßburg 1554 Juli 8].

Heft 2. Winckelmann O., Zur Kulturgeschichte des Straßburger Münsters im 15. Jahrhundert. — Über die Mißbräuche im Münster (Noraffen, Volksbelustigungen usw.) und Geilers von Kaisersberg Kampf dagegen.

Renaud Th., Straßburger Stimmen aus den Jahren 1678 und 79. — Abdruck der ‚Relation Alles dessen, was vor und in der Belägerung deß Rhein-Brucken-Passes Kähl bey der Statt Straßburg zwischen deroselben Guarnison und der Französischen Armee unter Commando deß Marschall de Crequi passirt ist 1678'. Als Anhang zwei Gedichte: I. Allusion auff den Nahmen Kähl zu Latein Guttur genannt ‚Quercius, Argyropi praescindens Guttura, dixit'. II. Klaglied der überwundenen Schäfferin Kaelia an ihren Vatter den Rhein ‚Alter Vatter Rhein halt' innen'.

Heft 3. Buchner M., Ein Jugendgedicht Jakob Wimpfelings auf Bischof Mathias Ramung von Speier [bestehend aus 83 lateinischen Hexametern. Abgedruckt in der von Hofmann herausgegebenen Chronik des Mathias von Kemnat: Quellen und Erörterungen zur bayr. und deutschen Geschichte II, 78 f.]. Beitrag zur Geschichte des Humanismus in Heidelberg.

Frankhauser F., Badische Geschichtsliteratur des Jahres 1906.

Miszellen. Hasenclever A., Ein ungedruckter Brief Johann Sleidans an Dr. Leonhard Badehorn [Straßburg 1552 August 31].

Heft 4 und XXIII. Band, Heft 1. Bossert G., Theodor Reysmann, Humanist und Dichter aus Heidelberg. — Umfängliche Biographie. Siehe unten S. 634 ‚Pfalz'.

Teichmann W., Elsässische Geschichtsliteratur des Jahres 1906.

XXIII. (62.) Band. 1908. Heft 1. Wille J., Der Humanismus in der Pfalz. Ein Vortrag..

Oberschlesien.

5. Jahrgang. 1906/7. Heft 7. Zivier E., Zur Geschichte der evangelischen Kirche in Schlesien. II. Die Gegenreformation in der Standesherrschaft Pleß.

Heft 9. und 6. Jahrgang. Heft 10 (Jan.). 11. 1908. Reh P., Oberschlesier auf der Universität Frankfurt a. O. I. Von 1506—1767.

Heft 9. Drechsler P., Gesellentaufe in Schlesien.

6. Jahrgang. 1907/8. Heft 3. Krüger H. A., Das schlesische Eichendorff-Denkmal.

Heft 5. Drechsler, Fahrende Schüler in Oberschlesien.

Heft 8. Warnatsch O., Joseph von Eichendorff als lyrischer Dichter.

Wahner J., Eichendorff und Oberschlesien.

Reh. P., Das Geschlecht von Eichendorff.

Kn[ötel], Zur Eichendorff-Feier.

Heft 9. Knötel H., Einiges über Geburt und Tod im oberschlesischen Volksaberglauben.

Heft 11. 12. Reh P., Oberschlesier auf der Universität Frankfurt a. O.

Archiv für österreichische Geschichte.

96. Band. 1. 2. Hälfte. 1907. Die Reformationsordnungen der Städte und Märkte Innerösterreichs aus den Jahren 1587—1628 mitgeteilt und erläutert von J. Loserth.

Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung.

XXVIII. Band. 1907. Heft 4. Schmidt P., Deutsche Publizistik in den Jahren 1667/71. — S. 620/30 Verzeichnis von 66 Flugschriften.

Wittichen F. C., Johann von Wessenberg über Friedrich von Gentz. — Nach dem Manuskriptdruck von 1843 mit Benutzung des Wessenbergschen Studienheftes von 1842 und der handschriftlichen Zusätze Wessenbergs zu dem Manuskriptdrucke.

Gesellschaft für neuere Geschichte Österreichs. Beiträge zur neueren Geschichte Österreichs.

Mai 1907. Winter G., Einiges Neue über Charles Sealsfield. — Auf Grund von Akten des k. und k. Haus-, Hof- und Staatsarchivs zu Wien.

I. Sealsfield und Metternich: Sealsfield weilte vom August bis in den November 1826 zu Frankfurt. ‚Von hier aus hat er, was bisher nicht bekannt war, versucht, mit der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten in Verbindung zu treten. Das geschah zu demselben Zweck, dem auch seine literarischen Unternehmungen hatten dienen sollen; nur war diesmal leider das Mittel ein minder vornehmes.‘ Er bot Metternich seine Dienste an zur Ausspürung und Aufdeckung englischer Umtriebe in Österreich (Brief an Metternich, W[iesbaden] 18. August 1826. H. Sidons, S. 6 f.). Metternich und seine Organe begegneten ihm mit berechtigtem Mißtrauen und dies scheint Sealsfield, der sich nur aus seiner Geldklemme hatte heraushelfen wollen, von weiteren Unternehmungen abgeschreckt zu haben. — II. Zu Austria as it is [bereits Juni 1827 im Druck und zu London 1828 anonym erschienen]: Wertung dieser zu der ‚inferioren politischen Literatur‘ gehörigen Schrift, Urteile Cowleys und Wessenbergs darüber, geringe Verbreitung, Schritte die in Leipzig zur Unterdrückung des Libells unternommen wurden (November 1828), Übersetzungen (eine spanische und schwedische Ausgabe existiert nicht).

Schlitter H., Die Sendung [Johann Melchior] Birkenstocks nach Berlin und ‚der große Plan‘ Hertzbergs. (Ein Beitrag zur Geschichte der Beziehungen Österreichs zu Preußen in den letzten Lebensjahren Josefs II.)

Jahrbuch der **Gesellschaft** für die **Geschichte** des **Protestantismus** in **Österreich.**

28. Jahrgang. 1907. Clauß H., Zur Geschichte der Gegenreformation in Niederösterreich.

Selle F., Eine Bekenntnisschrift der Stadt Steyr vom Jahre 1597. (Fortsetzung.)

Alberti K. und W., Reformation und Gegenreformation im Ascher Gebiet (Schluß).

Schmidt A., Reformation und Gegenreformation in Bielitz und Umgebung. Mit Benutzung handschriftlicher Quellen.

Loesche G. und G. A. Skalský, Literarische Rundschau über die den Protestantismus in Österreich (Zisleithanien) betreffenden Veröffentlichungen des Jahres 1906.

Zeitschrift für **Geschichte** und **Kulturgeschichte Österreichisch-Schlesiens.**

1906/7. Heft 1/2. Buchberger K., Aus der Schlesischen Privilegierten Staats- Kriegs- Und Friedenszeitung anno 1742 Nr. 1 Mittwochs den 3. Januar.

Gerber E., Beschwörungsformeln. (Ein Beitrag zum Aberglauben des 18. Jahrhunderts).

Heft 3. Micklitz O., Der Komponist Karl Ditters von Dittersdorf und seine Beziehungen zu Freiwaldau.

Miszellen. König B., Von der Nationalgarde (1848/51). — Gedicht zur Fahnenweihe der Weidenauer Nationalgarde 10. September 1848 ‚Zur Feier die ihr heut' bereitet‘. S. 143 f.; Allgemeines Ausrückungslied der Nationalgarde ‚Schwert aus der Scheide, aus dem Herzen das Lied‘ S. 144 f.

Heft 4. Zukal J., Die Einführung der Reformation in Troppau.

Miszellen. Z[ukal] J., Schlesische Ortsneckereien.

Schmidt A., Ein Dokument zur Geschichte der schlesischen Hexenprozesse.

Mitteilungen des **Vereins** für **Geschichte** und **Landeskunde** von **Osnabrück** (‚Historischer Verein‘).

31. Band 1906 (ausgegeben:) 1907. Winter G., Das Archiv des Präfekten des Ober-Ems-Departements Karl Ludwig Wilhelm von Keverberg.

Ein Brief Justus Mösers an Friedrich Nicolai vom Jahre 1782. Mitgeteilt von Fink.

Mitteilungen der Geschichts- und Altertumsforschenden Gesellschaft des Osterlandes.

11. Band. Heft 4. 1907. Meißner M., Geistliche Aufführungen und Schulkomödien in Altenburg [bis 1718]. — Abgedruckt wird im Anhang: ‚Der Ursprung Des in der Welt herrschenden Zancks und Streits,' unter Anleitung des Rektors Samuel Brosser im Juni 1695 vorgestellt (S. 390/422).

Historischer Verein der Pfalz. Mitteilungen.

Heft 29/30. 1907. Theodor [oder Dietrich] Reysmann und sein Lobgedicht auf Speier. Herausgegeben mit Lebensgeschichte des Verfassers und mit Anmerkungen versehen von G. Bossert, übersetzt von A. Kennel. — Der Verfasser, bisher ebenso unbekannt wie das zum Abdruck gebrachte Gedicht, stammte aus Heidelberg, wo er etwa 1503 geboren wurde. Er studierte in Heidelberg (1520) und Wittenberg (1521), wurde 1523 Magister, 1524/6 Schulmeister in Altenburg, 1527 desgleichen in Nördlingen, 1530 Professor der facultas liberalium artium in Tübingen, 1535 einige Monate Lesemeister im Benediktinerkloster zu Hirsau. Wo er sich in den nächsten Jahren aufhielt, ist unbekannt; sichere Nachrichten über ihn erhält man erst im September 1540. Damals war er schon längere Zeit Pfarrer im württembergischen Teil des Dorfes Cleeborn (O.-A. Brackenheim). Seine Neigung zum Trunke verwickelte ihn in Händel. 1541 mußte er fliehen, um einer Strafe wegen Friedensbruches (Verlust der rechten Hand) zu entgehen, fand Aufnahme auf der fürstlichen Meierei der Burg Neukastel und starb daselbst Ende 1543 oder Anfang 1544. Sein Gedicht Pvlcherrimae Spirae, svmmique in ea Templi Enchromata [o. O. u. J., aber 1531 bei Ulrich Morhard in Tübingen gedruckt. 20 Bl. 4°], das S. 181/235 mit einer deutschen Übersetzung und mit Anmerkungen (S. 236/48) abgedruckt wird, verdankt seine Entstehung einem Besuche Reysmanns in Speier im Hochsommer 1531. Exemplare in Basel, München und Paris. Es ist nicht das einzige Werk des Dichters. Eine Paraphrase des Römerbriefs in lateinischen Distichen (1529) ist noch nicht wiedergefunden. Aus der Nördlinger Zeit stammt ein Hochzeitsgedicht in lateinischen Distichen (Fescennium). Der Reichstag zu Augsburg und die Ankunft des Kaisers gab Anlaß zu einer Elegia de adventu Caroli V. Den Tod des Astronomen Stöffler besang er in dem Trauergedicht ‚De obitu Johannis Stöfler Justingani, mathematici Tubingensis Elegia' (Augsburg, A. Wenßenhorn MDXXXI. 8 Bl. 8°), gleichzeitig ‚schuf er ein herrliches Naturgemälde vom Blautopf und der ganzen Gegend um Blaubeuren in lateinischen Distichen' Fons Blavus (Ulm, Joh. Grüner). Sein Besuch in Speier zeitigte außer den ‚Enchromata' ein ‚Encomion Spirae', von dem bis jetzt nur 6 lateinische Hexameter bekannt sind (veröffentlicht in den Mitteilungen des historischen Vereins der Pfalz XXIII, 93); es ist wohl mit den Enchromata nahe verwandt, aber doch ein selbständiges Werk. Verschollen sind die ‚Elegia de grue volueri' und die ‚Lamentationes super morte .. Ottonis a Falkenberg, custodis insignis templi Spirensis [† 24. Juni 1532] et Georgii a Sternenfels, ibidem'. Während seines Hirsauer Aufenthaltes entstand ein satirisches Gedicht ‚Missae in Wirtembergensi ducatu laugnentis conquestio' (Otto Melander, Jocoseria II, 41). Gegen das Ende seines Lebens begann er den Propheten Amos in lateinische Verse zu bringen und plante unter dem Titel Lauretum eine Gesamtausgabe seiner Werke, die nicht zustande kam. — Siehe oben S. 632 ‚Oberrhein' und Euphorion 14, 443.

Pommersche Jahrbücher.

8. Band. 1907. Rassow J., E. M. Arndt und der preußische Staat [im wesentlichen erweiterter Abdruck eines 1906 in Stralsund gehaltenen Vortrags].

Schultze B., Die Universität Greifswald während der französischen Okkupation 1807/10 [Rede].

Kroker E., Luthers Hochzeitsbecher in Greifswald. — Dazu S. 97 ff. ‚Bemerkungen' von V. Schultze.

Uckeley A., Eine Rügische Synode vor zwei Jahrhunderten.

Hasenjaeger R., Aus dem literarischen und wissenschaftlichen Leben Greifswalds im zweiten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts. — Bericht über zwei wissenschaftliche Gesellschaften, die im genannten Zeitraum zu Greifswald entstanden sind: 1. Die Königliche Greifswaldische Deutsche Gesellschaft (gegründet 7. November 1739; soll sich etwa 1757 aufgelöst haben; ein Versuch, sie 1763 wieder aufzurichten, war erfolglos). 2. Societas collectorum historiae et juris patrii (früh schon als ‚Pommersche Gesellschaft' bezeichnet; erste Sitzung 1. Oktober 1742, die letzten vier 1746).

Biber A., Geschichtliche und landeskundliche Literatur Pommerns 1905 und 1906.

Monatsblätter. Herausgegeben von der **Gesellschaft** für **Pommersche Geschichte** und **Altertumskunde.**

1906. Nr. 1. Bevers dorff, Wie die Maränen in den Madü-See gekommen sind. Aus Pommerns Sagenschatz [gereimt].

Nr. 7/8. 9/10. Strecker G. F. A., Hochzeitgebräuche in der Parochie Fritzow, Synode Cammin, um das Jahr 1750. — S. 100 ff. Hochzeitslied; S. 142 ff. Zwiegespräch zwischen Hochzeitsbitter und Hauswirt; S. 144 f. Spruch bei Übergabe eines Bratenstücks an die Braut; S. 147 Worte des Hochzeitsbitters bei der Zuführung der Braut.

Nr. 9/10. Stubenrauch A., Die Österlinge in Groß-Küssow und Klützow. — S. 154 f. Grabschrift des Obersten Samuel Österlings († 1647).

Nr. 12. M. W[ehrmann], Aus einem Stammbuche der Jahre 1803/12. — Der Besitzer war bis 1803 Schüler des Stettiner Gymnasiums und ging dann auf die Universität Königsberg.

1907. Nr. 3. Wehrmann M., Johann Georg Ebeling, der Komponist der Lieder Paul Gerhardts.

Nr. 9. Strecker, Aus einem [dem Studenten J. P. L. Munkel gehörigen] Stammbuch des 18. Jahrhunderts.

Zeitschrift der **Historischen Gesellschaft** für die **Provinz Posen,** zugleich Zeitschrift der Historischen Gesellschaft für den Netzedistrikt zu **Bromberg.**

21. Jahrgang. 1906. 1. Halbband. Bickerich W., Visitationen der evangelischen Kirche in Lissa durch den Bischof von Posen.

Wotschke, Die Geschichte der evangelischen Gemeinde Meseritz bis zu dem Verluste ihres Gotteshauses 1604.

Wotschke Th., Das Lissaer Gymnasium am Anfange des 17. Jahrhunderts. — Vgl. 1907.

Ein Posener Tagebuch aus der Franzosenzeit [verfaßt vom Vizepräsidenten der preußischen Regierung Ferdinand Julius Viktor von Goetze, geb. 1765, † 1841]. Im Auftrage der Familie von Goetze bearbeitet und herausgegeben von R. Prümers.

22. Jahrgang. 1907. 1. Halbband. Bickerich W., Der Prozeß Huisson. — Nachtrag zu Wotschkes Aufsatz über das Lissaer Gymnasium, in Jahrgang 1906.

Historische Monatsblätter für die **Provinz Posen.**

VII. Jahrgang. 1906. Nr. 2. Ein Brief der ‚Deutschen Sappho'. Mitgeteilt von A. Pick. — Brief von Anna Luise Karschin an ihre Schwester Johanna Eleonore Borngräber, Berlin 1789 April 4.

Wotschke Th., Die Reformation in Obornik.

Nr. 5. Laubert M., Zur Geschichte der Posener Theaterzensur [1820/46].

Nr. 6. Koerth A., Ein Beitrag zum Volkstum unserer Provinz. — Beschwörungsformeln.

Nr. 12. Übersicht der Erscheinungen auf dem Gebiet der Posener Provinzialgeschichte. 1905. Deutsche Literatur. Zusammengestellt von G. Minde-Pouet.

VIII. Jahrgang. 1907. Nr. 4. Warschauer A., Zur deutschen Handwerkerpoesie in der Provinz Posen. — Aus dem Stammbuche der Seifensiedergesellen in der Wanderherberge der Stadt Punitz (Stadtbibliothek Breslau), das 812 Eintragungen vom 14. Januar 1768 bis zum 19. Mai 1855 enthält. Vgl. Nr. 8.

Nr. 8. Warschauer A., Die Poesien der Seifensieder zu Punitz. — Aus einem zweiten Stammbuche (vgl. Nr. 4) mit 228 Eintragungen vom 1. Mai 1806 bis 30. April 1823 (aus Punitz in das kgl. Staatsarchiv in Posen gesandt).

Nr. 9. Bickerich W., Friedrich Lucäs [des ‚schlesischen Chronisten', † 1708] Reise nach Lissa um 1672. — Aus Lucäs Handschrift ‚Friderici Lucae Eigentliche Lebens und Todes Geschichte', die bis zum Jahre 1686 reicht und von einem seiner Nachkommen Friedrich Lucä († 1859) Frankfurt 1854 geändert, gekürzt und modernisiert herausgegeben worden ist, wird der betreffende Abschnitt nach dem Originale mitgeteilt.

Nr. 11/12. Minde-Pouet G., Übersicht der Erscheinungen auf dem Gebiet der Posener Provinzialgeschichte im Jahre 1906 nebst Nachträgen zum Jahre 1905. Deutsche Literatur.

Reutlinger Geschichtsblätter.

XVII. Jahrgang. 1906. Nr. 3/4. 5/6. Zeller J., Sumelocenna, Sülchen, Rottenburg a. N. — Zur Ortsnamenforschung.

Der Wanderer im Riesengebirge.

27. Jahrgang. 1907. Nr. 1. 2. 3. 4 (laufende Nr. 291/4). Hoffmann A., Johann Christian Günther und sein Freundeskreis in Landeshut, Schmiedeberg und Hirschberg. (Fortsetzung und Schluß.)

Nr. 1. 2. 3. 4. 5. 6 (291/6). Graebisch F., Zur Kenntnis der Mundart des preußischen Riesengebirges. (Fortsetzung und Schluß.) — In Nr. 6 gibt Vf. einen Nachweis aller ihm bekannten älteren und der wichtigsten neueren Proben und literarischen Erzeugnisse in der Mundart des preußischen Riesengebirges. Die älteste Probe ist ein Gedicht aus dem Koppenbuch vom J. 1716, abgedruckt in den ‚Merkwürdigkeiten Schlesiens' Reichenbach 1804 S. 159 f.

Nr. 9. 10 (299 f.). Guttmann H., Der Grünberger Wein in Wahrheit und Dichtung. — „Wahrhaft verhängnisvoll für den Ruf des ‚Grünbergers' wurde das bekannte Gedicht von A. Kopisch ‚Auf Schlesiens Bergen, da wächst ein Wein'". Erwähnt und abgedruckt werden noch Dichtungen von Paul Barsch, Julius Lichtenstein (‚das gelungenste Spottgedicht' auf den Grünberger), Philo vom Walde [J. Reinelt] und Oskar Kobel.

Nr. 11. (301). Neutwig, Zwei schlesische Majoratsbibliotheken. 1. Die gräflich Schaffgotsche Bibliothek in Warmbrunn. 2. Die gräflich von Hochbergsche Bibliothek in Fürstenstein.

28. Jahrgang. 1908. Nr. 1. 2. 3 (303/5). Hoffmann A., Johann Christian Günthers Schuljahre (1710/5). Zur 200jährigen Jubelfeier des kgl. Gymnasiums zu Schweidnitz (26. Januar 1908).

Beiträge zur Geschichte der Stadt Rostock.

4. Band. Heft 4. 1908. Eggers K., Diederich Georg Babst und die plattdeutsche Dichtung.

Kohfeldt G., Zur Biographie D. G. Babsts. (Nachtrag zum vorhergehenden Aufsatz).

Dragendorff E., Ein Beitrag zur Geschichte der Rostocker Doktorpromotionen.

Archiv für **Sächsische Geschichte** und **Altertumskunde.**

28. Band. 1907. Heft 1/2. 3/4. Beschorner H., Das Zeithainer Lager von 1730. — Über das Lager im allgemeinen und über eine Reihe von Einzelnheiten, die das Gesamtbild vervollständigen und beleben. Vgl. Euphorion 14, 437.

Heft 1/2. Kleinere Mitteilungen. 3. Clemen O., Kleine Beiträge zur sächsischen Gelehrtengeschichte. — Kollegankündigungen des Joh. Honorius Cubitensis. Simon Behem. Zu Heinrich Stromer von Auerbach. Briefe von Joachim Camerarius an die Fürsten Georg und Joachim von Anhalt [1546/52]. Ein Brief des Komponisten Joh. Reusch an Fürst Georg von Anhalt [13. Oktober 1551].

5. Schmidt O. E., Georg Heinrich Sappuhn.

Heft 1/2. 3/4. Hantzsch V., Übersicht über neuerdings erschienene Schriften und Aufsätze zur sächsischen Geschichte und Altertumskunde.

Heft 3/4. Kleinere Mitteilungen. 2. Clemen O., Ein Epigramm von Hieronymus Emser.

Mitteilungen der **Gesellschaft** für **Salzburger Landeskunde.**

XLVI. Vereinsjahr. 1906. Lindner P. Pirmin, Professbuch der Benediktiner-Abtei St. Peter in Salzburg (1419—1856). — Enthält die wichtigsten Lebensdaten der Religiosen und verzeichnet mit Sorgfalt und möglichster Vollständigkeit deren gedruckte und handschriftliche Werke.

Legers P., Kardinal Matthaeus Lang. Ein Staatsmann im Dienste Kaiser Maximilians I. Auf urkundlicher Grundlage dargestellt.

Widmann H., Landeskundliche Literatur.

Zeitschrift des **Vereins** für **Geschichte Schlesiens.**

41. Band. 1907. Maetschke E., Die Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens 1855—1905.

Bauch G., Schlesien und die Universität Krakau im XV. und XVI. Jahrhundert. — Chronologisches, 250 Nummern umfassendes Verzeichnis von Schlesiern an der Krakauer Universität.

Feit, Christian Gryphius' Rätselweisheit. Ein Beitrag zur Geschichte der Schuldramen in Schlesien. — Anhang. Aus dem Actus über die Lustspiele. Scena IV.

Feist M., M. Friedrich Opfergelt [geb. 1668, † 1740]. Ein Beitrag zur Geschichte des schlesischen Pietismus.

Bauch G., Zur Breslauer Reformationsgeschichte I. — 1. Zur Reise des Johannes Heß von 1517 nach Wittenberg und Nürnberg. 2. War Heß Domprediger? [nein]. 3. Zur Berufung des Johann Heß. 4. Zur Disputation von 1524. 5. Johann Heß und Markgraf Georg von Brandenburg. 6. Ein Stimmungsbericht aus Breslau 1521.

Croon G., Zur Schlesischen Ortsnamenkunde.

Zeitschrift der **Gesellschaft** für **Schleswig-Holsteinische Geschichte.**

37. Band. 1907. Aufzeichnungen des holsteinischen Amtmanns David Reinhold von Sievers [geb. 14. April 1732, † 20. Januar 1814]. Herausgegeben von E. Lobedanz. — Die Aufzeichnungen wurden 1762 begonnen und 10. Dezember 1765 beendigt.

Weber von Rosenkrantz W. Frh., Beiträge zur Adelsgeschichte. 2. Die Familie von Thienen.

Andresen L., Geschichte des tondernschen Fastnachtsgelags und des Schützenkorps.

Hille, Zum Kieler Prorektoratswechsel von 1797. — Zu Band 36, S. 263 der ‚Zeitschrift'.

Fischer Benzon R. v., Literaturbericht für 1906/7.

Die Heimat. Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in **Schleswig-Holstein.**

17. Jahrgang 1907. Nr. 3. Bruhn, Johann Rist aus Wedel. (Zu seinem 300jährigen Geburtstage am 8. März 1907).

Nr. 6. Lembke, Hochdeutsch und Plattdeutsch.

Meyer, Neckreime.

Diözesanarchiv von **Schwaben.**

25. Jahrgang. 1907. Nr. 1. P. Fox, S. J., Hans Susenbrot, ein verschollener schwäbischer Humanist und lateinischer Schulmeister [geb. 1484 oder 1485 zu Wangen im Algäu, † möglicherweise Anfang 1543].

Nr. 2. 3. Schoen Th., Zur [Ernst Ludwig] Koserizschen Verschwörung [1832/3]. — Nr. 3 S. 40 f. ein Bänkelsängerlied über Koseriz ‚Zu Ludwigsburg, da war der Sitz | Von dieser Meuterei'.

Nr. 4. —e—, Schwäbische Biographien. 43. Oberfinanzrat Friedrich Eser in Stuttgart aus Hürbel (1798—1873), Kunst- und Naturforscher. — Zum Teil nach dem Nekrolog in den Jahresheften des Vereins für vaterländische Naturkunde 31 (1875) S. 54/60. Eser war Waiblingers Freund.

Nr. 6. Slg., Zur Geschichte des ehemaligen Minoritengymnasiums zu Schwäbisch-Gmünd. (Fortsetzung und Schluß.)

Nr. 7. 8. B(e)ck, Das Lyzeum bezw. Gymnasium in Rottweil vor 100 Jahren.

Zeitschrift des **Historischen Vereins** für **Schwaben** und **Neuburg.**

33. Jahrgang. 1907. Kleinere Aufsätze und Mitteilungen. Koeniger A. M., Zum Kapitel Hexenprozesse.

Fischer H., Ein Schwank Kunzens von der Rosen. Zu dem Aufsatz von Clemen in Bd. 31 der Zeitschrift (Euphorion 13, 376).

Jahrbuch für **Schweizerische Geschichte.**

32. Band. 1907. Luginbühl R., Anonyme Zürcher- und Schweizerchronik aus den Dreißigerjahren des 16. Jahrhunderts nach ihren Quellen untersucht.

Durrer R., Landammann Heinzli ein Beitrag zur intimen Geschichte Unterwaldens im Zeitalter der Gegenreformation.

Archiv des **Vereines** für **siebenbürgische Landeskunde.**

Neue Folge. 34. Bd. 1907. Heft 1. Kisch G., Nordsiebenbürgisches Namenbuch.

Heft 3/4. Braudsch G., Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte des neueren deutschen Volksliedes [der Volksweisen].

Scheiner A., Siebenbürgischer Tonfall [bei der Aussprache].

Zeitschrift des **historischen Vereins** für **Steiermark.**

IV. Jahrgang. 1906. Heft 1/2. Beck J., Oberst Friedrich Marx. Ein Palmenblatt auf sein Grab. — Mit Bildnis. Marx, geb. 1830, † 1905. Von ihm u. a. Gedichte ‚Gemüt und Welt' (Wien 1862) und Dramen.

Lacher K., Die Hausindustrie und Volkskunst in Steiermark.

Heft 3/4. Ilwof F., Hans von Zwiedineck-Südenhorst [geb. 1845, † 1906, Historiker]. — S. 132/6 Zwiedinecks Schriften in chronologischer Folge [1863 bis 1905].

Deutsch O. E., Beiträge zur Geschichte des Grazer Theaters 1824/5. 2. Die k. k. Hofschauspielerin Sophie Müller in Graz.

Straßburger Diözesanblatt.

3. Folge. 3. Band. 1906 Heft 8. Das geistliche Schauspiel im Elsaß.

Forschungen und **Mitteilungen** zur **Geschichte Tirols** und **Vorarlbergs.**

IV. Jahrgang. 1907. Heft 1. Naugger L., Matthias Burglechner. Beiträge zur Biographie und Untersuchung zu seinen historischen und kartographischen Arbeiten. (Schluß.)

V. Jahrgang. 1908. Heft 1. Schissel v. Fleschenberg O., Die Rückkehr der Erzherzogin Maria Elisabeth Josepha nach Innsbruck 1797. — Der zu diesem Anlaß von Joh. Friedr. Primisser gedichtete mundartliche ‚Prolog' wird aus der Handschrift (Innsbrucker Ferdinandeumsbibliothek Dip. 1037 V, 15.) S. 56 f. mitgeteilt.

IV. und V. Jahrgang. Unterkircher K., Tirolisch-vorarlbergische Bibliographie 1906/7.

Archiv des **Historischen Vereins** von **Unterfranken** und **Aschaffenburg.**

48. Band. 1907. Henner Th., Dr. Friedrich Stein [1820 bis 1905], der Geschichtschreiber Frankens. Ein Gedenkblatt.

Westdeutsche Zeitschrift für **Geschichte** und **Kunst.**

XXVI. Jahrgang. 1907. Heft 2. Hansen J., Heinrich Institoris, der Verfasser des Hexenhammers, und seine Tätigkeit an der Mosel im Jahre 1488.

Zeitschrift für **vaterländische Geschichte** und **Altertumskunde.** Herausgegeben von dem **Verein** für **Geschichte** und **Altertumskunde Westfalens.**

64. Band. 1. Abteilung (Münster). 1906. Kubisch E., Versuch einer Geschichte der lutherischen Gemeinde zu Gemen. Ein Beitrag zur Geschichte des Protestantismus im Münsterlande. Nach den im Pfarr- und Schloßarchive zu Gemen, sowie im Kgl. Staatsarchive zu Münster befindlichen Quellen bearbeitet.

Wormstall J., Aus dem Leben der Fürstin Amalia von Gallitzin. Neues an Briefen, Mitteilungen. — S. 88/95 Wortlaut einer Korrespondenz zwischen der Fürstin und Fürstenberg, und zwar: 1. Nyctologe. (Stück aus Fürstenbergs ungedruckten Tagebüchern). 2. Brief der Fürstin an ihren Freund.

Eine Gesandtschaftsreise nach Konstantinopel 1665/66. Aufzeichnungen des Freiherrn Joh. Theod. v. Reck im Freiherrlich-Landsbergischen Archiv des Hauses (Dren-)Steinfurt. Herausgegeben von R. Lüdicke.

Miszellen. Huyskens, Der Ankauf des Verlages der Reformatio consistorii ecclesiasticae iurisdictionis Monasteriensis (1571) durch die Geistlichkeit.

Huyskens, Zur Geschichte der Juden in Münster.

Zeitschrift des **Westpreußischen Geschichtsvereins.**

Heft XLIX. 1907. Sommerfeldt G., Zur Lehndorff-Genealogie.

Günther, Die Aufzeichnungen des Thorner Pfarrers Hieronymus Waldau [geb. 1427, † wahrscheinlich bald nach dem 31. Mai 1495, dem letzten Datum, das in seinen Aufzeichnungen erwähnt wird].

Bidder, Beiträge zu einer Geschichte des westpreußischen Schulwesens in polnischer Zeit ca. 1372 bis 1772.

Lateinische Gedichte des Johannes Poliander. Aus seiner eigenhändigen Niederschrift mitgeteilt von Günther. — Poliander, verdient um die Einführung der Reformation, die Begründung des Schulwesens und die Förderung der gelehrten Bildung im Herzogtum Preußen, hat sich auch in deutschen und lateinischen Gedichten versucht. Von deutschen sind zwei Kirchenlieder bekannt. (‚Nun lob mein Seel den Herren' und ‚Fröhlich will ich singen'), von lateinischen bringt der Mitteiler verschiedene in einem Sammelbande der Danziger Stadtbibliothek (der dreizehn Drucke der Jahre 1502/32 vereinigt) handschriftlich eingetragene zum Abdruck.

Vom Rhein. Monatsschrift des **Altertums-Vereins** für die **Stadt Worms.**

5. Jahrgang. 1906. Dezember. [Liederdruck in der Lutherbibliothek des Wormser Paulusmuseums]. — Ein new lied Enangelische leer betreffend. Vnd ist jns weißbeckenthon. Jhesus. ‚Es geht ein frischer summer daher' (8 S. kl. 8°).

6. Jahrgang. 1907. September. Ein Wormser Einblattdruck vom Jahre 1542. — Sieh christlicher Leser hier die genaue Abbildung eines Mädchens [Margareta Weyßin aus Rod] von $12^1/_2$ Jahren, das von Weihnachten des Jahres 1539 an keinerlei Speise zu sich genommen hat ‚EJn warhafftig Contrafactur' (unterzeichnet: J. W. Z. C.) 1542.

Diehl, M. Kaspar Ebel 1625/9 Rektor in Worms.

Weckerling A., Beiträge zur Geschichte der evangelischen Gemeinde Worms.

Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte.

Neue Folge. XVI. Jahrgang. 1907. Heft 1. Paul Speltachers Lied vom Krieg in Siebenbürgen. 1551. Mitgeteilt von Mehring. — Ein schön new Lied vom zug aus Sibenbürgen, wie es jetzt im sturm vor Lippa ergangen ist. Inn dem Thon: was wöll wir aber heben an etc. ‚Was wöll wir aber heben an? das best das wir gelernet han' [47 × 5zeil. Strophen. 47, 2 nennt sich Paul Speltacher von Hall als Dichter]. 2 Drucke, o. J. [1552]. 8 Bl. 8°. Gedruckt zu Nürnberg durch Valentin Newber. (Berlin, kgl. Bibl. Ye 3601 und 3602). Liliencron 4,521 Nr. 592.

Mayer F. X., Jenisch in der Verbrecherwelt. — Über 300 Wörter und Redensarten aus der Handwerksburschen-, Stromer- und Verbrecherwelt, aus Gefängnis und Zuchthaus Württembergs.

Heft 2/3. Rapp A., Die öffentliche Meinung in Württemberg 1866. — Erster Teil einer größeren noch nicht vollendeten Schrift ‚Württembergs öffentliche Meinung in den Gründungsjahren des Reiches 1866—1871'.

Zeller J., Paul Speratus von Rötlen, seine Herkunft, sein Studiengang und seine Tätigkeit bis 1522. Mit einem ungedruckten Brief des Speratus aus dem Jahre 1514 und seinem Bildnis.

Heft 4. Krauß R., Zur Geschichte des Schauspiels am württembergischen Hofe bis zum Tode Karl Alexanders. I. Französische Komödianten. II. Deutsche Wandertruppen. — Nach dem Aktenmaterial aus dem K. Geh. Haus- und Staatsarchiv in Stuttgart und dem K. Staatsfilialarchiv in Ludwigsburg.

Rösch W., Ein altes Heilbronner Herbstgedicht. — Der im Jahr Christi 1630 gewachsene Herbstsegen . . in einem griechisch-lateinischen Dankgedicht kurz und gut beschrieben von Christoph Luz, Rektor des Hailbronner Gymnasiums. Hailpronn gedruckt durch Christoph Kraus. anno 1630. — Die deutsche Übersetzung (‚Sybaris kennet ihr wohl: dort lebte ein Schlemmer und Prasser') wird S. 434/7 abgedruckt.

Mehring G., Oberschwäbische Ortsnamen.

Schön Th., Württembergische Geschichtsliteratur vom Jahre 1906. (Mit Nachträgen zu der von 1902/5.)

Zürcher Taschenbuch auf das Jahr 1908.

Neue Folge. 31. Jahrgang. Herrn alt Seckelmeister Salomon Hirzels Fünfzigste Rede zum Andenken des Bestandes der moralischen Gesellschaft durch ein halbes Jahrhundert. Gehalten zu Zürich den 27. Januar 1814. Mitgeteilt von O. Hunziker, mit einer Einleitung und Anmerkungen von C. Keller-Escher. — Hirzel, geboren 1727, 1762 Stadtschreiber, 1785 Seckelmeister, † 1818. Verkehrte mit Bodmer, zu dessen Lieblingen er gehörte, machte die Fahrt nach der Au am 30. Juli 1750 mit, die Klopstock zu seiner Ode an den Zürichsee begeisterte. Auch schriftstellerisch ist er hervorgetreten u. a. mit einem Bodmer gewidmeten Drama ‚Junius Brutus' (1761. Vgl. Baechtold 1892 S. 654 f. Anm. S. 195). Mit einigen gleichgesinnten Freunden, darunter J. C. Lavater und Joh. Martin Usteri, hatte er im Jahre 1764 die ‚Moralische Gesellschaft' gegründet, deren Mitglieder von 1764 bis 1829 auf S. 98/102 verzeichnet werden.

Jacob A., Die älteste Zürcher Zeitung. — Die Abhandlung, ein Teil einer größeren Arbeit über die zürcherischen Zeitungen, zerfällt in folgende Abschnitte: I. Allgemeines: berichtet über die in der Zürcher Stadtbibliothek aufbewahrte Sammlung gedruckter Zeitungen aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. II. Inhalt der Jahrgänge 1633/8 [der ‚Zeitung Post'] und Abhängigkeit des Blattes von andern gleichzeitig erscheinenden Zeitungen: S. 161 f. zwei gereimte Berichte ‚Hertzog von Wallsteins Grabschrift' (1634 Nr. 13) und ‚Newere Hertzog von Friedlands Grabschrift' (1634 Nr. 16). III. Der Entstehungsort [Zürich, in der Bodmerschen Druckerei] und der Herausgeber unserer Zeitung. IV. Die Ordinari Wochenzeitung [1655/72]. Tabellen der jüngsten Berichte der ‚Zeitung Post' für die Jahrgänge 1633, 1634 und 1635.

Zwei [Joh. Jak.] Breitinger-Briefe [1. an Frau Anna von Kügkhofen, Zürich 1629 May 13. 2. an Jungfrau Ursula Hegner, Zürich 1642 September 18] aus einer zürcherischen Autographensammlung. Mitgeteilt von E. Egli.

Trog H., Friedrich Theodor Vischer und Gottfried Keller. — Dem Verfasser handelt es sich nicht „um Mitteilung neuer Forschungsresultate, sondern in der Hauptsache nur um die Gruppierung und Verknüpfung längst gedruckten Materials".

Zeitschriften allgemeinen Inhalts. Zeitungen.

Deutscher Almanach auf das Jahr 1907. Leipzig, Zeitler.

Goethe: Vom Reisen.

Printz W., Ein unbekannter Brief von Friedrich Schlegel [an einen ‚Theuerster Freund' angeredeten Unbekannten, Florenz 1819 Juny 28].

Davidsbündler: Fastnachtsrede von Florestan (Robert Schumann). (Nach Anhören der Neunten).

Blei F., Nietzsche in Frankreich.

Deutsche Arbeit.

6. Jahrgang. Heft 4. 1907. Pollak B., Adalbert Stifter und Goethe. Eine Studie zu Stifters Entwicklungsgang.

Heft 5. Wolkan R., Aus Wilhelm Jordans Jugendtagen. — Mit einem Briefe Jordans an Rosalia Schonfließ, Königsberg 1841 Mai 8.

Heft 6. 7. Nord W. du, Josef Ritter Tandler von Tanningen. — Dichter (ps. Florus Retland) geb. 1807, † 1891. Vgl. Allgemeine Deutsche Biographie Bd. 37. — S. 368 ff. 442 ff. Mitteilungen aus dem zu Tandlers 80. Geburtstage von dessen Freunden und Bewunderern dargebrachten Album, darunter Gedichte von Cajetan Cerri, W. Constant (C. v. Wurzbach), Friedrich Schlögl, Ludwig von Mertens, Eduard Bauernfeld, Paul Heyse, J. J. David, Carl von Thaler, Ferd. v. Saar, Karl Emil Franzos, Herm. Rollett, Betty Paoli und anderen.

Heft 7. Hauffen A., Hermann von Gilm. — Meist auf Grundlage von Sonntags Monographie (1904), mit Benützung der inzwischen erschienenen neueren Literatur und einigen Winken Jungs.

Sauer A., Zur Prager Literaturgeschichte. — Im Anschluß an Przedaks Broschüre ‚Vergessene Söhne Prag' wertvolle Anregungen und Winke zur Sammlung und Bearbeitung des einschlägigen Materials.

Rychnovsky E., Deutschböhmen in Richard Wagners Familienbriefen.

Heft 8. Meyer R. M., Ein Plagiat Sealsfields [in: ‚Morton oder die große Tour', 1835, aus Balzacs ‚Gobseck' 1830].

Heft 8. 9. Lambel H., Heinrich Maria Schuster [† 9. April 1906].

Heft 8. Zur Geschichte eines Prager Studentenliedes [Eichendorffs ‚Nach Süden nun sich lenken'].

Heft 9. Peter J., Dorfhochzeit im Böhmerwald. Ein Volksbild.
Hübler F., Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten aus Komotau.
Hauffen A., Die deutsche mundartliche Dichtung in Böhmen seit 1903.
Mitteilungen. S[auer] A., Ein deutschböhmischer Volksreim. — Mitgeteilt von Julius Max Schottky in Saphirs ‚deutschem Horizont' 1. Band. (München 1833): ‚In Mies / Ist der Galgen gewiß'.
Heft 12. Anastasius Grün in Franzensbad. Ungedruckte Briefe des Grafen Anton Auersperg an seine Gemahlin Marie aus dem Jahre 1847. Mitgeteilt von A. Schlossar.
Mitteilungen. Rychnovsky E., Josef Alois Tichatschek. Geboren in Oberweckelsdorf am 11. Juli 1807, gestorben am 18. Januar 1886. — Mit zwei Briefen Richard Wagners an Tichatschek.
7. Jahrgang. Heft 1. Bachmann J., Die Kirchweih im Egerlande in verflossenen Jahrzehnten.
Haudeck J., Sinst u ejezat [drei Volkslieder: zwei aus dem Egerland, eines aus Leipa].

Das Blaubuch. Wochenschrift. Berlin.
2. Jahrgang. 1907. Nr. 7. Bethge H., Erinnerungen an Otto Erich Hartleben.

Bühne und Welt.
9. Jahrgang. 1906/7. Nr. 6. Woerner R., Münchener Theater und Literatur im 18. Jahrhundert.
Stümcke H., Neues von und über Laube.
Hock St., H. Laube und die Schillerstiftung.
Nr. 12. Hellmuth-Neuendorff G., Beatrice Cenci im Drama.
Benzmann H., Graf Franz Pocci und das Kindertheater. Ein Gedenkblatt.
Nr. 14. 15. Lichtenberger H., Nietzsches Einfluß auf die französische Literatur.
Nr. 15. Krauß R., Uhland als Dramatiker.
Nr. 17. Dubitzky F., Dichter — und Tondichter dazu.
Nr. 17. 18. Landau M., Die feindlichen Brüder auf der Bühne.
Nr. 22. David J. J., Lessing.
10. Jahrgang. 1907/8. Nr. 1. Kappstein Th., Der Pastor in Ibsens Dramen.

Der Continent. Deutsch-französische Monatsschrift hg. von H. Richter usw. Berlin. Paris.
1. Jahrgang. 1907. Heft 4. 5. Jacobsen R., Französische Urteile über deutsche Lyrik.
Nr. 11. 12. Ducellier E., Emanuel de Geibel.

La Cultura.
XXVI. 1907. Nr. 9. Dante e Goethe in Francia.

Cultura Española. Madrid.
1907. Farinelli A., Apuntes sobre Calderón y la música en Alemannia.

Daheim.
43. Jahrgang. 1907. Nr. 31. Thormaelius G., Zelter in seinen Briefen an Goethe.
Nr. 50. Ewers L., Eines Dichters Freund. — Geibels Freund, der Kaufmann Heinrich Schunck aus Lübeck † 1892. 1894 wurde sein Schauspiel Andree Iwanowitsch in Lübeck aufgeführt.
44. Jahrgang. 1908. Nr. 10. Zur Entstehung von Th. Fontanes ‚Archibald Douglas'. Nach einem Briefe Fontanes 1896.
Nr. 23. Thormälius G., Heitere Züge aus Franz Schuberts Leben.

Deutschland. Monatsschrift für die gesamte Kultur.

Nr. 51. 52. 5. Jahrgang. Heft 3. 4. 1906. Drews A., Das Lebenswerk Eduard von Hartmanns.

Nr. 51 (3). Schlüter W., Zur Würdigung Max Stirners.

Nr. 52 (4). Berger H. v., Carl Hauptmann.

Nr. 53 (5). Rahmer S., Heinrich von Kleist in seinen Briefen. — Rezension der Briefausgabe in Kleists Werken hg. von E. Schmidt.

[Sonderschrift zum 5. Heft]. Felner K., Bibel & Bühne. Ein Programm.

Das nationale Deutschland. Hg. von Loezius. Berlin. Schwetschke & Sohn.

1907. Heft 1. Petrenz A., Hoffmann von Fallersleben als Deutscher und Bürger.

Das literarische Deutsch-Österreich.

8. Jahrgang. Heft 3. 1908. Harpf A., Hamerling als Denker.

Dichterstimmen der Gegenwart. Baden-Baden.

21. Jahrgang. 1906/7. Heft 8. Irw B., Zacharias Werner.

22. Jahrgang. 1907/8. Heft 2. Minn J., Alexander von Blomberg (1783—1813). Ein westfälischer Sänger und Held aus den Freiheitskriegen.

Heft 4. Reisert K., Johann Joseph Reiff.

Literarisches Echo.

9. Jahr. Heft 7. 1907. Gregori F., Faust-Dramaturgie [Witkowski: Goethes Faust. Für die Bühne eingerichtet; Kilian: Goethes Faust auf der Bühne].

Heft 9. Meyer R. M., Moral und Methode.

Im Spiegel. Autobiographische Skizzen. XXIII. Adolf Paul.

Heft 10. Servaes F., Das Werk Gerhart Hauptmanns.

Meinungsaustausch. Deibel F., Eine Kleist-Verballhornung [das von Karl Siegen bearbeitete ‚Käthchen von Heilbronn'. 2. Auflage. Leipzig, Reclam. 1900].

Heft 11. Gleichen-Rußwurm A. v., Dichtkunst und Konvention.

Walzel O. F., Wilhelm von Humboldt [Humboldts Gesammelte Schriften. Hg. von der k. preuß. Akad. der Wissensch. Band 2/4. 11/12. 1904/5; W. und Carol. v. Humboldt in ihren Briefen. Hg. von A. v. Sydow. Band 1/2. 1906/7].

Briefwechsel. 1. Eloesser A., Luise v. François und Conr. Ferd. Meyer. Ein Briefwechsel. Hg. von A. Bettelheim (1905); 2. Geiger L., Geo. Herweghs Briefwechsel mit seiner Braut. Hg. von M. Herwegh (1906).

Heft 12. Fürst R., Die deutsche Legendendichtung [Merker: Studien zur neuhochdeutschen Legendendichtung. 1906].

Witkowski G., [9] Goethe-Schriften.

Heft 13. Krauß R., Die Kunst der Interpunktion. — Dazu in Heft 15 zwei Zuschriften von H. Nohl und A. Elster.

Deibel F., Romantika [Besprechung von neun einschlägigen Publikationen].

Heft 14. Ende A. v., Schiller und die Amerikaner.

Im Spiegel. Autobiographische Skizzen. XXIV. Otto Julius Bierbaum.

Golther W., Wagner-Literatur.

Heft 15. Horner E., Neue Lenau-Kunde. — Castle: Lenau und die Familie Löwenthal; Sophie Löwenthal-Bleyle: Mesalliiert. Erzählung hg. von Castle.

Heft 16. Petsch R., Zur Wiederbelebung des Volksliedes.

Heft 18. Aus dem Engeren. Literaturbilder aus deutschen Einzelgauen. XX. Müller-Brauel H., Hannoverland.

Meyer R. M., Brunner: Studien und Beiträge zu G. Kellers Lyrik.

Heft 19. 20. Berger K., [22] Schiller-Schriften.

Heft 22. Legband P., [8] Schriften zur Theatergeschichte. — Vgl. 10. Jahrgang. Heft 1. Sp. 71 f.

Heft 23. Nowak K. F., Hugo Salus.

Im Spiegel. Autobiographische Skizzen. XXV. Hugo Salus.
Zeiß K., Hebbel-Forschungen. — 6 Schriften besprochen.
Heft 24. Falke G., Wilhelm Holzamer †.
Spiero H., Meyer: Gestalten und Probleme.
10. Jahrgang. Heft 1. Spiero H., Die Dichter und die Politik.
Ettlinger J., Der Fall Hofmannswaldau. — Ausgaben von Vesper, Greve [vgl. Heft 3 Sp. 217 f.], Blei.
Heft 2. Jean Paul-Studien. Geiger L., Schneider: J. Pauls Jugend usw.; Berend E., Freye: J. Pauls Flegeljahre.
Heft 3. Franck H., Wilhelm von Scholz.
Im Spiegel. Autobiographische Skizzen. XXVI. Wilhelm von Scholz.
Fischer H. W., Alte deutsche Schwänke.
Heft 4. Hirschberg L., Verschollene Hoffmanniana. — Abdruck von J. P. Lysers 1. ‚Erinnerungen aus dem deutschen Norden. II. Berlin 1821‘; 2. ‚Der treue Diener.‘ Nach einer mündlichen Erzählung von E. T. A. Hoffmann‘ aus Engländers ‚Salon‘. Wien 1847.
Morris M., Ein neuer Bühnenfaust [lies: Faust-Kommentar, von G. Witkowski].
Enders E., Eine Geschichte moderner Lyrik. — Henckell K., Deutsche Dichter seit Heinrich Heine.
Heft 5. Biese A., Storm-Erinnerungen. — Vgl. Heft 7 Sp. 527 f.
Heft 6. Freienfels R., Thomas Mann.
Im Spiegel. Autobiographische Skizzen XXVI [vielmehr: XXVII]. Thomas Mann.
Heft 7. 8. Berg L., Fremdwörter und Sprache.
Heft 8. Spiero H., Ilse Frapan.
Im Spiegel. Autobiographische Skizzen. XXVII [vielmehr: XXVIII]. Ilse Frapan.
Heft 9. Fürst R., Kriminalromantik.
Heft 10. Klaar A., Was nennen wir literarisch?
Heft 12. Golther W., [6] Wagner-Schriften.

Erwinia. Monatsblatt des literarischen Vereins ‚Alsabund‘.
14. Jahrgang. 1907. Nr. 6. Renaud Th., Ein Vorläufer des Alsabundes. — Briefe der Brüder August und Adolf Stöber an August Schnezler.
Nr. 7. Renaud Th., Von der alten Erwinia. — Briefe von August Stöber an August Schnezler.

Die Gartenlaube.
1907. Nr. 18. Schröder L., Ferdinand Freiligraths Liebesleben.

Die Gegenwart.
71. Band. 1907. Nr. 1. Bethge H., J. J. David.
Nr. 8. Friedrich P., Grabbes und Goethes Faust.
Nr. 9. 10. Hansen-Tebel H., E. T. A. Hoffmanns Oper ‚Undine‘.
Nr. 9. Sosnosky Th. v., Wilhelm Jensens Sprache.
72. Band. Nr. 27/8. Geiger L., Hermann von Löbeneck, ein hundertjähriger Roman [von Ludwig August Kähler].
Nr. 31. Friedrich P., Zacharias Werners Tagebücher.
Nr. 39. Kohut A., Ein ungedruckter Brief Immanuel Kants. Mitgeteilt aus dem Dresdener Archiv.
Nr. 40. 41. Landsberg Th., Karl Theophilus Döbbelin.
Nr. 43. 44. Jacob G., Die Schattenbühne als deutsche Volksbelustigung und das literarische deutsche Schattenspiel.
Nr. 44. Geiger L., Ein aufsehenerregender Roman aus dem Jahr 1868 (Emil Steffanns 1814—1905 ‚Leokadie‘).

Nr. 46. Friedlaender S., Jean Paul als Denker.
Bethge H., Erinnerungen an Otto Erich Hartleben.
Nr. 48. Ebner Th., Die Schwaben in der Literatur der Gegenwart.
73. Band. 1908. Nr. 2. Vollmer O., Schelling und die Romantik.
Nr. 2/3. Langguth A., Ludwig Bechstein und sein Denkmal.
Nr. 4. Wehberg H., Aus Heinrich Heines Vaterstadt.
Nr. 14. Klemperer V., Isolde Kurz.

Grenzboten.

66. Jahrgang. 1907. Nr. 1. 3. Gräf H. G., Goetheerinnerungen im nordwestlichen Böhmen. — Ein Brief von J. P. Eckermann an J. St. Zauper (Weimar 1824 März 15) wird abgedruckt.
Nr. 18. Spiero H., Fritz Stavenhagen.
Nr. 20. Danneil H., Pfarrergestalten in neueren Dichterwerken.
Mohr F., Lessing als Philosoph [von Ch. Schrempf].
Nr. 27. 28. Arfert P., Zum Ursprung des Märchens.
Nr. 28. Leicht A., Vorländers Kant-Schiller-Goethe.
Nr. 34. Reifferscheid A., Aus dem Lager der Gegner Goethes. — Briefe aus dem Nachlasse Joh. Gtfr. Grubers.
Nr. 40. 43. Goethe und Boisserée.
Nr. 47. 48. Schmidt O. E., August Apel, eine Studie aus dem alten Leipzig.
Nr. 49. 50. Spiero H., Adolf Stern.
67. Jahrgang. 1908. Nr. 10. Spiero H., Gustav Freytags Soll und Haben.

Literarischer Handweiser zunächst für alle Katholiken deutscher Zunge.
45. Jahrgang. 1907. Nr. 13. Arens E., Pelican: Annette Freiin von Droste-Hülshoff (1906). — Mit Berichtigungen und Ergänzungen.

Hochland. Monatsschrift.
4. Jahrgang. 1907. Heft 6. Krüger H. A., Goethe's ‚Wilhelm Meister' und der Bildungsroman der Romantiker.
Dreves G. M., Der letzte Ritter der Romantik (Eichendorff) und sein Denkmal.
Nardecke H., Bogumil Goltz.
Heft 8. Holland H., Franz Graf v. Pocci.
Heft 9. Hoeber K., Briefe von Luise Hensel [an Clara Busch 1859/76].
Heft 10. Schmid F. A., Novalis und sein magischer Idealismus.
Weiß K., Der Kampf um Heine.
Heft 11. Hackemann A., Jean Pauls Levana.
Muth K., Heinrich Hansjakob.
Schulte K., Noch eine Erinnerung an Annette Droste-Hülshoff.
Heft 12. Wörndle H. v., Joseph von Führich. Sein Lebens- und Künstlerlauf.
Muth K., Joseph von Führichs Kunstanschauung.
Popp J., Joseph von Führich. Ein Beitrag zu seiner künstlerischen Würdigung.
5. Jahrgang. Heft 1. Sticker G., Goethes Metamorphose der Pflanzen.
Heft 2. Reinhard E., Eichendorffs religiöser Entwicklungsgang.
Schmitz E., Die hl. Elisabeth in Richard Wagners Tannhäuser.
Heft 3. Holland H., Josef Frh. von Eichendorff. Erinnerungen und Briefe.
Heft 6. Bernhart J., Alban Stolz. Zur Würdigung des religiösen Schriftstellers.

Hyperion. München.
1908. Heft 1. Schüddekopf C., Goethe und Jacobis Woldemar. — Mitteilungen über den von Goethe mündlich parodierten Schluß, den die Herzogin

Anna Amalia zum Druck beförderte. Schüddekopf vermutet, daß nachträglich, nach Goethes ‚Standrede', die charakteristischen Stellen der Änderungen auf Grund gemeinsamer Erinnerung in ein Exemplar des Woldemar eingetragen wurden und so als Grundlage des Druckes gedient haben. Der Titel desselben lautet: Geheime Nachrichten von den letzten Stunden Woldemars eines berüchtigten Freygeistes. Und wie ihn der Satan halb gequetscht, und dann in Gegenwart seiner Geliebten, unter deren Gewinsel zur Hölle gebracht. Gedruckt bey dem Nachdrucker Dodsley und Compagnie 7777.

Preußische Jahrbücher.

128. Band. 1907. Heft 2 (Mai). Gundelfinger F., Jakob Burckhardt und seine weltgeschichtlichen Betrachtungen.

Heft 3 (Juni). Baumgarten B., Stefan George. Eine stilistische Untersuchung.

129. Band. Heft 1. 2. (Juli-August). Kuntze, Das Problem der Form in der Wortkunst.

Heft 1. Stümcke H., Berliner Theaterhändel vor 80 Jahren. — Henriette Sontag und M. G. Saphir. Ausschnitt aus des Verfassers Buche ‚Henriette Sontag und ihre Zeit'. S. 113 f. A. F. E. Langbeins Schreiben an Geheimrat von Raumer, 11. Januar 1827; S. 121, 127 Saphir an König Friedrich Wilhelm III., Berlin, 12. April 1828 und 4. April 1829.

130. Band. Heft 2 (November). Ein Aufsatz Schellings. Herausgegeben von F. Gundelfinger. — ‚Schellings Erwiderung' auf eine Rezension J. v. Müllers in der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung 1806, nach einer Abschrift von fremder Hand im Nachlasse J. v. Müllers (Stadtbibliothek Schaffhausen).

Broicher Ch., Die Freundschaft von Robert Franz und Arnold Freiherrn Senfft von Pilsach.

Heft 3 (Dezember). Schubert F., Der junge Hegel.

131. Band. 1908. Heft 1 (Januar). Anders H. R. D., Ossian.

Bruck W. F., Goethe und die Botanik.

Heft 3. Müller E., Goethes Homunculus und Euphorion.

Leipziger Kalender für 1908.

5. Jahrgang. Holz G., Die Franzosenzeit in Sachsen.

Wustmann G., Wehklagen der Napoleonsjünger.

Kroker E., Die Universität Leipzig im Jahre 1742.

Gensel J., Aus Rochlitzens Briefen an Henriette Voigt.

Deutscher Kampf. Eine Halbmonatsschrift.

3. Jahrgang. 1907. Heft 6. Nelken L., Goethes Ur-Faust. — Gegen Erich Schmidt.

Die Kultur. Vierteljahrschrift (Wien).

8. Jahrgang. 1907. Heft 1. Kralik R. v., Shakespeares Beziehungen zu Österreich. Vortrag.

Oehl W., Richard von Kralik als Lyriker.

Senfelder L., Franz Emerich, 1496—1560. Ein Reformator des medizinischen Unterrichtes in Wien.

Heft 2. Scheid N., S. J., Laurentius von Schnifis, der Sänger aus dem Drusental [geb. 1633, † 1702]. — ‚Das Bildnis . . erhebt nicht den Anspruch auf Neuheit, wenigstens nicht in seinen Grundlinien.'

Trabert A., Zur Erinnerung an Franz Dingelstedt.

Heft 3. Brentano H., Heinrich Hansjakob.

Kaindl R. F., Wie man die Toten ehrt. Volkskundliche Skizze aus dem Oberinntale.

Heft 4. Becker F., Ernst Koch [ps. E. Helmer geb. 1808, † 1858]. Der Dichter und Konvertit.

9. Jahrgang. 1908. Heft 1. Kralik R. v., Friedrich Schlegel.

Blümml E. K. und A. Depiny, Zur schwäbischen Literaturgeschichte. — I. Ein verschollener Brief Waiblingers [ohne Datum, aber Winter 1826/7. Adressat nicht zu ermitteln]. II. Ungedruckte Briefe von Mörike und L. Bauer. 1. Mörike an Bauer, Owen 1830 September 17; 2. L. Bauer an K. Klüpfel, Stuttgart 1844 May 28.

Eine Tiroler Bauernkomödie. Herausgegeben von Menghin. — Wurde Fastnacht 1780 in St. Martin von Schulkindern aufgeführt, ist aber wahrscheinlich schon 1709 entstanden. Verfasser vermutlich ein Schulmeister. — Fortsetzung in Heft 2 f.

Deutsche Kultur.

2. Jahrgang. 1906/7. Heft 20. Hellwig F. W. H., Volkslied und Gassenhauer.

Friedrich P., Das Problem der Vererbung in der deutschen Literatur der Gegenwart.

Walter K. L., Heinrich von Kleist.

3. Jahrgang. 1908. Wiegershaus F., Ein Dichter des Böhmerwaldes (Karl Ernst Knodt).

Lux J. A., Böcklin als Kulturträger.

Kunstwart.

XX. 1907. Heft 7. Vogel A., Interpretationskunst. Bemerkungen gelegentlich Kleists.

Heft 12. Steinhausen H., Paul Gerhardt und das Kirchenlied.

Heft 14. Weber L., Ein Verschollener: Hans, Graf von Veltheim [1818/54], der Dramatiker. — Mit einem Selbstbildnisse Veltheims und mit Bruchstücken aus dessen letztem dramatischen Werke ‚End und Anfang'.

Heft 18. Erdmann, Vom Monopol auf Nietzsche. — Gegen Elisabeth Nietzsche-Förster, im Anschluß an Horneffers Broschüre.

Heft 19. Klaiber Th., Friedrich Theodor Vischer.

Bildende und angewandte Kunst. [Theodor] Fontane über Großstadt und Denkmalselend. — Brief Fontanes an Alexander Gentz, Berlin 1873 Mai 28 (aus einer Festschrift der ‚Märkischen Zeitung' abgedruckt).

XXI. Heft 4. Diederich F., Eichendorff.

Boruttau A. F., Eichendorff in der Tonkunst.

Die Lichtung. Deutsche Monatsschrift. Leipzig.

Jahrgang 1907. Heft 5. Kohut A., Persönliche Erinnerungen an den Entdecker der Pflanzenzelle Mathias Jakob Schleiden. — Mit einigen Gedichten Schleidens und einem Bruchstücke eines Briefes von Karl Wilhelm Naegeli an Schleiden (1841); S. 223 f. Schleiden und Heine; S. 225 Schleiden und Amalie Schoppe.

Heft 8. Kohut A., Johannes Trojan.

Allgemeines Literaturblatt.

XVI. Jahrgang. 1907. Nr. 1. Schönbach A. E., Neuschel: Die deutschen Weltgerichtsspiele des Mittelalters und der Reformationszeit.

Nr. 4. Schönbach A. E., Euling: Die Priamel bei Hans Rosenplüt.

Nr. 10. Schönbach A. E., Hans Sachs hg. von J. Sahr[2] (1905).

Nr. 24. Senil Ch., Strich: Franz Grillparzers Ästhetik.

XVII. Jahrgang. 1908. Nr. 1. Arens E., Droste-Hülshoff: Gesammelte Werke. 2. Bd. Paderborn 1906.

Deutsche Literaturzeitung.

XXVIII. Jahrgang. 1907. Nr. 3. Krejčí J., Novák: Menzel, Boerne, Heine.

Nr. 5. Lambel H., Friedland: Über das Verhältnis von Herders ‚Erstem kritischen Wäldchen' zu Lessings ‚Laokoon'.

Nr. 8. Kohler J., Recht und Dichtung. Wulffen: Kriminalpsychologie in Schillers ‚Räubern'. Wulffen: Ibsens Nora vor dem Strafrichter und Psychiater.

Nr. 11. Meyer R. M., Goethe: Sämtliche Werke. Jubiläums-Ausgabe.

Nr. 12. Werner R. M., Meyer: Die Brüder Conteſſa.

Nr. 19. Witkowski G., Broßwitz: H. Laube als Dramatiker.

Nr. 20. Walzel O. F., Clem. Brentano: Ausgewählte Werke hg. von Morris.

Nr. 21. 22. Mayne H., Adolf Bartels als Literarhiſtoriker. — Dazu Berichtigung in Nr. 25 Sp. 1549.

21. Silbermann A., J. Frh. v. Eichendorff: Geſchichte der poetiſchen Literatur hg. von Koſch.

Joeſten J., Noll: Otto der Schütz in der Literatur.

Nr. 25. Köſter A., Mielke: Schillers Demetrius. — Abgelehnt.

Nr. 26. Walzel O., Georg Herwegh: Briefwechſel mit ſeiner Braut. Hg. von M. Herwegh (1906).

Nr. 28. Weizſäcker P., Ridderhoff: Sophie v. La Roche und Wieland.

Nr. 32. Walzel O. F., Deutſche Lyrik in franzöſiſchem Gewande [Baillière, Poètes allemands et poètes anglais. 1907].

Joachimi-Dege M., Iſolde Kurz: Hermann Kurz.

Pniower O., Sulger-Gebing: Goethe und Dante.

Nr. 34. Volkelt J., Strich: Franz Grillparzers Äſthetik (1905).

Nr. 37. Landau P., Sexau: Der Tod im deutſchen Drama uſw. (1906).

Nr. 39. Köſter A., Brunner: Studien und Beiträge zu Gottfried Kellers Lyrik. — Mit Berichtigungen und Ergänzungen.

Nr. 40. Herrmann H., Fiſcher: Über die volkstümlichen Elemente in den Gedichten Heines.

Nr. 42. Vogel Th., Minor: Goethes Mahomet; Warnecke: Goethes Mahomet-Problem.

Nr. 46. Petſch R., Goedeke: Grundriß zur Geſchichte der deutſchen Dichtung. 4. Bd. Umgearbeiter Neudruck. — Mit Bemängelungen.

Silbermann A., Haag: Ludwig Uhland.

Nr. 47. Schultz F., Das Wiedererwachen des altdeutſchen Minneſangs. — Im Anſchluß an Sokolowskys ‚Der altdeutſche Minneſang im Zeitalter der deutſchen Klaſſiker und Romantiker'.

Meyer R. M., Goethe: Sämtliche Werke hg. von E. v. Hellen IV, 4. XXVI/VII. XL.

Nr. 48. Niemann R., Schoeps: Zu Goethes Wilhelm Meiſter.

Nr. 49. Minor J., Fränkel: Aus der Frühzeit der Romantik. I; Gundelfinger: Romantiker-Briefe. Vgl. Gundelfinger, Entgegnung: 1908 Nr. 5. Sp. 299. Minor, Antwort: Sp. 299 f.

Nr. 50. Volkelt J., K. W. F. Solger: Erwin hg. von R. Kurtz.

Nr. 51/52. Weilen A. v., Friedr. Hebbel: Briefe. 8 Bände. — Mit Berichtigungen und einem kurzen Briefe Hebbels an die Buchhändler Pötzelberger und Fromme in Wien 1858 März 25: Sp. 3237.

XXIX. Jahrgang. 1908. Nr. 1. Golther W., Bélart: Friedr. Nietzſche und Rich. Wagner.

Nr. 2. Minor J., Wilh. v. Burgsdorff: Briefe an Brinkman uſw. Hg. von A. F. Cohn.

Nr. 3. Kilian E., Alaſberg: W. H. v. Dalberg als Bühnenleiter und als Dramatiker.

Nr. 5. 6. Werner R. M., Neueſte Hebbelliteratur.

Nr. 6. Meyer R. M., Wittner: Mor. Hartmanns Leben und Werke. 1. Teil.

Nr. 7. Fränkel J., Cl. Brentano: Frühlingskranz . . (hg.) v. P. Ernst.
Nr. 8. Minor J., Glawe: Die Religion Friedr. Schlegels (1906).
Nr. 10. Goetze E., Peter Probst: Dramatische Werke (1553/6) hg. von Kreisler.
Nr. 11. Wurzbach W. v., Walter: A. F. Graf v. Schack als Übersetzer.
Schollenberger H., Tobler: Hans Konrad Frick, ein appenzellischer Volksdichter.
Nr. 12. Meyer R. M., Bertram: Studien zu Ad. Stifters Novellentechnik
Nr. 13. Hecker M., Bode: Goethes Gedanken.
Kosch W., J. v. Eichendorff: Lubowitzer Tagebuchblätter hg. von Nowack; Fahrten und Wanderungen der Frhrn. J. und W. v. Eichendorff, hg. v. Nowack; Nowack: J. und L. v. Eichendorffs letzte Tage.
Krähe L., Castelle: Ungedruckte Dichtungen Eichendorffs; Eichendorff: Dichter und ihre Gesellen, hg. von v. Bernus; Eichendorff: Gedichte, hg. von Vesper.

Luginsland. Monatsblätter für Literatur und Kunst. Halle a. S., C. Nietschmann. Herausgeber: W. Neubert-Drobisch.
1907/8. Heft 1. (November). Schultze S., Johannes Falks Reise durch Halle im Jahre 1803.
Heft 4. Hollstein G., Der Goethische Faust in neuer Beleuchtung. — Eine Erwiderung darauf in Heft 5.

Lumir.
XXXV. 1907. 4. Fischer O., Fantasie na motivy z Arthura Schnitzlera.

Märt. Halbmonatsschrift für deutsche Kultur.
1. Jahrgang. 1907. Heft 4. Rundschau. Traumann E., Thode: Goethe der Bildner.
Heft 12. Avonianus [R. Hessen], Shakespeare-Unsinn. — Unter anderm Glossen zu Conrads Neubearbeitung von Schlegel-Tiecks Übersetzung.
Heft 14. Avonianus, Heinrich von Treitschke und Heine.
Steinbach H., Friedrich Th. Vischer und die Universität München. — Briefe Vischers an Frdr. Pecht in Angelegenheit seiner geplanten Berufung nach München.

Menschheitsziele. Eine Rundschau für wissenschaftlich begründete Weltanschauung und Gesellschafts-Reform. Herausgegeben von H. Molenaar. Leipzig, O. Wigand.
Jahrgang 1907. Heft 1. Becker Marie Luise, Wolfgang Kirchbach. Ein Lebensbild [mit Bildnis nach einer Ölskizze].
Kirchbach Wolfgang, Zur Beurteilung Giordano Brunos. Hinterlassener Essay.

Der Merker. Literar-ästhetische Monatsschrift herausgegeben von Ed. Philipp. Molschleben und Leipzig.
1. Jahrgang. 1906. Heft 1. Friedländer E., Julius Grosse.
Kohut A., Franz Grillparzer als Mensch.

Wiener Mode.
XX. Jahrgang. Heft 24. 1907. Im Boudoir. Richard Schaukal. [Autobiographie.]

Süddeutsche Monatshefte.
3. Jahrgang. 1906. Heft 11. Borinski K., Sappho.
Heft 11. 12. Fischer H., Hermann Kurz in seinen Jugendjahren.
4. Jahrgang. 1907. Heft 1. 2. Uhde Bernays H., Briefe von Michael Bernays an Freunde. — An Hermann Uhde und dessen Frau.
Heft 3. Anselm Feuerbach und Johannes Brahms. Briefe.
Heft 6. Vischer F. Th., Justinus Kerner.

Vischer R., Briefe von Friedrich Th. Vischer an Freunde [Kern, Märklin und D. F. Strauß].

Heft 7. Ebstein E., Lichtenbergs Mädchen [Maria Dorothea Stechard. 22 Briefe von G. Ch. Lichtenberg an Professor Albr. Ludw. Friedrich Meister in Göttingen, davon 13 bisher unbekannte]. — Auch in einem Sonderdrucke: München 1907, Süddeutsche Monatshefte. 3.50 M.

Heft 11. Horneffer A., Nietzsches Nachlaß.

Heft 10. Maaßen C. G. v., E. T. A. Hoffmanns bamberger Wohnung.

Ebstein E., Neue Kunde von und über Bürger. Mit ungedruckten Briefen und Stammbuchblättern. — An: Wüstner, Halle 1766 May 29 (Stammbuchblatt); Kästner; Hofrat Listn, G[elliehausen] 1773 September 13; Johann Martin Miller, G[elliehausen] 1774 Januar 20; Hofrat Gelhus, Wöllmarshausen 1776 May 17; Scheufler, Wölmarshausen 1778 Maerz 16; Rothmann in Münster, W[öllmarshausen] 1778 April 9; Dieterich, Niedeck 1778 April 29; Magister Hindenburg in Göttingen, Wollmersh. 1779 Jan. 9; G. W. [besser W. G.] Becker, Appenrode 1781 Juni 14; Klamer Schmidt, Appenrode 1781 Septbr. 24; Anna Louise Blumenhagen geb. Hildebrandt (Stammbuchblatt), Hannover 1785 Mai 28; Mackenthun, Göttingen 1786 Jan. 10; G. P. Ludw. Leonh. Wächter [ps. Veit Weber], Göttingen 1786 Apr. 13 (Stammbuchblatt); Unbekannt, 1787 Sept. 2; Boie, G[öttingen] 1789 April 20; Schwarzkopf, Göttingen 1789 Jul.; Frau Louise Charlotte von Zschock (Stammbuchbl.), Stuttgart 1790 Oct. 17 (gleichzeitig an dieselbe ein Stammbuchbl. von Elise Bürger); Kuntz (Stammbuchbl.) 1791 Oct. 14.

5. Jahrgang. 1908. Heft 1. 3. Müller H. v., E. T. A. Hoffmann als Musikschriftsteller für Breitkopf & Härtel 1809/19. — Erschien auch in einem durchgesehenen Sonderabdrucke. Inhalt: Hoffmann als Musikalienhändler. Hoffmann als Musikschriftsteller [Versuch einer kritischen Feststellung der Beiträge Hoffmanns zur Allgemeinen Musikalischen Zeitung]. Anhang: Kritischer Rückblick. Zugabe: Hoffmann über Gluck [aus der Allg. Musik. Ztg. 1810 Sp. 770 ff. 784 ff.].

Briefe von David Friedrich Strauß.

Heft 4. Hofmiller, Busch.

Crusius, Neues von Johann Ballhorn.

Velhagen & Klasings Monatshefte.

21. Jahrgang. 1907. Heft 5. Bartels A., Friedrich Hebbel.

Heft 6. Pietsch L., Erinnerungen an Heinrich Seidel.

Heft 40. Strobl K. H., Ludwig Anzengruber.

Heft 11. Fick H., Erinnerungen an Anastasius Grün.

22. Jahrgang. 1907/8. Heft 1. Kalbeck M., Erinnerungen an Johann Strauß.

Heft 4. Berger H., Le baron de Grimm.

Heft 6. Rheden K. v., Schattenspiele.

Groller B., Erinnerungen an Hans Makart.

Heft 7. Müller-Brauel H., Wilhelm Busch. Persönliche Erinnerungen.

Westermanns Illustrierte deutsche Monatshefte.

51. Jahrgang. 1907. Heft 5. Seeliger H., Peter Cornelius als Dichter. Charakterstudie.

Heft 6. Münz B., Alberta von Puttkamer.

Kappstein Th., Paulus Gerhardt. Zu seinem 300. Geburtstage (12. März 1907).

Heft 12. Düsel F., Adolf Wilbrandt. Ein Gedenkblatt zu seinem 70. Geburtstag.

52. Jahrgang. 1908. Heft 5. Gurlitt L., Friedrich Hebbels Beziehungen zu dem Landschaftsmaler Louis Gurlitt.

Deutsche Monatsschrift.

6. Jahrgang. 1906/7. Heft 3. Golther W., Robert Franz und Arnold Frhr. Senfft v. Pilsach.

Sewett A., Heinrich Heine.

Biese A., Goethe als Philosoph in der obersten Schulklasse.

Heft 4. Münch W., Zur Zentenarfeier eines edlen Buches (J. Paul, Levana).

Heft 6. Smend J., Johannes Brahms und Heinrich von Herzogenberg.

Heft 8. Benzmann H., Jos. Ant. Leisewitz.

Heft 9. Krauß R., Friedrich Vischer als Dichter.

Heft 10. Friedrich P., Theodor Körner. Eine literarische Revision.

Heft 11. Achelis Th., Eduard von Hartmann.

Heft 12. Brausewetter A., Goethes Stellung zur christlichen Weltanschauung.

Mit Heft 12 stellte die D. M. ihr Erscheinen ein.

Konservative Monatsschrift.

64. Jahrgang. 1907. Heft 6. Freybe, Robert Reinick. Ein deutsches Dichterleben.

65. Jahrgang. 1908. Heft 4. Sprengel J. G., Schiller an der Schwelle des 20. Jahrhunderts.

Morgen. Wochenschrift für deutsche Kultur. Red.: Art. Landsberger. Berlin, Marquardt & Co.

1907/8. Nr. 3. Lamprecht K., Das Lied in der Romantik.

Nr. 9. Brief Heines an Gustav Kühne, 1839 April 7.

Nr. 12. Scheffler K., Wilhelm Busch.

Nr. 16. Förster-Nietzsche E., Friedrich Nietzsche und die Kritik. — Briefe Nietzsches an Jos. Vict. Widmann.

Die Nation. Wochenschrift.

24. Jahrgang. 1906/7. Nr. 12. Herzog R., Brentano und sein Godwi.

Nr. 16. Heine A., Aus Marie Ebners Jugend.

Bettelheim A., Ein Freund Theodor Storms.

Nr. 17. Bettelheim A., Eine Charakteristik Kühnes von Berthold Auerbach.

Nr. 18. Meyer R. M., Die Philosophie der Romantik.

Nr. 20. Meyer R. M., Die bösen Buben in der Literatur.

Nr. 22. Hauser O., Die moderne deutsche Ballade.

Nr. 23. Stern A., Moritz Hartmann.

Nr. 24. Welti H., Richard Wagner und kein Ende.

Nord und Süd.

30. Jahrgang. 1907. März. Kohut A., Briefe Adolf Stahrs an Varnhagen von Ense und Bettine von Arnim [1840/50].

Mai. Bienenstein K., Rudolf Presber.

31. Jahrgang. 1907. Juni. Krause A. F., Ludwig Ganghofer.

Juli. Isolani E., Zur Geschichte des Feuilletons und eines Feuilletonisten. Ungedruckte Briefe von Hans Wachenhusen.

September. Bruchmüller W., Die kulturellen Beziehungen zwischen Schlesien und Obersachsen.

Oktober. Berg L., Ibsens ethischer Individualismus und die Entwicklung seines Dramas.

November. Müller R., Geschichte von Arndts Schrift: Was bedeutet Landsturm und Landwehr?

32. Jahrgang. 1908. Heft 1. Meyer R. M., Gerhart Hauptmanns literarische Entwicklung.

Heft 2. Schaukal R., Rainer Maria Rilke.
Eichendorffs Briefwechsel mit Schön. — Fortsetzung in Heft 3.
Neuentdeckte Beethoven-Briefe, mit Einleitung von A. Hajdecky.

Opale.

1907. Sinngedichte von Abraham Gotthelf Kästner. Aus dem ungedruckten Nachlaß mitgeteilt von E. Ebstein.

Der Osten. Literarische Monatsschrift der ‚Breslauer Dichterschule'.

33. Jahrgang. 1907. Heft 5/6. Keller P., Joseph Freiherr von Eichendorff.
Jahn O., Eichendorff als Literarhistoriker.
Heft 7/8., Biberfeld C., Gustav Freytag.
Gustav Freytags Breslauer Zeit. Aus dem Nachlaß von F. G. Ad. Weiß. Breslau.

34. Jahrgang. 1908. Heft 1. Mehring S., Johann Christian Günther. Ein Dichterschicksal.
Sommer F., Ein Dichter [J. Ch. Günther]. Charakterskizze.

Ost und West. Berlin.

1907. Februar. Saphra B., Berthold Auerbach. — Brief an Auerbach vom Fürsten von Hohenzollern.
Heft 8. 9. Hirschberg L., Der poetisch verherrlichte Moses Mendelssohn. — Carl Phil. Conz, Moses Mendelssohn . . Ein lyrisch-didaktisches Gedicht in 4 Gesängen. Stuttgart 1787.
Nr. 12. Meisels S., Heine im Hebräischen.

Oud Holland.

XXIVe Jaarg. 4e Afl. 1906/7. Slijper E., Het professoraat van Friedrich Creuzer te Leiden in 1809. Met onuitgegeven brieven.

Čechische Revue. Prag.

I. Jahrgang. 1906/7. Heft 7. Jensen A., Der Lenorenstoff in der westslavischen Kunstdichtung. — Einfluß Bürgers auf die tschechische und polnische Dichtung.
II. Jahrgang. 1907/8. Heft 2. Novak A., Deutsches in der tschechischen Literatur.

Deutsche Revue.

31. Jahrgang. 1906. November. Die preußische Besetzung Hannovers 1806 und die Ereignisse in Weimar nach der Schlacht bei Jena. Nach Briefen eines Weimaraner Schülers [Friedrich Boie].

32. Jahrgang. 1907: Juni. Juli. August. September. Oktober und 33. Jahrgang: März. Oncken H., Aus den Briefen Rudolf von Bennigsens.

33. Jahrgang. 1908. Februar. Hermann E., Erinnerungen an David Friedrich Strauß.
Monod G., Briefe von Malvida v. Meysenbug an ihre Mutter. — Fortsetzung in den folg. Heften.

Neue Revue. Halbmonatsschrift für das öffentliche Leben hg. von J. A. Bondy und F. Wolff. Berlin.

1. Jahrgang. 1907/8. Nr. 4 (Dezember). Gottschall R., Erinnerungen an die Führer des jungen Deutschland. 1. Beim Verleger Julius Campe. 2. Am Krankenbett Heinrich Heines.

Österreichisch-Ungarische Revue.

35. Band. 1907. Heft 16. Wlalzel] J. K. v., Dr. Joseph Alexander Freiherr von Helfert. (65 Jahre im Staatsdienst und in der Literatur). — Biographische Skizze. S. 300/18 unter anderm ein Verzeichnis seiner Schriften 1841/1907.

Berzeviczy E., Ein Johannes-Lied [der Zipser Deutschen, welches von der Jugend am Vorabend des Johanni-Tages, 24. Mai, gesungen wird: ‚Sankt Johann, du heiliger Mann!‘].

Die Rheinlande. Düsseldorfer Monatshefte für deutsche Art und Kunst.

7. Jahrgang. 1907. Heft 5. Rüttenauer B., Goethe und Sulpiz Boisserée.

Deutsche Rundschau.

33. Jahrgang. 1907. Heft 4. Bettelheim A., Berthold Auerbachs erste Schwarzwälder Dorfgeschichten [5. Kapitel der inzwischen erschienenen Biographie B. Auerbachs].

Petersdorff H. v., Joseph v. Radowitz und Leopold v. Gerlach.

Heft 5. Ermisch H., Aus den Jugendjahren des Dresdner Musikdirektors August Röckel [geb. am 1. Dezember 1814 in Graz, † 18. Juni 1876 in Budapest].

[14] Gottfried Keller-Briefe [an Maria Knopf 1883/9]. Mitgeteilt von A. Frey.

Heft 6. Frommel O., Paul Gerhardt. Zur dreihundertsten Wiederkehr seines Geburtstages.

Heft 9. Schmidt E., Ernst Zahn.

Heft 10. Bobé L., Großherzog Carl Alexander von Sachsen-Weimar und H. C. Andersen. — Mit 9 Briefen des Großherzogs an Andersen (1844/52).

Ein Besuch bei Alessandro Manzoni im Jahre 1831. — Reisebrief Karl Wittes vom Oktober 1831.

Heft 11. Schmidt E., Theodor Fontane. Rede, gehalten bei der Enthüllung des Wieseschen Denkmals in Neuruppin am 8. Juni 1907.

Briefe Friedrich Theodor Vischers aus der Paulskirche. Herausgegeben, eingeleitet und erläutert von G. Egelhaaf. — Gerichtet sind diese 12 vom 16. September 1848 bis 7. Januar 1849 reichenden Briefe an Vischers politischen Freund Wilhelm Kapff, geb. 1814, † 1877.

Heft 12. Schultz F., Goethe, Marianne von Willemer und Sulpiz Boisserée. Unveröffentlichtes aus Boisserées Nachlaß.

34. Jahrgang. Heft 1. 2. Neumann C., Jakob Burckhardts politisches Vermächtnis.

Heft 2. 3. 4. Elster E., H. Heine und H. Laube. Mit 46 bisher ungedruckten Briefen Laubes an Heine.

Heft 3. Wildenbruch E. v., Karl Frenzel. Zu seinem 80. Geburtstage (6. Dezember 1907).

Heft 4. 1908. Fischer H., David Friedrich Strauß. Zum 100. Gedächtnistag seiner Geburt.

Maaß E., Die Braut von Messina und ihr griechisches Vorbild.

Schnrig A., Hugo von Hofmannsthal.

Gerhardt L., Lavater in Rußland. — Nicht Johann Kaspar L., wie Vf. meint, sondern ein Johann Jakob L., geb. 1749, † 1787, war 1773/4 in St. Petersburg. Vgl. die Berichtigung in Heft 6 S. 474 f.

Die neue Rundschau.

XVIII. Jahrgang der Freien Bühne. 1907. Heft 4. Key E., Nietzsche und Goethe.

Heft 7. Franz Overbeck, Briefe an Treitschke und Rohde [1871/84].

Heft 8. Georg Herwegh, Briefwechsel mit seiner Braut aus der Züricher Zeit.

Heft 10. Hans von Bülow, Brief aus der Meininger Zeit.

XIX. Jahrgang. 1908. Heft 2. Otto Erich Hartleben-Briefe an seine Frau.

Heft 3. Pniower O., Fritz Katzfuß [von Theodor Fontane].

Österreichische Rundschau.

IX. Band. 1906. Heft 4. Beck F., Betty Paoli [Elisabeth Glück, geb. 1814, † 1894].

Werner R. M., Die erste Hebbel-Biographie [von E. Kuh. Neudruck 1907].

X. Band. 1907. Heft 3. Friedjung H., Alexander Bachs Jugend- und Bildungsjahre.

Aus Beethovens letzten Tagen. Briefe Johann Baptist Jengers an Marie Leopoldine Pachler-Koschak. Mitgeteilt und eingeleitet von O. E. Deutsch.

Gregori F., Lenau und Sophie Löwenthal [Castle, Lenau und die Familie Löwenthal].

Heft 5. Lamprecht K., Neue Erziehungsideale in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Graf M., Probleme des dramatischen Schaffens.

XI. Band. Heft 1. Zwei unbekannte Selbstbiographien Hebbels. Hg. von R. M. Werner. — Die erste sandte Hebbel an Goedeke, der ihn 1843 zu Zwecken seiner Anthologie ‚Deutschlands Dichter von 1813/43' darum ersucht hatte; die zweite war für Saint-René Taillandier bestimmt, der sie für seinen Hebbel-Aufsatz in der Revue des deux Mondes (1852) brauchte. Beide werden vollständig abgedruckt.

Heft 2. Schaukal R., Richard Dehmels Lyrik. Versuch einer rückblickenden Charakterisirung.

Heft 4. Thaler Karl v., Erinnerungen an Ferdinand v. Saar. — Mit Briefen Saars an Thaler.

Feuilleton. Glossy K., Fürst Metternich und Heinrich Laube.

Heft 6. Hock St., Neues über Grillparzer. — Lex: Die Idee im Drama usw.; Lessing: Grillparzer und das Neue Drama; Stich: F. Grillparzers Ästhetik.

XII. Band. Heft 1. Crüwell G. A., Herzog Wilhelm von Württemberg. — S. 48 f. Brief von Holtei an den Herzog, Breslau 1866 Mai 7.

Plan einer Beaufsichtigung der deutschen Literatur. Mitgeteilt von L. Geiger. — Es wird von einem Plan berichtet, den Jarcke 1836 dem Fürsten Metternich unterbreitete: nämlich die in Deutschland erscheinende Literatur durch geeignete Revisoren in Wien kontrollieren zu lassen. Als solche Revisoren brachte Jarcke in Vorschlag: 1. den Direktor der orientalischen Akademie Rauscher, 2. den Dr. Hülsemann, 3. den Dr. Josef Fick. Der erstgenannte ist der spätere Erzbischof von Wien und Kardinal. Den zweiten und dritten erklärt L. Geiger nicht identifizieren zu können. Indes ist Dr. Fick (geb. 1800), der Lehrer der Geschichte bei den Kindern des Erzherzogs Franz Karl, als ein besonderer Verehrer von Jarcke bekannt, auch mit Grillparzer hatte er Verkehr. Vgl. über ihn die „Erinnerungen an Jarcke" von E. Förstemann in den „Histor. pol. Blättern" 97 (1886) S. 452 f. Ferner dieselben „Histor. pol. Blätter" 107 (1891) S. 285; hier heißt es: Grillparzer traf in den Fünfziger Jahren öfter mit dem geistvollen echtkatholischen Geschichtslehrer des Kaisers Franz Joseph zusammen und verlangte einmal von diesem die Angabe eines guten historischen Werkes zur Lektüre. Fick sprach von K. A. Menzel. „Ach nein, nicht deutsche Geschichte. Was sagen Sie zu Hurter's Innocenz III"? war die Antwort. Bezeichnend für Grillparzer. J. J.

Heft 3. 4. Aus dem josefinischen Wien. Tagebuchstellen eines Schweizers [des 1761 geb., 1850 als Ratsherr gestorbenen Johann Heinrich Landolt. Die Tagebuchstellen reichen vom 14. Juni bis 5. September 1786].

Heft 6. Batka R., Robert Schumann in Böhmen.

XIII. Band. Heft 1. Lange K., Die ästhetische Illusion. Aus dem Briefwechsel von Johannes Brahms mit Bernhard und Luise Scholz [1872/80]. Mitgeteilt von W. Altmann.

Feuilleton. Mayr M. Frh. v., Die Vokale im Wienerischen. III. Das J.

Heft 2. Lamprecht K., Beethoven und Goethe an der Grenzscheide von Klassizismus und Romantik [aus dem später erscheinenden X. Bande der ‚deutschen Geschichte'].

Wertheimer E. v., Wien nach der Revolution von 1848. — Acht Berichte eines mit den damaligen Verhältnissen Wiens wohlvertrauten Mannes, gerichtet an eine in den höheren Sphären der Gesellschaft angehörige Persönlichkeit, 1849 April 6 bis Juni 13.

Heft 3. Volkelt J., Lebens- und Weltgefühle in der Lyrik des jungen Goethe.

Heft 4. 5. 6. Michael Bernays und Fürstin Pauline Metternich. (Bruchstücke eines Briefwechsels).

Heft 4. Hock St., Josef v. Eichendorff.

Heft 5. Firdusi. Eine Dichtung Ferdinand Kürnbergers [entstanden zwischen Juli 1839 und Juli 1840]. Mitgeteilt von O. E. Deutsch.

Kleine Mitteilung. Grillparzer als Bürcauchef.

Heft 6. Feuilleton. Knorr J. Freiin, Fanny Elßler. — S. 465 Gentz an Fanny 1831 Mai 20.

XIV. Band. Heft 1. Sauer A., Literaturgeschichte und Volkskunde. [Rektorats-Rede].

Heft 2. Hock St., Metternichs Leibarzt [Friedrich Jäger v. Jaxtthal]. Mit einem ungedruckten Briefe Grillparzers [an Jäger, 12. Februar 1852].

Heft 6. Bang H., Charlotte Wolter. Radierung nach der Erinnerung.

XV. Band. Heft 1. Friedrich Hebbel an Adam Oehlenschläger. Ungedruckte Briefe, aufgefunden und mitgeteilt von K. Behrens (Kopenhagen). Mit Einleitung und Anmerkungen von R. M. Werner. — Hebbel an Oehlenschläger, Hamburg 1843 July 31: Paris 1844 May 3; Wien 1846, 1. Ostertag. — Oehlenschläger an Hebbel, Kopenhagen 1843 Dezember 15. 1844 Februar 18. April 29. — Der Redakteur des S. 44*** erwähnten ‚Vaterland' war Eduard Duller, nicht S. Daller, wie es durch Druckfehler heißt.

Schleswig-holsteinische Rundschau, siehe unten **Schleswig-holsteinische Zeitschrift.**

Tridentum.

IX. 4. Benvenuti E., Volfango Goethe et Giovanni Prati.

Der Türmer.

9. Jahrgang. 1907. Heft 4. Storck K., Die Geburt des Musikdramas aus dem Geiste der Musik.

Heft 5. Storck K., Der Mensch Richard Wagner. Zu seinen Familienbriefen.

Heft 6. Gros E., Paul Gerhardt. Ein Gedenkblatt zu seinem 300jährigen Geburtstag.

Baum F., Goethe und die Arbeit.

Heft 11. Kloss E., Johannes Trojan.

Krauß R., Friedrich Vischer.

Storck K., Hebbels ‚Moloch' als Oper.

Heft 12. Busch Th., Karl Christian Friedrich Krause.

Förster P., Das Volkslied. Sein Werden und Wesen, sein Vergehen und Auferstehen.

10. Jahrgang. Heft 1. Gaedertz K. Th., Ungedruckte Briefe Luise Reuters an des Dichters Jugendliebe.

Heft 2. Dag. v. Gerhardt-Amyntor, Am Weihnachtsabend 1906. Aus dem noch unveröffentlichten ‚Skizzenbuch meines Lebens'.

Storck K., Richard Wagner als Ästhetiker.

Heft 5. 1908. Siebert O., Zur Erinnerung an David Friedrich Strauß.

Über Land und Meer.

49. Jahrgang. 98. Band. 1907. Nr. 39. Schaefer R., Friedr. Theodor Vischer.

Über den Wassern. Halbmonatschrift für schöne Literatur. Herausgeber: Dr. P. Expeditus Schmidt O. F. M. Münster i. W., Alfonsusbuchhandlung.

1. Jahrgang. 1908. Heft 1. Schmidt E., Die Grundidee der Faustsage und Goethes Lebensdichtung.

Kiesgen L., Ferdinande Freiin von Brackel.

Deutsche Wacht. Wochenschrift der Deutschen Vereinigung. Bonn.

I. Jahrgang. 1908. Nr. 7. Kosch W., Friedrich von Spee und seine ‚Trutznachtigall'. — Im Anschluß an Weinrichs Neudruck.

Die Wage. (Wien.)

10. Jahrgang. 1907. Nr. 5. 6. Guttmann R., Friedrich Hebbel und die Gegenwart.

11. Jahrgang. 1908. Nr. 4. 5. 6. 7. 8. Guttmann R., David Friedrich Strauß.

Die Wahrheit.

XXXX. Jahrgang. 1906. 1. 15. Dezember. Kosch W., Prinz Emil von Schönaich-Carolath. Eine Studie.

Boode E., Göthe, Beethoven, Schiller und Weber.

Wege nach Weimar. Gesammelte Monatsblätter von F. Lienhard.

4. Band. 1907. Vom Wesen der Poesie. — Herder. — Das Harzer Bergtheater. — Scheffels Wartburgroman [Aus Scheffels ‚Frau Aventiure']. — Ausdrucksmittel der Poesie — Jean Paul. — Meister Wilhelm Raabe.

5. Band. 1908. Gobineaus Amadis und die Rassenfrage. — [Wilh. von] Humboldts Bildungsideal. — Von Kant zu Goethe. — Gedanken über Richard Wagner. — Schiller [wörtlicher Neudruck von Lienhards Schillerbuch 1905 in Reimers Dichtung Band 26].

Deutsche Welt.

IX. Jahrgang. 1907. Nr. 13. 14. Berger K., Aus dem Tagebuch eines Jenaer Studenten [vermutlich eines Herrn von Ziegesar, 1830/35. Die Stellen über Goethes Todeslager usw. im Literarischen Echo 9, 672 f.].

Das Wissen für Alle.

Jahrgang 1907. Nr. 6. Honigmann E., Zum Andenken Berthold Auerbachs.

Nr. 7./14. Arnold R. F., Das deutsche Drama der Gegenwart.

Nr. 18. 19. Lissauer E., Theodor Storm als Lyriker.

Nr. 46. 47. 48. Petsch R., Die Grundlagen der tragischen Dichtung Goethes in seinen frühesten Frankfurter Erlebnissen.

Jahrgang 1908. Nr. 15. Hennig R., Osterbräuche und Osterglauben.

Das freie Wort.

7. Jahrgang. Nr. 23. 1908. Borealis, Schillers Seherblick.

Xenien. Eine Monatsschrift hg. von Herm. Graef. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik.

Jahrgang. 1908. Nr. 1. Gregori F., Lenau und Sophie Löwenthal.

Nr. 1. 2. Engel E., Friedrich der Große und seine Schrift über die deutsche Literatur.

Nr. 1. Bölsche W., Heine im Abendrot seines Jahrhunderts. — Aus Bölsches ‚Hinter der Weltstadt'.

Nr. 2. Harnack O., Goethes Kunstanschauung in ihrer Bedeutung für die Gegenwart.

Nr. 2. 3. 4. Weinel H., Richard Wagner und das Christentum.

Nr. 3. 4. Geiger A., Goethe der Maler.

Nr. 3. Drews A., Schelling und wir.

Schleswig-holsteinische Zeitschrift für **Kunst** und **Literatur.** Altona.
Jahrgang 1906/7. Heft 16. Wolff E., Allerlei von Klaus Groth.
Nr. 18. Rohweder J. (†), Aus der Jugendzeit Theodor Storms.
Heft 20. Stodte H., Hebbel und Bulthaupt.
Kohn M., Ein verschollenes Gedicht Hebbels.
Lobsien W., Wilhelm Jensen als Lyriker.
Heft 23. Lehmann O., Zum 300jährigen Geburtstag Johann Rists.
Heft 24. Schölermann W., Ferdinand Webers [† 1860] plattdeutsche Lieder.

Fortgesetzt unter dem Titel:

Schleswig-holsteinische Rundschau für **Kunst** und **Literatur.**
2. Jahrgang. 1907/8. Heft 1. Römer A., John Brinckman-Studien.
Poeck W., Das Niederdeutsche in Wilhelm Busch.
Heft 4. Schneideck G. H., Karl von Alsen [Karl Esmarch, geb. 1824, † 1887].
Heft 5. Dohse R., Heinrich Seidel.
Heft 8. Stodte H., Das Drama Detlef von Liliencrons.
Franck H., Die Volksausgabe der Hebbelschen Tagebücher ‚Durch Irren zum Glück'.
Heft 10/12. Lorentzen E., Schleswig-Holsteins Dichterinnen und Schriftstellerinnen.
Heft 12. Liliencron D. v., Theodor Storm.
Heft 14. Frenkel J., Friedrich Hebbels Verhältnis zur Religion.
Heft 15. Kröger T., Über Fritz Reuter.
Heft 20/21. Müller E., Friedrich Hebbels Briefe.
Gaedertz K. Th., Alwine Wuthenow.
Küchler K., Wilhelm Busch †.
Witte E., Johann Lauremberg.

Literarisches Zentralblatt für **Deutschland.**
58. Jahrgang. 1907. Nr. 3. M. K., Engel: Geschichte der deutschen Literatur.
Nr. 13/14. M. J. W., Shakespeare: Dramatische Werke, übersetzt von Schlegel und Tieck, revidiert von H. Conrad (1905). — Die Conradsche Revision und nur sie allein biete einen deutschen Shakespeare-Text, der auf der Höhe der wissenschaftlichen Forschung stehe. Wünscht für die kommenden Auflagen, daß in ihnen immer mehr von Schlegel-Tieck verschwinden und durch glückliche Änderungen des Revisors ersetzt werden möge.
Nr. 21. M. K., Moeller v. d. Bruck: Die Deutschen. 1/3. Band.
Nr. 26. Frukl. L., Böckel: Psychologie der Volksdichtung.
Nr. 30. M. K., Goethe: Sämtliche Werke. Jubiläums-Ausgabe; hg. von K. Heinemann. — Mit Ausstellungen. Dazu O. Heuer, Erwiderung: Nr. 35. Sp. 1134 und Antwort von M. Koch.
Nr. 32. M. K., Heinemann: Tell-Bibliographie. — Mit Nachträgen.
Nr. 42. Enders E., Nägeli: Johann Martin Usteri.
Nr. 51/52. M. K., Sulger-Gebing: Goethe und Dante.
59. Jahrgang. 1908. Nr. 1. Lange E., Lindau: Gustav Freytag. — ‚Wertvolle Vorarbeit zu einer künftigen wirklich kongenialen Biographie.'

Die schöne Literatur. Beilage zum Literarischen Zentralblatt für Deutschland.
8. Jahrgang. 1907. Nr. 8. Hünich F. A., Börries von Münchhausen gegen Detlev von Liliencron.
9. Jahrgang. 1908. Nr. 4. Witte E., Ein Vorkämpfer Lessings und Ahnherr Reuters. Zu Johann Laurembergs 250. Todestage (28. Februar)

Die Zukunft.
15. Jahrgang. 1907. Nr. 15. Oehler R., Nietzsches Mutter.
Nr. 24. Förster-Nietzsche E., Nietzsche und Stirner.

Nr. 25. Speck W., Psychologie der Volksdichtung.
Nr. 45. Horneffer E., Nietzsche als Synthetiker.
16. Jahrgang. Nr. 1. Gast P., Die neueste Nietzsche-Fabel.
Nr. 23. 1908. Fränkel J., Karl Spitteler.

Wissenschaftliche Beilage zur **Germania** (Berlin).

1907. Nr. 13. Irw B., Isidorus Orientalis. — Im Anschluß an Pissins Loeben-Biographie. Sucht nachzuweisen, daß der mit F... A... zeichnende Rezensent des Loebenschen ‚Guido' (Morgenblatt 1808 Nr. 55) und der Einsiedlerzeitung (ebenda 1808 Nr. 104) niemand anders als Johann Heinrich Voß ist. Pissin dagegen wollte den Autor der ‚Guido'-Kritik in dem Heidelberger Privatdozenten Salomo Michaelis entdeckt haben.

National-Zeitung (Berlin).

1907. Nr. 311. Hochdorf M., Von einem toten Dichter [Peter Hille].

Sonntagsbeilage. 1907. Nr. 6. Hirschberg L., Ein Besuch Ludwig Devrients bei Julius von Voß. Erinnerung aus dem Jahre 1821. — Aus J. P. Lysers Bericht in Engländers ‚Salon' 1847.

Nr. 7. Unbekannte Briefe von Moritz Lazarus.

Nr. 10. Kappstein Th., Ein norddeutscher Pietist [Gottfried Arnold 1666 bis 1714].

Nr. 12. Fritsch K. W., Bettina von Arnim.

Nr. 13. Petsch R., Goethe als Naturforscher.

Nr. 14. Altmann W., Aus dem Briefwechsel von Johannes Brahms mit Max Bruch und Ernst Rudorff.

Nr. 15. Gaedertz K. Th., Zur Erinnerung an Luise Reuter. Mit ungedruckten Briefen.

Nr. 18. Schmidt E., J. J. David.

1908. Nr. 4. Kappstein Th., David Friedrich Strauß.

Landsberg H., Ellen Key und Rahel Varnhagen.

Nr. 5. Ellinger G., Zur Geschichte des jungen Deutschland.

Nr. 6. Geiger L., Der Schauplatz von Goethes ‚Hermann und Dorothea'.

Hofmann E., Herder als Philosoph.

Nr. 9. Magister J. Ch. Lauthards Leben und Schicksale.

Tägliche Rundschau (Berlin).

Unterhaltungbeilage. 1907. Nr. 4. Wellmer A., Ludwig Erk. (Geb. 6. Januar 1807).

Nr. 20. Gerstenberg H., Hoffmann von Fallersleben im politischen Kampf.

Nr. 27. Böckel F., Wilhelm Hertz.

Nr. 58. Wendland W., Briefe Friedrich Wilhelms III. an Ludwig Ernst von Borowski.

Nr. 105. Cornelius C., Schillers ‚Nadowessische Totenklage'.

Nr. 126. Anemüller E., Wilhelm v. Humboldt und Karoline Luise, Fürstin zu Schwarzburg-Rudolstadt.

Nr. 156. 157. Holzhausen P., Kriegsgesänge und Friedensklänge zur Zeit von Tilsit.

Nr. 199. 200. 202. Graevenitz G. v., Italien in Goethes Leben vor der italienischen Reise.

1908. Nr. 13. Brief Gottfried Kellers an Heinrich Seidel, 1884 Dez.

Berliner Tageblatt.

Der Zeitgeist. 1907. Nr. 25. Houben H. H., Privatdozent und Schriftsteller. — Geschichte der Habilitation Mundts auf Grund seines Briefwechsels mit Varnhagen.

Berliner Volkszeitung.

1907. Nr. 373. 375. Fränkel L., Pfarrer und Demokrat. — Wilhelm Zimmermann 1807/78.

Vossische Zeitung. (Berlin.)

1906. Nr. 590. 592. Houben H. H., Das Verbot des jungen Deutschland.

1907. Nr. 49. Rubensohn M., Schwarzbrot und Freiheit! — Zur Entstehungsgeschichte dieses Epiphonems.

Nr. 65. Ungedruckte Briefe von B. Auerbach. — An David Honigmann.

Nr. 181. Hoffmann P., Samuel Heinrich Catel.

Nr. 263. Runze M., Heimat, Geschichte und Quellen von Th. Fontanes Ballade ‚Archibald Douglas'.

Nr. 299. Briefe F. Th. Vischers an B. Auerbach.

Nr. 279. Brief von Gustav Freytag an den holsteinischen Schiffskapitän Wraa, Leipzig, März 1861.

Nr. 409. Altmann J., Laube und Dingelstedt am Regietisch.

Nr. 423. Rosenthal L., Ein deutsches Liebeslied vom Jahre 1516.

Nr. 527. Hammer W. A., Robert Blum.

Nr. 553. Castelle F., Ungedruckte Tagebuchblätter J. v. Eichendorffs über seine und seines Bruders Reise nach Hamburg im Jahre 1805.

Nr. 593. Zum Gedächtnis eines Vielverkannten [Friedrich Melchior v. Grimm].

Sonntagsbeilage zur Vossischen Zeitung.

1906. Nr. 52. Krauß R., Das Morgenblatt. Zur Erinnerung an eine vor hundert Jahren gegründete Zeitschrift.

1907. Nr. 1. Minor J., Unsere Jahresberichte. — Anläßlich der Neugestaltung dieses großen Unternehmens erörtert Minor dessen Zweck und Absicht, ‚sowie die Mittel und Wege, womit die Jahresberichte diesen Zweck bisher zu erreichen gesucht haben und künftig zu erreichen gedenken', legt mancherlei Mängel bloß und gibt schließlich einigen Wünschen in bezug auf den Text und die praktischere Einrichtung Ausdruck.

Nr. 2. Hock St., Gustav Freytag und Leopold Kompert.

Nr. 3. 4. 5. Langguth A., Der Tugendbund in neuer Beleuchtung.

Nr. 5. Fridberg F., Sieben ungedruckte Briefe Hans v. Bülows an Professor Adolf Brodsky [1884/9].

Nr. 6. 7. 8. Holzhausen P., Von Jena nach Eylau. Stimmungsbilder aus dem Winter 1806/07.

Nr. 9. Hoffmann P., Gottfried Keller und Peter Hille.

Nr. 10. Werckshagen C., Paul Gerhardt in Berlin.

Nr. 10. 11. 12. Bellermann L., Gedanken über Hermann Conrads Revision der Schlegel'schen Shakespeare Übersetzung. — Weist nach, daß Conrad seinen im Shakespeare-Jahrbuch 1902 S. 202 aufgestellten Grundsätzen bei der Verbesserung des Schlegelschen Shakespearetextes nicht treugeblieben ist.

Nr. 12. Stümcke H., Ein Brief Henriette Sontags über die Berliner Märzrevolution 1848.

N. 13. Kappstein Th., Schleiermacher wider Friedrich Wilhelm III.

Nr. 13. 14. Meyer R. M., Vom Alt-Berliner Roman. — Friedrich Nicolai, Julius von Voß, Alexander von Sternberg, Georg Hesekiel, Heinrich Smidt, Wilibald Alexis, Friedrich Spielhagen, Theodor Fontane u. a.

Nr. 14. Ein ungedruckter Brief Grillparzers [an Simon Levi, undatiert, aber 1858 geschrieben]. Mitgeteilt von St. Hock.

Nr. 15. 16. Kruse G. R., Karl von Bunsen und Otto Nicolai.

Nr. 18. Brandes E., Fritz Reuter als Politiker und Patriot.

Mentzel E., Goethe in der Sitzung der Graduierten in Frankfurt a. M.

Nr. 19. Zobeltitz F. v., ‚Rinaldo Rinaldini' und seine Zeitgenossen. — Räuberromanliteratur.

Nr. 21. Hock St., Berthold Auerbach und Leopold Kompert. — Mit Briefen von Auerbach an Kompert (1852, 1859 f).

Alafberg F., Hegel und Hebbel [‚Moloch'].

Nr. 24. Kuntze F., Der Schmetterling in der schönen Literatur.

Nr. 26. 27. Krauß R., Zum Gedächtnis Friedrich Vischers.

Nr. 28. 29. Eckertz E., Der Witz der Großen und der moderne Geist. Von Voltaire über Heine bis zu Nietzsche. — Studie zu dem inzwischen erschienenen Werke des Verfassers: Heine und sein Witz.

Nr. 30. Salinger R., Zu Kuno Fischers Gedächtnis.

Ludwig A., Ein provençalisches Motiv in neuerer deutscher Lyrik.

Nr. 32. 33. Witte K., Alexander v. Humboldt und Aimé Bonpland.

Schiff O., Ein Fragment Conrad Ferdinand Meyers [‚Petrus Vinea'].

Nr. 34. Langguth A, Karl August von Weimar und Napoleon.

Nr. 37. Ellinger G., Die Brüder Contessa [Christian Jakob und Karl Wilhelm]. — Im Anschluß an H. Meyers Buch.

Nr. 38. Eckertz E., Das Genie und seine Heimat. — Auch im Literar. Echo. 15. Nov. 1907 Sp. 255/9.

Krauß R., Aus Karl Maria von Webers schwäbischen Flegeljahren [Juli 1807 bis Februar 1810]. — Mit Benutzung von Akten, die Max Maria von Webers Darstellung dieser Epoche mehrfach berichtigen und ergänzen.

Nr. 40. L[essing] C. R., Ein bisher unbekanntes Schriftstück von der Hand Gotthold Ephraim Lessings [Wolfenbüttel den 20 März 1779]. — Zu dem undeutlich geschriebenen Worte ‚Rauler' oder ‚Reuler' (Reuter?), einer Münze, mehrfache Deutungen in Nr. 42, S. 329.

Wie Luise Reuter das Andenken ihres Fritz hochhielt. Auf Grund bisher unbekannter Briefe [von Luise] erzählt von K. Th. Gaedertz.

Meyer Ch., Aus einem Reisehandbuch des 18. Jahrhunderts [Johann Georg Keyßlers Reisen durch Deutschland, Böhmen, Ungarn usw. Keyßler, geb. 1693, † 1743. Die von ihm gemachte und geschilderte Reise dauerte vom April 1729 bis ins Jahr 1731].

Nr. 41. Daffis H., Goethe und ‚Hamlet'.

Nr. 43. Vier vergessene Artikel Theodor Fontanes aus dem Jahre 1848. Mitgeteilt von G. Lüders. — Die Artikel erschienen am 31. August, 13. September, 14. Oktober und 7. November 1848 in der ‚Berliner Zeitungshalle'.

Schwann M., Die Bauern in der Literatur.

Nr. 45. 46. Robert Blum (Geboren 10. November 1807).

Nr 45. 46. Göhler R., Die Deutsche Schillerstiftung.

Nr. 45. Zwei Briefe von Ludwig Tieck an August Wilhelm Schlegel [Berlin (1797) Dec. 23; Hamburg 1800 Aug. 27]. Mitgeteilt von J. Fränkel.

Nr. 46. Heyderhoff J., Der erste rheinische Liberale [Johann Friedrich Benzenberg 1777 bis 1846].

Genée R., Antiquarisches und etwas Shakespeare. — Die Angabe in einem Auktions-Kataloge, die 1786 in Göttingen erschienene anonyme Übersetzung der ‚Lustigen Weiber zu Windsor' stamme von Bürger, wird abgewiesen und Einiges über die verschiedenen ältesten Theaterbearbeitungen Macbeths angefügt.

Nr. 47. Jahn K., Joseph Freiherr von Eichendorff (gestorben den 26. November 1857).

Czygan P., Ernst Moritz Arndts historisch-politische Schriften in der Beurteilung des Berliner Zensors 1813/15.

Nr. 49. Fröhlich F., Fichte. Eine Jahrhundertbetrachtung.

Neumann-Strela K., Sophie Albrecht [geb. Baumer, Gattin des Schriftstellers Johann Friedrich Ernst Albrecht, Schauspielerin und Schriftstellerin, geb. 1757, † 1840].

Nr. 51. Dombrowsky A., Aus Adam Müllers Papieren.

Nr. 52. Francke O., Ein Besuch in Lauchstädt.

1908. Nr. 1. Meusel F., Alexander von der Marwitz. Unter Mitteilung eines Briefes an Rahel [Nikolsburg 1809 Juni 26. Mit einer höchst absprechenden Charakteristik K. A. Varnhagens].

Nr. 3. Meusel F., Ferdinand von Schill. Aus Marwitz' Memoiren.

Nr. 3. 4. Holzhausen P., Friedrich Christian Laukhard. Ein verbummeltes Genie, und ein großer Sittenmaler.

Nr. 3. Silbermann A., Uhland als Erzieher.

Nr. 4. Salinger R., David Friedrich Strauß. Zu seinem 100. Geburtstage, 27. Januar 1908.

Müller E., Schiller und die Musik.

Nr. 6. Neue Funde zur Arndt-Literatur während der Befreiungskriege.

Ellinger G., Johann Valentin Andreä und sein ‚Turbo'. — Im Anschluß an die Übersetzung von W. Süß (1907).

Nr. 7. Krüger-Westend H., Goethe und der Islam.

Nr. 8. Hirschberg L., Verschollenes vom ersten Don Giovanni. — Abdruck dreier Aufsätze von Johann Peter Lyser aus den Jahren 1833, 1845 und 1847.

Müller E., Prinz Adalbert von Bayern und Justinus Kerner. — Zwei Briefe Kerners an den Prinzen 1850 Okt. 6 Nov. 29.

Nr. 9. 10. Elf Briefe von [Frdr. Ludw. Fürst zu] Hohenlohe, Blücher und Gneisenau, Karl August von Weimar [sämtlich an Marwitz] und Hardenberg [an Kg. Friedrich Wilhelm IV. von Preußen]. Veröffentlicht von F. Meusel.

Nr. 9. Eloesser A., Theodor Storms Briefe aus der Verbannung [hg. von Gertr. Storm. 1907].

Nr. 10. 11. 12. Meyer R. M., Ein weltliterarischer Umblick.

Nr. 12. Dombrowsky A., Kleists Todeslitanei [im Anschluß an A. Sauer].

Nr. 13. Dombrowsky A., Ein Brief von Gentz an Johannes Müller [Dresden 1806 Febr. 3].

Simon Ph., Schillers ‚Genius' und ‚Das verschleierte Bild zu Sais'.

Nr. 14. 15 Holzhausen P., Die politische Literatur der Jahre 1807 und 1808 in Preußen. — Friedr. Buchholz, Hans v. Held, Julius von Voß, Kriegsrat von Cölln.

Der Bund (Bern).

Sonntagsblatt. 1907. Nr. 38. Lechner A., Ein vergessenes Tellen-Lied [von B. A. Dunker. 1798].

Schlesische Zeitung (Breslau).

1907. Nr. 829. Brief von J. v. Eichendorff an Fouqué (1816).

28. November. Koch M., Zum Gedächtnis Josef von Eichendorffs. Rede.

Casseler Tageblatt.

1907. Nr. 160. 162. 166. 168. 170. 172. Schwarzkopf, Franz Dingelstedt als marburger Korpsstudent in den Jahren 1831/4.

Darmstädter Zeitung.

1907. Festnummer zur 3. Jahrhundertfeier der Universität Gießen. 31. Juli. 1. 3. August. Ebel K., [Karl] Weigand und Hoffmann von Fallersleben.

Bechtolsheimer H., Dr. Karl Friedrich Bahrdt und sein Aufenthalt in Gießen.

Holzhausen P., Magister Laukhard als Gießener Student.

Frankfurter Generalanzeiger.

1906. Nr. 280. Arnswaldt C. v., Erinnerung an Franz Barrentrapp. — Buchhändler in Frankfurt a. M., geb. 1706, † 1786.

1907. Nr. 148. Briefe von F. Th. Vischer an Sigmund Schott, 1883.

Frankfurter Zeitung.

1906. Nr. 353. Newald J. v., Gustav Kühne.

1907. Nr. 80. Heine und Houwald. — Heines Gedicht ‚Du schönes Fischermädchen' verdanke wahrscheinlich Houwalds ‚Leuchtturm' seine Anregung.

Nr. 130. Hensel P., Das ‚Schauerliche' bei E. T. A. Hoffmann.

Nr. 131. Deutsch O. E., Gottfried Keller und Ferdinand Kürnberger. — Dankbrief Kellers an Kürnberger (3. Januar 1877) für Übersendung der ‚Literarischen Herzenssachen'; unveröffentlichter Aufsatz Kürnbergers über den ‚Grünen Heinrich'.

Nr. 138. 140. Messer A., Aus Nietzsches Studentenzeit. — Briefe.

Nr. 139. Brunner H., Goethe in Frankfurt im Sommer 1815. — Aus den Lebenserinnerungen Ludwig Emil Grimms.

Nr. 151. Kreyenbühl J., Wie Gottfried Keller las.

Nr. 210. 211. Holzhausen P., Magister Friedrich Christian Laukhard.

Nr. 247. Keßler A., Erinnerungen an Theobald Kerner.

Nr. 271. Greinz H., Joh. Mich. Senn.

Nr. 328. Huch Riccarda, J. v. Eichendorff.

1908. Nr. 28. Proelß J., Wilhelm Busch und Frankfurt am Main [Frankfurter Ztg.].

Ludoviciana [Festzeitung zur 3. Jahrhundertfeier der Universität Gießen, hg. von B. Sauer und H. Haupt]. **Gießen.**

Sommer 1907. Nr. 1. Becker W. M., Ludwig V. und die Gründung der Universität Gießen.

Fritzsche R. A., Aus alten Gießener Stammbüchern.

Nr. 1. 2. 3. 4. 5. Aus [Ernst Ludwig Wilhelm] Nebels [Professors der Medizin, 1772/1854] Joco-Seria, Beiträgen zur Geschichte und Charakteristik der Gießer Professoren. — Die genannte Sammlung (1828), 533 Nummern, hat sich im Besitze der Familie Nebels erhalten.

Nr. 2. Becker M. W., Landgraf Georg II. und die Rückverlegung der Universität von Marburg nach Gießen.

Ebel K., Stadt und Universität Gießen.

Haupt H., Die Universitätsbibliothek.

Fabricius W., Pennalismus und Deposition in Gießen.

Nr. 3. Volhard J., Justus Liebig in Gießen.

Ebel K., Studentenschaft und Bürgergarde im Jahre 1848.

Fabricius W., Studentenverbindungen in Gießen bis zu den Befreiungskriegen.

Nr. 4. Haupt H., Gießener studentisches Verbindungsleben nach den Befreiungskriegen.

Nr. 5. Hartmann W., Ein zeitgenössischer Bericht über die Einweihung der Gießener Universität [vom damaligen Pfarrer in Goddelau-Erfelden Johannes Victor, 1607].

Gießener Professoren. Fritzsche R. A., Joseph Hillebrandt. Geboren 1788, gestorben 1871, Professor in Gießen 1822 bis 1850.

Lehnert G., Gießener Studentenauszüge.

Nr. 6. Fritzsche R. A., Friedrich Gottlieb Welcker in Gießen.

Diehl W., Ein verschollenes Sprüchwort über die Stadt Gießen [‚Giessa est Cos', dessen Vater der Pietistenführer Johann Christoph von Bielfeld, 1693/1727 Professor der Theologie in Gießen, war].

Wittko P., Aus Gießens Theatergeschichte.

Noack F., Vom Dichter des ‚Besuchs im Karzer' [Ernst Eckstein. Persönliche Erinnerung].

Tagespost (Graz).

1906. Nr. 320. Abendblatt. Holzinger J. B., ‚Schloß Wildon'. — Würdigung dieses verschollenen, 1844 in Leipzig bei Eduard Eisenach anonym erschienenen Romanes von Karl Lewohl (geb. 1806 in Graz, † 1870 auf Schloß Laubegg, in den sechziger Jahren steiermärkischer Landtagsabgeordneter. Eine Notiz über ihn bei Brümmer[5] 2, 410, wo das Todesjahr nachzutragen ist). Lewohl hinterließ im Manuskript noch zwei weitere Romane: ‚Die Herren von Laubegg' (3 Bände) und: ‚Die Witwe', ferner zwei Sammlungen Gedichte aus den Jahren 1822 bis 1833.

1907. Nr. 359 und 1908. Nr. 7. Rosenberg A., Geschriebene Zeitungen in Steiermark (aus den Jahren 1510, 1544 und 1564).

Hamburger Correspondent.

1907. Nr. 437. Leonhardt C. F., Richard Wagner [‚Tristan'] und Friedrich Schlegel [‚Lucinde'].

Nr. 658. Römer A., John Brinckman als Freiheitssänger. — Aus B.s unbekannter Dichtung ‚Abschied vom Hudson' (1842).

Zeitung für Literatur, Kunst und Wissenschaft. 1906. Nr. 21. Lienhard F., Schillers Ehe.

Nr. 24. Geiger L., Ein Brief der Sophie Schröder an den Hamburger Theaterdirektor F. Ludwig Schmidt.

1907. Nr. 2. Knodt K. E., Goethes ‚politische' Anschauungen.

Nr. 3. Gleichen-Nußwurm A. v., Novalis, Wagner und Maeterlinck. Eine Randbemerkung.

Nr. 7. Knodt K. E., Goethes literarische Anschauungen.

Nr. 8. Lenau und Sophie Löwenthal.

Nr. 13/14. Krauß R., Vischer und Shakespeare.

Nr. 15. Sakheim A., Friedrich Schlegel. Eine Notiz.

Nr. 20. Friedrich R., Ein hamburgischer Gedenktag (28. September 1767. Uraufführung von Lessings ‚Minna von Barnhelm').

Nr. 22. Sakheim A., Novellen von Ludw. Tieck.

1908. Nr. 4/5. Massé G., Malvida von Meysenbug und ihre Werke.

Nr. 6. Holzmann M., Das Parzenlied von Goethe-Brahms.

Stauf v. der March O., Schiller und die Burgtheater-Zensur.

Hamburger Nachrichten.

Literarische Beilage. 1907. Nr. 3. Koegler H., Wie Schiller geadelt wurde.

1908. Nr. 6. 7. Diederich B., Hamburg in der deutschen Literaturgeschichte.

Sonntagsbeil. Nr. 10. Wehnert, Stilistische Impression bei Conr. Ferd. Meyer.

Hannoverscher Courier.

Nr. 27205/6. Bornstein P., Cosima Wagner als Hebbel-Übersetzerin. — Anonyme Französische Übersetzung der ‚Maria Magdalena' in der Revue Germanique 1858 Mai und Juni.

Königsberger Hartungsche Zeitung.

1907. Festnummer zum 22. und 23. September [Einweihung des Domes in Königsberg und Enthüllung des Nationaldenkmals in Memel]. Schön Th. v., Schön im Jahre 1807. — Mit Briefen Schöns an seine Frau und seine Schwiegermutter.

Sembritzki J., Königin Luise in der ostpreußischen Poesie.

Leipziger Tagblatt.

1906. Nr. 559. Quenzel K., Die Romantik im Dienste der Kultur.

1907. Nr. 13. Wustmann G., Gellert als Lehrer des Deutschen.

Nr. 34. Gottschall R. v., Persönliche Erinnerungen an Max Stirner.

1908. Nr. 66. Ein unbekannter Schillerbrief. — An einen Kaufherrn aus Ulm, Heilbronn 1793 August 24.

Leipziger Zeitung.

Wissenschaftliche Beilage 1907. Nr. 5. Schumann G., Magister Samuel Seidel in seinen Beziehungen zu Leipzig. — Seidel war ein Zeitgenosse und Freund Gottscheds.

Nr. 30/33. Sahr J., Die Schwimmersage.

1908. Nr. 2. Zwei Briefe von Gutzkow und B. Auerbach.

Nr. 6. Briefe von G. A. Bürger und Adolf Müllner. — Müllner an Marianne Friederike Bürger und deren Antwort, vielmehr die ihres Vaters.

Magdeburger Zeitung.

Montagsblatt. 1907. Nr. 15. W. A., Katzen E. T. A. Hoffmanns und Charles Baudelaires.

Nr. 25/28. Prehn A. R., Agnes Bernauer und die deutsche Dichtung.

Münchener Neueste Nachrichten.

1906. Nr. 407. Kilian E., Heinrich Laube als Theaterkritiker.

Nr. 465. Rosenbusch H., Hebbel in München.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

1906. Nr. 240. 241. Goldschmidt L., Kants historische Entwicklung.

Nr. 277. Ein Münchener Volksdichter [Mathias Etenhueber 1727/82. Nach einem Vortrag K. Trautmanns].

Nr. 281. Heyse P., Offener Brief an John Paulsen [Verfasser der ‚Erinnerungen an H. Ibsen‘] in Kopenhagen.

Nr. 291. 292. Sandberger A., Johann Rudolph Zumsteeg und Franz Schubert.

Nr. 298. 299. P[etersen] J., Goethe-Ausgaben.

1907. Nr. 4/6. Lamprecht K., Die Anfänge neuer sozialer und politischer Anschauungen seit der Mitte des 18. Jahrhunderts: Radikalismus der Empfindsamkeit und des Sturmes und Dranges.

Nr. 5. Dahn F., Über den Bau der Ballade.

Nr. 6/8. Oppeln-Bronikowski F. v., David Ferdinand Koreff. Ein Lebensbild mit unveröffentlichten Briefen an Rahel, an Varnhagen, an und von Schlegel u. a. m.

Nr. 14. Schmidt E., Arnim an Iffland [Berlin 1810 Dez. 6].

Nr. 29. Michel W., Romantische Ironie.

Nr. 32. Westenholz F. P. v., Laube, Dingelstedt und Shakespeare.

Nr. 33. Bettelheim A., Berthold Auerbachs Leichenfeier.

Nr. 35. Beetschen A., Friedrich Th. Vischers Epigramme aus Baden-Baden.

Nr. 55. Holland H., Franz Graf v. Pocci als Dichter und Künstler. Geboren 7. März 1807, † 7. Mai 1876.

Nr. 68. Houben H. H., Bundestag und Junges Deutschland.

Nr. 73. Ludwig Emil Grimm als Schüler der Münchener Akademie (seit 1809). (Aus den Lebenserinnerungen des Künstlers.) Mitgeteilt von H. Brunner. — Wertvoll durch die Beziehungen Grimms zur Familie Savigny und zu Clemens und Bettina Brentano. ‚Reizender und liebenswürdiger ist die Bettina wohl nirgends gezeichnet worden, als es von Ludwig Grimm in seiner schlichten und ungekünstelten Weise geschehen ist.‘

Nr. 85. B[ulle] O., Ein Haushaltungsbuch Eduard Mörikes [1843/7, hg. von W. Eggert-Windegg].

Petersen J., Neue Schiller-Literatur.

Nr. 104. —tz—, Goethe-Autographen aus den Akten des kgl. bayerischen Ministeriums.

N. 106. 110. 115. Leyen F. v. d., Neue Literatur und Forschung über Henrik Ibsen.

Nr. 114. Blümner H., Ein Mahnwort an die deutschen Akademien [eine kritische Ausgabe der Werke J. J. Winckelmanns zu veranstalten].

Nr. 118. Prutz H., Neue Briefe von Friedrich Gentz. — Fournier: Gentz und [Joh.] von Wessenberg.

Nr. 123. Falkenheim H., Das Lebenswerk Friedrich Theodor Vischers. (Zum 100. Geburtstage.)

Sechs Briefe Friedrich Vischers an [Richard] Weltrich [mitgeteilt von diesem. Stuttgart 1878 November 23. 1879 Juni 20. 1880 April 15. 1882 Juni 23. 1883 Januar 1. December 30].

Nr. 124. Jacoby, Herders und Kants Ästhetik.

Nr. 130 Eick H., Karl May.

Nr. 136. 137. Falkenheim H., Kuno Fischer. (Geb. am 23. Juli 1824, gest. am 5. Juli 1907.)

Nr. 139. Scheffler L. v., Die Jugendgeliebte August v. Platens [Euphrasie Marquise von Boisséson].

Nr. 158. Silbermann A., Ungedrucktes von und über Uhland. — Schreiben an das Schultheißenamt zu Zimern, Tübingen 1851 Oktober 10.

Nr. 161. Goldschmidt L., Der Grundgedanke der ‚Kritik der reinen Vernunft' in Goethes ‚Die Leiden des jungen Werthers'.

Nr. 162. Hoffmann-Funde in Würzburg. Eine Mitteilung von M. Voigt. — Die Originalpartituren zweier musikalischer Werke Hoffmanns haben sich im Archiv des Städtischen Theaters zu Würzburg gefunden. Es ist das dreiaktige Melodram ‚Saul, König in Israel', Text nach Caigniez's ‚Triomphe de David' von Ignaz Ritter v. Seyfried verfaßt (ein erhaltener Theaterzettel zu einer Aufführung, die am 8. Dezember 1815 in Würzburg stattgefunden hat, wird mitgeteilt), und die große romantische Oper von Franz von Holbein ‚Aurora'.

Nr. 168. H. H., Karl Follen und die Gießener Schwarzen. — Im Anschluß an H. Haupts Buch.

Nr. 169. 170. Knapp O., Stilverwirrung im Drama.

Nr. 178. Kluge F., Das schweizerische Idiotikon. [Vortrag.]

Nr. 190. Baumeister A., Jean Paul als Erzieher. — Im Anschluß an W. Münchs ‚Jean Paul, der Verfasser der Levana'.

Nr. 193/4. Petersen J., Neue Klassiker. — Hesses Ausgaben von Kompert (Hock), Simrock (Klee), Freiligrath (Schröder), A. Grün (Schlossar). — Immermann (Mayne). Leipzig, Bibliographisches Institut. — Mörike (Fischer). München, Callwey. — Schlegels Lucinde und Schleiermachers Vertraute Briefe über Lucinde hg. von Fränkel. Jena, Diederichs und hg. von Frank. Leipzig, Insel-Verlag. — Brentanos Godwi (Nuest). Berlin, Seemanns Nachf. — Brentanos Schriften (Diel)[2] Freiburg, Herder. — Brentanos Gedichte hg. von Todsen. München 1907, Beck und hg. von Bernus. Berlin 1902, Fischer. — Novalis Schriften (Minor). Jena, Diederichs. — Goethes Werke (Heinemann). Leipzig, Bibliogr. Institut. — Goethes Werke (Jubiläumsausgabe). Stuttgart, Cotta.

Nr. 198. Heyse Paul, Der neue Ariost. Eine Abwehr [der Angriffe A. Kißners auf die Roland-Übersetzungen von Kurz und Gildemeister; Tadel der Kißnerschen Verdeutschung von Ariosts Satiren].

Nr. 206. Holzamer E., Wilhelm Holzamer † [1907, geb. 1870].

Nr. 225. Friedrich Jacobs über die Münchener Staatsbibliothek vor 100 Jahren [in einem Briefe an Friedrich Riegel, München 1807 Dec. 20]. Mitgeteilt von E. Petzet.

1908. Nr. 5. Maier G., Schillers Ahnen. — Im Anschluß an R. Weltrichs Schrift.

Nr. 9. B[ulle] O., Eine Auerbach-Biographie [von A. Bettelheim. 1907]. Kutscher A., Wilhelm Buschs Prosa.

Ranke F., Das Hausbuch des Franz Xaver Reiter aus Lauchheim [Neue Volkslieder des 18. Jahrhunderts, hg. von A. Gerlach. Jena, Diederichs]. Ein literarisches Martyrium. — Beleuchtet Gerlachs sonderbares Verfahren bei der Herausgabe dieser Gedichte, die 1707/28 gedichtet worden sein sollen.

Nr. 10. 11. Berolzheimer, Henriette Feuerbach [geb. Heydenreich, Stiefmutter des Malers Anselm Feuerbach]. Skizze.

Nr. 28. 29. Muncker F., Die Wiedergeburt der deutschen Dichtersprache im 18. Jahrhundert. [Vortrag.]

Internationale Wochenschrift für **Wissenschaft, Kunst** und **Technik** (Beigabe zur ‚Münchener Allgemeinen Zeitung') herausgegeben von P. Hinneberg.

1. Jahrgang. 1907. Nr. 1. 2. Paulsen F., Gustav Theodor Fechner [mit Bildnis].

Nr. 9. Wilamowitz-Moellendorff U. v., Theodor Mommsen [mit Bildnis].

Nr. 26. Windelband W., Wilhelm von Humboldt [mit Bildnis].

2. Jahrgang. 1908. Nr. 6. Schmidt E., Fichte und seine Reden an die deutsche Nation. Rede.

Märkische Zeitung (Neu Ruppin).

1907. Nr. 133. Beilage. Brief Fontanes an den Stadtrat Alexander Gentz, Mai 1873.

Journal des débats politiques et littéraires (Paris).

1906. 13/IX. Albert H., Goethe et la Légion d'honneur.

30/IX. Albert H., Goethe et Napoléon.

Pesther Lloyd.

1909. Nr. 152. Karpeles G., Heine und die Polen.

Bohemia. (Prag).

1908. Nr. 1. Ein Brief Anzengrubers [an Alfred Birk, Wien 1883 November 14]. Mitgeteilt von K. B. Schillerwein.

Schwäbischer Merkur (Stuttgart).

Kronik. 1907. Nr. 299. Drei Briefe Vischers an die Cottasche Buchhandlung 1861, 1862, 1874.

1908. Nr. 64. Aus Briefen Emilie Reinbecks.

Nr. 76. Briefe Lenaus und Kerners an Gf. Alexander von Württemberg.

Neues Stuttgarter Tagblatt.

1907. Nr. 33. Schaefer R., B. Auerbach. Persönliche Erinnerungen.

Nr. 107. Wichmann F., Der Kater in der deutschen Dichtung. — Hoffmanns ‚Kater Murr', Kellers ‚Spiegel', Scheffels ‚Hidigeigei' usw.

Nr. 143. Widmann W., Karl von Schiller [Schillers Sohn, † 1857].

Württemberger Zeitung.

1907. Nr. 51. Baberadt K. F., Ungedruckte Briefe von Nikolaus Lenau. — An Emilie von Reinbeck, und an deren Vater, Geheimrat von Hartmann.

Wiener Abendpost.

1906. Weihnachtsbeilage (24. Dezember). Ubell H., Platens ‚Ode an Napoleon' (1825).

1907. Nr. 61. Brief von Grillparzer an den Verleger Krabbe, Wien 1845 September 16.

Nr. 294. Weilen A. v., Die erste Aufführung des ‚Julius Cäsar' im Burgtheater [27. Mai 1850].

Fremdenblatt (Wien).

1907. Nr. 206. Ein Hofsekretär im alten Wien [Paul Weidmann].

Neues Wiener Journal.

Nr. 5093. Ungedruckte Briefe von Eduard von Bauernfeld. — An den Grafen von Redern u. a.

Nr. 5108. Knispel H., Wie Raimunds Verschwender auf die Bühne kam. — Nach den Aufzeichnungen des 1884 in Darmstadt † Tenoristen Ludw. Cramolini.

Montags-Revue (Wien).

1907. Nr. 13. Schlossar A., Kaiser Maximilian von Mexiko und Anastasius Grün [mit Benutzung ungedruckten Materials].

Nr. 20. Zwei ungedruckte Briefe vom Grafen Anton Auersperg an Dr. Ignaz Kuranda [1848/49].

Neue Freie Presse (Wien).

1907. Nr. 15255. Brief von Julius Glaser an Emil Kuh.

Nr. 15319. Wilbrandt Adolf, Aus der Werdezeit (Fortsetzung).

Nr. 15382. Berger A. Frh. v., Hebbel als Erzieher.

Nr. 15429. 30. Scheffer L. v., Wie ich Nietzsche kennen lernte.

Nr. 15466. Miaskowski J. v., Erinnerungen an den jungen Friedrich Nietzsche.

N. 15483. Stork H., Victor von Scheffel im persönlichen Umgang [1880/84].

Nr. 15572. Minor J., Wiener Goetheana. — Aus Briefen des Kanzlers von Müller an den Grafen K. F. Reinhard 1825/35 und Peucers an Reinhard 1827 Juni 21.

1908. Nr. 15580. Minor J., Ein fraglicher Grillparzersch er Vers [in der ‚Libussa‘]. — Dazu E. Reich in Nr. 15581.

Nr. 15589. Ungedruckte Jugendgedichte Grillparzers. Mitgeteilt von A. v. Weilen. — Aus einem Hefte im Besitze von Josef v. Weilen: Das Zauberschwert. Den 5ten Hornung 1806 ‚In eines weißen Schlosses Hallen‘; Sehnsucht nach Liebe. Den 18ten Hornung 1806 ‚Alles liebet, alles scherzet‘; Der Genius der Vollendung. Den 21ten März 1806 ‚Wenn bei mancher Kluft im Leben‘; Der wahre Glaube. Den 4ten April 1806 ‚Dahingestreckt auf grüne Matten‘; Die Krone. Den 5ten April 1806 ‚Fürst Midas mit den Eselsohren‘; Die wahre Tugend. Den 28ten April 1806 ‚Es lebt' einmal in niedrer Hütte‘. Sieh' Goedeke[3] VIII, 380, 8). 9). 11) a. c. d. 16).

Nr. 15602. 12. Lindau P., Erinnerungen an Wilhelm Busch.

Neues Wiener Tagblatt.

1907. Nr. 51. 52. Hein A. R., Adalbert Stifters Werdegang. (Mit bisher nicht veröffentlichten Gedichten.) — Die Gedichte stammen aus den Jahren 1823, 1825 und 1831.

Nr. 175. Weltner A. J., Josef Schreyvogel.

1908 Jän. 28. Hein A. R., Neues von Adalbert Stifter. Zur vierzigsten Wiederkehr seines Todestags. Mit einem bisher nicht veröffentlichten Briefe des Dichters. — Vornehmlich über neuaufgefundene Bilder Stifters. Der von Wien 1846 November 16 datierte Brief ist an einen Literaten der damaligen Zeit gerichtet, der über Stifter schreiben wollte und von ihm Mitteilungen persönlicher Natur erbat.

Die Zeit (Wien).

1906. Nr. 1522. Weber O., Moritz Hartmanns Jugend. — Im Anschluß an Wittners Hartmann-Biographie.

1907. Nr. 1587. Ostwald W., Goethe als Naturforscher [im Anschluß an das Buch von R. Magnus].

Nr. 1826. Spitteler Carl, Meine Beziehungen zu Nietzsche.
Nr. 1856. Huch Ricarda, [Friedr. von] Schlegel an Frau von Stransky.

Deutsche Zeitung (Wien).

1907. Nr. 12780. 82. 83. Gugitz G., Ein altwiener Theater- und Schlüsselroman. — Von Joh. Friedrich Schink: Das Theater zu Abdera. Berlin und Libau 1787/9.

Wiener Zeitung.

1907. Nr. 83. Gugitz G., Gottlieb v. Leon.
Nr. 189. Josef Franz von Ratschky.
1. November. Schlossar A., Adolf Ritter von Tschabuschnigg.

Mitteilungen.

Eine Ergänzung zur theaterbaugeschichtlichen Studie Lauchstädt und Weimar von A. Doebber (E. S. Mittler u. Sohn, 1908).

Der Lebenslauf des braven und treuen Dieners Goethes, des späteren Bauinspektors Paul Götze, ist in dieser Studie zum ersten Male im Zusammenhange dargestellt worden. Veranlassung dazu gab zunächst der Umstand, daß dieser Mann als Bauführer bei Errichtung des Lauchstädter Theaters gewaltet hat. Mehr noch lockte der Wunsch, einen neuen Beitrag zu erbringen für die hervorragende Fähigkeit Goethes, Menschen zu erkennen, nach ihren Begabungen zu erziehen und zu bilden. Weitere Beschäftigung mit dem Stoffe hat inzwischen noch manche Berührungspunkte der beiden Männer miteinander auffinden lassen, deren zusammenfassende Mitteilung einer anderen Gelegenheit vorbehalten bleibe.

Erwähnt sei hier aber davon zunächst, daß Eckermanns Aufzeichnung vom 23. 11. 1823, in der er von seiner Begegnung mit einem alten Kammerdiener Goethes erzählt und dessen merkwürdige Erinnerungen an die Nacht des Erdbebens von Messina i. J. 1783 mitteilt, sich allem Anscheine nach auf Paul Götze bezieht, obgleich dessen Name nicht genannt wird.

Dann eine Ergänzung, die sich recht eigentlich auf die erzieherische Tätigkeit Goethes bezieht. Durch verschiedene Proben aus einem Skizzenbuche Paul Götzes wünschte ich den Nachweis für dessen zeichnerische Anlagen zu erbringen, wie auch den Einfluß Goethes auf seine Darstellungsweise darzulegen. Auf Tafel 12 gab ich ein Blatt aus dem Skizzenbuche wieder und bemerkte: „So lange sich für die beigefügte Skizze ‚Herr und Diener' nicht ein Vorbild finden sollte, wird man sie wohl als einen Versuch Götzes auffassen dürfen, sich selber und seinen Herren auf einer der gemeinsam ausgeführten Reisen darzustellen." Ein solches Vorbild hat sich gefunden: in den „Ideen zu einer Mimik" (Berlin 1785 bei August Mylius, im ersten Teile) gibt J. J. Engel die beiden Gestalten, die Götze zu seinem Bildchen zusammengestellt hat. Sie sollen einen Menschen im Zustande völliger Ruhe darstellen und einen solchen, an dem sich die ersten Wirkungen eines Anreizes zu äußerer Tätigkeit bemerkbar machen, der durch seine Stellung schon die Fassung, die Bereitschaft dazu erkennen läßt. Die beiden Gestalten sind einzeln, ohne Beziehung zueinander, jede in besonderer Umrahmung, gezeichnet und von dem an der Berliner Akademie tätigen Kupferstecher J. W. Meyl gestochen. Götze hat also keine eignen Figuren geschaffen. Daß er auch beim Kopieren, wobei er Stahlstiche in Bleistift- und Sepiazeichnung übertrug, ein beachtenswertes Talent bewiesen hat, wird jeder Sachverständige ersehen. Wie kam er aber zu den „Ideen zu einer Mimik"? Studiert wird er sie wohl nicht haben, aber nahe liegt es anzunehmen, daß ihm Goethe dieses Buch und die darin enthaltenen Zeichnungen als Übungsstoff zur Ausbildung

seines Zeichentalentes überwiesen hat. Zwar findet sich heute das Engelsche Buch in Goethes Bücherei nicht vor und kann auch nicht nachgewiesen werden, daß es seinerzeit in der herzogl. Bibliothek vorhanden gewesen und aus ihr entliehen worden ist. Goethe kann es aber bald nach seinem Erscheinen auch auf anderem Wege in die Hände bekommen haben. — Götze hat übrigens in seiner Zeichnung doch auch etwas Originelles aus sich selbst hinzugetan. Es ist die Zusammen- und Gegenüberstellung der beiden Figuren zu einem Genrebildchen, die offenbar mit voller Absicht geschehen ist. Und sollte er hierbei nicht doch versucht haben, wenn auch nicht mit genauen Porträts, so doch in der allgemeinen Lage und gegenseitigen Stellung der Personen, ein Bild aus dem eignen Leben, „Herren und Diener", insbesondere „Goethe und Götze auf der Reise" zu zeichnen?

Daß Götze übrigens Figürliches nicht nur zu kopieren, sondern auch selber zu zeichnen verstand, das beweisen die auf Tafel 10 meines Buches wiedergegebenen Darstellungen, die er ausdrücklich als ad naturam gezeichnet bescheinigt und mit dem Datum versehen hat.

Berlin, Juli 1909. A. Doebber.

Dr. Conrad Höfer fand im Weimarer Hoftheater-Archiv ein Schillersches Bühnenmanuskript zu Goethes „Egmont", das wahrscheinlich für die zweite Aufführung hergestellt wurde, die das Werk (zehn Jahre nach der ersten) in dieser Bearbeitung am 31. Mai 1806 zu Weimar erlebte. Sie weist eine Reihe interessanter Abweichungen von den bisher bekannten Fassungen auf (vgl. Goedekes histor.-kritische Schiller-Ausgabe XV, 2, S. 1—84).

Der Tempel Verlag. Unter dem Namen Der Tempel Verlag haben die Verleger S. Fischer in Berlin, Eugen Diederichs in Jena, Hans v. Weber in München, Carl Ernst Poeschel und Julius Zeitler in Leipzig, sowie Georg Hartmann in Frankfurt eine Vereinigung ins Leben gerufen, deren Ziel es ist, Ausgaben deutscher Klassiker in mustergiltigen Texten und in wirklich gediegener Form zu wohlfeilen Preisen zu veröffentlichen. Diese Ausgaben werden in einer besonders und ausschließlich dafür bestimmten Fraktur von E. R. Weiß, dem ausgezeichneten Buchkünstler, gedruckt. An der Spitze der Tempel-Ausgaben wird eine Goethe-Ausgabe erscheinen, die den größten deutschen Klassiker technisch wie textlich in vollendeter Gestalt zur Darstellung bringt.

Abwehr.

Im Vorwort seines Buches „Heinrich von Kleist als Mensch und Dichter" wagt Herr Dr. Sigismund Rahmer die Behauptung, durch unsere Kleistausgabe sei ihm manches wertvolle und in mühsamer Arbeit gewonnene Resultat „hinterrücks aus den Händen gewunden worden". Er rechnet hierzu „vor allem" — was er sonst noch dazu rechnet, sagt er nicht — die drei an Ernst von Pfuel gerichteten Briefe Kleists und hat die Kühnheit, von einem „einzigartigen Verfahren geistiger Entwendung" zu sprechen. Er scheut sich ferner nicht, auf seine Anzeige unserer Ausgabe der Briefe Kleists in der Zeitschrift „Deutschland" (Februar 1907) zu verweisen, in der er dieselben, sogar auf Kleists Briefe an Ulrike ausgedehnten Anschuldigungen erhoben hat, und ist so verblendet, unser Schweigen auf diese Angriffe als „Vogel-Strauß-Politik" auszulegen.

Daß seine erste entstellende Auslassung nicht sofort von uns in die rechte Beleuchtung gerückt worden ist, hat seinen Grund darin, daß dieser törichte Angriff zu deutlich als kleinliche Rache für die in der „Deutschen Literaturzeitung" (1904, Nr. 51/52) geübte Kritik seiner leichtfertigen Ausgabe der Briefe Kleists an Ulrike erkennbar war. Nachdem er nun aber seine Behauptung in verschärfter und ehrenrühriger Form wiederholt hat, haben wir keinen Anlaß mehr, ihn zu schonen. Wir könnten ihn für diesen Schimpf vor Gericht ziehen, begnügen uns aber vorläufig mit folgender Erklärung:

Herr Dr. Rahmer hat allerdings das Glück gehabt, die Besitzer der Originale der Briefe Kleists an seine Schwester und an Pfuel vor uns ausfindig zu machen. Unwahr aber ist seine Behauptung in der Zeitschrift „Deutschland", er habe uns die „Briefquelle", d. h. den Besitzer angegeben auf Grund vereinbarter gemeinsamer Bearbeitung dieses Teiles der Briefsammlung, und wir hätten uns dieser Verpflichtung später entzogen. Er hat, weit entfernt von ehrlicher Förderung der Kleistforschung, mit dem offenkundigen Wunsche, daß die Briefe an Ulrike in dem von ihm ängstlich gehüteten Verstecke uns verborgen bleiben möchten, und mit der sichtlichen Absicht — wie seine am Schlusse angeführten eigenen Worte klar sagen — die noch unbekannten Blätter an Pfuel erst nach unserem Briefbande triumphierend zu Markte zu bringen, die Namen der Besitzer hartnäckig verschwiegen. Trotz dieser schnöden Geheimtuerei haben wir, im Interesse der Ausgabe, versucht, ihn als Mitarbeiter für diesen Teil der Briefe zu gewinnen, und in übertriebenem Entgegenkommen die Verhandlungen selbst da noch weitergeführt, als auch wir unterdessen völlig selbständig mit Hilfe der Herren des Stettiner Staatsarchivs den Besitzer der Briefe an Ulrike ermittelt hatten, weil wir in Übereinstimmung mit dem Herrn Besitzer loyalerweise ihm sein Vorrecht wahren wollten und ihn nur so zur Beisteuer der Briefe an Pfuel zu bewegen hoffen konnten. Unter steter Zurückschiebung eigenster Interessen sind ihm die weitgehendsten Zusagen gemacht worden. Er stellte aber die anmaßende Forderung, für seinen verhältnismäßig ganz geringen Anteil Herausgeberrechte für alle 5 Bände unsere Ausgabe zu erhalten. Daraufhin wurden die Verhandlungen mit ihm abgebrochen, nachdem ihm selbst jetzt noch das Vorrecht der Veröffentlichung der Briefe an Ulrike zugesichert worden war, das auch gewahrt worden ist. Dieses Verhalten des Herrn Dr. Rahmer hatte auch den Herrn Besitzer der Briefe an Ulrike, der über die gesamte Korrespondenz unterrichtet war, zu dem Urteil geführt, daß Herr Dr. Rahmer nicht im Interesse der Ausgabe gehandelt habe, und er sandte uns daher selbständig und unaufgefordert die Originalbriefe ins Haus.

Nun mußten wir auch die Spur der Briefe an Pfuel von neuem selbständig verfolgen, und wir hatten jetzt auch hier Erfolg. Wir konnten den Herrn Besitzer, allerdings zu unserer großen Genugtuung, leicht davon überzeugen, das Interesse einer vollständigen Edition sei größer als der selbstische Anspruch des Herrn Dr. Rahmer. Auch diesmal wurden uns die Originale aus freiem Entschluß zur Abschrift und Veröffentlichung nach Berlin gesandt. Wie darf Herr Dr. Rahmer da wagen, von „geistiger Entwendung" zu sprechen!

Der Briefwechsel über alle diese Verhandlungen ist lückenlos in unseren Händen und Herrn Dr. Rahmer bekannt. Darum sind seine Behauptungen eine dreiste und böswillige Verdrehung der Tatsachen. Daß eine derartige Böswilligkeit seinem Wesen nicht fremd ist, bezeugen seine eigenen Worte, die sich in einem Briefe vom 24. Juli 1901 finden: „Wenn ich Ihre Publikation abwarte und dann mit meinem Buch herausrücke, dann können Sie gewiß sein, daß ich den Vogel abschieße und Sie wissenschaftlich wie buchhändlerisch lahmlege."

Dr. Georg Minde-Pouet, Bromberg.
Prof. Dr. Erich Schmidt, Berlin.

Berichtigung.

Im 8. Ergänzungshefte dieser Zeitschrift (S. 16 ff.) hat Otto Lerche vier an sich recht wertvolle Briefe Schupps veröffentlicht und sich in den Anmerkungen auch auf Mitteilungen und Berichtigungen meinerseits bezogen, die ich dem Herausgeber der Zeitschrift eingesandt hatte. Leider hat er aber daraus nach Belieben Kleinigkeiten ausgewählt, sie zum Teil falsch, zum Teil durch seine Polemik entstellt wiedergegeben und — die Hauptsache ignoriert. Nur mit Rück-

sicht auf den Herausgeber habe ich eine ausführliche „Ehrenrettung für Schupp" wieder zurückgenommen, behalte mir jedoch vor, an anderer Stelle auf die Sache zurückzukommen. Hier möchte ich nur die gröbsten Irrtümer verbessern:

Zunächst ist Schupp kein Zänker gewesen, das war vielmehr der Senior D. Johannes Müller, der mit vielen anderen Leuten Streit hatte, wie man das in Mollers „Cimbria literata" (Tom. II, pag. 793 ss.; Tom. III, pag. 496—502 und an anderen dort zitierten Stellen) nachlesen kann. — Es ist falsch, Schupp mit der lutherischen Predigt und der Streittheologie des 17. Jahrhunderts in einen Topf zu werfen (S. 26), da er im Unterschiede von der hadernden Orthodoxie bei aller Rechtgläubigkeit den Nachdruck auf ein christliches Leben legte. — Bei der bekannten Aufrichtigkeit und Offenherzigkeit Schupps ist keineswegs anzunehmen, daß er bei der Verteidigung Andreäs gegen den Vorwurf des Atheismus Hintergedanken auf Erlangung eines Amtes bei Herzog August gehabt habe. (Lerche, S. 26: „Es scheint zwar, als ob usw " — „Schupp tut nun aber usw." und vor allem: „bei dem welfischen Herzoge wäre vielleicht ein Plätzchen an der Sonne für ihn zu haben usw.") Den Vorwurf des Atheismus ganz besonders ließe sich auch heute kein Theologe machen; aber in damaliger Zeit war er gefährlich. Schupp meint nichts anderes, als was seine Worte besagen. — Er war auch kein „liberaler Theologe", sondern seine Zeitgenossen haben ihn zu den „Theologis orthodoxis Ecclesiae Lutheranae praecipuis" gezählt (Moller, Cimbr. lit. II, 795).

Auch die Betrachtungen über die Orthographie, den Gebrauch von Fremdwörtern und den Stil der Briefe werden Schupp durchaus nicht gerecht. Der Kürze halber verweise ich auf seine eigenen Ausführungen im „Teutschen Lehrmeister" (vor allem S. 36 und 29 ff. des Neudruckes). — Abgesehen davon, daß die vier Briefe zu solchen Betrachtungen zu wenig Material bieten, sind einige Erklärungen zu gesucht. Deshalb habe ich bei dem Worte „fortplantze" darauf hingewiesen, daß in Schupps hessischer Heimat die Lautverschiebung auch heute noch nicht überall durchgedrungen ist, und daß als hessische Eigentümlichkeiten anzusehen sind: „**das** Ort", „**die** Bach" (vgl. „Freund i. d. Noth", Neudruck, S. V) und anderes, sowie auch das häufige Fehlen der Endungen -e und -en und das Zusammensprechen und -schreiben von „in den" zu „in" nach Analogie von „im" und „ins". Die Phrase „den Deufel in ohres" (S. 25 und 18) erkläre ich für einen Schreibfehler, und „secretario" und „internuncio" (S. 25 und 23) sind als Ablative anzusehen nach einer Stelle im „Salomo" (**H**, S. 37): „. . . so brauchte er einen Theologum zu einem executore", weil dem Schreiber das Lateinische vorschwebt. — In Anmerkung 2 auf S. 21 sind meine Zitate vertauscht und ungenau wiedergegeben. — Zur Berichtigung der irrigen 3. Anmerkung auf S. 20 hatte ich auf Bloch (S. 30) verwiesen, der gezeigt hat, daß die Meinung, Schupps zweite Ehe sei unglücklich gewesen, erst von Neueren wie Thieß, Bouginé und Jördens stammt und sich wohl aus einer Verwechselung mit Peter Lambeck erklärt.

Zum Schlusse erkläre ich, daß mich nicht sowohl persönliche als vielmehr sachliche Interessen zu diesen Zeilen veranlaßt haben, und daß ich mit Freuden von dem reichen Inhalt der vier Briefe in der Biographie Schupps Gebrauch machen werde.

Bonn, am 26. September 1909. Carl Vogt.

Entgegnung.

Auf vorstehende Berichtigung Vogts habe ich zu entgegnen, zunächst im allgemeinen: Nur auf stürmisches Verlangen Vogts habe ich seine Ausstellungen in meiner Veröffentlichung — allerdings nur zum Teil — berücksichtigt. Doch ist es selbstverständlich meinem Belieben anheimgestellt, welche Äußerungen von

anderer Seite ich in meine Arbeit aufnehmen will. Im vorliegenden Fall habe ich es für das Beste gehalten, in einigen Punkten nachzugeben, um so mehr, weil mir das in der Hauptsache nicht möglich gewesen ist. Da ich nun eine zweite Korrektur nicht habe lesen können, so sind zu meinem Bedauern einige starke Druckfehler eingelaufen (p. 21 Anm. 2 Zeile 5 lies: scholis, Zeile 7 lies: Mercurium; p. 24 Anm. 2 lies: testimonium).

Mit meiner Publikation habe ich Dokumente der Öffentlichkeit übergeben, die für Vogt in erster Linie wertvoll sind und von ihm nach seinem Belieben verwendet werden mögen. Man kann selbstverständlich über den Wert wie auch über die Interpretation dieser Urkunden verschiedener Meinung sein. Ich habe ausdrücklich betont, daß diese Briefe für mich das Charakterbild Schupps, wie es die Gegenwart kennt, in keiner Weise umstoßen (p. 26). Bertheaus Darstellung (Artikel ‚Schupp', Realencyclopädie für prot. Theol. u. Kirche, 3. Aufl., Bd. 17 (1906), p. 806), vielleicht etwas zu liebevoll gesehen, ist mir durchaus maßgebend. — Eben, weil die vier Briefe für die Betrachtung mehrerer Gegenstände nur wenig Material bieten, habe ich mich sehr kurz fassen können.

Im einzelnen kann ich nur erwidern: Zum Streiten gehören wenigstens zwei Parteien; daß Schupp, und zwar besonders in Hamburg Müller gegenüber, oft die zweite gewesen ist, steht fest (cf. Bertheau l. c. über Schupps Tod). — Ebenso ist genugsam bekannt, daß Schupp nicht zur ‚Streittheologie des 17. Jahrhunderts' gehört; daß er aber gerade wegen seiner praktischen Theologie viel hat kämpfen müssen, zeigt der Hamburger Streit. — Einen ‚Hintergedanken' hat Vogt allein Schupp zugemutet: ich finde, Schupp hätte keinen besseren Anknüpfungspunkt mit dem Herzog finden können als Andreä. Jeder Unbefangene wird mir darin beistimmen. — Mit Recht habe ich Schupp liberal genannt; daß er dogmatisch positiv, hat niemand bezweifelt. Schupp ist liberal in seiner Predigt wie überhaupt in seiner Amtsführung (cf. Bertheau, l. c.), liberal dem im Formalismus erstarrten Müller gegenüber und vor allen Dingen darum, weil er für die Abschaffung der geistlichen Schulaufsicht eintritt (cf. p. 20 f. III. Brief).

Im übrigen halte ich es für überflüssig, den Euphorionlesern mitzuteilen, daß ein Hesse wie Schupp im 17. Jhdt. seine Heimat in Sprache und Schrift nicht verleugnet. Die anderen Ausstellungen Vogts sind mir zu unwesentlich; ich muß sie hier der Kürze wegen übergehen, ohne sie anzuerkennen. Möchte Vogt mein Material nur recht in seinem Sinne ausnutzen.

Göttingen. Otto Lerche.

Berichtigungen und Ergänzungen.

Euphorion 14, 664 Zeile 11 v. u. lies 1796; 1797. — 14, 668 Mitte lies: Gräbern zum Kom. — 14, 674 Zeile 20 lies: Schreibweise. — 14, 679 Seitenzahl irrig 779. — 14, 851 Schücking Zeile 5 lies Schlüter.

Zu Euphorion XV, 680. Dr. Max Ortner in Klagenfurt teilt mit, daß der Verfasser des Dramas „Die Begebenheiten auf der Jagd" gleichfalls von Anselm Edling ist. Die Studienbibliothek in Klagenfurt besitzt das Stück, dessen genauer Titel lautet:

Die Begebenheiten auf der Jagd oder über die Unschuld hält die ewige Vorsicht den Schild. Eine komische Oper in drey Aufzügen, von dem Verfasser des Kornets. A. Ed—g. Klagenfurt, bei Carl Walliser, 1789. 110 S.

Zu Euphorion XV (1908), S. 685. Nach Mitteilung von Hermann Bräuning in Darmstadt ist der Brief von Merck an Gleim vom 8. 10. 1783 bereits im Dezemberheft 1876 von Westermanns Monatsheften S. 323 gedruckt.

16, 159 Zeile 22 lies: Neumann. — 16, 162 Zeile 5 lies: Immanenz.

In der Handschrift abgeschlossen am 1. Juni, im Satze am 1. Dezember 1909.

Johann Balthasar Schupp.

Neue Beiträge zu seiner Würdigung

von Carl Vogt in Bonn.[1])

3. Schupps Quellen und Vorbilder.

Spezialliteratur:

Andreä, Joh. Val., „Menippus ... 1617".
— „Mythologia Christiana ... Argentorati" (1619).
— „Reipublicae Christianopolitanae Descriptio ... Argentorati .. M.DC.XIX".
Bacon, Franciscus, „Opera omnia ... Francofurti ad Moenum .. MDCLXV".
Barclay, John, „Argenis. Lutetiae Parisiorum MDCXXI".
Barlaeus, Caspar, „Orationum Liber .. Amsterodami .. M DC XLIII".
„Beyträge Zur Critischen Historie Der Deutschen Sprache ... Leipzig 1732 ff."
Beurath, Karl, „Bernhardino Ochino ... 2. Aufl. Leipzig 1892".
Boccalini, Traiano, „Ragguagli di Parnasso ... Venetia MDCXIV". (Erste Ausgabe 1612/13, erste deutsche Uebersetzung 1614.)
Boxhornius, Marcus Zuerius, „Emblemata Politica ... Amsterod. MDCLI". (Darin auch „De Majestate Eloquentiae Romanae [1635])".
— „Orationes, Varii Argumenti ... Amstelodami, C/O /OLI."
Buno, Johannes, „Neue Lateinische Grammatica in Fabeln und Bildern ... Danzig .. 1651".
— „Uralter Fußsteig der Fabular und Bilder Grammatic. Danzig 1650".
— „Neues A-B-C und Lesebüchlein. Danzig 1651".
— „Bibel mnemonice fürgestellet .. [?]" und vielleicht noch andere.
Campanella, Thomas, „Civitas Solis ... Ultraiecti .. MDCXLIII". In „Mundus alter et idem ... Ultraiecti MDCXLIII". (Erste Ausgabe 1623.)
Comenius, Amos, „Ianua linguarum reserata (1631) Lipsiae MDCXXXII". (abgedruckt in „Opera didactica omnia 1657".)
— „Ianuae linguarum reseratae Vestibulum 1633".
— „Didactica magna 1628".
Diehl, Wilhelm, „Die Schulordnungen des Großherzogtums Hessen .. Berlin .. 1903". (= „Monumenta Germaniae Paedagogica ... Band XXVII, XXVIII ...")
Ebeling, Friedr. Wilh., „Friedrich Taubmann Ein Kulturbild ... 3. Aufl. Leipzig .. 1884". (Obertitel: „Zur Geschichte der Hofnarren ...")

[1]) Vgl. oben S. 6 ff. und 245 ff.

„Epistolae Obscurorum Virorum Tertio Volumine Auctae. Londini . . . (MDCXIX)".
Faust, Maximilian, „Consilia pro AErario . . . Francofurti . . M . DC . XLI".
Festschrift: „Die Universität Gießen von 1607 bis 1907 . . . Gießen 1907"
Goldast, Melchior — von Haiminsfeld, „Paraeneticorum Veterum Pars I . . . Insulae [Lindau] MDCIV".
— „Reichshandlung . . . Hanau". (o. J. 1609).
— „Replicatio pro Imperio . . . Hanoviae . . MDCXI".
Henisch, Georg, „Thesaurus Linguae . . Germanicae . . . Augustae Vindelicorum . . MDCXVI".
Jöcher, vgl. oben, S. 8; nicht im einzelnen zitiert.
Kleinwächter, Friedrich, „Die Staatsromane . . . Wien 1891". (Mit Vorsicht zu benützen.)
Lerche, Otto, „J. B. Schupp an Herzog August . . ." in „Euphorion . . . 8. Ergänzungsheft . . 1909" (S. 16—27).
Luciani Samosatensis Philosophi Opera . . . ed. I. Bourdelotius . . Lutetiae Parisiorum . . MDCXV".
Morus, Thomas, „Lucubrationes . . . Basil . . 1563". (Darin: „Utopiae Libri II", zuerst 1516.)
Moscherosch, Hans Michael, „Gesichte Philanders von Sittewald (1642) 1650".
Opitz, Martin, „Teutsche Poemata . . .", s. im Text.
Owen, Joannes, „Epigrammata. Londini 1606. Amstelodami 1640".
Pahner, Richard, „Veit Ludwig von Seckendorff . . . Dissertation. Leipzig 1892".
Schilter, Johannes, „Thesaurus Antiquitatum Teutonicarum . . . Tomus II. . . . Ulmae . . . MDCCXXVII."
„Schlaraffia politica Geschichte der Dichtungen vom besten Staate [Artur v. Kirchenheim] Leipzig 1892".
Schiller, Herman, „Lehrbuch der Geschichte der Pädagogik . . . Leipzig 1894".
Sigwart, Christoph, „Kleine Schriften . . . 2. Ausgabe. Freiburg 1889".
Sokolowsky, Rudolf, „Das Aufleben des altdeutschen Minnesangs . . . Dissertation . . . Jena 1891".
Strieder, Friedr. Wilh., „Grundlage zu einer Hessischen Gelehrten- und Schriftsteller-Geschichte . . . Bd. 1—18. Kassel 1781—1806. Marburg 1812—1829".
Taubmann, Friedrich, „Dissertatio de Lingua Latina . . . Wittebergae MDCIX".
— „Rectoris Otium Semestre Publicum . . . Giessae MDCIX".
— „Pub. Virgili . . . Culex . . . Wittebergae MDCIX".
„Taubmaniana . . . Francfurt u. Leipzig 1717".
„Theatrum Diabolorum. Francofurti MDLXXIX". u. ö.
Thomasius, Christian, „Monats-Gespräche . . . Halle . . (1688—1690) 1690".
— „D. Melchiors von Osse Testament . . . Halle MDCCXVI".
Urban, S. E., „Owenus und die deutschen Epigrammatiker des 17. Jhdts. Heidelberg 1899" in „Litterarhistorische Forschungen, her. v. J. Schick u. M. v. Waldberg".
Windelband, Wilhelm, „Geschichte der Philosophie . . . Freiburg i. B. 1892".
Windelmann, Johann Just, „Relationes ex Parnasso de arte reminiscentiae. Marpurgi 1648".
— „Mnemonischer Discurs von den vier Monarchien. Frankfurt 1653".
— „Specimen artis mnemonicae. Giessae 1653".
— „Nutz- und Schutzschrift vor das merkwürdige Altertum . . . Oldenburg 1657"
— „Logica memorativa peripatetica. Halae 1659". u. ö.
— „Caesareologia . . . Halae 1659". u. ö.

Winckelmann, „Herm. Vulteji Jurisprud. Rom. tabulis comprehensa, cum synopsi Institut. jur. civil. et canon. Bremae" 1660".
Zschau, s. oben, S. 10.

Sonstige Litteratur ist im Texte angemerkt, wo auch, soweit wie nötig, die genauen Titel mitgeteilt sind. Litteraturgeschichten, Lexika u. dgl. habe ich im allgemeinen nicht angemerkt.

Der Frage nach Schupps Quellen und Vorbildern konnte ich mich leider noch nicht in dem Maße widmen, wie ich es selber gewünscht hätte. Trotz der Dissertation von Zschau und der Ergänzungen, die Lühmann (S. 42 ff., 52 ff., 79 f.) beigebracht hat, gibt es bei einem Manne von der Belesenheit Schupps noch recht viel zu tun. Ersterer erhebt zwar in seiner Arbeit ausdrücklich keinen Anspruch auf Vollständigkeit; aber er hat auch wichtige Sachen übersehen, die ihm nicht hätten entgehen dürfen, wenn er sich einmal das Spezialthema vorgenommen hatte. Mehr und Bedeutenderes als Lühmann habe ich noch nachzutragen; ich will es nicht in Form von auseinandergerissenen Ergänzungen bieten, sondern zugleich ein Anderes, Wichtigeres nachholen, das Zschau versäumt hat. Es kann doch niemand entgehen, daß dessen Darbietungen zwar eine fleißige Materialsammlung sind, daß sie jedoch kein Bild davon gewähren, wie und wann sich der Einfluß der Vorbilder bei Schupp bemerkbar macht. Auch ich bin auf diesem Gebiete noch nicht in der Lage, die letzten Linien zu ziehen, da ich immerfort auf neues Material stoße, möchte aber anderseits den Stoff derart anordnen, daß man einen Begriff davon gewinnt, woraus sich Schupps Bildung aufgebaut hat.

Versetzen wir uns im Geiste in jene Zeit, so kann niemand daran zweifeln, daß damals der Einfluß der

Antike

noch alles beherrschte. — Fortgesetzt wurden noch von deutschen Gelehrten antike Schriftsteller herausgegeben und übersetzt. Einen interessanten Überblick über die Beschäftigung mit dem Altertume bis in den Anfang des 18. Jahrhunderts geben die in den „Beyträgen zur Critischen Historie der deutschen Sprache . . Leipzig 1732 (1. Stück, S. 1—54 und 3. Stück, S. 447—496)" zusammengestellten Übersetzungen. — Ihrem Einflusse konnte sich auch Schupp als ein Kind seiner Zeit nicht entziehen, wie Zschau (S. 65 f.) richtig bemerkt. Doch ist dieser dem Kerne der Frage, wie Schupp zu ihr steht, aus dem Wege gegangen. Nur das ist richtig, daß er seinen Stil an keinem der klassischen Vorbilder entwickelt hat. Er sagt selber („DE OPINIONE", S. 28): „Tacitus aliter loquitur, quam Cicero, Cicero aliter, quam Livius, alii vicissim aliter, quisque sequitur

ideam ingenii sui, & omnes tamen Latini sunt. Videtis igitur, quam ridiculi sint . . ., qui jurant in sola Ciceronis verba etc." Er spricht das wenig schöne Latein seiner Zeitgenossen, welche der Ansicht waren, daß sie auf Grund des anerkannten Bedürfnisses das Recht hätten, die lateinische Sprache weiterzubilden. (Vgl. Friedrich Taubmanns „Dissertatio de lingua Latina".) Um so tiefer ist die Einwirkung der Antike auf Schupp, wenn man auf den Inhalt sieht; und wenn er Zitate aus ihr bringt, dann sind sie nicht nur äußerlicher Schmuck seiner Rede, sondern Belege für seine Anschauung. Sie finden sich ja nicht nur in den Schriften der Marburger Zeit, sondern auch in seinen populären Traktaten, die er in Hamburg für die große Öffentlichkeit schrieb, und sie sind so zahlreich, daß ich keine Schätzung wage, weil ich die Antike nicht so gut kenne wie er. Auch habe ich aus diesem Grunde an die 30 Zitate nicht auf die Quelle zurückführen können. Die Schriftsteller, die er gelesen hat und im Munde führt, leben in ihm. Er zitiert sie vielfach aus dem Gedächtnis (meistens möchte ich deshalb nicht sagen, weil der Beweis nicht leicht zu erbringen sein dürfte); denn die Stellen sind fast durchweg nicht genau wiedergegeben und zum Teil derart in seine eigene Rede verwoben, daß nur der sie alle wiedererkennen kann, der die Menge der in Betracht kommenden Schriftsteller beherrscht. Auch Entlehnungen ganzer Stücke, Verarbeitungen ganzer Schriften kommen vor, vielleicht häufiger, als ich bis jetzt wahrgenommen habe. Großes Unrecht widerfährt deshalb Schupp durch Bender (S. 246), der seine Anschauung vom klassischen Altertume als mangelhaft und einseitig bezeichnet. Der Grund für dies schiefe Urteil liegt offenbar darin, daß Bender Schupps lateinische Schriften nur oberflächlich kennt und deshalb ihre Bedeutung gewaltig unterschätzt, indes man seine deutschen Schriften wenigstens in diesem Punkte ohne jene nicht versteht. Richtig rühmt Reutsch (S. 12) Schupps Vertrautheit mit den griechischen und römischen Klassikern. Doch möchte ich gleich hier bemerken, daß seine Kenntnis des Griechischen nicht allzugroß gewesen zu sein scheint. Das liegt ebenfalls in der Zeit, welche die von Kennern der griechischen Litteratur hergestellten lateinischen Übersetzungen benützte; — ist es doch z. B. auch bei dem Philologen Friedrich Taubmann „nicht einmal zu konstatieren, ob er in der griechischen Sprache und Litteratur mehr als schulmäßige Kenntnisse besessen" (Ebeling, S. 159). — Schupp zitiert die Griechen stets in lateinischer Sprache, auch die Titel der Schriften; selten begegnet ein griechisches Wort. Er nennt z. B. in „DE OPINIONE" (S. 4, bzw. S. 22) die „Vitae" und „Moralia" des Plutarch, „Plato de Republica", „Aristotelem a Celeberrimo Heinsio recensitum" und fügt hinzu: „Gratius ex ipso fonte bibuntur aquae", fährt

aber sogleich fort: „Sane, non adeo hospes es & in his & in aliis scriptoribus Romanis".

Als „Professor Eloquentiae & Historiarum" besaß Schupp naturgemäß eine innige Bekanntschaft mit antiken

Rednern und Historikern.

Erstere vermittelten ihm die Methode, und es ist bezeichnend, daß er über die mittelalterlichen Vorbilder auf sie zurückgriff, wie er das in der „INVITATIO PUBLICA" von 1637 selber hervorhebt (vgl. oben S. 256 f.). Sehen wir davon ab, daß er die Griechen Isokrates (436—338 v. Chr.) und Demosthenes (ca. 384—322) nennt und vor allem über letzteren einiges zu sagen weiß, — dafür kann er ja andere Quellen gehabt haben, z. B. Plutarch, — so sind M. Tullius Cicero (106—43), Annaeus Seneca rhetor (ca. 54 v. —39 n. Chr.) und M. Fabius Quintilianus (ca. 35—95) für ihn um so wichtiger. Ersteren schätzt er hoch und nennt ihn „decus illud eloquentiae Romanae, cujus facundia toties Respubl. servata, toties oppressae conjurationes, coeleste illud caput" („DE OPINIONE", S. 35 f.), „immortale illud Romanae eloquentiae ornamentum" (ebenda, S. 52); er sagt: „Potest fortasse Cicero aliquis nasci, at fieri non potest", deshalb sei es vergebliches Bemühen, gerade so reden zu wollen wie er. Genannt finde ich von seinen Schriften „de perfecto Oratore", „Orator perfectus" (es läßt sich nicht entscheiden, ob er damit „De optimo genere oratorum", „De oratore" oder den „Orator ad M. Brutum" meint), die Rede „Pro C. Rabirio Postumo", die „Epistolae ad Atticum" und die damals noch Cicero zugeschriebene Rhetorik „Ad Herennium", die inhaltlich mit dessen „De inventione" übereinstimmt. Auf den „Auctor ad Herennium" und auf „De oratore" beruft er sich für seine Bemühungen um die Mnemonik. (Vgl. „ORATOR INEPTUS", S. 12, 13, 20, 22; „DE OPINIONE", S. 6, 25 f., 28, 35 f., 52; „XENIUM", S. 10; „PROTEUS", S. 7; „Lucidor", H, S. 273; „Salomo", H, S. 31, 111, 115; „Freund", S. 17; „Sieben böse Geister", H, S. 357; „Hiob", H, S. 142; „Ten. Lehrmeister", S. 29; „Vom Schulwesen", S. 82, 97). — Von Seneca kennt Schupp die „Suasoriae" und „Controversiae"; von Quintilian dessen „Institutio oratoria" und „Declamationes". In ihren „declamationibus" findet er „nervum priscae eloquentiae". (Vgl. „DE OPINIONE", S. 4, 6; „ORATOR INEPTUS", S. 17, 18, 20; „Vom Schulwesen", S. 81 f., hier über die Mnemonik.)

Aus den Historikern nahm er den Stoff, die Anschauung und zum Teil auch die Form. Es ist charakteristisch, wie er sich an ihnen und über sie sein Urteil gebildet hat. Doch zunächst die realen

Grundlagen! Von Xenophon (ca. 434—353) kennt er die „Cyropoedia" und die „Expeditio" („DE OPINIONE", S. 8, 63; „ENDYMION", S. 7; „Schulwesen", S. 81 f.). Ein Zitat bringt er aus des Berosos um 270 v. Chr. geschriebenen *Βαβυλωνικὰ ἢ Χαλδαικά* („Lucidor", **H**, S. 288), das allerdings auch aus dessen Abschreibern, Josephos oder Eusebios stammen kann. Über M. Porcius Cato (234—149) finden sich treffende Urteile (z. B. „ORATOR INEPTUS", S. 19; „PROTEUS", S. 16: „Quoties in veterum politicorum & Historicorum arcana me penetro, video quod Sapientissimus ille Cato, optimo animo, maxime olim nocuerit reipublicae Romanae. Ob hoc unum, quia non consideravit ingenia quibuscum conversatus est. Disseruit enim de rebus, ac si in idea Platonis viveret, non in ultima Romuli faece"). Den Polybios (zwischen 212 und 204—122), dessen *Ἱστορία* im Jahre 1609 von Casaubonus herausgegeben worden war, läßt Schupp im „Hauptmann von Capernaum" (**H** Zug, S. 267) über die Kriege der Römer berichten; desgleichen (ebenda) den M. Terentius Varro (116—27). Was er von des C. Julius Caesar (100—44) Schriften kennt, ist nicht zu erweisen, da alles über ihn Gesagte aus anderen Quellen stammen kann. Es scheint, als ob erst mit den „Historici, qui in seculo Augusti vixerunt", die er im „ORATOR INEPTUS" (S. 10) als Vorbilder für Redner empfiehlt, für Schupp das geschichtliche Interesse beginne. Von C. Sallustius Crispus (86—34), dessen Werke damals bereits in verschiedenen Übersetzungen vorlagen, unter anderem von dem Schupp bekannten Lohansen (1629), finde ich mehrfach einen Ausspruch über die Eintracht, jedoch ohne Nennung seines Namens („ORATIUNCULA PRO BENEF.", Bl. C 1a; „Lucidor", **H**, S. 283). Eine Hauptquelle für Schupp ist offenbar des T. Livius (59 v. —17 n. Chr.) großes Geschichtswerk gewesen. Es hat ihm den Stoff zu seinen oratorischen Übungen geliefert. Deshalb ist es verwunderlich, daß Zschau (S. 96) der irrigen Annahme Borinskis gefolgt ist und die Quelle für die „EXERCITATIO PRIMA" in Shakespeares „Coriolan" gesucht hat, anstatt, was doch das Nächste sein müßte, auf Schupps Angabe im Programme der Rede zurückzugreifen. In der Tat ist die Schülerrede lediglich eine Ausschmückung der Rede, welche Veturia bei Livius (Buch 2, Kap. 40) an ihren Sohn gehalten hat. Es wäre jedoch Raum- und Zeitverschwendung, die Parallelen hier nebeneinander zu stellen. (Vgl. die Themata in der „INVITATIO PUBLICA" von 1637, „DE OPINIONE", S. 28, 65; „Ambrosius Mellilambius", **H**, S. 375; „Relation a. d. Parnaß", **H**, S. 568.) Ein Zitat aus des unter Caesar und Augustus lebenden Diodoros Siculus *Βιβλιοθήκη* enthält der „Hauptmann v. Cap." (**H** Zug, S. 267). Mehrfach erwähnt findet

sich mit Aussprüchen C. Velleius Paterculus (ca. 19 v. — nach 30 n. Chr.), dessen „Historia Romana" i. J. 1520 zuerst neu herausgegeben worden war. („DE OPINIONE", S. 10, 16; „Salomo", **H**, S. 20.) Erst in Schriften der Hamburger Zeit tritt der jüdische Geschichtschreiber Flavius Josephos (37— nach 93) in die Erscheinung und neben ihm die unter dem Namen Hegesippos (Schupp sagt Aegesippus) umlaufende lateinische Übersetzung seiner Werke aus dem 4. Jahrhundert nach Chr. Genannt sind nur die „Jüdischen Antiquitäten" (*Ἰουδαικὴ ἀρχαιολογία*), und ich sehe keinen Beleg für andere Schriften desselben. (Vgl. „Salomo", **H**, S. 99, 108, 111; „Ehrenrettung", **H**, S. 642 f.) Es ist jedoch mit Bestimmtheit anzunehmen, daß Schupp ihn bereits in Marburg studiert hat, da er dort Vorlesungen über Kirchengeschichte gehalten hat (vgl. „SCELETON CHRON." 2. Aufl., S. 49). Während Q. Curtius Rufus (unter Domitian, „De rebus gestis Alexandri M.") und S. Julius Frontinus (40— ca. 105, offenbar dessen Anekdotensammlung „Strategmaton libri IV", ein Werk, das damals schon seit über 150 Jahren in deutscher Übersetzung vorlag und wegen seines Inhaltes bei Schupp auf besonderes Interesse rechnen durfte) in je einem Zitat genannt sind („Salomo", **H**, S. 104; „Ambrosius Mellilambius", **H**, S. 375), begegnen die „Vitae" (*Βίοι παράλληλοι*) des Plutarchos (ca. 50—120) häufig und sind sicher noch öfter benützt, da Schupp seine Quellen selten nennt. In „DE ARTE DITESCENDI" (S. 64) sagt er: „ille veterum scriptorum prudentissimus, quem nuper vir bonus mihi commendavit, hactenus animum meum & sapientissimis praeceptis imbuit, & a contemplatione miserae sortis meae abduxit". Abgesehen davon, daß „nuper" bei Schupp ein weiter Begriff ist, muß die Stelle bereits der „CASSANDRA" von 1638 angehört haben, da er die „Vitae" nachweislich bereits in diesem Jahre kennt; er nennt sie schon empfehlend in „DE OPINIONE" (S. 4, 22) und hat sie auch später nicht vergessen. (Vgl. „Salomo", **H**, S. 10, 55; „Pratgen", **H**, S. 399; „Sieben böse Geister", **H**, S. 343; „Hauptmann v. Cap.", **H** Zug, S. 262 f.; zum Teil Wiederholungen.) Ja er plante in Hamburg im Jahre 1658 eine Biographie Herzog Augusts d. J. von Braunschweig-Wolfenbüttel nach dem Vorbilde des Plutarch (vgl. Lerche, S. 20). Eifrig gelesen hat Schupp die Werke des P. Cornelius Tacitus (ca. 55—120), nämlich die „Annales", die „Historiae", die „Germania" und die Biographie des Agricola. Das erste Zitat steht in der „ORATIUNCULA" von 1632 (Bl. A 3 a). Er spendet ihm hohes Lob: „Saepe judicavi ... Theatrum prudentiae politicae esse Tacitum atq; imprimis vitam Agricolae ab eo descriptam", hält aber auch „dafür unvorgreiflich, daß den Tacitum

wenig Politici und die Offenbarung Johannis wenig Theologi verstehen". Zeitlebens ist er für ihn eine Quelle ersten Ranges gewesen; das Interesse für denselben war damals lebendig, man hatte bereits eine kritische Ausgabe von J. Lipsius und Kommentare, die Schupp ebenfalls gelesen hat. (Vgl. „DE OPINIONE", S. 4, 28, 55 f., 65; „PANEG. memor. Conr. Dieterici", B_1, 119; Programm vom 15. Juli 1638, C_3, 31; „Salomo", H, S. 8 f., 18, 20; „Lucidor", H, S. 285; „Hauptmann v. Cap.", H Zug, S. 256; „Calender", H, S. 585; „Allmosen-Büchse", F 1701, II. 360; „Relation a. d. Parnaß", H, S. 568.) Den „Panegyricus" des C. Plinius Secundus des Jüngeren (62— ca. 113) finde ich nur einmal erwähnt, aber in einem Zusammenhange, der zeigt, daß Schupp über diese und andere historische Schriften ein feines Urteil hat, in dem er wenigstens teilweise von dem seines Lehrers Barläus abwich (vgl. dessen Rede „DE BONO PRINCIPE"). Er sagt („DE OPINIONE", S. 8): „Quemadmodum Cyropoedia Xenophontis non est conscripta ad finem verae historiae, sed ad exemplar justi imperii, quemadmodum Virgilius Aeneam, Plinius Trajanum descripsisse videntur, non quales fuerunt, sed quales esse debuerunt; Ita Machiavellum contraria via principes quosdam in Italia ... descripsisse credo, non quales esse debent, sed quales fuerunt". Wir werden darauf noch zurückkommen; doch möchte ich bereits hier auf die Ausführungen über die Kyropädie in der „Schlaraffia politica" (S. 20 ff.) verweisen. Für die Geschichte der römischen Kaiser, auf die er oft zu sprechen kommt, hat Schupp des C. Suetonius Tranquillus (ca. 75—160) „De vita Caesarum" benützt, auch da, wo er ihn nicht nennt (vgl. „DE OPINIONE", S. 9 ff.; „CONSECRATIO AVELLINI", S. 5; „Lucidor", F 1719, I, 287, 298; „Schulwesen", S. 82 u. a.). Auch Dio Cassius Cocceianus (155— ca. 220, *Ῥωμαϊκὰ ἱστορίαι*) wird im „Hauptmann v. Cap." (H Zug, S. 263) zitiert und ist vielleicht noch öfter benützt, doch ist die Möglichkeit einer mittelbaren Bekanntschaft mit ihm nicht ausgeschlossen („Hiob", H, S. 142). Auf Ammianus Marcellinus (ca. 330—400, „Res gestae") beruft sich Schupp in einem Programme vom 15. Juli 1638 (C_3, 31) wie auf einen Bekannten. Des Paulus Orosius (aus dem Anfange des 5. Jahrhunderts wird in „DE FELICITATE HUJ. SEC. XVII." (S. 12) Erwähnung getan. Er war Christ und suchte in seinen „Historiarum libri VII adversus paganos" nachzuweisen, daß nicht erst das Christentum Jammer und Elend in die Welt gebracht habe, sondern daß die vorchristlichen Zeiten noch viel unglücklicher gewesen seien. Die inhaltliche Berührung mit der Schülerrede, die ebenfalls gegen die Redensart, daß frühere Geschlechter glücklicher gewesen seien, ankämpft, liegt auf der

Hand. Eine Untersuchung im einzelnen habe ich noch nicht anstellen können, glaube aber, daß diese kompendiöse, christliche Geschichtsdarstellung nicht nur in dieser Rede als Vorbild, sondern auch ganz allgemein Schupp als Quelle gedient hat, zumal sie damals bereits in verschiedenen Neuausgaben vorlag. Endlich haben wir noch des Prokopios (um 550 n. Chr.) zu gedenken, der im „Hauptmann v. Cap." (**H** Zug, S. 271) zitiert wird, eine Quelle, deren ein Historiker gar nicht entraten kann, wenn wir auch für Schupp weiter keine unzweifelhaften Belege haben.

Wichtiger als alle Einzelheiten ist der Nachweis, den bereits Lühmann (S. 80 f.) angetreten hat, daß Schupp den Wert der Geschichte hoch anschlägt und alle Wissenschaften vom historischen Standpunkte aus betrachtet. Mit Recht weist er auf das Vorwort des „DEUCALION CHRIST." hin, das sich in hyperbolischen Ausdrücken bewegt, wie sie wohl der damalige Mangel an Interesse erforderte. In ähnlicher Weise hat sich der Professor jedoch bereits ein Jahr früher in der „INVITATIO PUBL." ausgesprochen: „Duae sunt aeternitatis artes. Ars bene loquendi & ars bene agendi. Bene loqui docent Oratores, bene agere docent Historici. Historicos nemo satis intelligit, nisi qui Chronologus est & Geographus . . . Chronologiam & Geographiam qui negligit, . . . nunquam desinit esse puer". Sein Interesse für die Historiker und Redner ist aber noch älter: Bereits 1632 hat er Vorlesungen über Geschichte und Geographie gehalten (Diehl, Beiträge S. 314), und die Anregung hat er auf seiner ersten Reise empfangen, da der Marburger Boden, wie wir noch sehen werden, für diese Studien nicht günstig war. In „DE OPINIONE" (S. 29) preist er die Historiker als die glücklichsten Menschen und nennt sie „vitae magistri & omnis jucunditatis compendia". Diese Ansicht hat er zeitlebens bewahrt (vgl. „Schulwesen", S. 31; „Unterricht. Student", **F** 1701, II, 405 f., wo Worte Schupps wiedergegeben werden), und er hat sie auf seine Schüler übertragen, wie sich an einigen Beispielen noch zeigen wird. Das Gleiche werden wir auf dem Gebiete der Beredsamkeit beobachten. Auch die Redner hat er selber später wenigstens nicht vergessen, wie man das gar nicht anders erwarten kann von einem Manne, der sich an ihnen geschult hatte und die Überzeugung vertrat, daß ein Prediger auch ein Redner sei. (Vgl. „ORATOR INEPTUS", S. 20; „DE ARTE DITESC.", S. 33 f.; „Morgen- und Abend-Lieder", **H**, S. 936; „Teu. Lehrmeister", S. 45 f.)

Hier mögen einige

Enzyklopädisten und Grammatiker

ihre Stelle finden, von denen Schupp öfter redet: Von ersteren kommen A. Gellius (um 170 n. Chr.) mit seinen „Noctium Atti-

carum libri XX", die von Casaubonus (1600) kommentierten *Δειπνοσοφίσται* des Athenaios (Anf. des 3. Jhdts. n. Chr.), Ambrosius Theodosius Macrobius (1. Hälfte des 5. Jhdts.), wahrscheinlich dessen „Saturnalium conviviorum libri VII", Flavius Magnus Aurelius Cassiodorus (ca. 485—580) mit seinen „Institutiones divinarum et humanarum litterarum" und das Lexikon des Suidas (um 960 n. Chr.) in Betracht. Schupp hat ihnen Sentenzen, biographische Notizen und Anekdoten entnommen. Nach Gellius speziell hat er die Unterredungen mit seinen Schülern im „Avellinum" eingerichtet. (Vgl. „SCELETON CHRONOL.", 2. Aufl., S. 47 f.; „Lobwürd. Löw", **H**, S. 974 f.; „Salomo", **H**, S. 99; „Schulwesen", S. 82; „Allmosen-Büchse", **F** 1701, II, 362; „Hauptmann v. Cap.", **H** Zug, S. 257.) — Die Grammatiker möchte ich nur der Vollständigkeit halber nennen: Orbilius, der „plagosus magister" des Horatius, galt in damaliger Zeit als der Typus eines Schulpedanten und mußte sich manche bittere Anspielung gefallen lassen (vgl. „XENIUM", S. 8, 12; „PROTEUS", S. 27 f.; Friedrich Taubmann, „De lingua Latina", S. 53, 68, 81.) Die „Ars" des Aelius Donatus (Mitte des 4. Jhdts.) war damals noch grammatisches Schulbuch und wird von Schupp des öfteren erwähnt (z. B. „Schulwesen", S. 67 ff.; „Niniv. Buß Spiegel", **F** 1719, II, 713 ff.). Natürlich kennt er auch des Priscianus (Anf. des 6. Jhdts.) für das ganze Mittelalter maßgebenden „Institutiones grammaticae" und scherzt oft über die Unbilden, die ihm widerfahren: „D.[omino] Prisciano magnifica interdum eriguntur epitaphia ... Fateor has ipsas manus meas non esse puras ab optimi Prisciani p.[iae] m.[emoriae] sanguine" und dergleichen („ORATOR INEPTUS", S. 9, 13, 16, 33; „DE OPINIONE", S. 6; „Teu. Lehrmeister", S. 35 f. u. a.).

Die Kirchenväter,

die in damaliger Zeit in höherem Maße als heute einen Teil des theologischen Studiums bildeten, haben für Schupp eine hohe Bedeutung. Wir sahen schon, daß er Vorlesungen über Kirchengeschichte gehalten hat; aber auch in seinen deutschen Schriften zitiert er sie an vielen Stellen. Er empfiehlt sie als Vorbilder für das Kirchenlied und für die kirchliche Beredsamkeit und hat ohne Zweifel seine Predigtweise an ihnen gebildet, da er sich in diesem Punkte von der Masse seiner Zeitgenossen vorteilhaft abhebt. Er nennt und zitiert: Tertullian (ca. 160—230), Origenes (ca. 185—254), Cyprian (ca. 200 bis 258), Athanasius (ca. 296—366), Eusebius († 338), Gregor von Nazianz (329—390), Basilius Magnus (330—379), Hieronymus (ca. 335—420), Ambrosius (340—397), Johannes Chrysostomus

(347—407), Augustinus (354—430) und auch den Philosophen Severinus Boetius (ca. 480—524), dessen Zugehörigkeit zum Christentume zweifelhaft ist. (Vgl. „ORATOR INEPTUS", S. 21 f.; „Kirchenkrone", H Zug, S. 357, 350, 390; „Florian", H Zug, S. 410, 421, F 1701, II, 37; „Lobwürd. Löw", H, S. 973; „Lucidor", H, S. 296; „Salomo", H, S. 62, 83, 126; „Sieben böse Geister", H, S. 340, 357; „Allmosen-Büchse", F 1701, II, 329, 242 f., 333, 339; „Freund", S. 63; „Hauptmann", H Zug, S. 255 f.; „Hiob", H, S. 141, 165; „Ehrenrettung", H, S. 621 f., 643, 659; „Teu. Lehrmeister", S. 28; „Schulwesen", S. 74, 82.)

Der Philosophie der Alten

steht Schupp mit geteiltem Herzen gegenüber. Das hat seinen Grund in den Zeitverhältnissen und in seinen eigenen Erlebnissen. In seiner Jugend war er mit ihr gemartert worden, wie das anschaulich im „Teutschen Lucianus" zu lesen ist. Darum fällt in dieser Schrift sein Urteil ziemlich absprechend aus. Man vergesse jedoch auch nicht, daß sie die Tendenz hat, Lukians Satire gegen die zeitgenössische Philosophie zu erklären und zu rechtfertigen. Allerdings war seit Luthers Zeiten die Stellung der antiken Philosophie erschüttert, und Francis Bacon und seine Vorgänger hatten nicht zur Hebung ihres Ansehens beigetragen. Man machte es der Wissenschaft zum Vorwurfe, daß sie sich mit den Resultaten der Alten begnügte, anstatt weiter zu forschen. Diesem Urteile schloß sich Schupp an, jedoch nicht bedingungslos; er fand auch noch Gutes an den Alten. Die sokratische Schule war ihm ja verleidet, und doch lobt er ihren Stifter: „Socrates [469—399] sapientia a culo ad gurgulionem impletus dixit se hoc unum scire quod sciret Nihil. In gente literaria multi sciunt Nihil, & nesciunt se scire Nihil" („XENIUM", S. 9; ähnlich in der „Ehrenrettung", H, S. 650 f.). Er rühmt an ihm, daß er niemals geklagt habe, und zählt ihn zu den „viri docti"; und wenn er der Scholastik den Vorwurf macht, daß sie „inter nubes Socraticas" wandle, so trifft das nicht den alten Meister. Nur einmal zieht er ihn in einen Tadel gegen seinen Schüler hinein. (Vgl. „DE OPINIONE", S. 22, 34, 65; „DE LANA CAPRINA", S. 21; „Salomo", H, S. 6 und für die ganze Philosophie „Teu. Lucian", H, S. 811 ff.) — Die widersprechenden Urteile über Plato (428—348/7) erklären sich zum Teil aus dem Gesagten, zum Teil daraus, daß er manches an ihm billigt, manches tadelt. Er stellt ihn gelegentlich neben den von ihm geschätzten Plutarch, nennt ihn „humanae sapientiae terrestre quasi oraculum" u. dergl. Aber dann tadelt er auch wieder mit scharfen Worten dessen kommunistische Ideen und seine Gelehrtenrepublik; nur die *Πολιτεία* scheint er ge-

kannt zu haben. (Vgl. „ORATOR INEPT.", S. 13, 15, 20, 29; „DE OPINIONE", S. 4, 8 f., 65, 68; „ENDYMION", S. 7; „PROTEUS", S. 16; „Salomo", H, S. 6; „Allmosen-Büchse", F 1701, II, 358; „Schulwesen", S. 94.) — Ähnlich steht es mit seinen Ansichten über Aristoteles (384—322), den er gelegentlich in der Ausgabe von Heinsius empfiehlt und verschiedentlich lobt. Nach seinen Aussagen und Andeutungen dürfte er folgende Schriften von ihm gelesen haben: *Τὰ μετὰ τὰ φυσικά, Ἠθικά, Πολιτικά* und *Οἰκονομικά*. Wie hoch er von ihm denkt, geht daraus hervor, daß er meint, „Aristoteles hab solche Dinge geschrieben, daß er dem gemeinen Mann ein paar Nüß darwerffe ... Den rechten Kern aber hab er für sich und Alexandern behalten." Doch macht er ihn anderseits in hyperbolischen Ausdrücken, wie er sie nun einmal liebt, für die Fehler der Scholastik verantwortlich. (Vgl. außer den genannten Stellen: „ORATOR INEPT.", S. 27: „DE OPINIONE", S. 7, 20, 22; „PROTEUS", S. 13; „Salomo", H, S. 5 f., 31, 111, 116; „Unterricht. Student", H Zug, S. 239.) — An Diogenes Cynicus (404—323) gefallen Schupp der schlagfertige Witz und die von ihm erzählten Anekdoten, doch kommt er mehr und mehr zu der Überzeugung, daß er ein hochmütiger „Schulfuchs" gewesen sei („PROTEUS", S. 12; „CONSECRATIO AVELL.", S. 3; „DE LANA CAPR.", S. 21; „Freund", S. 28). — Abgesehen von anderen, über die er sich äußert, nennt er zwei Griechen sehr ehrenvoll: „Saepe judicavi compendium priscae sapientiae videri in Epicteta [ca. 90 n. Chr.] & tabula Cebetis Philosophi Thebani [im 1. Jahrhundert v. Chr.]". Offenbar meint er die Zusammenfassung der Lehre des ersteren durch seinen Schüler Arrian, das *Ἐγχειρίδιον*. Epiktet war Eklektiker und hielt sich fern von dem Hochmute der damaligen Stoiker. Der *Πίναξ* des Kebes war ein noch zu Schupps Zeiten viel gelesenes Schulbuch, in dem ein allegorisches Gemälde des menschlichen Lebens dargestellt war; das harmonierte vorzüglich mit dem Geiste der damaligen Zeit, die an sinnbildlichen Darstellungen und ähnlichem großes Gefallen fand. (Vgl. „ORATOR", S. 29; „DE OPINIONE", S. 4; „Salomo", H, S. 49 f.; „Schulwesen", S. 94.) — Erst unter den Römern finden wir Schupps Lieblingsschriftsteller. Mit Cicero, der die griechische Philosophie populärisiert, aber auch verwässert hat, verband ihn der Nützlichkeitssinn. Nachweislich gelesen hat er „De divinatione", die „Tusculanae disputationes", „De finibus bonorum et malorum" und „Laelius de amicitia". Letzteren habe ich mit dem „Freund in der Noth" verglichen, aber die Mühe schlecht gelohnt gefunden. Außer einigen allgemeinen Wahrheiten und gedanklichen Berührungen, wie sie der gemeinsame Stoff mitbringt, habe ich eine diametrale Verschiedenheit

der ganzen Anlage beobachtet: Der Laelius ist eine Empfehlung wahrer, der Freund eine Warnung vor falscher Freundschaft. Der Punkt, in dem sich beide Linien schneiden, findet sich etwa in dem Satze: „Amicus certus in re incerta cernitur" (Laelius, § 64): „Freund in der Noth, gehen fünff und zwantzig auff ein Loth" („Freund", S. 50). Im übrigen fällt für Schupp der schulmäßige Betrieb der Philosophie des Cicero unter dasselbe Urteil wie der des Aristoteles. (Vgl. „ORATOR", S. 27; „HERCULES TOGATUS", S. 12; „DE OPINIONE", S. 11, 12, 22; „Schulwesen", S. 82 und die bereits genannten Stellen.) — L. Annaeus Seneca (ca. 5 v. —66 n. Chr.) war, wie bereits Zschau bemerkt hat, in damaliger Zeit Klassiker. Nicht nur darum, sondern auch wegen seiner Vorliebe für Sentenzen schätzte ihn Schupp (die teilt er allerdings ebenfalls mit seinen Zeitgenossen). Er hat ihm viele entnommen, darunter die oft wiederkehrende: „Qui bene latuit, bene vixit." Er zählt ihn neben Socrates und Horatius zu den „viri docti", nennt ihn aber doch auch anderwärts „illa vulpecula Scholastica". Die Zitate entstammen den Schriften „Naturales quaestiones", dem Dialoge „De beata vita", „De beneficiis" und „De clementia" vielleicht auch noch anderen. Über die Tragödien an anderer Stelle. (Vgl. außer den bereits genannten Stellen „ORATIUNCULA PRO BENEF.", Bl. B 3 a; „DE OPINIONE", S. 16, 35; „DE FELIC. HUJ. SEC.", S. 16; „ENDYMION", S. 6 f., 16; „PROTEUS", S. 18; „EUSEBIA", S. 103; Reifferscheid, S. 956; „Ambrosius Mellilambius", H, S. 376; „Sieben böse Geister", H, S. 344; „Hauptmann", H Zug, S. 259, 262, 267; „Allmosen-Büchse", F 1701, II, 358 f.) — Endlich sind noch T. Lucretius Carus (96—55, „De rerum natura"), C. Plinius Secundus maior (23—79, „Naturalis historia") und Claudius Aelianus (um 200 n. Chr., *Ποικίλη ἱστορία*) mit einigen Zitaten vertreten; besonders des letzteren Anekdoten dürften bei Schupp Anklang gefunden haben. (Vgl. „ORATIUNCULA", Bl. C 1 b; „Hauptmann", H Zug, S. 263 f.; „Lucidor", H, S. 316; „Corinna", H, S. 518; „Hiob", H, S. 151; „Schulwesen", S. 82.) — Über Schupps Verhältnis zu Lukianos ist bei den Satirikern ein Mehreres zu sagen. Der Hamburger Pastor dürfte sich schwerlich mehr mit Philosophie beschäftigt haben; denn den „Teutschen Lucianus" hat er ja doch nicht aus eigenem Antriebe verfaßt. Gerade er ist ein Zeugnis dafür, daß sich Schupp von ihr als Wissenschaft abgewandt hat. Allein ein gewisser Schatz von Lebensweisheit ist ihm geblieben, geblieben als lebendiger Bestandteil seines Ich, und er blitzt in Zitaten und Andeutungen auch aus späteren Schriften hervor.

Schupp kennt auch

das antike Drama.

Allerdings ist er offenbar nicht tief in dessen Studium eingedrungen. Den Sophokles (497—406/5) nennt er nur mit Anerkennung neben anderen. — Dagegen sagt er „Aristophanes antiquae comoediae autor, nulla in fabula tantum veneris atq; virium videtur exercuisse, quantum in illa, cui titulum fecit Nubes, in qua lepidissime Philosophum Socratem descripsit saltum PULICIS METIENTEM" („ORATOR INEPTUS", S. 26). Ob er deshalb auch die *Νεφέλαι* gelesen haben muß, möchte ich dahingestellt sein lassen. — Anders dürfte es mit T. Maccius Plautus (ca. 254—184) gestanden haben, der seit dem 16. Jahrhundert in Übersetzungen vorlag und im Jahre 1605 von Friedrich Taubmann, der zu Schupps Vorbildern zählt, herausgegeben worden war (vgl. Ebeling, S. 149). Gleichwohl habe ich einstweilen nur unsichere Anhaltspunkte für ihn. — Von Q. Ennius (239—168) wird wenigstens die „Andromache" genannt, und es findet sich eine nicht ganz sichere Anspielung auf die „Sabinae". — Indes M. Pacuvius (ca. 220—132) unter den Dichtern genannt wird, „qui non sunt in omnium manu aut non in omnium mente," finde ich Anspielungen auf P. Terentius Afer (ca. 185—159) und ein Zitat aus dessen „Heautontimorumenos". Terenz war während des Mittelalters Schulbuch, und Schupp kannte auch die Nachdichtungen der Hrotsvith von Gandersheim. — Über die Tragödien des Seneca hat er selber im Sommer-Semester 1637 Vorlesungen gehalten. — Das Großherzogliche Universitäts-Archiv zu Gießen hat noch eine Reihe von gedruckten Vorlesungs-Verzeichnissen aus jener Zeit, deren Benützung mir durch das Entgegenkommen der Verwaltung gestattet war[1]). Schupps Ankündigung lautet: „M. Johan. Balthasar Schuppius, Eloquentiae et Historiariarum Professor, explicabit tragoedias Senecae. 2. Collegium Oratorium, cum Deo, absolvet, ea methodo, quam publicis literis delineavit." — Zitate finden sich sicher aus der „Medea" und der „Phaedra". Von der damaligen Beliebtheit Senecas war schon die Rede; es darf aber wohl noch bemerkt werden, daß Martin Opitz im Jahre 1625 dessen „Trojanerinnen" übersetzt hatte. — Im allgemeinen möchte ich für Schupp keine ausgebreiteten Kenntnisse auf diesem Gebiete voraus-

[1]) Insbesondere fühle ich mich zu Dank verpflichtet gegen Herrn Geheimen Hofrat Professor Dr. phil. Hermann Haupt, Direktor der Universitäts-Bibliothek in Gießen, und Herrn Dr. phil. Georg Lehnert für das freundliche Entgegenkommen und die tatkräftige Unterstützung, durch die es mir möglich ward, weitere Schätze zu heben, die ich in den „Beiträgen zur hessischen Schul- und Universitätsgeschichte" zu veröffentlichen und in der Biographie zu verwerten gedenke.

setzen, sondern eher bei mancher Bezugnahme seinerseits Zweifel erheben. Sagt er doch z. B. im „XENIUM" (S. 10), er möchte gern seine Schüler sprechen lehren „grandia verba, qualia de Sabinarum raptu, de Polyxenae tumulo, aut jam jamq; morituro Catone declamare solent Oratores tragici". Daraus ließe sich auf eine Bekanntschaft mit des Ennius „Sabinae", des Seneca „Troades" und des Curiatius Maternus (unter Domitian) „Cato" (?) ein Schluß ziehen, wenn nicht die ganze Stelle eine wörtliche Entlehnung aus Barläus wäre. Auf alle Fälle ist bei Schupp von seiten des Dramas überhaupt kein nennenswerter Einfluß wahrzunehmen. Deshalb verschlägt es nichts, ob er einige Sentenzen mehr oder weniger mittelbar oder unmittelbar entlehnt hat. (Vgl. „ORATOR INEPTUS", S. 13; „DE OPINIONE", S. 13; „ENDYMION", S. 14; „DE FELIC. HUJ. SEC.", S. 18 (Nachwort); „Sieben böse Geister", **H**, S. 355, 357; „Hauptmann", **H** Zug, S. 262; „Relation a. d. Parnaß", **H**, S. 569; „Calender", **H**, S. 579; „Corinna II", **H**, S. 510.)

Die übrigen Dichter des Altertums

möchte ich zur Vermeidung zu zahlreicher Unterabteilungen, die für Schupp doch keine Bedeutung hätten, zusammenfassen, auch auf die Gefahr hin, daß die Reihe etwas bunt wird. — Als „der Dichter" erscheint der ganzen damaligen Zeit P. Vergilius Maro (70—19); Schupp macht in dieser Hinsicht keine Ausnahme, und wenn er z. B. Opitz loben will, bezeichnet er ihn als den „Germanorum Virgilius". Sein Urteil über die „Aeneis" haben wir bereits bei Plinius dem Jüngeren gelesen, und ganz allgemein sagt er, Vergil sei der einzige, „qui inter Poetas nil inepte molitus est." Außerdem nennt er noch, aber seltener, die „Bucolica". Sein ganzes Leben lang hat Schupp diesen Dichter im Munde geführt, in der Hamburger Zeit nicht weniger als früher; die Zitate sind recht zahlreich und erwecken den Eindruck, als ob sie aus dem Gedächtnisse geschrieben seien. Häufig sind ganze Verse in die Prosa verwoben, so daß man sie nur durch einen Vergleich herausschälen kann. (Vgl. „ORATIUNCULA", Bl. A 2 a + b; „ORATOR", S. 27; Programm vom 15. August 1638, $\mathbf{C}_3$, S. 35; „DE OPINIONE", S. 8, 25, 40; auch eine Briefstelle bei Becker, S. 179; „PANEGYR. memor. Conr. Dieterici", $\mathbf{B}_1$, 112; „EUSEBIA", S. 114, 186; „ORATIO DE FAM . . . FRIDERICI . .", **D**, S. 185; „DE CAROLO MAGNO", S. 4; „DE LAUDE . . . BELLI", S. 17; „DE ARTE DITESC.", S. 6, 40; „Florian", **H** Zug, S. 412; „Lucidor", **H**, S. 277, 287; „Salomo", **H**, S. 14, 45 f.; „Freund", S. 40; „Ambrosius Mellilambius, **H**, S. 367, 375; „Pratgen", **H**, S. 381; „Relation a. d. Parnaß",

H, S. 568, 570; „Calender", H, S. 597; „Teu. Lehrmeister", S. 48, 58; „Eilfert. Sendschr.", H, S. 607; „Corinna", H, S. 492; u. v. a.)[1] — Auch des Ennius, den er ja verschiedentlich nennt, „Annales" scheint Schupp gekannt zu haben, und an einer anderen Stelle vergleicht er Dietrich vom Werder mit einem gewissen Statius. Nach dem Zusammenhange kann nur der Epiker P. Papinius Statius (ca. 45—96) gemeint sein, dessen „Thebais" und „Achilleis" im Mittelalter viel gelesen wurden und im Jahre 1600 von Lindenborg neu herausgegeben worden waren. Lühmann ist also im Irrtume, wenn er (S. 82, Anm. 2) an den allerdings bekannteren Komiker Caecilius Statius (ca. 168 v. Chr.) denkt. (Vgl. „Hauptmann", H Zug, S. 262; „CONSECR. AVELL." S. 10.) — In einem Atem mit Vergil nennt Schupp immer Homer, den er sehr hoch schätzt. Er meint sogar, aus ihm hätten Plato und Aristoteles ihre Weisheit geschöpft, und Vergil habe seine Aeneis mit Homers Garn gewoben. Nennt er ihn auch gelegentlich „iste nugarum pater", so ist er doch anderseits überzeugt, daß er gerade in diesen Possen seine Weisheit den Menschen nahe gebracht habe. Ein Zitat aus ihm kann ich allerdings nicht nachweisen; denn die Stelle im „PANEGYRICUS MEM. CONR. DIETERICI" (B_1, 116): „multorum mores populorum videt & Urbes" stammt aus Horatius („De arte poetica", 141); — ein argumentum e silentio für die Annahme, daß Schupp die Griechen in lateinischer Übersetzung gelesen habe. (Vgl. „ORATOR", S. 29; „DE OPINIONE", S. 35, 40; „PROTEUS", S. 14 f.; „Relation a. d. Parnaß", H, S. 568; „Teu. Lehrmeister", S. 27, 48.) — Neben den Genannten erscheint stets bei Schupp der alte Aesop mit seinen Fabeln und erfreut sich großer Beliebtheit. Auch über sie hat der Marburger Professor im Winter-Semester 1638/39 nach dem Verzeichnisse im Gießener Universitäts-Archive Vorlesungen gehalten. Er kündigte an: „Johan. Balthasar Schuppius . . . ostendet festivam, miram & incredibilem persuadendi vim, quae delitescit in fabulis Aesopi. An Aesopus Phryx fuerit vel Salomonis Musicus, peculiari Oratione dicet." Über diese Rede ist nichts bekannt, aber aus einer anderen Stelle wissen wir, daß Schupps Lehrer Peter Lauremberg in Rostock die Ansicht vertrat, der Autor der Fabeln sei Salomo, und der Psalmensänger Assaph habe sie gesammelt. Schupp ist der Ansicht, in ihnen stecke mehr Weisheit „quam in omnibus omnium Occamistarum & Thomistarum disputationibus", und er

[1] Als Besonderheit wäre anzumerken, daß Schupp nach einer Stelle in „DE LAUDE . . . BELLI", S. 5, die Aeneis in einer Ausgabe gelesen hat, die noch das falsche Proömium führte. Der Schüler sagt da: „. . . Sed sum Petrus List, ille ego, qui quondam tenui modulabar avenâ." Vgl. Reifferscheids Sueton, S. 64 f.

fügt hinzu: „In proverbiis antiquorum, in quibus totam eorum sapientiam, sed cordatam, solidam, compactam consistere arbitror, infinita bene vivendi praecepta a bestiis desumuntur." In welcher Ausgabe er ihn gelesen hat, vermag ich nicht festzustellen; jedenfalls war der Stoff damals zeitgemäß, und es gab schon mannigfache deutsche Bearbeitungen, z. B. von Luther, Mathesius (die zu Schupps Vorbildern zählen) und anderen. Den Hamburger Pastor hat man ja bekanntlich wegen seiner Vorliebe für diese Litteraturgattung einen „Fabul-Hans" gescholten; denn er pflegte sie auch in der Predigt anzuwenden, wenn auch nicht in dem Maße, wie ihm seine Gegner vorwarfen, die jede Anekdote als Fabel verschrien. (Vgl. „ORATOR", S. 27 f.; „DE OPINIONE", S. 30, 70; „PROTEUS", S. 13; „Lucidor", **H**, S. 272, **F** 1719, I, 260, 274; „Salomo", **H**, S. 111; „Florian", **F** 1701, II, 16; „Eilfert. Sendschr.", **H**, S. 607 und andere, auf die wir noch zurückkommen werden.) — Natürlich kennt Schupp auch den P. Ovidius Naso (43—17), der in der damaligen Litteratur Heimatsrecht besaß und im Jahre 1629 von Daniel Heinsius herausgegeben worden war; doch verwendet er ihn nicht gerade viel. Er nennt vor allem die „Metamorphoses", dann die „Tristia", die „Epistolae ex Ponto" und „unzüchtige Lieder", mit denen er nur die „Amores", die „Ars amatoria" u. ä. meinen kann; auch finde ich Zitate aus den „Fasti". (Vgl. „ORATIUNCULA", Bl. B 4 b; „ORATOR", S. 24, 31; „DE OPINIONE", S. 21, 40, 69, 76; „DE LAUDE . . . BELLI", S. 23; „Lucidor", **H**, S. 290; „Pratgen", **H**, S. 395; „Hauptmann", **H** Zug, S. 262; „Teu. Lehrmeister", S. 52; „Schulwesen", S. 90; „Relation a. d. Parnaß", **H**, S. 569.) — Den Horatius möchte ich mit den Satirikern zusammennehmen. — Bezeichnend ist das, was er über C. Valerius Catullus (84—54), Albius Tibullus (ca. 54—18) und S. Propertius (ca. 54—16) sagt: „. . . in omnium puerorum Scholasticorum ore sunt, qui tamen aut nihil, aut parum utilitatis reipublicae attulerunt. At quis recte nomen novit illius, qui primus Typographiam invenit . . .?" („PROTEUS", S. 30.) Er hat kein Verständnis für eine Lyrik, die nicht praktischen Zwecken dient, wie z. B. das Kirchenlied. — Dagegen gedenkt er des alten Pindaros (522—448) jederzeit höchst ehrenvoll. Vielleicht hat er ihn in der Bearbeitung des C. Silius Italicus (25—101) gelesen, der im Mittelalter sehr beliebt war, und aus dem sich ein Zitat findet. (Vgl. „DE LAUDE . . . BELLI", S. 18; „Morgen- und Abend-Lieder", **H**, S. 935; „Relation a. d. Parnaß", **H**, S. 569; „Teu. Lehrmeister", S. 48.) — Endlich werden noch folgende Römer erwähnt: L. Junius Moderatus Columella (ca. 62 n. Chr.), nach dessen „De re rustica" das Lob des Landlebens im „PASTOR

ENDYMION", in dem er (S. 13) zitiert wird, gebildet sein dürfte. Vielleicht geht auch auf das 10. Kapitel dieser Schrift — „De cultu hortorum", durch Vermittlung anderer Vorbilder — Schupps Vorliebe für Gartenpflege zurück. Ferner „Catonis dicta ad filium" (aus dem 3. Jahrhundert n. Chr.), damals als „Disticha moralia" bezeichnet; außerdem D. Magnus Ausonius (310—393) mit einem Zitat aus seinen Epigrammen und der letzte römische Dichter Claudius Claudianus (um 395—404). (Vgl. „ORATIUNCULA", Bl. A 3a; „DE ARTE DITESC." S. 39; „Pratgen", **H**, S. 396.)

Einer besonderen Betrachtung habe ich die

Satiriker

aufgespart, die auf Schupp entschieden den tiefsten Einfluß geübt haben; — kein Wunder, da er selber als Satiriker in der Litteraturgeschichte erscheint! Er kennt den M. Terentius Varro (vgl. oben S. 678), der unter anderem auch „Saturae Menippeae" geschrieben hat; doch finde ich einstweilen keine Beweise dafür, daß Schupp auch diese bekannt waren. — Anders steht das bei Q. Horatius Flaccus, den er viel zitiert. Ein Viertel der Stellen entfallen nach meiner Schätzung auf die Oden, der Rest auf die Satiren und Episteln, unter denen diejenige „DE ARTE POETICA" (das Vorbild für so viele Lehrbücher der Dichtkunst) eine bevorzugte Stelle einnimmt. Auch hier sind die Zitate in der Regel ungenau, d. h. aus dem Gedächtnisse geschrieben. (Vgl. z. B. „ORATOR INEPTUS", S. 3; „DE OPINIONE", S. 9, 21, 25, 27, 35, 45, 47; Programm vom 8. Oktober 1638, B_2, 28 ff.; „SCELETON CHRONOL", S. 4; „DE LAUDE . . . BELLI", S. 17; „EUSEBIA", S. 286 f.; „DE LANA CAPRINA", S. 21; „DE ARTE DITESCENDI", S. 10, 41, 64; „Salomo", **F** 1701, I, 96; „Ambrosius Mellilambius", **F** 1719, I, 368, 371; **H**, S. 368; „Vom Schulwesen", S. 91; „Eilfertiges Sendschreiben", **H**, S. 604; „Relation aus dem Parnaß", **H**, S. 569; „Hauptmann v. Cap.", **H** Zug, S. 262 f. u. a.). Es ist charakteristisch, daß Schupp mit der Horazischen Lyrik so gut wie nichts anzufangen weiß, ihr nur Sentenzen entnimmt, aber sogleich seiner ersten Satire, dem „ORATOR INEPTUS" aus Satiren 1, 1, 24 f. das Motto: „Ridentem dicere verum / Quid vetat?" mitgibt. (Doch vgl. unten bei Taubmann.) — „Er kennt und benützt die Epigramme des Martial (40—120)" hat Hölting (I, S. 18) gesagt. Das ist gar nicht zu verwundern, wenn man bedenkt, daß dieser Dichter seit der Zeit der Humanisten modern war und in dem Engländer Owen, mit dessen Epigrammen Schupp gut bekannt war, einen kongenialen Anhänger gefunden hatte. Er selber hat keine Epigramme geschrieben, aber wohl den Haupttitel einer

seiner Schriften von Martials zwei Büchern „Xenia" entlehnt. Man verstand unter diesem Worte bekanntlich Geschenke, die man seinen Gästen und Freunden an den Saturnalien (17. bis 24. Dezember) zu machen pflegte, und Schupps Schrift ist ein Neujahrsgeschenk an seine Hörer. (Vgl. „XENIUM", S. 10; „Sieben böse Geister", **H**, S. 341 und unten bei Barläus.) — Über D. Junius Juvenalis, der im Anfange des 2. Jahrhunderts n. Chr. seine 16 „Satirae" schrieb, finden sich einige Bemerkungen, die auf eine Beschäftigung mit ihm, der im Mittelalter nächst Vergilius, Terentius und Horatius am meisten gelesen ward, schließen lassen. Das eine Mal ist die Rede von seiner ehrenvollen Verbannung nach Ägypten, das andere Mal heißt es: „Quoties tempora Domitiani contemplor, non miror Juvenalem tot ineptiis provocatum esse ad Satyras scribendas." — Bekanntlich hat er selber geschrieben: „difficile est satiram non scribere" u. ä. — Und dann wird aus der 4. Satire die lächerliche Geschichte von dem großen Seefische, den man Domitian geschenkt hatte, erzählt. (Vgl. „DE OPINIONE", S. 65; „PROTEUS", S. 16 f.)

Recht eigentlich zum Vorbild hat sich Schupp den Lukianos von Samosata (ca. 120—200) genommen, und es ist deshalb zu verstehen, wenn auch nicht zu entschuldigen, daß ihn seine Hamburger Gegner einen „Lucianischen Speyvogel" nannten. Dadurch fand er sich veranlaßt, im „Teutschen Lucianus" auseinander zu setzen, wer der Mann gewesen sei. Dort erfahren wir auch, in welcher Ausgabe er diesen philosophischen Satiriker kennen gelernt hat (vgl. **H**, S. 811): Es ist dies ein gewaltiger Folioband von mehr als 1200 Seiten Umfang und hat folgenden Titel:

ΛΟΥΚΙΑΝΟΥ / ΣΑΜΟΣΑΤΕΩΣ / ΦΙΛΟΣΟΦΟΥ / ΤΑ ΣΩΖΟΜΕΝΑ. / LVCIANI / **SAMOSATENSIS** / PHILOSOPHI OPERA / **OMNIA QVAE EXTANT.** / *Cum Latina doctiss. virorum interpretatione.* / **I. BOVRDELOTIUS** cum Regijs Codd. aliisque Mss. contulit, / emendavit, supplevit. / *Adiectae sunt eiusdem* **BOVRDELOTII, THEODORI MARCILII** *eloquentiae / Professoris Regij,* / **GILBERTI COGNATI** *Notae.* / Cum indice locupletissimo, in quo omnia in hoc opere notatu digna deprehenduntur. / (Ein die Justitia darstellendes Kupfer mit der Umschrift:) DISCITE IVSTITIAM MONITI. / **LVTETIAE PARISIORUM,** / Apud **P. LVDOVICVM FEBVRIER,** in monte / D. Hilarij, ad insigne Justitiae. / —— / M. DC. XV. / ***CVM PRIVILEGIO REGIS.***[1])

Genannt wird Lukianos im „XENIUM" (S. 10), wo es heißt: „Saepe quoque Ciceronianum Peripateticumque sermonem Lucianico miscens, deducere vos volui ad priscam Philoso-

[1]) Der Rotdruck des Originals ist durch fette Lettern wiedergegeben.

phiam." Allein Schupp kennt ihn schon früher, spielt auf ihn an und entlehnt aus ihm. So sagt er in „DE OPINIONE" (S. 61): „In his [arboribus] se occultabat Lucianus, qui interdum vehementissime ridebat, dicens: miserrimam esse sapientiam, quae ex solis libris hauritur, nulla accedente experientia." Weiter lesen wir (S. 23): „Sed Menippus, qui aliquando in Luna sedisse dicitur, per omnia sacra & profana jurat, homines illos [Mathematicos, Astrologos] saepissime falli opinionibus." Der dem dritten vorchristlichen Jahrhundert angehörende Kyniker Menippos hat nicht im Monde gesessen; aber Lukianos, der in seinen Dialogen durch ihn die zeitgenössischen Philosophen verspottet, hat ihn einmal eine solche Reise in den Himmel unternehmen lassen. Das Gespräch heißt: „Icaromenippus siue Hypernephelus, D. Erasmo interprete" (S. 724—741)[1]). Um die Wahrheit zu erforschen, heißt es da, habe sich Menippos künstliche Flügel gemacht und sei nach dem Himmel geflogen. Vom Monde aus, wo er die erste Rast macht, betrachtet er die armselige Erde mit all ihren Nichtigkeiten und spottet über die Philosophen, die vom Weltraume reden und ihn gar nicht kennen. Dann gelangt er in den Himmel, wo er das Treiben der Götter beobachtet und an einer Versammlung teilnimmt, in der man beschließt, gegen die Philosophen, die den Göttern und dem Monde unrecht tun, strafend vorzugehen, usw. — Darauf spielt Schupp wie auf etwas Allbekanntes an. — Weiter sagt er („DE OPINIONE", S. 40): „Talis [dormiens aureos montes] fuit Micyllus ille Lucianicus, cui nisi galli cantus dives illud & aureum somnium abrupisset, non optasset aliam felicitatem." Vor Augen schwebt ihm dabei der Dialog: „Somnium seu Gallus. Erasmo Roterodamo interprete" (S. 704—724): Der arme Schuster Mikyllos war bei einem Reichen zu Gaste und träumt nun in der Nacht, derselbe sei gestorben und habe ihn zum alleinigen Erben eingesetzt. Wie er sich im höchsten Glücke fühlt und sich über all das Gold und Silber freut, weckt ihn der Hahn mit seinem Rufe, lange vor Tagesanbruch. Da er aber den Hahn verwünscht und ihm Strafe ankündigt, antwortet dieser zu seinem Entsetzen mit menschlicher Stimme. Sie unterhalten sich: Mikyllos erzählt seinen Traum, und der Hahn belehrt ihn durch seine Erzählungen und dadurch, daß er ihn in die Häuser derer, die für reich und glücklich gelten, während des Restes der Nacht einen Einblick tun läßt, über die Lasten und Sorgen des Reichtums und der angesehenen Stellung in der Welt. —

[1]) Aus verschiedenen Indizien geht hervor, daß Schupp die neben dem griechischen Texte stehenden, von Humanisten herrührenden lateinischen Übersetzungen gelesen und in seinen Schriften verwertet hat. Es ist deshalb korrekt, wenn ich den lateinischen Text gebe.

Wir werden darauf noch einmal zurückkommen. Denn hier beginnt bei Schupp die

Traumsatire,

die in seinen Schriften einen ziemlichen Umfang hat und ohne Zweifel von Lukians „Somnium" und auch wohl von dem anderen Schriftchen „De Somnio, seu vita Luciani" (S. 1—8) angeregt worden ist. In der letzteren erzählt Lukian, wie er trotz des Wunsches seines Vaters nicht Bildhauer, sondern philosophischer Schriftsteller ward; und die Entscheidung leitet er von einem Traume her, in dem ihm die „statuaria" und „humanitas" erschienen und sich um seinen Besitz stritten. — Die erste Traumsatire steht bei Schupp in „DE OPINIONE" (S. 40—51): „Heri sedebam in sella mea profunde & secure dormiens . . ." Der Inhalt ist der Gegenwart entnommen und geißelt in ironischer Weise Schäden der Zeit. Die Rückkehr in die Wirklichkeit wird durch kein Wort angedeutet: Eben noch hat er im Traume gehört, wie ein Student mit Redensarten aus dem Amadis dem Wirtstöchterlein seine Liebe erklärt hat. Vor seinem lauten Lachen fliehen die beiden, und sofort setzt eine ernsthafte Auseinandersetzung über die Verkehrtheit der Nachahmung gallischer Affektiertheit in der deutschen Sprache und über den Genius der letzteren ein. — Wenige Seiten später (S. 60—63) folgt die zweite Traumsatire. Sie handelt, abgesehen von einigen Seitensprüngen, die bei Schupp nie fehlen, von der „RATIO STATUS" im geistlichen und weltlichen Regiment. Schupp eigen ist auch noch die Einleitung: „Eram aliquando in ecstasi, & animula mea . . . libere vagabatur per omnia elementa . . ." Allein im übrigen ist die Berührung mit Lukians „Menippus, seu Necyomantia. Thoma Moro interprete" (S. 155—167) sehr eng: Menippos kann bei den Philosophen keine Antwort auf die Frage finden, wie man am glücklichsten lebe. Deshalb steigt er mit Hilfe eines babylonischen Magiers in die Unterwelt, um den Teiresias zu befragen. Er kommt an den Ort des unterirdischen Gerichtes, wo die Verstorbenen von ihren Schatten verklagt und von Minos abgeurteilt werden. Dann gelangt er an den Ort der Strafe („ad supplicii locum, *πρὸς τὸ κολαστήριον*"), wo die Übeltäter mit Geißeln und Feuer gepeinigt werden. Auch Schupp kommt zum „Purgatorium", von dem er behauptet, die katholische Kirche habe es von den alten Dichtern übernommen und aus einer Fabel zum Glaubensartikel gemacht. Statt des unterirdischen Gerichtes läßt er den Papst Bonifatius III. und Mohamed je unter Beistand eines Advokaten um den Primat im Purgatorium prozessieren. Wie Menippos auf den „Campus Acherusius", so gelangt auch Schupp auf die elysischen Gefilde, wo sich unter anderem Lukianos hinter Büschen versteckt und zuweilen „effusissime" lacht.

So meinte auch Menippos, wenn sein Freund Philonides gesehen hätte, wie man mit den Verstorbenen in der Unterwelt Komödie spielt, hätte er sich des Lachens nicht erwehren können. Die Versammlung der Unterirdischen und ihren Beschluß, daß die Seelen der Reichen nach dem Tode 250000 Jahre lang in Eseln wohnen sollen, hat Schupp als unbrauchbar ausgelassen. Aber wie Menippos von Teiresias endlich die Antwort erhält, daß das zurückgezogene Privatleben das glücklichste, so erfährt Schupp zum Schlusse, was denn „RATIO STATUS" sei. Menippos gelangt dann durch einen Erdgang oder Schlund wieder nach Böotien. Schupp dagegen schweigt über seine Rückkehr und das Ende des Traumes und sagt: „Wenn ich wüßte, daß ihr schweigen könntet, wollte ich euch alles erzählen; aber —." (Von einer Bekanntschaft Schupps mit Dantes „Divina Comedia" oder mit dem großen Italiener überhaupt habe ich nirgends eine Spur gefunden; auch halte ich das Suchen nach weiteren Vorbildern für zwecklos, da die „Necyomantia" zur Erklärung von Schupps Fahrt in die Unterwelt völlig ausreicht.)

Schupps „SOMNIUM" vom Jahre 1640 weist schon durch seinen Namen auf Lukians gleichnamige Schrift hin; der Eingang gleicht der ersten Traumsatire in „DE OPINIONE" fast aufs Wort; der Inhalt ist modern und geißelt die Schwächen so ziemlich aller Stände. Für den lebendig geschilderten Zug der „VANITAS" habe ich ebensowenig ein Vorbild gefunden wie für den übrigen Inhalt, in dem sich ein „Ludimagister" zu Schupp gesellt und alle die, deren „capita vanitate ardent" mit einem Eimer Wasser gehörig naß gießt. Zuletzt kommt Schupp selber an die Reihe, weil er eine „CASSANDRA" geschrieben hat und sie nicht zu veröffentlichen wagt. Da kommt der Kandidat Breuer, um dem Professor seine Rede zu bringen, die er demnächst im Seminar halten will. Dieser Ausgang gemahnt an Mikyllos, der vom Hahnenschrei erwacht. Das Bemerkenswerteste an dem ganzen Schriftchen ist jedoch der Umstand, daß wir hier zum ersten und einzigen Male bei Schupp eine selbständige Traumsatire von dichterisch abgerundeter Form haben.

In seines Meisters Art bringt auch ein Schüler Schupps in „DE LAUDE ... BELLI" einen Traum an (S. 9): „Patimini, Auditores, ut vobis recenseam somnium aliquod, quod heri albescente aurora suaviter obdormiscenti obvenit ...", um zu beweisen, daß die Menschen von Natur aus mehr zum Krieg als zum Frieden geneigt sind. Der Inhalt ist ohne Bedeutung.

Als Einkleidung hat Schupp die Traumsatire in großem Stile in dem Hauptteile von „DE ARTE DITESCENDI" (S. 24—75)

angewandt[1]). Dies Stück dürfte ursprünglich einmal selbständig bestanden haben und erst nachträglich mit den außerhalb dieses Rahmens liegenden Teilen verschmolzen worden sein. Der Eingang sagt: Unter Betrachtungen über die mißlichen Zeitverhältnisse sei Schupp eingeschlafen; ähnlich beginnt ja auch das „SOMNIUM"; doch ist in der „ARS" beim Zusammenschweißen der Teile ein Hinweis auf das Vorausgehende eingefügt worden. Der Inhalt der Traumsatire stammt, wie Zschau an verschiedenen Stellen gezeigt hat, zum großen Teile aus Bacon, aber auch aus anderen. Er ist romanhaft gehalten, ähnlich Bacons „Nova Atlantis"; jedenfalls denkt der Leser gar nicht mehr an den Traum, bis am Schlusse Schupp durch das Krähen seines Hahnes aus den Tröstungen der Knabenschar, die ihm eine baldige Besserung seiner Lage verheißt, herausgerissen und in die rauhe Wirklichkeit versetzt wird. Erzürnt darüber gibt er der Magd Befehl, den Vernichter seiner Illusion einen Kopf kürzer zu machen. Meint man nicht den „Micyllus ille Lucianicus" zu hören: „At te, scelestissime galle, cum ista tanta inuidentia, vocéque tam acuta ipse perdat Iupiter, qui quidem opibus affluentem me, ac dulcissimo in somnio versantem ... expergisceris, adeo vt ne noctu quidem effugere liceat paupertatem ..... mox poenas de te sumam, fustéque comminuam, si diluxerit modo"?

Auch in Hamburg hat Schupp noch „Somnia" erzählt und in ihnen andere Leute aussprechen lassen, was er nicht selber sagen wollte. So z. B. im „Salomo" (H, S. 73—90), wo er im Traume mit Kaiser Karl im Lande umherreitet und ihn über den Mißbrauch, der in der katholischen und evangelischen Kirche mit den geistlichen Stiftern, dem „Jus Episcopale" usw. getrieben werde, seinen gerechten Zorn ergießen läßt. Der Eingang lautet: „Ich muß euch einen Traum erzehlen, welchen ich vor wenig Wochen gehabt hab". Geweckt wird er durch das Blasen des Türmers; er wohnte ja bekanntlich auf dem „Kirchhoff zu St. Jacob" in Hamburg (vgl. „Ehrenrettung", H, S. 633). — Ganz ähnlich erzählt Schupp auch im „Calender" (H, S. 593 f.), wie ihm im Traume Merkur erschienen sei und berichtet habe, was im Parnaß über Butyrolambius und Genossen beschlossen worden sei. Er erwacht von seinem eigenen Rufen, das seinem säumigen Diener galt. — Andere „somnia", die er erzählt, habe ich noch nicht wieder finden können; doch sind sie meines Wissens gleicher Art mit den beiden zuletzt angeführten, deren Form von Lukians Vorbild herzuleiten, deren Inhalt jedoch selbständig ist oder andere Quellen haben kann. — Wenn das Hamburger Ministerium

[1]) Ich bitte hier das über den Aufbau dieser Schrift unter Nr. 36, S. 277 f., Gesagte zu vergleichen.

in seiner „Hochnothwendigen Erinnerung und Bitte“ bei der Wahrheit geblieben ist (und es hat wohl vieles aufgebauscht oder entstellt, aber nichts geradezu aus der Luft gegriffen), dann hat Schupp auch in der Predigt die Traumsatire angewandt[1]). Ohne in das absprechende Urteil seiner Gegner einzustimmen, konstatieren wir, wie tief doch das Vorbild Lukians auf Schupp eingewirkt haben muß. — Allerdings können auch Moscheroschs „Gesichte“, die er nachweislich gekannt hat, auf ihn von Einfluß gewesen sein, aber sie können ihn nur in dieser Richtung bestärkt haben, da er bereits vor diesem Traumsatiren schrieb und Vorbild und Anregung zuerst nachweislich bei Lukian fand.

Der „Teutsche Lucianus“ baut sich, wie nicht anders zu erwarten, aus dem auf, was Schupp in Lukian und über ihn gelesen hat, und diese Kenntnisse sind, wie aus dem Gesagten zu ersehen, nicht erst in Hamburg ad hoc gesammelt. Eine Hauptquelle bildet (ich darf das wohl des Zusammenhanges wegen vorausnehmen) des Bourdelotius[2]) „Praefatio“ und knappe „Vita Luciani“. Die Vorrede hat folgenden Aufbau: 1. Die alte Philosophie; 2. die Degeneration der Philosophie; 3. Lukians Stellung zur Philosophie seiner Zeit; 4. Würdigung Lukians und seiner Schriften. Daraus benützt Schupp nur einen Ausschnitt, indem er die Frage aufwirft, was für Philosophen und Menschen Lukian vorfand, und indem er zeigt, wie er mit ihnen redete. Allein er führt aus eigener Kenntnis weiter aus, was Bourdelotius nur in allgemeinen Redensarten mehr für Wissende als zur Einführung in den Schriftsteller, angedeutet hatte.

Inwiefern die Form des Dialoges in Lukians Schriften auf Schupp eingewirkt hat, läßt sich wohl schwerlich entscheiden, weil er den Dialog auch bei anderen seiner Vorbilder fand, z. B. Johann Valentin Andreä. Auch hat er ihn nur in einer Schrift, dem „Holländischen Pratgen“ rein durchgeführt. In seinen akademischen Reden konnte er sich dieser Form natürlich nicht bedienen; doch werden an den Stellen, wo die Traumsatire erscheint, Dialoge wiedererzählt. In anderen Schriften, dem „SOMNIUM“, der „ARS DITESCENDI“ und vor allem in den deutschen sind überall Dialoge eingesprengt, aber überall drängt sich auch die Erzählung vor. Es ist die legere Art wie in des Horatius „Sermones“. (So hat sie bekanntlich ihr

[1]) Vgl. Ziegra, S. 313 f.: „Er führet zum neunten solche Lehren, welche den Weigelianern und heutigen Schwärmern gemein sind: als daß er in einem Traume die Canonicos reformiret, wie er denn etlichemal auf der Cantzel seine Träume erzählet, die er des Nachts gehabt.“ Der erste Teil bezieht sich natürlich auf die Stelle im „Salomo“.

[2]) Joannes Bourdelotius war Advokat im Parlament zu Paris und Maître de Requêtes der Königin Maria von Medici. Er betrieb aus Liebhaberei humanistische Studien, gab außer Lukian auch noch den Heliodor und Kommentare zu Petron und Juvenal heraus und starb 1638. Vgl. Jöcher, I, 1303.

Verfasser selber genannt, indes man sie heute wegen ihres Inhaltes als Satiren zu bezeichnen pflegt.) Aber bemerkenswert bleibt, daß Schupp das ihm aufgetragene hessische Geschichtswerk in Form eines Dialoges mit Lucidor nicht nur geplant, sondern auch zum Teil geschrieben hatte (Diehl, Beiträge S. 277).

Einmal hat Schupp auch aus lukianischen Dialogen einen kleinen Roman gemacht, ich meine die „CORINNA", von der man seither annahm, daß sie lediglich Hamburger Verhältnisse widerspiegele. Das ist jedoch nicht ganz richtig. Das Vorbild haben Lukians „Dialogi meretricii Jacobo Micyllo interprete" (S. 962 ff.) gegeben. Aus ihnen baut sich der ganze erste Teil der „Corinna" bis zur Peripetie auf, die mit den Worten: „Endlich aber ward Crobyle kranck . . .", beginnt. Allerdings hat Schupp sehr viel aus eigener Anschauung hinzugetan; aber ein Fünftel dieses ganzen Abschnittes sind fast wörtliche Übersetzungen aus Lukian. In Betracht kommen namentlich folgende Dialoge: „CROBYLE ET CORINNA" (S. 971—973), „MATER ET MVSARIVM" (S. 973—975) und „GLYCERA ET THAIS" (S. 963 ff.). Nur in einer vergleichenden Nebeneinanderstellung kann ich zeigen, wie Schupp seine Vorlage verwertet und gelegentlich durch kleine Änderungen den Dialog und die Entwicklung anders führt, so daß man das Ganze doch schließlich als sein geistiges Eigentum ansehen darf.

Lukianos:

S. **971**, D, **12—972**, A, 13:
„(CROBYLE:) Nam alia nobis victus nulla ratio est, filia, sed per duas hosce annos, ex quo pater tuus piae memoriae defunctus est, an nescis quo pacto victam egerimus? At quando ille adhuc viuebat, abunde nobis omnia suppetebant. Artem enim ferrariam exercebat, magnumque adeo nomen eius erat in Piraeo: ac plerosque audire licet deierantes, quod post Philinum, ferrarius talis opifex alius amplius non sit futurus. Post mortem autem eius, principio quidem diuenditis forcipibus, & incude, & malleo, duabus minis ex illis tum vitam sustentauimus."

S. **972**, A, 13—B, 2:
„Postea autem, alias quidem texendo, alias autem tramam deducendo, in-

Schupp:

H, S. **469**, Zeile 14—25: Einführung der Personen: Crobyle und ihre Tochter Corinna.

S. **469**, 25—34:
„(Crobyle:) Wir müssen hinfüro anders haußhalten, Philinus dein Vater seliger ist nun zwey Jahre todt gewesen, als er noch lebete, gieng es uns glücklich und wol, jedermann hielt ihn für einen kunstreichen Meister, Frembde und Einheimische sagten, es sey weit und breit ein solcher Kleinschmid nicht zu finden, als Philinus allein.

Du weist, wie wir in diesen zweyen Jahren, seyd wir im Witwen- und Wayfenstande gesessen, uns so kümmerlich haben behelffen müssen, den Ambos, die Zange und Hammer habe ich verkaufft, daß ich dir unterweilens ein Kleid habe können machen lassen."

S. **469**, 34—**470**, 24:
Crobyles mütterliche Fürsorge.

S. **470**, 24—31:
„(Crobyle:) wie manche Nacht habe ich gesessen, biß die Glocke zwölffe geschlagen,

Lukianos:
terdum etiam stamina nendo aegre victum parabam, spem expectans."

S. **972**, C, 3 + B, 2 f.:
„(CROB.) Quid lacrumaris Corinna? + COR. Minam istam dicis? [quam pro prima mercede abstulit, quippe quae cum adolescente fuerit; conf. pag. **971**, D.]"

S. **972**, B, 3—C, 12:
„CROB. Non, verum ita rationem inibam, quod cum ad istam aetatem pervenisses, & me facile alere postea. & te ipsam exornare posses, dies videlicet ipsa futura, & vestes habitura purpureas, & ancillas pedisequas. COR. Quomodo hoc. mater? aut quid dicis? CROB. Si cum adolescentibus rem haberes, & una potares cum ipsis, & pro mercede concumberes. COR. Quemadmodum Daphnidis filia Lyra? CROB. Ita. COR. At illa meretrix est. CROB. Nihil graue hoc. Nam & tu perinde vt illa opulenta eris, multosque amatores habebis. Quid lacrumaris Corinna? An non vides quam multae sint, & vt ab omnibus magno studio ambiantur meretrices? deinde & quantum pecuniae accippiant? Daphnidem igitur, o chara Adrastia,[2]) noui ego cum pannosa ac lacera incederet, priusquam videlicet illa ad adultam aetatem pervenisset. At nunc vides, qualis prodeat, vt illi aurum, & vestes floridae, & ancillae quatuor."

Schupp:
und habe neben dir gesponnen, damit wir deß Morgens etwas zu essen hätten. Alles hab ich gethan, was eine treue Mutter thun kan, zu dem Ende, daß, wann du nun erwachsen, ich an dir einen Stecken und Stab in meinem Alter habe und du mich ... ernehren und mich pflegen könnest ..."

S. **470**, 40—**471**, 2:
„Corinna fieng an zu weinen, und sagte: ... Allein womit sol ich arme Dirne dich[1]) ernehren?"

S. **471**, 3—41:
„Crobyle antwortete: Kind, über vier Wochen wirst du achtzehen Jahre alt sein, du bist alt und verständig genug mich zu ernehren ... Folge nur meinem Rath, und mache es wie unsers Nachbarn Daphnidis Tochter, die Lyra. Ich dencke noch an den Tag, da diese Lyra eine blutarme Dirne war, ihre Eltern hatten offt die Sonne eher im Hause, als das liebe Brodt, sie hatte ein Kleid von Licentischem Atlaß, welches sie anzog, wann sie zur Kirche gieng, im übrigen war es Betteley mit ihr ... Itzo aber, da sie gelernet hat, wie sie sich in die Leute recht schicken solle, ist sie und ihr gantzes väterliches Hauß reich. Sie hält drey Mägde, welche ihr auffwarten. Alle Tage hat sie ein ander Kleid an, kömbt eine neue modo auß Franckreich, so ist Lyra eine unter den ersten ... Und siehe Corinna, solche Glückseligkeit könteſt du auch haben, wenn ...

Corinna antwortete: Liebste Mutter, das vierdte Gebot erinnert mich, daß ich meiner Mutter Ehre, Danckbarkeit und Gehorsam schuldig sey. Allein man saget von der Lyra, daß sie eine Hure sey ....

Ey, sagte Crobyle, was ist das? die grobe plumpe Teutschen, welche nicht wissen, was Höflichkeit sey, pflegen dieses grobe Wort zu gebrauchen, und wann sie ein Weibsbild sehen, das freundlich

[1]) In **H** heißt es „mich", das kann jedoch nach dem Zusammenhang nur ein Druckfehler sein.

[2]) Beiname der Rhea Kybele, der alten Göttermutter, die in damaliger Zeit als Allmutter verehrt ward.

Lukianos:

S. **972**, C, 4—7:
„(CROB.) An non vides quam multae sint ... meretrices & quantum pecuniae accipiant?"

S. **971**, D, 1—12:
„QVod igitur, Corinna mea, haud quaquam ita grave fuerit, ceu tu putabas, ex virgine mulierem fieri, id iam didicisti videlicet, quippe quae cum adolescente quidem formoso fueris, minam autem pro prima mercede abstuleris. pro qua statim monile comparabo tibi. COR. Ita amabo. Habeat autem & lapillos aliquos pellucidos, quale Philaenidis est. CROB. Erit sane tale. Sed audi etiam caetera ex me. quae te oportet facere, & quo pacto accommodare te viris."

S. **973**, D, 1—8:
„ERgo si talem amatorem posthac inueniamus, Musarium, qualis Chaerea hic est, immolare oportebit nos, Publicae quidem Veneri capram candidam, Coelesti autem, & ei quae in hortis est, iuuencam vtrique: seitis praeterea coronare etiam opum largitricem: & in summa beatae ac ter felices erimus."

S. **963**:
„GLYCERA ET THAIS" ist der erste der „Dialogi meretricii".

S. **975**, B, 8—13:
„MATER. Quid? an solus iste artem nullam adversus patrem inuenire potest? non seruum immittere, qui

Schupp:
in Worten, Wercken und Geberden ist, sagen sie alsbald, daß sie eine Hure sey. In Franckreich, da die rechte Schule der Civilität und Höfligkeit ist, nennet man sie eine Maitresse oder eine Galante Dame."

S. **471**, 41—**475**, 18:
Crobyles Vorleben mit Junker Holofernes, ihre Verheiratung mit Philinus, Übersiedelung nach Ninive, Besuche des Holofernes, Crobyle wird Kupplerin, Tod des Philinus und des Holofernes.

S. **475**, 19—**476**, 13:
An der Kirchentüre zeigt die Mutter ihrer Tochter Corinna, wie viele Frauen und Mädchen mit Holofernes gebuhlt haben.

S. **476**, 14—**480**, 37:
Des Priesters Ehrenhold [= Schupp] Predigt gegen das Ammenunwesen in Hamburg.

S. **480**, 38—**481**, 1:
„Corinna gieng mit ihrer Mutter in die Badestuben, und desselbigen Tages verliebte sich in sie ein alter Jubilirer, welcher mit ihr nach Hause gieng, und ihr ein paar schöne mit Edelgesteinen versetzte Armbänd verehrte. Corinna gefiel das Werck trefflich wol, dantzte mit ihren Armbändern herum, sahe dieselben an, und dachte, sie sey nunmehro eine Käyserin".

S. **481**, 1—3:
„Ihre Mutter schickte alsbald einen halben Reichsthaler ins Hospital, und ließ dancken für eine Sache, daran Witwen und Wäysen gelegen sey, welche in guter Besserung stehe".

S. **481**, 4—23:
Auf Empfehlung der Kupplerin Thais kommt Corydon zu Corinna.

S. **481**, 23—35:
„Und nach vielen gewechselten Complementen verehrete er Corinna, welche er auch für eine Schwester angenommen

Lukianos:
illum decipiat? non a matre ipse postulare, minitando se in militiam hinc nauigaturum esse, nisi accipiat?"

S. **973**, D:
vgl. oben.

S. **972**, C, 12—**973**, B, 4:
„COR. Quo pacto autem haec acquisiuit Lyra? CROB. Principio quidem exornando se ipsam eleganter, deinde facilem atque hilarem gerendo se erga cunctos, non eo quidem vsque vt in cachinnum facile solueretur, quemadmodum tu soles, sed arridendo suaue ac blandum quiddam. Postea autem & conuersando sapienter ac dextre, neque decipiens, si quis eam accedit, aut accersit, neque etiam obiurgans atque increpans viros. Ac si quando ad coenam quoque abit accepta mercede, neque inebriatur . . . neque inepte ac rustice opplctur obsonio, sed attingit quidem summis digitis . . . . Quod si igitur & tu eadem haec didiceris, beatae nos quoque erimus."

S. **973**, D:
vgl. oben.

Schupp:
hatte, ein Stück Atlaß, ein paar seidene Strümpffe, und zehen stücker Band. Corinna sahe es mit Verwunderung an, und sagte: Bruder Corydon hat dir das dein Vater geben? Nein, sagte Corydon, das muß man die Alten nicht wissen lassen, mein Vater ist so karg und geitzig, daß er sein Lebtage keine seidene Strümpfe an seine Füsse gezogen, er weiß nicht, wie er sich sein Geld und Gut zu nutze machen solle. Er hat Geld im Kasten, allein der Teuffel hat den Schlüssel darzu, aber mir hat Gott die Gnade gegeben, daß ich weiß, wie man Geld und Gut wol anlegen und gebrauchen solle, darum nimm . . ."

S. **482**, 12—18:
„Als der Tag anbrach, muste Corydon nach Hause eylen . . . Crobyle ermahnte ihre Tochter, daß sie mit ihr zur Kirche gehen und Gottes Wort anhören solte, schickte dabeneben zwölff Schillinge und ein Briefflein in die Kirche, daß man Gott dancken solle für eine Sache, welche Witwen und Wäysen angehet, und einen guten Anfang genommen habe".

S. **482**, 19—40:
Gespräch zwischen Mutter und Tochter über die Predigt. Thais soll den „alamodo Schneider" zu Corinna schicken.

S. **482**, 40—43:
„(Crobyle:) . . . wann er nun kömt, wirst du ihm nicht begegnen als eine grobe teutsche Bauernmagd, sondern wirst gedencken, daß er ein Mann sey, welcher der Frantzösischen Civilität und Höflichkeit gewohnet."

S. **483**, 5—9:
„Corinna schlieff nimmer allein, wann aber der Tag anbrach, und ihre Ser-

Luklanos:

S. **974**, A, 1—**975**, C. 18:
„(MATER:) Quippe vides nunc ab adolescente isto, quam multa accipiamus, qui obolum quidem nunquam vllum tibi dedit, neque vestem, neque soleas, neque vnguentum sed excusationes apud illum semper, & pollicitationes, & spes longae, & illud crebrum, Si pater [mortuus erit], &, si dominus fiam paternarum possessionum, &, omnia tua [erunt]. Tu autem etiam iusiurandum dedisse ipsum ais, quod legibus vxorem te sibi facturus sit. MVSARIUM. Iurauit enim, mater, per Cererem, & Proserpinam, & Mineruam. MAT. Et credis illi scilicet? & ob hoc paulo ante, cum non haberet vnde daret symbolum, annulum dedisti illi, me ignorante ..... Nam vela & tunicas quid attinet dicere? Et in summa lucrum adeo quoddam nobis, & magna vtilitas iste obvenit scilicet. MVS. At pulcher est, & imberbis, & amare se ait, & lacrymatur. Praeterea & Dinomaches, Lachetisque filius est, Areopagitae illius, dicitque vxorem me ducere velle se: denique magnae spes ab ipso nobis factae sunt, si senex ille solum oculos clausisset. MAT. Proinde Musarium, vbi soleis aut crepidis opus erit, & sutor didrachmam poposcerit, dicemus & nos illi, Argentum quidem non habemus, tu autem spes quasdam a nobis accipe. Et rursum ad pistorem eadem haec. Et cum pensionem domus deposcemur, expecta dicemus, videlicet dum Laches Coluttensis moriatur. Exoluemus enim tibi tum post nuptias. An non pudet te, quod sola meretricum neque inaureis habes, neque monile aliquod, neque vestem Tarentinam? MVS. Quid igitur mater, fortunatioresne illae me, & pulchriores sunt? MAT. Non, sed prouidentiores, noruntque meretricari, neque credunt verbis

Schupp:
viteurs Abschied nahmen, ermahnete sie Crobyle, daß sie mit ihr in die Kirche gehen ... und Gott dancken solle für den reichen Segen, welchen er über sie gleichsam regnen lasse."

S. **483**, 10—30:
„Einmals kam Crobyle mit ihrer Tochter auß der Kirche, und sagte: ... hast du auch gehört, wie der Priester Ehrenhold [= Schupp] die Hoffart verdammet? Dieses nimm in acht, du hast auch ein ziemliches hoffärtiges Köpflein: Als neulich der Schiffer Jan von Amsterdam kam, verehrete uns die schönen Holländischen Käse und die Zweybacken, und wolte Freundschafft mit dir machen, da hiettest du ihn so höhnisch, daß mich seiner jammerte: Aber als Menelaus des alten reichen Euclionis Sohn kam, mit seinen schönen gelben Haaren, da thätest du, als ob du dein Hertz mit ihm theilest und ihn auß Liebe fressen wollen. Was bildest du dir ein, daß du Schiffer Jan also verachtest? Wir hätten seiner noch offt geniessen können: Meynest du, daß du immer werdest achtzehen Jahre alt bleiben? Was gibt dir Menelaus? Ich habe zwar gehöret, wie er jüngst geschworen, wann sein Vater Euclio sterbe, wolle er dich zur Ehe nehmen; Allein wann der Schlachter kömt, und will das Fleisch bezahlet haben, welches bey ihm geholet, wann unser Haußwirth die Haußzinsen will bezahlet haben, so sage, wann der alte Euclio stirbet, solt ihr ehrlich bezahlet werden, und, siehe, ob sie sich mit dieser ungewissen Hoffnung bezahlen und abweisen lassen. O Corinna, Demut machet Menschen zu Engeln, aber Hoffart machet Engel zu Teufeln."

Luklanos:
modo, & adolescentulis, in summis labris iusiurandum gerentibus. Tu vero fidelis es, & amans viri, neque admittis alium quenquam praeterquam solum hunc Chaeream. Ac nuper quando agricola ille Acarnensis veniebat duas minas ad te afferens, imberbis ipse quoque (vini autem pretium hoc retulerat, a patre ad id missus), tu vero etiam subsannasti hominem: dormis autem cum Adonide scilicet isto tuo Chaerea. MVS. Quid igitur? An decebat relicto Chaerea recipere me operarium istum foetidem, atque hircum olentem? . . . MAT. At esto sane ille agrestis, & male oleat, quid autem? Cur neque Antiphontem Menecratis filium, minam tibi pollicentem recipere voluisti? . . . MVSAR. At interminatus fuerat Chaerea ambos nos iugulaturum esse se, si me cum illo vnquam deprehenderet . . . MAT. . . . Verum sedet nos atterens, ac vana spe producens, neque ipse quicquam dans, neque a dantibus accipere sinens. Tu vero, o Musarium, an putas te octodecim annorum semper fore aut eodem animo futurum Chaeream? Quando ipse quidem dies erit, mater autem opimas aliquas ac bene dotatas nuptias ipsi inueniet, an ille tum, putas, meminerit lacrymarum istarum? aut suauiorum, aut etiam iurisiurandi alicuius, cum dotem quinque fortassis talentorum aspiciet? MVS. Meminerit ille. . . ."[1])

S. **973**, C, 3—11:
„CROB. . . . Tu vero eius quod plus est, rationem habeas, si breui cupis cunctas demonstrare digito te, ac dicere: An non vides Corinnam

Schupp:

S. **483**, 31—**484**, 1:
Corinnas Ausbildung in allen Künsten und Handfertigkeiten.

S. **484**, 1—3:
„Alle Frauen hielten Crobylen für glückselig, daß sie eine solche Gottesfürchtige Tugendreiche Tochter auferzogen habe".

[1]) Man beachte, daß der Konflikt bei Lukian viel schärfer ist, weil die Tochter wirklich, und zwar Einen, liebt. Eventuell kann man auch den Dialog „Mater et Philinna", S. 966 f. hierher beziehen, in dem die Mutter ihrer Tochter Vorhalt darüber macht, daß sie einen Liebhaber schlecht behandelt habe; doch besteht der wesentliche Unterschied, daß Philinnas Verhalten von dem jungen Manne selber provoziert war.

Crobylae filiam, vt excellenter dines est, & terque quaterque beatam matrem suam reddidit? Quid ais? faciesne ista? Facies, noui ego, facileque adeo cunctis anteibis."

Bei Schupp beginnt nun sofort mit dem nächsten Satze die Peripetie, und von hier an ist er durchaus selbständig. Ist das, was nach Abzug der Entlehnungen bleibt, interessant als Sittengemälde, so liegt der dichterische Wert der Schrift gerade in der Darstellung des gewaltigen, tragischen Umschwunges im Leben der Corinna.

Gekannt hat Schupp auch Lukians jüngeren Zeitgenossen Apuleius. Er nennt im „ORATOR INEPTUS" (S. 24) dessen „Asinus aureus", alias „Metamorphoseon libri XI", einen phantastisch-satirischen Sittenroman, der den Stoff mit dem Lukian untergeschobenen „Lucius seu asinus" gemeinsam, aber weiter ausgeschmückt hat. Auf denselben spielt er auch in der „EUSEBIA" (S. 133) an, wo er den Apuleius als „Megarensis" bezeichnet; das kann jedoch einfacher Druckfehler sein, da derselbe bekanntlich aus Madaura in Numidien stammte. Doch habe ich anderseits nicht gefunden, daß Schupp sich ihn sonst zum Vorbilde genommen hätte.

Wir könnten vielleicht mehr über Schupps Beziehungen zum klassischen Altertum, speziell zur antiken Satire in Erfahrung bringen, wenn wir die von ihm des öfteren genannte „Oratio de Satyrica Veterum sapientia" Boxhorns hätten, die Lühmann nicht bekommen konnte (S. 45), und um die auch ich mich vergeblich bemüht habe (vgl. „ORATOR INEPTUS", S. 4 = C_3, 5, S. 8; „Calender", H, S. 594; „Teutscher Lucianus": H, S. 822)[1]). Allein das Urteil über sein Verhältnis zu seinen Vorbildern, das wir uns nach dem eben Gesagten und nach Zschaus und anderer (Lühmann, Stötzner, Hölting usw.) Darbietungen bilden, dürfte meines Erachtens wenigstens durch weitere Funde schwerlich geändert werden: Mit natürlichem Blicke für alles Gesunde hat sich Schupp an den mannigfachsten Schriftstellern und auch Persönlichkeiten, — das darf ich wohl im voraus bemerken, — gebildet, sein „judicium", wie er selber sagt, entwickelt, indem er seinem nüchternen Geiste assimilierte, was ihm kongenial war. Deshalb imitiert er seine Vorbilder nicht, er wird nicht ihr Knecht, sondern macht sie umgekehrt sich dienstbar. Auch da, wo er ihre Worte übernimmt, zwingt er sie in seine Intention. Deshalb

[1]) Der Leser wird die Beobachtung gemacht haben, daß wenig Belege aus der wichtigen Schrift „DE ARTE DITESCENDI" beigebracht sind. Bei der Fülle des Materials, das ich anderwärts fand, ist mir für diesmal nicht die Zeit geblieben, das umfangreiche Werk noch einmal unter diesem Gesichtspunkte durchzuarbeiten.

darf man im Detail nicht mit ihm rechten, ob er dies und das besser oder schlechter gemacht habe als seine Vorlage, sondern man muß auf das Ganze sehen. Doch ich will an dieser Stelle Ausführungen, die weiter unten hingehören, nicht vorgreifen. (Fortsetzung folgt.)

K. Fr. Reinhard, R. Zumsteeg und die Schwestern Andreä.

Von W. Lang in Stuttgart.

Aus der Biographie Karl Friedrich Reinhards, des späteren französischen Diplomaten (Bamberg 1896), ist bekannt, daß für den damaligen Tübinger Stiftler und angehenden schwäbischen Dichter die Herbstferien des Jahres 1781 besonders bedeutungsvoll und ereignisreich gewesen sind. Der erste Schwäbische Musenalmanach, den Gotthold Ständlin zusammengebracht hatte, war eben erschienen. Zu diesem Almanach, der von Schiller die Entzückung an Laura brachte, hatte Reinhard mit seinen Freunden im Stift einen ansehnlichen Teil der Beiträge gestellt, und nun eilte er voll Ungeduld nach der Residenz, in Begleitung des Freundes Conz, der eben jetzt die Klosterschule in Bebenhausen verließ. Dort in Stuttgart machte er die persönliche Bekanntschaft Ständlins, führte sich bei Schiller ein, der ihm ein Exemplar der Räuber schenkte, und der Musenalmanach brachte ihm weitere Bekanntschaften und den ersten Dichterruhm. Aber auch für sein entzündliches Herz bedeutete dieser Stuttgarter Aufenthalt, der vom 25. September bis zum 4. Oktober währte, eine Epoche; rasch schoß in ihm eine Neigung zu der vielbesprochenen Wilhelmine Andreä auf, einer der Töchter des zwei Jahre zuvor verstorbenen Arztes Dr. Jakob Eberhard Andreä, und diese Neigung erwies sich so stark, daß, so kurz der Roman dauerte und so schrill der Abbruch war, ein Rest von zärtlicher Teilnahme sich noch in viel spätere Zeiten erhielt.

Richard Weltrich hat in seiner Schiller-Biographie einen eigenen Exkurs diesem Mädchen gewidmet, das ja unverdienterweise auch mit Schillers Namen in Verbindung gebracht worden ist. Die Hypothese, daß Wilhelmine Andreä der Gegenstand von Schillers Lauragedichten gewesen sei, wird durch Weltrichs sorgfältigen Nachweis wohl endgiltig beseitigt sein. Man muß allerdings gestehen: so unzulänglich in jeder Beziehung die Gründe waren, die einst Prof. Dr. Haakh mit seinem bekannten Bilderfund ins Feld führte, so kann man doch

an der Tatsache nicht vorbeigehen, daß Wilhelmine eine Nichte der Hauptmännin Vischer war und daß die Nichte, die jedenfalls eine starke Anziehungskraft ausübte, die von Ständlin und anderen Schöngeistern angebetet wurde, dem Regimentsmedikus Schiller nicht unbekannt sein konnte.

Daß er die Schwestern Andreä kannte, ist zwar nicht für Wilhelmine, aber wenigstens für deren ältere Schwester Luise ausdrücklich bezeugt. „Du kennst sie schon", schreibt Rudolf Zumsteeg in dem Brief vom 15. Januar 1784, worin er den Freund in Mannheim seine Verheiratung mit Luise anzeigt, und Schiller antwortet am 18. Januar: „In etwas glaube ich Deine Frau zu kennen" . . . . „Deine Louise, so heißt sie doch". Auf nähere Bekanntschaft mit den „Andreäinnen" deuten diese Briefstellen allerdings nicht. Schiller schreibt, wie wenn er sich darauf besinnen müßte, daß die ältere Schwester Luise heißt. Übrigens ist durch einen neuen Fund, von dem Landsdorff in seiner Biographie Zumsteegs Mitteilung gemacht hat, (S. 48), so viel bezeugt, daß Schiller wirklich im Hause der Doktorin Andreä verkehrt hat. Es haben sich auf der Rückseite eines Luisen gehörigen Notenblattes einige Zeilen erhalten, in denen Schiller der Doktorin mitteilt, daß er mit Zumsteeg da gewesen sei und Niemanden getroffen habe. Man kann es unter diesen Umständen immerhin auffallend finden, daß der Dichter seine überschwenglichen Huldigungen der Tante Vischer anstatt einer ihrer vielumworbenen Nichten zuwandte. H. Wittmann (Bilder aus der Schillerzeit, S. 41) hat bekanntlich die Frage so gestellt: „Für wen schwärmte der Dichter, für die Nichte oder für — die Tante?" Dazu kommt, daß dem alten Bodmer nach dem Zerwürfnis Schillers mit Ständlin aus Stuttgart das Gerücht zuging, Schiller und Ständlin seien auch in der Liebe Rivalen gewesen. Dies müßte sich allerdings auf Wilhelmine beziehen, da eben in dieser Zeit Ständlin ihr erklärter Anbeter war. Endlich läßt sich noch das Gedicht der Anthologie „An Minna" herbeiziehen; denn hier erscheint die Angesungene ganz als die wetterwendische und kaltherzige Kokette, die Wilhelmine einigermaßen gewesen sein muß, und als die sie insbesondere in Reinhards Briefen und Gedichten erscheint. Dieser gibt der Ungetreuen fast mit den gleichen Vorwürfen den Laufpaß wie Schiller jener Minna. Allein von entscheidendem Gewicht sind diese Gründe so wenig als die unsichere Überlieferung in der Zumsteegschen Familie, auf die sich Haakh berief und die sich leicht daraus erklärt, daß Wilhelmine tatsächlich von Dichterjünglingen des damaligen Stuttgart umschwärmt war: Die Tradition hat denjenigen hinzugefügt, der allein als Dichter im Gedächtnis der Nachwelt blieb und der wie jene aufbewahrten Zeilen von seiner Hand bewiesen, jedenfalls ein Bekannter des Hauses gewesen war. Bodmers Be-

merkungen in seinen Briefen an Schinz vom Mai und Juli 1782 (Goethejahrbuch V, 184) sind schon deshalb nicht beweiskräftig, weil man über die Herzensangelegenheiten Wilhelminens vom Herbst 1781 an ziemlich genau unterrichtet ist und jedenfalls von dieser Zeit an ein leidenschaftliches Verhältnis Schillers zu ihr ausgeschlossen ist. Das Anthologiegedicht „An Minna" aber beweist deshalb nichts, weil die Abwendung von einer ungetreuen Kokette ein gewöhnlicher Vorwurf der Dichter und Minna ein gewöhnlicher Name in der Dichtersprache war. Entscheidend ist doch das Zeugnis aller der Personen, die etwas von der Sache wissen konnten, Karoline v. Wolzogen, Petersen, Scharffenstein, die als Gegenstand der Lauragedichte übereinstimmend die Hauptmännin Vischer nennen, und nur sie. Für Wilhelmine Andreä sind keine urkundlichen Zeugnisse vorhanden, und in die Reihe der negativen Beweise fügen sich noch die Briefe Reinhards ein, die sich vom Oktober 1781 an so viel mit den Herzensangelegenheiten Wilhelminens beschäftigen, und zwar der Nebenbuhlerschaft Stäudlins gedenken, aber niemals auch nur mit einer Silbe eine Anspielung auf Schiller enthalten. Auch das muß schließlich noch gesagt werden und fällt ins Gewicht, daß die Lauragedichte um nichts begreiflicher und verständlicher werden, wenn man sie auf die Nichte der Hauptmännin bezieht. Im Gegenteil. Der Abstand zwischen dem Ideal der Gedichte und der Hauptmännin ist keineswegs größer als der zwischen jenem und dem munteren, gefallsüchtigen jungen Mädchen. Ja wenn Weltrichs Bemerkung zutreffend ist, daß die Lauragedichte nur herrühren können von einem, der schon vom Baume der Erkenntnis gegessen hat, so widerstrebt es geradezu, sie auf Wilhelmine zu deuten, der in Wahrheit nichts schlimmeres nachgesagt werden kann, als daß sie ein die Huldigungen der jungen Schöngeister gern und mit leichtem Sinn entgegennehmendes Mädchen war. Nach keiner Seite hin hat also die von Haakh aufgestellte Hypothese einen zureichenden Anhalt, und ebensowenig die Unterscheidung Minors, der einen Teil der Lauragedichte für Minna in Anspruch nimmt; Weltrich hat die Sache ein für allemal erledigt.

Als Reinhard im Herbst 1781 nach Stuttgart ging, war seine Phantasie schon im voraus mit dem Bilde der ihm noch unbekannten Wilhelmine erfüllt.

Der letzte Brief, den er vor den Ferien aus dem Stift an Conz nach Bebenhausen schrieb — er ist vom 4. August — hatte nachfolgende Nachschrift:

„Bruder, deine Andräin! Ist sie von Stutgard? Ständlin [Friz, der Theologe] war gestern bei mir. Er hat — Deinen Brief gelesen. Wenns die sei, die Er kenne, sagt er, so sei es ein herrliches Mädchen! Ich Tropf bin ein Amadis. Schon manche hat mich mit Blumen gebunden, aber noch keine gefesselt. Es mag auch seine Vorteile haben, aber doch möcht' ich eine Andrein lieber als zehn von jenem Schlag!"

Noch muß Reinhard wochenlang seine steigende Ungeduld bezähmen. Erst Ende September beginnen die Ferien. Am 25. September, zwei Tage bevor er sich auf den Weg nach Stuttgart macht, schreibt er dem im Kloster Maulbronn befindlichen Bruder Christian:

„Schon umdüften mich die Freuden Elysiums! — So wol ist mir, daß ich einige Wochen aus diesem Gefängnis erlöst werde, und nach Stuttgardt komme, ha! wohin? — Bruder dis ist die Sache."

Conz hatte ihm also von einer der Schwestern Andreä geschrieben, wahrscheinlich von Wilhelmine, und ihm, schwäbisch gesagt, den Mund wässerig gemacht. Conz selbst war in beide Schwestern, Luise und Wilhelmine, verliebt, aber schüchtern, aus der Ferne, während Ständlin offen Wilhelminen seine dichterischen Huldigungen darbrachte. Luise krankte damals an einer Liebeswunde, im folgenden Jahre aber gewann sie das Herz des Musikers Johann Rudolf Zumsteeg, dem sie dann am 29. November 1783 auch die Hand reichte. Wie sich nun während Reinhards Aufenthalt in Stuttgart sein Verhältnis zu Wilhelmine entwickelte, läßt sich aus seinen Briefen und Gedichten genau verfolgen. Zuerst sah er sie bei einem Balle; Feuer gefangen hatte er schon im voraus, jetzt, da er ihrer ansichtig wurde, erschien sie ihm wie ein Engel und er brannte vor Verlangen sie wiederzusehen. An seinem Geburtstag (2. Oktober), den er im Ständlinschen Hause zubrachte, hoffte er sie abends in der Komödie zu sehen, erfuhr aber vorher, daß sie nicht kommen werde. Zwei Tage später aber (er verschob deshalb seine Weiterreise nach Heilbronn um einen Tag) war Konzert und Illumination im Schloßgarten, also wohl im damaligen Lusthaus, und diesmal wurde seine Hoffnung, die Andreäinnen zu sehen, nicht getäuscht. Es gelang ihm, Wilhelmine allein in den Garten zu führen, und da, im Mondschein —

Da flossen unsere Seelen zusammen
Zu Harmonien Tönen, da glüht' im Mond
Die Wang' ihr röter, und ein sanfter
Händedruck stürzte mein Blut zum Herzen!

Nach der Trennung wurden Briefe gewechselt. Reinhard wußte zwar, daß Gotthold Ständlin sein Mitbewerber war, und erfuhr, daß dieser überglückliche Briefe nach Tübingen schrieb, doch die Briefe, die er selbst von Wilhelmine empfing, hielten seine Hoffnung aufrecht, und im Dezember glaubte er ihr schuldig zu sein, ihr eine förmliche Liebeserklärung zu machen.

Ungeduldig harrte er auf Antwort; diese ließ auf sich warten; als sie endlich kam, war es eine Abweisung, aber so, daß sie nicht alle Hoffnung benahm. Der erste niederschlagende Eindruck war bald überwunden, das Verhältnis wurde nicht abgebrochen, man tauschte

die Schattenrisse aus, und die Flamme schlug bei Reinhard wieder hoch auf, als die Osterferien 1782 sich näherten. Wiederum hatte er einen hoffnungerregenden Brief erhalten. Um die Geliebte zu sehen, war er entschlossen, abermals nach Stuttgart zu pilgern. Accepi literas, schrieb er dem Bruder Christian nach Maulbronn, spes, quae dudum respirârat, augetur, vivit, viget. Adero, videbo, audiar! O quam desiderat hoc pectus foveri in tam amato gremio! Doch die neue Begegnung führte eine Erkältung herbei. „Sie versagte und — gab." Mit ihren bestechenden Reizen erschien sie Reinhard nun als eine gewöhnliche Kokette. Schon bei der ersten Begegnung war ihm flüchtig ein Verdacht dieser Art aufgestiegen. Jetzt glaubte er die Erfahrung zu machen, daß sie nicht der angebetete Engel, daß sie auch gegen andere Bewerber nicht spröde sei. Aber er blieb dennoch gefesselt. „Ich krümmte mich im sonderbarsten Kontrast von Empfindungen. In der Einen Minute war meine Liebe zu ihr Theaterrolle, in der anderen volles überströmendes Feuergefühl. Sie erklärte sich so, daß ich für mich alles hoffen konnte, zuweilen auch fürchtete; und so gieng ich." Ein Brief von Minna brachte dann die Entscheidung. Schon hatte es ihn gereuen wollen, daß er sich „gleichsam gebunden habe". Aber Minna ließ ihn jetzt frei, sie schrieb ihm, er möge sie vergessen und erleichtert schrieb er im Mai dem Bruder, daß er nun völlig frei sei und die Schellenkappe nicht wieder aufsetzen werde. Die ganze Entwicklung dieses jetzt zu Ende gespielten „komitragischen Romans", das Auf- und Abwogen der Gefühle, Anziehung und Abstoßung, Ungewißheit und schließliche Enttäuschung, spiegelt sich in Reinhards Gedichten wieder. (Vgl. Euphorion, Jahrgang 2, S. 735 ff.) Sie schildern zum Teil genau die Situationen wieder, mit denen die Briefe bekannt machen, von jenem ersten Händedruck an bis zu dem wegwerfenden Gedicht „An Lena", in welchem der Zauber gänzlich gelöst erscheint.

Gleichwohl ist die harte und fast beschimpfende Absage, die das letztgenannte Gedicht ausspricht, nicht der völlige Schluß des Romans. Er endet nicht mit einem so schrillen Akkord. Die gemeine Kokette war wohl ebenso poetische Übertreibung wie die Himmelstochter, als die ihm Wilhelmine beim ersten Anblick im Ballsaal erschienen war. Conz blieb dem „braven, zärtlichen Mädchen" andauernd zugetan, und Reinhard selbst gedachte ihrer in einem Gedichte, das kurz nach dem Bruch entstanden ist, mit freundlicheren Worten: „Engel nicht mehr, nun ist Mädchen und Freundin sie mir." Daß er auch noch späterhin mit Achtung und mit einer Art gefühlvoller Anhänglichkeit ihrer gedacht hat, geht aus den Briefen hervor, die er späterhin an Zumsteeg, ihren Schwager, gerichtet hat. In ihnen ist auch eine flüchtige Begegnung erwähnt, die er später noch einmal mit

Wilhelminen hatte, nach ihrer Verheiratung. Sie hatte sich im Juni 1783 mit dem Stabsamtmann J. Fr. Bayha in Freudenthal vermählt und im Spätherbst desselben Jahres gelang es, wie schon erwähnt, auch Zumsteeg, den Widerstand der Verwandten besiegend, seine Luise zum Altar zu führen. Reinhard stand fortan in keinem unmittelbaren Verkehr mehr mit Wilhelminen, aber durch seine Korrespondenz mit Zumsteeg blieb er sozusagen auf dem Laufenden; er verfolgte mit Teilnahme ihre ferneren Schicksale, erkundigte sich nach ihr, erfuhr von ihr und schickte Grüße; und da nun doch einmal der Name Wilhelminens mit unserer schwäbischen Literatur und mit unserem großen Dichter verflochten ist, wird man gerne auch von dem allmähligen Ausklingen dieser Freundschaft vernehmen.

Seit Herbst 1783 war Reinhard Vikar bei seinem Vater, dem Spezial in Balingen. Nach einem Besuch in Stuttgart schrieb er an Zumsteeg:

Balingen, 3. Oktober 1784.

Sie sollen nicht sagen können, lieber Zumsteg, daß ich Ihnen nicht schreibe. Da haben Sie den ersten Botentag Brief und Grus und Kus. Es war mir wol bei euch Leutchen, welche die Liebe durch 16 Wochen durchgefürt hat, wie Petrum aus dem Gefängnis. Mög es Euch immer wohl gehn, und möge mein Schicksal werden wie das Eurige! — Ich hätt' Ihnen beiliegendes Gedicht noch selbst gebracht, denn zu dem Ende hatt' ichs in Stuttgardt abgeschrieben, wenn nicht ein Wirbel von Zerstreuungen mich beinahe verschlungen hätte . . . Donnerstags sezt' ich mich aufs Ros, und ritt hieher. Von der Weinsteig blickt' ich noch einmal herab, suchte die Gegend, wo die Wohnungen meiner Freunde lagen und sagte: Lebt wol! — Da send' ich Ihnen meinen Tibull. — Mag Minna sich — ihrer Sterblichkeit erinnern! Also wenn ich nach Freudental käme, müßt' ich sie nur von Ferne seh'n? Unglücklicher Mann, der für die Treue seiner Frau keine andre Gewähr hätte, als seine eigne Wachsamkeit?! Wenn sie nach Stuttgart kommt, so fragen Sie sie, warum sie, da sie vor einem Jahre mich sah, durch ihre gerunzelte Stirne mich so betrübt habe? . . . Lebt wol, Zumsteeg und Luise! liebes Paar! Und denkt zuweilen an Euren Freund K. Fr. Reinhardt.

Es ist in diesem Brief von einem Gedicht die Rede, das er Zumsteeg zugesandt hat. Ebenso schickt er mit dem folgenden Brief, der ein Jahr später geschrieben ist, ein Gedicht, dem der Tonsetzer durch die Zauberkraft Polyhymnias aufhelfen soll. Ohne Zweifel ist dies das Gedicht „Unsere Liebe", für das Zumsteeg eine anmutige Weise gefunden hat und das in das 6. Heft seiner „Kleinen Lieder und Balladen" aufgenommen ist. (Landsdorff S. 186.) Es ist in 13 Strophen eine neue Variation des Minna-Romans, diesmal jedoch ohne das für Minna kränkende Motiv der Abwendung von einer Kokette. Der Inhalt ist vielmehr: trotz der Trennung, Fortdauer der zärtlichsten Gefühle auf beiden Seiten. Einige dieser Strophen lauten:

Wiederkam ich; Scherz und Jubel
Lachten rings, sie lachte nicht;
Unsre Blicke, die sich trafen,
Prallten ab wie Feindes Waffen:
Liebe war dieß, und sie wußt' es nicht!

Meilen trennten uns: wir schwuren
Uns der Freundschaft Recht und Pflicht;
Briefe gingen, Briefe kamen,
Freundschaft unterschrieb den Namen,
Liebe war dieß, und wir wußtens nicht.

Bald, ach! wußt' ich's, flehte, bebte
Wie der Sünder vor Gericht,
Ach! und ward zurückgestoßen:
Doch geheime Thränen flossen;
Liebe blieb ihr, und ich wußt' es nicht! . . .

Stella schwieg — verdammt, vergessen,
Schien ich längst, und war es nicht!
Heimlich las sie meine Lieder,
Schüchtern meine Briefe wieder;
Liebe blieb ihr, und ich wußt' es nicht! . . .

Andre warben: Einer siegte:
Stella's Ja! sprach Kindespflicht.
Er herrscht über Hand und Sinnen,
Und mein Bild im Herzen drinnen:
Liebe blieb ihr, und ich wußt' es nicht! . . .

Reinhard hat es für nötig gefunden, bei der Überschickung dieses Liedes eine Erläuterung und gewissermaßen Entschuldigung beizufügen. Er verbreitet sich dabei überhaupt über das Verhältnis seiner Dichtungen zur Wirklichkeit. Was der Dichter ausspricht, ist nicht wörtlich so zu nehmen; für seine Gebilde der Phantasie nimmt er wohl den Anlaß von wirklichen Vorgängen und Empfindungen, aber was er daraus macht, dafür darf man ihn nicht beim Wort fassen. Er möchte nicht für eitel gelten, weil er der jetzt verheirateten Geliebten unerloschene Zärtlichkeit für ihn andichtet. Bemerkenswert ist aber, das er diesen Anlaß zugleich dazu benutzt, die Kränkungen, die er in manchen Gedichten, namentlich in den Episteln, Minna angetan, mit der poetischen Freiheit des Dichters zu entschuldigen. Er hätte in Wahrheit nicht behaupten können, daß die Schilderungen, wie er sich von der flatterhaften Schönen abgestoßen fühlte, auf Erdichtung beruhten: was er in seinen Briefen dem Bruder schrieb, bietet unwiderlegliche Parallelen gerade zu den stärksten Stellen in den Gedichten. Wohl aber darf man aus dem Bemühen, unrichtige Schlußfolgerungen abzuwehren, die nachträgliche Zurücknahme der übertreibenden scharfen Ausfälle auf die ehemals Geliebte herauslesen. Der Brief, der gleichfalls nach einem Besuch in Stuttgart geschrieben ist, lautet:

Balingen, 13. Dezember 1785.

. . . Mein Aufenthalt in Stuttgart war mir so mäßig zugemessen, daß ich allen meinen Freunden weit kleinere Stükchen davon zutheilen konnte, als ich gewünscht hätte. Freilich haben diese dadurch wenig verloren, aber ich. — Sie verlangen Gedichte von mir! Ach! ich bin ein armer Mann! Indessen hier ist eins. Helfen Sie ihm auf durch die Zauberkraft Polyhymnia's. Nur das sind' ich nötig zu sagen, weil ich sonst leicht in den Verdacht der Eitelkeit oder einer Indiskretion geraten könnte, daß man Gedichte niemals nach den Regeln historischer Warheit, sondern nach den Vorrechten der poetischen Fiktion beurtheilen müsse. Der Dichter hebt oft einen Zug bei einer Begebenheit aus, die, als Factum betrachtet, sehr Nebensache seyn würde, und macht ihn zur Hauptsache. Möglichkeiten werden ihm zur Gewißheit, und seine Hypothesen schafft er zu ungezweifelten Warheiten um, und umgekehrt. Er läßt weg, und setzt hinzu, mildert und verstärkt, wie seine Phantasie es ihm eingibt, und so spricht er als Dichter natürlicherweise ganz anders, als er im unbegeisterten Zustande sprechen würde. Kurz, von der ganzen Person, von der ganzen Begebenheit, die ihm Veranlassung gab, stellt er oft kaum einen einzigen Zug dar, und das übrige nimmt er aus dem weiten Gebiete der Einbildungskraft. Daraus folgt nun z. B. daß Minna sehr Unrecht hätte, wenn sie mich der Eitelkeit fähig hielte, daß ich glauben könnte, sie liebe mich noch, und daß sie sehr Unrecht gehabt hätte, wenn sie in meinen Episteln hin und wieder hätte Stellen auf sich deuten wollen, bei deren Ideengang sie höchstens ein einzelnes Glied der langen Kette war. Ich bedaure sie von ganzem Herzen in ihrer gegenwärtigen Lage, und die Art, wie sie sich drein zu finden weis, ihre duldende Sanftmut die ihre Klagen nur in den vertrauten Busen der Schwester ausschüttet, macht sie mir hochachtungswürdiger als jemals. Aber wenn ich auch jemals in Rücksicht auf einige Seiten ihres Karakters zweifelhaft war, so war ichs niemals in Beziehung auf mich: denn an mir hat sie immer edel gehandelt. Man hat mir gesagt, daß sie mit der Art meiner Trennung von ihr nicht durchaus zufrieden gewesen sei, und dies hat mir wehe gethan. Hätt' ich mehr Erfahrung und mehr Selbstvertrauen gehabt, so hätt' ich vilicht glüklicher seyn können. Aber ich danke den Himmel, daß es so ging: denn einige Monate nachher hätt' ich ja nur ein blutendes Herz von ihr losreißen müssen, welches damals schon so ziemlich geheilt war. . . . . Glauben Sie mir, hier ist nichts für mein Herz, selbst für meine Eitelkeit nichts mehr, und meine Sinnlichkeit halt' ich im Zaume. Wo sollt' also, selbst im allerweitesten Umfang, Liebe herkommen?

Grüßen Sie Ihr liebes Weib und küssen Sie Ihren kleinen Hans.

Balingen, 7. Januar 1786.

. . . . Allerdings, Zumsteeg! denk' ich trotz Ihrer Warnung, gegenwärtig sehr viel an St. Preux: — denn ich denke sehr vil an — Vevai. Ich hab' Ihnen, glaub' ich gesagt, daß eine Hofmeisterstelle dort offen sei. Wir steh'n in Traktaten, aber ich zweifle sehr, ob ich die gelobte Wallfahrt nach den Felsen von Meillerie werde machen können. Denn die Bedingungen so wie sie gegenwärtig lauten, sind nicht sehr anziehend.

Ihre Nachschrift, Luise, hat in mir sehr gemischte Empfindungen erregt. Wenn Sie spötteln — lachen konnten — Luise! das kann ich nicht — in keinem Fall dieser Art, und am allerwenigsten hier. . . . Aber Sie wollen Aufrichtigkeit. Nun wohlan! Was und wie ichs schreibe, soll Ihnen Bürge dafür seyn, ohne weitere Versicherung! Ein Jahr lang liebt' ich Minen, und seit dreien bin ich ruhig! Aber eine Liebe, wie eine Zeitlang die meine war, vergißt sich nicht, und ein Mädchen, wie Mine war, vergißt sich auch nicht! Gegenwärtig wäre jeder Wunsch Verbrechen: folglich stille!

So viel von mir. Nun von Minen. Einige Taumelstunden ausgenommen, widersprach meine Überzeugung immer meinen Hofnungen, daß Mine mich liebte. Ohn' äusre Reize, ohne Lebensart, ohne Glücksumstände, blos mit einem bischen Talent für Poesie, mit viel Unerfarenheit und viel Liebe, wie konnt' ich, der Abwesende, ein Mädchen wie Minna, aus einem Kreise von Anbetern heraus, anziehn! So dacht' ich fast immer, und daraus erklären Sie sich meine willige Resignation. Umsomehr befremdete michs, da ich nachher von einer ziemlich unverdächtigen Seite her hörte, ich sei Minna minder gleichgültig gewesen, als ich vermutete. So, dacht' ich, müste gerade meine Abwesenheit mir zum Vortheil gereicht haben. Mine verheiratete sich. Ich wünschte, daß der Tag ihrer Hochzeit das Glück ihres Lebens gründen möchte, und — zweifelte. Einige Zeit darauf hörte ich, daß meine Befürchtungen einträfen, und von Ihnen, Luise! daß sie meiner noch gedächte. Dies rührte mich! Ich glaubt' es, und glaub' es noch, weil es natürlich ist, daß der Unglückliche sich in Lagen träumt, wo er hätte glüklich sein können. Und so dacht' ich, hätt' ich ihrem Unglük ein Andenken zu danken, von dem ich herzlich wünschte, daß sie mirs um einen wohlfeilern Preis schenken könnte. Je mehr ich mir schmeicheln könnte, daß ich Minen nicht gleichgültig gewesen wäre, und noch nicht wäre, desto mehr must' ich an ihrem Schicksal Anteil nehmen, desto mehr mir ehmalige Verhältnisse neu werden. Dis ist natürlich! Ich sah sie vor zwei Jahren: Der Himmel weis, wie mein Herz klopfte! Sie trat in die Werkstätte eines Handwerkers (es war am ersten Advent) und küste sein Kind. Ich zweifelte, ob sie's wäre. Sie gieng in ihr Haus: Sie war's! Ich gieng vorbei, da sie gerade zum Fenster heraus mit Breitschwerdt sprach — Falten zogen sich über ihre Stirne. Ich hatte nicht den Mut, sie zum zweitenmal anzusehn. Eine Erscheinung schnell und zündend wie ein Bliz. Sie ists noch! Mine wird immer eine Person bleiben, die in den engsten Kreisen meines Herzens ihre Stelle hat. Aber ich wäre tiefer Verachtung würdig, wenn ich schwach genug wäre, mich von einer Unmöglichkeit in meiner Ruhe stören zu lassen.

Ich bin sehr offenherzig gewesen! Leben Sie wol, Zumsteeg! Leben Sie wol, Luise! und schreiben Sie mir ein Wörtchen von Minen. Von Minen! sag' ich immer! und ich sollte sagen: Von der Frau Stabsamtmännin!

Balingen, 26. Januar 1786.

Ich dank' Ihnen, gute, theure Luise! für die Mittheilung von Wilhelminens Brief. Er macht ihrer Art zu denken und zu empfinden viel Ehre. Also liebt sie einsame und hurtige Spaziergänge so wie ich? Ich möchte der Hippomenes dieser Atalanta sein. Aber ich habe keine goldne Äpfel in den Weg zu werfen![1]) Nun, ich denke, sie verlangt auch keine. Den Brief send' ich Ihnen: das Blümchen behalt' ich.

Leben Sie wohl, und gewähren Sie mir die Fortdauer Ihrer Freundschaft.

Balingen, 16. April 1786.

Nun mein letztes Lebewol an Sie und Luisen und — Minna, wenn sies hören will! Ein Lebewol, vilicht auf ewig! Den 20sten reis' ich ab: den 29sten bin ich in Bevai. Ein Brief von Ihnen, der nach Mittwoch kommt, trifft mich nicht mehr! . . .

Leben Sie wohl! guter Mann, den ich als Künstler schäze und noch mehr als Mensch. Ewig der Ihrige

K. Fr. Reinhardt.

[1]) Hippomenes besiegte die spröde Atalanta im Wettlauf um die Ehe dadurch, daß er 3 goldene Äpfel fallen ließ, die ihm Aphrodite geschenkt hatte, und nach denen Atalanta sich im Laufe bückte. Ovid. Metam. X, 560—704.

Die Stelle in Vevey vertauschte Reinhard zwei Jahre später mit einer Hofmeisterstelle in Bordeaux im Hause eines Herrn Teulon. Von dort ist der letzte Brief Reinhards an Zumsteeg, der erhalten ist. Zumsteeg sorgte für die bescheidenen musikalischen Bedürfnisse des Freundes; auch scheint es, daß dieser den Gedanken an eine Kunstreise nach Bordeaux, wo nicht den Gedanken einer Flucht und Übersiedlung dahin ausgesprochen hatte. Wie sehr er sich damals aus seiner „eingeschraubten Lage" heraussehnte, bezeugt auch der Brief an Ludwig Schubart vom 15. September 1787. (Landsdorff, S. 67.) Reinhards Brief lautet:

Bordeaux, 1. Februar 1788.

. . . Sie werden mir glauben, wenn ich Ihnen sage, daß Briefschreiben meine Lieblingsbeschäftigung und um der Genauigkeit willen, mit der ich Antwort erwartete, meine heilige Pflicht war, und daß ich, seit ich hier bin, beinahe der ersten Sünden, und gegen meine ersten Freunde, mich schuldig weis. — Die Luft der Garonne macht leichtsinnig, werden Sie sagen? und lethäische Dünste steigen aus Frankreichs Boden. Nein! mein Lieber! Frankreichs Franzosen würdens Ihnen mit Mitleiden bezeugen, wie sehr ich noch Deutscher bin. Aber ich kann nicht.

Für die Wahl und Besorgung Ihrer Konzerte dank' ich Ihnen herzlich. Unglücklicherweise besaßen wir schon zwei. Man ist noch nicht dran gekommen, sie zu spielen. Aber mein Kleiner ist mir und Ihnen böse, daß die Stüke so schwer sind. — Kommen Sie hieher! wir haben sehr viele Deutsche hier und sie ernten reichlich. Vielleicht fänd' Ihr Talent, was es in Stutgardt vermist, Gold. Aber glauben Sie mir, Sie verlören nuendlich, und meinen Rat im Ernste könnt' Ihnen wol mein Eigennuz, aber niemals wahre Freundschaft geben. Der deutsche Musiker mit deutschem Herzen und Gefül soll in Deutschland bleiben und der deutsche Dichter hätte nie Deutschland verlassen sollen. So lange wir Lariven, den tragischen Schauspieler, der, wie H. Teulon sagt, der erste in Paris und folglich in Europa ist, hier hatten, sah ich häufig Trauerspiele. Nun nichts als Opern. Die von Gluk haben für mich den Reiz deutschen Ursprungs, und den Zauber zuweilen treffender Warheit. Zuweilen, sag' ich: denn ich bin zu profan, um immer zu fühlen. Deutsche Musik und deutsche Musiker sind hier ebenso geachtet, als deutsche Literatur und deutsche Dichter ungekannt und verachtet sind. Des Franzosen Donnerwort, mit dem er alle Ansprüche zu Boden schlägt, ist: Ich kenne sie nicht, folglich ist sie nichts wert. Wenn mein Herr Teulon bei den Tönen einer Geige in Thränen zerfließt, wenn er die Kunst eines feinen Strichs und schwerer Akkorde bewundert, so denk' ich, mein Lieber! an ehemalige wehmütige Gefüle und seufze:

Schwermutsvoll und dumpfig hallt Geläute
Vom bemoosten Kirchenthurm herab!

Leben Sie wol! Ewig bleibt Ihnen meine Achtung und meine Liebe.

Beigeschlossen war ein Brief an Luise, der mit Dankesworten beginnt für einen noch in Vevey erhaltenen Brief und für den warmen Ton der Freundschaft, der aus diesem sprach.

. . . Ganz gewis, damals, als ich bei der ersten heiligen Zusammenkunft mit euch beiden Schwestern meinen Abstand von euch mit dem Blike des schwärmerischen Enthusiasmus mas, hätt' ich mich für wahnsinnig gehalten, zu

hoffen, was ich jetzt von Ihrer Freundschaft erhielt. Mein Bruder hat mir einiges von Ihrer Lage gesagt. Sie ist nicht ganz glüklich. Wo wär' es Eine? Aber sie ist unabhängig und von da aus bis zur völligen Zufriedenheit ist nur noch ein Schritt! Glauben Sie mir, um mit seinem Loos zufrieden zu sein, muß man vergleichen. Wenn ich Grillen habe, so trage ich sie zehn Schritte von meinem Hause in einen unsrer besuchtesten Spaziergänge. Da seh' ich hag're abgezehrte Gesichter, herabgewürdigte Menschenphysiognomien, Krüppel mit Lumpen bedeckt, und dann denk' ich: Soweit bist du noch nicht, und wirst du wohl nie kommen! Es ist ein kleiner, trauriger Trost, aber es ist Trost.

Wie lebt Wilhelmine? Einen Verlust hab' ich gelitten, der mich schmerzt, der aller Schattenrisse meiner Freunde, folglich auch der beiden Entigen. Ich hatte sie zu oberst in den Koffer gelegt und die unheilige Hand irgend eines Finanzsklaven hat sich an ihnen vergriffen! Sie haben mich in Ihrem letzten Brief auf einen Traum gefürt — ich hatte wol zuweilen Gelegenheit, ihn fortzuträumen: denn ich sehe zuweilen ein Mädchen hier, die auch nach meines Bruders Geständnis mit Minen treffende Ähnlichkeit hat Ach! es war einst eine Zeit, wo ich glücklich war! und sie kommt nicht wieder! käme nicht wieder selbst mit ihr! Seh'n Sie, so reißt uns die unaufhaltbare Zeit mit sich fort und oft bleibt nicht einmal die Erinnerung! Leben Sie wol, und schreiben Sie einen Gruß nach Freudenthal.

Der Bruder, der hier erwähnt wird, ist Reinhards dritter Bruder Eberhard, der vor kurzem, 18 Jahre alt, als Kaufmann nach Bordeaux gekommen war. Eberhard fügte dem Brief eine Beischrift zu, worin er seinerseits Zumsteeg zuspricht nach Bordeaux zu kommen, wo deutsche Violinmeister sehr geschätzt und gut bezahlt seien.

Der Hofmusikus Zumsteeg war endlich im Jahr 1792 herzoglicher Kapellmeister geworden. Zehn Jahre darauf raffte ihn ein frühzeitiger Tod hinweg. Er war eben 42 Jahre alt, als ein plötzlicher Schlaganfall seinem Leben ein Ende machte. Die Witwe blieb in bedrängter Lage zurück. Sie suchte die von Zumsteeg geschriebenen Opern zu verwerten und wandte sich, wie an Schiller, so auch an das Deutsche Theater in Hamburg und an Reinhard persönlich, der seit Juni 1802 zum zweiten Male französischer Gesandter in der Hansestadt war, wobei sie einige Empfindlichkeit darüber nicht verbergen konnte, daß Reinhard seit Jahren nicht mehr geschrieben und auch bei einem flüchtigen Besuch in Stuttgart Zumsteeg nicht besucht hatte. Er antwortete:

Hamburg, 1. September 1802.

Ihren Brief vom 30sten Juli, meine theure unglükliche Freundin, hat mir H. Herzfeld [Theaterdirektor] vor einigen Tagen gebracht. Allerdings hatt' ich die Nachricht von Ihres guten Zumstegs unerwarteten Tode mit Bestürzung und Wehmut vernommen. Ihr Brief hat diese Gefüle wieder aufgeregt, weil ich sehe, von wie vielen Seiten dieser Verlust für Sie schmerzlich ist.

Ihrem wie natürlich, über alle Gegenstände einen schwarzen Schleier verbreitenden Kummer, meine gute Luise, schreib' ich den ungewissen, beinahe kränkenden Ton zu, womit einige Stellen Ihres Briefs von meinen Gesinnungen gegen Sie und die Ihrigen sprachen: troz so manchen Gegenbeweisen, hoffen Sie dennoch mich als Ihren Freund sich denken zu dürfen? Freilich seit langen

Jahren ist es mir nicht so gut geworden, Ihnen Beweise meiner Freundschaft geben zu können; aber wann Gegenbeweise? Werden Sie mir glauben, wenn ich Ihnen sage, daß nach einem so langen Zeitraum, der so manche Illusionen, selbst jener frühern Epoche, zerstört hat, gewisse Tage aus den Herbst- und Oster-Ferien 1781 und 1782 meinem Herzen noch gegenwärtig sind? Daß ich Sie bei meinem Durchfluge durch Stutgardt zu sehn wünschte, zu sehen hoffte und unglüklich war Sie nicht zu sehn, weis ich; unsere gemeinschaftlichen Freunde müssen dis Ihnen gesagt haben.

Lassen Sie mich von der Vergangenheit zur Gegenwart übergehen, und Ihnen für Ihr Zutraun danken das über ungerechte Zweifel dennoch die Oberhand gewonnen hat. Ich bin kein großer, ich bin ein ganz schlichter, aus einer Sphäre, für die er nicht gemacht war, zurükgetretner Mann; mein Einflus kann Ihnen in Ihrer Angelegenheit nichts nüzen, meine Verbindungen wenig; aber daß ich thun werde, was ich vermag, darauf rechnen Sie. Von Frankreich erwarten Sie nichts, die Schwierigkeiten einer deutschen Musik einen französischen Text unterzulegen, könnte nur dann besiegt werden, wenn erst die allgemeine Aufmerksamkeit Deutschlands auf Zumstegs Opern die Aufmerksamkeit der Franzosen rege gemacht hätte. H. Herzfeld scheint guten Willen zu haben; allein zum Unglück sind von den drei Opern Ihres Manns zwei mit bereits bekannten und guten Kompositionen in Konkurrenz. Das Hamburgische deutsche Theater spekulirt mehr auf Profit als auf Ruhm, und bis jetzt hat das Publikum sich dis gefallen lassen. Glauben Sie indes, daß ich hier etwas für Sie thun könne, so schreiben Sie mirs. Kennen Sie den Kapellmeister Reichard in Gibichenstein? Dis ist meine einzige musikalische Bekanntschaft, von der ich etwas zu hoffen wage. Da ich gerade an ihn zu schreiben habe, so werd' ich ihm allerdings sagen, wie sehr ich mich für Zumstegs Wittwe interessire.

So bleibt mir denn ungefehr das einzige Mittel um Ihnen meinen guten Willen zu zeigen, Subskribenten für den Klavier-Auszug von Elbondokani zu sammeln. Bis jetzt hab ich eine Anzal von acht zusammengebracht. Ich übermache Ihnen den Betrag im beiliegenden Wechsel. Leben Sie wol, meine gute Luise. Grüßen Sie Minna. Der Himmel hat Ihnen Mut und Übung gegeben um Leiden zu tragen, möge die Freundschaft der Guten Sie trösten und erheitern!

Das letzte Schreiben Reinhards an die Freundin ist vom 2. August 1803. Er benutzt den Abgang eines Musikers vom Hamburger Theater nach Stuttgart dazu, ihm einen Empfehlungsbrief an Luise mitzugeben, „weil ich so Veranlassung erhalte, mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen. Ihren letzten Brief mit den Exemplaren von Elbondokani hab' ich erhalten. Einige Frauenzimmer unsers Zirkels werden sie einstudieren, und so werd' ich das Vergnügen genießen, mich an Sie und die Tage der Vorzeit zu erinnern. Leben Sie wol. Danken Sie Minna für ihr Angedenken und grüßen Sie die gemeinschaftlichen Freunde, die sich meiner noch erinnern".

Die Anhänglichkeit, die Reinhard an die Heimat und die dortigen Freunde zeitlebens bewahrte, hat auch das Andenken an die Schwestern Andreä und an den kurzen Liebesrausch vom Herbst 1781 bis Ostern 1782 niemals völlig in ihm verlöschen lassen. Im Jahre 1826 beabsichtigte er, damals Gesandter am deutschen Bundestag, eine Sammlung seiner Gedichte herauszugeben. Er hatte die Aus-

wahl bereits getroffen und sie mit selbstbiographischen Notizen begleitet. In diesen Notizen werden „zwei geistvolle und liebenswürdige Schwestern" erwähnt, die er im Herbst 1781 in Stuttgart kennen gelernt. Warum er den Plan dieser Gedichtsammlung nicht zur Ausführung gebracht hat, ist nicht bekannt.

Freiherr v. d. Goltz oder Scheffner?

Von Johs. Sembritzki in Memel (Ostpreußen).

Unter den berühmten und berüchtigten Büchern aus der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts nehmen einen hervorragenden Platz die „Natürlichkeiten der sinnlichen und empfindsamen Liebe" ein; sie sind sehr selten geworden, bilden ein heißes Begehr der Bibliophilen und erzielen auf Auktionen sehr hohe Preise. Der genaue Titel lautet: „Natürlichkeiten / der / sinnlichen und empfindsamen Liebe / vom / Freyherrn Fr. Wilh. v. d. G." [Vignette.] Erstes [respektive zweites, drittes, viertes] Bändchen 1798. (1 Bl. XXVIII, 228 S.; 1 Bl. 264 S.; 1 Bl. XII, 222 S., 1 Bl. Druckfehler; 2 Bl. XXXVIII, 143 S., 1 Bl. Druckfehler.) 8°. Bei manchen Exemplaren steht „von" statt „vom"; vielen mangeln die XII S. vorn im dritten Bändchen. Jeder Band hat ein reizend ausgeführtes Titelkupfer und gestochenes Titelblatt mit Vignette von W. Jury, der sich aber im vierten nicht unterzeichnet hat; die originelle Vignette zeigt hier, dem Sondertitel „Die Küsse des Johannes Secundus in drei Sprachen [Motto aus Joh. Sec. selbst], 1798" angepaßt, mitten in einer kreisrunden, 5 cm Durchschnitt haltenden, reichen Rosenguirlande nichts als ein küssendes Lippenpaar. Als Verlag wird von den Bücherlexicis die Universitätsbuchhandlung in Königsberg angegeben; hergestellt ist das Werk wohl in Berlin, und zwar in kleiner gedrängter Antiqua. Band I, eine neue, vermehrte Ausgabe der „Gedichte im Geschmack des Grecourt", enthält meist sehr freie, die Ekstase des höchsten sinnlichen Liebesrausches schildernde oder derbkomisch-erotische Poesien; Band II eine registerlose Sammlung von 94 Gedichten an Doris, welche zart, innig und warm empfunden sind und nirgends an Frivolität streifen, nebst einer Zuschrift an Doris und einer Beigabe von zwei „Versbillets" an die „Frau Oberstinn von —"; Band III 74 Gedichte an Minna nebst einem Schlußgedichte, die meist empfindsame Klage um verlorene Liebe zum Ausdrucke bringen und, mit Ausnahme einiger weniger

schlüpfriger Stellen, in ihrer Haltung denen des vorigen Bandes gleichen; Band IV endlich die Basia des Joannes Nicolai Secundus im lateinischen Original nebst gegenüberstehender deutscher reimloser jambischer Übersetzung, sodann Mirabeaus französische Übersetzung in Prosa und davon eine deutsche Übersetzung in Versen. Die auf S. XV—XXXVIII vorangehende wissenschaftliche Einleitung „Etwas vom Leben des Johannes Secundus" ist nach Georg Ellinger in seiner Ausgabe der Basia (Lateinische Literaturdenkmäler des XV. und XVI. Jahrhunderts. 14. Berlin, 1899; LII und 38 S., 8°) S. XLIV „hübsch" und „bringt manche brauchbare Notiz".

Was nun den Verfasser, respektive Übersetzer betrifft, so ist, wie oben ersichtlich, auf den Titelblättern als solcher Friedrich Wilhelm Freiherr v. d. G. genannt, und der Anhang zum dritten Bande bringt „Biographische Nachrichten über den Freiherrn Fr. W. v. d. G." (S. 193—198), welche, laut Vorbericht zum ganzen Werke in Band I, „aus mündlichen Erzählungen eines Freundes, der mich versichert, ihren Verfasser lange und genau gekannt zu haben", geschöpft sind, sowie (S. 199—222) „Einige Briefe vom B. v. G. und Hofrath Wieland", nämlich fünf Briefe an letzteren und zwei Antwortschreiben von ihm, in deren zweitem Wieland sagt: „Gesetzt auch, ich hätte es errathen, daß diese verwünschten mysteriösen Buchstaben B. v. d. G. in unsere reine, freie biderbe Helden- und Muttersprache übersetzt: Baron von der Goltze hießen." Außerdem erzählt Scheffner in seiner Selbstbiographie („Mein Leben, wie ich Johann George Scheffner es selbst beschrieben"), I, S. 93, er habe während seines Feldlebens im Siebenjährigen Kriege in freundschaftlichem Verhältnisse zu einem Baron v. d. Goltz gestanden, „dessen kurze, aber bis auf Einen Punkt wahre Lebensbeschreibung im dritten Bändchen der Natürlichkeiten steht". Am Schlusse der eben erwähnten „Biographischen Nachrichten" heißt es endlich, die Gedichte im Geschmacke des Grecourt hätten den B. v. d. G. allein zum Verfasser, „und selbst die Zuschrift an den Fr. v. d. G. ist ein bloßes Witzspiel" („Zuschrift an den Baron v. d. —" hinter dem „Vorbericht des Herausgebers" im ersten Bande). Ein ebensolches Witzspiel ist auch der Briefwechsel vor dem dritten Bande: ein Schreiben des Verfassers, worin er erklärt, die Gedichte dieses Bandes sollten in seinem Pulte bleiben, „bis meine eigene, oder nach meinem Tode eines Freundes Hand sie verbrennt", und die Antwort eines Freundes, der sie natürlich sogleich drucken läßt, um den Verfasser für seinen „leidigen Stolz" zu strafen. — Schließlich sagt der „Herausgeber" im Vorbericht zum vierten Bande: „Der Freiherr v. G., dessen genaue Bekanntschaft mit Johannes Secundus wohl niemand bezweifeln wird, war daher auf den Einfall gerathen, durch eine Über-

setzung der weit und breit berühmten Küsse zur größeren Publicität seines Lieblings beizutragen." Er, der Herausgeber, habe diese Arbeit in einem Päckchen aus v. d. G.s Nachlasse vorgefunden, sich „zur Melioration der v. G.schen Versgebäude verstanden" und seine „ganze Schleifkunst zur Glättung angewandt".

Sonach hätte also der Freiherr Friedrich Wilhelm v. d. Goltz als Verfasser der „Natürlichkeiten" zu gelten (und ist auch mehrfach dafür gehalten worden) — wenn dieser nur nicht eine mystische Person wäre. Nach den „Biographischen Nachrichten" in Band 3 war er etwa 1738 auf dem Landgute seiner Eltern in P. (Preußen) geboren, kam in das Kadettenhaus und kurz vor Beginn des Siebenjährigen Krieges an das Infanterieregiment v. K. in B., war 1760 noch Unterleutnant, hatte 1772—74 „eine Bekanntschaft mit der Oberstin Doris, einer sehr schönen Frau", setzte „in den Jahren gegen 1780" die Erotischen Gedichte (siehe unten) auf, mußte bald darauf „vom Feldregiment an ein Garnisonregiment ohne Rang- oder Einkunftverbesserung versetzt werden", „ging darauf in sein Vaterland zurück, und bald hernach ins andre Leben". Von dieser Biographie sagt Karl Wallstein (im „Archiv für Litteraturgeschichte, Band X, 1881, S. 426—27) mit vollem Recht: „Die Erfindung steht ihr auf der Stirne geschrieben. Es finden sich darin nicht die Namen der Orte, wo Goltz geboren wurde, garnisonirte oder sich sonst aufgehalten hat. Alles ist so dargestellt, daß sich auch nicht der geringste Anhaltspunct zur Controlirung des angeführten oder für weitere Nachforschung darbietet, der auch nicht da sein durfte, damit das Gewebe nicht zerrissen, der Verfasser nicht Lügen gestraft werden konnte." Da indessen Scheffner bestimmt versichert, mit diesem Goltz befreundet gewesen zu sein, und daß dessen Biographie „bis auf Einen Punkt" (warum nur sagt er nicht, welchen?) wahr sei, so mußten Nachforschungen nach ihm angestellt werden. Nach amtlicher Mitteilung der Königlichen Geheimen Kriegskanzlei zu Berlin weisen die Listen während des Siebenjährigen Krieges einen Freiherrn Friedrich Wilhelm v. d. Goltz überhaupt nicht auf, dagegen zwei adelige Offiziere Friedrich Wilhelm v. d. Goltz, beide aus der Provinz Preußen. Der eine war im Oktober 1758 achtzehn Jahre alt, stand seit 1757 beim Infanterieregiment v. Lehwald und schied bereits am 2. Juli 1759 als Fähnrich aus der Armee. Er kommt also gar nicht in Betracht. Der andere stand seit 1753 bei dem Husarenregiment v. Malachowski, wurde erst am 19. April 1762 zum Leutnant befördert, war 1762 im August 23 Jahre alt (also 1739 geboren) und erhielt am 2. Juni 1763 seine Entlassung. Nach der Familiengeschichte war er ein Sohn des Balthasar Alexander Wilhelm v. d. G. und seiner Gemahlin Anna Maria v. Pentzig und hatte

noch einen Bruder Karl Ludwig, geb. 1740, Leutnant im Regiment v. Holstein, welcher an einer bei Zorndorf erhaltenen Wunde starb. Mit Ausnahme höchstens des Geburtsjahres stimmt auch hier keine einzige Angabe mit der Biographie; auch er kommt also nicht in Betracht, und Friedrich Wilhelm Freiherr v. d. Goltz, Verfasser der „Natürlichkeiten", ist somit als vollständig fingierte Person erwiesen. Beachtet man, daß der Verfasser der „Biographischen Nachrichten" einen Freund, von dem er sie erhalten haben will, als Deckung vorschiebt, daß er selber den Namen nicht ausschreibt, ihn dagegen ausgeschrieben als Wielands Vermutung stehen läßt, daß nachher Scheffner in seiner Selbstbiographie, die seiner Bestimmung gemäß erst nach seinem Tode erschien, dasselbe Versteckspiel treibt, indem er wohl sagt, des v. d. Goltz' Lebensabriß stände in den „Natürlichkeiten", nicht aber, was doch nahe genug lag, er sei auch deren Verfasser, und indem er (ebenda, I, S. 93 in der Anm.) erklärt: „Viele haben mich für den Verfasser dieser versificirten Ejaculationen (dieser Ausdruck wird im „Vorbericht" der „Natürlichkeiten" gebraucht) gehalten, um meine Denkungsart über solche Meursinssche Elegantias nicht zu verleugnen, beziehe ich mich auf das 1801 im Druck erschienene Etwas über Gedichte nach dem Leben[1])", nicht aber direkt sagt, er sei nicht der Verfasser, — so muß man, wie Karl Wallstein 1881 und vor ihm Friedr. W. Ebeling 1869 (Geschichte der komischen Literatur in Deutschland während der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, III, S. 411), der auf die Verzwicktheit und Unbestimmtheit von Scheffners Abwehr hinweist, zu der Ansicht kommen, daß Scheffner das Publikum zu mystifizieren gesucht habe, und zwar in seinem eigenen Interesse, daß er nämlich selber Verfasser der „Natürlichkeiten" sei. Als solcher hat er denn auch schon zu seinen Lebzeiten gegolten. Bereits Goldbeck bezeichnet im ersten Bande seiner „Literarischen Nachrichten von Preußen" 1781 Scheffner als Verfasser der „Gedichte im Geschmack des Grecourt" (S. 113), widerruft dies aber 1783 im zweiten Bande. „Das Gelehrte Teutschland oder Lexikon der jetzt lebenden teutschen Schriftsteller", angefangen von Hamberger, fortgesetzt von Meusel, sagt in Band XI (Lemgo 1805) auf S. 661 unter Scheffner: „Ist höchstwahrscheinlich Verfasser oder doch gewiß Herausgeber von: Natürlichkeiten" ꝛc. Besonders aber ist hierzu als wichtig anzuführen das Zeugnis Wilhelm Dorows in seinem Buche „Erlebtes aus den Jahren 1790 bis 1827", III (Leipzig 1845), S. 18, von Wichtigkeit deshalb,

[1]) Dieses Schriftchen habe ich nicht erlangen können. Nach Kayserś Lexikon wäre der Titel „Etwas über die Gedichte nach dem Leben", Verlag: die Universitätsbuchhandlung zu Königsberg.

weil er der Stiefsohn des Dichters Karl Gottlieb Bock in Königsberg war (über ihn siehe: Sembritzki, Ostpreußische Dichtung 1770 bis 1800; 1908, S. 247—272), welcher Scheffner, v. Hippel u. a. zu seinen vertrauten Freunden zählte. Dorow sagt: „Scheffner hatte Zotenlieder im Geschmacke des Grecourt drucken lassen", weshalb ihn der Privatgelehrte J. A. Dunker, ein Freund Bocks, „leichtfertigen Sündendiener" genannt habe. Vollgültig erwiesen wird die Richtigkeit der Mitteilung Dorows und Scheffners Autorschaft hinsichtlich der „Gedichte im Geschmack des Grecourt" durch zwei Briefe v. Hippels an Scheffner, welche zwar undatiert sind, aber, wie sich aus dem Inhalt ergibt, dem Dezember 1772 und Januar 1773 angehören (Th. G. v. Hippels sämtliche Werke, Band XIII, 1838, Nr. 56 und 57, S. 164, 174—177). Scheffner hatte an Hippel seine Gedichte zur Beurteilung geschickt, und letzterer kritisiert und verbessert sie ausführlich. Was er dabei anführt, findet sich nun auch in den Gedichten im Geschmack des Grecourt (von denen 1773 die zweite, von 160 auf 216 Seiten vermehrte Auflage erschien) und im ersten Bande der „Natürlichkeiten"; die „Idylle an Röschen" (S. 174) steht daselbst auf S. 195 f. Diese Briefe v. Hippels haben aber — mit alleiniger Ausnahme Ebelings — keine Beachtung gefunden, und die kurzen Ausführungen des Letztgenannten und Wallsteins sind weniger beweisend, als sie Ansichten und Überzeugungen zum Ausdruck bringen. So konnte denn Franz Rühl in Königsberg in seiner Charakteristik Scheffners (Briefe und Aktenstücke zur Geschichte Preußens unter Friedrich Wilhelm III., vorzugsweise aus dem Nachlaß von F. A. von Stägemann, Band I, Leipzig 1899, in der Einleitung S. XXIX—XXXIII) noch 1899 schreiben: „Wir wollen ihm glauben, daß er die berüchtigten ‚Gedichte im Geschmacke Grecourts' nicht verfaßt hat, obwohl ihm die Literaturhistoriker mißtrauen." Angesichts dessen, und da Band 2 und 3 der „Natürlichkeiten" gegen den ersten inhaltlich so sehr abstechen, daß doch noch jemand einen andern, vielleicht jenen mystischen Freiherrn, für den Verfasser halten könnte, erscheint es notwendig, Scheffners Autorschaft für den ersten Band noch genauer festzustellen, für die übrigen drei zu beweisen. Denn auch Ellinger gibt (a. a. O.) hinsichtlich des vierten Bandes keine Beweise, sondern sagt nur, Scheffner habe in dem „hübschen anonymen Büchlein" „zwei deutsche Übertragungen abgedruckt", und Ebeling hält den vielgenannten Freiherrn doch noch für den Übersetzer der Basia.

Die aufmerksame Lektüre der vier Bändchen zeigt, daß die ganze Art, wie der Verfasser sich gibt, und seine Ausdrucksweise überall dieselben bleiben. Überall tritt eine große Liebe zur Natur zutage und äußert sich in anziehenden, lebensvollen Schilderungen,

wie (die Bändchen seien im folgenden durch A, B, C, D bezeichnet) in:

A. 29—30. „Reizend ist die Rose, wenn sie völlig aufgeblühet
Röther zwischen weißen Busenhügeln glühet;
Reizend sind die Thäler, die, vom grünen Dach
Zarter Sträuche überwölbt, ein Schmerlenbach
In beblümten Ufern wässert und erfrischt;
Reizend ist der Hoffnung und dem Aug' die Laube,
Wo sich unter dunkles Rebengrün die Traube
In dem Purpur angefang'ner Reife mischt" ꝛc.

B. 29. „Der Donner, der die schwüle Luft
Gekühlt, schweigt jetzt, und Philomele ruft
Mit himmlisch zärtlichen Gesängen
Das klopfende furchtsame Herz
Zur reinsten Freude. Abendwärts
Strahlt zwischen dunkel überlaubten Gängen
Der Sonnenpurpur über alle Frühlingsflur
Und reizender scheint die Natur" ꝛc.

C. Nr. XXIII. „Um die einsame Hütte pfeift
Der Herbststurm, kalter Schauer läuft
Durchs Blut, der stillen Silberteiche
Blühmlosen Rand bedeckt der sterbenden Gesträuche
Entfallnes Laub: Gelb, dunkelgrün und roth
Umschmückt den Hayn so bunt, und doch ist jede Freude,
Die unterm einfach grünen Kleide
Den Hayn durchgaukelt, todt" ꝛc.

Hier ist nun die Bemerkung Gottlieb Krauses heranzuziehen, welcher in seiner wertvollen Schrift „Friedrich der Große und die deutsche Poesie" (Halle 1884) Scheffner und seinen Gedichten aus der Zeit des Siebenjährigen Krieges die S. 44—59 und 111—117 widmet und auf S. 115 sagt: „Die häufigen landschaftlichen Schilderungen ergehen sich oft in der damals üblichen breiten poetischen Malerei."

Überall finden sich — und das ist wohl das Wichtigste — besondere Wendungen und Ausdrücke, namentlich ostpreußische, ferner seltene oder nur ihm eigene und förmlich zur andern Natur gewordene Worte, Wortverbindungen, Versifikationshülfsmittel usw., z. B.:

1. Ohn' statt ohne, und zwar fast immer zu Anfange der Verse.

A. 4 Ohn' die; 16 Ohn' aus dem Druck; 38 Ohn' den; 49 Ohn' es; 68 Ohn' dir; 107 Ohn' daß nicht; 108 Ohn' daß es.
B. 67 Ohn' sich; 180 Ohn' einen; 203 Ohn' Dich (zweimal); 254 Ohn' meine.
C. 19 Ohn' sie; 63 ohn' um den Weg; 64 ohn' der Heuchelei; 78 Ohn' den Schmuck.
D. 13 Ohn' dich; 85 ohn' dich. Auch in dem, zum Teil gereimten, Vorbericht S. IV ohn' die.

2. G'nug statt genug.

A. 102 Freier g'nug; 105 erweitert g'nug; 119 Doch g'nug; 151 Lang' g'nug.
B. 112 Schon Elend g'nug.
C. 160 tief g'nug.
D. 99 Noch nicht g'nug; 109 G'nug wer zuerst.

3. Nett statt hübsch, schön.

A. 88 nettster Myrtenhain; 132 nettsten Fuß; 162 Mädchen, braunes, schönes, nettes.
B. 220 die nettsten Knöspchen.
C. 27 nette Finger.
D. 23 nette volle Lippen.

4. Elision des „e" vor „r" und des „i" hinter „r": Feu'r, feur'ge, fei'rt, Schau'r, schau'rt, Trau'r, traur'ge, dau'rst, Steu'r.

A. 13, 21, 23, 48, 51, 52, 59, 69, 76, 132.
B. 5, 7, 17, 34, 65, 81, 103, 107, 115.
C. 46, 52, 56, 60, 70, 74, 94, 96, 97, 99, 106, 120, 153.
D. 15, 31, 45, 57, 73, 81, 87, 91, 117. 129.

Ein Musterbeispiel ist B 17:

„Viel heit'rer, als heut' die Natur
Den ersten Maitag fei'rt,
Fei'rt ihn mein Herz, das heute Dir,
Ganz dein zu sein, betheu'rt."

5. Süßte statt süßeste.

A. 133 süßte Blumendüfte (146 der heißte Kuß).
C. 45, 112 (auf verwüsten gereimt).
D. 83.

6. Fühlbar statt gefühlvoll, Fühlbarkeit statt gefühlvolles Wesen.

A. 13, 53.
B. 21, 51, 225, 226.
C. 90, 163.

7. Sympathetisch fühlen, weinen, lachen, leiden; sympathetische Empfindung, Zärtlichkeit, Schauer.

A. 52, 87, 200, 201.
B. 23, 113, 125, 131, 170, 189, 225.
C. 64, 70, 107, 134, 139.

8. Vorliebe für Diminutiva. (Vgl. Karl Rosenkranz, Königsberger Skizzen, Danzig 1842, I, S. 146: „Ferner gehört dahin der Zug, die Substantive zu Diminutiven zu machen. Man hört von Nichts als von Hauschen, Stubchen, Korbchen, Bootchen, Brodchen u. s. f. reden, ja die Ver-

kleinerungstendenz geht so weit, daß aus dem Was ein Waschen, aus Du sogar ein Duchen, Duke, gemacht wird" ꝛc.)

A. 4 Pandorens Büchschen, 12 Seelchen, 15 Rosendörnerchen, 157 Jungchen, 166 Patschchen (Händchen), 157 Funkchen, 172 Stutzerchen, 177 weiblich Herzchen.
B. 45 Strahlchen, Fädenchen, 110 Dörnerchen, 128 Minutchen, 192 sanftes Druckchen, 212 Jungchen.
C. Nr. V Bildchen, X Engelsköpfchen. Blümchen, LVII Rosenknöspchen.

9. Einmischung juristischer und kaufmännischer Ausdrücke.

A. 44 Laesio in legitima, 102 salva fama, 122 Certo sensu.
B. 47 Creditiv, 260 Collateralvermächtniß.

10. Seltene Worte und Ausdrücke.

A. 4 Filtrirt manch stilles Thränchen ab.
B. 206 Bikesche:

„Und die Grazie des edeln Wuchses
Die Bikesche schlau verräth."

D. Senne für Bogensehne:
51 mit scharfgespannter Senne.
51 ließ seine Senne sinken.
113 Da spannt' er ab die Senne.
D. 129 Täubchen mit den Schillerhälsen.

(Die häufigen ostpreußischen Provinzialismen, wie krahlen, kucken, sich verbrechen ꝛc., seien nur nebenbei erwähnt.)

Aus vorstehendem ergibt sich wohl unbestreitbar, daß der Verfasser aller vier Bändchen derselbe ist, nämlich Scheffner, dessen Autorschaft für das erste Bändchen ja schon durch v. Hippel oben festgestellt ist. Um aber auch etwaige letzte Zweifel zu heben, sollen nun noch die zwischen 1780—1800 ganz unzweifelhaft von Scheffner (siehe dessen Leben, I, S. 244) verfaßten, 1803 bei Friedrich Nicolovius zu Königsberg anonym erschienenen „Spaetlinge" zur Vergleichung hinzugezogen werden, ebenso seine zwei Gedichte in den von v. Schenkendorf 1808 herausgegebenen „Studien". Es finden sich darin Belege und Parallelen für Naturschilderungen Sp. 40, 91, 106, ferner für:

1. Ohn'.

Sp. 9 ohn' sie; 50 Ohn' nicht; 72 ohn' Verrath; 118 ohn' den Wunsch.
St. 82 Ohn' daß; 83 Ohn' daß.

2. G'nug, gnügen.

Sp. 22 gnügsam; 61 gnügen; 68 Gnügsamkeit; 73 gnügen; 120 gnügen; 278 und 304 gnug.
St. 84 gnügt; 81 Unbegnügsamkeit.

4. Elision ꝛc.

Sp. 21 scheurte; 50 daurt; 51 Tieftraurend; 64 Saurteig; 67 Aussteur; 68 kostbarn; 77 Daurend; 97 saur; 80, 120, 269, 335 Steur; 182, 281, 295, 352 Feur; 196 eur Bildniß; 327 theur, Feur.

8. Diminutiva.

Sp. 1 Schnürchen, Bändchen; 2 Halfterchen.

9. Juristische und kaufmännische Ausdrücke.

Sp. 59 Cassa; 265 Actie; 69 Werkfleißdividende.
St. 88 Assignat; Versehe ich mich im Rechnungsbuch.

10. Seltene Worte und Ausdrücke.

Sp. 28 Gift ... Das die Kochkunst dem filtrirt.
Sp. 267 Recht durchfiltrirt im Buch voll weiser Glossen.
Sp. 21 Und statt der Hausbikesche zog
Auch ich mir an den Sonntagsrock.
Sp. 118 Und die Senne spannen.
Sp. 73 (von Tauben) Den Schillerfarben gleich, die ihren Hals umzieren.

Aus Scheffners „Ein Vierblatt-Klee, gewachsen unter Eis und Schnee", 1813 (16 S., 8°), lassen sich als Belege anführen:

S. 8 ohn' sie, S. 10 ohn' Ermüden, S. 13 Dan'r — Minotaur.

Aber auch der Inhalt der „Natürlichkeiten" in Band 2 und 3 bildet ein Beweismittel für Scheffners Autorschaft; beide verdanken einer merkwürdigen, wenig beachteten Episode in Scheffners Leben ihr Entstehen und liefern für sie die Details. Die Gedichte des zweiten Bandes schildern den Verlauf eines Liebesromans. Die Frau, um die es sich handelt und welche im zweiten Bande Doris, im dritten Minna heißt, war eine Jugendbekannte des Dichters:

„Schon als Knabe, Minna, fand ich,
Daß mir keine so gefiel, wie Du." (Bd. 3, Nr. LVIII.)

Jetzt findet er sie verheiratet; das erste Gedicht in Band 2 trägt die Überschrift „Antwort auf Doris Frage: Was ist meins für ein Herz?", und diese Frage wird im Gedichte also beantwortet:

„Ein Herz, das .....
.....
Auf beiden Ohren schlief,
Als Hymen es zu seinem Dienst berief."

Trotzdem entspinnt sich zwischen dem Dichter und ihr, wohl durch den infolge jener Jugendbekanntschaft zwangloseren, vertraulicheren Verkehr begünstigt, ein Liebesverhältnis, das die Frau indessen, den Geboten der Pflicht und Tugend folgend, bald wieder zu lösen bestrebt ist, obwohl der Dichter in Gedicht 6 beteuert:

„Nicht liebetödtender Genuß,
Dem, wenn der Wollust Rausch vergangen,
Reu' oder Leichtsinn folgt; sein glühendes Verlangen
Ist nur Ein Blick, Ein Händedruck, Ein Kuß,
Und deine Seele ganz."

Schon nach Gedicht 11 hat sie ihm gesagt: „Du sollst mich nicht mehr lieben!" Dann folgen aber wieder Annäherungen, heimliche Spaziergänge im dunkeln Garten (Gedicht 22), Kußszenen (Gedicht 35), gegenseitige kleine Geschenke: er gibt ein Busentuch (Gedicht 29), sie Rosenknospen (Gedicht 38). Diese sollen ein Andenken sein; denn nach Gedicht 39 hat sie ihm brieflich den Wunsch ausgedrückt, er solle sie verlassen und vergessen. Der Dichter zitiert in Anführungsstrichen ihre Worte:

„Auf alle Lebensfreuden, ja auf Alles thut
Mein Herz von nun an ganz Verzicht."

Aus Mitleid gewährt sie ihm nach Gedicht 41 und 42 noch eine Zusammenkunft; sie schenken sich gegenseitig ihre Porträts (Gedicht 47 und 50) und er ihr außerdem Geßners Idyllen, zum ersten Mai (Gedicht 51). Es erfolgt tränenreicher Abschied (Gedicht 53), da sie verreist; nach ihrer Wiederkunft (Gedicht 59) umschleicht er sie wieder, beobachtet sie abends durch die Hecke beim Spaziergange im Garten, wagt aber nicht, sich bemerklich zu machen:

„Ich weinte still, und ging auch wieder
Ohn' einen — ach, ohn' Einen Blick." (Ged. 63.)

Da er weiter Annäherungen versucht, zeichnet sie ihm im Göttinger Musenalmanach (Poetische Blumenlese) für 1774 Gotters Gedicht „Pflicht und Liebe" an (Gedichte von Friedr. Wm. Gotter, Gotha 1787, I, S. 12 – 14), worin folgende Strophen besonders gut auf die Situation passen:

2. „Deines nassen Blickes Flehen
Will ich, darf ich nicht verstehen;
Aber zürne nicht!
Was ich fühle, zu gestehen,
Untersagt mir meine Pflicht.

4. Ewig sind wir nun geschieden!
Damon, liebst du Philaiden,
Fleuch ihr Angesicht!
Nimm ihr nicht der Tage Frieden,
Und der Nächte Schlummer nicht!"

Er aber verfertigt in Gedicht 73 eine Parodie auf Gotters Lied. Nach Gedicht 84 hat sie ihm ihr Bild wieder fortzunehmen versucht und nur halb freiwillig zurückgegeben, die einst beigefügten

Widmungszeilen aber wirklich zurückbehalten. In Gedicht 93 sagt der Dichter zu Anfange:

„Des Todes Bogen war furchtbar auf mich gespannt:
O warum ward von kunsterfahrner Hand
Sein Pfeil von mir doch abgewandt?"

Das nächste, 94ste und letzte Gedicht bringt die endgültige Trennung. Es beginnt:

„Leb' wohl, leb' wohl, die Seele bricht",

und schließt:

„In allem wirst du mir erscheinen,
Und ich, vom heut'gen Lebewohl
Und Bildern vor'ger Zeiten voll,
Werd' Doris denken, sehen, lieben und beweinen."

Die Chronologie des Ganzen ist auf Grund der Angaben in Gedicht 73 über die Anzeichnung im Musenalmanach für 1774 und in Gedicht 87, wonach der Dichter in der Neujahrsnacht zum ersten Male Werthers Leiden las (welche im September 1774 erschienen) leicht zu bestimmen. Gedicht 5, ein Mailied, fällt in diesen Monat des Jahres 1773, Gedicht 35 zum Silvester 1774, Gedicht 73 etwa in die Mitte dieses Jahres, Gedicht 87 in die Neujahrsnacht 1775, die Gedichte 93 und 94 in die ersten Monate dieses Jahres.

Scheffner ist bald nach der Besitzergreifung Westpreußens durch Preußen auf Grund des Teilungsvertrages vom 5. August 1772 nach Marienwerder versetzt worden, bat Ende 1774 um seinen Abschied, erhielt ihn unter dem 9. Februar 1775 und verließ am Aschermittwoch (also im März) die Stadt. Auf S. 154 seines Lebens sagt er: „Die zweyte Ursache meines Abdankungsentschlusses lag in meinem Herzen, das mir einen Jugendstreich gespielt hatte, dessen unangenehme Folgen für meine Häuslichkeit ich nicht anders entgehen konnte, als durch Entfernung von seiner Quelle.

Drittens überfiel mich um die Zeit, als ich mich mit der Abschiedsidee recht vertraut zu machen suchte, eine Krankheit, die mich 3 Tage so zu sagen in den Armen des Todes hielt (vergl. oben Gedicht 93), und 3 Monat zu Verlassung des Zimmers unfähig ... machte."

Zum Verständnis der Sache gehört es, zu wissen, daß Scheffner seit 1765 (kinderlos) verheiratet war; er hat also als Ehemann ein Liebesverhältnis mit einer Ehefrau gehabt. Es war ein Johannistrieb, wie er oft genug gegen die Vierzigerjahre hin (Scheffner ist 1736 geboren) bei sinnlichen, geistig regen und daher leicht erregbaren Männern sich zeigt; der von der schönen Frau ausgehende

Zauber ergriff ihn mit unwiderstehlicher Gewalt, und er wollte sich ihm auch nicht entziehen, da er nach Hippel (S. 294 des Anhanges zu seinem Leben in seinen sämtlichen Werken, Band 12) eine Weise hatte, sich über tausend Dinge hinwegzusetzen. Aus dem Taumel erwacht, bekennt er dann selber im Schlußgedicht des dritten Bandes:

„— — — wie schrecklich ist der Krieg,
Wenn Liebe und Gesez im warmen Herzen ringen."

Nach dem Vorbericht sind diese Gedichte zuerst nur in drei Exemplaren gedruckt worden. Dies erscheint glaublich, und der Druck ist wohl noch 1775 durch Jobst Hermann Flörke in Danzig besorgt. In dem Wieland-Briefwechsel nämlich (im Anhange zu Band 3) wird die Vignette dieses Privatdruckes beschrieben und ist danach genau dieselbe, wie in den zu Ende 1774 oder Beginn 1775 bei Flörke erschienenen „Gedichten eines Preußen" von Karl Gottlieb Bock: ein über Wolken in die Höhe steigender Adler trägt ein die Lyra spielendes Knäbchen. Flörke trug wohl kein Bedenken, diese in seinem Besitz befindliche neue Vignette auch für einen Privatdruck von nur drei Exemplaren zu verwenden. Der Titel aber war, nach der Zuschrift an Doris in Band 2 auf S. 8, wahrscheinlich „Herzenssprache". Nun wohnte Scheffner 1775 nach dem Fortzuge von Marienwerder in Stolzenberg dicht bei Danzig, so daß die Erledigung der Sache durch Flörke ihm sehr bequem war, und er hatte seine 1764 erschienenen „Freundschaftlichen Poesieen eines Soldaten" ursprünglich „Herzenssprache der Kriegsmuse" betitelt (Leben S. 116). Ein Exemplar war für Doris bestimmt, eins behielt der Verfasser, und eins sendete er Wieland anonym unter der Chiffre Frhr. v. d. G. Auch das war damals Scheffners Art; 1769 schickte er von seiner Übersetzung der Historia d'Italia Guicciardinis das erste Buch nebst einem anonymen Brief an Gatterer nach Göttingen (Leben S. 135). Die Datierung des Wieland-Briefwechsels, Dezember 1771 bis 1774, kann übrigens nach obigem unmöglich ganz richtig sein, es sei denn, daß Wieland auch die Gedichte im Geschmack des Grecourt zugesandt erhalten hätte.

Die Gedichte an Minna im dritten Bande der „Natürlichkeiten" sind nichts als eine Nachlese zu den vorigen, vermehrt mit später entstandenen Erinnerungen, Klagen um das entschwundene Liebesglück, Übersetzungen aus Petrarca. Sie beginnen und enden im Mai, sind aber auf vier Jahre verteilt. Auch Minna will die Bande sprengen (Gedicht 8); er fleht, sie möchte sich doch sein erbarmen (Gedicht 17), und fragt, warum sie ihn von sich stoße (Gedicht 18). Jedoch die „fromme Minna" (Gedicht 26) ruft „komm nicht" (Gedicht 32), sie „befiehlt zu schwächen die Flamme, die mein Herz

durchglüht" (Gedicht 61), und in Gedicht 65 heißt es: Der Riesenbau von Himmelsglück auf Erden liege eingestürzt, zertrümmert. Auch sie trägt sein Bild (Gedicht 15), schenkt ihm Rosenknospen und Myrthenzweige (Gedicht 57). Weil aber der Dichter nicht die Absicht hatte, diese Gedichte ebenfalls seiner Geliebten zu überreichen, so fiel hier der Beweggrund fort, gar so platonisch züchtig zu tun, um nicht ihr Mißfallen zu erregen, und es hält der Dichter hier und da nicht damit hinter dem Berge, daß er Minna ganz genossen, daß sie all seinen Wünschen gern entsprach, daß er „auf ihrem Reizaltar geopfert". Als sie sich Mutter fühlt (Gedicht 47), überkommt ihn der Zweifel, ob das ein Pfand seiner Liebe sei (Gedicht 53) — man erinnere sich, daß sie verheiratet war.

Erschienen sind die Gedichte des dritten Bandes zuerst 1780. Der Titel lautet:

EROTISCHE

GEDICHTE

L'ame & les sens nés pour la même cause
N'ont qu'un éffet & qu'un même lien,
Sans les sens l'ame est peu de chose,
Sans l'ame les sens ne sont rien.

Les Sens Chant I.

[Vignette.]

Berlin 1780.

Bey Christian Ludewig Stahlbaum.

Die Seitenzahl beträgt 191 und eine nicht gezählte Seite Druckfehler, der Satz ist Antiqua Petit. Die Vignette (Charles Vanloo pinx., D. Berger sc.) stellt Amor dar, welcher vor einem Baumstamme zwischen Rosengebüsch schußbereit zielend dasteht; am Boden liegen Köcher und verstreute Pfeile. Beschlossen wird das Buch ebenfalls durch eine Vignette: am untersten Aste eines Bäumchens, auf dem im Hintergrunde zwei Vöglein sich schnäbeln, ist eine Lyra aufgehängt, am Fuße liegen eine leere Hirtenflasche und ein Stab; der Hirt selber aber ist davongegangen.

Das Buch ist sehr selten[1]) und daher bislang so unbekannt geblieben, daß Wallstein die Angabe in der Goltz-Biographie „In den Jahren gegen 1780 hat er die erotischen Gedichte aufgesetzt" für einen „absichtlichen Irrthum" erklären und sie mit den 1771 zuerst erschienenen Gedichten im Geschmacke des Grecourt für identisch

[1]) Das von mir benutzte Exemplar befindet sich in der Stadtbibliothek zu Elbing.

halten konnte. Die Ursache der Seltenheit ist jedenfalls, daß der Verleger Christian Ludwig Stahlbaum (geb. 1752, gest. 1788), welcher, ehe er sein Geschäft in Berlin eröffnete, einige Zeit bei Kanter in Königsberg Gehilfe gewesen war, Bankerott machte und in holländische Dienste ging[1]).

Die in der Ausgabe von 1798 — nach v. Hippels Tode — sich findende Erklärung, die Erotischen Gedichte seien 1780 ohne Wissen des Verfassers, wahrscheinlich von Geh. R. v. H. (Geheimrat v. Hippel), herausgegeben, erweckt Mißtrauen, da der ihnen vorgesetzte Quasibriefwechsel „Aus einem Schreiben des Verfassers" und als Antwort „An den Verfasser" (siehe oben) gar zu viel Ähnlichkeit mit der in der Goltz-Biographie als „bloßes Witzspiel" bezeichneten Zuschrift an den Fr. v. d. G. vor den Gedichten im Geschmack des Grecourt hat. Der Umstand, daß in demselben Jahre 1780 bei Flörke in Danzig eine neue, vermehrte Auflage der letzteren erschien, kann für und wider obige Erklärung sprechen. Man kann sagen: da dies geschah, so hätte Scheffner doch gewiß die Erotischen Gedichte als zweites Bändchen hinzugefügt, und man kann hiergegen einwenden, daß er es vielleicht absichtlich nicht tat, weil die beiden Bändchen inhaltlich nicht recht zueinander gepaßt hätten, und um das Inkognito besser zu wahren.

Im dritten Bändchen der „Natürlichkeiten" weisen die Gedichte einige Änderungen, besonders in den Anfängen, und stilistische Verbesserungen auf. So beginnt das erste Gedicht 1780:

„Diesem Huldgöttinnen Haupt,
Seiner Schönheit durch die Zeit beraubt"

und 1798:

„Diesem Huldgöttinnen-Haupte,
Dem die Zeit der Farben Schönheit raubte."

Die vier Übersetzungen aus Petrarca in diesem Bande weisen auf die Stelle in Scheffners Leben (I, S. 119): „So ward Petrarca mein erster Autor, zumal meine Seele merklich mit ihm sympathisirte." Petrarca ist auch unter den Schriftstellern, aus denen Mottos den Gedichten im ersten Bande der „Natürlichkeiten" vorgesetzt sind, ebenso Guarini, den Scheffner gleichfalls übertrug (Leben, I, S. 120); am meisten aber, achtmal, ist J. Secundus dabei vertreten, was auf eine besonders eingehende Beschäftigung mit ihm schließen läßt. Die doppelte Übersetzung im vierten Bändchen ist ebenfalls das Re-

[1]) Über ihn vergl. Voigt, Leben des Prof. Chrn. Jak. Kraus (Königsberg 1819, S. 225); Gildemeister, Hamanns Leben und Schriften, II, S 227; Glib. Krause, Beiträge zum Leben von Chrn. Jak. Kraus (Königsberg 1881), S. 76 bis 77. Nach Hippel (Sämtliche Werke XIV, S. 106) verlegte er unter anderem die Crata repoa.

sultat sehr eingehender Beschäftigung; der Mann, der diesem Dichter so viele Liebe erwies, ist nach allem oben Gesagten derselbe: Scheffner.

Scheffner bildet in der hartnäckigen Verdeckung und Ableugnung seiner Autorschaft ein vollkommenes Seitenstück zu seinem Freunde v. Hippel, nur daß er gute Gründe dafür hatte, während v. Hippel aus Caprice so handelte. Ob aber gerade Scheffner sich für berechtigt halten durfte, auf seines unverheirateten Freundes v. Hippel „Hang zur sinnlichen Geschlechtsbefriedigung" und „zum Genuß körperlicher Wollust" (Leben, I, S. 127—128 und 131) öffentlich hinzuweisen, läßt sich anzweifeln. Vielleicht war es eine, menschlich erklärliche, Vergeltung dafür, daß Hippel bezüglich Scheffners Autorschaft nicht verschwiegen genug gewesen. Wahrscheinlich ist hierbei aber nicht Hippel selbst die Schuld zuzuschieben, sondern seinem Neffen Theod. Glib. v. Hippel und dessen Freunde E. T. A. Hoffmann, welche beim Umherstöbern in des Oheims Büchern die Entdeckung machten: „daß der Oheim der Autor der Lebensläufe und anderer humoristischer Schriften, daß der lange, hagere, strenge Sittenrichter Scheffner ... der Verfasser der Gedichte aus dem Leben nach dem Geschmacke Grecourts sei" (Bach, Theod. Glib. v. Hippel, Breslau 1863, S. 14) und als junge Leute das weiterplauderten, ohne sich der Tragweite davon bewußt zu sein.

Über die Gedichte im Geschmacke des Grecourt und die Basia-Übersetzungen ist viel gesprochen, sind viele Urteile gefällt worden; die Bändchen 2 und 3 blieben bisher unbeachtet, aber gerade sie gehören zu Scheffners besten Erzeugnissen und verdienen einen Ehrenplatz in der Geschichte der Ostpreußischen Dichtung von 1770—1800. Gewiß soll es unbestritten bleiben, wenn der Rezensent im 47. Bande der „Neuen allgemeinen deutschen Bibliothek" (Kiel, 1799), S. 355 bis 360, ihnen Sorglosigkeit gegen Sprache und Versifikation vorwirft und „die meisten dieser kleinen Gedichte" für „wirklich nichts mehr, als Reimereyen" erklärt, „zuweilen artig genug, um dem geliebten Mädchen eingehändigt, allein meistens viel zu unbedeutend, und ungefeilt, um auch dem Publikum vorgelegt zu werden", allein auch er erkennt an, daß gute, vorzüglichere darunter sind; und aus diesen spricht oft eine Zartheit und Innigkeit, eine Wärme, ja Glut der Empfindung, und dann, als die süßen Liebesweisen in schwermütige Mollakkorde übergehen, ein so aufrichtiger, fassungsloser Schmerz, daß der Dichter uns mit sich fortreißt, ergreift und rührt.

Vielleicht dürfte man Nachstehendes aus den „Erotischen Gedichten" (Nr. 44) nicht ungern lesen, schon um Scheffners Art kennen zu lernen:

„Weiberschönheit gleicht dem Schaum
Von Champagnerwein,
Nimmt so, wie ein Wonnetraum
Unsre Sinne ein.
Aber ach! wie schnell verfliegt
Solcher Perlenschaum,
Und wie bald vergißt man nicht
Auch den schönsten Traum.
Grazie ist, wie der Ton,
Den das Herz noch fühlt,
Wenn die Meisterhand ihn schon
Lang hat ausgespielt.
Schönheit, die mit Grazie
Sich nicht sanft vereint,
Blendt das Auge, wie der Schnee,
Den die Sonn bescheint.
Durch der Liebe Zaubereyn
Scheinen Mädchen schön;
Doch durch Grazie allein
Sind sie wirklich schön.
Heil mir, schön ist Minna mir,
Wenn mein Mund sie küßt;
Ewig bleibt Sie's, weil an Ihr
Alles Grazie ist!"

Auch die Empfindungen des reifen Mannes bei der ersten Lektüre von „Werthers Leiden" verdienen wohl registriert zu werden („Natürlichkeiten", II, Gedicht 87, S. 230—231):

„Die Seele, die nicht bei den Leiden Werthers
Der Mitempfindung Schauer überfällt,
Die anderer Menschen Leid für härters,
Gränzlosers Leid als diese Leiden hält,
Der seines Fein'rgefühls Geschichte
Nur Treibhausfrucht des Witzes dünkt,
Die nicht ergriffen von dem Geistsgewichte
Und Federkraft so mancher Stelle niedersinkt,
Die nicht schon lang' zuvor, eh' Er sein Leiden schließet,
In hellen Thränen überfließet,
Die bis zum letzten Schlag frei athmen kann,
Wer sieht die nicht mit Mitleid an?
Um die soll keine Lottenseele klagen,
Kein Wertherherz für sie im Leben schlagen —
So dacht' ich, als ich in des Jahres erster Nacht
Ganz hingerissen vom Erhabnen, Schönen
Der herz- und schreckerfüllten Scenen
In Werthers Leiden, alle Zaubermacht
Gewaltiger Natur beim Fortschritt der Geschichte
Tief in der Seele Innerstem empfand,
Als oft bei glühendem Gesichte
Das naß geweinte Buch der Hand
Entfiel, als ich dem Herzen
Zur Mitempfindung seiner Schmerzen
Zu eng des Busens Wölbung fand" ꝛc.

Bereits Dr. Glib. Krause hat in seinem oben zitierten Buche „Friedr. d. Gr. u. die dtsche. Poesie“ S. 44 die Bemerkung gemacht, daß Scheffners „Thätigkeit und Einfluß jedoch meist nur Interesse erregt haben, soweit sie den reiferen und späteren Jahren seines Lebens angehören“. Den merkwürdigen Mann ganz kennen zu lernen, dazu soll Obiges ein Beitrag sein.

Johann Friedrich Abeggs Reise zu deutschen Dichtern und Gelehrten im Jahre 1798.

Nach Tagebuchblättern mitgeteilt von H. Deiter in Hannover.

Joh. Friedr. Abegg, der Verfasser des im folgenden seinem wesentlichen Inhalte nach mitgeteilten Tagebuches wurde am 30. Nov. 1765 in Roxheim bei Kreuznach als Sohn des dortigen Pfarrers Joh. Friedr. Abegg geboren. Seine Mutter, Juliane Katharina, war eine geborene Beck. Beide Eltern waren brave und tüchtige Leute und lebten mit Gott und der Welt in Frieden. Das Gehalt des Vaters betrug 600 Gulden (= 1050 Mk); dazu kamen die Naturalien. 8 Kinder, 4 Söhne und 4 Töchter, mußten erhalten und erzogen werden. Die Töchter haben sich standesgemäß verheiratet, die Söhne sind tüchtige Männer geworden. Von den Söhnen wurde Joh. Friedr. zum Kaufmann bestimmt. Aber schon nach kurzer Lehrzeit nahm er seine Schulstudien in dem nahegelegenen Grünstadt wieder auf und bezog 1784 die Universität Halle, wo er Theologie und Philologie studierte. Er schlug sich dort kümmerlich durch, da er nicht mehr als 100 Gulden im Jahre gebrauchen durfte. Jedoch wurde er öfter von seinem älteren Bruder, Georg Philipp, der sich als Kaufmanns-Kommis schon etwas erübrigte, durch kleine Beträge unterstützt. Am 27. August 1786 bestand er in Heidelberg sein theologisches Examen mit Glanz und wurde unter die reformierten Predigtamts-Kandidaten aufgenommen. Sogleich nach seinem Examen erhielt er eine Hauslehrerstelle mit 200 Gulden Gehalt und freier Station. Obwohl ihm sein Zögling viel Verdruß bereitete, harrte er dennoch einige Zeit auf dieser Stelle aus, weil er durch sie in die angenehme Lage versetzt wurde, mit seinem Bruder, Georg Philipp, die Tilgung der Schulden der Eltern, die sich auf etwa 1100 Gulden beliefen, in Angriff zu nehmen. 1789 wurde Joh. Friedr. Abegg Stellvertreter des Konrektors am Heidelberger Gymnasium, bald nachher auf Emp-

fehlung des Prof. Friedr. Aug. Wolf in Halle zum Direktor der Anstalt und 1790 zum Professor der philosophischen Fakultät der dortigen Universität ernannt. Wegen Überbürdung mit Amtsgeschäften gab er sein Direktorat am Gymnasium im Dezember 1793 auf und nahm im Herbst 1794 die Stelle als Pfarrer und Inspektor in Boxberg in Baden an. Von hier besuchte er 1798 seinen schon erwähnten Bruder, Georg Philipp, in Königsberg i. P., der inzwischen durch glückliche Geschäfte ein reicher Kaufmann geworden war und sich freute, seinem Bruder das Geld für die kostspielige Reise von Boxberg nach Königsberg schenken zu können. Über diese Reise verfaßte Joh. Friedr. Abegg ein interessantes Tagebuch, aus dem im folgenden Mitteilungen gemacht werden. Nach seiner Rückkehr nahm Abegg 1799 die Pfarrstelle in Leimen an, wurde bald Pfarrer in Heidelberg an der Heiligen-Geistkirche, sodann Kirchenrat, Prof. der Theologie, 1828 Prorektor der Universität und starb dort am 16. Dezember 1840, nachdem er sowohl von der philosophischen als auch theologischen Fakultät zum Doktor ernannt war. Seinen Beruf fand Abegg nicht im Lehren, noch weniger im Schreiben; denn er ließ nur einige Programme, Predigten, akademische Gelegenheitsreden und Rezensionen im Drucke erscheinen. Dafür aber war er sehr empfänglich für alles Gute und Schöne und verstand es als charakterfester Mann, durch seine gediegene sittliche Persönlichkeit erbaulich zu wirken. Daher erfreute er sich nicht nur als Prediger und Seelsorger einer sehr großen Anerkennung und Hochachtung, sondern war auch das hochgeschätzte patriarchalische Haupt eines großen Kreises von Freunden in dem damaligen Heidelberg. Das erwähnte Tagebuch besitzt Abeggs Enkel mütterlicherseits, Herr Kommerz- und Admiralitätsrat Dr. W. Abegg in Berlin, dem ich für die Benutzung der Handschrift sowie für die Übermittlung von Familiennachrichten meinen verbindlichen Dank ausspreche.

Joh. Friedr. begann seine Reise von Boxberg nach Königsberg i. P. am 25. April 1798. Sie führte ihn über Ringefeld, Wernek, Münnerstadt, Melrichstadt, Meiningen, Schmalkalden, nach Gotha, wo er am 27. abends eintraf. Am 28. besuchte er Prof. Schlichtegroll, den Herausgeber des Nekrologs, besichtigte das herzogliche Schloß mit seinen Sehenswürdigkeiten und unterhielt sich mit Rat Lenz und General-Superintendent Löffler über Kunst, Politik und Theologie. Auch die beiden folgenden Tage benutzte er dazu, im Verkehre mit hervorragenden Männern sein Wissen zu klären und zu vermehren. Am 1. Mai reiste Abegg um 5 Uhr ab, fuhr über Erfurt und kam nach 1 Uhr in Weimar an. Er traf dort ein ungewöhnliches Leben, weil Iffland abends in einem Stücke auftreten sollte. Nur mit Mühe fand er im Erbprinzen als Quartier ein „elendes Loch". Der Ver-

sich, Oberkonsistorialrat Böttiger und Herder zu sprechen, mißlang. Abends besuchte Abegg das Theater, in dem Iffland spielte, und reiste am 2. Mai 6 Uhr morgens ab, „gerade wie einer, der aus Rom fährt, ohne, wie man sagt, den Pabst gesehen zu haben". Die Weimarsche Dreieinigkeit, schreibt er weiter, war mir ebensowenig sichtbar geworden, als mir die theologische bis heute begreiflich geworden ist; aber die reine, heitere Luft und die freundlichen, angebauten Felder erleichterten mir meine Philosophie des Entbehrens, und weil ich Iffland hatte spielen sehen, schien es mir, als wäre ich, wie so viele hundert andere Menschen, deswegen nach Weimar gefahren.

Gegen 9 Uhr kam Abegg in Jena an. Nachdem er einige Hofräte besucht hatte, ließ er sich bei Prof. Fichte für den Nachmittag anmelden. Der Bote brachte von Fichte eine Empfehlung zurück mit der Bemerkung, jener würde Abegg gegen $4^1/_2$ Uhr besuchen, da er um diese Zeit gewöhnlich ausgehe. Über diesen Besuch berichtet Abegg: Es trat ein kleiner, wohlgepflegter, sehr lebendiger Mann mit etwas starker, breiter Nase und großen, mehr grauen als braunen Augen und schwarzen, etwas krausen Haaren zu mir herein, entschuldigte sich sehr höflich, daß er mich, um Zeit zu sparen, nicht in seinem Hause aufnehmen könne, er wolle eine halbe Stunde hier zubringen. Da er in kurzer Zeit sehr zutraulich und freundschaftlich wurde, kann ich unmöglich glauben, daß es ihm an Milde und moralischer Güte fehlt, wie viele seiner gewichtigsten Gegner glauben wollen. Fichte sagte, er wolle mir Adressen an Kant, Hofprediger Schulze und noch einen anderen trefflichen Professor mitgeben. Auf dem Spaziergange, zu dem er mich einlud, äußerte ich den Wunsch, durch ihn bei Schiller eingeführt zu werden. Darauf entgegnete er: Das kann ich nicht, denn Schiller läßt niemand vor sich, weil er oft am Tage ruht und in der Nacht arbeitet, überhaupt kränklich ist und besonders von Krämpfen heimgesucht wird, die ihn häufig gerade in Gegenwart von Fremden befallen; und weil er dies fürchtet, geschieht es manchmal; deshalb hält er jeden Besuch fern. Wenn Sie länger hier bleiben, will ich es schon bewirken, daß Sie Schiller recht kennen lernen. Auf dem Spaziergange sprachen wir über Herder, Goethe und Böttiger. Goethe ist, äußerte u. a. Fichte, hier viel angenehmer als in Weimar, wo er sich ziemlich steif zeigt. In unser hiesiges Professoren-Kränzchen geht er jedesmal, wenn er hier ist. Heute findet keines statt, sonst wollte ich Sie einführen; unter 4 Augen und bei guter Gesellschaft ist Goethe ein trefflicher Gesellschafter. Ich sagte: In Weimar mag er freilich vielseitigeren Umgang haben als hier. Ich dächte, erwiderte Fichte, daß er doch auch bei uns hier einige Stunden besser zubringen könnte als bei den faden Leuten, die

größtenteils um ihn sind. Freilich tadelt man an ihm den Stolz, mit dem er oft manche Fremde und Bekannte behandelt. Bürger kam einmal zu Goethe und wollte ihn umarmen, Goethe aber war und blieb zurückhaltend. Bürger ärgerte sich darüber entsetzlich und machte über diesen Vorgang ein Epigramm, das gedruckt worden ist. Die Sache aber war diese. Bürger wollte, wie Goethe wußte, in Jena etabliert werden, und zwar durch Goethes Einfluß. Weil dieser aber Bürger in Jena nicht haben wollte, zeigte er sich kalt, damit jener keinen darauf zielenden Antrag stelle. Ich hätte freilich zu Bürger gesagt: Herzensfreund, ich kann dir in diesem Falle nicht helfen, hätte aber nicht in jener Weise gehandelt. Unstreitig, setzte ich hinzu, hat Goethe die Maxime des Hofmanns befolgt, Sie hätten die Maxime des Ehrlichen befolgt. Nach einem Spaziergange von $1^1/_4$ Stunde schied Fichte mit warmem Händedrucke. Der Versuch, bei Schiller vorgelassen zu werden, scheiterte.

Am 3. Mai 7 Uhr begab sich Abegg, nachdem er sich entschlossen hatte, Weimar noch einmal zu besuchen, zu Fichtes Wohnung, um das ihm versprochene Empfehlungsschreiben an Goethe zu holen. Er wurde mit großer Liebenswürdigkeit empfangen und erhielt einen unversiegelten Brief mit folgendem Inhalt.

Verehrungswürdiger Herr Geh. Rat!

Der Überbringer dieses, Herr Inspektor Abegg aus der Pfalz, nach Königsberg reisend, brennt vor Begierde, den Mann, den er mit dem edleren Teile Deutschlands bewundert, persönlich zu verehren. Ohnerachtet ich ihm gesagt, daß Sie von dem leichtesten Zutritte sind, so glaubt er dennoch, daß ihm der Zutritt zu Ihnen erleichtert werden könne, und daß dies durch mich geschehen könne; und ich bediene mich dieser Gelegenheit, Sie der Fortdauer meiner Verehrung zu versichern.

Den 3. Mai.

Der Professor Fichte zu Jena.

Sr. Hochwohlgeboren, dem Herrn
Geheimen Rat von Goethe (nebst einem Buche).

Das Buch war der 2. Teil von Fichtes Naturrecht.

Ich fuhr, berichtet Abegg, mit unendlicher Freude hierher (nach Weimar), weil ich nun hoffen konnte, den Mann des Himmels und der Erde persönlich kennen zu lernen. Sogleich nach meiner Ankunft wurde ich vorgelassen und nach einem wohlwollenden Empfange von Goethe in einen Zirkel geführt, der sich täglich des Morgens bei ihm versammelt. Er fragte mich, ob ich Fichte schon lange kenne, lobte ihn, jedoch, wie der Vornehmere lobt, erkundigte sich nach dem Zwecke meiner Reise und wünschte mir Glück, daß ich durch meinen Bruder in den Stand gesetzt werde, eine so interessante Reise zu machen. Dann fragte er mich, welche Männer ich in Jena kennen gelernt hätte, und stellte mich dem Justizrat Hufeland und Dr. Paulus, mit dem ich mich lange unterhielt, vor.

Die Räume in Goethes Hause sind äußerst geschmackvoll. Zu dem Zimmer linker Hand befinden sich prachtvolle Gemälde, unter anderen eins, das eine römische Hochzeit darstellt und in Rom gefunden ist. Auf der vorderen Seite liegt ein kleines Zimmer, in dem ein Fortepiano stand; aus diesem gelangt man in einen niedlichen Garten, durch dessen Tür man in den Park tritt. Goethe ist einer der schönsten Männer, die ich je gesehen habe. Er ist fast einen halben Kopf größer als ich, sehr gut gewachsen, angenehm dick, aber sein Auge ist nicht so grell wie auf dem Kupferstiche. Ruhe, Selbständigkeit und eine gewisse vornehme Behaglichkeit werden durch sein ganzes Benehmen zur Schau getragen. Mit keinem Teilnehmer der Gesellschaft unterhielt sich Goethe besonders lange. Er ging aus einem Zimmer ins andere und zeigte bald diesem, bald jenem ein freundliches Gesicht. Gegen 11 Uhr kam Iffland, der erstaunlich viel dicker geworden ist. Diesen nahm Goethe bei der Hand und führte ihn einige Male auf und ab. Zu Iffland gesellte sich Justizrat Hufeland und ein mir Unbekannter, der ziemlich geniemäßig aussah und sehr vornehm tat. Iffland sprach in sehr interessanter Weise von sich und seinem Spiele. Er scheint mit den Verhältnissen in Berlin nicht sonderlich zufrieden, überhaupt etwas verstimmt zu sein. Vor 2 Jahren, erzählte er, sprach Herr Gotter[1]) zu mir: Ich finde Sie noch so unbefangen und natürlich wie vor 17 Jahren. Das ist nun nicht mehr der Fall. Man darf nicht mehr närrisch sein. Wenn man sonst irgend etwas, das keinen Menschen störte, zum Vergnügen tun wollte, so hatte niemand etwas dagegen. Und an der Kunst selbst finden die Leute nicht mehr das frühere Interesse. Ja, wenn man eine Abhandlung über die Kantsche Philosophie in dem Theater vortrüge, so würde die größte, feierlichste Stille herrschen. Iffland versicherte, er könne nur dann mit Glück spielen, wenn er sich für die Wahrheit des Gegenstandes interessieren könne. Niemals könne er z. B. den Pygmalion spielen, wenn er nicht gewohnt wäre, Statuen nicht als tot, sondern als belebt zu betrachten. Aber eben deshalb, weil alles Ausdruck der gefühlten Wahrheit sein müsse, könne er nicht begreifen, wie man solche Rollen erst im Spiegel probiere, und suchte dies zu erklären. Nun kam Frau Hofrätin Schiller. Ihr Mann habe, wie sie sagte, den Katarrh und könne nicht ausgehen. Sie scheint eine sehr artige, gebildete Frau zu sein. Goethe sprach sehr vertraut mit ihr. So äußerte er: Ihr führt mir aber eine wunderliche Haushaltung! und noch mehr in diesem Tone, was ich nicht verstehen konnte. Jedem Ankommenden wurde Schokolade angeboten. Gegen

[1]) Friedr. Wilh. G., Dichter, geb. 3. Sept. 1746 zu Gotha, wo er 18. März 1797 als Geheimsekretär starb.

$11^1/_2$ Uhr begab sich die ganze Gesellschaft in ein prachtvoll ausgeschmücktes Zimmer, um hier etwas zu genießen. Es standen da allerlei mit Kunst arrangierte Speisen: Krebse, Zunge ꝛc.; dazu wurde der feinste Wein gereicht. Mich zogen die Gemälde mehr als alles andere an. Dann gingen wir wieder in die übrigen Zimmer, worauf sich einer nach dem anderen still entfernte. Ich trat an Goethe heran und dankte ihm mit kurzen Worten. Nachdem ich mit großem Wohlwollen entlassen worden war, ging ich sehr befriedigt heim. Hatte ich doch von $10^1/_2$ bis $12^3/_4$ Uhr die angenehmsten und für mich ewig denkwürdigen Stunden verlebt und konnte mein Geschick preisen und Fichte, der sie mir verschafft hatte. Goethes Knaben sah ich ebenfalls. Er gleicht dem Vater, was die Gestalt anbetrifft, sehr.

Um 3 Uhr ging ich mit einem Empfehlungsschreiben von Goethe zu Böttiger, dessen vielseitige Bildung nicht in harmonischem Einklange mit seinem Äußern steht. Er macht manchmal sonderbare Mienen, wenn er Feierlichkeit, Wohlwollen und dergleichen zum Ausdruck bringen will. Seine Augen kneift er oft zu oder richtet sie aufwärts. Das äußere Organ entspricht seinem Innern nicht. Er empfing mich überaus höflich und versicherte mich, daß er mich schon von einer schätzbaren Seite kenne. Nach einer längeren Unterhaltung schrieb er mir, als er hörte, daß ich Herder sprechen möchte, an diesen ein Billet, mit dem ich alsbald fortging. Ich wurde bei Herder sofort vorgelassen. Er war die Freundlichkeit selbst und zeigte die Erhabenheit eines überirdischen Menschen ohne jede Anmaßung. Er hat ganz das Aussehen eines Greises. Nach einer dreiviertelstündigen Unterhaltung entfernte ich mich mit einem Gefühle der Bewunderung, Ehrfurcht und Liebe, wie ich selten empfunden habe.

Weimar, d. 4. Mai. Gegen 1 Uhr ging ich wieder zu Ober-Konsistorialrat Böttiger, bei dem ich eine sehr vornehme Gesellschaft antraf. Dort lernte ich u. a. den Satiriker Falk mit Frau kennen. Man sieht es diesem Manne nicht sogleich an, daß er ein Spötter ist. Auch Aug. Wilh. Schlegel mit Frau war zugegen. Er hat eine äußerst interessante Gestalt, das geistvollste braune Auge und ist ganz eigentlich geschmackvoll einfach in seiner ganzen Kleidung und Haltung. Ohne Zweifel gehört er zu den überwältigenden Geistern, die aber nicht auf den ersten Blick Liebe und Zuneigung, wie Herder, sondern Bewunderung und das Gefühl eigener Ohnmacht erregen. Sie, eine geistreiche Frau, hat einen feiner gebildeten Verstand, als ihr etwas plumpes Angesicht andeutet, und zeigt eine ungefällige Männlichkeit. Böttiger hatte mir einen Platz neben ihr und Falk angewiesen. Dieser redete nicht viel, destomehr Schlegel, seine Frau und Böttiger. Falks Frau ist allerliebst und schön. Wieland nennt sie die Taube des Falken. Überhaupt steht dieser in enger Verbindung mit Wieland.

Vor Tisch erzählte Falk, daß er vorgestern bei Wieland, der einige Meilen von hier wohnt, gewesen sei, um ihn wegen des Todes seiner 17jährigen Tochter zu trösten. Frau Schlegel unterhielt sich mit mir angelegentlich über die Schweiz.

Am 5. Mai $7^1/_2$ Uhr abends kam Abegg in Leipzig an. Am folgenden Tage hatte er eine Unterredung mit dem Philologen Joh. Gottfr. Jak. Hermann und besuchte Jean Paul, worüber er folgendes mitteilt: Nun ging ich zu Jean Paul. Dieser wohnt im 3. Stock; sein Arbeitszimmer ist sehr einfach. Gegen das eine Fenster ist ein langer Tisch gestellt; zur Rechten hat er ein Gestell mit Brettern, auf denen von oben bis unten Mappen liegen, als wäre er ein Advokat. Seine Bibliothek ist sehr mäßig; diese steht unmittelbar an der Tür und ist nicht gehörig geordnet. Er selbst ist nur wenig größer als ich und noch hagerer. In seinem nicht gerade schönen, aber doch sehr interessanten Gesichte ist ein immer reges Spiel der Seele sichtbar, sein Auge ist eigentlich grau, aber etwas gedeckt, oder es ist vielmehr eine Art von Flor, wie ihn der Begeisterte hat, über dasselbe gezogen. Sein Anstand ist natürlich, aber nicht nach den Schönheitslinien eingerichtet. Mit großer Teilnahme hörte er mich an und war bald mit mir in lebhaftem Gespräche. Ich äußerte, er sei eigentlich ein Schriftsteller für sich, den ganzen Menschen Jean Paul. Diese Gedanken, Gefühle der Begeisterung und Seelenqual auszudrücken, würden ihm zum Bedürfnis, wie das Auge zuckt, wenn es jemand berühren will. Nach allen seinen Teilen und Anlagen sei in ihm der Mensch entwickelt, und nach allen diesen Richtungen seiner moralischen Kraft äußere er sich, wenn er, wo auch immer, von außen dazu gereizt und gedrängt werde. Er mache deshalb auf mich einen so tiefen und starken Eindruck, weil an mir keine Fiber sei, die er nicht berühre, und eben wegen der Menge der Berührungspunkte mit ihm ein inniger Rapport zwischen ihm und mir entstehen müsse. Daher könne er nur wenige aufrichtige und eifrige Bewunderer haben und nicht von allen verstanden und in allem liebgewonnen werden. Was Sie mir da sagen, entgegnete er, ist mir sehr erfreulich und rührend. So ist es wirklich mit meiner Schriftstellerei, und dieses will ich, trotzdem viel mehr Studium, eigene Kritik und Sorgfalt, als man glauben sollte, von mir angewandt wird. Ich arbeite kein Buch aus, ohne eine bestimmte Tendenz zu haben; und eine gewisse allgemeine Popularität getraute ich mir zu erlangen, wenn ich wollte. Vielleicht werde ich, wenn mich einmal der Schlag rührt, populärer schreiben. Ich fragte ihn nach seinem Titan, und welchen Inhalt im allgemeinen das Buch haben werde. Er antwortete: Der Hauptzweck ist, gegen die ungleiche Ausbildung zu wirken, insonderheit gegen den Egoismus der Künstler, die in der Welt nichts sehen, als was sich

lieblich um sie bewegt, denen die Welt nichts ist als die Leinwand, auf der sie malen, die an nichts innigen Anteil nehmen, kalt im inwendigen Wesen sind und nur zum Vergnügen und durch das Vergnügen begeistert werden. Daher kommen in dem Buche lauter Krisen im Guten wie im Schlimmen vor, um recht fühlbar zu machen, wie die einseitige höchste Bildung sogar zum Erstaunen und Entsetzen ausarte, was die Xenien beweisen. „Dies ist also die bestimmte Tendenz dieses Buches?" Ja, sowie alle meine Schriften eine bestimmte Tendenz haben, denn ich habe mehr Plan und Absicht in meinen Schriften, als man glaubt. Abegg leitete das Gespräch auf Goethe, über den sich Jean Paul so äußerte: Er ist so vornehm, seine kalte Erhabenheit stößt zurück, er tut dies, um sich in der Höhe zu halten. Als Abegg ihm von seinen Verhältnissen erzählte, entgegnete er: Ich möchte Pfarrer sein, wenn ich nur nicht predigen müßte, bin überhaupt dem Stande sehr gut, vielleicht, weil mein Vater auch Pfarrer war. Mit dem Eigennutze des Menschen, besonders insofern man selbst durch ihn versucht und gereizt werden kann, hat dieser Stand weniger als andere zu kämpfen. Bald nachher entließ Jean Paul ihn mit Dankesworten für den Besuch. Nachmittags hatte Abegg nochmals eine Unterredung mit Jean Paul im Rudolfischen Garten, aus der einige Bemerkungen folgen. Mein Arbeiten, sagte dieser, besteht im Exzerpieren. Gut exzerpieren muß man und zwar alle Schriften, die man liest, sonst geht alles verloren und nützt wenig. Aber gute Exzerpte machen große Bibliotheken entbehrlich. Freilich sind sie nur der Hebel, und die dynamische Last der Seele muß vorhanden sein, sonst nützt der beste Hebel nichts. Später heißt es von Goethe als Schriftsteller: Goethes Wilhelm Meister ist als Kunstwerk nicht fehlerfrei, und ich wollte dieses, wenn es nur in meinen Plänen läge, gewiß beweisen. Indessen muß man Goethe, um ihn nach seiner Größe kennen zu lernen, ganz lesen. Nach dem ganzen Inhalte seiner Produkte ist er der erste Schriftsteller unserer Nation. Überhaupt bin ich ein Freund jeder Manier, wenn sie in sich vollendet ist.

Abends wurde Abegg von Hermann in eine feine Gesellschaft, die im Freundschen Hause stattfand, geführt. Auch Jean Paul war zugegen und beteiligte sich lebhaft an der Unterhaltung über wunderbare Heilung von Kranken. Er hielt es nicht für unmöglich, daß auf die Menschen auf eine unbegreifliche, wunderbare Weise eingewirkt werden könne. Den 7. Mai setzte Abegg seine Reise fort und gelangte über Dessau nach Wörlitz, am 8. nach Wittenberg, am 9. über Treuenbrietzen und Potsdam nach Berlin. 9½ Uhr abends wurde das Gepäck von Zollbeamten gemustert. Über diese Musterung lesen wir: Die Visitatoren waren sehr nachgiebig, wir aber sehr freigiebig,

und die Koffer wurden geöffnet, aber nicht untersucht. Wozu soll dies geschehen, wenn das Geld jeden Einblick verwehren kann?

In Berlin verweilte Abegg bis zum 15. März einschließlich. Er verkehrte dort mit dem Theologen Spalding, Kirchenrat Sack, Probst Teller, Hofprediger Stosch, Kirchenrat Meierotto, Konsistorialrat Küster, Prediger Jenisch und anderen.

Am 16. Mai wurde die Reise fortgesetzt und führte über Freienwalde, Cöslin, Stolpe, Neustadt, Katz, Oliva nach Danzig, wo Abegg am 20. abends eintraf. Mit besonderer Begeisterung schildert er die Stadt und ihre Umgebung, weshalb seine Worte hier Platz finden mögen. Noch nie habe ich, schreibt er, eine so freundliche Pracht einer Stadt gesehen. Eine lange, dreifache Allee, die eine Viertelstunde vor der Stadt anfängt, führt bis an die Außenwerke. In der Mitte der eigentlichen Laubgänge, die aus lauter holländischen Linden gebildet werden, ist eine sehr breite Straße für Reiter und Wagen. Auf der Seite gegen die Weichsel und See ist der Weg für schwerbeladene Fuhrwerke. Rechts sind freundliche Wiesen, links fließt die Weichsel, die vom Fußgänger deutlich gesehen wird. Nachdem man in die Außenwerke eingetreten ist, wird man von einem kleinen holländischen Wäldchen wilder Kastanienbäume, die damals gerade in ihrer Prachtblüte standen, aufgenommen. Man kommt nun erst über eine Zugbrücke vor das eigentliche Stadttor, das mit alter Solidität eine selten gesehene Niedlichkeit verbindet und zugleich mit den grünenden, wohlgepflegten Wällen das Gefühl erweckt, hier müsse ehemals ein größerer Wohlstand geherrscht haben, als man sich denken kann. Denn diese mit Ziegelsteinen ummauerten Wälle, diese Wälle selbst von einem so großen Umfange, diese überall angebrachten Verzierungen erforderten ungeheure Geldmittel. Aber man wird noch mehr in Erstaunen gesetzt, wenn man in das Innere der Stadt kommt. Anfangs glaubte ich, eine alte, wohlerhaltene gothische Residenz zu sehen. So ist Haus mit Haus verbunden, 5 Stockwerke hoch mit gothischem Stuck verziert. Aber je weiter man kommt, desto zahlreicher sind diese Residenzen. Die ganze „lange" Straße besteht aus solchen Häusern. Vor jedem Hause stehen 2 Kastanien- oder Lindenbäume an einem geglätteten Vorplatze, auf den man vermittels einiger Stufen steigt. Die Grenze gegen die Straße ist bei jedem Hause durch 2 Ecksteine bezeichnet. Aber dies sind keine gewöhnlichen Eckstein, sondern meistens eine Figur, ein Löwe, ein Piedestal usw.; sie werden durch eine starke eiserne Stange mit hellpoliertem messingenen Knopfe an den Vorplatz angeschlossen. Der Markt ist, wenn er auch für die große Stadt zu wenig Raum hat, prachtvoll. Das Rathaus mit 2 sehr hohen Türmen, das Junkerhaus oder die eigentliche Börse und alle Gebäude ringsherum sind

außerordentlich kostbar und schön. Schade, daß die Straßen wegen der Bäume und Vorplätze viel zu enge sind und dadurch den Eindruck des Ganzen erschweren! Auch kann zu wenig erquickende Sonnenwärme in die Wohnungen dringen. Am 21. und 22. wurden unter ortskundiger Leitung die Sehenswürdigkeiten der Stadt in Augenschein genommen. Gegen Abend des 22. erfolgte die Weiterreise über Elbing, wo Abegg bei einem Verwandten mehrere Tage verweilte und von seinem Bruder aus Königsberg abgeholt wurde. Über Braunsberg, Brandenburg fuhr man und kam am 28. Mai in Königsberg an. Hier verlebte Abegg eine angenehme und höchst interessante Zeit, in der es ihm vergönnt war, mit hervorragenden Personen zu verkehren. Lassen wir ihn selbst sprechen: Heute früh (1. Juni) um 10 Uhr führte mich Oberinspektor Brahl, ein vertrauter Gesellschafter Kants, zu diesem, nachdem er ihn vorher von meiner Absicht, ihn zu besuchen, unterrichtet hatte. Denn der Philosoph läßt nicht mehr jeden vor sich kommen. Es trat mir ein Mann mittlerer Größe, sehr vorwärts gebückt, mit freundlich-lebhaftem Angesichte entgegen. Als ich ihm meine Freude, ihn persönlich verehren zu dürfen, ausgedrückt hatte, überreichte ich ihm die Adresse von Fichte. Nachdem er sie gelesen hatte, sagte er: Dies ist nun so ein Kompliment, auch schreibt er immer höflich, aber eine Bitterkeit läuft mit unter, daß ich mich nicht über ihn oder gar für ihn erkläre; und es wird nichts dadurch ausgerichtet, daß er alles so fein aussinnt; ich lese seine Schriften nicht alle, aber neulich las ich die Rezension seiner Schriften in der Jenaer Literaturzeitung; ich wußte beim ersten Male nicht recht, was er wollte, ich las sie zum zweiten Male und glaubte, nun würde ich etwas verstehen können, aber es war nichts. Er hält den Apfel vor den Mund, aber gewährt keinen Genuß. Es kommt auf die Frage hinaus: mundus ex aqua? Er bleibt immer im allgemeinen, gibt nie ein Beispiel und kann, was noch schlimmer ist, keins geben, weil dasjenige, was zu seinen allgemeinen Begriffen paßt, nicht existiert. Als ich nach einer längeren Unterhaltung, in der Kant das Wort führte, mit Brahl nach Hause zurückkehrte, erzählte mir dieser, wie folgt. Kant liebt mit ganzer Seele die Sachen der Franzosen und wird durch alle Ausbrüche der Immoralität nicht irre gemacht, zu glauben, das Repräsentativ-System sei das beste. Ungeachtet er Gott postuliert, glaubt er selbst nicht daran und achtet die Zukunft nicht, insofern sie Fortdauer gewähren kann. In der Metaphysik läßt er es unentschieden, reagiert nicht und begehrt nicht. In der Moral kommt es nach seiner Meinung auf das individuelle Bedürfnis an; er bekämpft in dieser Hinsicht Schlosser nicht, der ohne eine göttliche Regierung nicht leben kann. Kant ist völlig unabhängig. Ungeachtet er das Leben für nichts Kostbares und für nicht

sehr beglückend hält, ist er doch immer heiter und vergnügt. Er hat sich ganz in seiner Gewalt; er fürchtet den Tod durchaus nicht. Als kürzlich einer seiner jüngeren Freunde kränklich und sehr traurig war, äußerte er: O! fürchten Sie sich etwa vor dem Tode? Wie unrecht! Sehen Sie, ich fürchte ihn nicht, ungeachtet der Postwagen vor der Türe steht. Er hat einen Schwaben zum Bedienten, einen drolligen, aber sehr guten Menschen. Dieser muß ihn jeden Morgen $4^3/_4$ Uhr wecken. Selbst wenn der Philosoph dadurch gestört würde und noch gern länger schliefe, muß der Befehl ausgeführt werden. Er nennt die glücklichste Stunde an jedem Tage diejenige, in welcher er sich seinen Tee ansetzt, die Pfeife zurechtmacht, stopft, ansteckt, raucht und trinkt. Dies ist die Zeit der Visionen, in der er in einer wohltuenden Abspannung von ernsten Geschäften und leicht bewegt lebt; aber länger als eine Stunde ist ihm dieser Genuß nicht möglich, er muß tätig sein. Er liest sehr viel und allerlei. Dem Nicolovius gibt er jetzt seine Schriften in Verlag, damit er sich jemand verpflichte, der ihm die neuesten Schriften gibt. Auch besitzt er die vielseitigste Bildung, spricht über alles und oft allein während seiner Mahlzeit, an welcher immer einige ihm angenehme Menschen teilnehmen. Er ißt mit großem Appetit und liebt besonders Göttinger Würste. Auch trinkt er täglich einige Gläser Wein, zuerst weißen, dann roten. Wenn er, was er jetzt nicht mehr tut, draußen bei Motherby außerhalb seines Hauses speiste, so trank er auch wohl ein Gläschen zuviel, spielte mit dem Weinglase, war aber immer die Seele der Gesellschaft. Die ganze Unterhaltung geht gewöhnlich auf seine Kosten. Mit Prof. Krause kam er sonst häufig zusammen, aber es traf auch hier ein, was Lessing sagt: Zu große Bäume zerschlagen sich die Äste. Auch mit Herrn Hamann kam er oft zusammen, jedoch ohne zu disputieren. Übrigens ist Kant so neugierig auf politische Neuigkeiten, daß Nicolovius ihm die Probebogen der Berliner Zeitung, die er auf der Post abends früher bekommt, zusenden muß. Auch bittet er oft Brahl in einem Billet, er möchte ihm mitteilen, ob sich Merkwürdiges ereignet habe. Er wird hier allgemein geschätzt und geliebt, aber nur sehr wenige wissen seine literarischen Verdienste zu würdigen. Man liebt und ehrt also fast nur den Menschen in ihm. Zu seinen Äußerungen gehören u. a. folgende: Ich gehe gewöhnlich mit einer nicht schweren Idee zu Bett und schlafe mit ihr ein; ich überlasse mich aber auch wohl meiner Phantasie, die mir dann eine schlaflose Nacht bereitet; jedoch kann ich der Phantasie auch oft einen Streich spielen.

3. Juni. Der Einzug des Königs nebst Gemahlin wird weitläufig beschrieben, ebenso die Huldigung und das Festessen, die am 5. stattfanden. Den 6. Juni wurde eine großartige Revue abgehalten.

12. Juni. Von Prof. Kant wurde Abegg zum Mittagessen eingeladen. Als er gegen 1 Uhr sich bei ihm einfand, traf er dort außer dem Oberinspektor Brahl noch Dr. Lachmann, einen schönen und überaus geschickten Mann. Abegg berichtet, wie folgt. Kant ladet täglich einige ihm angenehme Menschen ein, um sich sein Mittagessen zu würzen. Die Tafel war gut besetzt, und Kant ließ es sich gut schmecken. Es wurde roter und weißer Wein angeboten. Das Beste ist Kant selbst. Er spricht über alles gern und mit Teilnahme. Es war die Rede vom Könige und von der Königin. Man fand es nicht gut, daß der König beim Einzuge nicht geritten oder im offenen Wagen gefahren war. Darauf wurde von den etwaigen Unternehmungen Bonapartes und der Gewinnung des Bernsteins geredet. Gegen Ende der Mahlzeit ließ Kant eine Flasche Rheinwein holen, obgleich er nur noch 5 von dieser Sorte hatte. Mit außerordentlicher Lustigkeit klopfte er auf den Tisch, öffnete die Flasche und schenkte uns ein. Jeder von uns mußte 2 Gläser trinken, wie er. Dann beklagte er sich darüber, daß Prof. Reuß in Würzburg, dem er den Auftrag gegeben habe, ihm eine kleine Portion Steinwein zu besorgen, nicht geantwortet habe. Abeggs Anerbieten, die Weinsendung durch seinen Bruder besorgen zu lassen, nahm er an und hob gegen 4 Uhr die Tafel auf.

Am 14. Juni war ich wieder von Kant zu Tische geladen. Außer mir nahm noch ein junger Prediger von hier am Essen teil, namens Sommer. Die Unterhaltung war sehr mannigfaltig. Bonaparte mit seiner Expedition stand im Mittelpunkte des Interesses. Kant glaubt noch, daß jener in Carthagena oder Malaga landen und dann Portugal erobern werde. Die Engländer sind nach seiner Ansicht im Grunde die depravierteste Nation. Sonst betrogen sie doch nicht im Handel. Jetzt erhöhten sie den Tee, den Senf sogar, den sie schicken. Die ganze Welt ist ihnen England. Die übrigen Länder und Menschen sind nur ein Anhängsel, ein Zubehör. — Wenn nur unser König bald nach Berlin kommt und durch Sièyes'[1]) Gründe sich bestimmen läßt, eine vernünftige Partei zu ergreifen, damit durch Preußen und Frankreich vielleicht das Kriegführen unmöglich gemacht werde. — Es war die Rede von der jüdischen Gesellschaft der Juden. Kant meinte: Es wird nichts daraus kommen, solange die Juden Juden sind und sich beschneiden lassen, werden sie nie in der bürgerlichen Gesellschaft mehr nützlich als schädlich werden. Jetzt sind sie die Vampyre der Gesellschaft. Man sprach auch einmal von Hippel. Nämlich ein gewisser Stadtrat von hier machte falsche Obligationen für mehr als 70.000 Taler und

[1]) Französ. Gesandter in Berlin (1748—1836).

brachte dadurch viele Menschen ins Unglück. Als endlich die Strafe verhängt wurde, daß er am Pranger stehen sollte, traf Hippel die Einrichtung, daß man von dem Verurteilten, zumal wenn er den Hut gut auf den Kopf drückte, wegen eines Gestells nicht viel sehen konnte. Nachher kam dieser Betrüger in die hiesige Festung, ist noch in derselben und darf Leute aus der Stadt zu sich bitten lassen. Dies ist nicht recht, sagte Kant. Er lebt ja so in einem sehr angenehmen Exil und soll selbst gestehen, daß er jetzt viel glücklicher sei als in der Zeit, wo er stets darauf habe sinnen müssen, Geld herbeizuschaffen, um seine Gläubiger zu befriedigen. Am Ende des Mittagessens, das bis nach 4 Uhr dauerte, überreichte Kant seinem Gaste Abegg 2 Rosen. Dieser teilt noch gelegentliche Äußerungen des Philosophen mit, wie folgende: Ich trinke täglich 2 Tassen Tee, rauche auch meine Pfeife; dies ist eine meiner glücklichsten Zeiten. Dann bin ich noch nicht angestrengt; ich sammle mich nach und nach, und auch während dieser Zeit kommt am Ende hervor, was und wie ich den Tag über arbeite. Über Selles philosophische Schriften sagte er: Es ging mir, wenn ich zuweilen darin las, wie dem seligen Hamann, wenn er die freimaurerischen Schriften des Starke las. Ich sage mit ihm, sie verursachen mir Grimmen (!) im Bauche. Dieser Starke übrigens trachtete nach nichts anderem, als Chef der Freimaurerei zu werden. Ehemals trieb man mit dieser Maurerei allerlei. Jetzt ist es wohl nur ein Zeitvertreib und Spiel!

20. Juni. Heute, schreibt Abegg, ließ mich Prof. Kant wieder zum Mittagessen einladen. Leider konnte ich die Einladung nicht annehmen, weil mein Bruder den Kriminalrat Jensch, Justizrat Frey und einige andere zu Mittag eingeladen hatte, und ich am Abend bei Kriegsrat Scheffner sein werde. Die Unterhaltung während des Mittagessens bei meinem Bruder war oft sehr geistreich. Jensch hat in der Tat das Ansehen eines Vaters, und das, was er spricht, ist herzlich. Nach dem Essen unterhielten Frey und Jensch uns über Hippel. Die Unterhaltung nahm einen ganz eigentümlichen Verlauf. Frey und ich sagten, die bürgerliche Verbesserung der Weiber von Hippel sei eine seiner schlechten Schriften, da die in der Schrift aufgestellten Behauptungen von den Vorzügen der Frauen durchaus unbegründet seien. Da erhob sich Jensch mit den Worten: Wenn das Buch schlecht ist, so liegt die Schuld an mir, denn ich habe es größtenteils verfertigt. Was seinen Inhalt betrifft, so stehe ich für dessen Richtigkeit ein und behaupte noch heute und werde es immer behaupten, daß kein Mann soweit kommen kann als eine Frau. Die Frauen sind uns in der Naturanlage überlegen. Man setze sie nur in den Stand, sich zu entwickeln. Es ist Barbarei, Grausamkeit, sie von allen Stimmrechten in der bürgerlichen Gesellschaft auszuschließen.

„Daraus entstehen Nachteile für die Männer." Gut! Was diese jetzt voraus haben, ist Despotie und Usurpation.

Abends traf ich bei Kriegsrat Scheffner eine große Gesellschaft. Borowski erzählte u. a. von Hippel, daß dieser einmal zu ihm gesagt habe: Ich bin ebenso gut ein geweihter Priester wie Sie, worauf jener erwiderte: Ich bin kein Priester. Über Kant äußerte Scheffner: Kant war im Umgange bewunderungswürdig und ist es in gewissen Stunden noch. Sonderbar ist es, daß er, wie er die Feder in die Hand nimmt, zusammenhängend mit alter Kraft schreibt.

(Schluß folgt.)

Ein Brief Wielands an einen Dichterling.

Von J. Trefftz in Weimar.

Der unten abgedruckte Brief Wielands vom 31. Juli 1808 entstammt derselben Quelle, wie der im laufenden Band dieser Zeitschrift, Heft 1, veröffentlichte Holtei-Brief, der Autographensammlung des Geh. Haupt- und Staatsarchivs zu Weimar. Er ist an einen jungen Mann unbekannten Namens gerichtet, der in Eisenstadt — wohl dem ungarischen Städtchen dieses Namens im Komitat Ödenburg — lebte, darauf scheint wenigstens der Ausdruck „der lange Weg von Eisenstadt nach Weimar" im Briefe hinzudeuten. Diesem jungen Manne nun, der den Beruf zum Dichter in sich zu verspüren vermeinte, seine poetischen Versuche Wieland vorgelegt und ihn wiederholt zu einem Urteil über sein Vorhaben aufgefordert hatte, läßt der greise Dichter eine in der Höflichkeit der Form für ihn ebenso charakteristische, anderseits nur zu deutliche Abfertigung zu Teil werden, die auch unter den heutigen Verhältnissen möglicherweise hier und da gar nicht so übel am Platze wäre! Daß das vorliegende Original schließlich dann doch nicht abgegangen ist, erklärt sich vielleicht aus den Korrekturen, die nachträglich angebracht werden mußten und es als zum Ausgang ungeeignet erscheinen ließen. Die Überschrift oben ist von anderer Hand am Kopfe des Briefes hinzugefügt worden, sie faßt den Inhalt kurz und gut zusammen, also lag kein Grund vor, sie nicht beizubehalten. Ob der junge Mann die Mahnung Wielands beherzigt hat, entzieht sich unserer Kenntnis.

Hochwohlgebohrner Herr,

Ich weiß nicht, wer von uns beiden mehr zu tadeln ist, Sie daß Sie einem 75jährigen Greise, dessen Persönlichkeit, Lage und Verhältnisse Ihnen (wie natürlich) ganz unbekannt sind, ohne eine andere Entschuldigung als Ihre

allzugroße Meinung von seiner Gefälligkeit, das Richteramt über einige Ihrer poetischen Versuche und über Ihren Beruf zum Dichter (an welchem Sie Selbst zu zweifeln scheinen) beynahe mit Gewalt aufdringen wollen, und da Sie die Nichtbeantwortung Ihres ersten Briefes billig für eine mehr als hinlängliche Antwort auf Ihre Fragen ansehen konnten, einen zweyten Brief den langen Weg von Eisenstadt nach Weimar machen lassen, um ihn zu einer Antwort, die er Ihnen lieber hätte ersparen mögen, zu nöthigen: oder Ich, daß ich Ihren ersten Brief lieber unbeantwortet ließ, als daß ich alle das Verbindliche und Schmeichelhafte, was Sie mir darin sagen, mit einer Antwort, deren Sie sich vermuthlich nicht versahen, erwiedern wollte, — und daß ich mich gleichwohl durch Ihren zweyten Brief bewegen lasse, Ihrer zwar gutmüthigen, aber mir notwendig lästigen Zudringlichkeit, nachzugeben?

Es sind schon viele Jahre, seit ich weder selbst Verse mache, noch lese, was heut zu Tage von andern in dieser Gattung gemacht wird. Ich bin also um so weniger geschickt, über den Beruf neuangehender Dichter zu urtheilen, da ich auf der einen Seite kein ächtes, aber noch unentwickeltes Talent abschrecken möchte, auf der andern aber mit Horaz überzeugt bin,

— — mediocribus esse poëtis
Non di, non homines, non concessere columnæ.

Was soll ich Ihnen nun sagen? Sie haben, wie ich sehe eine gelehrte Erziehung genossen; Sie lieben die Dichtkunst; Sie haben, wie die meisten jungen Leute heut zu Tage, große Lust, sich selbst mit dieser schönen Kunst abzugeben; Sie glauben Anlagen dazu in sich zu fühlen, haben Sich vermuthlich bereits darin geübt, und machen, so viel ich davon verstehe, wirklich ganz artige Verse. Ein solches Talent ist weder zu verachten noch ganz zu vernachlässigen: es kann oft ein Mittel seyn, sich den Großen angenehm zu machen, und ist wenigstens eines, im Kreise unsrer Freunde, bey mancherley Gelegenheiten das gesellige Vergnügen zu vermehren: aber dies ist nicht genug, die Dichterey zum Geschäft Ihres Lebens zu machen, und wenn ich Ihr Vater, Oheim oder älterer Bruder wäre, würde ich Ihnen ernstlich abraten, sich durch den Reitz der Musen dazu verführen zu lassen. In besondere Gründe hierüber einzugehen, habe ich weder Zeit noch Lust. Genug, ein sicheres Zeichen, daß Sie nicht zum Dichter von Profession gebohren sind, ist, daß Sie mich fragen, ob Sie es seyen oder nicht? Kein von den Musen wirklich Besessener Jüngling hat jemahls eine solche Frage gethan.

Nehmen Sie die Aufrichtigkeit, womit ich Ihnen so ohne alle Komplimente sage was ich denke, so gut auf als sie gemeint ist. Mehr als hundert junge Männer haben mir im Lauf meines Lebens (ohne daß ich weiß, wie ich zu dieser Ehre gekommen bin) die nehmlichen Fragen vorgelegt wie Sie, und 95 von 100 haben die nehmliche Antwort von mir erhalten — und unter diesen waren nicht wenige, die es mir in der Folge herzlich dankten.

Noch einmahl — spielen Sie mit Ihrer Muse, zu Ihrem eignen und Ihrer Freunde Vergnügen, in Nebenstunden so viel Sie wollen, aber machen Sie Ihr Hauptwerk immer aus einer solchen Anwendung Ihrer Geisteskräfte, wodurch Sie Ihrem Fürsten, Ihrem Vaterland und Sich Selbst nützlich werden können.

Weimar den 31. Juli 1808.

Mimische Studien zu Heinrich von Kleist.

Von Ottokar Fischer in Prag[1]).

7. Kleists Spiegelanekdote.

Die Leidensgeschichte von Kleists Berliner Abendblättern ist bekannt. Nachdem die Redaktion der Zeitung aus politischen und besonders aus nationalökonomischen Gründen mit dem Regime des Ministers Hardenberg in Widerstreit geraten war, kam sie, dank der Drangsalierung durch die Zensurbehörde, um die Möglichkeit offener Polemik, ja auch die Freiheit der Diskussion war arg gefährdet. So mußte denn zu Anspielungen gegriffen werden, der Widerspruch war nur mehr zwischen den Zeilen zu lesen; hinter ironischem Lob war eine scharfe, gegen die Regierung gerichtete Kritik, giftiger Hohn und wuchtige Invektive unter der glatten Oberfläche verborgen. Die Aufsicht über die öffentlichen Meinungsäußerungen erstreckte sich auf alle Kulturfragen, selbst das Theaterreferat unterlag wachsamer Nachprüfung und gerade in Sachen der Kunst hatten sich die Gegensätze scharf zugespitzt; denn Kleist haßte, im Einverständnis mit anderen Mitgliedern von Arnims christlich-deutscher Tischgesellschaft, das Berliner Nationaltheater und dessen Direktor, den vorzüglichen Schauspieler, doch minder vorzüglichen Poeten Iffland. Während Kleists Dramen in Buchhandlungen oder gar bloß im Schreibtische des Dichters ein trauriges, kaum beachtetes Dasein fristeten, wurde die Berliner Szene von bürgerlichen Rührstücken, Komödien und Balletts niedriger Gattung beherrscht. Naturgemäß war das Verhältnis der Redaktion zur offiziellen Kunst äußerst gespannt — selbst abgesehen von persönlichen Motiven —, und da ein lauter öffentlicher Protest nicht geduldet wurde, erschien auch in Fragen der Tageskritik äußerste Vorsicht geboten und so geschah es, daß Kleist, der Verehrer von Anmut, Tanz und zwangloser Schönheit, sein abfälliges Urteil über das Ifflandische Ballet in einen Beitrag mit harmlosem Titel und scheinbar nicht aktuellem Inhalt hineinschmuggelte: in seinen Aufsatz „Über das Marionettentheater“[2]); mit großer Gewandtheit

[1]) Vgl. Euphorion Band 15, S. 488 ff. und 716 ff.; Band 16, S. 62 ff. und 413 ff.

[2]) 4, 133—141, aus den Berliner Abendblättern Nr. 63—66, vom 12. bis 15. Dezember 1810 zum erstenmal wieder abgedruckt bei E. v. Bülow, H. v. Kleist's Leben und Briefe 1848, 263—273; erörtert von R. Steig, H. v. Kleists Berliner Kämpfe 1901, 236—239 kürzer in den Anmerkungen zum 4. Bande der Kleistausgabe; auf Kleists Stil appliziert den Grundgedanken des Aufsatzes Fries, S. 72 f.

bekämpft er jedoch in einer dem damaligen Publikum wohl kenntlichen Weise zwischen den Zeilen dieses philosophisch-künstlerischen Referats das corps de ballet und den mechanisierenden Geist, vielmehr die Geistlosigkeit der beliebten Pantomimen. Der Wachsamkeit der Zensur ist der eigentliche Sinn des Artikels entgangen; Kleist hatte nämlich die gegen das Berlin von 1810 gerichteten Einwände mit einer persönlichen Reminiszenz verbunden, die sich an eine andere Stadt und an ein anderes Datum knüpft: Er berichtet, im Winter 1801 in der Stadt M. mit einem gefeierten Tänzer ein lehrreiches Gespräch geführt zu haben, in dessen Verlaufe sich der Tänzer mit großer Anerkennung über die Grazie der Marionetten, äußerst abfällig dagegen über die Schwerfälligkeit einiger Kollegen und Kolleginnen geäußert habe; und die beiden Unterredner entwickeln durch Frag und Antwort ein philosophisches System.

Durch Steigs tiefdringende Forschungen über Kleists Berliner Kämpfe ist die polemische Anregung und die Tendenz des Aufsatzes klargelegt worden, darauf ist's wohl auch zurückzuführen, daß der Aufsatz über das Marionettentheater minder lebhaft erörtert wird als andere Kleistsche Beiträge. Und doch wäre hier noch manches zu fragen und zu erklären: meiner Auffassung nach ist in dem Aufsatz das wesentliche Kleistscher Lebensweisheit und künstlerischer Philosophie niedergelegt[1]) und das oberste Gesetz seiner Geberdensprache in tiefsinniger Weise entwickelt. Durch die Form des Dialogs ist das Eindringen erschwert, da es nicht ohne weiteres feststeht, ob und in welchem Grade die in dem Aufsatze verfochtenen Grundsätze in der Tat auf Rechnung von Kleists Mitunterredner zu setzen sind. Aber ohne gleich auf die dunkeln biographischen Voraussetzungen einzugehen, mache ich im vorhinein darauf aufmerksam, daß die in dem Aufsatz festgehaltene Unterredung vollends im Sinne der Kleistschen Theorie von der Verfertigung der Gedanken auf ein bestimmtes Ziel hinsteuert. Andere Denker finden auf einsamen Spaziergängen die reichste Anregung zum Grübeln (so Nietzsche); andere argumentieren am erfolgreichsten, wenn ein herausforderndes weißes Blatt Papier vor ihnen liegt; Kleist hielt sich an seine Maxime l'idée vient en parlant. Durch Frag und Antwort werden, recht nach maieutischer Art, die Ideen ans Tageslicht gelockt, das Gespräch stockt, um sich wieder freier zu entfalten, zwei ganze Menschen nehmen daran teil, sind bald zerstreut, bald von einem einzigen Gedanken beherrscht, sie wollen einer den andern überzeugen, freuen sich ihrer jeweiligen

[1]) Von anderen Prämissen aus ist Hanna Hellmann in ihrer interessanten Schrift über Kleist gleichfalls zu einer hohen Wertschätzung des erörterten Aufsatzes gelangt, vgl. Euphorion 16, 200—202 (Korrekturnote).

Überlegenheit, lächeln und sind erstaunt, wenn der Partner den aufgeworfenen Gedanken richtig weiterspinnt, sind mit Geberden der Verlegenheit und mit unsteten Blicken ausgestattet. Allen scheinbaren Digressionen zum Trotz geht die Unterredung auf den Nachweis einer einzigen, grundlegenden These aus, die lautet (S. 141): „Wir sehen, daß in dem Maße, als, in der organischen Welt, die Reflexion dunkler und schwächer wird, die Grazie darin immer strahlender und herrschender hervortritt", oder umgekehrt: wo Gedankenarbeit einsetzt, dort geht die naive Anmut verloren.

Dem Satze von der Unversöhnlichkeit des Instinkts und des Intellekts sind drei Beweise gewidmet: erstens die Erwägung der Vorteile, die die Marionetten bieten, als Ausgangspunkt des Gesprächs; ferner zwei Anekdoten, die erste von dem Jüngling vor dem Spiegel, die zweite von dem fechtenden Bären. Kleists Liebe zu den Marionetten hängt mit der Antipathie gegen lebendige Darsteller zusammen. In dem paradoxen Streben nach harmonischen Linien und nach einem Eindruck, der durch keine mit dem Leben außerhalb der Szene zusammenhängenden Assoziationen beeinträchtigt wäre, gelangen viele Verehrer der Schauspielkunst zu einer analogen Ansicht von der Superiorität lebloser Interpreten. Selten genug ist diese Vorliebe durch eine Neigung zur volkstümlichen Kunst eingegeben. Die neueren Marionettenverehrer wenigstens sind der Regel nach viel zu sehr Ästheten, um sich die Freude an dem bunten Jahrmarktsgetriebe zu bewahren, die Marionette, die sie im Sinne haben, ist eher eine stilisierte Filigranfigur als ein grober Kasperle[1]). Die deutsche Romantik hatte vom Sturm und Drang die Neigung zum Puppenspiel übernommen, aber um jene unbefangene Freude des jungen Goethe und seiner Zeitgenossen scheint es getan gewesen zu sein. Ähnlich wie Kleist hob auch Dahlmann oder der Liebhaber der Schattenspiele Justinus Kerner die Vorzüge der Marionetten hervor, auf deren ironischem Lob auch Die seltsamen Leiden eines Theaterdirektors von E. T. A. Hoffmann beruhen. Hoffmann verstand wie selten einer jenem für die Romantik so tief bezeichnenden Schrecken vor leblosen Dingen wie Spielsachen oder Automaten Ausdruck zu verleihen. Auch bei Kleist machen sich romantische Tendenzen geltend, auch den Worten seines Aufsatzes gemäß haftet dem automatischen Werkzeug etwas Persönliches an, etwas, was den krankhaften Vorstellungen vom Doppelgänger zugrunde zu liegen pflegt. Aus Reils „Rhapsodien

[1]) Vgl. Weichberger, Einleitung zu Eichendorffs „Inkognito"; Michels' Einleitung zu den Nachtwachen von Bonaventura; Walzel (Euphorion 10, 326 f.) macht Hofmannsthal und Bahr als Verkünder verwandter Theorien namhaft, ich führe außerdem einen Ausspruch Oscar Wildes an (übersetzt in der Neuen Rundschau 1908 II, 1510) und ein Märchenspiel des tschechischen Dichters Karásek.

über die Anwendung der psychischen Curmethode auf Geisteszerrüttungen" (Halle 1803, S. 97[1]), die Wukadinović's Forschungen zufolge auf Kleist eingewirkt haben, führe ich eine Stelle als Beleg an, wie echt romantisch die Ehrfurcht vor seelenlosen Dingen ist: „Wir können die sublimsten Werke der höheren Seelenkräfte mit Bewußtseyn, aber auch ohne dasselbe, als bloße Automaten, verrichten. . . . Der Virtuose spielt schön, weil er eine Seele hat. Aber eine Flötenuhr spielt ohne dieselbe eben so schön. Sie hatte freilich ihren Meister, aber auch ihr Meister hatte den seinigen. Der letzte Ring in der Kette der Wesen hängt an dem Bette des Jupiter." Ja es ist nicht ausgeschlossen, daß eben diese Stelle aus Reil die Ausführungen Kleists direkt beeinflußt hat[1]).

Kleist zufolge wird der mit Vernunft und Wille ausgestattete Mensch, was Anmut des Tanzes anbelangt, von einer Holzpuppe übertroffen: Denn ihre Bewegungen sind einheitlicher, da sie von einem einzigen Schwerpunkt aus regiert werden[2]), während bei dem eitlen Tänzer auch die einzelnen Gliedmaßen eine eigene Bewegung und Richtung, ein eigenes Leben aufweisen, so daß der Eindruck schöner Linien von vornherein unmöglich gemacht wird. Die Puppe beschreibt ungefähr die Bahn, die der Seele des Puppenspielers vorbestimmt ist, ein Tänzer führt dagegen in ganz ungleichmäßiger Weise die einzelnen Bewegungen aus, ohne auf eine Harmonie des Ganzen bedacht zu sein. Die Puppen unterliegen nicht dem Gesetze irdischer Schwere, der Draht ermöglicht ihre leichte Beweglichkeit und Elastizität, die Erde muß sich mit der Luft in die Oberherrschaft über die Marionetten teilen, die die feste Unterlage bloß flüchtig berühren, um sich wiederum in die Höhe zu erheben. Andere Romantiker (Hoffmann) könnten von einer solchen Voraussetzung aus zu sentimentaler Trauer über die physischen Gesetze, denen der Mensch als ein „glebae adstrictus" unterworfen sei, zu Klagen über die

---

[1]) Der letzte Satz („Der letzte Ring . . .") hat vielleicht in ideeller und stilistischer Hinsicht auf Kleists Formulierung (138, 12) eingewirkt: „. . . der Punkt, wo die beiden Enden der ringförmigen Welt ineinander griffen:" an Reils Worte „Sie hatte freilich einen Meister, aber auch ihr Meister hatte den seinigen" gemahnt eine Stelle aus der Anekdote vom fechtenden Bären (140, 12): „daß er seinen Meister gefunden habe: doch alles auf der Welt findet den seinen."

[2]) Zu Kleists Worten (134, 6 ff.; 136, 29; 137, 1 ff.) vgl. Engel, Ideen zu einer Mimik 1, Berlin 1785, S. 61: „Der Sitz des Gebehrdenspiels ist nicht dieses oder jenes Glied, dieser oder jener Theil des Körpers insonderheit. Die Seele hat über alle Muskeln desselben Gewalt, und wirkt, bey vielen ihrer Bewegungen und Leidenschaften, in alle". — An anderer Stelle (1, 98) kommt Engel der Kleistschen Anschauung vom Gegensatz der Grazie und des Bewußtseins nahe: „Der Gang erfolgt nach dunklen Ideen, die den Willen stillschweigend lenken, und die das Gesetz ihrer Folge von den jetzt herrschenden klaren nehmen: jene leiden durch den Einfluß von diesen, diese durch den Einfluß von jenen."

Gebundenheit des Lebens, über die materialistische Bestimmung des Leibes gelangen. Kleists Folgerungen weisen ganz wo anders hin, seine Klage lautet eher, der Mensch sei leider ein mixtum compositum, dem Staub sei leider eine unbedeutende Seele eingehaucht worden. Er sehnt sich durchaus nicht nach einer Befreiung von allem Leiblichen: das Ideal einer anmutigen Puppe würde er erst dann als verwirklicht betrachten, wenn die Bewegungen der Figur sich völlig vom Willen ihres Gebieters emanzipieren, wenn sie einzig und allein von mechanischen Gesetzen regiert, durch eine sich drehende Kurbel verursacht würden. Nur der geringsten und der absoluten Intelligenz ist die höchste Anmut zuteil geworden: dem Menschen, diesem Mittelding, bleibt sie ewig unerreichbar; sich natürlich zu bewegen, ist bloß den Vertretern beider entgegengesetzter Prinzipe gegeben: einer Substanz ohne das mindeste Bewußtsein, d. h. der toten Materie, und jenem Wesen, dessen Bewußtsein der Unendlichkeit gleichkommt, also Gott; bloß in Gott und in der Struktur eines Gliedermanns sei dem Postulate der Freiheit genüge getan, „hier sei der Punkt, wo die beiden Enden der ringförmigen Welt ineinandergriffen."

Bis hieher entwickelt sich die Maxime vom Gegensatz zwischen Bewußtsein und Naivität in einem (wirklichen oder fingierten) Zwiegespräch zwischen Kleist und dem ungenannten Tänzer; Kleist tut, als ob er an der Richtigkeit der gewagten Lehre irgend welchen Zweifel hegte, in Wahrheit liefert er jedoch durch einen scheinbaren Einwand wiederum einen neuen Beleg für den grundlegenden Gedanken des Aufsatzes. Ich setze diese meines Erachtens wichtigste Stelle (138, 16 ff.) wortgetreu hieher:

Es scheine, versetzte er (der Tänzer), indem er eine Prise Tabak nahm, daß ich (Kleist) das dritte Kapitel vom ersten Buch Moses (nämlich die Erzählung, wie Adam und Eva sich nach dem Sündenfall ihrer Nacktheit bewußt und von Scham befallen werden) nicht mit Aufmerksamkeit gelesen; und wer diese erste Periode aller menschlichen Bildung nicht kennt, mit dem könne man nicht füglich über die folgenden, um wie viel weniger über die letzte, sprechen.

Ich sagte, daß ich gar wohl wüßte, welche Unordnungen, in der natürlichen Grazie des Menschen, das Bewußtsein anrichtet. Ein junger Mann von meiner Bekanntschaft hätte, durch eine bloße Bemerkung, gleichsam vor meinen Augen, seine Unschuld verloren, und das Paradies derselben, trotz aller ersinnlichen Bemühungen, nachher niemals wieder gefunden. — Doch, welche Folgerungen, setzte ich hinzu, können Sie daraus ziehen?

Er fragte mich, welch einen Vorfall ich meine?

Ich badete mich, erzählte ich, vor etwa drei Jahren, mit einem jungen Mann, über dessen Bildung damals eine wunderbare Anmut verbreitet war. Er mochte ohngefähr in seinem sechszehnten Jahre stehn, und nur von fern ließen sich, von der Gunst der Frauen herbeigerufen, die ersten Spuren von Eitelkeit erblicken. Es traf sich, daß wir grade kurz zuvor in Paris den Jüngling gesehen hatten, der sich einen Splitter aus dem Fuße zieht; der Abguß der Statue ist bekannt und befindet sich in den meisten deutschen Sammlungen. Ein Blick, den er in dem Augenblick, da er den Fuß auf den Schemel setzte, um ihn abzutrocknen, in einen

großen Spiegel warf, erinnerte ihn daran; er lächelte und sagte mir, welch' eine Entdeckung er gemacht habe. In der Tat hatte ich, in eben diesem Augenblick, dieselbe gemacht: doch sei es, um die Sicherheit der Grazie, die ihm beiwohnte, zu prüfen, sei es, um seiner Eitelkeit ein wenig heilsam zu begegnen: ich lachte und erwiderte — er sähe wohl Geister! Er errötete, und hob den Fuß zum zweitenmal, um es mir zu zeigen; doch der Versuch, wie sich leicht hätte voraus sehen lassen, mißglückte. Er hob verwirrt den Fuß zum dritten und vierten, er hob ihn wohl noch zehnmal: umsonst! er war außerstand, dieselbe Bewegung wieder hervorzubringen — was sag' ich? die Bewegungen, die er machte, hatten ein so komisches Element, daß ich Mühe hatte, das Gelächter zurückzuhalten. —

Von diesem Tage, gleichsam von diesem Augenblick an, ging eine unbegreifliche Veränderung mit dem jungen Menschen vor. Er fing an, tagelang vor dem Spiegel zu stehen; und immer ein Reiz nach dem anderen verließ ihn. Eine unsichtbare und unbegreifliche Gewalt schien sich, wie ein eisernes Netz, um das freie Spiel seiner Gebärden zu legen, und als ein Jahr verflossen war, war keine Spur mehr von der Lieblichkeit in ihm zu entdecken, die die Augen der Menschen sonst, die ihn umringten, ergötzt hatte. Noch jetzt lebt jemand, der ein Zeuge jenes sonderbaren und unglücklichen Vorfalls war, und ihn, Wort für Wort, wie ich ihn erzählt, bestätigen könnte. —

Als Gegenstück zu diesem Ereignis folgt hierauf noch die Anekdote vom Bären, der den Angriffen und Finten eines gewandten Fechters zu widerstehen vermochte, was wiederum als Beleg für die These gilt, daß die Natur, so lange sie von Reflexion verschont bleibt, dem berechnenden Geiste überlegen ist. Wir müßten daher, so lautet die mystische Folgerung des Aufsatzes, wieder von dem Baum der Erkenntnis essen, um in den Stand der Unschuld zurückzufallen; wir müssen die Reise um die Welt machen, und sehen, ob das Paradies vielleicht von hinten irgendwo wieder offen ist; das ist das letzte Kapitel von der Geschichte der Welt.

Durch die Anekdote von dem jungen Manne, der vor dem Spiegel seine Natürlichkeit eingebüßt hat, bietet Kleist einen vorzüglichen Maßstab seines eigenen Geistes und seiner dichterischen Erzeugnisse dar. Die der kurzen Erzählung zugrunde liegende Weisheit verleiht seinem gesamten Schaffen ein besonderes Gepräge der Keuschheit, herber Trauer und, bei aller Krankhaftigkeit, ein Gepräge unbezwingbarer Kraft und Frische. Die biographischen Voraussetzungen nicht bloß des ganzen Aufsatzes, sondern auch der daraus mitgeteilten Spiegelanekdote sind in Dunkel gehüllt; vielleicht ereignete sich die Geschichte während Kleists Aufenthalt auf der Insel des schweizer Thunsees im Jahre 1802 (vgl. Minde Pouet 5, 472): daß jedoch unter dem jungen Manne Kleists Jugendfreund Pfuel gemeint sei, erscheint zumindest zweifelhaft, schon die Angabe, der Jüngling sei sechszehnjährig gewesen, widerspricht einer derartigen Annahme; auch der Gewährsmann, auf den sich Kleist zum Schluß beruft, ist unverweislich, vielleicht handelt es sich um bloße „Form der Beurkundung", zu der Steig (4, 262) einige Parallelen auf-

zählt. Wenn ein biographischer Hintergrund ernstlich in Betracht kommen soll, so müssen die Daten des Aufsatzes einer kleinen Korrektur unterzogen werden: Kleist will im Winter 1801 von einem Ereignis berichtet haben, das er etwa drei Jahre zuvor, kurz nach seinem Pariser Aufenthalt miterlebt habe: das ergäbe als Datum des Pariser Aufenthalts ungefähr 1798, als Datum der Spiegelepisode 1798 oder 1799. Nun ist aber Kleist im Jahr 1801 nachweislich zum ersten Mal in Paris gewesen, diese Jahreszahl stellt sich daher als terminus a quo dar. Entschließen wir uns, die Zahl „1801" als Schreib- oder Druckfehler anzusehen und statt ihrer „1804" zu setzen, so liegt der Fall klarer: dann könnte man zur Not sogar daran festhalten, das Ereignis habe sich in der Schweiz zugetragen, denn dem Jahre 1802 ging in der Tat der Pariser Aufenthalt kurz voran; die vage Angabe „vor etwa drei Jahren" läßt Vermutungen freien Spielraum, außerdem ist zu beachten, daß das Gespräch erst 1810 aufgezeichnet wurde (also, die Berechtigung meiner Hypothese anerkannt, sechs Jahre später als es geführt ward). Für 1804 als Datum der Unterredung spricht noch eine zweite Erwägung: „den Winter" 1804 hat Kleist wirklich „in M . . . zugebracht", nämlich in Mainz[1]).

Aber wann immer das Ereignis sich zugetragen haben mag: „erlebt" im groben Sinne des Worts konnte es überhaupt nicht werden. Was Kleist berichtet, läßt sich nicht durchs bloße Auge erkennen, nicht an eine bestimmte Stunde knüpfen, die eigentliche Bedeutung ist in das äußere Geschehnis erst vom Beobachter hineingeheimnißt worden, der eine einfache Erfahrung zu einer Art von tragischem Mythus umgestaltet hat: die „Unschuld" ward ihm zu einer greifbaren Größe, deren Dauer und Verschwinden durch bestimmte Angaben festzustellen ist, ein seelischer Umschwung verdichtet sich ihm zu einem einzigen Augenblick, der eine Katastrophe in sich birgt. Und doch besteht ein genauer Zusammenhang zwischen Kleists Wiedergabe der traurigen Begebenheit und zwischen Kleists Biographie; allerdings denke ich da nicht an seine äußeren Erlebnisse, sondern daran, was er selber als „Geschichte seiner Seele" zu bezeichnen pflegte.

Die in einem Tagebuche niedergelegten intimsten Beobachtungen Kleists sind leider nicht auf uns gekommen, als getreueste Zeugnisse

[1]) 1801: bis April in Berlin, Mai bis November auf Reisen, im Dezember zu Basel, dann zu Bern (vgl. E. Schmidt 1, 16*). 1804: in der Korrespondenz große Lücke zwischen 26. Oktober 1803 (St. Omer) bis 24. Juni 1804 (Berlin); in der Zwischenzeit hatte er laut eigenen Bekenntnisses (5, 311) „nahe an fünf Monaten" in Mainz zugebracht; die Quellen über den dortigen Aufenthalt fließen spärlich.

seiner Entwicklung stellen sich die Briefe dar, die er an Braut und Schwester richtete. Wohl ist in seiner Korrespondenz nicht häufig des Spiegels Erwähnung getan: aber nicht einmal in sympathischer Weise. Die Lehrsätze allerdings, durch die er seine Braut vor allzu häufigem Gebrauch des Spiegels warnt (5, 143 f.)[1], haben nicht viel zu sagen, ähnlich wie der pedantische Bräutigam konnte auch irgendwelche Erzieherin der Eitelkeit des jungen Mädchens entgegenarbeiten; auch die Bemerkung, die äußere (vordere) Seite des Spiegels sei eigentlich weiter nichts „als ein notwendiges Übel, indem sie das eigentliche Bild nur verwirrt" (5, 163; vgl. 172; 197) ist auf moralische Ausmünzung berechnet und es wäre übereilt, daraus eine Abneigung gegen den künstlichen Widerschein der äußeren Welt erschließen zu wollen. An anderer Stelle (5, 237) wird der feindlichen Einwirkung der Spiegelfläche Ausdruck verliehen, die häßliche Gegenstände häßlich erscheinen lasse: der Rhein erlaube sich eine einzige Rache an den Felsen, die seinen Lauf hemmen, nämlich „diese, ihnen in seinem klaren Spiegel ihr schwarzes Bild zu zeigen" — nebenbei bemerkt, eine Wendung, die an den abergläubischen Brauch der Bewohner der Montagne noire gemahnt: der dräuenden Hagelwolke wird ein Spiegel entgegen gehalten, damit sie, wenn sie sich so schwarz und häßlich sieht, erschrocken zurückweiche[2]. Eine abträgliche Bemerkung ist in einem Jugendbrief enthalten (5, 75); es wird darin ein primitives Panorama beschrieben, das die Ruinen eines römischen Kaiserpalastes darstellt, dessen altertümliche Nachbildung jedoch durch stilwidrige Einzelheiten beeinträchtigt wird: „um die Täuschung vollends mit dem Dolche der Wirklichkeit niederzubohren, hangen an jeder Seite des Pfahles vier niedliche Spiegel[3], die das Bild des Gemäldes auf eine widerliche künstliche Art zurückwerfen". — In Kleists Dichtungen spielt der Spiegel gleichfalls keine hervorragende Rolle, doch finde ich, neben einer Minderzahl harmloser Erwähnungen[4], bloß solche Stellen, an denen eine tadelnde Bezeichnung angebracht ist oder die Vorstellung von etwas peinlichem, wo nicht schmerzhaftem zum Ausdruck gelangt.

---

[1] Zu „Spiegel des Bewußtseins" (5, 144) erinnert Fries (S. 94) an ähnliche Wendungen Schillers.

[2] Hocker, Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde 2, 1855, 418 f.

[3] Überbleibsel des Barockstils? Über Spiegel in Gartenlandschaften jetzt Kammerer, Zur Geschichte des Landschaftsgefühls im frühen 18. Jahrhundert, 1909, S. 14.

[4] Das Bild Dianas hängt unterm Spiegel eines Landmädchens (4, 26), die harmlos eitle Toni tritt vor einen Spiegel (3, 336); Amphitryon, V. 712 „als wär' die Luft ein Spiegel", V. 1160 „gehört das Bild mir, das der Spiegel strahlt?", V. 1524 „sich in einer Seele spiegeln", V. 2107, „all' diese Blicke werft in einen Spiegel".

Durch eine flüchtige Notiz über einen in den Spiegel geworfenen Blick stellt der Verfasser der Erzählung „Findling" (3, 369) eine ränkeschmiedende Courtisane in schiefes Licht; eine andere unsympathische Kokette, die Intrigantin Kunigunde, wird vom Dichter geschmäht, als sei sie seine persönliche Feindin, der Trug, die Unehrlichkeit ihrer Toilettenkünste wird breit dargelegt, sie selber vor einem Spiegel postiert (2, 230; 234; vgl. 4, 366), von dem sie des öfteren spricht: „am Stift des Spiegels, der überm Putztisch glänzend eingefugt", hängt der Schlüssel zu ihrem Schreibtisch (2, 264), im Schubfach unter dem Spiegel verwahrt sie eine Schachtel mit Gift (2, 290); und soll einer ihrer abgeblitzten Freier von ihrer charakteristischen Gebärde sprechen, so sagt er (2, 248): „Sie stellte sich vor den Spiegel (und) knixte." Die Verdoppelung des eigenen Bildes kann den Eindruck einer widerlichen Karikatur hervorrufen, wenn der abstoßend häßliche Richter Adam den Widerschein seiner Fratze anglotzt (1, 325; 422), sie kann aber auch einen dämonischen Schrecken verursachen, wenn ein Bösewicht mit vor Wut und Reue verzerrten Gesichtszügen sich über einen reinen Waldquell neigt: „Mich dürstet", sagt Rupert Schroffenstein, der von Gewissensbissen über einen verübten Mord gequält wird (1, 130); „Komm an diesen Quell", fordert ihn sein Gefährte Santing auf. „Löscht er den Durst?" „Das Wasser mindestens ist klar, daß du darin dich spiegeln könntest. Komm! (Rupert steht auf, geht zum Quell, neigt sich über ihn, und plötzlich mit der Bewegung des Abscheus wendet er sich.) Santing: Was fehlt dir? Rupert: Eines Teufels Antlitz sah mich aus der Welle an. Santing (lachend): Es war dein eignes." [1]) Auch hier ließe sich von einer Rache sprechen, die die Natur an einer häßlichen Erscheinung nimmt, indem sie ihr ihr echtes Bild vorhält. — Penthesilea ist verwirrt, da sie den Reflex ihrer stolzen Gestalt von der Rüstung ihres Feindes zurückgeworfen sieht (V. 642); nicht durch die allzu große Treue des Bildes fühlt sie sich geängstigt, sondern dadurch, daß das Bild entschlossener dreinschaut als sie selber in ihrem Innern ist; auch die Erinnerung an die „Höllenkünste", durch die ihre Gefährtinnen sie umschmeichelt haben (V. 1262: „wie sie mit Spiegeln mich, die Gleißnerinnen, umstanden, rechts und links, der schlanken Glieder . . . Götterbildung preisend"), erfüllt die überwundene Königin mit ohnmächtiger Wut; auf der Gefahr der spiegelnden Wasserfläche, auf der magischen Anziehungskraft des

[1]) Eine bekannte Analogie zu der Wut, hervorgerufen durch das Anschauen des eigenen Spiegelbildes, findet sich in Klingers Zwillingen IV 4, wo Guelfo den Spiegel, in dem er sein mit einem Kainsmal gezeichnetes Gesicht erblickt, zertrümmert; gute Anmerkungen über diese Zertrümmerung seiner selbst bei Engel, Ideen zu einer Mimik 1, 1785, S. 159 und 162.

Widerscheins der Sonne gründet sich eine der tiefst tragischen und tiefst ironischen Wirkungen der Tragödie (V. 1388)[1].

Ein „Spiegelfreund" also — um den Ausdruck einer Erzählung Rodenbachs anzuwenden — ist Kleist sicherlich nicht gewesen. Die kurze Übersicht der betreffenden Stellen erhärtet vielmehr die Annahme, die in dem Aufsatz über das Marionettentheater bekundete Antipathie gegen den Spiegel hänge aufs engste mit des Dichters Individualität zusammen. Es ist daher keine ungegründete Vermutung — von völliger Gewißheit kann bei psychologischen Untersuchungen über Menschen, die nicht mehr am Leben sind, und gar über Künstler, kaum je die Rede sein — wenn ich behaupte, in der Spiegelanekdote habe Kleist einen Teil seines intimsten Credos niedergelegt. Jener so einfache als traurige Satz: „er fing an, tagelang vor dem Spiegel zu stehen; und immer ein Reiz nach dem anderen verließ ihn", drückt Kleists persönlichste Überzeugung von der Gefahr der Reflexion und von der verhängnisvollen Wirkung des Spiegels aus. Es sei mir gestattet, diese beiden Bestandteile von Kleists Anschauung zu beleuchten und zunächst in einem Exkurs die Wirkungen des Spiegels und deren Bedeutung für die Poesie darzulegen.

Die Wirkung der Spiegelfläche ist erstens durch die Erkenntnis des Kontrastes zwischen Wirklichkeit und Schein bestimmt, und durch diese metaphysische Beziehung wird die optische Täuschung dem akustischen Problem des Echos und den geheimnisreichen Vorgängen des Traumlebens nahegerückt; zugleich gehört das Problem dem weiten Bereiche der Vorstellungen vom Doppelgänger[2] an, und dieser eher pathologische Charakter bedingt eine Verwandtschaft mit den Problemen des Bildes, des Schattens und mit gewissen Fällen des Verfolgungswahns. Der Wiener Dichter und Psychologe Lucka[3] möchte die Frage überhaupt ganz in das Bereich des Pathologischen hinüberspielen; er faßt das Spiegelbild als etwas auf, wogegen ein jeder edlerer Geist ein Grauen empfinden müßte, unterschätzt oder mißachtet die harm-

---

[1] Dazu Hohenzollerns Hohn (Homburg, V. 59): „Schade, ewig schade, daß hier kein Spiegel in der Nähe ist! Er würd' ihm eitel, wie ein Mädchen, nahn . . ." . — 4, 149: „wie ein schlechter Spiegel."

[2] Von einer Furcht vor dem eignen Doppelgänger ist in Kleists Werken nicht viel zu bemerken. In der Doppelgängerkomödie „Amphitryon" geht der Schrecken des Helden beim Anblick Jupiters (V. 1839 ff.) nicht über das Konventionelle „Que vois-je? justes dieux . . . Mon âme demeure transie" bei Molière hinaus. Zu beachten wäre noch Strahls Ausruf 2, 283 „Nun steht mir bei, ihr Götter: ich bin doppelt! Ein Geist bin ich und wandele zur Nacht!" In dieser Beziehung würde Kleist keinen Vergleich mit dem treffsicheren Psychologen E. T. A. Hoffmann und mit anderen Romantikern aushalten.

[3] „Die Verdoppelungen des Ich": Preußische Jahrbücher 115, 1904.

losen und selbst liebreizenden Wirkungen der Spiegelfläche, stellt die Feindschaft gegen das eigene Bild gleichsam als Forderung höherer Sittlichkeit auf (Beethoven habe sicher den Anblick seines Gesichtes nicht ertragen, zwischen intelligenten Zwillingen sei bloß ein feindseliges Verhältnis denkbar usw.); dies sind gewagte, einseitige[1]) Betrachtungen, deren Ausgangspunkt jedoch, nämlich die Anschauung von dem dämonischen Einfluß des verdoppelten Ich, glücklich gewählt und durch viele Belege gestützt erscheint. Die Wirkung des Spiegels auf den Menschen birgt ursprünglich in der Tat ein störendes, feindseliges Element in sich: dies läßt sich weder exakt noch direkt nachweisen, da die Wirkungen von zu vielen sekundären Umständen abhängen; auch die Seelenkunde des Kindes wird kaum Klarheit schaffen, da das Kind, noch bevor es zum bestimmten Bewußtsein von der Verschiedenartigkeit seines Ich der Umwelt gegenüber gelangt ist, in den Spiegel zu blicken pflegt. Aber auf Umwegen kann man sich von dem primären Einfluß überzeugen, den ein Blick in den Spiegel auf einen naiven Sinn ausübt oder vielmehr ausüben müßte. Zwei Spiegel, einander gegenübergestellt oder einen schiefen Winkel einschließend, sind bereits imstande, das Gefühl der Unsicherheit, der Verwunderung, peinlichen Unbehagens zu erzeugen. Es ist bekannt, wie unangenehm und befremdend der Anblick des eigenen Körpers von hinten oder von der Seite her zu wirken pflegt. In sogenannten Labyrinthen, deren Wände aus lauter Spiegeln bestehen, mischt sich dem freudigen Gelächter auch nervöse Ungeduld bei. Ja ein von Glaswänden eingeschlossener Raum wirkt auf manches Gemüt beängstigend und unheimlich.

Noch eine andere Art indirekten Beweises spricht für die feindselige Wirkung der Spiegelfläche. Der Sinn für die begriffliche Verwandtschaft des Spiegels mit Bild und Schatten einerseits, mit dem Widerhall anderseits manifestiert sich — in abergläubischen Bräuchen unzivilisierter Völker und in etlichen dichterischen Erzeugnissen. Analogien zu Anschauungen roher Naturvölker[2]) werden von künstlichen Produkten kultiviertester Dichter dargeboten. Ich erinnere an die Voraussetzung eines geheimen Bandes zwischen Porträt und Porträtiertem, von der Poë in der Erzählung vom ovalen Bild oder O. Wilde im Roman von Dorian Gray ausgehen; an die schicksalsschwere Rolle des Schattens in Chamissos berühmter Novelle und in Wildes Märchen vom Fischer und

---

[1]) Vgl. das Problem der vielen Selbstbildnisse hochstehender Männer, etwa Rembrandts!

[2]) Reiches Material bei: K. Haberland, Der Spiegel im Glauben und Brauch der Völker (Zeitschrift für Völkerpsychologie 13, 1882, 325—347) und J. v. Negelein, Bild, Spiegel und Schatten im Volksglauben (Archiv für Religionswissenschaft 5, 1902, 1—37).

von dessen Seele; an die bewußte Schlemihlparaphrase in Hoffmanns Abenteuern einer Sylvesternacht, wo der Verlust des Schattens durch den Verlust des Spiegelbilds ersetzt ist[1]). Bietet sich dem unkultivierten Denken eine Verwandtschaft zwischen Spiegelbild und Echo dar, so ist es wohl auch ein geheimnisvolles Band zwischen beiden Erscheinungen, worauf ein recht unnaiver Dichter anspielt: denn es deutet wohl tiefer als auf bloßen Zufall und auf geistreiche Tändelei, wenn Ovid (nach alexandrinischem Vorbild?) die Mythen von Narkissos (vom Spiegel) und von Echo verbindet.

In Poesie sowohl als in volkstümlicher Überlieferung ist das Staunen, von dem ein unbefangener Mensch beim Anblick seines eigenen Bildes befallen wird, zu wahrem Schrecken und zu feindseligem Verhalten gesteigert. Wohl handelt es sich da um Übertreibungen, doch ihre Grundlage entspricht dem natürlichen Empfinden; wohl sind es abergläubische Bräuche, poetische Lizenzen, gar künstlich berechnete Effekte, aber die Anregung zu ihnen stellt sich als etwas allgemein Menschliches dar: sie entstammen der Verwirrung, hervorgerufen durch eine unerwartete Entdeckung; der Bangigkeit vor einem Menschen, der demjenigen, der ihn anblickt, genau gleichsieht; dem eifersüchtigen Bestreben, die Eigenart der Persönlichkeit zu bewahren. Oft weisen die volkstümlichen Fabeln einen komischen oder erzieherischen Charakter auf[2]). Aber zu einfachen Erzählungen, zu durchsichtigen Ratschlägen,

[1]) Die Ähnlichkeit des Volksaberglaubens mit dem Schlemihlmotiv, nach Rochholz' Vorgang, von Negelein erwähnt, a. a. O., S. 13. Auch Sydow gibt trotz seiner neuen Schlemihldeutung die Analogien zwischen Schatten und Seele nicht völlig auf (Chamissoausgabe, S. 10); v. Maaßens historische Anmerkung zu Hoffmann (1, 349) liefert einen Anhaltspunkt, doch keine Erklärung. — Zur poetischen Psychologie eines Menschen vor dem Spiegel: In Poës Novelle „William Wilson" ist das Spiegelbild mit der Vorstellung des Doppelgängers zusammengebracht (vgl. Lucka a. a O.); in Maupassants „Horla" wird das Grausen geschildert, das dadurch entsteht, daß sich kein Bild im Spiegel zeigt (die Begründung ist allerdings ganz anders als bei Hoffmann); eine schöne Darstellung der Sucht, zu einer jeden Erscheinung nach Bildern und Analogien zu fahnden, findet sich bei G. Rodenbach (deutsch unter dem Titel „Der Spiegelfreund", in der posthumen Sammlung „Im Zwielicht"). — Zur gespenstischen Wirkung des Blicks in den Spiegel führe ich eine interessante Beobachtung aus Schnitzlers Roman „Der Weg ins Freie" an (S. 340) — allerdings wird das Unheimliche durch das traumhafte Element begünstigt —: „. . . seine eigene Gestalt war ihm so gespenstisch erschienen, wie sie zu beiden Seiten neben ihm, in den langgedehnten schiefen Spiegeln, hundertfach vervielfacht einhergeschlichen war." Eine großartige Wirkung erzielt Hebbel durch Verquickung von Spiegel- und Traummotiv, nach dem Vorbild eines Traumes seiner Frau, in Herodes und Mariamne IV, 7. — Bloße Dekoration gibt der „Spiegelkerker" ab in einem effekthaschenden rhetorischen „Psychodrama" R. v. Meerheimbs (bei Reclam, Nr. 2410, S. 40 ff.).

[2]) Mittelalterliche Fabelungetüme verenden, sobald sie sich in einem Spiegel erblickt haben; Beziehung des Blicks in den Spiegel zu Todesvorstellungen

Warnungen, Deutungen treten auch ein paar tiefere Mythen hinzu, die die Gefahren der Spiegelfläche behandeln: Wer sich selbst erblickt bringt etwas in Erfahrung, was ihm verborgen bleiben sollte. Wenn er nämlich schön ist, wird er sich seiner Schönheit bewußt; Eitelkeit und Stolz werden in ihm rege, die körperlichen Vorzüge schwinden jedoch dahin. Im alten Griechenland gab es zwei derartige Sagen: Der schönhaarige Eutelidas verfiel, nachdem er sich einst im Fluß erschaut hatte, in schweres Siechtum; sein weiteres Schicksal ist nicht überliefert, nur einige Betrachtungen über die Beziehung seiner Geschichte zur Gefahr, die dem Gipfelpunkte physischen Wohlseins anhaftet, haben sich erhalten[1]). Eine plastischere Gestaltung erfuhr die Fabel von Narkissos, die, wenn auch schwerlich in ursprünglicher Form, in Ovids Metamorphosen aufgezeichnet ist: Um die Gunst des verführerisch schönen Jünglings Narkissos bewarben sich erfolglos so Mädchen als Knaben; sein Hochmut wird strenge geahndet. Denn es geht die Weissagung in Erfüllung, die nach seiner Geburt gegeben wurde: es sei ihm ein langes Leben beschieden, sofern er sich nicht selbst kennen lernen werde. Zufällig blickt er jedoch, nachdem er die Liebe der Nymphe Echo verschmäht hat, in eine Waldquelle hinab — dieser Moment ist mit Vorliebe von bildenden Künstlern festgehalten worden[2]) —, verliebt sich in das Bild, das ihm das Wasser widerstrahlt, streckt nach ihm die Hände aus, seufzt in vergeblicher Liebespein, weint, da er die Unerfüllbarkeit seiner Sehnsucht einsieht, irrt umher und stirbt vor Kummer; an dem Orte, da er stirbt, sprießt die nach ihm benannte Blume hervor. Mystisch verbrämt erscheint ein gegen den Spiegel gerichteter Vorwurf in einer spätgriechischen Legende, die heidnische Elemente mit dem Monotheismus zu verquicken sucht: in dem Poemander des sogenannten Hermes Trismegistos[3]) wird von einer Verschwörung berichtet, die der Mensch im Verein mit der Natur anstiftet; Gottes älterer Sohn, der Demiurgos, bewirkt jedoch, daß sich

---

von Artemidors Traumbuch an bis zur Gegenwart; Verbote, sich im Spiegel zu betrachten, aus erzieherischen und diversen abergläubischen Gründen.

[1]) In Plutarchs Tischgesprächen V 7, 4 (Moralia IV; Bibliotheca Teubneriana, S. 203).

[2]) Vgl Wieseler: Narkissos; Roscher; Gruppe u. a.

[3]) Hermetis Trismegisti Poemander, ed. G. Parthey, Berolini 1854, cap. 1, § 14. — Gnostische Elemente will in der Legende nachweisen Neander, Genetische Entwickelung der vornehmsten gnostischen Systeme, Berlin 1818, S. 216; ihm folgend Menzel, Mythologische Forschungen und Sammlungen 1842, S. 29; Vorchristliche Unsterblichkeitslehre 2, 1870, S. 62. — Einen Hinweis auf eine Verwirrung, hervorgerufen durch einen Blick in die spiegelnde Fläche des Stroms will Creuzer (Symbolik und Mythologie 3, 1821, S. 553) aus Proklos Kommentar zum platonischen Timaios herauslesen: die Erwähnung ist irreführend, da die betreffende Stelle bei ihm nur dem Sinne nach übersetzt ist.

der Mensch in das eigene Spiegelbild verliebt, wodurch er auf das Niveau des Irdischen herabsinkt.

Diese verstreuten Aufzeichnungen führe ich zum Beleg dafür an, wie sich in volkstümlicher Überlieferung, in poetischen Mythen und in religiöser Grübelei die Furcht vor dem Spiegelbild äußert: aber ich kenne keine bündigere und ergreifendere Legende von der verhängnisvollen Wirkung des Spiegels, als Kleists Erzählung von dem Wunder, das sich vor seinen Augen mit dem jungen Mann ereignete, da er zum Bewußtsein seiner Anmut gelangte. Ein unmittelbarer Zusammenhang mit den angeführten Legenden soll natürlich nicht behauptet werden, nur scheint es mir festzustehen, daß die Sage von Narkissos in formeller Hinsicht auf den Anfang von Kleists Anekdote eingewirkt habe: in beiden Erzählungen werden die sechzehn Jahre des Jünglings nachdrücklich hervorgehoben, auch die Art und Weise, wie Kleist andeutet, sein Bekannter habe sich der Gunst der Frauen erfreut, weist auf einen Einfluß der analogen Stelle in den Metamorphosen hin, die dem klassisch gebildeten Dichter sicher nicht unbekannt blieben[1]). Zufällig und doch bezeichnend ist die Ähnlichkeit mit der neuplatonischen Paraphrase der Schöpfungsgeschichte; nichts berechtigt zu der Annahme, Kleist hätte sich mit dem Studium antiker Mystik abgegeben, auch lief seinem sinnenfrohen Temperamente der spiritualistische Charakter des Mythus vom Demiurgos zuwider, denn Kleists Anekdote besagt bei aller Mystik etwas ganz anderes, als daß der Verfasser überzeugt wäre, die Seele sei dem Körper, die Idee der Form, das verborgene Leben sei jenem, das sich durch ein Bild festhalten läßt, überlegen. Aber aus dem Mythus von Vater, Söhnen und Natur weht uns eine wehmütige Stimmung an wie aus der biblischen Legende von Adams und Evas Sündenfall; der Übergang von höherem Leben zu niederem, der Verlust göttlicher Bestimmung, der Fall ins Bereich der Sterblichkeit bildet die Grundlage der Fabel von der Empörung gegen den Herrn des Weltalls; auch bei Kleist handelt es sich, seinen eignen Worten gemäß, um eine Parallele zum Verluste des göttlichen Paradieses. Durch den Spiegel deutet er in symbolischer Weise das Bewußtsein, durch das Paradies die Naivität an.

Bewußtsein und Naivität nehmen in Kleists Geistesleben die Stelle zweier unversöhnlicher Gegensätze ein, zwischen denen es zu

---

[1]) Ovid, Metamorph. III 351; in Voß' Übersetzung 1, Berlin 1798, 169: „Jetzo hatte Narcissus den funfzehn Jahren noch eines zugefügt, und er konnte wie Knab' erscheinen und Jüngling. Mancher begehrete sein der Jünglinge, manche der Jungfraun. Aber es war so grausam der Stolz bei der blühenden Schönheit: keiner rührete jenen der Jünglinge, keine der Jungfraun."

tragischen Konflikten zu kommen pflegt. Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, stellt sich uns der Dichter als folgerichtiger Dualist dar; der Aufsatz über das Marionettentheater bringt, meiner Meinung nach, eben den dualistischen Grundzug Kleistscher Weltauffassung am reinsten und nachdrücklichsten zur Geltung.

Von Haus aus ist ja Kleist ein durch und durch naiver Charakter. Die Art seiner Naturbetrachtung etwa, seine frische, lebensvolle Belebung der Naturvorgänge deutet auf das unbefangene Gemüt eines jugendlichen Liebhabers hin, die Freude, die ihn beim Anblick körperlicher Schönheit beseelt, mutet ganz heidnisch an. Einen Schüler der Malkunst belehrt er, sich des körperlichen Gefühls nicht zu schämen, das ihn befalle, während er an dem Bild einer Madonna male; „die Welt ist eine wunderliche Einrichtung", erklärt Kleist (4, 145), „und die göttlichsten Wirkungen gehen aus den niedrigsten und unscheinbarsten Ursachen hervor." Er verkündet den Kultus der Kraft, der Natürlichkeit, naiven Genusses, dem die Unschuld gleichkomme. Mit verzückter Frömmigkeit hat sein wohl unseliges, doch die Materie durchaus nicht verschmähendes Gemüt nichts gemein. Er liebt die Kinder in ihrer „überaus schimmernden Reinheit an Leib und Seele" (4, 132) und haßt gekünstelte Natur. Der zarte Freund des schweizer „Mädeli", der keusche Dichter des „Käthchen von Heilbronn" teilt den Abscheu dieses seines Naturkindes gegen die Mosaikarbeit, die angeborenen Reiz ersetzen soll, staunt ungläubig und entsetzt mit seiner Thusnelda darüber, daß sich die Römerinnen (d. h. die Französinnen) mit falschem Haar und Gebiß versehen. Was einem gottbegnadeten Geschöpf gleichsam im Traum zuteil geworden ist, darnach trachten die eitlen Koketten: auch sie wollen Anmut besitzen, natürlich scheinen, über eine Seele verfügen: „Das unsichtbare Ding, das Seele heißt, mögt' ich an Allem gern erscheinen machen", sagt in der ersten Fassung des Ritterschauspiels (4, 365) Kunigunde, die künstlich zusammengefügte Schöne. Ein Band und ein Strauß, ein Schmuck und ein Kleid setzen sich in raffiniertem Arrangement zu einem wohlberechneten Abbild ihres inneren Scheinlebens zusammen. Käthchen haucht ahnungslos einer jeden Gebärde und allem, was sie berührt, einen Teil der Seele ein; bei Kunigunde hingegen entsteht das Trugbild von Natur und Seele durch gewalttätige Anhäufung kleiner und kleinster Züge. Die eine handelt, ohne sich zu besinnen, die andere will großmütig handeln und betont sowohl ihr Bestreben als ihren Edelmut; die eine schreitet unbeschädigt durch Wasser und Feuer hindurch und folgt blind der Fährte ihres Herrn, die andere kettet mit vollstem Bewußtsein ihren Erretter an sich, beseitigt ganz regelrecht und mit Hilfe von lauter „will" und „soll" (2, 239) die

Hindernisse, die sich ihrem Verlöbnis mit dem Grafen in den Weg stellen, und vermag doch nicht ihre innere Leere zu übertünchen. Die Erzählung vom Jüngling vor dem Spiegel wird so durch das Erlebnis aus einer anderen Welt vorbereitet: vor dem unglückseligen Vorfall ist die Anmut des jungen Mannes ganz selbstverständlich, nachher sehnt er sich umsonst sie wieder zu erlangen; früher war alles Seele an ihm, nun wird alles zu elendem Flickwerk, früher war er eine Art Käthchen, nun wird er Kunigunden gleich. Der Gegensatz der beiden Frauengestalten ist nicht nur durch Erfordernisse der dramatischen Technik und Fabel oder durch Vorbilder in des Dichters Leben bestimmt, sondern wurzelt tief in seiner Lebensauffassung; Kleist scheidet zwischen erwählten und verdammten Existenzen. Die Grenzen zwischen beiden sind durch die Entwicklung gegeben; die Unschuld kann verloren gehen, aus einem Naturkinde kann (symbolisch: durch die Einwirkung des Spiegels) ein verderbtes Geschöpf werden; der umgekehrte Fall, daß sich eine Kunigunde zu einem Käthchen wandelte, ist aus Kleists Werken nicht zu belegen, doch ging sein Streben sicherlich dahin, durchs Leben und Wissen, durch die Verderbnis hindurch bis zu den Quellen der Natur zurückzuwandeln; wollte er doch selbst „zur Natur zurückkehren" und Landmann werden.

Aus angeborener körperlicher Schönheit also wollte Kleist angeborene Schönheit der Seele erschließen. Auch Männern gegenüber verharrte er auf der Forderung einer harmonischen Entfaltung des inneren und des äußeren Lebens. „Jung und schön wie ein junger Gott" (4, 152; vgl. 3, 256): mit diesen Worten, die als Ausdruck liebevoller Bewunderung wohl einem Mädchen anstünden, bezeichnet auch der einstige Leutnant sein Mannesideal. Ja derselbe sittenrichtende Junker, der Iffland eine wenn auch gegründete, so doch infame Beleidigung entgegenschlenderte (Brief Nr. 148), sandte seinem Freunde Pfuel ein so überschwängliches Liebesbekenntnis zu (Brief Nr. 80), daß ein sensationslüsterner Forscher eine krankhafte Anlage des Dichters herauslesen könnte[1]). Der ungewohnte Ton des Schreibens findet seine Erklärung zum Teil wohl darin, daß damals noch die sentimentale Zeit des hyperbolischen Freundschaftskultes nachwirkte, zum Teil auch in Kleists Hinneigung zur allerstärksten, maßlosen Schilderung seiner persönlichsten Gefühle; außerdem jedoch läßt sich aus dem Schreiben eine echte, verzückte, melancholische Bewunderung der Formenschönheit eines jungen Leibes vernehmen. Eine gewisse

[1]) Diese, 1908 niedergeschriebenen Worte haben schon zwei unerwartete Bestätigungen gefunden: vgl. den Brief, den Rahmer (H. v. Kleist 1909, S. 347 ff.) zum Abdrucke bringt und die „Pathographie" J. Sadgers (Wiesbaden 1910).

elegische Stimmung ist dem ästhetischen Genuß beigemischt: als ob Kleist befürchtete, von irgendwoher nahe dem freien Spiel der Gebärden das Verderben — also jenes Schicksal, das er in seiner dem Brief an Pfuel stimmungsverwandten Spiegelanekdote festhält. Ich ziehe zum Vergleich mit dieser Kleistschen Tragik das Grundmotiv eines neueren Romans heran, nämlich des „Dorian Gray" von Wilde. Die beiden Dichter sind von dem naiven Glauben beseelt, aus dem Gesicht und aus dem Körper lasse sich die Seele eines Menschen erschließen; sie glauben an eine feste und absolut zu bestimmende seelische Unschuld, die plötzlich eingebüßt werden könne; sowohl diese Unschuld als ihr Gegensatz — sei's nun Eitelkeit oder Sünde — lasse sich durch eine physische Erscheinung hypostasieren oder hinterlasse eine markante Spur selbst in den Gesichtszügen. Zwischen den beiden wesensfremden Poeten, dem deutschen Patrioten und dem englischen Ästheten, dem Feind aller Reflexion und dem Verehrer des Intellekts, gibt's überhaupt mehr denn einen Berührungspunkt: Beide ziehen sie gelegentlich die Marionetten den lebendigen Darstellern vor, beide sind sie von der Philosophie ihrer Zeit vollgesogen, beide gefallen sich in gewagt geistreichen Paradoxen, beide gestalten die dämonische Psychologie eines Weibes aus, dessen Liebe verschmäht und zu tierischer Rachgier wird.

Naivität und Grazie waren, nachdem sie in Deutschland von Schiller in die öffentliche Diskussion eingeführt worden, beliebte Schlagworte. Bei Schiller fand Kleist die Scheidung zwischen Naivität und Bewußtheit (Sentimentalität) konsequent durchgeführt vor, und gleich aus dem ersten Satze der wichtigsten Abhandlung tönte ihm ein sentimentales Lob der Vorzüge der bloßen Natur entgegen, auf den folgenden Seiten begegnete er der Sehnsucht nach der Unschuld des Kindesalters; auch für seine mystische Lehre von der ringförmigen Entwicklung, die uns aus dem Paradies durch die Kultur hindurch ins Paradies zurückleite, mochte er eine Anregung oder Bestätigung in Schillers Ausspruch finden: „Wir waren Natur, wie sie (die Blumen, Vögel, Steine usw.), und unsere Kultur soll uns, auf dem Wege der Vernunft und der Freiheit, zur Natur zurückführen"[1]). Für die Lehre von der naiven Bewegung, die durch das Bewußtwerden der Grazie leide, war wohl Schillers Abhandlung „über Anmut und Würde" nicht ohne Bedeutung; auch dort wird das Problem vorgelegt, inwiefern sich ein Mensch seiner Anmut bewußt werden dürfe; die Antwort lautet (10, 84): „das Subjekt selbst darf nie so aussehen, als wenn es um seine Anmut wüßte",

[1]) Schiller (Goedeke) 10, 425; 427. Vgl. Kayka, Kleist und die Romantik 1906, 59 f.

von der Wirkung auf den Zuschauer ist daher die Rede, nicht von den die Bewegungen begleitenden Zuständen des Unterbewußtseins. Trotz einiger Analogien bleibt Schillers Deutungsweise der Gebärden, an Kleist gemessen, eine rationalistische, so wie auch einige Parallelen in Kants „Anthropologie" durchaus nicht etwa die Verwandtschaft des preußischen Dichters mit dem preußischen Philosophen verbürgen[1]). In Schillers Abhandlung ist doch von Anmut die Rede, als wär sie ein persönliches Verdienst, als könnte sie erworben werden, und der Gegensatz zwischen Schillers und Kleists Theorie tritt in einer Fußnote klar zutage, in der Schiller die instinktiven Bewegungen eines Schlafenden allen Anspruchs auf Grazie entledigt (10, 79 f.): „. . . wenn eine schlafende Person reizend ist, so ist sie es keineswegs durch die Bewegungen, die sie macht, sondern durch ihre Züge, die von vorhergegangenen Bewegungen zeugen"; dies widerstreitet völlig Kleists hoher Meinung von dem besonderen Leben, das die Seele im Schlafe führt, und die Anmut, mit der Kleist die Gebärden und Worte seiner aus dem Traum redenden Somnambulen ausstattet, würde sich mit Schillers, der Aufklärungsperiode angemessenem Standpunkte schlecht vertragen[2]).

Größeren Einfluß als der philosophische Kritizismus und dessen ästhetische Applikation übte auf die Entwicklung von Kleists Lebensweisheit und auf die Befestigung seiner Ansicht über die Gebärden jene Verwandtschaft aus, die den leidenschaftlichen und in extremen Gefühlen schwelgenden Dichter mit dem Propheten des alleinseligmachenden Gefühls, mit Rousseau verband. Im einzelnen sind die Beziehungen zum Genfer Philosophen bisher noch nicht dargelegt worden, so viel steht jedoch fest, daß Kleist zumindest in den Zeiten, da er von bösen skeptischen Stimmungen verschont blieb, das Rousseausche Evangelium treu befolgte. Die verneinende Antwort auf die Frage der Akademie zu Dijon, ob der Fortschritt der Kenntnisse zur Vervollkommnung des menschlichen Geschlechtes beigetragen habe, war für Kleist richtunggebend; seine Paraphrase des biblischen Berichtes vom verlorenen Paradiese, sein Glaube an die primäre Unverdorbenheit des Menschen und an die sekundären schädigenden Einwirkungen der Vernunft und des Nachdenkens stellen sich als

[1]) Vgl. etwa Kants Anthropologie, § 4. Umsonst suchte ich nach einer Analogie zu Kleists Lehre bei dem Materialisten La Mettrie.

[2]) Einen guten Gradmesser für die Verschiedenheit Kleistscher und Schillerscher Denkart liefert der Kontrast in den Stellungen zur Geschichte vom Sündenfall: Kleists Aufsatz über die Marionetten akzeptiert, im Anschluß an Rousseaus Ideen, einen tatsächlichen „Fall", während Schiller, auf Kantische Anregungen hin, die biblische Begebenheit als Großtat der Vernunft feiert (in dem Thaliaaufsatz von 1790 „Etwas über die erste Menschengesellschaft . . .").

Rousseauismus reinsten Wassers dar. Im Anfang war alles gut, lautet ein Glaubenssatz des Verfassers des „Contrat social" und seiner zahlreichen Nachbeter. Auch Kleists Wort von der ringförmigen Entwicklung der Menschheit, wofür ich, Kipka folgend, eine Parallele aus Schiller anführen konnte, verrät vielleicht den indirekten Einfluß Rousseaus; denn im Anschluß an Erwägungen über Rousseaus Lehre und hervorgerufen durch eine kurze Entfremdung von ihm hatte bei Kleist (in Paris im Jahre 1801) die Hochschätzung der Wissenschaften für etliche Zeit die Oberherrschaft erlangt; damals schrieb er (5, 248): „es mußten viele Jahrtausende vergehen, ehe so viele Kenntnisse gesammelt werden konnten, wie nötig waren, einzusehen, daß man keine haben müßte. Nun also müßte man alle Kenntnisse vergessen, den Fehler wieder gut zu machen; und somit finge das Elend wieder von vorn an. Denn der Mensch hat ein unwiderstehliches Bedürfnis sich aufzuklären. Ohne Aufklärung ist er nicht viel mehr als ein Tier." Bald wich diese Welle des Verstandeslebens wiederum der mächtigeren Flut, mit der die triebmäßige Leidenschaftlichkeit Kleists Gemüt überschwemmte und in seinen letzten Jahren rang sich die Rousseausche Hochschätzung des Gefühls zu völligem Siege hindurch.

Dieses Kapitel Kleistscher Psychologie schaut auf eine lange Vorgeschichte zurück. In seinem Geiste trafen die mächtigsten Gewalten des 18. Jahrhunderts, die Göttin Vernunft und der Alleinherrscher Sentiment aufeinander. Durch persönliche Erfahrungen, wie vor allem durch den Verkehr mit Ludwig von Brockes und die Ehrfurcht vor dessen treffsicherem „Gefühlsblick" und, im Gegensatz dazu, durch die zersetzende Wirkung, die auf Kleist von Kants Philosophie ausgeübt wurde, bekam der Widerstreit der beiden Ideenrichtungen in Kleists Seele eine unglaubliche Schärfe. Dazu trat noch eine verzehrende Sucht, an der Gestaltung der Zeitereignisse direkten Anteil zu nehmen. „Ich kann dir nicht beschreiben," schrieb er (5, 260) an seine Braut aus demselben Paris, wo für kurze Zeit die Verehrung der Wissenschaften die Oberhand gewonnen hatte, „wie ekelhaft mir ein wissender Mensch ist, wenn ich ihn mit einem handelnden vergleiche. Kenntnisse, wenn sie noch einen Wert haben, so ist es nur, in so fern sie vorbereiten zum Handeln." Bei der Schwester muß er von gewissen Dingen immer schweigen (5, 279), „denn ich schäme mich zu reden, gegen Einen, der handelt"; zur Zeit, da schon die deutschen Freiheitskriege herannahen, wendet er sich an Rühle mit dem ergreifenden Bekenntnis: „du weißt, daß es überhaupt nicht meine Kunst ist, zu handeln." Zuweilen sehnte er sich, ein einfacher Arbeiter zu sein, der nicht nachgrübeln muß, sondern immerdar das tägliche Brot sich im Schweiße seines An-

gesichts verdient: „Leben . . ., genießen . . ., arbeiten, Andern das Leben geben . . . und dann sterben“ (5, 249); „in den Kreis herum das Leben jagen, bis es am Abend niedersinkt und stirbt“ (Homburg, V. 1035). Zu Beginn seiner Entwicklung, als er seine Braut mit einer Fülle von Gelehrsamkeit, mit Lebensprogrammen und sittlichen Maximen überhäufte, hegte er noch den Wunsch, bei vollstem Lebensgenuß auch das Bewußtsein seines Glücks sich zu bewahren, die Besonnenheit und Überlegung nicht zu verlieren, Schillers Jünger sträubte sich dagegen, dem Triebleben zu gehorchen. Mit der Zeit jedoch, da das unselige Geschick ihn immer drängender bedrückt, fühlt er sein Bewußtsein allmählich dahinschwinden, er sucht Zerstreuungen auf, betäubt sein Nachdenken[1]). Die Unterscheidung zwischen Denken und Fühlen tritt bei ihm immer deutlicher zutage; Vernunft und Gefühl, Geist und Herz erstarren zu schematischen Gegensätzen, mit wachsender Einseitigkeit beruft er sich auf die Instanz seines Gefühls. „Traue deinem ersten Gefühl“[2]), lautet seine Erziehungsmaßregel sowohl Freunden als Mädchen gegenüber; bloß in dem Fall einer echt Kleistischen „Gefühlsverwirrung“ kommt's zu einem schmerzlichen Zweifel. Wenn er seinem Gefühl zuwiderzuhandeln gezwungen ist, wenn es zu einem Widerstreit zwischen den beiden in der Theorie versöhnten Werten kommt, nämlich zwischen Handeln und Fühlen — wenn er z. B. bei aller Liebe, die er zu seinen Verwandten hegt, sich trotzdem rücksichtslos gegen sie benimmt —, ruft er schmerzbewegt aus: „Ach, es ist ekelhaft zu leben!“ (5, 228). — Als Herausgeber der „Berliner Abendblätter“ zog Kleist die letzten Konsequenzen seiner antirationalistischen Gesinnung. Durch seine Lehre, das Nachdenken habe bloß insofern Sinn, als es zur Tat vorbereite, die Theorie habe einer energischen Aktion zu weichen, erhob er einen scharfen Protest gegen seine Landsleute, von denen einer der Größten sich dem zeitgenössischen Treiben vornehm verschloß, während der andere den frommen Wunsch nach ewigem Frieden als geistiges Erbe hinterlassen hatte. Deutschlands Lehrern gilt daher Kleists schärfster Tadel; dem Volk der Denker sein Hohn; ja wenig fehlt und er würde die großen Philosophen als Virtuosen der Verführungskunst feiern. „Der Verstand der Deutschen“, erklärt er in einem für die „Germania“ bestimmten Aufsatz (4, 107), hat, „durch einige scharfsinnigen Lehrer, einen Überreiz bekommen; sie reflektier(en), wo sie empfinden oder handeln sollten, mein(en), alles durch ihren Witz bewerkstelligen zu

[1]) 5, 209 „selbst Deine Liebe könnte mich dann nicht mit Bewußtsein beglücken“: 5, 341 „Zerstreuung, und nicht mehr Bewußtsein, ist der Zustand, der mir wohltut“.

[2]) Fries vergleicht S. 13 das Zitat aus Wallensteins Tod: „Folge deinem ersten Gefühl.“

können, und (geben) nichts mehr auf die alte, geheimnisvolle Kraft der Herzen." Den bedächtigen Mahnern, die zu Mäßigung und Humanität raten, setzt Kleist in den „Abendblättern" seine Paradoxe „von der Überlegung" entgegen (4, 180). Die auf die gläubigen Schüler Fichtes und Pestalozzis gemünzte Satire, die sich als „allerneuesten Erziehungsplan" ausgibt (4, 210), geht von ähnlichen Voraussetzungen aus wie seine Abneigung gegen die theoretische Philosophie: Kleist zweifelt an dem veredelnden Einflusse der Vernunft. Mit scharfem Hohn weist er auch (4, 145) die moralische Behutsamkeit in eroticis zurück: „in dem Augenblick, da man (den Menschen) macht, ist es nicht nötig, daß man dies (nämlich die erhabene Bestimmung des Menschengeschlechtes), mit vieler Heiligkeit, bedenke . . . .; derjenige, der, in einer heitern Sommernacht, ein Mädchen, ohne weiteren Gedanken, küßt, (bringt) zweifelsohne einen Jungen zur Welt, der nachher, auf rüstige Weise, zwischen Himmel und Erde herumklettert . . ." Das heißt: das Zweckbewußtsein stellt sich einer unbefangenen Handlung störend in den Weg; die Naivität wird durch Reflexion beeinträchtigt —: der Grundgedanke der Spiegelanekdote. Auch in ästhetischer und ethischer Hinsicht lassen sich Analogien finden.

Künstlern gegenüber macht Kleist ebenfalls seinen Standpunkt geltend, die Schönheit der Seele — und auch Kraft und Begabung — gerate, sobald sie in den Bewußtseinsinhalt eintrete, in Verwirrung. Es rührt ihn nicht so sehr das Kunstwerk an sich, „sondern die Eigentümlichkeit des Geistes, der es hervorbrachte, und der sich, in unbewußter Freiheit und Lieblichkeit, darin entfaltet" (5, 418). „Jede erste Bewegung, alles Unwillkürliche, ist schön; und schief und verschroben Alles, so bald es sich selbst begreift. O der Verstand! Der unglückselige Verstand!" (5, 328). Mit diesen Exklamationen begleitete er seine Ratschläge an einen Freund, der sich mit künstlerischen Plänen befaßte. Er wußte aus eigner Erfahrung, wie wenig bei dichterischer Beschäftigung eine gewaltsame Vorbereitung durch Willen und Vernunft frommt: Seine große Begabung für Musik brachte es mit sich, daß er die für alle Künste maßgebenden Regeln am liebsten aus dem Bereich der Töne abstrahierte; mit geschlossenen Augen war er imstande, sich Harmonien hervorzuzaubern: „Und dieses Konzert kann ich mir, ohne Kapelle, wiederholen so oft ich will — aber so bald ein Gedanke daran sich regt, gleich ist alles fort, wie weggezaubert durch das magische: disparais!, Melodie, Harmonie, Klang, kurz die ganze Sphärenmusik" (5, 134). Ein ähnliches Postulat unbewußter Schönheit stellt Kleist auch in ethischer Beziehung auf; nur spontan könne man gute Taten vollbringen, die Tugend sei eine angeborene Begabung, die sich nicht erlernen lasse; „nie besser ist der Mensch, als wenn er es recht innig fühlt, wie

schlecht er ist": so wird in der „Familie Schroffenstein" (V. 1915) die Sokratische Noetik („ich weiß, daß ich nichts weiß") in die Sprache der Tugendlehre übertragen, und an unmittelbar vorhergehender Stelle findet sich ein bezeichnendes Urteil: Rupert Schroffenstein hat einen feigen Mord veranlaßt und wird von Gewissensbissen gequält, seine feinfühlige Gattin tröstet ihn, eben die Reue bezeuge den edlen Grundzug seines Wesens, es gebe kein erhebenderes Gefühl als Reue und keinen schöneren Augenblick als jenen, der auf ein Verbrechen folge: „du weißt's nicht — ach, du weißt es nicht, und grade das macht dich herrlich." Anders formuliert lautet diese Forderung: auch seines Glücks sei der Mensch sich nicht bewußt! Daß die Gefahr einer lauten Bezeichnung für einen diskreten Seelenzustand dem Dichter vertraut gewesen ist — „das Glück ist stumm!" heißt es in den Schroffensteinern (V. 2418) —, dazu bekennt er sich mit den Worten seiner Penthesilea (V. 1586): „Ich war so ruhig, Prothoe, wie das Meer, das in der Bucht der Felsen liegt; nicht ein Gefühl, das sich in Wellen mir erhob. Dies Wort: sei ruhig! jagt mich plötzlich jetzt, wie Wind die offnen Weltgewässer, auf."

„Penthesilea", Kleists tiefste Dichtung, in die er „allen Schmerz zugleich und Glanz seiner Seele" gelegt hat, enthält noch einen bedeutsameren Beleg für seine all sein Denken beherrschende Ansicht von der verhängnisvollen Rolle des Bewußtseins. Es ist ein Spiel zwischen Fieber und Erwachen. Delirium und gräßliche Ernüchterung, holder Traum und Bewußtwerden lösen einander ab. Die Heldin handelt wie im Rausch; von einer Leidenschaft zur anderen gerissen — hierin dem Dichter nachgebildet, dem Schmerz und Freude gleich verderblich waren —, von Ekstase zu fürchterlichster Verzweiflung taumelnd, wird die Amazonenkönigin zum Opfer ihrer zwei Visionen: das einemal wähnt sie sich Siegerin, das andremal ist sie sich nicht bewußt, eine Freveltat begangen zu haben; beides ist Trug, denn zum erstenmal war sie in der Tat die Bezwungene, das andremal zeugte ihre von Blut triefende Hand gegen ihr Bewußtsein; das Erwachen aus diesen beiden Fieberphantasien, die Befreiung von diesem doppelten Alp hat ihre Vernichtung zur Folge. So lange sie dem Ruf ihrer blinden Leidenschaft folgt, ist sie sie selber: da sie durch einen plötzlichen Ruck aus ihrer Bahn geschleudert wird, verliert sie die Haltung. Das erstemal wird das Phantom durch die Mahnung der Oberpriesterin zerrissen, die Folge davon ist die wahnsinnige Steigerung der Kampfeswut und der endgiltige Umschwung der Liebesraserei in vermeintlichen Haß; dann, nachdem sie die Tat vollbracht hat, wird sie durch den Anblick ihres Opfers und durch den Klang seines Namens aus ihrem schlafwandelnden Zustand zur Erkenntnis

der Tat geführt, dieser Erkenntnis jedoch hält sie nicht stand. Bloß ihre treueste Gefährtin weiß: sobald die Königin erwacht, ist es um sie geschehen, und es wär ihr besser, „in des Verstandes Sonnenfinsternis“ umherzuirren als die Wirklichkeit zu begreifen. Wohl nirgends ist der im Aufsatz über die Marionetten entwickelte Gedanke von der vernichtenden Gewalt des Bewußtwerdens in dem Maße befolgt worden wie in dem tragischen Ausgang der „Penthesilea“. Weißenfels hat aus der Stimmung der Zeit und aus den Richtungen der damaligen Philosophie Analogien zu dem durch bloßes Wollen verursachten Tode der Penthesilea herangezogen: doch entspricht es wohl auch dem Charakter der Zeit, daß dieser Todesentschluß, diese Todesart nicht rein voluntaristisch bedingt ist: nicht bloß der Wille hat Penthesilea vernichtet, dem Willen war eine Erkenntnis vorausgegangen, und diese Erkenntnis, diese Selbsterkenntnis hat diesmal nicht bloß den Untergang aller Naivität, sondern den leiblichen Tod eines Menschen herbeigeführt.

Etwas Ähnliches geht in dem Gemüt eines anderen Kleistschen Helden vor sich, der dem kategorischen Imperativ seines Gefühls gehorcht. Auch Michael Kohlhaas erfährt eine plötzliche Wandlung, auch er erwacht in einem entscheidenden Augenblick: und dann ist's um ihn geschehen. Ich meine den Moment, da der aus Gerechtigkeitssinn zum Mordbrenner gewordene Roßhändler vor der Lutherschen Proklamation steht (3, 181)[1]. Während der Lektüre vollzieht sich in seinem Geist ein Umschwung. Bis dahin hat er einer inneren Nötigung folgend gehandelt, ohne zu zögern und zu überlegen, ohne die Möglichkeit einer anderen Handlungsweise überhaupt nur zu bedenken. Die Erkenntnis, daß sein Vorgehen bei dem heiligen Mann Ärgernis hervorruft, daß also die aus frommem Gemüt entsprungenen Gewalttaten nicht gottgefällig sein können, beugt die Festigkeit des verhärteten Mannes. Wohl bewahrt er noch seine Abneigung gegen die Institutionen dieser Welt, aber auf seinen Handlungen ruht kein Abglanz göttlicher Fügung mehr: er übergibt seinen Rechtshandel wiederum den weltlichen Faktoren, und was er zuvor als eine von Gott ihm zugewiesene Aufgabe betrachtet hat, wird nun zum Gegenstand langwieriger Streitigkeiten. Ein einziger Augenblick hat Kohlhaas um das Selbstverständliche seiner Handlungsweise und das Reizvolle seiner Unbefangenheit gebracht. Ich erinnere wieder an die Spiegelanekdote. Der Jüngling vor dem Spiegel und der Mordbrenner vor dem Plakat — sie erleiden beide dasselbe Schicksal. Durch ein anscheinend belangloses Detail wird

[1]) Auf die Bedeutung des Augenblicks für die Entwicklung der Fabel macht Gaudig aufmerksam (Wegweiser durch die klassischen Schuldramen IV, 190, 195, 210).

die Verwandtschaft der beiden Szenen überdem noch erhärtet. Von dem jungen Mann, der durch Kleists Widerspruch verwirrt wird, heißt es: „er errötete, und hob den Fuß zum zweitenmal, . . . er hob verwirrt den Fuß zum dritten und vierten, er hob ihn wohl noch zehnmal . . ."; von Kohlhaas, nachdem er Wortlaut und Unterschrift zum erstenmal gelesen hat: „Eine dunkle Röte stieg in sein Antlitz empor; er durchlas es, indem er den Helm abnahm, zweimal von Anfang bis zu Ende, wandte sich dann mit ungewissen Blicken mitten unter die Knechte zurück, als ob er etwas sagen wollte, und sagte nichts; er löste das Blatt von der Wand los, durchlas es noch einmal . . .". Eine unerwartete Entdeckung führt also in beiden Fällen zu einer (mit wörtlichem Anklang beschriebenen!) Wiederholung des Versuchs, beziehungsweise der Lektüre, und der Erfolg ist immer von neuem derselbe und gleich betrübend[1]). Außerdem ruft in beiden Fällen die innere Verwirrung ein äußeres Symptom hervor: das Rotwerden. Ich wiederhole aus meinem 4. Kapitel das für diesen Zusammenhang entscheidende Ergebnis: der Jüngling und Kohlhaas erröten, weil sie sich ihres Verhältnisses zur Außenwelt bewußt werden, weil sie ihre Bewegungen einer Kontrolle unterwerfen. Die Naivität weicht und die Verwirrung setzt ein. Die „erste Regung" hat sich für Kohlhaas als falsch erwiesen.

Kleists innerster Überzeugung gemäß ist allerdings die erste Regung in der Regel das Alleinseligmachende und wird erst durch Reflexion verwirrt und lächerlich gemacht. Ein Beleg für diese in den Briefen o oft vertretene Anschauung hat sich wiederum in einem unbedeutenden und doch charakteristischen, wenn auch bisher noch nie in diesem Sinne gedeuteten szenischen Detail in „Käthchen von Heilbronn" erhalten. Im vierten Auftritt des dritten Aktes nimmt Rheingraf Stein zwei Briefe aus dem Kollet und händigt sie zwei Boten ein: „Diese beiden Briefe nehmt ihr — diesen du, diesen du; und tragt sie — diesen hier du an den Dominikanerprior Hatto, verstehst du? . . . Diesen hier du an Peter Quanz, Haushofmeister in der Burg zu Thurneck . . .". Außerdem teilt er ihnen noch kurz den Inhalt der Briefe mit. Doch gleich darauf nimmt er sie ihnen wieder aus der Hand: „Die Briefe sind doch nicht verwechselt?" —

[1]) Ich kann nicht umhin, eine moderne Erzählung zu erwähnen, die sowohl in diesem Punkt als in der ihr zugrunde liegenden Anschauung von der verderblichen Wirkung des Nachdenkens auf eine mechanische Bewegung, mit Kleists Anekdote übereinstimmt; ich meine Gustav Meyrinks Geschichte von dem Tausendfüßler, der durch die Frage, in welcher Reihenfolge er beim Gehen seine Füße zu setzen gewohnt ist, die Gewalt über seine komplizierten Gliedmaßen einbüßt („Der Fluch der Kröte", in der Sammlung „Der heiße Soldat"). Ich stehe nicht an, diese kurze Geschichte der Kleistschen Spiegelanekdote als kongenial an die Seite zu stellen.

das heißt: es ist doch nicht der unrichtige Brief im unrichtigen Kuvert?[1]) (auf einen Anachronismus mehr oder weniger kommts bei Kleist nicht an). Nein, denn er hat sie ja eigenhändig versiegelt. So gibt er den Boten die Briefe wieder: und jetzt verwechselt er sie selbst. Die Boten können wohl nicht lesen, vielleicht schauen die Adressaten die Adresse nicht genau an — die Motivierung ist recht oberflächlich —, kurz, der für den Haushofmeister bestimmte Brief gelangt ins Kloster, und durch diese Verwechslung kommt der geplante Verrat an den Tag. Kleist griff da, wie die Literarhistoriker einmütig versichern, zu einem überaus wohlfeilen Mittel, indem er jedwede logische Entwicklung der Ereignisse durch das Spiel eines blinden Zufalls ersetzte; er wendet den Kunstgriff der Verwechslung an, der in der Dramatik so sehr beliebt ist, und zwar nicht nur im niedrigen Schwank, sondern auch in der Tragödie höchsten Stils — ich führe als Beispiel die Verwechslung der Rapiere im letzten Auftritt des „Hamlet" an. Doch haben solche bequeme und ästhetisch wertlose Motive trotzdem eine gewisse Bedeutung. Der Waffentausch in „Hamlet" beruht zwar auf einem Zufall, soll jedoch ziemlich häufigen Zwischenfällen entsprechen, die sich bei derartigen Zweikämpfen ereignen. Die Verwechslung der Briefe in „Käthchen von Heilbronn" ist vom dramatischen Standpunkt aus zu verwerfen, beleuchtet jedoch auf eine überraschende Weise die Psychologie Kleists. Eben in solchen verschwindenden Einzelheiten pflegt sich eines Dichters Wahrnehmungsart am sichtbarsten zu offenbaren. Eben in dieser geringfügigen Szene kommt Kleists tiefste Überzeugung zur Geltung, allerdings ohne daß ihm um irgend einen Beweis zu tun wäre. Die erste Regung verdient, daß man sich ihr anvertraue; die Skepsis, die Erkenntnis beeinträchtigt das Naive und Unnachahmliche einer unbewußt gebliebenen Gebärde. Eine automatische, mechanische Bewegung hinterläßt in der Seele desjenigen, der sie ausführt, so gut wie keine Spur. Wird sie bei vollem Bewußtsein wiederholt, büßt sie ihren Sinn ein, ja kann auch schädliche Folgen nach sich ziehen. Das typische Beispiel für Kleist: die

[1]) Diese zweite Eventualität, nämlich, daß die Briefe schon beim Versiegeln vertauscht wurden, ist, dies behaupte ich der undeutlichen Handlung des dritten Aktes zum Trotz, ausgeschlossen: Käthchen bringt dem Grafen den Brief, der irrtümlicherweise ins Kloster gelangt ist und übergibt ihm auch den „Einschlag, der vielleicht dir wichtig ist" (S. 257) — auf dem Kuvert stand also nicht „an den Dominikanerprior", sondern „an den Haushofmeister zu Thurneck": das Kuvert, meint Käthchen, kann den Grafen auf die Spur der Verräter führen. Übrigens kann ich mich auch auf die Bühnenpraxis berufen: der Graf „verwechselt gewöhnlich die Briefe, etwa so, daß er, in der Mitte der beiden Boten stehend, sie erst zurückgibt, nachdem er sich umgewendet hat" (Lichtenhelds Schulausgabe, S. 78).

wiederholten, graziös sein sollenden Gesten vor dem Spiegel. Ein Beispiel aus dem Leben: man dreht den Schlüssel im Schloß um oder den Hahn bei der Gasleitung ab, ohne darauf sonderlich zu achten, nach einer Weile stellt sich der Zweifel ein, ob die Bewegung auch wirklich und vorschriftsmäßig erfolgt ist, und nun kann durch eine absichtliche Bewegung, aus allzu großer Ängstlichkeit, die erste, gedankenlos, aber richtig vollbrachte Verrichtung verdorben werden[1]).

Eine solche alltägliche Beobachtung, daß unter Umständen der Mangel an Überlegung wohltätig wirkt, während ein Besserungsversuch schädlich ist, machte sich Kleist in der Szene zunutze, die, für den Historiker des Interesses bar, dem Psychologen einen wertvollen Beitrag zur Seelenkunde des Dichters beisteue t. Denn in der wohlfeilen Briefverwechslung manifestiert sich ein Grundsatz, der als oberstes Gesetz von Kleists Gebärdensprache aufzufassen ist: Jede erste Bewegung, alles Unwillkürliche ist schön, und schief und verschroben alles, sobald es sich selbst begreift. Und von hier aus bitte ich, den Blick zum Schlusse noch einmal auf die Pentheſileatragödie zu werfen, und zwar auf jene große Pantomime, die den Ausgangspunkt für diese Mimischen Studien abgegeben hat: Jetzt begreifen wir, daß das Gebärdenspiel der Königin eben darum so schön ist, weil sie selber bewußtlos umherwandelt. Oder, um die Hauptthese von Kleists tiefsinnigem Aufsatz über das Marionettentheater auf die Heldin seiner schmerzlichsten Tragödie anzuwenden: Wir sehen, daß in dem Maße, als, in der organischen Welt, die Reflexion dunkler und schwächer wird, die Grazie darin immer strahlender und herrschender hervortritt. —

Zu Grillparzers „Spartakus".

Von Hans Lorenz in Prag.

Daß jede künstlerische Entwicklung nach bestimmten Gesetzen erfolgt und, nachdem sie abgeschlossen ist, in gewissem Sinne eine Einheit darstellt, lehrt die Betrachtung des Lebenswerkes echter Dichter; daß innerhalb dieses Gesamtwerkes auch die einzelnen Ent-

[1]) Ein Beispiel aus der Tagesliteratur: in einer Erzählung, deren Name und Verfasser mir leider entfallen sind, kommt ein Eisenbahnwächter vor, der ohne nachzudenken die Weiche richtig stellt, dann erregt zurückeilt und durch eine neuerliche Kurbeldrehung einen Zugszusammenstoß verschuldet.

wicklungsabschnitte eine organische Einheit für sich bilden, daß also auch die Jugendversuche eines ernst strebenden Künstlers eine wenigstens streckenweise zusammenhängende Kette sind, bei der jedes Glied mit dem vorausgehenden mehr oder weniger fest verbunden ist, läßt sich gleichfalls ableiten. Wer dies zugibt, muß gestehen, daß es, literarhistorisch genommen, ein unrichtiges und leicht irreführendes Beginnen ist, aus dem Zusammenhang eines großen Lebenswerkes eine einzelne Dichtung, oder gar aus einer nur auf wenige Jahre sich erstreckenden Jugendentwicklung ein kleines Fragment, das für sich gar nicht bestehen kann, förmlich herauszureißen und ohne Rücksicht auf die übrigen Dichtungen aus derselben Zeit zum Gegenstand einer wissenschaftlichen Untersuchung zu machen. In diesen Fehler verfielen August Ehrhard, der erst am Schlusse seines Buches: „Franz Grillparzer. Sein Leben und seine Werke“ (München 1902, S. 439 ff.) auf einen unselbständigen dramatischen Versuch aus Grillparzers Jugend, auf den „Spartakus“, zurückkommt, und Hubert Gormann, der in einer Dissertation (Münster 1908) dasselbe Bruchstück auf seine Quellen geprüft und gewürdigt hat.

Beide haben sich schlechthin durch manche etwas stärker hervorspringende Anklänge an Schillersche Dichtungen blenden lassen; Ehrhard (S. 439) sieht im „Spartakus“ nur eine Nachahmung der „Räuber“, Gormann hebt mit einer leichten Polemik gegen Ehrhard die „Jungfrau von Orleans“ als Vorbild hervor (S. 55 ff.). Beide haben die früheren Fragmente Grillparzers nicht berücksichtigt, haben die offenkundige Hinwendung zu Goethe, wie sie sich in der dem „Spartakus“ unmittelbar vorausgehenden „Psyche“ vollzogen hat, übersehen und sind daher zu jener einseitigen Auffassung gekommen, die den Absichten des jugendlichen Dramatikers aus dem Juli des Jahres 1810 nicht entspricht. Der Grillparzer jener Zeit war nicht mehr der unbedingte Schillerverehrer, als der er 1807 begonnen hatte. Ein glücklicher Genius (Schreivogel) lenkte seine Aufmerksamkeit auf Goethe hin und half ihm so jene Klippe einer seichten Nachahmung von gewissen Äußerlichkeiten in Schillers Dichtungen umschiffen, an der damals so viele Dramatiker — auch der Verfasser der „Blanka von Kastilien“ — gescheitert waren. Das große Ereignis des Jahres 1810 für ihn ist die Erkenntnis einer solchen Gefahr, ist die theoretische Ergründung des Unterschiedes zwischen Schillers und Goethes Dichtungsart und die Vertiefung der eigenen unter dem Einflusse Goethes. Von diesem Standpunkte aus ist „Spartakus“ zu betrachten; dann wird man alles Schillersche in dem Fragment als ein unwesentliches Merkmal übergehen, das Neue aber, das Goethische, hervorsuchen und als das Wesentliche, als das vom Dichter Gewollte ansehen.

Die ersten Spuren einer Einwirkung Goethes glaube ich, abgesehen vom „Robert", zunächst in dem poetischen Gemälde: „Irenens Wiederkehr" zu finden. Sauer hat in seiner Einleitung zur 5. Ausgabe (S. 33) eine Beziehung zwischen dem Versmaße der Goethischen „Pandora" und der „Ahnfrau" angedeutet, Fries in der Chronik des Wiener Goethevereines XX, 36 den Einfluß genauer belegt. Es scheint, daß dieses Festspiel, durch welches das 1. Heft der Wiener Zeitschrift „Prometheus" (vom 1. Februar des Jahres 1808) eingeleitet wurde, Grillparzer schon für die „Irene" zum Muster diente.

Goethe nannte in der erwähnten Zeitschrift seine Dichtung nicht schlechtweg „Pandora", sondern „Pandoras Wiederkunft"; Grillparzer betitelte seinen nachstrebenden Versuch analog danach „Irenens Wiederkehr". Jener führte auf der Seite des Epimetheus eine idyllisch-ländliche Szenerie ein: ein ernstes Holzgebäude, kleinere Wohnungen, dahinter die Gipfel von Fruchtbäumen und im Hintergrund Hügel, Büsche und Haine; der Schauplatz in der „Irene" ist ähnlich: eine romantische Gegend, in der Mitte einige Hütten, vor ihnen ein großer Baum, im Hintergrund Berge.

Goethes Dichtung ist im Anschlusse an das Wielandische Lustspiel mit Gesang: „Pandora" ein musikalisches Festspiel; die Grillparzerische gleichfalls ein Dramolett mit Rezitationen und Gesängen. Wie sich in jener die Manier des Typisierens, Symbolisierens und Stilisierens in ihrer vollsten Reinheit zeigt, wie in ihr Figuren auftreten, die jede Erdenschwere abgestreift haben und fast schemenhaft einherschreiten, so tritt derselbe Stil und dieselbe Technik auch in der „Irene" hervor, natürlich ganz verblaßt und farblos. Ja Grillparzer geht bei seiner Nachahmung noch einen Schritt über sein Vorbild hinaus: Wenn Goethe seinen Gestalten wenigstens symbolische, auf ihren Charakter bezügliche Namen gibt, so nennt Grillparzer seine Personen nur mit dem Gattungsnamen: dem grübelnden, nachsinnenden Epimetheus stellt er den „Wanderer", dem jugendlich ungestümen Phileros den „Jüngling", und der Elpore das „Mädchen" gegenüber; den Schmieden und Hirten als den Vertretern der werktätigen Arbeit läßt er einen Pflüger entsprechen, der rüstig hinter seinem Pfluge einherschreitet. Die Handlung setzt in beiden Fragmenten zu gleicher Zeit ein: Epimetheus tritt mit schweren Gedanken aus der Landschaft hervor; schon blinkt der Morgenstern, schon greifen die Schmiede zur Arbeit, schon eilt Phileros aus dem engenden Hause in die freien Lüfte hinaus. So steht auch der Wanderer bei Grillparzer mitten in einer von der Morgensonne umstrahlten Landschaft und philosophiert über die Segnungen des Friedens; auch er sieht, wie schon der Landmann die arbeitslustigen Glieder regt, auch er wird von dem wild daherstürmenden Jüngling abgelöst.

So jubelt Phileros:

„Zu freieren Lüften hinaus, nur hinaus!
Wie drängen mich Mauern! wie ängstet das Haus!
Wie sollen mir Felle des Lagers genügen? . . .
Nicht Ruhe, nicht Rast
Den Liebenden faßt“[1]).

Und so spricht der Jüngling: (W[5] XI. S. 25):

„Hinaus, hinaus
Aus engendem Haus,
In Wald und Flur,
Im Schoß der Natur, . . .
Die stürmisch pochende Brust zu erweitern! . . .
Mich duldet's nicht hinter öden Wänden,
Beim stillen Tun von häuslichen Händen.“

Ist dieser Phileros nicht in seiner Jugendkraft das Urbild des „Jünglings“ und dieser wieder ein Vorläufer des Jägers Rustan? Ja gleichen diese von Kraft überschäumenden Jünglinge einander nicht auch in dem Ausdrucke ihres Ungestüms? Sprechen nicht alle drei in unregelmäßigen, meist daktylisch hüpfenden Rhythmen? — Vielleicht hat Grillparzer auch das „Mädchen“ in entfernter Anlehnung an die Goethische Elpore ins Spiel aufgenommen, vielleicht hat auch er die Dichtung unvollendet zurückgelassen. Denn Irene ist eigentlich nicht wiedergekehrt, geradeso wie Pandora erst in der geplanten Fortsetzung wiedergekommen wäre und wie in Wielands „Pandora“ sich die Göttin des Friedens zum Schluß auf einer Anhöhe zeigt.

Wenn also diese Abhängigkeit von Goethe anzunehmen ist, so ist damit zugleich ein Anhaltspunkt für die bisher schwankende Datierung der „Irene“ gewonnen: sie kann nicht vor dem Februar des Jahres 1808 entstanden sein und wird — wie das schon Sauer in Seufferts Vierteljahrsschrift (I, 443 ff.) getan hat, in jene Zeit des, Jahres 1809 zu verweisen sein, da für Österreich auf eine kurze Zeit der ersehnte Friede wiederkehrte.

Die Bedeutung der „Pandora“ für Grillparzer liegt darin, daß er sich in ihr zum erstenmal eine Dichtung zum Vorbild nahm, in der die poetische Form weitaus das Wichtigste ist, in der eine innere, ideelle, symbolische Handlung einer äußeren, wechselvollen vorgezogen wird. Er mag schon damals das gefühlt haben, was er im Juni des folgenden Jahres, mit theoretischer Schärfe erfaßt, in sein Tagebuch geschrieben und was seine Abwendung von Schillers Jugenddichtungen bedingt hat. Gewiß haben die schweren Schicksalsschläge, die ihn am Ende des Jahres 1809 heimsuchten, an seiner

[1]) Dieselben Verse sind „Ahnfrau“, V. 309 ff., nachgeahmt.

Geschmacksveränderung mitgearbeitet und ihn auf ein richtiges Erfassen von Goethes Eigenart vorbereitet; er war innerlich ein ganz anderer Mensch, als er nach einer mehr als halbjährigen Pause im Sommer des Jahres 1810 zur Dichtung zurückkehrte. Wie sich Schiller über das Wesen der naiven und sentimentalen Dichtung klar zu werden sucht, so setzt auch er sich in seinem Tagebuche mit dem Unterschiede zwischen Goethischer und Schillerischer Dichtung auseinander. „Mein Geschmack hat sich seit kurzer Zeit außerordentlich geändert“, lesen wir in seinem Tagebuch vom 19. Juni des Jahres 1810. „Noch vor einem halben Jahre konnten mich Schillers Schriften entzücken, da hingegen Goethe eine sehr untergeordnete Rolle bei mir spielte; nun ist es ganz umgekehrt, ich suche Schillern bei mir und sogar manchmal bei andern auf eine leidenschaftliche Art zu verkleinern, indes Goethe mich ganz dahinreißt.“ Er wendet sich dann gegen Schillers „bombastischen Wortschwall“ und „rohe groteske Skizzen“, sucht „in die Tiefen von Goethes unaussprechlich zartem Gefühl“ zu steigen und ist von dessen Werther, Faust, Margarete, Tasso und Iphigenie entzückt. Ein neues Kunstideal geht ihm auf: „Es waren nicht mehr die kräftigen, aber rauhen Pinselstriche, da war, möchte ich sagen, keine Freskomalerei mehr, die Zartheit des Miniaturmalers hatte ich mir zum Muster genommen ... alles, was ich bisher beschrieben hatte, kam mir unerträglich plump, ungebildet vor.“ Diese Veränderung und Entwicklung kann man in der „Psyche“ deutlich verfolgen: hier ward aus einer Drahomira und Maria (aus der „Blanka von Kastilien“) eine stille Seele, aus Mord- und Rachegedanken ein zarter, in sich gekehrter Sinn, aus der schwülen Luft ränkevoller Pläne ein Gärtchen voll Duft und nickender Blumen; und das alles dargestellt in einer Sprache, einem Stil und einem Vers, die ganz klar die Spuren des großen Musters zeigen.

Nachdem wir diese unzweideutige Hinwendung zu Goethe in Theorie und Praxis, diese leidenschaftliche Verkleinerung Schillers und die gänzliche Negierung des ersten dramatischen Ideals bei Grillparzer festgestellt haben, fragen wir: ist „Spartakus“, der nach des Dichters eigener Datierung in den „Julius“ des Jahres 1810 fällt, „das Werk, woran die Merkmale der Sturm- und Drangperiode der Grillparzerischen Entwicklung am meisten in die Augen stechen“? (Ehrhard S. 439.)

Ist der Held des Fragmentes in allem und jedem nur ein Abklatsch des Karl Moor? Steht Grillparzer damals „vollständig im Banne Schillers, und zwar des Verfassers der ‚Räuber‘?“ Oder erfaßt vielleicht Gormann (S. 56) das Wesentliche, wenn er im Gegensatz zu Ehrhard behauptet: „Allerdings ist Grillparzer von dem Freiheitspathos Schillers beeinflußt worden, aber jedenfalls weniger

von dem der „Räuber“ als von dem seiner späteren Freiheitsdramen, vor allem der „Jungfrau von Orleans“? Es scheinen die Blicke beider zu sehr befangen zu sein. Denn daß der Dichter des „Spartakus“ die Sturm- und Drangperiode hinter sich hat, geht aus den angeführten Stellen im Tagebuch ohne weiteres hervor. Oder sollte er gelogen haben? Daß er daher auch nicht vollständig im Banne der „Räuber“ steht, beweisen dieselben Notizen und das zeigen ferner so viele Merkmale reifender Kunst in Stil, Metrik und Sprache. Und daß er nie, am allerwenigsten aber damals beabsichtigte, eine so kraftstrotzende, willensstarke Natur wie Karl Moor zu gestalten, das hätte Ehrhard ein kurzer Blick auf andere männliche Charaktere der übrigen Jugendfragmente lehren können: Grillparzer hat ja selbst einen Robert, den die Geschichte als ein Bild ritterlichen Mutes darstellt, zu einem jammernden, gebrochenen, resignierten Schwächling verzerrt, statt ihm das Mark seines Vorbildes Götz einzuflößen. — Wenn Gormann die Abhängigkeit des „Spartakus“ von der „Jungfrau von Orleans“ mit einer Bemerkung im Tagebuch (30. Juni 1810) begründet, wo Grillparzer von der wunderbaren Wirkung des lauten Rezitierens von Versen aus der „Jungfrau von Orleans“ spricht, so hat er sie einseitig für seine Zwecke gedeutet. Ich wenigstens finde darin nur den Bericht von einem angenehmen musikalischen Eindruck, den die Melodie der Verse auf sein Ohr und auf sein Gemüt ausübte, und glaube daraus einen Einfluß des Liedes der Johanna (IV, 1) auf das der Psyche (W^5 XI, S. 125), nicht aber eine Einwirkung des Charakters der Jungfrau auf den des Spartakus ableiten zu können. Ein Vergleich der beiden Lieder mag das beweisen.

Johanna (IV, 1):

Wehe! Weh mir! Welche Töne,
Wie verführen sie mein Ohr!
Jeder ruft mir seine Stimme,
Zaubert mir sein Bild hervor! . . .

Psyche:

Holde Töne, schwebt ihr wieder
Leise girrend um mich her?
Ach, ich kenn' euch, süße Lieder,
Ihr verschwebet mir nicht mehr! . . .

In diesen beiden Liedern hören wir heraus, was den Dichter an der „Jungfrau von Orleans“ entzückte: Melodie der Verse, Steigen und Fallen des Tones, sanften Schmelz. Nicht stofflich, sondern formell lernt er nun von Schiller, seinem früheren „Idol“.

Und wenn Gormann und Ehrhard das Fragment ein Revolutionsstück nennen, so frage ich: wird denn darin wirklich so viel von Freiheit und Kampf gegen die Unterdrücker gesprochen, gärt und brodelt es

denn darin wirklich so sehr? Eigentlich nicht; denn nur in den wenigen Szenen, in denen Knixus und die Gladiatoren — also Nebenpersonen — auftreten, kommt eine tyrannenfeindliche Stimmung zum Ausdruck. Spartakus selbst dagegen stellt sich als eine richtige Tasso- und Werthernatur, als ein Abbild jenes Werther dar, der Grillparzer (Tagebuch vom 20. Juni 1810) zu Goethe bekehrt hatte. Wie Werther flieht Spartakus seine Freunde und eilt hinaus in die gewaltige Natur, um den Sturm seiner von Liebesleidenschaft gepeitschten Seele im Geheul der Winde austoben zu lassen. Diese Flucht an den Busen der Natur und der Nacht hat mit der nächtlichen Einsamkeit der Johanna, wie Gormann meint (S. 57, 59), nichts zu tun. Johanna sinnt wohl auf das große Befreiungswerk; Spartakus aber hat ganz andere Gedanken, Gedanken, die ihn von seinem großen Ziele weit ablenken und ihn dort lieben machen, wo er hassen sollte. Er, ein Spartakus, girrt in Liebe zu einer Römerin! Er liebt die Tochter seines Feindes, ohne auch nur — wie etwa Johanna — seinen Gefühlen den geringsten Widerstand entgegenzusetzen. Er trägt wie Tasso einen welken Blumenkranz von der Geliebten in den Locken und betreut diesen ebenso sentimental, wie Werther ein jedes Andenken aus Lottens Hand; und wie Tasso lebt er von Anfang an mit der Wirklichkeit in Zwiespalt:

„Wie eine Seele, die den trägen Körper
Gleich einem Bettlermantel abgeworfen,
Und trunken noch von nie gefühlter Wonne
Der Sonne zufliegt, sich in Äther badet,
So fühl' ich mich von allem losgerissen,
Was ehmals mich mit schmutz'gen Banden hielt!
Derselbe bin ich noch und doch ein andrer!“
(W^5 XI, S. 138.)

Was hat dieser Spartakus mit Karl Moor, was mit Johanna zu tun? Was hat er aber auch mit dem der Geschichte gemeinsam? Nach der Darstellung im Fragment doch fast gar nichts weiter als den Namen. Eine so weitgehende Abweichung von der Geschichte muß beabsichtigt sein und ist nur aus der Anlehnung an Goethische Charaktere erklärlich. Dabei ist nicht zu leugnen, daß sich Spartakus in der Fortsetzung des Fragments auch nach seiner männlichen, starken Seite exponiert hätte; aber immer wieder wären seine sentimentalen Gefühle zum Durchbruch gekommen und hätten ihn viel mehr verwirrt als einen Moor.

Daß die Einwirkung Goethes auch auf das Gebiet der Sprache und des Stils hinüberreicht, ist von Ehrhard gar nicht, von Gormann im Kapitel über die Sprache (S. 47 ff.) zu wenig untersucht worden. Wenn Gormann die Bedeutung des Fragments richtig erfaßt hätte, dann hätte er in diesem Kapitel die Schillerischen Reminiszenzen viel

kürzer abgetan, hätte die Parallelstellen, die schon in O. E. Lessings Arbeit: „Schillers Einfluß auf Grillparzer“ (Wisconsin 1902) verzeichnet hat, nicht noch einmal wiederholt, uns aber dafür das Goethische und Antike in Stil und Sprache eingehend dargestellt. Und das ist er uns schuldig geblieben. Nach Sauer, Waniek (Grillparzer unter Goethes Einfluß, Wien 1903) und Küchling (Studien zur Sprache des jungen Grillparzer, Leipzig 1900) findet er Goethes Einfluß in dem Streben nach Anschaulichkeit und Klangfülle (S. 48), in einer neuen naiven Naturauffassung (S. 49), in der Bildung und Verwendung schmückender Beiwörter (S. 51), sowie in einigen Reminiszenzen aus „Iphigenie“ (S. 54, 55). Diese Ausführungen sollen im folgenden ergänzt werden. Grillparzer hat aus „Tasso“ und „Iphigenie“ den anschaulichen realistischen Ausdruck starker Gefühle des menschlichen Herzens gelernt. Hierher gehören Wendungen wie: „ein Todesschauer durch die Glieder zuckt“ (W^5 XI, S. 137), „das Herz bewegt mir ungeheure Angst“ (S. 129); „das Herz tut sich auf“, „Gift und Mord kocht ihr im Herzen“ (S. 159); schaurig, schaudernd, Schauer, schaudervoll, das zermalmende Gefühl u. a. Durch Goethe wurde er, wie er selbst berichtet, zur Darstellung des Kleinen, Lieblichen, Idyllischen, des Details angeleitet. In der „Psyche“ hat er sich zum erstenmal in dieser Kleinmalerei versucht und hat sie auch im „Spartakus“ gelegentlich verwendet:

„Wie, wenn . . . . .
Der Rose zarte Wangen süß erröten,
Die blauen Glöcklein holde Freude tönen,
Die Knospe auszieht ihren rauhen Pelz,
Des Bächleins Wellen durch die Wiesen hüpfen,
Und alles lebt und atmet und sich freut —
So schwand aus seiner Seele jener Frost. . .“ (S. 134.)

Wenn er diese Technik der Kleinmalerei auch auf die Ausführung der Metaphern und Personifikationen überträgt, so haben diese dadurch an Lebendigkeit gewonnen: sie werden von nun an anschaulicher, plastischer und realistischer. — Von Goethes „Werther“ hat er ferner zur Darstellung elegischer Stimmungen die langen Perioden mit einem vielgliedrigen Vorder- und einem kurzen Nachsatz übernommen: nach dem Muster von Werthers Brief z. B. vom 18. August:

„Wenn ich sonst vom Felsen über den Fluß bis zu jenen Hügeln das fruchtbare Tal überschaute, und alles um mich her keimen und quellen sah; wenn ich jene Berge . . . beschattet sah, und . . .; wenn ich dann die Vögel . . . hörte . . . und . . . und . . .; wie faßte ich das alles in mein warmes Herz . . .!“

nach dem Muster dieses Satzes baut Grillparzer folgende Periode (S. 141):

„Wenn die Sonne hinab ist,
Und die feuchte Nacht niedersteigt,
Und die Vögel schlafen,
Und die Menschen ruhn,
Und alles Lebendige schweigt,
Müde des Körpers Ohr sich schließt:
Da erklingen leise Stimmen . . .“ Vgl. S. 132/133.

Und durch das Studium des „Tasso“ und der „Iphigenie“ wird er schließlich auf die Antike hingelenkt: er übernimmt von ihr eine gedankenschwere, sinnliche Sprache, Fluß und Rundung der Rede und jene behagliche Breite, die den griechischen Epikern eigen ist. Im einzelnen bildet er nach antikem Muster Wörter wie: helmgewohnt; Metaphern wie: des jungen Frühlings lauer Finger; verwendet den absoluten Genetiv: ehernen Busens; absolute Verba: die Augen strahlen himmlisches Entzücken; Verba ohne Präposition: sinnen langgedachter Flucht . . .; er holt Anschauungen und Redewendungen aus der antiken Mythologie und führt Vergleiche und Gleichnisse nach Homer breit und behaglich aus. —

Über Metrik und Versbau hat Gormann gar nicht gehandelt; eine genaue metrische Untersuchung des Fragmentes hätte gleichfalls Spuren Goethischer Technik aufdecken können. Grillparzer dürfte sich zur Zeit, da die „Psyche“ und „Spartakus“ entstanden, wie mit anderen Grundfragen der Poesie, so auch mit der Metrik theoretisch befaßt haben. In demselben „Prometheus“ (Band I, Heft IV 1808), der ihn mit der „Pandora“ bekannt gemacht hatte, konnte er nämlich einen Aufsatz: „Über die Nachahmung des italiänischen Verses in der deutschen Poesie“ lesen, in dem Fernow über die Natur des Endekasyllabo ausführt: daß dieser Vers 11 Silben mit meist weiblichen, selten männlichem Ausgang hat; daß der eigentliche Vers erst durch Gliederung, d. i. durch den rhythmischen Abschnitt oder die Betonung gewisser Silben entstehe; daß der männliche Abschnitt nach der 4. oder 6. Silbe dem Wohlklang und der kräftigen Haltung des Verses zuträglicher sei als der weibliche nach der 3., 5. oder 7. Silbe. Auch gewisse Freiheiten zur Erzeugung von Beweglichkeit des Rhythmus führt Fernow an und weist am Schluß auf den Unterschied zwischen dem leichten italienischen und den schweren deutschen Vers hin; Goethes „Tasso“ komme jenem am nächsten! So wurde Grillparzer auch von dieser Seite auf Goethe aufmerksam gemacht und „Psyche“ wie „Spartakus“ lassen Beziehungen zum Vers des „Tasso“ und der „Iphigenie“ deutlich erkennen. Von nun an überwiegt wie bei Goethe der klingende Ausgang und die männliche Zäsur nach der 4. Silbe; von nun an entwickelt sich der Vers zu immer größerer Freiheit und Lebendigkeit. Solche Freiheiten sind: ausgiebige Verwendung des Enjambements, Zusammenziehung von mehreren Versen

zu Perioden, Verteilung eines Verses unter mehrere Personen, Zerreißung einer Zeile durch starke Interpunktionen — also völliges Aufgeben der Integrität, die noch in der „Blanka von Kastilien“ fast dogmatisch festgehalten ist.

Wie der Mangel jeglicher metrischer Untersuchungen eine Lücke in Gormanns Dissertation bildet, so vermißt man auch ein Schlußkapitelchen über die muntmaßliche Fortsetzung des Fragments nur ungern. Die Frage nach einer etwaigen Fortsetzung können wir erst beantworten, wenn wir über die Quellen der Dichtung im klaren sind. Diese können dreifacher Art sein: 1. die Geschichte; 2. frühere Bearbeitungen desselben Stoffes; 3. persönliche Erlebnisse, Stimmungen und Empfindungen. Über die persönlichen Erlebnisse als Stoffquelle hat Gormann in einem eigenen Kapitel (S. 36—43) ausführlich gesprochen und hat richtig hervorgehoben, daß Grillparzer eigene Gefühle und Gedanken, wie er sie im Tagebuch mitteilt, dem Spartakus ins Herz und in den Mund legt; er hat mit Ehrhard betont, daß die politischen Verhältnisse des Jahres 1810 in die Dichtung hineinragen. Er hat aber daraus nicht gefolgert, daß für eine so durchaus subjektive und — wie „Tasso“ und „Iphigenie“ — moderne Dichtung die antiken Darstellungen des Fechterkrieges nur wenig in Betracht kommen können. Grillparzer hat sich vielmehr zu den geschichtlichen Quellen so wie Lessing verhalten, der von Florus sagt: „Aus der Erzählung des Florus kann ich wenig oder nichts brauchen . . . Mein Spartakus muß das nicht selbst getan haben, was Florus von ihm sagt.“ Die von der Geschichte völlig abweichende Auffassung von Spartakus' Charakter, die ganz unhistorische Einführung des Liebesverhältnisses und manche Widersprüche, Verwechslungen und Schreibfehler wie: Knixus—Krixus lassen annehmen, daß der Dichter höchstens Plutarch und Appian — und auch diese nur flüchtig — gekannt und ihnen gegenüber freie Hand behalten hat. Es will mir daher scheinen, daß sich Gormann in dem 1. Kapitel seiner Dissertation (S. 13 ff.) viel zu eingehend mit den historischen Quellen beschäftigt und diesen eine größere Bedeutung für das Fragment zugeschrieben hat, als ihnen in Wirklichkeit zukommt. Grillparzer konnte aus ihnen kaum mehr entnehmen als den Namen des Helden, seinen mit weiser Mäßigung und milder Menschlichkeit geführten Kampf gegen die Römer sowie die Gestalten des Rivalen Knixus und der übrigen Fechter, die mit der Milde des Führers nicht einverstanden sind, sich gegen ihn erheben und ihn durch ihren blinden Übermut zu Falle bringen.

Mehr, vielleicht die meisten Anregungen dürfte ihm Saurins „Spartakus“ gegeben haben, mit dem sich Gormann im 2. Kapitel (S. 24 ff.) befaßt. Ein Vergleich zeigt, daß Grillparzer wie Saurin

den Spartakus mit einer Römerin in Verbindung bringt und daß diese bei beiden die Tochter des Krassus ist; ferner, daß die Liebe bei beiden immerhin das Hauptmotiv ist und daß von beiden Knixus beziehungsweise Noricus als persönlicher Rivale des Führers aufgefaßt wird. Allerdings ist der Träger des Namens Krassus in der französischen Tragödie der römische Feldherr, während er von Grillparzer dem Besitzer der Fechterschule dem (Lentulus Batiatus der Geschichte) beigelegt wird; dieser Namenstausch läßt schließen, daß die Lektüre von Saurins „Spartakus“ etwas weiter zurückliegt und daß Grillparzer mehr aus der Erinnerung als unmittelbar nach der Vorlage gearbeitet hat. Bedenkt man außerdem, daß auch die „Seelengröße“ nach einer französischen Komödie, nach der „Ecole des femmes“ von Molière entworfen wurde, so hat Gormann, der doch eine ganze Reihe von Anlehnungen und Motiven aus Saurin nachweist (S. 28—32), nicht recht, wenn er den Einfluß der französischen Tragödie auf Grillparzers Fragment in Frage stellt. Von dieser Vorlage aus darf man einen Ausblick auf die Fortsetzung versuchen: Kornelie wäre in den folgenden Akten wie die Emilie Saurins eine Hauptperson geworden und hätte des Spartakus Charakter, Handlungen und Gefühlsleben auch fernerhin nach jener sentimentalen Richtung hin beeinflußt, die schon im Fragment hervortritt. Wohl wird der Liebende durch die höhnischen Worte des Knixus und den scheinbaren Verrat der Römerin aus seinem Gefühlstaumel aufgerüttelt werden; wohl wird er sich, zum Führer der aufständischen Gladiatoren erwählt, zu kühnen Entschlüssen und Taten aufraffen; doch bleibt, wie Volkelt (im Grillparzer-Jahrbuch 1894) bemerkt, sein Charakter von vornherein so angelegt, daß seine lyrische, überschwengliche Art auch weiterhin als ein störendes Element seiner Tatkraft hätte geschildert werden müssen.

Und so komme ich schließlich auf das zurück, wovon ich ausgegangen bin: Spartakus ist — wenigstens nach der Auffassung des Dichters vom Juli d. J. 1810 — nicht eine Moor- oder Johannanatur, sondern ein Werther und Tasso. Die ganze Dichtung wäre in ihrer Vollendung mit Rücksicht auf die Gladiatoren ein Revolutionsdrama von mehr modernem als antikem Milieu, mit Rücksicht auf Knixus ein Intrigenstück, mit Rücksicht auf Spartakus und Kornelia eine Charakter- und Liebestragödie geworden. Dieses Liebesmotiv hätte, nach den Ansätzen im Fragment zu schließen, die anderen Motive und Handlungen überwuchert, so daß „Spartakus“ trotz Gormanns gegensätzlicher Meinung (S. 32), als eine Liebestragödie angesprochen werden darf.

Anmerkung: Jüngst erschien im Xenienverlag zu Leipzig 1909: „Spartacus. Eine Stoffgeschichte“ von Jan Muszkat-Muszkowski, worin der Verfasser

die sympathische Gestalt des Fechters von dem Entwurfe Lessings (1770—1775) an bis herauf zum Fragment Hebbels (1863), dem Roman Hans Lands (1897) und der Tragödie A. Chr. Kalischers (1899) durch die deutsche Literatur begleitet und sich im Gegensatze zur Arbeit von Dr. Eugen Müller: „Spartacus und der Sklavenkrieg in Geschichte und Dichtung" (Programm, Salzburg 1905) die lobenswerte Aufgabe stellt, zu zeigen, „warum jeder einzelne Dichter in einer gegebenen Zeitepoche den Spartacusstoff gewählt hatte" (S. 9), und „wie sich der Stoff in verschiedenen Zeitepochen und unter den Händen verschiedener Dichter sich gestaltete". Nun sollte man meinen, daß der Verfasser beim Entwurf Grillparzers (1810) die Gelegenheit gehabt hätte, die Fäden, die Grillparzers erste subjektive Dichtung mit der Wirklichkeit, den damaligen politischen und sozialen Verhältnissen und mit seinem eigenen Innenleben verknüpfen, aufzudecken und die Bemühungen anderer Grillparzerforscher nach dieser Richtung fortzusetzen. Statt dessen aber desavouiert er seine Vorgänger und sucht jene Stellen, worin Sauer, Ehrhard, Gormann, Reich u. a. deutliche Ausfälle auf Paris, die Franzosen und Napoleon erkannten, als von dem „historischen Stoff vollkommen gerechtfertigt und sogar notwendig bedingt" zu erklären und zu beweisen, daß „die Durchführung der Analogie auf unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen muß (S. 61, 62). Er entzieht also dem „Spartakus" Grillparzers die allgemein anerkannte subjektive Grundlage und weist Sauers Meinung zurück: „daß im „Spartakus" und „Alfred" der freilich verborgen gebliebene Anteil Österreichs an der Dichtung der Befreiungskriege zu suchen ist; — was er sicher weniger kühn behauptet hätte, wenn ihm die starke Abhängigkeit des „Spartakus" von dem Dichter, dessen Werke Bruchstücke einer großen Konfession sind, richtig zum Bewußtsein gekommen wäre. Im übrigen wird er in seinem sehr fleißigen, mit großer Kenntnis der Geschichte und der einschlägigen Literatur geschriebenen Buch seiner Aufgabe nach Kräften gerecht und beobachtet durch etwa 130 Jahre die verschiedenen Arten von Auffassung und Ausführung, ohne dabei den Blick für das Ganze und für die gemeinsamen Momente zu verlieren.

Der zerstückte Spiegel.

Von Johannes Bolte in Berlin.

Platens Gedicht 'Wie einer, der im Traume liegt' (1819, Werke hsg. von Redlich 1,46) schließt mit einem eigentümlichen Bilde, das die fortdauernde Herzensqual eines Liebenden schildert, der schon meinte, jenseits von Liebe und Haß angelangt zu sein:

Du hast zerstückt mit Unbedacht
Den Spiegel dir, o Tor!
Nun blickt der Schmerz verhundertfacht,
Vertausendfacht hervor.

Dazu stellt Reinhold Köhler in seinen hinterlassenen Papieren ein Epigramm E. C. Homburgs (Schimpff- und Ernsthafte Clio, Hamburg, 1642, Bl. X 4 a):

Nichts als Fillis, lauter Fillis.

Gleich wie ein iedes Theil des Spiegels, so zerstücket,
Uns zeiget die Gestalt vollkömlich durch den Glantz
Und wie die Seele bleibt in iedem Gliede gantz:
Ingleichen ist auch mir im Hertzen eingedrücket
Der Fillis Ebenbild. Man reib' es mehr als klein,
Wird doch die schöne Fill in iedem Stäublein seyn.

Dient hier das Bild des in viele Teile zerbrochenen Spiegels zur Veranschaulichung eines Herzens, das die Geliebte nicht vergessen kann oder das ganz von dem Gedanken an sie erfüllt ist, so braucht es im 13. Jahrhundert Konrad von Würzburg (Lieder 19, 3; Partonopier ed. Bartsch 1871, S. 372), um die kleinen Spenden eines selber nicht reichen Herren als Zeugnisse einer nicht gering anzuschlagenden Milde zu preisen:

Gernder man die kleinen gâbe schelte niht,
die der milte biete,
der vil grôzer miete niht ze gebene hât;
Swer zerbrichet einen spiegel, der gesiht
in den stückelînen
ganziu bilde schînen: sus wird volliu tât
In der kleinen gâbe erkant, diu von dem guote spaltet,
des ein nôtic herre waltet; ganzen schîn
mæzlîch gelt behaltet
daz durh êre valtet sich in stückelîn.

Ursprünglich jedoch ist dies Gleichnis der geistlichen Literatur des Mittelalters eigen; es bezeichnet das Wunder, wie im Abendmahle der Leib Christi sich nicht bloß einem, sondern allen mitteilt und dabei doch unversehrt und ganz bleibt[1]). Der in einer Würzburger Hs. des 15. Jahrh. erhaltene „Spiegel der gotheit" beginnt[2]):

Vor einem spiegel stuont ein man,
von dem der spiegel ein bild gewan.
ein stücke er von dem spiegel brach,
dar inn er ein ander pilde sach.
aber ein stücke brach er dan,
daz stücke daz dritte pild gewan.
swie manich stück er dâ von brach,
als manegez er dar inne sach:
der spiegel doch sîn bild behielt.
daz diutet got, der ie gewielt ...

[1]) W. Menzel, Christliche Symbolik 1, 417 (1854) sagt: „Der ewige Leib teilt sich nicht bloß einem mit, sondern allen: daher das schöne Sinnbild vom zerbrochenen Spiegel, in dessen kleinstem Fragment sich doch das ganze Sonnenbild wiederholt: integer in fragmentis. Menetreji Symb. 152."

[2]) Zschr. f. deutsches Altertum 3, 441 mit den Textbesserungen von Bartsch, Erlösung, S. XXXV.

Ähnlich antwortet in einem Meisterliede Barthel Regenbogens 'vom Sacrament'[1]) der Meister auf die Frage des Jünglings, ob denn jedes Stück der Hostie Mensch und ewiger Gott sei:

Dô sprach der meister: 'Sicherlich ân allen spot
got bî dem spiegel urkund uns des geben hot,
swie grôz der ist, sô sihst nieman darin wan dich al eine.
Zerslach den spiegel tûsend stücke schône,
dû sihest aber in iedem stucke besunder dich:
dar umb dîn lîp und antlitz niht verwandelt sich.'

Auch ein Traktat 'von der Menschwerdung Christi' aus der Mitte des 13. Jahrh. (Deutsche Mystiker hsg. von Pfeiffer 1,403, 7, 1845) bedient sich bei gleichem Anlaß desselben Bildes:

Dâ nim einen spiegel, dem daz glas als breit sî als dîn zwô hende unde der ganz sî, und sich dar în alterseine: sô sihstû wan ein antlütze. Unde brich daz glas enzwei, sô sihstû in ietwederm stücke ein antlütze. Unde brich dar abe eines stückels, daz als dîn nagels sî, sô sihstû aber ein gantz antlütze inne. Alsô ist, swie vil dû stücke ûz dem einen glase machest, sô sihstu in ieglichem ein antlütze unde sihst in einem ganzen ouch wan einez. Sich, alsô ist got allenthalben in im selben ganzer ....

Kenner der geistlichen Literatur des Mittelalters werden vielleicht den Ursprung des Gleichnisses nachzuweisen wissen.

Miszellen.

Zu den Frankfurter Gelehrten Anzeigen vom Jahre 1772.

Die Frage nach Goethes Anteil ist immer heiß umstritten gewesen, Morris[2]) kommt auf Grund seiner neuesten Forschungen zu dem Resultat, daß der weitaus größte Teil der Rezensionen nicht Goethe, auch nicht Merck, sondern Herder zuzuschreiben sei. Es wird zu untersuchen sein, ob seine Schlüsse größtenteils gestützt auf Stilkritik (Wortglossar), durchgehends zwingend sind.

Wir wissen, daß Merck zu Anfang allein das Direktorium führte — vergl. darüber auch den bei Morris (a. a. O. S. 354) erstmalig gedruckten Brief Mercks vom 30. Januar 1772: „Ich habe überhaupt die Direction der ganzen Zeitung und darf kein Buchstaben eingerückt werden, der nicht durch meine Hand gegangen ist." — und auf 6 Wochen im voraus Beiträge eingesandt hatte, ein Umstand, der bei Feststellung der Merckschen Rezensionen nicht außer Acht gelassen werden darf. Der eben erwähnte Brief Mercks ist schwerlich, wie Morris in dubio annimmt, an Raspe geschrieben; vorerst werden wir Lebret als den Adressaten betrachten müssen — denn Merck war nicht der Mann, einen Fremden

[1]) Die Erlösung hsg. von K. Bartsch, 1858, S. 214. Wackernagel, Kirchenlied 2, 264, Nr. 427.

[2]) Goethes und Herders Anteil an dem Jahrgang 1772 der Frankfurter Gelehrten Anzeigen. Stuttgart und Berlin 1909.

oder Bekannten zuerst mit: „Wohlgebohrner Herr, Insonders hochzuverehrender Herr Professor“ und nachher mit: „Wohlgebohrner Herr, Hochzuverehrender Herr Rath“ anzureden, wenn dem Adressaten nur der eine Titel zukam.

Obwohl fünf Rezensionen bisher für Merck durch briefliche Äußerungen gesichert waren:

1) Klopstocks Oden (Neudruck von Seuffert, Deutsche Literaturdenkmale des 18. Jahrh. Bd. 7 und 8 S. 49),
2) Sulzers Allgemeine Theorie der schönen Künste (ebenda S. 75),
3) Über den Wert einiger deutscher Dichter (ebenda S. 98),
4) Herder, Ursprung der Sprache (S. 412),
5) Musenalmanach 1773 (ebenda S. 603),

hat man doch versucht, Nr. 2 und 3 für Goethe zu retten, eben darum weil Goethe sie unter seine Werke aufgenommen. Glaubte doch Bernays (Der junge Goethe, 1875), an der Richtigkeit der Auswahl und Verfasserschaft Goethes nicht zweifeln zu dürfen, solange keine zwingenden Gründe erbracht seien. Auch Witkowski mag wohl zu dieser Ansicht neigen, wenn er in seiner Einleitung zu Goethes Werken (1892) Goethes Mitarbeiterschaft schon von dem Erscheinen der Zeitschrift an rechnen will. Wir müssen aber immer im Auge behalten, daß Goethe selbst am 3. Februar 1772 an seinen Freund Salzmann schreibt: „Mit der gelehrten Anzeige habe ich keinen Zusammenhang, als daß ich den Direktor (Merck) kenne und hochschätze und daß ein Mitinteressent (Schlosser) mein besonderer Freund ist.“ Warum hätte er Salzmann gegenüber, dem er doch die erste Kunde des Goetzentwurfes gibt, sein Mitwirken, wenn es tatsächlich schon bestand, verleugnen sollen? Seine Worte an Salzmann stimmen vielmehr mit all dem überein, was uns über sein Bekanntwerden mit Merck erhalten ist.

Zwischen dem 16. (Merck weilte an diesem Tage noch in Darmstadt) und dem 30. Dezember 1771 hatte er in Frankfurt Goethes Bekanntschaft gemacht; Caroline schreibt darüber an Herder am 30. Dezember 1771: „Er (Merck) war vor einigen Tagen in Frankfurt und hat die Bekanntschaft mit einem Ihrer Freunde Goethe gemacht. . . Auch den Verfasser des ‘Catechismus fürs Landvolk’ (Schlosser) hat er da getroffen, mit dem er wegen seiner vielen Gelehrsamkeit und liebenswürdigem Charakter sehr zufrieden war“. Danach ist sicherlich nicht anzunehmen, daß Schlosser die Bekanntschaft beider vermittelt habe; warum wollen wir dem lieben Zufall nicht ein Teilchen daran gönnen? Bei Deinet oder Fleischer war dazu genug Gelegenheit! Erst zu Anfang März 1772, als Goethe und Schlosser den Kritiker in Darmstadt besuchten, entwickelte sich eine dauernde, herzliche Freundschaft, so daß Goethes Worte in Dichtung und Wahrheit (3. Buch): „Wer das Buch zuerst gelesen hatte, der referierte, manchmal fand sich ein Korreferent; die Angelegenheit ward besprochen, an verwandte angeknüpft, und hatte sich zuletzt ein gewisses Resultat ergeben, so übernahm einer die Redaktion. .“, wenn ihnen überhaupt eine größere Beachtung beigelegt werden darf, nur für die Zeit nach März eine gewisse Berechtigung haben.

Daß Goethe in der Zeit vor März wahrscheinlich keinen Anteil gehabt hat, sagt uns auch ein Schreiben Schlossers an Gleim vom 25. Februar 1772: „Die hiesige Zeitung muß wohl durch Kassel schon in Ihren Gegenden sein. Sie hat wirklich Vorzüge, aber ich fürchte, sie wird manchen Anfall leiden müssen. Herr Merck, den ich unter die Zahl meiner Freunde rechnen darf, ist ein vortrefflicher Mann. Er läßt sich seine Arbeit sauer werden und wird viel gutes stiften, wenn er ganz den Mann von dem Buch, das er recensiert, unterscheiden lernt. Ich werde zu Ende dieser Woche nach Darmstadt gehen, um ihn zu sehen und einige Tage bei ihm zuleben. Ein junger Freund von mir, der sehr viel verspricht und der mir durch seine ernste Bemühungen, seine Seele zu reinigen, ohne sie zu entnerven, außerordentlich ehrwürdig ist, wird mit mir gehen.“ Wer sollte der junge Freund anders sein als Goethe, und doch, das Wichtigste hier

im Zusammenhang, kein Wort, das auf eine Beziehung Goethes zu den Gelehrten Anzeigen schließen läßt!

Die Annahme, daß Goethe kaum vor dem März 1772 an den „Frankfurter Gelehrten Anzeigen" Anteil gehabt, wird noch durch folgende Erwägung bekräftigt, die zugleich ein neuer Beweis dafür, daß nicht er, sondern Merck die berühmte Rezension von Sulzers „Theorie der schönen Künste" verfaßt hat.

Am 3. Februar 1772 schreibt Goethe selbst, er stehe mit der Zeitschrift in keinem Zusammenhang; schon am 11. Februar erschien in Nr. 12 die Rezension über Sulzer. Wenn nun Deinet schon am 8. desselben Monats in einem Briefe an Raspe dieser Rezension gedenkt mit den Worten: „Das nächste 12. Stück enthält die Beurtheilung von Sulzers Theorie. Sie werden den Maler an den feinen Zügen erkennen. Das Stück ist einzig", so folgt erstens aus dem Zusammenhang, daß er damit nicht Goethe, auf den sich die Worte: „Im Fach der schönen Wissenschaften ein Freund des Herrn Mercks" beziehen und den er eingangs ausdrücklich als Direktor erwähnt, meint, — und zweitens, daß Goethe keineswegs in so kurzer Zeit (zwischen dem 3. und 8.) eine so ausgearbeitete, auf eingehender Lektüre beruhende Kritik verfaßt haben kann.

Selbst wenn uns Mercks briefliche Äußerung an Hoepfner: „Bei Gellerts Wert und Sulzers Theorie gedenken Sie an Ihren Freund M." (vergl. auch Goethe-Jahrb. 8, S. 125) verloren gegangen wäre, so müßte uns folgender innere Grund veranlassen, die Rezension Merck zuzusprechen.

„Der Recensent" — so heißt es in der Beurteilung — „weiß aus eigner Erfahrung, wie undankbar es ist, in einer nach Epochen abgeteilten Abhandlung über die Kunst, das Portrait eines großen Mannes an das andere zu stellen. So richtig jede einzelne Zeichnung sein kann, so ermüdet sie doch den Geist des Lesers . . . . Der Verfasser hat es mit einigen Büsten des Altertums versucht, allein den Mut sinken lassen, da die Galerie der neuern Zeiten zahlreicher wurde." —

Von Goethe wissen wir nicht, daß er sich damals oder früher mit einer solchen Abhandlung befaßt hat; wohl aber ist das Fragment einer Merckschen Arbeit „Zur Geschichte der Malerei" auf uns gekommen (zum erstenmal veröffentlicht von Dr. K. Wagner in der Zeitschrift „Gutenberg" 1843; wiederabgedruckt in dem Jahrbuch des „Freien Deutschen Hochstifts" 1906, (S. 275). Dort findet sich folgende Stelle: „Erwarten Sie von mir keine Geschichte der Malerei. Wie Fontenelle vor seiner Marquise die verschiedenen Himmelsstriche der Erdkugel und endlich das ganze Planetensystem herumdrehte, so wollen wir auch alle Zeitalter der Kunst vor uns vorbeiziehen lassen, unter solchen Künstlern nur diejenigen bemerken, die sich als Sterne erster Größe kenntlich machen". Merck berührt in seiner Abhandlung kurz die Hauptepochen des Altertums, charakterisiert einige Künstler der nächsten Epochen, um mit Rubens und van Dyk abzubrechen.

Somit dürfte jeder Zweifel an Mercks Verfasserschaft unmöglich sein.

Von anderen Rezensionen, die sich für Merck als gesichert nachweisen lassen, nenne ich an dieser Stelle noch die von Jacobis „Schmetterling" (Neudruck S. 282). Hier trifft Morris das Rechte, wenn ihn die Worte: „Der Plan ist folgender" und „Ein angenehmes Geschenk" veranlassen die Rezension Merck zuzuschreiben; denn Merck schreibt in einem längst gedruckten Briefe aus dem Sommer 1772 (Weimar. Jahrbuch 5, S. 171 f.) an J. G. Jacobi: „Über den Schmetterling habe ich Ihnen meine Empfindung öffentlich mitgeteilt." — Wo anders als in den „Frankfurter Gelehrten Anzeigen"?

Danach ist nun auch die Rezension von Jacobis „Über die Wahrheit, nebst einigen Liedern. An Aglaia" (Neudruck S. 12) für Merck gesichert; denn daß beide denselben Verfasser haben, betont auch Morris ganz richtig.

Noch einige kurze Bemerkungen über die Rezensionen der englischen Stücke, die Morris größtenteils Herder zuerkennt. In einem ungedruckten Briefe an F. Jacobi vom 25. Dezember 1772 (aus der Herzoglichen Autographensammlung auf Koburg) nennt Merck, der durch Jacobi um Abhandlungen und Rezensionen für Wielands neugegründeten „Deutschen Merkur" gebeten war, unter den Werken deutscher Dichter, die er zu rezensieren gedenke: „Die neuern Lieder von J. C. W. und Wielands verklagten Amor, Schmidts Petrarchische Versuche, Klopstocks David usw. Weiter weiß ich jetzo würklich nichts. Denn die vorige Messe war so arm an merkwürdigen Büchern, die doch ganz alleine recensiert werden sollen, wie man in dem Plan sagt, daß ich beynahe keine andere Wahl habe. Diejenige die Sie ausgesucht haben, hätt ich auch gern bearbeitet. so aber lass ich Sie Ihnen." Merck fährt nun fort: „Von englischen Büchern will ich recensieren. 1) Essay on Song Writing, den wir in der Frankfurter Zeitung schon gehabt haben. 2) Eine Naturgeschichte vom Thee-Baum, die artige Anekdoten enthält (Diese Recension ist tatsächlich in Wielands „Deutschem Merkur" enthalten, 1773 Aprilheft S. 92—95; die einzige, die ich für Merck in Merkur vor 1776 habe nachweisen können). 3) The Ministrel or the Progress of Genius. 4) Chambers on Oriental Gardening." Merck nennt noch einige andere Werke (Fabeln) und schließt mit den Worten: „Da ich bey Deutschen Rezensionen nichts als Meister gewählt habe, so sehen Sie leicht, daß der kaltblütige, gelassene Ton hier statt haben muß, wenn er auch nicht wollte."

Hier werden zwei Rezensionen erwähnt, die sich auch in den „Frankfurter Gelehrten Anzeigen" finden, Nr. 1 (Neudruck S. 619) und Nr. 4 (Neudruck S. 632). Wenn ich trotz der Worte: „den wir in der Frankfurter Zeitung schon gehabt haben" diese Rezensionen, ohne andere Belege hier noch nicht für Merck als gesichert in Anspruch nehmen will, so liegt doch die Vermutung seiner Verfasserschaft nahe; jedenfalls darf man somit berechtigten Zweifel geltend machen gegen Morris, der die wichtigsten englischen Rezensionen Herder zuschreibt.

Darmstadt. Hermann Bräuning.

Zu den Anfängen der literarischen Tätigkeit Joh. Jakob Mnichs.

Im Jahre 1786 hatte der damals zwanzigjährige Mnioch zu Jena „Oden eines Preußen" erscheinen lassen, die ihm selbst bald nicht mehr gefielen. Als er zwei Jahre später damit umging, wieder eine Sammlung seiner Gedichte zu veranstalten, fürchtete er offenbar, daß die Erinnerung an jene „Knabenversuche", wie er sie nennt, auf das Schicksal des neuen Unternehmens nicht ohne Einfluß bleiben könnte, und er beeilte sich, gleichzeitig in zweien der gelesensten deutschen Journale Gedichte und Erklärungen zu veröffentlichen, die ihn in besseres Licht setzen sollten. Im Aprilheft 1788 von J. W. v. Archenholtz „Neuer Litteratur und Völkerkunde" sind von ihm „An die Weisheit" (S. 363—367) und „An den König von Preußen, 1785" abgedruckt, denen folgende Anmerkung vorhergeht:

„Ich bin so unglücklich gewesen, vor einiger Zeit — unter dem Titel: Oden eines Preußen — einige meiner frühsten Gedichte — Knabenversuche! — wirklich herauszugeben. Die jetzt fast allzumitleidigen Recensenten haben diesem Büchlein — obgleich ich vormals anders davon dachte — freundlicher begegnet, als es dasselbe verdienet. Ich danke ihnen für diese aufmunternde Schonung; aber ich will ihnen, so wie dem Publicum — das ich auch schon durch so manche andre jugendliche Versuche behelliget habe — auch zeigen, daß ich mir nichts angelegener seyn lasse, als meinen Fehler wieder gut, oder mich vollkommener zu machen. Beyde hier folgende Gedichte sind Verbesserungen und Umarbeitungen zweyer Stücke aus den Oden eines Preußen (der 5ten Ode im zweyten, und der

17ten im ersten Buche). Vielleicht könnte die Vergleichung dieser Veränderungen mit dem veränderten manchen Leser jener Sammlung mit mir aussöhnen. Wenigstens trift der Tadel, den der größere Theil meiner bisher gedruckten Gedichte auszustehn haben mag, mich nicht mehr. Vielleicht erscheint mit künftiger Ostermesse eine kleine Sammlung meiner spätern Gedichte. Mniod."

Dasselbe Gedicht „An die Weisheit", mit einer Nachschrift, erschien aber auch in Wielands „Teutschem Merkur" von 1788 (I, S. 227—233), vgl. Goedeke-Goetzes Grundriß V, S. 411—412, ebenso, außer noch zwei anderen Gedichten, „An die schöneren Blumen der griechischen Anthologie, von Herder in teutsches Erdreich verpflanzt" (ebenda II, S. 272—273), welches Epigramm im Maiheft 1788 der „Neuen Litteratur und Völkerkunde" (S. 418) unter der Überschrift „An die griechischen Blumen, von Herder auf deutsche Fluren verpflanzet" gestanden hatte. Das Juniheft von Archenholtzens Journal enthält dann noch von Mniod auf S. 534—535 die Epigramme „An die Schönen in Weimar" und „An das Mädchen T***" (drei unter dieser Aufschrift) und das Augustheft „Die Reuter Preußens bey Rosbach" (S. 199—200). Die verheißene Gedichtsammlung erschien zu Halle 1789.

Memel. Johs. Sembritzki.

Christian Ludwig Noacks „Der Papst lebt herrlich auf der Welt".

Nach Gustav Wustmann „Als der Großvater die Großmutter nahm. Ein Liederbuch für altmodische Leute" und nach Goedeke-Goetzes Grundriß V, S. 437, wäre Noacks noch heute populäres Lied „Papst und Sultan" zuerst in dem von ihm gesammelten und herausgegebenen Büchlein „Lektüre beim Kaffee. Ein Modebüchlein" (Leipzig, 1789) erschienen. Dem ist jedoch nicht so; zuerst steht es in J. W. v. Archenholtz „Neuer Litteratur und Völkerkunde", Oktoberheft 1788 auf S. 341—342 unter der Überschrift „Pabst und Sultan". Der Text stimmt mit dem Abdruck bei Wustmann überein bis auf die vierte Strophe, wo statt „So trinkt er nie ein Gläschen Wein" steht: „So trinkt er nie ein Tröpfchen Wein." Der genannte Jahrgang von Archenholtzens Journal enthält ferner noch von Noack: im Maiheft S. 452 „Der Mahler" („Ein Mahler mahlt' ein Venusbild"), durch einen Druck- oder Lese-Fehler unterzeichnet „Th. T. Noack"; im Septemberheft S. 236—237 „Liebes- und Freundschaftslied" und „Ulyß und der Esel" (in Prosa), nunmehr richtig „Ch. L. Noack" unterzeichnet; im Oktoberheft noch „Die Thiere" (S. 341), sämtlich ganz hübsche Leistungen.

Memel. Johs. Sembritzki.

Die Verfasserschaft des Athenäumfragmentes 253.

Als Verfasser dieses wichtigen Fragmentes kommen nur die beiden Schlegel in Betracht. Minor (Fr. Schlegels Jugendschriften, Band 2, S. 245, Anmerkung) läßt die Frage offen, indem er für jeden der beiden Brüder eine Parallelstelle anzieht, in der ebenfalls das Problem dichterischer „Korrektheit" erörtert wird (Fr. Schlegel, Georg Forsters Schriften in Charakteristiken und Kritiken, Teil 1, S. 119 und A. W. Schlegel, Über Bürgers Werke, ebenda Teil 2, S. 74 ff.).

Viel näher als diese beiden Stellen steht dem Fragmente nach Inhalt und Wortlaut ein Passus in A. W. Schlegels Wiener Vorlesungen „Über dramatische Kunst und Litteratur", Teil 3, S. 90 (ich) zitiere nach der zweiten Ausgabe, Heidelberg 1817).

Fragment:

„In dem edleren und ursprünglichen Sinne des Worts Korrekt, da es absichtliche Durchbildung und Nebenausbildung des Innersten und Kleinsten im Werke nach dem Geist des Ganzen, praktische Reflexion des Künstlers, bedeutet, ist wohl kein moderner Dichter korrekter als Shakspeare. So ist er auch systematisch wie kein andrer . . ."
es folgen noch weitere Ausführungen.

Vorlesungen:

„Wenn die Durchbildung eines Werkes bis in seine kleinsten Theile nach einer Hauptidee, die Herrschaft des beseelenden Geistes über alle Mittel der Ausführung, Correktheit zu heißen verdient, (und dieß ist außer der Grammatik wohl der einzige gültige Sinn des Wortes) so darf man Shakspeare'n nach Zuerkennung aller höheren Eigenschaften, welche Bewunderung fodern, in den meisten Fällen auch den Namen eines correkten Dichters nicht versagen."

Im Verein mit der an sich zweifelhaften Autorität Varnhagens, die Böcking zur Aufnahme des Fragmentes in seine Ausgabe der sämtlichen Werke August Wilhelms (Band 8, S. 29) veranlaßte, dürfte diese Parallele vielleicht geeignet sein, die Frage nach dem Verfasser zugunsten des älteren Bruders zu entscheiden.

Hannover. Johann Frerking.

A. W. Schlegel an Michael Beer.

1 Seite 4°.

Berlin d. 30sten Jun. 1827.

Empfangen Sie meinen herzlichsten Dank, mein hochgeehrtester Herr und Freund, für Ihr wohlwollendes Andenken. Ich bedaure unendlich, daß Ihr Aufenthalt in Bonn gerade in die Zeit meiner Abwesenheit gefallen ist. Indessen schicke ich mich jetzt zur Rückreise an, und hoffe noch in rechter Ruhe mit Ihnen litterarische Gespräche zu führen. In dem Hause Ihrer Frau Mutter und bei Ihren Geschwistern habe ich eine sehr schmeichelhafte Aufnahme und die angenehmste Gesellschaft gefunden. Vorgestern hatte ich die Befriedigung den Paria aufführen zu sehen. Ich fand die Wirkung unwiderstehlich, und will Ihnen nur ganz einfach und offenherzig sagen, daß ich reichliche aber milde Thränen dabei vergossen habe. Dieß ist besser als ein Urtheil. Bei der bedenklichen Aufgabe, ein Trauerspiel auf einen einzigen Act zu beschränken, ist Anlage und Ausführung durchaus nicht bloß dramatisch, sondern auch theatralisch. Feiern Sie nur nicht, und wenden Sie Ihrem Talent beharrliche Pflege zu. Es wäre sehr schön, wenn die hiesige Bühne entraupacht werden könnte.

Nun leben Sie recht wohl! Auf baldiges Wiedersehen!

Ganz der Ihrige

A. W. v. Schlegel.

Rückseite: Herrn Michael Beer in Bonn.

Leipzig. G. Witkowski.

Rezensionen und Referate.

Spina Franz, Beiträge zu den deutsch-slawischen Literaturbeziehungen. 1. Die alttschechische Schelmenzunft ‚Frantova práva' (Prager deutsche Studien herausgegeben von A. Sauer, 13. Heft). Prag 1909, Carl Bellmann.

Der vorliegende anziehende Beitrag zur vergleichenden Literaturgeschichte gilt einem erst vor wenigen Jahren zum Vorschein gekommenen tschechischen Prosawerke aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts, das slawische und deutsche Forscher in gleicher Weise interessieren muß. Denn die 1518 in Nürnberg durch den Pilsener Joh. Mantuan Fenzl zum Druck beförderten ‚Satzungen des Franta' (Frantowy prawa), die Č. Zíbrt 1905 nach dem von A. Brückner in Petersburg entdeckten Exemplare neu herausgegeben hat, sind eine eigenartige Bearbeitung deutscher Satiren und Schwänke. Bekannt ist ja, daß die Volksliteratur der Tschechen, welche als der westlichste der slawischen Stämme am frühesten mit der westeuropäischen Kultur in Berührung kamen, in der Reformationszeit manche deutschen Erzählungen und Schauspiele übernahm; so ward der 1453 in Frankreich abgefaßte und 1527 von Warbeck verdeutschte Roman von der schönen Magelone 1565 in Prag übersetzt und wanderte dann weiter nach Polen und Rußland. Der tschechische Autor von 1518 aber, den wir in dem noch 1526 nachweisbaren Pilsener Arzte Johann Franta zu suchen haben, ist mehr als ein bloßer Übersetzer. Er gibt nach dem Vorbilde der akademischen Scherzrede des Bartholomäus Gribus, dem 1478 oder 1479 zu Heidelberg gehaltenen ‚Monopolium der Schelmenzunft', Zunftregeln für den Orden der Franta, d. h. der faulen, grobianischen Gesellen, die in Leichtsinn und Unmäßigkeit ihren Besitz vertrinken, beschränkt sich aber nicht gleich dem Verdeutscher von 1506 auf eine wörtliche Wiedergabe, sondern zieht auch verwandte Scherzreden (Lichtschiff, Schweinezunft, De fide concubinarum) heran und transponiert den akademischen Charakter der Satire ins Bäuerliche. Gelehrte Anspielungen läßt er ebenso weg wie allzu derbe und antikleri-

kale Stellen und mahnt z. B. die Genossen, Haus und Stall verfallen zu lassen, damit das unangebundene Vieh morgens, wenn der Hirt bläst und die Hausfrau noch schläft, von selbst hinauslaufen könne. Fast zwei Drittel des Ganzen nehmen 13 Schwänke ein, die Franta gleichfalls aus lateinischen und deutschen Quellen (Bebel, Poggio, Folz, Rosenblüt) entlehnt, doch lokalisiert und nationalisiert hat: Der Schmied in Himmel und Hölle, die Beichte der Tiere, der Schüler aus dem Paradiese, die einander mordenden Schatzfinder, das menschenfresserische Kalb, die Streiche der drei Frauen, der Zeichendisput und Doktor Allwissend, alle für die vergleichende Stoffgeschichte von Wichtigkeit (S. 150 konnte auf Freys Gartengesellschaft Nr. 68 verwiesen werden). Merkwürdig ist die launige Selbstironie, mit welcher der Autor sich selber als Gubernator der edlen Zunft einführt und historisch nachweisbare Personen wie den Bader Paperle aus Prag, der übrigens noch 1610 bei Guarinoni (Die Grewel der Verwüstung menschlichen Geschlechts S. 949) in üblem Rufe steht, als Genossen namhaft macht; merkwürdig das Zusammentreffen seines Namens Franta (= Franz) mit dem Gattungsnamen Franta (= leichtsinniger Schlemmer, Schlaraffe), für den nach S. 64 schon verschiedene Erklärungen (aus Brant, Freund, Faut) versucht wurden. Mir scheint, daß der deutsche Vorname Franz, der bei Folz (Zeitschrift für deutsches Altertum 8, 511), Waldis (Esopus 4, 81, 185) und im Liede von Schenkenbach (Uhland Nr. 141, 5) einen weichen, schwachen Mann bedeutet (Spina S. 83 verweist auf das rotwelsche Gugelfranz = Mönch und Lefranz = Priester; Kluge, Rotwelsch 1, 54), die passendste Erklärung für die tschechische Bezeichnung jenes Typus darbietet. Erst der Pilsener Autor, der diese Bezeichnung mit Hinweis auf seinen eigenen Namen wählte, machte sie populär; und durch die polnische Übersetzung seines Werkes drang sie auch zu den Polen und Russen (S. 46). Auf ähnliche Weise hat Hans Sachs in einem 1537 gedichteten Schwanke ‚Der faul Lenz, hauptmon des faulen hauffen' (Fabeln ed. Goetze 1, Nr. 48. Wackernagel, Kleine Schriften 3, 165. Grimm, DWb. 3, 1374) das Wort Faulenzer als ‚fauler Lorenz' umgedeutet und verbreitet.

Spüreifrig und umsichtig ist der Verfasser den weitverzweigten Beziehungen des beachtenswerten Denkmals zur deutschen und tschechischen Literatur und Kultur nachgegangen und hat schöne Resultate erzielt, die vielleicht bei einer strafferen Haltung der Untersuchung noch schärfer und faßlicher hervorgetreten wären.

Berlin. Johannes Bolte.

Radics P. v., Schiller auf der deutschen Bühne in Laibach. Aus Anlaß des 100. Gedenktages seines Todes. Laibach 1905. Selbstverlag.

Diese Gelegenheitsschrift kann als ein beachtenswerter Beitrag zur Geschichte der Aufführungen Schillerscher Dramen auf deutsch-österrei-

chischen Bühnen bezeichnet werden, um so mehr als sich durch die von Radics beigebrachten Belege herausstellt, daß eine von der Stätte Schillers weit entfernte Stadt, die mitten in einem slawischen Lande und an der Grenze des italienischen Volksgebietes einen Vorposten des Deutschtums bildet, sich durch zahlreiche Aufführungen Schillerscher Dramen von 1791 angefangen bis zum Ausgang des 19. Jahrhunderts große Verdienste um die Verbreitung von Schillers Ruhm auch in nicht deutschen Gebieten erworben hat[1]).

Radics hat seine Darstellung auf Grund eigener Untersuchungen der in Laibach in der k. k. Studien-Bibliothek, im Museum und in Archiven vorhandenen Quellen, mit Heranziehung der einschlägigen bekannten Theater-Literatur verfaßt. Er gibt in der Einleitung einen kurzen Bericht über die Anfänge von Bühnenaufführungen in Laibach. Die Jesuiten, die vom Ende des 16. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts die Laibacher Lateinschule geleitet haben, führten ihrem damaligen Brauche gemäß vom Beginn des 17. Jahrhunderts an bei festlichen Anlässen lateinische Schulkomödien auf mit geistlichen oder mythisch-allegorischen Stoffen, die sie, um das schaulustige Publikum anzulocken, mit reichem Dekorationsprunke und Musikeinlagen ausstatteten. Später traten eine Zeitlang neben den Jesuiten im Laibacher Rathaus und im Ständesaale wandernde Komödianten, namentlich aus Süddeutschland mit deutschen Stücken auf. Diese Spiele, die meistens der Hanswurst beherrschte, wurden dann um 1780 nach langem Kampfe endgiltig vom ernsten Schauspiele verdrängt. Seit 1660 und tief ins 18. Jahrhundert hinein führten italienische Gesellschaften mit Erfolg Opern und Ballette in Laibach auf.

Laibach erhielt früh ein selbständiges Theater. Im Juni 1765 beschloß der Landtag der krainischen Stände wegen Erwartung eines Besuches der Kaiserin Maria Theresia und des Kaisers Franz I. die ständische Reitschule in ein landschaftliches Theater umzubauen. Dieses neue Gebäude, das 850 Zusehern Raum bot, stand in dauernder Verwendung deutscher Spielgesellschaften, die gewöhnlich für eine Wintersaison das Theater pachteten, bis 1887, wo der Bau durch einen Brand vernichtet worden ist. Das neue landschaftliche Theater wurde dann in den nächsten Jahren an anderer Stelle errichtet und gilt bis heute als Bühne deutscher und slowenischer Spielgesellschaften. Jetzt werden mit Eifer die Vorarbeiten zu einem Neubau eines deutschen Theaters betrieben.

Im Jahre 1780 war Emanuel Schikaneder Theaterdirektor und brachte Leisewitzens „Julius von Tarent" auf die Bühne. In der

[1]) Laibach war bis tief in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts eine überwiegend deutsche Stadt. Heute leben 5423 Deutsche unter 36.547 Einwohnern der Stadt. Die Deutschen gehören zumeist der oberen Kulturschichte an. Zahlreiche Lehranstalten, Körperschaften und Vereine, auch ein großer Teil des Handelsstandes, der Beamten und Lehrpersonen sind deutsch.

Spielzeit 1791/92 wurden unter dem Direktor Philipp Berndt Dramen Shakespeares, „Lear", „Hamlet", „Macbeth", Lessings „Emilia Galotti", Goethes „Clavigo" und auch Schillers Dramen „Die Räuber" und „Kabale und Liebe" aufgeführt.

Ich gebe nun im kurzen mit Schlagworten die Daten der Schiller-Aufführungen bis einschließlich der Laibacher Schillerfeier im Jubeljahre 1859. — 1800 am 6. Oktober „Die Räuber", 1801 am 4. Oktober „Fiesko" (die Rolle der Berta entfiel), 17. November „Kabale und Liebe", 1803 am 16. Jänner „Jungfrau von Orleans", 19. Februar „Fiesko"; (die vier letztgenannten Aufführungen unter der Direktion Schantroch)[1]. — 1804 am 14. Januar „Turandot" (mit einer kurzen Inhaltsangabe auf dem Theaterzettel). Truffaldin spielte „Scholz, der Jüngere", der Sohn der damaligen Direktorin Josefine Scholz, also der spätere berühmte Wiener Komiker Wenzel Scholz. 1805 am 17. März „Braut von Messina". — (Vom 2. November 1806—1835 mehrere Aufführungen von Holbeins Schauspiel „Fridolin" oder der „Gang nach dem Eisenhammer", nach Schillers Gedicht).

Die Kriegswirren und die französische Zwischenherrschaft über Illyrien 1809—1814 veranlaßten eine mehrjährige Unterbrechung der Aufführungen in dem damaligen Vororte Laibachs. In der Spielzeit 1815—1816 folgen aber wieder drei Aufführungen von Schiller, 1815 am 12. Oktober „Die Räuber" (Karl und Franz als Söhne des alten Moor, während auf dem Wiener Burgtheater und anderen Bühnen Österreichs damals Franz und Karl als „Neffen" bezeichnet wurden. „Karl zu Pferde"; in den späteren Räuberaufführungen große Reiterkünste). Ferner am 28. Oktober „Kabale und Liebe", 2. Dezember „Fiesko". — 1817 am 17. November die „Räuber" (große Fanghunde). — (12. März 1818 Holbeins Drama der „Tyrann von Syrakus oder die Bürgschaft" nach Schillers Gedicht). — 1818 am 11. Mai: „Jungfrau von Orleans", 5. Dezember „Kabale und Liebe", 26. Dezember „Don Carlos" (in der Bearbeitung von Albrecht). — 1819 am 19. April „Phädra" nach Racine, 14. Dezember „Maria Stuart". — 1822 am 18. Dezember und 1825 am 6. November „Kabale und Liebe". — 1824 am 24. Januar „Maria Stuart". — 1825 am 22. Februar und 29. November „Die Räuber". — 1826 am 24. Januar die Erstaufführung von „Wilhelm Tell" (also um $1\frac{3}{4}$ Jahre früher als die Erstaufführung im Burgtheater, 29. November 1827). Ferner 5. März

[1] J. G. Seume hielt sich auf seinem Spaziergang nach Syrakus (2, 53) Ende Januar 1802 einige Tage in Laibach auf, wo er nach einigem Tadel über den genannten Direktor folgendermaßen urteilt: „Doch ist seine Gesellschaft nicht ganz ohne Verdienst und hat einige Subjekte, die auch ihren Dialekt ziemlich überwunden haben und Herr Schantroch soll als Prinzipal alles tun, was in seinen Kräften ist, sie gut zu halten".

„Jungfrau von Orleans", 14. März „Don Carlos" („bearbeitet wie im Wiener Hoftheater"). — 1827 am 30. Oktober „Kabale und Liebe". — 1828 am 26. Oktober „Jungfrau von Orleans". — 1829 am 29. März „Maria Stuart". — 1834 am 17. November die „Räuber" (Gast Gustav Treumann spielte beide Rollen Karl und Franz Moor.) — 1835 am 12. November die erste Schillerfeier in Laibach „Kabale und Liebe". — Unter dem Direktor Thomé 1842—1843 und 1846—1847 mehrmals die „Räuber", dann „Kabale und Liebe", „Fiesko" „Maria Stuart", „Wilhelm Tell". — 1847 am 16. Januar Erstaufführung von „Wallensteins Lager" (im Wiener Burgtheater erst im Jahre 1849). — 1849 am 24. März spielte Hofschauspieler Löwe den „Fiesko"; 1849 am 3. Juni Aufführung der „Räuber" im Freien auf einem großen Platze vor einem Walde beim Schloß Tivoli. Ungemein wirkungsvoll soll es gewesen sein, wie die berittenen Räuber aus dem Walde unmittelbar auf den Spielplatz herangesprengt kamen. — 1859 Schillerfeier in Laibach vom 9. bis 12. November. Am 9. Festbankett, 10. Festfeier des historischen Vereines für Krain. Vortrag von dem Verfasser der besprochenen Schrift P. v. Radics. Abends Schillerfeier im Theater zugunsten der Schillerstiftung, Festprolog und lebende Bilder, sowie einige Szenen aus verschiedenen Schillerdramen. Am 11. Festkonzert im Theater. 12. Laubes „Karlsschüler".

Nach 1859 sind bis zum Ausgange des 19. Jahrhunderts fast jährlich anfangs November Schillerdramen aufgeführt worden. So am 9. und 11. November 1898 die Erstaufführung der Wallenstein-Trilogie. Zum 100. Todestage fand in Laibach auch eine Schillerfeier statt, doch nicht im Theater, das im Sommer geschlossen ist, sondern im neuen Gebäude der deutschen philharmonischen Gesellschaft in der Form eines Festkonzertes.

Radics veröffentlicht auch mehrere Theaterzettel von Schillerschen Aufführungen vom 4. Oktober 1801 bis zum 10. November 1859 und gibt ferner Berichte über weitere Theaterzettel. Daraus kann man erkennen: die Namen der Schauspieler, die Rollen, die ausgefallen sind, und die Beurteilung des Direktors über die betreffenden Stücke u. a. Aus der Angabe der Spielzeit ergeben sich auch starke Kürzungen. Auf einigen Theaterzetteln finden sich pomphafte Nebentitel und Anpreisungen der Stücke.

Bemerkenswert ist es auch, daß einige Dramen Schillers in verhältnismäßig kurzer Zeit nach dem Erscheinen der betreffenden Dramen zur Aufführung in Laibach gekommen sind, so besonders die „Jungfrau von Orleans" und „Turandot".

Radics hat auch in zwei Fällen, „Tell" und „Wallensteins Lager", darauf hingewiesen, daß in Laibach Schillersche Dramen vor dem Burgtheater aufgeführt worden sind. Er bringt die Daten nach Wlassacks

„Chronik des Hofburgtheaters" Wien 1876. Ich habe die Daten nochmals bei Wlassack und in der „Geschichte des Hofburgtheaters" I. Bd. von O. Teuber und A. v. Weilen, II. Bd., von Weilen, Wien 1903, nachgesehen und kann dazu einige Nachträge geben. Während in Laibach schon 1792 und 1801 „Kabale und Liebe" aufgeführt wurde, wird die Aufführung dieses Stückes im Burgtheater erst am 23. Juli 1808 (Wlassack S. 119) und nur mit starken Kürzungen gestattet. Während in Laibach die „Braut von Messina" 17. März 1805 aufgeführt wurde, „darf" im Burgtheater dieses Stück, ferner „Don Carlos", „Wallenstein" und „Maria Stuart" 1807 noch „nicht gegeben werden". Die Erstaufführung der „Braut von Messina" findet im Burgtheater erst am 23. Januar 1810 statt (Weilen I., S. 173 f. 188, Wlassack S. 122). Im Jahre 1809 wird die Zensur etwas milder, die noch verbotenen Dramen der deutschen Klassiker werden nun allmählich gestattet. Am 23. August 1809 wird der gefürchtete „Don Carlos" allerdings mit erheblichen Eingriffen gespielt. Der 1810 von der Direktion bei der Polizei-Hofstelle reklamierte „Wilhelm Tell" wird aus politischen Bedenken dem Theater an der Wien vorbehalten. Am Anfang des zweiten Jahrzehnts werden Klassiker-Aufführungen wieder sehr vernachlässigt und durch keine neuen Werke bereichert, außer der Aufführung des „Wallenstein", 1. April 1814, wo nur der zweite und dritte Teil für einen Abend von H. W—r „in die Kürze gezogen", aufgeführt wurde (Weilen I. 187—189, 196, 202).

Erst mit der Berufung Josef Schreyvogels zum Dramaturgen, 7. Mai 1814, wurden die Verhältnisse für die klassischen Dramen günstiger. Zahlreiche Neuaufführungen der am Burgtheater schon heimischen Dramen Schillers, so eine Neuaufführung „Wallensteins" am 29. September 1827 finden statt, wieder mit einer Zusammenziehung der beiden letzten Teile, doch von Schreyvogel mit viel größerem Geschick besorgt. Diese Fassung wird dann bis 1839 mehrfach wiederholt. „Wallensteins Lager" kommt erst am 28. September 1848 auf die Bühne, am Vorabend zu den Aufführungen der „Piccolomini" und „Wallensteins Tod" am 30. September (Wlassack S. 228). „Wilhelm Tell" wird am 29. November 1827 für die Hofbühne erobert. Die schonende Bearbeitung Schreyvogels macht dieses Drama für die nächste Zeit zum Zugstück (Weilen II. S. 69 ff.). Diese beiden Dramen sind wie gesagt in Wien um ungefähr $1^1/_2$ Jahre später als auf der Laibacher Bühne aufgeführt worden[1]).

[1]) Zu diesen Daten sei noch erwähnt, daß in Laibach Grillparzers „Sappho" am 18. April 1819 und „Die Ahnfrau" am 16. Mai d. J. aufgeführt wurden (Radics S. 19). — „Sappho" also ein Jahr nach der Uraufführung im Burgtheater 21. April 1818. — Die Uraufführung der „Ahnfrau" Theater an der Wien 31. Januar 1817, Burgtheater 21. August 1824 (Wlassack S. 140. 164, Goedekes Grundriß 8, S. 386, 392).

Schließlich wäre noch hinzuzufügen, daß in Laibach ungefähr in den Jahren 1827—1830 Aufführungen von Schillers „Räubern", Grillparzers „Ahnfrau" u. a. durch Soldaten in einem großen Saal der Kaserne vor Offizieren und Laibacher Bürgerfamilien stattgefunden haben. Der Dichter Josef Emanuel Hilscher, damals Unteroffizier, besorgte die Regie und trat in den Rollen des Karl Moor und des Jaromir unter allgemeinem Beifall auf. (Hilschers Gedichte, herausgegeben von A. Schams, 3. vermehrte Auflage, Leitmeritz 1906, S. XV, und „Deutsche Arbeit", V. Jahrgang, I. Teil, S. 266).

Prag. Adolf Hauffen.

Schultz Franz, Der Verfasser der Nachtwachen von Bonaventura. Untersuchungen zur deutschen Romantik. Berlin 1909. Weidmann.

Die umfangreiche Schrift gehört zu den jetzt wieder nicht seltenen Arbeiten, die durch den Ton des Vortrags dem Leser die Zustimmung zu ihrem Ergebnis erschweren; durch die hochmütig überlegene Schreibweise fühlt man sich unwillkürlich zum Widerspruch gereizt. (Schriften wie Kutschers „Naturgefühl bei Goethe" oder „Goethes Egmont" von Zimmermann gehören in die gleiche Kategorie.) Nicht ebenso häufig ist es, daß man sich des Widerspruches doch begeben muß; Schultz aber hat sein thema probandum wohl ausführlich gegen die Opponenten sichergestellt. Weshalb also mußte eine Untersuchung, die durch ihre Methode überzeugt, durch ihre Polemik den eigenen Eindruck abschwächen?

Es handelt sich nicht etwa nur um den Referenten, dessen — stets nur als unsicher gegebene — Vermutung denn doch nicht so ganz nur der Einfall eines „kombinatorischen Geistes" ist, wie der Verfasser (S. 161) meint. Er behauptet (S. 163), daß ich einen aus dem Urtext meiner Betrachtungen schlechterdings nicht zu lösenden Beleg „zusammenhanglos anführe"; er läßt ein Argument, das bei meinem Vortrag fast den stärksten Eindruck machte, den Hinweis auf die bildähnlichen Situationen (Euphorion 10, 581) unter den Tisch fallen; er dekretiert, mein „in der Luft schwebender Versuch, eine Parodie von Schillers Drama herauszudestillieren, habe nicht überzeugt und werde nicht überzeugen" (S. 161), während er tatsächlich bessere Sachkenner sogar als den (im Neudruck der „Nachtwachen" S. 154) überlegen auf die bisherige „Bonaventuraforschung" herunterblickenden Verfasser überzeugt hat. Und was er selbst (a. a. O.) dagegen vorbringt, insbesondere die seltsame Ablehnung der Verhöhnung des Schillerschen Stückes bei gleichzeitiger Zugabe „einzelner leichter Pointen gegen Weimar" (S. 163), das würde er selbst in seiner höflichen Art bei einem anderen wohl bloße „Wortklaubereien" (S. 171) nennen. Auf den Kernpunkt meiner Vergleichung, die widerwillige Anerkennung der Beatrice (Euphorion 10, 584) geht dieser Gründlichste mit

keiner Silbe ein und operiert dafür mit „unbegrenzten Möglichkeiten“ (S. 162), woher der Nachtwächter sein Vorbild genommen haben könne. Wahrhaftig, wenn gegen meine Vermutung nichts spräche, als was Schultz (S. 161 f.) im hochmütigen Ton vorbringt, so hätte er sein tatsächlich sehr nützliches Buch ungeschrieben lassen können.

Doch geht es mir noch gut im Vergleich zu Michel. Da wird sogar mit Verdächtigungen gearbeitet: „zur Schau getragene Objektivität“ soll (S. 68) eine geheime Tendenz verbergen! Sogar Unaufrichtigkeit sagt der Verfasser ihm (S. 149) implicite nach. Wenn Michel sich redlich anstrengt, die Akribie zu zeigen, die der Verfasser sonst überall vermißt, so muß Schultz das, ungewarnt von Walzels Anerkennung (vgl. S. 147 Anm.), hämisch (S. 72) mit dem verbrauchten Zitat vom „heißen Bemühen“ abfertigen. Ist Michel zu einer Auffassung gekommen, die vollkommen deutlich, aber dem Verfasser nicht bequem ist, so „geht er wie an anderen Stellen um das herum, worauf es eigentlich ankommt“ (S. 57 Anm.). „Dialektik und Sophistik mit dem Scheine philologischer Akribie“ gibt ihm (S. 87) ein Forscher schuld, der wahrlich auch z. B. gegen Paul Schellings Briefbeleg (S. 59) „beweist, was er beweisen möchte“ (S. 27 Anm.) und in der Sucht überall bei Varnhagen politische Tendenz aufzufinden (S. 47) den „spitzfindigen Schematismus neuerer Bonaventuraphilologen“ (S. 27 Anm.) überbietet! — Ähnlich wird (S. 68 Anm.), immerhin mit größerem Recht, Eckertz abgetan, der doch nie so kühn zwei Tatsachen kombiniert hat wie Schultz etwa betreffend das Exemplar der Charlotte v. Kalb (S. 38).

Alle diese Manieren müssen beleuchtet werden, „obwohl es uns lästig ist“ (S. 83 Anm.); auch, wie der „lichtvolle Darsteller“ (wie Kuno Fischer S. 86 schön genannt wird) allgemein bekannte Termini wie „wechselseitige Erhellung“ (S. 84 Anm.) ebenso spöttisch als falsch gebraucht. Denn wenn wir selbst einen „neuerdings aufgekommenen vornehmen Ton in der Philologie“ abermals zum Schaden unserer Wissenschaft ruhig hinnehmen wollten, sind wir doch diesem in jede Ritze hineinleuchtenden Forscher Gründlichkeit in der Würdigung auch seiner Polemik schuldig. Er möchte uns sonst später vorhalten, auch wir hätten geglaubt, die gesamte „Bonaventuraphilologie“ bestehe nur in den beiden Namen Wilhelm Dilthey (S. 85 f.) und Franz Schultz (passim).

Aber ist auch der Verfasser nicht in dem Grade, wie er (S. 89, 105 u. ö.) andeutet, der einzige oder fast einzige Besitzer literarhistorischer Methode, so ist er doch jedenfalls wirklich in deren Besitz und das macht — anders wie in vielen anderen Arbeiten verwandter Art — den positiven Teil fast so erfreulich wie der negative unerfreulich ist. Freilich — nur so weit wie eben auch er nicht von der negativen Manier durchsäuert ist. Denn unaufhörlich fühlt der Verfasser das Bedürfnis, seine methodologische Superiorität zu offenbaren, gegen Michel

(S. 149, 159) wie gegen Walzel (S. 147 Anm. 155 Anm., 213; 237 f.) und gegen alle die, die einer Nennung nicht erst gewürdigt werden. Dann legt Schultz, um Scherers Ausdruck zu gebrauchen, in den Text „Arien" ein über Individualitäten, die „auf der Literaturbörse (welch geschmackvoller Ausdruck!) keinen offiziellen Marktwert aufweisen können" und sich deshalb vertrauensvoll an sein philologisches Vaterherz legen müssen; über das „Wirtschaften mit Verallgemeinerungen" (S. 213) oder den Nutzen der Parallelen (S. 237 f.). Oft hat man den Eindruck, als sei dies Buch nicht — wie etwa Köfters unvergleichliche „Geharnischte Venus" — um der Freude einer Entdeckung willen geschrieben, sondern nur um ein methodisches Musterbeispiel zu liefern. Deshalb der Präzeptorton, der bei jeder Gelegenheit mit seiner Erfahrung auftrumpft: „Denn ich teile dem Phantom der allein seligmachenden philologischen Statistik gegenüber die Bedenken —" (S. 241). Wobei wir Schüler denn doch hin und wieder revoltieren. Ist denn die Ablehnung des „Einschachtelns der Einzelpersönlichkeiten in ‚Gruppen', ‚Richtungen', ‚Schulen'" (S. 213) nicht am Ende doch nur die Selbstverteidigung eines kurzsichtigen Auges, das das Gemeinsame großer Bewegungen nicht zu erkennen vermag? und sollte anderseits der mit dem Vorwurf des „unkünstlerischen Kopfes" (S. 240) nicht vorsichtiger sein, der nach so eingehender Betrachtung von seinem Hauptheldeu Wetzel (vgl. S. 220, 236, 326 f.) ein lebendiges Bild zu entwerfen außerstande ist? Und steht die alte Mode, wissenschaftliche Irrtümer hochmoralisch als „ruchlos" zu kennzeichnen (S. 156) gerade dem gut, der kein Bedenken trägt, die Arbeitsmethode und die Argumente anderer Forscher durch beständiges Herausheben nur der negativen Momente einseitig zu entstellen?

Doch fast bringt die unerfreuliche Art des Vortrags auch uns diesem Fehler nahe. Über die positive Arbeit aber, wir wiederholen es, können wir nur Gutes berichten. Die Disposition könnte straffer sein, das romanartige Spiel mit dem vorgetäuschten Verfasser Schubert (S. 179 f.) stört etwas; aber wo es gilt, eine Geschichte bibliographischer oder literarischer Einzelheiten zu schreiben, zeigt sich der Verfasser auf der Höhe. Sehr geschickt beginnt er mit der Quellengeschichte der Fabel von Schellings Autorschaft — denn so darf man nach seinem Werk gewiß endgiltig sagen; wobei nur (wie eben bemerkt) bei Varnhagen zu viel Absicht angenommen, auch sonst öfters etwa zu fein (S. 57 über Lassaulx) oder spitzfindig (ebenda über Waitz) argumentiert wird. Aber der allgemeine Charakter solcher literarhistorischer Legendenbildung wird (S. 56) vortrefflich charakterisiert. — Es folgt der siegreiche Nachweis, wie unmöglich Schellings Autorschaft ist, an eine gute Charakteristik des Dichters Schelling (S. 106 f., 113) und speziell das „Heinz Widerporst" (S. 101) und des „Pfarrers von Drottning" (S. 110 Anm.) angeknüpft; auch die literarische Theorie des Philosophen wird (S. 118 f.)

vortrefflich ausgenutzt, etwas weniger scharf seine Weltanschauung (S. 138 f.).

Das Gegenbild liefert Schultz nach kurzer Erledigung der Carolinenhypothese (S. 153 f.) an Wetzel. Er hat zunächst den Mitarbeiterkreis des üblen Verlegers Dienemann in Penig studiert; dies glückliche Aperçu führte ihn erst zu Schelling, Schubert (S. 179 f.) und seinen Freunden (Koethe, der Gatte Silviens von Ziegesar, S. 200). Darunter trat dann Fr. G. Wetzel hervor. Sein Lebensbild wird nur in der ersten Hälfte erleuchtet. Seine Werke, soweit sie in Betracht kommen können, nimmt der Verfasser sorgsam vor, beachtet die Pseudonyma (S. 242), die humoristisch-ironische Technik (S. 248), das — wenig beweisende — Verhältnis zu Shakespeare, Novalis, dem „Faust" (S. 252 f.) und dann vor allem Komposition und Technik (S. 263 f.). Neben schwache Parallelen (wie S. 260, 308) stellen sich überraschend starke Einzelheiten in großer Fülle (S. 313 f.), stellen sich auch auffallende Eigenheiten in Sprache und Stil (S. 320 f.). Alles das scheint der Verfasser zwar einmal selbst umzuwerfen, indem er die mimicry, mit der Wetzel sich in die verschiedensten Stile habe hineinversetzen können, hervorhebt. Aber es bleibt doch eben, wo solche Absicht fehlt, ein eigenes Wesen, bleibt (wie Schultz in Anlehnung an Edw. Schroeder S. 240 glücklich betont) auch in der Auswahl des Nachzuahmenden seine persönliche Ader. Und dann wird dies alles zusammengehalten durch eine einheitliche Weltanschauung (S. 280 f.), eine „Nachtstimmung" (S. 268) voll bizarrer schauerlicher Erfindungen (S. 274 f.). Kant und Fichte (S. 292) werden abgelehnt — sie sind zu sehr Menschen des Willens; aber Goethe (S. 294) und vor allem der Virtuos der „dunklen Eindrücke", Herder, der „Sonnenadler" (S. 295) sind unter den Lebenden seine Götter — denn auf Stimmung ist bei diesem „Unsystematischen" (S. 292) alles gestellt. Wohl bleibt er nicht bei den Wolfsschluchtschaudern der Dresdener Trivialromantik stehen, aber aus ihr noch mehr als aus E. T. A. Hoffmanns philosophischem Erschauern ist doch sein Schwelgen im Groteske-Furchtbaren geboren.

Das Ergebnis scheint mir beinahe so unwiderleglich wie (S. 326) dem Verfasser. Damit ist mehr geleistet als die Lösung eines Rätsels, das beunruhigend zu werden begann. Es ist der Romantik zweiten Ranges ein interessanter Name erobert auch gleich mit festen Grundlagen der literarischen Erkenntnis. Für die vulgäre Literargeschichte, für die gelehrte Legendenbildung ist einer der merkwürdigsten Fälle bis ins einzelne aufgedeckt. Nebenbei ist für den Anschauungskreis und die sprachlichen und künstlerischen Ausdrucksmittel jener Zeit ein umfangreiches Material wohlgeordnet vorgebracht. Grund genug, dem Verfasser zu danken; Grund genug, dem Verfasser übel zu nehmen, daß er uns diesen Dank so schwer macht.

Berlin. Richard M. Meyer.

Hoffmann E. T. A., Schwester Monika erzählt und erfährt. — Eine erotisch-psychisch-physisch-philantropisch-philantropinische Urkunde des säkularisierten Klosters X in S . . ., neu herausgegeben, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von G. Gugitz. — Bei Dr. Rudolf Ludwig in Wien o. J. geb. 20 M.

Mit diesem Greuel hat hoffentlich die Manie der Neudrucke den Gipfel erstiegen, und die Nemesis muß folgen: wenn nicht die Verleger endlich versagen, so doch hoffentlich die Käufer! — Ein Sammler hat ein seltenes „Erotikon" aufgetrieben. Er glaubt sich berechtigt dies aller Kunst, alles Witzes, aller Gedanken entbehrende Potpourri von Flagellation und Wollust — E. T. A. Hoffmann zuschreiben zu dürfen! wobei ich noch den Schmerz habe, als Eideshelfer zu dienen, weil ich ein wahrlich anders geartetes anonymes Werk der Romantik (obendrein wohl mit Unrecht) dem Dichter des Kater Murr zuschrieb. Immerhin — zu vermuten steht jedem frei. Herr Gugitz hätte in irgend einer Zeitschrift seinen Einfall begründen mögen, und wir hätten dann die paar Gründe diskutiert, die sich dazu eignen: das Kloster als Schauplatz, den Spott auf die „Braut von Messina", den Musiklehrer, den Posener Verlag. Statt dessen wird ein schandbares Produkt, das man, und wär es nie gedruckt, mit Nacht bedecken sollte, pomphaft auf schönem Papier als Privatdruck herausgegeben und eine ekelhafte Schmutzerei wird durch feierliche Anmerkungen für die Literaturhistorie hoffähig gemacht!

Ich bezweifle nicht, daß den Herausgeber nichts weiter verführte als die Freude des Entdeckers eines Rarissimum: zur Entschuldigung aber genügt sie nicht. Wir wollen denn doch die kulturhistorische Objektivität nicht so weit treiben, daß jede literarisch und historisch noch so wertlose Ausschreitung einer verdorbenen Phantasie dem allgemeinen Gebrauch überliefert wird! Was ist denn aus diesem Buch zu lernen? daß es immer Schriftsteller und Leser gab, auf die des guten Matthias Claudius Antixenion paßt:

Sie sprechen halter mit Entzücken
Von Stock und Büttel zu Peter und Paul;
Und sehen sie im Geist „entblößte Schultern und Rücken",
Läuft ihnen das Wasser ins Maul.

Keine Analogie mit Boccaccio oder mit Goethes Tagebuch kann solchen Sonderabdruck rechtfertigen. Man deponiere das Original auf einer Bibliothek und lasse es dort im „Giftschrank" für etwaige literar- oder sprachgeschichtliche Untersuchungen unter Verschluß!

Berlin. Richard M. Meyer.

Literaturbericht aus Tirol. V. (1905—1908.)

Die letzten Jahre haben wieder manches Wichtige gebracht. Über mittelalterliche Literatur gibt es jedoch diesmal wenig anzuführen. Im Anschluß an meinen vorigen Bericht 13, 278 mag zunächst erwähnt werden, daß K. Klaar in der Zeitschrift „Die Kultur" 1905, S. 462 ff. eine Übersicht über den jetzigen Stand der Waltherfrage gegeben hat. Zur Oswald-Ausgabe von J. Schatz steuerte Elvira Sever in Braunes Beiträgen 32, 296 (1907) eine Notiz bei, wonach Oswald 80, 39 ff. auf Neidhart 55, 28 ff. beruht, was übrigens auch der Schluß von Oswalds 81, 64 folgern läßt. Ein neues Stamser Bruchstück aus der

Weltchronik des Rudolf von Ems veröffentlichte Viktor Junk in der Zeitschr. des Ferdinandeums zu Innsbruck III. 50. Heft, 473 ff. und ein anderes in den Wiener Sitzungsberichten der Ak. d. Wissenschaften (hist.-phil. Klasse) 153. Bd. (1906) nach einer Handschrift in der k. k. Hofbibliothek, welche die 300 Verse der Schlußpartie der Dichtung in der echten älteren Rezension enthält. Das Vorarlberger Volksblatt 1905, Nr. 79 brachte einen Aufsatz über Rudolf von Ems. R. M. Werner veröffentlichte ein neues, mit seinem zwei Jahre vorher aufgefundenen Fragmente[1]) identisches Meraner Bruchstück des „Buch der Veter", das von einem Urbar des Klarissinnenklosters in Meran vom Jahre 1686 abgelöst wurde, in der Zeitschrift für die österr. Gymnasien 57, 673 ff. (1906). Nik. Scheid schrieb über Laur. von Schnifis[2]).

Ungleich reicher ist das Gebiet des Volkskundlichen und des Kulturhistorischen für die lange Übergangszeit vom Mittelalter bis zum 18. Jahrhundert bebaut worden, wovon ich das Wichtigere aufzählen will. E. K. Blümml behandelte „germanische Volkslieder" mit besonderer Rücksicht auf Tirol[3]) und veröffentlichte Weihnachtslieder aus Tirol[4]). Ein Höttinger Hirtenlied druckte J. Schmidhuber[5]) und „alte Tiroler Weihnachtslieder" brachte der Kunstfreund 1906, S. 211. F. F. Kohl gab in Blümmls Quellen und Forschungen zur deutschen Volkskunde (I. 1908) „Heitere Volksgesänge aus Tirol" mit Singweisen heraus, die O. v. Schiffel-Fleschenberg in der Zeitschrift des Ferd. 52, 323 ff. ablehnend beurteilte. Einzelnes zur tirolischen Kriegspoesie im Freiheitskampfe findet sich in dem großen Werke von J. Hirn, Tirols Erhebung i. J. 1809 (Innsbruck 1908). Blümml druckte ein historisches Lied auf den Tiroler Aufstand 1809 in den Hist.-polit. Blättern I. 690 (1908) ab. Vgl. weiter den Meraner „Sammler", 1.—2. Jahrgang. Hans v. Hoffensthal (Hepperger) veröffentlichte in „März. Halbmonatschrift für deutsche Kultur" I. 215—217 (1907) einen achtzehnstrophigen Wechselgesang „Hochzeit von Gretl und Veitl". (Bettelhochzeitlied, beginnend „A Schüssel und a Hafele ischt ålm, jå ålm a Gschier") und macht als Heimat desselben das Pustertal wahrscheinlich, obwohl es auch im Eisak- und Sarntale verbreitet sei[6]). Zwischen der

[1]) Euphorion 13, 279—280.
[2]) Die Kultur 8, 160.
[3]) Archiv für Anthropologie, N. F. V. 149.
[4]) Der Katholik 1905, Nr. 294.
[5]) Innsbr. Nachrichten 1905, Nr. 294.
[6]) Herr Dr. O. v. Schiffel, dem ich manchen literarischen Nachweis für diese Arbeit verdanke, macht mich darauf aufmerksam, daß ein 30strophiger Wechselgesang gleichen Themas und voll deutlicher Übereinstimmungen in Inhalt und Aufbau zwischen Deinli und Jäckli, der aus Alemannien stammt, aus einem Drucke des 16. Jahrhunderts von Adolf Bartsch unter dem Titel „Der Wickelheyrat" in Alemannia 17, 69—77 u. 184—190 (1889) mit reichen Anmerkungen publiziert ist.

2. und 3. Nummer des zur Guitarre gesungenen, mündlich überlieferten Liedes stellt er eine kleine Lücke fest. Abwechselnd wird je eine Nummer Veitl und Gretl in den Mund gelegt, die letzte singen sie zusammen, so daß ersterer 9, letztere 8 Strophen singt. In einem mir unzugänglichen Aufsatze in den Mitteilungen des Vereins für Hamburgische Geschichte (25. Jahrg., 1905—06) handelte Ferber über Lieder im Tiroler Dialekt in Hamburg, wo auch 1836 das Gesangsbuch der Geschwister Leo gedruckt wurde (Euphorion 14, 426).

Mit Bühne und Drama befassen sich nachfolgende Abhandlungen: A. Tille, das katholische Fauststück, die Faustkomödienballade und das Zillertaler Doktor-Faustus-Spiel[1]); N. Neßler, das Jesuitendrama in Tirol (Progr. des k. k. Obergymn. in Brixen 1905, 1906) wozu K. Lechner im Progr. des Gymn. zu Innsbruck 1907, S. 33 ff. einige Notizen zu den dortigen „Endjahrskomödien" im 18. Jahrh. gab; A. Sikora, die Bühne der alten Volksschauspiele in Tirol (vorläufige Mitteilungen der Innsbrucker Nachrichten 1905 Nr. 206 für einen späteren, unvollendet gebliebenen Aufsatz im Archiv für Theatergeschichte 2, 1—55). Sikora schrieb ferner über Theater und Aberglauben[2]) und gab nach Akten des Innsbrucker Statthaltarei-Archivs eine Darstellung der Fronleichnamsbräuche in Bozen[3]), die derart verweltlicht waren, daß 1753 die „figurierten Prozessionen" behördlich verboten wurden. Wichtig sind weiter desselben Verfassers Ausführungen zur Geschichte der Volksschauspiele in Tirol[4]) nach 1746 mit wertvollen Tabellen über Aufführungsorte von Volksstücken in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. So wurde Primissers „Martin Sterzinger" 1792 in Lermoos, 1794 in Sterzing gegeben. An andern Orten wurden wieder Stücke aufgeführt, die nicht mehr als eigentliche Volksstücke zu bezeichnen sind, wie das S. 370 genannte, das den Vermerk trägt: „Für das k. k. Hoftheater" (in Innsbruck; J. F. Bauer, Tiroler Kriegslieder, S. X. Anm.). Eine Tiroler Bauernkomödie, die O. Menghin in der „Kultur" 9, 101 ff. herausgab, wurde 1780 zu St. Martin in Passeier gespielt, dürfte aber noch aus dem spanischen Erfolgekriege (1709?) stammen.

Interessant sind ferner einige Nachrichten über Spielaufführungen in Steinach[5]) zu dem Zwecke, um das Geld für ein Altarbild Knollers zu beschaffen, und der Aufsatz von Sikora, Der Kampf um die Passions-

[1]) Zeitschrift f. Bücherfreunde 1906/7, 4. Heft (Euphorion 14, 208).
[2]) Bühne und Welt VII. 19.
[3]) Zeitschrift des Ferdinandeums (Innsbruck) 1905, 301 ff.
[4]) Ebd. 50, 339 ff.
[5]) Ebd. 50, 494. Es wäre zu wünschen, wenn A. Sikora seine Einzelschriften zu einer zusammenhängenden Darstellung verwerten würde. Über die Volksschauspiele in Vorarlberg handelte Sikora im Archiv für Gesch. u. Landeskunde Vorarlbergs 1907, 1. 2.

spiele in Tirol im 18. Jahrhundert[1]), sowie Vinschgauer als reisende Komödianten[2]). L. Pirkl schrieb über das einst weit bekannte Dorftheater in Buch bei Schwaz[3]), R. Jenewein gab Alt-Innsbrucker Hanswurstspiele als Nachträge zu dem von ihm 1903 veröffentlichten Höttinger Peterlspiel heraus (Innsbruck 1905). Aus dem Vielen, was letzter Jahre über Sagen und Dialekte in den verschiedensten Blättern geschrieben wurde, sei hier Ludwig v. Hörmann, Über tirolische Sage und Sagenforschung[4]), und V. Hintner, Mundartliches aus Tirol[5]), vermerkt.

Zur Geschichte der deutschen Literatur in Tirol im Zeitalter der Klassiker und der Freiheitskriege will ich zunächst einen größeren Aufsatz von J. E. Wackernell, Ein Tiroler Dichter auf den Pfaden Klopstocks und Lessings[6]), anführen; derselbe behandelt den aus dem Enneberg'schen gebürtigen Hofrat Joh. B. Rinna zu Sarenbach (1764—1846). Wackernell teilte ferner im 1. Schillerheft des „Euphorion" 12, 142 ff. Schillerreliquien aus Tirol mit, darunter ein Bruchstück (J) des Demetrius V. 571—560 u. 584—596 (nach der Zählung Kettners), das der ältesten Versredaktion angehört und im Ferdinandeum in Innsbruck liegt; S. 145 wird ein bisher unbekanntes Billett Goethes aus der Zeit „nach 1783" abgedruckt, während sich die übrigen Goethereliquien des Ferdinandeums in Prems Goethe[3] S. 497—498 finden. Über Schillers Abstammung aus Tirol und seinen Zusammenhang mit den in Mühlau beglaubigten Schiller v. Herdern, wozu neuestens auch noch ein Aufsatz in David v. Schönherrs Schriften 2, 632 abgedruckt wurde, hat nun R. Weltrich, Schillers Ahnen (1908), abschließend gehandelt und die Tiroler Hypothese endgiltig beseitigt. S. M. Prem, Goethe auf dem Brenner (1786), suchte die Örtlichkeit mit den Angaben der „Italienischen Reise" in Einklang zu bringen[7]). Hier mag noch beigefügt sein, daß sich südöstlich vom Brenner Posthause die Spur eines zweiten Sees findet, was indes an der Sache nicht viel ändert, da die vorhandenen Unstimmigkeiten durch die lange Zeit zwischen Goethes Reise und deren Beschreibung leicht erklärlich sind. In der Abhandlung über den Maler J. A. Koch aus Elbigenalp von Ernst Jaffé[8]) wird an mehreren Stellen (S. 63, 69, 77—78) Goethes gedacht, wozu bemerkt werden muß, daß das ungünstige Urteil über die Kunst des jungen Koch

[1]) Zeitschr. f. österr. Volkskunde 1906, S. 185 ff.
[2]) Ebd. 1906, S. 155.
[3]) Innsbr. Nachrichten 1906, Nr. 194.
[4]) Österreichische Rundschau 1906, VIII, 92, 93.
[5]) Zeitschr. für deutsche Mundarten 1906.
[6]) Euphorion 13, 766 ff. (1906).
[7]) Chronik des Wiener Goethe-Vereins 20, 8 ff. (1906), darnach Innsbrucker Nachr. 1906, Nr. 10.
[8]) Zeitschr. des Ferdinandeums III., 49, S. 1—137. Dazu J. J(ung) im Euphorion 13, 441.

von J. H. Meyer stammt; was Beda Weber (1829) berichtet, dürfte zumeist Eigenbau sein und ist in vieler Beziehung irrig. Goethe und Koch haben sich persönlich nicht gekannt. Im Vorarlberger Volkskalender für 1907 stand eine Skizze über Angelika Kaufmann (mit Testament) von F. G. Metzler. Die Übertragung der Gebeine des mit Goethe bekannten Abtes Reitenberger von Wilten nach Tepl rief im Herbste 1906 eine Anzahl von Zeitungsartikeln hervor. Und nun wenden wir uns dem eigentlich Bodenständigen zu!

Die Zeit der Revolutionskriege hat in Tirol vielfach poetischen Widerhall gefunden. Nächst dem schon genannten Rinna ist hier Joh. Friedrich Primisser (geb. zu Prad 1757, gest. 1812 in Innsbruck) anzuführen, dessen Leben und Wirken O. Schissel v. Fleschenberg beschrieb[1]). Sein erstes Kriegslied hieß „N' Stutzen hear bam Sokara", das O. v. Schissel in ursprünglicher Fassung veröffentlichte[2]); bei der Rückkehr der Erzherzogin Elisabeth aus St. Johann nach Innsbruck (1797) schrieb er einen „Prolog" in der Mundart[3]), den er später (1808) wieder zu einer Hymne auf den König von Bayern verwertete. Franz von Gaßler wird in der eingehenden Untersuchung von O. Rommel, der Wiener Musenalmanach[4]), als der einzige an diesem Unternehmen beteiligte Tiroler (S. 152) behandelt, biographisch gewürdigt, als Bearbeiter landschaftlicher Motive (M A 1784, S. 31) und als Balladendichter (M A 1782, 130) hervorgehoben. Seine Ballade — oder histor. Lied — „Lied eines Tirolers aus den Zeiten des Konzils zu Konstanz" ist für die Neigung der Almanachdichter, Kostüm und Alter ihres Stoffes zu betonen, typisch. Aus dem Umstande, daß sich im Ferdinandeum ein bisher unbeachteter Einzeldruck von Denis' Hochzeitscarmen „Der Blumenstrauß" (1774) fand, folgert O. v. Schissel[5]) einen starken Einfluß des Wiener Aufklärungskreises auf die Tiroler Dichter, so daß die aufklärerischen Tendenzen eines Primisser, Gaßler, Pontifeser und Kowald hier ihren Ursprung haben dürften. Dazu wäre auch einmal

[1]) Zeitschr. des Ferd. III. 50, 479 ff. u. Allg. d. Biographie 53, 119 ff. dazu vergl. O. Schissel v. Fleschenberg, zur Biographie der tirol. Literatur des 18. Jahrh. I. Mitteilungen des österr. Vereines f. Bibliothekswesen 10, 1 (1906).

[2]) Zeitschrift des Ferd. III. 49, 447 ff. In der Zeitschrift für Bücherfreunde 12, 336 teilt O. v. Schissel ein dialogisiertes Abschiedsgedicht Primissers an den Grafen Bissingen (1802) mit, das den „Höhepunkt in der Kontrasttechnik J. Fr. Primissers" darstellt.

[3]) Nach dem Original im Ferdinandeum gedruckt von O. v. Schissel in den Forsch. u. Mitth. z. Gesch. Tirols u. Vorarlbergs V. 55—57. Auch M. A. Pontifeser besang das Ereignis.

[4]) Euphorion, 6. Ergänzungsheft (1906).

[5]) Ein Gelegenheitsgedicht des Barden Sined. Zu Goedekes Grundriß[2] § 218, 11 = 4, 109 ff. (§ 218, 9 = [3]4, 194 ff.). Zeitschrift für Bücherfreunde 1906/7 S. 83. Über J. N. v. Laichardings Verkehr mit Denis und sein Drama „Die Inkulaner oder das glückliche Ungewitter": Deutsch-österr. Literaturgesch. II. 378.

der handschriftlich im Ferdinandeum liegende, noch unverwertete Briefwechsel zwischen Laicharding und Denis zu mustern, „als dessen Resultat der barocke dramatische Versuch Laichardings (1784) anzusehen ist." Dem spürenden Scharfsinne Otmar v. Schissels gelang noch eine andere interessante Entdeckung[1]). Er erwies nämlich den zwischen 1786—95 in Innsbruck wirkenden Schauspieler Josef Faistmantl als Verfasser des 1798 anonym gedruckten, 1797 entstandenen Stückes „Der Landsturm oder der Ausmarsch der Tiroler gegen die Franzosen" (B) mit Heranziehung einer bisher unbekannten Bühnenhandschrift (A), auf der N. Faistmantl" als Verfasser genannt und zu dem Stücke vermerkt ist, daß es in Innsbruck mehrmals aufgeführt wurde. Dies wird ergänzt durch die Angabe Sikoras[2]), daß Faistmantls „Komödie" noch 1797 in Kauns (und zwar nach Jahreszahl und Titel nach A) und in Sterzing 1798 (nach B) gegeben wurde.

Über jene Dichter und Schriftsteller, die zur neuesten Zeit überleiten, ist außer einem kleinen Aufsatze zur Lebensgeschichte J. Ph. Fallmerayers von Th. Weiß[3]) diesmal nichts Erwähnenswertes geschrieben worden, destomehr aber von den Oppositionspoeten des 19. Jahrhunderts. Ihren Reigen eröffnet der verbitterte Johannes Senn. Zum 50. Gedenktage seines Todes sollte eine Neuausgabe seiner längst vergriffenen „Gedichte" (1838) und eine Biographie erscheinen, doch kam es nicht dazu. Neue „Beiträge zur Biographie Johann Senns" von F. Sch(umacher) brachten jedoch die „Neuen Tiroler Stimmen" 1907, Nr. 152, 167 und 171. Auf Grund ämtlicher Aktenstücke wurde da erwiesen, daß Joh. Chrysostomus Senn am 1. April 1795— nicht 1792, wie man bisher las, geboren und schon 1807 nach Wien gekommen sei, wo er im Stadtkonvikte untergebracht war. Nach Beendigung des Gymnasiums studierte er Philosophie, bis ihm dann die bekannte Affäre mit der Polizei 1820 die Zukunft abschnitt. F. Schumacher behandelte auch Hermann v. Gilms amtliche Laufbahn[4]) und suchte auf Grund des Aktenmaterials zu beweisen, daß Gilm wegen seiner freien Gesinnung keine Zurücksetzung erfahren habe, weil die Behörden von seiner politischen Dichtung keine sichere Kunde besaßen. Obwohl man ihn als den Dichter des „revolutionären" Schützenliedes im Verdachte hatte, kam er doch im gleichen Jahre 1847 noch in die Hofkanzlei nach Wien und wurde — nach fast 14jähriger Praktikantenzeit! — am 16. Dezember 1849 zum Bezirkskommissär 1. Klasse

---

[1]) O. Schissel v. Fleschenberg, Zu Goedeke, Grundriß² § 259, 192 (= 5, 345): Euphorion 13, 132—133 (1906).

[2]) Zeitschr. des Ferd. III. 50, S. 362, 370.

[3]) Forschungen zur Geschichte Bayerns 1906. XIV., 207. Für das Folgende kommen auch A. Pichlers Beiträge zur tirolischen Literatur in Betracht, Ges. Werke 12. Band (1908).

[4]) Der Sammler. Beil. der „N. Tir. St." 1906, Nr. 4.

ernannt. An A. Sonntags Gilmbuch[1]) knüpfte A. Hauffen einen längeren Aufsatz[2]) und S. M. Prem unterzog dasselbe einer kurzen Besprechung[3]), in der mehrere Einzelheiten genauer festgelegt erscheinen. Eingehend handelte Wackernell darüber auf Grund teilweise unbekannter Daten[4]). In den „Prager Studien" (9. Heft, 1908) behandelte Wackernell Gilms „Sommerfrischlieder" nach zwei neuen Handschriften (K u. Br.), die unbekannte Verse Gilms enthalten, und teilte auch Gedichte aus Josephinens Nachlaß mit. Prem lieferte noch weitere Beiträge zu Gilms Lebensgeschichte und Dichtung. In einem Vortrage[5]) über Gilms Briefe an seine Jugendgeliebte finden sich zahlreiche literarische Details, Briefauszüge und ein bisher ungedruckter Brief Gilms an Pepi Kogler vom 19. Februar 1839. Neue Beiträge zu Gilms Aufenthalt in Bruneck mit ungedruckten Gedichten bieten ferner die Aufsätze „Gilm und der Topograph Staffler" im Tirolerboten 1905, Nr. 216, 272 u. 273, worin die Beziehungen des Dichters zu J. J. Staffler, der auf Gilms Schützendichtung einwirkte, nach einem im Ferdinandeum befindlichen Tagebuche eines Sohnes Stafflers dargelegt werden. Prem veröffentlichte endlich Gilms Tagebuch aus Rovereto vom Jahre 1846[6]) und schloß aus dem Umstande, daß bald nach dem Besuche in Bruneck Sophiens Name aus den Aufzeichnungen schwinde und diese Mitte März ganz aufhören, die Liebe erkaltet sein müsse. Dagegen machte F. Sch(umacher) geltend[7]), daß Gilm am 14. Juni 1846 aus Burgeis ein (bisher unbekanntes) Akrostichon an Sophie Petter gesandt und daß in ihrem Nachlasse noch Gedichte Gilms aus der Zeit von 1845—47 gefunden wurden, von denen die „Schützenromanze" (Greinz-Reclam S. 30) mit dem Entstehungsjahre 1847 bezeichnet sei. Bezüglich des Akrostichons auf Sophie wurde dann von anderer Seite[8]) die Vermutung ausgesprochen, Gilm hätte in Burgeis bei Marienberg eine heimliche Zusammenkunft mit Beda Weber gehabt, um in den damaligen literarischen Fehden Frieden zu erlangen, sowie er auch Ende 1845 in Meran bei Leutner gewesen war, der ihn im Wiener Morgenblatt als Jesuitenfeind hingestellt hatte[9]).

[1]) Vgl. Euphorion 13, 285.

[2]) Deutsche Arbeit (Prager Monatsschrift) 6, 434 ff.

[3]) Zeitschrift des Ferdinandeums III. 50, 575 ff. Hier wird als Quelle für das Motto zu Gilms Gedicht „Leidenschaft" ein Brief Theodolindens an Gilm vom 2. Mai 1842 vollständig abgedruckt.

[4]) Euphorion 15, 278 ff.

[5]) Gedruckt im „Grazer Tagblatt", u. besonders (1906).

[6]) Zeitschr. des Ferd. III. 49, 437 ff.

[7]) Gilm und Sophie, Der Sammler, Beil. der „N. Tir. St." 1905, Nr. 9.

[8]) Hofmann in Meran = Arnold v. d. Passer, der 1905 Gilms Gedichte mit Einleitung in Frankfurt a. M. herausgab), Gilm-Studien, 2. Gilm in Burgeis: Der Sammler, Beiträge zur tirol. Heimatkunde, hgg. von F. Innerhofer, I. 10, 5 ff. Hofmann scheint an der Echtheit dieser 6 Verse zu zweifeln.

[9]) Ebd. I. 5, 10 ff. (1907). Vgl. Wackernell, Beda Weber, S. 255.

Gilm weilte übrigens schon 1837 einmal in Meran und widmete einer Frau v. Stefenelli ein Gedicht, das im Meraner „Sammler" nochmals abgedruckt wurde[1]), dann wieder im Oktober 1842, wahrscheinlich Theodolindens wegen, die kurz vorher Schwaz verlassen hatte. In einem anderen Aufsatze[2]) behandelte H. das Sonett Gilms an P. Herkulan Oberrauch und sprach die Vermutung aus, daß es durch den Religionslehrer David Moritz und durch die Denktafel des deutsch gesinnten Paters an der Kirche des Schwazer Franziskanerklosters angeregt sei. In weiteren kleinen Aufsätzen wird dargetan, daß Gilms Trinkspruch „Oswald von Wolkenstein" ohne Kenntnis der Örtlichkeit verfaßt sei (1, 11) und daß „Allerseelen" in der ersten Fassung auf Theodolinde, in der zweiten auf Sophie gehe. Ein schon einmal im Pustertalerboten gedrucktes „Schartellied" (drei Toaste, 30. Okt. 1844) erscheint 2, 4, 96 und eine Stammtafel der Familie v. Gilm von Robinet de Clery in Paris wird als Beilage zu 1, 11, 12 des „Sammlers" geboten. Daselbst sind 2, 4, 81 ff. Briefe des Herzogs Max in Bayern an Fr. Leutner abgedruckt.

Ein paar literarhistorisch interessante Notizen bietet O. v. Schiffel in seinem Aufsätzchen „Lanner und Tschurtschentaler (Ungedruckte Briefe Lanners)" mit ebenfalls ungedruckten Versen „Erinnerungswort an die lieben Tirolerfreunde Tschurtschenthaler am Giggelberge" (bei Natters) von Otto Prechtler[3]), die Netzer komponiert hat. In diesem gastlichen Hause verkehrte auch Fr. Leutner, von dem zwei Briefe an J. Tschurtschenthaler (1841) im Familiennachlasse liegen.

Von Adolf Pichler erschien in der bereits rasch der Beendigung entgegengehenden Sammlung seiner Werke noch 1905 der 3. Band, welcher Pichlers Tagebücher von 1848—1899 enthält. Sie erfuhren mehrfach Würdigung in der Presse. Auch etliche Aufsätze sind in den letzten Jahren über ihn erschienen. K. v. Thaler teilte mit einer kurzen Einleitung[4]) zwei Briefe Pichlers an Gilm in Sachen der „Frühlieder" mit (1844, 1845), von denen jener vom 9. Oktober 1844 die „gottlose Konferenz in Brixen" anzieht. An den Verkehr Pichlers mit Ad. Stifter in Wien wurde zu des letzteren 100. Geburtstage neuerdings erinnert[5]). Pichlers Ausmarsch zum welschtirolischen Grenzkriege und

[1]) I. 5, 10, mit Porträt der Theodolinde v. Gasteiger. A. Sonntag, H. v. Gilm, S. 13. Im „Sammler" I. 7, 8, vier Widmungsverse an eine Meraner Dame, die in den Okt. 1835 fallen sollen. Leutner, der seit 1842 in Meran war, wohnte bei Frau v. Stefenelli.

[2]) Gilm-Studien 1. ebd. I. 9. S. 17 ff. (1907). In dem Buche von Th. Fröberg, Beiträge zur Geschichte und Charakteristik des deutschen Sonetts im 19. Jahrh. (St. Petersburg 1904) wird ausführlich über Gilms Sonette gehandelt; vgl. Allg. Literaturblatt XV. 305.

[3]) Forschungen u. Mitt. z. Gesch. Tirols und Vorarlbergs III. 147 ff.

[4]) Scheffel-Jahrbuch 1905—06 (Leipzig und Wien 1906), S. 150 ff. (Vgl. Pichlers Ges. WW. 1, S. XV. u. 255.

[5]) Wiener Abendpost 1905, Nr. 253 u. Tir. Grenzbote 1905, Nr. 94.

den Aufenthalt in Graz (16.—17. April 1848) behandelte S. M. Prem auf Grund neuer Quellen[1]), wodurch Pichlers Darstellung in seinen Gesammelten Werken 2, 43 ff. ergänzt wird. Von Pichler geht auch mehrmals die Rede in J. Jungs stattlicher Fickerbiographie. B. Hunold erfuhr eine kurze Behandlung in der Allg. d. Biographie 50, 514. Zum 50. Sterbetage des Dichters des Tiroler Schützenliedes, Alois Meßmers, der nach langem Leiden am 23. August 1857 in den Armen des Hofkaplans Thomas Furtner zu Albano bei Rom starb, erschien eine größere Abhandlung[2]). Sie bietet Neues. Über Peter Moser und dessen Beziehungen zur tirolischen Literatur und zu Julius v. d. Traun teilte Armin Gaßner einiges im „Euphorion" 14, 784 mit. Eine liebevolle Studie über die tirolische Dichterin Angelika von Hörmann schrieb A. Sonntag (München 1906), dem jedoch der Prolog zu einer Künstlerepopöe Angelikas „Meister Gilg" entgangen ist[3]). Mit einigen neueren Tiroler Dichtern beschäftigt sich A. Pöllmann in seinem polemischen Buche „Rückständigkeiten"[4]). Anläßlich der Aufführung der Lebenskomödie „Erde" beleuchtete J. Minor Karl Schönherrs Bedeutung als Dramatiker[5]). Dem früh verstorbenen A. Renk setzten Freunde durch Herausgabe seiner Werke in 4 Bänden ein Denkmal, wozu Fr. Kranewitter eine die Persönlichkeit und das Schaffen Renks trefflich würdigende Einleitung schrieb (München, 1907—1908); Nachrufe erschienen mehrfach in Tagesblättern und Zeitschriften[6]). Gleiches geschah auch nach dem Ableben der tirolischen Dichter Norbert Stock, F. v. Scala, J. Mayr-Günther und A. von Rodank (Graf Wolkenstein). F. Muncker endlich sprach in einem Festvortrage[7]) übersichtlich über die deutsche Dichtung in Tirol bis auf die neuere Zeit und F. Kranewitter charakterisierte die moderne alpine Lyrik in Tirol und hob besonders Artur v. Wallpach hervor[8]), den auch K. Bienenstein in einem eigenen Aufsatze behandelte[9]).

Graz. S. M. Prem.

[1]) 38. Jahresbericht des k. k. 2. Staatsgymnasiums in Graz S. 21 ff.

[2]) H. F(ranz ps.), Alois Meßmer, N. Tir. Stimmen 1907, Nr. 189—190; Nr. 191 über Meßmers Mutter.

[3]) Gedruckt im „Wiener Stammbuch" zu Dr. K. Glossys 50. Geburtstage (1898), S. 34 ff. Vgl. Tir. Grenzbote 1906, Nr. 36. A. Pichlers Aufsätzchen über A. v. Hörmann ist nun in seinen Ges. WW. 12, 290 ff. zu finden. Hier wird auch Chr. Schneller hervorgehoben, der am 5. Aug. 1908 in Cornacalda bei Rovereto gestorben ist.

[4]) Ges. Aufsätze (Ravensburg 1906), S. 149 J. v. Zingerle, S. 308 Domanig als Erzähler, S. 326 Aug. Lieber.

[5]) Österr. Rundschau 14, 383 ff.

[6]) Die jungtirolische Halbmonatsschrift „Der Sturmbock" gab eine Renknummer heraus (I. 1907, Nr. 2) und Aurel. Polzer charakterisierte den Dichter im Südmark-Kalender für 1908, S. 56 ff., ziemlich eingehend.

[7]) Beil. 142 zur Allg. Z. 1905.

[8]) Beil. der Innsbr. Nachr. (Festnummer) 1907, Nr. 157.

[9]) Lit. Echo 1908, 830.

Deutsche Literaturgeschichte in Ungarn (1905—1907).

I.

Das bedeutendste Ereignis in der deutschen Literaturgeschichte Ungarns war das Erscheinen des dritten Bandes der „Allgemeinen Literaturgeschichte". Das großangelegte Werk, von Prof. Gustav Heinrich redigiert, enthält im ersten Bande die Literaturen der östlichen Völker und der Hellenen, im zweiten die der Römer und romanischen Völker. Der dritte Band behandelt die „Kelten und Germanen".

Egyetemes irodalomtörténet. Szerkeszti Heinrich Gusztáv. Harmadik kötet. Kelták és germánok. Budapest, Franklin Társulat 1907. (Bespr. Deutsche Literaturztg. 1908, Nr. 39.) Der Prachtband (680 Quartseiten), mit 35 Kunstbeilagen und 148 Textbildern, besteht aus folgenden Teilen: Einleitung, Kelten und Germanen (Geschichte und Poesie der Kelten und Urgeschichte der Germanen) von Prof. Gustav Heinrich. I. Teil Skandinaven. Mittelalter von Prof. Gideon Petz. Neuzeit von Karl Erdélyi. II. Teil Engländer. Mittelalter von Prof. Gideon Petz. Neuzeit von Géza Voinovich. III. Niederländer von Siegmund Nagy. IV. Die Deutschen von Prof. Gustav Heinrich. (Der umfangreichste Teil (S. 399—650) der fast die Hälfte des Bandes einnimmt.) — Aus dem Werke heben sich durch tiefe Wissenschaftlichkeit die Kapitel von Prof. Petz heraus. — Die deutsche Literaturgeschichte von Prof. Heinrich ist mit der umfassenden Erfahrung eines langen, arbeitsamen Lebens kongenialer Weise durchgefühlt, gedrungen und doch leicht, frei von philologischem Ballast dargestellt. Sein weitumsichtiger Blick hat überall auf die Beziehungen der deutschen Literatur zur ungarischen hingewiesen und mit besonderer Liebe das Bild Lenaus dargestellt.

Dieses enzyklopädische Werk ist für das gebildete Publikum im allgemeinen bestimmt und enthält deshalb keine Literaturnachweise, ist aber wohl mit einem genauen Sachregister (S. 651—680) versehen. Auch dieser Band ist bei wissenschaftlicher Verläßlichkeit durch leichtfaßliche anregende Darstellung und fließende Sprache ausgezeichnet und wird jedenfalls — wie das ganze Unternehmen, einen bedeutenden Einfluß auf die ungarische Kultur in bezug auf die intensivere Kenntnis des Auslandes ausüben.

Die in den letzten Jahren gebotenen Einzeldarstellungen sind aus allen Teilen der deutschen Literaturgeschichte herausgegriffen, und so wollen wir denn einen chronologischen Überblick der Arbeiten bieten.

Die Untersuchungen Jacob Bleyers über die germanischen Elemente der ungarischen Hunnensage erschienen zuerst in der historischen Zeitschrift „Századok" (Jahrhunderte) 1905, und liegen nun auch in deutscher Sprache vor (Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur, 31. Band, S. 429—599). — Der Verfasser selber gab einen

Auszug und eine Weiterführung seiner Arbeit in E. Ph. K.[1]) 1906, S. 257 bis 270, unter dem Titel: „Die Entstehung und Ausgestaltung des zweiten Teiles der Nibelungensage."

Über die pädagogische Verwertung des Nibelungenliedes spricht Ernst Krebß (Magyar Tanügy II. Jahrgang, Nr. 17).

Die Pädagogik Walthers von der Vogelweide (Kalazantinum. XIII. Jahrgang, Nr. 3). Erläuterung der pädagogischen Prinzipien Walthers namentlich in den „Jugendlehren".

Koloman Glück: Tannhäuser. A monda és fontosabb feldolgozásai. Budapest. Franklin Társulat 1907, 96 S. (7. Die Sage und ihre wichtigeren Bearbeitungen). Bespricht die historische Gestalt und die Elemente der Sage, über die es in ungarischer Sprache von Gustav Heinrich mehrere Artikel gibt. (Am ausführlichsten Budapesti Szemle (Budapester Revue) LII, S. 321—343.) Die Bearbeitungen werden eingehend besprochen von der Mörin von Hermann von Sachsenheim bis Ida von Hahn-Hahn, Widmann, Nestroy und Wolff. Eine ausführliche Bibliographie beschließt die Arbeit.

Johann Forgács: Nithart von Riuwenthal és természetlírája. Szeged 1907, 29 S. (N. v. R. und seine Naturlyrik). Eine Darstellung von Niths Wirken als Zusammenfassung der bestehenden Literaturergebnisse. Als zweiter Teil die Behandlung der Naturlyrik mit ausgiebigen Zitaten zur Darstellung der Art und Weise Niths, seines Verhältnisses zum Dorfleben.

Eine schon früher bekannte Quelle der ungarischen Margarethenlegende behandelt Cyrill Horváth in seiner Vorlesung, die in den Abhandlungen der ungarischen Akademie der Wissenschaften erschien. (Über die Margarethenlegende Akadémiai Értesitő 1907, S. 280—285, und Joannes Vercellensis és a magyar Margitlegenda. Budapest Akademiai értekezések a nyelv és széptudományok köréből 1908.) Die ungarische Margarethenlegende beruht auf der lateinischen Legende des Johannes Vercellensis, des Ordens-Magisters auf der Margarethen-Insel. Seine Legende jedoch ist nicht erhalten, nur einige Fragmente (Ferrarius: De rebus prov. hung. S. 344—350) sind gerettet; Horváth vergleicht also die deutsche Übersetzung Georg Volders (1454—1468, Goedeke I, S. 234) und benutzt sie zu seinen Parallelen.

Eine eingehende Untersuchung erfuhr das Ofner Stadtrecht. Néda Relković von Davor: Buda város jogkönyve (Ofner Stadtrecht) Budapest 1905, 308 S. — Die deutschen Städte Ungarns hatten ihre Rechtsbücher nach deutschen Mustern zusammengestellt. Unter den erhaltenen ist das Schemnitzer (13. Jahrhundert) das älteste. Das zweite ist die

[1]) E. Ph. K. kürzen wir Egyetemes Philologiai Közlöny = Allgemeine Zeitschrift für Philologie ab.

„Zipser Willkür" aus d. J. 1370. Dann folgt das Preßburger Judenrecht aus d. J. 1371. In Siebenbürgen wurde der sogenannte Altenburger Codex von 1453 benutzt. Das wichtigste jedoch ist das Ofner Stadtrecht. (Herausgegeben 1845 in Preßburg.) Außer einigen königlich ungarischen Verordnungen beruht das Ofner Stadtrecht hauptsächlich auf dem Sachsenspiegel. Es hat mehrere Kapitel damit gemein, ja oft wörtlich übereinstimmend mit dem Magdeburger und Haller Stadtrecht. Außerdem hat das Freiburger (Breisgauer) aus d. J. 1120 stammende Gründungsdokument und das Iglauer Recht auch eine Wirkung darauf ausgeübt, während die auf den Handel bezüglichen Verordnungen an das Wiener Recht erinnern. — Bei dieser Verschiedenheit der Quellen ist es nicht zu verwundern, daß die Sprache dieses Buches außerordentlich gemischt ist. Es ist wohl hochdeutsch geschrieben, doch steht neben dem Neuhochdeutschen noch manches Mittelhochdeutsche, neben Sächsischem überwiegend Österreichisches, auch eine und bedeutende Zahl ungarischer Worte darin. — Das Buch zerfällt eigentlich in vier Teile: 1. Über die Stadtverwaltung (64. Kapitel), 2. Über die Kaufleute, Gewerbsleute und andere Geschäftsbetreibende (100. Kapitel), 3. Über die Rechtspflege (138. Kapitel), 4. Über das Verhältnis der fremden Kaufleute zu Ofen (38. Kapitel). Im Anhang ist die Liste der kgl. ung. Freistädte zusammengestellt. — Die einzelnen Teile stammen aus verschiedenen Zeiten. Ein Teil (bis zum 162. Kapitel) wurde um 1413 fertig, der zweite 1421, das 31. Kapitel sogar vor 1410; deshalb öfter Wiederholungen und Widersprüche im Texte. Es ist wahrscheinlich ein Werk mehrerer Verfasser.

Über Luther handelt ein Késmárker Programm des ev. Lyceums 1906, von Dr. Edmund Szelényi. Es ist ein Vortrag über Luthers Leben und Wirken, sowie über seine Stellung in der deutschen Literatur. Eine Vergleichung seiner Persönlichkeit mit Loyola und Calvin wird angestellt, um zu erweisen, wie jeder von ihnen seine Persönlichkeit in dem von ihm geschaffenen Werke ausdrückte.

„Alberus und die Bibel" wird kurz behandelt von Peter Pallmann. Kalazantinum 12. Jahrgang, Nr. 6.

Johann Munkácsy: Fischart János. Nagyszeben 1907, 91 S., bietet eine Skizze vom Leben Fischarts, bespricht sein Verhältnis zu Rabelais, seine sozialen und konfessionellen Schriften und seinen Aberglauben, behandelt seine ästhetischen Ansichten, seine philologische Wirksamkeit und seinen Stil. Endlich kommt er auf die Frage der Authentizität der Werke Fischarts zu sprechen und bietet schließlich eine Bibliographie der Ausgaben und der über Fischart vorhandenen Literatur.

In dem Artikel „Unser Fortunatus-Volksbuch und sein deutsches Vorbild" E. Ph. K. 1907, S. 728—746, vergleicht Jacob Bleyer das ungarische Volksbuch, welches Béla Lázár untersucht hat, genauer mit den Ausgaben des deutschen Volksbuches von 1509 und 1559 und weist nach, daß der ungarische Verfasser das zweite benutzt habe.

Zur Dreihundertjahrfeier Paul Gerhardts erschienen einige Artikel. Johann Paulik: Gerhardt Pál (Egyházunk nagyjai Nr. 7). Budapest 1907, 41 S., ist eine Darstellung von Gerhardts Leben und Wirken. Von demselben ein Vortrag über „Paulus Gerhardt" Evang. Órálló 1907, Nr. 11. „Dem Gedächtnis Gerhardts." Schul- und Kirchenbote 1907, Nr. 5.

Michael Denis fand einen Biographen. Barnabas A. Unger: Denis Mihály élete és munkái Budapest 1907, 68 S. (M. D. Leben und Werke). Nach einer ausführlichen Lebensgeschichte werden die Gelegenheits-, Freundschafts-, geistlichen und humoristischen Gedichte und die Ossianübersetzung in je einem Abschnitte behandelt. Am eingehendsten wird die Bardendichtung (S. 40—67) erörtert; die Lieder Sineds werden einzeln analysiert. Namentlich sind die ungarischen Beziehungen in der Biographie und in seiner Dichtung hervorgehoben (der ungarische Soldat, der den Knaben mit Büchern beschenkt, Denis Kollegen in St. Anna: Matthias Pock, Georg Pray, Stephan Katona, „Protrepticon inclitae nationis Hungaricae"). Als Vermittler der geistigen Verbindung Deutschlands und Österreichs wird Denis mit seinem vielseitigen Wissen gepriesen.

Auch über die Karschin wurde eine Arbeit veröffentlicht. Georg Földvári: Anna Luiza Karschin. Programm des Lévaer Piaristengymnasiums 1906, S. 9—32, in welchem nach einer biographischen Skizze die Poesie der Dichterin mit einem Ausblick auf die Anakreontiker analysiert wird. Die Häufung der mythologischen Elemente wird hervorgehoben.

Gellerts Roman war der Stoff einer Dissertation. Helene Kepes: Gellert regénye. Budapest 1905, 48 S. „Das Leben der schwedischen Gräfin G." wird einer mehr ästhetisierenden Analyse unterzogen. Die Idee des Romanes: 1. Gott ist überall anwesend, 2. Die Verherrlichung der Heirat und der Familie. Die Charaktere der Personen werden einzeln untersucht. Literarhistorisches kommt nur flüchtig in Betracht. — Der Roman wurde wiederholt in das Ungarische übersetzt. Die älteste dieser Übersetzungen stammt aus d. J. 1772: „A svétziai grófné, G** né asszony élete. Iralott német nyelven Christián Fürchte-Gott Gellert által, mostan pedig magyar nyewre fordittatott. Kolozsvár. Nyomt. a ref. coll. betüivel 1772.

„Von der Gellert-Übersetzung Ladislaus Szabós von Szentjób" berichtet Rudolf Gálos E. Ph. K. 1906, S. 355—362. Der Dichter übersetzte 1786 das Pastorale „Das Band" mit manchen Freiheiten; es erschien 1790 in der von Kazinczy redigierten Zeitung „Orpheus" unter dem Titel: „A pántlika. Eggy pásztori játék Gellert írásaiból".

In dem Aufsatze „Bürgers und Käſtners Epigramme in einem vaterländischen Album" berichtet Friedrich Lám, daß sich ein Epigramm Käſtners und „Meister Katechismus" von Bürger schon 1791, also viel früher als die Ausgabe (1798), in einem Album Joh. Asbóths, der in Göttingen studierte und sich diese Verse einschreiben ließ, vor-

finden. Das Album ist Eigentum des Késmárker ev. Lyceums. E. Ph. K. 1905, S. 370.

Über Lessing sind mehrere Arbeiten zu verzeichnen. Die Jugenddramen bilden den Stoff einer Dissertation. Marie Neiser: Lessing ifjúkori vígjátékai Budapest 1905, 60 S. Die Dramen sind einzeln behandelt, der französische Geschmack, die Quellen und Muster konstatiert. Was die ästhetische Wertschätzung anbelangt, werden die Fehler des Anfängers in Lessing zu dogmatisch korrigiert.

Das Verhältnis Lessings zu Shakespeare behandelt ein Programm von Marianne Czeke von Szentgyörgy: Lessing és Shakespeare. Programm des Wlassics-Kollegiums 1905, 72 S. Die Arbeit stellt dar 1. wie die Verehrung Shakespeares bei Lessing stetig zunimmt, 2. welchen kritischen Standpunkt Lessing Shakespeare gegenüber vertritt. Die erste Frage wird durch eine Auslese der auf Shakespeare bezüglichen Äußerungen und literarhistorischen Daten, die zweite auf Grund der Hamburgischen Dramaturgie beantwortet. Als drittes Problem wird Shakespeares Einfluß auf Lessings eigenes Schaffen, auf Emilia Galotti skizziert.

Die Methode in der Kritik des Laokoon wird erläutert durch Johann Végh: A Lessing-file Laokoon kritikai módszere. Kolozsvár 1907, 29 S.

Eine bedeutendere, für die ungarische Literatur interessante Arbeit ist Josef Patai: Bajza és Lessing. Budapest 1907, 51 S. Sonderabdruck aus dem E. Ph. K. Diese Untersuchung zeigt den Einfluß, den Lessing auf den hervorragenden Kritiker Josef Bajza ausgeübt hat. Bajza hat viel von Goethe gelernt, doch ist er eigentlich bei Lessing in die Schule gegangen. Von ihm hat er seine wichtigsten ästhetischen Prinzipien, von ihm lernt er die Waffen der Polemik gebrauchen. Kaum hat der zwanzigjährige, blasse Jüngling die deutsche Sprache halbwegs erlernt, übt er sich durch die Übersetzung der Hamburgischen Dramaturgie, immerhin mit scharf kritischem Sinn lesend. Aus den Studien und Polemiken des Meisters ersieht er, daß es sein Beruf sei, der ungarische Lessing zu werden. Sein großer kritischer Erstling „Die Theorie des Epigramms" (1828) zeigt den durchgreifenden Einfluß Lessings; doch hat Bajza sich wie immer auch hier auf eigene Beine gestellt, hat Herder zu Rate gezogen und mit eigenem Gedankengang denjenigen Lessings weitergeführt. — Als Kritiker und Polemiker gebraucht Bajza Lessings Waffen, er hat dieselbe minutiöse Analyse und Beobachtungsgabe in der Kritik, in der Dramaturgie; dieselbe Heftigkeit, gepaart mit dem klaren Blick in den Streitschriften. Offenbar ist der Verfasser aus Liebe zu seinem Stoff in der Parallele zu weit gegangen, denn Bajza ist, obzwar er viel von Lessing lernte, eine ausgeprägte, kräftig nationale Gestalt. Trotzdem hat der Verfasser ein interessantes Kapitel zum Einfluß der deutschen Literatur auf die ungarische geliefert.

In der Miszelle „Karl Kisfaludy und Lessing“ E. Ph. K. 1907, S. 890 macht Leo Verö auf die Ähnlichkeit des Lessingischen Gedichts „Die Gespenster“ mit dem „Gespenst“ („A Kisértet”) Kisfaludys aufmerksam; die Pointe soll von Lessing stammen.

Über Herder brachte diese Ernte nur einen bescheidenen Artikel von Julius Groß: Herder und das Gymnasium, als Programm des Hermannstädter Honterusgymnasiums 1905, S. 3—8 (deutsch).

Dagegen ist Goethe eine unversiegend reiche Quelle. Die „prächtigen Torsi“ wurden noch ohne Kenntnis der neuen Arbeiten Minors in einer Dissertation behandelt. Irene Neiser: Goethe tragikus tárgyú drámatervei 1770—1775. Budapest 1905. 54 S. (Goethes Dramenpläne tragischen Stoffes). Die bis dahin bekannten Literaturergebnisse werden verwertet, um ein Bild über die Entstehung und den Wert der Fragmente zu bieten. Sie werden als Dokumente für Goethes religiös-moralische Entwicklung und philosophische Anschauung aufgefaßt.

In einer anderen Dissertation wird Egmont mit besonderer Beachtung des historischen Egmonts bearbeitet. Peter Hetco: Goethe Egmontja különös tekintettel a történeti Egmontra. Kolozsvár 1907. Es ist eine Vergleichung der geschichtlichen Gestalt mit Goethes Helden, um dadurch zu zeigen, inwiefern sich Goethe selbst in der Gestalt Egmonts schilderte.

Die meisten Bearbeiter fand natürlich der Faust. Eine Dissertation behandelt allein die Szene in Auerbachs Keller. Béla Tompa: Goethe aesthetikai intentiója az „Auerbach-pince” jelenettel a Faust első részében Kolozsvár 1907, 67 S. (Die ästhetische Intention Goethes mit der Szene in Auerbachs Keller.) Der Verfasser sucht seinen eigenen Standpunkt zu begründen. Er stellt zwei Behauptungen auf. Er meint, daß die Szene auf der Schweizer Reise geschrieben worden sei und stützt sich auf die Zeilen:

Ohne Wein kann uns auf Erden,
Nimmer wie dreihundert werden,

die sich auf die „wie fünfhundert Säue“ fühlenden Studenten beziehen. Sie müßten zu gleicher Zeit entstanden sein, meint der Verfasser. Als ob sie sich nicht auf die schon früher entstandene Szene beziehen könnten. — Indem er Goethes Intention bespricht, ist der — recht naive — Standpunkt des Verfassers, daß Mephistopheles durch die Vorstellung der unbändigen Studenten Faust nicht ergötzen, sondern ihm im Gegenteil einen Abscheu gegen das Studententreiben, gegen das akademische Leben überhaupt einflößen wolle und ihn hiermit von seiner Katheder, vom geregelten Leben abzulenken suche. Der Beleg dazu soll die Entwicklung der Auffassung Goethes sein: im Urfaust hält sich Goethe genau an die Sage, wogegen er in der späteren Bearbeitung Faust nicht mehr als Mitzecher, sondern als Zuschauer hinstellt. Er soll nicht seine Freude daran finden, sondern

durch ein objektives Urteil davon abgestoßen, fortan in die Freuden des Lebens eingeführt werden.

Über das Verhältnis des Faust zum Christentum schreibt Dr. Edmund Szelényi in der Protestantischen Revue (Goethe Faustja és a kereszty énség. Protestáns Szemle 1905, auch in Sonderabdruck 23 S.). Chronologisch werden Goethes Beziehungen zum Christentum erklärt, um zu dem Resultat zu gelangen, daß Goethe, wenn er auch nicht in allem dem Christentum nachgekommen ist, doch viele religiöse Ideen angenommen hat, und im allgemeinen doch eine gewisse Form des Christentums vertritt. Der Faust selber sei bei all den, nur aus künstlerischen Rücksichten beibehaltenen katholischen Elementen von einem protestantischen Gefühl durchhaucht.

Derselbe Verfasser gab eine Einführung in den Faust, als Programm des Késmárker evang. Lyceums 1905 und selbständig 54 S. Auf Bielschowsky, Minor und Baumgart gestützt, will der Verfasser eine leicht faßliche Darstellung der Sage, der Handlung und der Philosophie des Faust bieten. Am breitesten wird natürlich der Inhalt (S. 19—42) behandelt und namentlich der zweite Teil in Baumgarts Sinne erklärt. Um als Einführung zu dienen, beherrscht das Werkchen bei aller angestrebten Klarheit, den Stoff nicht genug und der Hinweis auf zu viele Auffassungen benimmt ihm die nötige Frische. — Es gibt übrigens eine sehr gute — leider schon vergriffene Einführung, welche Gustav Heinrichs Faststudien und die Übersetzung des Boyesenschen Kommentars in einem Bande vereinigt.

Über die Ergebnisse der literarhistorischen Forschungen, den historischen Faust betreffend, berichten zwei Artikel von Dr. Karl Györi in der Zeitung Magyar Állam (Ungarischer Staat) 1906, Nr. 216 und 293. Besonders Bosserts Werk und die nach Italien führenden Züge der Sage werden beachtet.

Ein anderer Artikel bietet wieder eine der zahllosen Vergleichungen von Madáchs „Tragödie des Menschen" mit dem Faust, um für die Originalität Madáchs einzutreten, der Goethe im Schlusse seines Werkes übertroffen habe, in der poetischen Ausarbeitung jedoch sich vor dem Faust beugen müsse. Alex. Nagy Faust und die Tragödie des Menschen. Debreczeni föiskolai Lapok, 49. Jahrgang, Nr. 4. und 5.

Mehr biographisch ist der Artikel: Wie lernte Goethe? von Josef Fazakas. Család és Iskola (Familie und Schule) 1907, Nr. 6 und 7.

In deutscher Sprache von Friedr. Lám: Goethe. Karpathen-Post 1907, Nr. 5 und 6 und K. Sch. Goethes Verhältnis zur Musik. Siebenbürgisches Deutsches Tagblatt 1907, 10251.

Eine Rezension von Bielschowskys Biographie durch Michael Kúthy Figyelö 1905, S. 132—135 („Der Beobachter") stellt die sichere Handhabung des Stoffes und die künstlerische Sparsamkeit des Stiles der unsicheren Beherrschung des Quellenmaterials bei Lewes' entgegen. (Lewes'

Biographie ist in ungarischer Übersetzung bekannt.) — Daselbst befindet sich ein Artikel „Aus dem Lager der Goethe-Gegner", in welchem von demselben Verfasser M. Holzmanns Buch bekannt gemacht wird (183—187). „Vergilbte Blätter .... aus Menzels, Spanns, Börnes Schriften .... und uns interessiert nur Goethe." Gegen die Anfechter der Moralität und Religiosität Goethes sucht J. Czirbuß Goethes Selbstzucht und seine Aufrichtigkeit in der großen Konfession seiner Werke ins rechte Licht zu stellen. Magy. Állam 1906, S. 260.

Das Schillerjubiläum hat in Ungarn einen lauten Nachklang gefunden. Der hervoragendste literarische Verein Ungarns, die Kisfaludy-Gesellschaft, hielt am 3. Mai 1905 eine Festsitzung zum Andenken Schillers. Der Präsident der Gesellschaft Zsolt Beöthy hielt eine Rede (abgedruckt in den Annalen der Gesellschaft: A Kisfaludy Társaság Évlapjai 40. Band, 149 S.), in der er Goethe als den „deutschesten deutschen Dichter" feierte, der als tief nationaler Dichter sich mit seiner weltumfassenden Individualität zum Dichter der ganzen Menschheit erhebt; er weiß ihm Dank für den Einfluß, den er auf die ungarische Literatur ausgeübt hat.

Prof. Stephan Hegedüs las sein Gedicht „Auf die Schillerfeier" vom Dichter des Ideals, der Freiheit, der mit seinem Adlerauge in die Sonne zu schauen wagte und für die geknechteten Seelen kämpfte.

Ludwig Dóczy, der auch durch seine Goethe- und Schillerübersetzungen beliebte Dichter, las seine Übersetzung des Epilogs zu Schillers Glocke vor.

Die Temesvárer Johann Arany-Gesellschaft hielt ebenfalls eine Schillersitzung. Dr. Géza Czirbuß hielt einen Vortrag über die dramatischen Ideale Schillers (erschienen in den Annalen der Gesellschaft: Az Arany János Társaság Évkönyvei II. Band, S. 179—191). Er stellt das Ideale und Bleibende in Schillers Dramen dem zeitlich relativen Wert Kotzebuescher Stücke gegenüber.

Dr. Constant Sztura las ebenda über Schiller als Ästhetiker und pries ihn als Theoretiker und Begründer der Spieltheorie bei der Erklärung des Ursprungs der Künste. Bei der Erläuterung des 15. und 17. Briefes in Schillers Abhandlung über die ästhetische Erziehung des Menschen weist er darauf hin, daß Spencer bei der Ausführung der Spieltheorie Schiller zwar zitiert und ihn doch nicht nennt.

Eine Dissertation behandelt die Entstehungsgeschichte des Tell. Rosa Büchler: Schiller Wilhelm Telljének keletkezési történelme. Kolozsvár 1905. In der Frage, ob Charlotte oder Goethe die eigentliche Veranlassung zur Entstehung Tells gegeben habe, entscheidet sich Verfasser für Goethe, denn nur seine tiefere Auffassung hatte eine inspirierende Wirkung auf Schiller. Der eigentliche Hauptteil der Arbeit ist eine „Synchronistische Tabelle zur Entstehungsgeschichte des Tell" (in deutscher Sprache), welche die auf Tell bezüglichen biographischen Daten in Rubriken bringt.

Vom Zeitbild in den Räubern spricht Eugen Zivuska. Figyelő 1905, S. 18—21.

„Eine arabische Gestalt der Bürgschaftsage" E. Ph. K. 1907, S. 268 teilt Robert Gragger ein von ihm in Konstantinopel gefundenes Märchen mit, aus dem „Iktitaf" des Atta Bey. Es erzählt, wie ein türkischer Jüngling unter dem Kalifen Omar, wegen des Mordes an einem angesehenen Alten zum Tode verurteilt, der Versorgung seines jungen Bruders wegen verreisen muß und einen Bürgen stellt, jedoch infolge von Hindernissen erst den dritten Tag ankommen kann und mit dem schon beinahe hingerichteten Bürgen begnadigt wird. Das Märchen bildet ein Bindeglied zu den östlichen Varianten.

Den Einfluß Albrecht von Hallers auf Schiller untersuchte Julius Schaffer: Albrecht von Haller befolyása Schillerre. Kolozsvár 1907, 27 S. Es ist eine Anzahl von Parallelen aus Hallers und Schillers Werken; die seelische Verwandtschaft, die philosophisch-reflektierende Weise und der pathetische Ton wird hervorgehoben und Schillers bedeutende Überlegenheit konstatiert.

Ebenfalls eine Parallele wurde in einem Programm zwischen Schillers Rezension über Bürger und jener des Schillerverehrers Kölcsey über Csokonai gezogen. Philipp Schill: Parhuzam Kölcseynek Csokonairól és Schillernek Bürgerről írt bírálata között. Temesvári főreál ért. 1905, S. 5—27. Kölcsey benutzte Schillers Waffen in seiner scharfen Kritik.

Allgemeiner ist das Programm über die Persönlichkeit Schillers. Gustav Paal: Schiller egyénisége, Programm des Marosvásárhelyer ref. Kollegiums 1906, S. 3—21, in dem Schillers Persönlichkeit vom pädagogischen Standpunkte betrachtet wird, indem der christlich-ethische Gehalt seiner Werke besondere Beachtung findet.

Überhaupt ist auch bei uns Schillers konfessioneller Standpunkt oft erörtert worden. Diesmal gibt es ebenfalls ähnliche Betrachtungen. Dr. Edmund Szelényi: Schiller und der Protestantismus (Protestáns Szemle 1906, S. 253—262) sucht zu erweisen, was er, wie erwähnt, bei Goethe getan, — daß Schiller, trotzdem er sich in seiner Dichtung zu keiner Konfession bekannte und trotz seinen katholischen Balladen eigentlich näher zum Protestantismus als zum Katholizismus stand. Dieselbe Antwort gab auf diese Frage in einem anderen protestantischen Organ Géza Böszörményi (Debreczeni protestáns lap 1905, Nr. 36), Schillers Verhältnis zum Glauben behandelnd, während Franz Käpler für das katholische Gefühl in Schillers Dichtung eintritt (Alkotmány 1905, Nr. 123 Konstitution).

Von pädagogischem Standpunkt betrachtet Dr. Bartolomäus Kohlbach die Dichtung Schillers (Gyakorlati Paedagogia 1905, S. 339—349 Praktische Pädagogik). Er wünscht, daß im Gymnasium zuerst Goethe, dann Schiller und zum Schluß Lessing gelesen werde. Von ethischem Standpunkt betrachtet er einige Gedichte besonders ethischen Inhalts.

Eine Menge Artikel und Feuilletons feierten Schiller zu seinem Jubiläum.

Franz Glaß, Schiller. Programm des Sepsiszentgyörgyer Mikó Kollegiums.
Paul Wolfner, Der Schiller-Kultus. Uj Idök (Neue Zeiten 1905). Nr. 2.
Paul Farkas, Schiller. Uj Idök. S. 448.
Dr. Emil Horner, Schiller als Volksdichter. Magyar Szó Nr. 117.
Andor Kozma, Wallensteins Lager. Az Ujság Nr. 4.
Alexius Londeß, Schiller. Pesti Napló.
Engen Robert, Schillerkritiken. Az Ujság 127.
Ludw. Rácz, Zum Gedächtnis Schillers. Közérdek Nr. 19.
Ludw. Rácz, Zur Schillerfeier. Protestáns Szemle S. 303—311.
Saul, Die Idee des Kaisertums und Wallenstein. Magyar Szó. Nr. 1. ny: Schiller Alkotmány III.
Saul, Die Rätselhaften Umstände bei Schillers Begräbnis. Nyitramegyei Szemle Nr. 25.

Auch in deutscher Sprache wurde Schiller bei uns gefeiert: Franz Herfurth. Die Frauen in Schillers Umgang und Poesie. Kronstadt 1905, 35 S. Ein Vortrag über Schillers persönliche Beziehungen, um die nachhaltige Anregung zu erweisen, die sich bei Schiller äußerte, unausgesetzt sich selbst zu erziehen, seinen Glauben an den endlichen Sieg des Guten und an die Kraft reiner Liebe zu mehren.

Von Adolf Schullerus erschien: Friedr. Schiller. Ein Gedenkbüchlein zum hundertsten Todestag des Dichters. Hermannstadt 1905, 80 S. Von Lutz Korodi ist ein Artikel über „Schiller in Siebenbürgen" in den deutschen Monatsheften 1905 Juli und in der Bistritzer Zeitung Nr. 33 bis 94 erschienen. Weiterhin:

Dr. J. Capesius: Unsere Schillerfeier. Schul- und Kirchenbote Nr. 9.
Dr. E. L. Schiller und wir. Akademische Blätter Nr. 8.
Dr. E. Lassel, Schiller als Persönlichkeit. Kronstadt. 47 S.
Dr. O. Netoliczka, Was Schiller uns sein kann. Festrede bei der Schillerfeier im Konzertsaale zu Kronstadt 9. Mai 1906. 10 S.
Dr. O. Netoliczka, Zur Schillerfeier in unseren Mittelschulen. Schul- und Kirchenbote Nr. 5.
Dr. A. Scheiner, Schiller und unsere Volksschule. Schul- und Kirchenbote 15.
Karl Thomas, Schillers Lebensbild, Programm der ev. Mädchenschule S. 3—21.
Karl Thomas, Honterus und Schillers Mahnruf an uns. Programm der ev. Mädchenschule 1905, 23—27, Kronstadt.
Dr. Hans Wolf, Denkrede auf Schiller. Kirchl. Blätter IX. Nr. 13.
Schiller. Acht Vorträge aus Anlaß des hundertjährigen Todestages gehalten in Hermannstadt 1905, 207 S.
Merkwürdige Schillerfeiern. Kirchliche Blätter IX. Nr. 8.

Ein interessanter Beitrag ist: Ein Preßburger über Schiller. Preßburger Ztg. (Der Brief Szluchovinyis. Weimar den 21. August 1803.)

In einem Feuilleton (Pester Lloyd 1905, Nr. 117) erzählt Max Rothauser die Erstaufführungen der Dramen Schillers auf ungarischer Bühne.

Iffland wurde in einer Dissertation behandelt. Margarethe Somogyi: Iffland drámái Budapest 1905. 48 S. Sechs Dramen:

Verbrechen aus Ehrsucht, Bewußtsein, Reue versöhnt, Die Jäger, Dienstpflicht, Die Spieler werden mit Hinsicht auf das bürgerliche Drama auch inhaltlich analysiert und ein Blick auf Ifflands Einfluß in Ungarn geworfen.

Ein Prachtband liegt vor uns: Johann Bacsányi und seine Zeit. (Ludwig Horánszky: Bacsányi János és kora. Eredeti levelezéser és egykorú források nyomán 1907 Budapest.) Dieses umfangreiche Werk (553 Quartseiten) enthält auch für die deutsche Literaturgeschichte manches Wertvolle. Das Leben und Wirken des unglücklichen Dichters und seiner Gemahlin Gabriele Baumberg, der deutschen Dichterin, wird in ein breit geschildertes Milieu eingestellt. Der Verfasser, durch ein von Bacsányi mit Bemerkungen versehenes Exemplar der Lieder Himfys des Alexander v. Kisfaludy angeregt, hat zu seinem Werke viele unbekannte Dokumente in den Archiven Wiens und Budapests aufgefunden. Die politischen und literarischen Verhältnisse werden behaglich geschildert; am besten unterrichtet jedoch ist der Verfasser über die Untersuchung und die gerichtlichen Verfolgungen der Wiener Polizei gegen Bacsányi infolge der unbegründeten Anklage, er habe den Aufruf Napoleons an die Ungarn übersetzt. — Die Fülle an Dokumenten ist außerordentlich: etwa neunzig Briefe Bacsányi's und seiner Frau, eine Menge Dekrete und Protokolle, vier deutsche ungedruckte Gedichte Gabrielens[1]), zwei Bacsánys schließen sich an. Zum Teil unbekannte Kunstbeilagen und Reprodnktionen schmücken diesen eleganten Band, der für die österreichische Geschichte und Literatur viel neues bietet.

Ebenfalls von dokumentarischem Werte sind die Briefe, die in der literarhistorischen Zeitschrift der ung. Akademie abgedruckt sind. Der Bibliothekar Dr. Ladislaus Esztegár wurde vom ung. Nationalmuseum damit betraut, in der Wiener Hofbibliothek literarhistorische Forschungen anzustellen. In deren „Autographen-Sammlung" fand er auch ein reiches

---

[1]) Hier soll eines stehen, welches die alternde Dichterin ihrem Gatten zum 65. Geburtstage widmete (im Besitze der ung. Akademie):

Am 9. Mai 1828.

Das Schicksal hat mich ganz in deine Macht gegeben
Schon mehr als einmal riß du mich ins Leben
Auf halbem Weg vom Schattengang zurück!
Und noch einmal begrüßt mein trüber Blick
Den schönen Tag, den noch Erinnrungen umschweben,
Von meinem Himmels-Traum, und meinem Erdenglück.
Doch Monde wechseln und die Jahre fliehen
Und ein Geschenk ist jeder Augenblick; —
Die Parzen haben Dir mich nur geliehen
Und fordern nächstens mich vielleicht zurück.
Drum, wenn sie wieder mir den schnellen Bothen senden,
Der längst schon über mich die grausen Flügel dehnt,
So sei mir ('s steht bei Dir) — wie könnt ich schöner enden
Vergönnt still zu vergehn, an deine Brust gelehnt.

Material. In der Reihe von Briefen ungarischer Schriftsteller fand er einen ungedruckten Brief Petőfis, einen von Karl Kisfaludy an Pyrker, welcher berichtet, daß er ebenfalls an einer Übersetzung der „Perlen aus der heiligen Vorzeit" arbeite (wie Franz Kazinczy). Außer den ungarischen Briefen sind zwei deutsche des Barons Joseph Eötvös, einer an den Pester Verleger Heckenast, einer von Franz Kazinczy an den Grafen Johann Majláth, worin er ihm ein Gedicht und ungarische metrische Erfahrungen mitteilt und von einer fertigen Übersetzung der Gerusaleme liberata berichtet. Ein Brief Bacsányis und seiner Frau an Collin teilt ihre Adresse mit, damit er sie aufsuchen könne, ein Brief der Gabriele Bacsányi teilt ihr Entzücken über Collins Coriolan mit, 26. November 1802. Ein Brief Pyrkers vom 24. Oktober 1824 bei Übersendung eines Exemplars des „Rudolf von Habsburg", worin er seinen Dank für die Anregung und Aufmunterung ausspricht, ohne welche das Werk nicht entstanden wäre. Ein Brief von Johann Csaplovics mit heftigen Ausfällen gegen die „Vierteljahrsschrift aus und für Ungarn (Wien den 30. May 1843). Er klagt auch, daß ihm, der früher 10—20 Bogen schreiben konnte, nun „das Geblüt zu Kopfe steigt" und daß er zur Arbeit unfähig sei. Ein Brief des Pester Universitätsprofessors Ludwig Schedius' (14. April 1810) teilt mit, daß er seinen Bericht an die Finanz-Hofkommission über die industrielle Lage Ungarns erst später werde erstatten können. Ein lat. Brief bringt die Selbstbiographie des Literarhistorikers Alexius Horányi, zwei deutsche des Grafen Johann Majláth: vom 16. Juni 1842, in dem er Anton von Perger berichtet, sein Beitrag für die „Iris", der „Weg" betitelt, sei ihm nicht zugekommen, und vom 1. Mai 1848, worin er eine Abschrift der Schrift des Johann Quintin Grafen von Jörger über die Finanzen unter Leopold I. in der Wiener Hofbibliothek verlangt. — Ein Brief Georg Gyurikovics' über seine geschichtlichen Aufsätze und Hungarica, die er dem Geschichtsforscher Chmel nicht einzusenden wage, da derselbe keine Abonnenten für Hungarica fände. Zwei Briefe Georg Gaals, der eine vom 4. Januar 1832 an die Volkesche Buchhandlung, in dem er die Herausgabe seiner „Weltgeschichte für Frauenzimmer" bespricht, und einer vom 14. Juni 1838 über die Besprechung seines Sprichwörterbuches in ungarischen Blättern. Franz Toldy empfiehlt in einem undatierten Briefe Dr. Richel als gewandten Sprachforscher und teilt die Gründung einer ungarischen Zeitschrift durch zwölf Akademiker mit.

„Über die Shakespeare-Übersetzungen Leopold Petz'" spricht Joseph Bayer E. Ph. K. 1907, S. 967. L. Petz, Professor zu Sopron, hat außer seinen ungarischen Schriften Shakespeare deutsch übersetzt. Die erste Ausgabe seines Lear erschien Kaschau 1824; in den Dreißigerjahren kamen in der Georg Wigandschen einbändigen Shakespeare-Ausgabe sein Lear, Julius Caesar und Coriolanus heraus.

In dem Artikel „Die Reise eines deutschen Dichters durch Ungarn im Jahre 1798" erzählt Alois Gedeon (Urania 1904, 210—213) den Teil aus E. M. Arndts Reisen, der von Ungarn handelt und konstatiert dessen Sympathie für Ungarn.

Max Herzfeld: Zacharias Werner, Der vierundzwanzigste Februar. Pozsony 1905. 46 S. Eine verständige Analyse der Tragödie; der Einfluß Goethes auf ihre Entstehung ist zu stark hervorgehoben, Herzfeld möchte ihn fast für den Mitverfasser des Stückes ansehen, auch Madame de Staël schreibt er einen sehr bedeutenden Einfluß zu.

Über „Nicolaus Zrinyi in der Dichtung" erschien ein zusammenfassendes Werk: J. Karenovics: Zrinyi Miklós a szigetvári hős költészetünkben. Budapest 1905, 192 S. U. a. Werthes, Pyrker, Körner, Gindl ꝛc. Mit historischer Bibliographie.

In der Miszelle „Über 'Frau Agnes' von Johann Arany" weist Gideon Petz auf „Die Jungfrau von Stubenkammer" Chamissos hin, die Arany kennen und benutzen konnte, obzwar seine Ballade aus dem Leben geschöpft sein soll. E. Ph. K. 1905, 894. Heinrich Gärtner erinnert an den Refrain „Des armen Müllers", den Arany hier übernahm.

Grillparzer als geschichtlicher Schauspieldichter wurde in einem Programm behandelt. Szigeti Vilmos: Grillparzer Ferencz mint történeti drámaíró. Programm von Wagners Rakospalotaer Mittelschule 1907, S. 3—25. Nach einem gedrungenen Bild der Entwicklung Grillparzers, der Erläuterung seiner Theorie des Dramas und einer Parallele zwischen ihm und Shakespeare, werden drei Stücke: Ottokar, der Bruderzwist und der treue Diener seines Herrn mit Hinweis auf die historischen Grundlagen analysiert.

Platen wurde ebenfalls als Dramatiker behandelt. Moritz Barta: Platen Agost mint drámaköltö. Sonderabdruck aus dem XXX. Bd. des E. Ph. K. 41. S. Nach der Würdigung von Platens Stellung in der deutschen Literatur behandelt Barta, durch die Ausgabe Petzets angregt, Platens Schauspiele in zwei Abteilungen: 1. die romantischen Dramen vom „Gläsernen Pantoffel" bis zu „Treue um Treue" und 2. die satirisch-polemischen Lustspiele: Die verhängnisvolle Gabel und Der romantische Oedipus. Die literarhistorischen Daten werden beigebracht, die Quellen werden angegeben, besonders die Anlehnung von „Treue um Treue" an Aucassin et Nicolette eingehend erläutert. In der Analyse wird besonders das lyrische Element hervorgehoben, während die Komposition des Ganzen darstellt, wie sich Platen von Romantizismus losmachte.

Ein weniger bearbeitetes Feld durchfurchte der Biograph Scherenbergs. Paul Lakatos Lobstein: Scherenberg Frigyes Kereszthély. A „Tunnel über der Spree" irodalmi Társaság. Budapest 1905, 45 S. Der Verfasser bearbeitet nach den Berliner Tunnelarchiven und Handschriften das

Leben und Wirken Scherenbergs. Sein Treiben unter den „verkannten Genies", der verbitterten Gesellschaft, seine Freundschaft mit W. Porth, seine Leiden und Armut werden nach Fontanes Muster erzählt. Wichtiger ist die behagliche Schilderung der Tunnelgesellschaft und ihrer Mitglieder. Die Wirksamkeit der Gesellschaft wird durch die dem Tunnelarchiv entnommenen Statistiken beleuchtet. — Vom 3. Dezember 1827 bis 3. Dezember 1876 gab es 5576 „Späne" (vorgelesene Werke), und zwar beträgt die Zahl der bis 1852 eingegebenen Späne 4387. Von 1852 bis 1876 nur mehr 60. In 1847 gab es noch 153, in 1848 nur 37 Stücke. Bis 1852 hielt die Gesellschaft 1176 Sitzungen. Auch die durch den „Tunnel" erweckte Arbeitslust Scherenbergs wird durch solche Statistiken charakterisiert: Im Jahre 1841, in welchem er am 17. Januar mit dem Spottnamen Cook d. b. B. aufgenommen ward, lieferte er 31 Arbeiten, in den nächsten Jahren 27, 16, 11, 12, 15, 9, 1. Seit dem Jahre 1848 gab er seine Späne nur spärlich, denn seine Gedichte waren schon erschienen, er selber berühmt. Bei der Charakteristik der Scherenbergschen Dichtung wird eine Anzahl ungedruckter Gedichte zitiert und teils ganz abgedruckt; so z. B. der Span: „August und Auguste", ein burleskes „Fliegende Blätter"-Gedicht. Aber auch hochpathetische, den Protokollen entnommene Strophen werden hier zuerst mitgeteilt, z. B. ein Gedicht, das sich auf folgende Zeilen Herweghs bezieht: (Die Poesie) Sie fehlet nie, oft fehlt nur der Poet .... Doch wenn einmal ein Löwe vor Euch steht, Sollt ihr nicht das Insekt auf ihm besingen. Das schwungvolle Gedicht, in dem der Dichter seine Auffassung von der Poesie darlegt, steht im Protokolle 142, Nr. 2930:

Was Poesie und wo? könnt ihr mich fragen
Soll topographisch eine Welt ich sagen?
Vor Götterfragen schweigt uns der Verstand,
Ihr wollt eh' ihr empfunden, schon erkennen
Was nur durch das Empfinden wird erkannt.
Zu den Geweihten geht euch zu befragen
Die in der Seele tiefste Saite schlagen
Zu den Aposteln ihrer Gottheit geht,
Der Gott ist da, so werden sie euch sagen,
Wo euch des Himmels heil'ge Luft umweht.

Sie leuchtet aus der Himmel stillen Bahnen
Sie donnert aus den wilden Oceanen,
Und wandelt durch den Raum von Tag und Nacht,
Wohin der Geist nicht mehr vermag zu ahnen,
Nur fühlt des Herzens unbegriff'ne Macht,
Wo sich die Urgewalten widerstreben.
Ein Staub-Atom — im Nichts, im Weltenleben,
Wo Sein und Nichtsein um die Schöpfung ringen
Und wo versöhnt sie sich einander geben
Da rauscht die Phantasie mit ihren Schwingen.

Wards freie Herz in seiner Brust gebunden,
Krankt Eure Seele unterm Blei der Stunden.
Vermißt Eur — sinnend — Aug die Poesie,
Weil euer Seelentrug sie nie gefunden,
Erschien allgegenwärtiges Euch nie
So wollet drum nicht altem Jammer fröhnen.
Entschwunden sei das alte Reich des Schönen,
Ihr schwandet nur; glaub Eurer Sänger Töne
Sie fehlet nie, oft fehlt nur der Poet.

Urwahr ist mit dem Lichte sie geboren
Vermittlerin, nicht Dienerin der Zeit,
Geht sie auch nimmer mit der Zeit verloren
Ihr Götterrecht ist die Unsterblichkeit.
Die Sterne ihre alten Bahnen gehen,
Die Sphären ihren ew'gen Schöpfer singen:
Wird auch ihr Odem durch die Schöpfung wehen
Wie Gott sie zuletzt in allen Dingen [sic!]
Den Blüthen singt, dem Vogel, in den Zweigen
Tautröpfchen, Gräsern die sich ihnen neigen
Was wäre in der Poesie zu klein!
Empfangend werden sie sich gebend zeigen
Empfangen, geben, ist poetisch sein;
Was ist, dem ward auch eine Welt gegeben
Zur Welt. Ein Heiligtum hat jedes Leben,
Doch wenn einmal mit kleinem Großes geht,
So gebt dem Großen auch sein Großes eben,
Doch wenn einmal ein Löwe vor euch steht,

So singt dem Löwen! Seine stolze Mähne
Singt seine Großmut, seine Kraft der Sehnen,
Dem Löwen, was des Löwen nur allein,
Und was wir Löwensänger würdig wähnen,
Der Sang wird seines Sängers Richter sein.
Drum sollen einen Löwensang wir haben,
Wollt ihr den Löwensänger nicht begraben,
Klein unter einer Mücke kleine Schwingen,
Drum wollt dem Löwen ihr gesungen haben
Sollt ihr nicht das Insekt an ihm besingen.

Der dritte Teil behandelt Scherenbergs Epen (33—45 S.), eigentlich Schlachtbilder ohne wirklichem Helden, aber mit vielen hochpoetischen Einlagen.

Wie Scherenberg, fand auch der vernachlässigte Gerstäcker einen ungarischen Biographen. Die Dissertation, Meyne Richárd: Gerstäcker Frigyes élete és művei. Sopron 1904 bringt viel Unbekanntes. Verfasser arbeitete auf Grund der Korrespondenz und Tagebücher Gerstäckers. Eine ausführliche Biographie eröffnet die Abhandlung mit vielen, hier zuerst gedruckten Briefen Gerstäckers an seine Mutter aus Amerika. Vor der Abreise schrieb er folgendes ungedruckte Gedicht:

Abschied von Döben.

Leb wohl, Du trautes Döben mein
Leb' wohl, leb' ewig wohl.
Nimm, da es muß geschieden sein
Der letzten Träne Zoll.
Stets wird das arme Herz wohl hin
Zu Dir, mein trautes Döben ziehn.
Leb' wohl, Du Burg, so stolz und schön
Lug' aus in's freie Land,
Wirst Du wohl je Den wiedersehen
Der Lust und Schmerz hier fand etc.

Und als ihn die ersten Weihnachten in St. Louis erreichten, gab er seinem Kummer in Versen Ausdruck:

Weihnachten 1837.

In dem theuren Heimatslande
Sind nun Kerzen angezündet
Und viel tausend Kinder warten
Was die helle Glocke kündet.

Lauschen an den Schlüssellöchern
Laufen ängstlich hin und wieder
Kinder jauchzend ein's dem andern
Daß die Sonne längst darnieder.

Singen alte, liebe Weisen
Vom Knecht Rupprecht und vom Christkind
Die mit vielem Bangemachen
Und mit Hoffnung froh gemischt sind.

Und die helle Glocke tönet,
Weit steht dort die Thüre offen,
O, die Augen sind geblendet
Doch belohnt ist jedes Hoffen.

Hier die vielen Honigkuchen
Dort die bleiernen Soldaten,
Gold'ne Hesperidenäpfel
Und Nußknacker ohne Waden.

Und die Kinder weinen Tränen
Und die Eltern weinen auch
Alle Menschen müssen weinen
Das ist so der Weihnachtsbrauch.

Das es denn so gar gebräuchlich
Will ich's auch wie And're machen
Und vom Herzen will ich weinen
Kann doch nicht vom Herzen lachen.

Von Missouri nach Arkansas ohne einen Heller streifend, wird er Heizer, dann Koch auf einem Schiff, und nach einer Prügelei mit dem Kapitän ausgesetzt. In dem Urwald entstanden Gedichte, von denen der Verfasser sechs mitteilt. Daraus wählen wir die

Nachtgedanken.

Oben vom Himmel, dort aus den drohenden
Finsteren Wolken hat sich die ruhige
Nacht auf die stille Erde gesenket.
Hat ihre Arme leise und liebend
Ueber die kalte Göttin gebreitet.

Innige Thränen herzlicher Liebe
Ueber die ruhende Ruhlose weinend
Hast Du auch Ruhe in's Herz mir gesenket?
Heilige Nacht Du? Ruh' mir und Frieden?
Oh warum mir nur kalt das versagen
Was Du ja Tausenden freundlich gespendet:
Ruhe und Frieden.

Die anderen: Am alten Baum in Arkansas, Der Heimathslose, Heimweh, Wiedersehen, enthalten das Heimweh und den Schmerz über den Verlust der untreu gewordenen Braut. Sie sind alle primitiv in der Technik, arm an Gehalt, spiegeln aber einen braven Charakter wieder. „Hältst du es für möglich, meine gute Molly," schreibt er an seine Schwester, „daß ich ehrsamer Silberarbeiter bin und die Woche 5 Dollars verdiene? .... Zuerst war ich eine Weile garnichts; dann wurde ich Geschäftsführer einer Zigarren- und Tabakhandlung en detail, dann war ich wandernder Jäger, dann in Missouri Arbeiter bei einem Bau, in Arkansas Feuermann, nachher Koch auf einem Dampfboot, dann lebte ich mit Indianern als Jäger, später wiederum Feuermann auf einem Dampfboote, dann arbeitete ich kurze Zeit in einer Apotheke und machte Chokolade, dann wieder Matrose auf einem Dampfboot. Jetzt Silberarbeiter und wer weiß noch was alles." Dann wird er wieder Jäger, Hirte eines deutschen Farmers, Schachtelarbeiter in Cincinnati, Cacaoarbeiter, Rohrschnitter, Lehrer. Von Cincinnati fährt er nach Pittsburg, in die Wälder von Luisiana, nach Arkansas, wo er Landwirtschaft beginnt. Doch immer treibt es ihn fort; in das Ozark-Gebirge, nach Süden, Little Rock. Schließlich wird er Hotelleiter in Pointe Coupée (Luisiania). Das Heimweh treibt ihn jedoch nach Europa zurück. Hier begann er die fieberhafte literarische Tätigkeit. Von seinem zweiten Aufenthalt in Amerika lesen wir ergreifende Briefe an seine Mutter, und drei längere ungedruckte Gedichte: Von Maioo nach Imeo; Imeo; Tahiti. Auch von der dritten und vierten Amerikareise sind Briefe und Blätter aus den Tagebüchern mitgeteilt und mehrere Gedichte: Innerer Drang, Leider, Die Criminal-Verbrecherin, Ehrenerklärung, Auf das erste Stammbuchblatt eines jungen Mädchens, In ein Stammbuch, Ein Nothschrei, Eines amerikanischen Soldaten Brief, und eines Mädchens Antwort.

In der Analyse der Romane sucht der Verfasser nachzuweisen, wie weit Gerstäcker von Sealsfield, als Schilderer des amerikanischen Volkes, nicht der Geldaristokratie entfernt ist, und wie er, nachdem er Sealsfield erst in den

Sechzigerjahren las, ungerecht sein Schüler genannt werde. Als Dichter wird Gerstäcker ebenfalls untersucht. Es gibt etwa 90 Gedichte von ihm, ungedruckt — ein großer Schaden ist es nicht. Zum Schluß gibt Verfasser die vollständige Liste der Werke Gerstäckers. 1. Kleine Schriften, Feuilletons, 2. Größere Schriften, 3. Jugendschriften, 4. Dramatische Schriften, 5. Übersetzungen, mit den Ausgaben: Nicht die dilettantische Analyse, das zusammengetragene Material macht die Arbeit zu einem wertvollen Beitrag.

Lenau wurde diesmal wieder gefeiert. Waren schon 1900 eine Anzahl Feierlichkeiten ihm zu Ehren veranstaltet worden, so wurden 1905 zur Enthüllung seines Monuments in Csatád viele Artikel veröffentlicht, die sein Genie analysierten oder sein Verhältnis zum Ungartum besprachen. Bei der Enthüllung des Denkmals hielt Gustav Heinrich eine Rede (Abgedruckt „Torontál" 1905, Nr. 134), in der er den Wert der Lenauschen Poesie erklärte und das Ungartum des Dichters, es auf das richtige Maß reduzierend (Einfluß der Umgebung, der Schule, des Landes, seine Äußerungen), objektiv ins Licht stellte.

Julius Szini: Lenau. Figyelö 1905, S. 389—392. Plauderei über die Bläße der couleur locale in Lenaus ungarischen Bildern, über den trotzigen Mut des Faust und die Melancholie Lenauscher Lyrik.

Eugen Ernyei: Lenau nagyobb költöi müvei. Budapest 1907, S. 47 Lenaus größere epische Dichtungen. Analysiert die Werke mit besonderer Beachtung des subjektiven Zuges und der ziemlich isolierten Stellung Lenaus in der deutschen Literatur.

Ein Gedicht: Unter den Bäumen von Döbling. A döblingi fák alatt, von Junior. Az Ujság 1907, Nr. 124.

M. Baboß: Lenau und Sophie Löwental. Uj Idök, Nr. 18.

M. Guth: Das Ungarische Motiv in Lenaus Dichtung. Kalazantinum. XII. Bd., Nr. 3.

Lenau und seine Sophie, Budapesti Hirlap, Nr. 51.

S. Feleki: Lenaus Ungartum, Uj Idök, Nr. 18.

S. Robitsek: Nicolaus Lenau. Szinház és Elet, Nr. 23.

A. S. Nicolaus Lenaus Gedächtniß (mit Bildnis). Vasárnapi Ujság Nr. 24.

Über Stifter: A. Schlossar: Adalbert Stifter und Gustav Heckenast, sein Freund und Verleger. Deutsche Arbeit XII. Bd. 1905.

E. Bászel: Bernauer Ágnes a német költészetben. Sonderabdruck aus dem XXX. Band des E. Ph. K. 38 S. Agnes Bernauer in der deutschen Dichtung. Ein ausführlicher Bericht über die geschichtliche Agnes eröffnet die Arbeit, dann werden die Bearbeitungen des Stoffes angeführt, namentlich seine Rolle in der Volkspoesie untersucht. Von dem „Lied von der schönen Bernauerin" und den bayerisch-österreichischen und sächsischen Volksliedern (Korrespondenzbl. des Vereines für siebenbürgische Landeskunde 1898, 135 u. ff.) bis zur Bearbeitung Gustav Legerlotz'. In der zweiten Abteilung wird die Kunstpoesie mit Hoffmannswaldaus

Herzog Ungenand und Agnes Bernin, dem Siegfried und Agnes des Paul von Stetten junior u. a. eröffnet. Nun folgen Törring, Hebbel und Otto Ludwig. Bei der eingehenden Analyse kommt der Verfasser zu dem Resultat, daß Hebbel der Geschichte am nächsten steht; eine Vergleichung der Stücke führt zur Konstatierung der Unterschiede. Agnes ist bei Hebbel und Törring unschuldig. Ernst bei Törring im Gegensatz zu Hebbel und Ludwig fast schuldlos. Die verschiedenen Auffassungen des Problems werden einander scharf gegenübergestellt, und der Preis der letzten, skizzierten Bearbeitung Ludwigs zuerkannt.

Sch.: Friedrich Hebbel und sein „Michel Angelo". Schäßburger Zeitung 1907, Nr. 48.

Eine Dissertation behandelt Gustav Freytag als Dramatiker. A. Szauer: Gustav Freytag drámái. Pozsony 1905, 54 S. Die Analyse wird mit bedeutendem biographischen Apparat, jedoch nicht ohne Überschätzung durchgeführt. Namentlich sind die literarhistorischen Daten fleißig zusammengetragen.

M. Fenyö: Die Gottfried Keller-Literatur. Figyelö 1905, 366—372, bespricht die Biographien Kellers von Ricarda Huch und Otto Stoeßl. In dem Artikel „Der Briefwechsel Theodor Storms mit Gottfried Keller" Figyelö" 1905, 463—465, wird der kernige, gesunde Humor, von dem Kellers Briefe strotzen, der etwas sentimentalen Liebenswürdigkeit Storms, worüber Keller so manchmal lächeln mußte, mit einigen Zitaten gegenübergestellt.

Eine Studie wurde den Dramen Anzengrubers gewidmet. Alois Gedeon: Anzengruber Lajos drámái, Sonderabdruck aus dem XXIX. Band des E. Ph. K. 39 S. Einer flüchtigen Skizze des Lebenslaufes folgt die Behandlung von Anzengrubers Dramen in stofflicher Einteilung: 1. Volksschauspiele, 2. Wiener Stücke, 3. Gesellschaftsdramen und das geschichtliche Fragment Bertha von Frankreich. Der Standpunkt, von dem aus sie betrachtet werden, ist der Realismus des Dichters.

Über das Drama Gerhart Hauptmanns handelt ein Programm des Szarvaser Gymnasiums 1905, 6.—54. S. Wünschendorfer: Hauptmann Gellért drámája. Nach einem gelungenen allgemeinen Ausblick auf den Naturalismus werden die einzelnen Dramen Hauptmanns vom Sonnenaufgang bis Pippa inhaltlich und kritisch behandelt. Besonders sucht der Verfasser überall die Grundidee, die Tendenz, das ästhetische Urteil tritt zurück.

Ein anspruchsloser Artikel über Hauptmann: Keresztény magyar Ifjúság V. Jahrg. Nr. 19.

Das neuere deutsche Drama im allgemeinen behandelt ein Programm. E. Krause: Az ujabb német dráma történetéből. Progr. des Kaschauer Prämonstratenser Gymnasiums 1905. S. 13—55. Es ist eine allgemein verständliche Darstellung der Hauptmotive des modernen Dramas, von

der Eroberung des bürgerlichen Lebens für die Bühne angefangen. Die Entwicklung des Naturalismus, die Überlegenheit des deutschen Realismus über den französischen, bilden den Stoff der anspruchslosen Arbeit.

„Ungarische Motive in der deutschen Dichtung" ist der Gegenstand eines Programmes. J. Szirák: Magyar motivumok a német költészetben. Amezötúri ref. fögimu. értesitője 1907, S. 49—67. Ein flüchtig geschriebenes Werkchen, welches, auf dem von Prof. Heinrich zusammengestellten Material beruhend, die Rolle Ungarns in der deutschen Dichtung darzustellen versucht.

Die wichtigsten Rezensionen deutsch-philologischer Werke erschienen besonders in zwei Zeitschriften. Die eine ist die schon wiederholt angeführte E. Ph. K. (Wir wollen hier nur die Einwendungen wiedergeben.) Im XXIX. Bande, Heft 3. G. Witkowski: Das deutsche Drama des XIX. Jhdts. (Für das Publikum zu schwerfällig. G. Heinrich.) Im XXX. Bande, Heft 1. A. Ludwig: Das Urteil über Schiller. E. Schröder: Schiller in dem Jh. nach seinem Tode. (Das erste viel Material mit wenig Übersicht, das letztere wenig Daten, große Züge — sie ergänzen sich. H. Schmidt.) Heft 5. E. Gnerich: Gryphius' Herodesepen. (Viel Fleiß und nützliche Daten, jedoch unklar. J. Bleyer). Heft 10. R. M. Meyer: Stilistik. (Zu viel Grammatisches, G. Petz.) XXXI. Band. Heft 1, M. Burckhardt: Das Nibelungenlied. (Nicht ganz richtig. G. Heinrich.) Heft 2: P. Merker: Studien zur nhd. Legendendichtung. (Wertvoller Beitrag. G. Heinrich.) E. Graszl: Deutsch-böhmische Ansiedelungen im Banat. (H. Schmidt.) Heft 3. H. Tartel: Der arme Heinrich. (Anregend und richtig. G. Heinrich.) Heft 4. V. Beyer: Die ernste Ballade. Bürger. (Skeptisch zu betrachten, Bürger kannte wohl Percy G. Heinrich.) Heft 5. R. M. Meyer: Kriterien der Aneignung (In der Tat ist der Vorgang komplizierter. G. Heinrich.) A. Wünsche: Die Pflanzenfabel. (Von Vollständigkeit weit entfernt, R. Gragger.) Heft 6—7. E. Bergmann: Die Braut von Messina. (Als Zusammenfassung beachtenswert. G. Heinrich.) Heft 10. H. Hermann: Kinder- und Hausmärchen. (Als Versuch einer Charakteristik des volkstümlichen Stils vorbildlich G. Heinrich.) J. Leo: J. G. Sulzer (Besprechung; Sulzers Einfluß auf J. Sófalvi und Verseghy. J. Bleyer.) W. Olshausen: Novalis Beziehungen zur Naturwissenschaft. (Er hätte einen Schritt weiter gehen sollen: die Vereinigung des Gedankens der Weltseele mit Novalis' Religiosität. R. Gálos.)

Die andere Zeitschrift, welche ernste Rezensionen brachte, ist die Budapesti Szemle (Budapester Revue) 1905. Band 121. M. Schian: Der deutsche Roman seit Goethe. (Ein gut orientierender Führer, ohne Originalität und Tiefe. G. Heinrich.) Band 122: K. Berger: Schiller. (Würdiges Gegenstück zu Bielschowsky. L—s.) Band 127, K. Wenger:

Historische Romane. (J. Bleyer.) Band 129. H. S. Chamberlain: Schiller und Goethe. (Schade, daß er die Briefe selbst nicht mit Anmerkungen versah. J. Bleyer.) A. Bartels: H. Heine. (Interessant und empörend. G. Heinrich.) L. Benoist-Hanapier: Die freien Rhythmen. (Einseitig. J. B.) Band 130. E. Castle: Lenau und die Familie Löwenthal. (Ein Schatz. G. Heinrich.) Band 131. Achelis: Was sagt Goethe? (J. Bleyer.)

Viele Besprechungen brachten die auch den Deutschen zugänglichen Feuilletons des „Pester Lloyd".

II.

Eine reiche Ernte brachten diese Jahre für die deutsche Sprachwissenschaft. — Die erste, sprach- und schönwissenschaftliche Abteilung der ungarischen Akademie beschloß eine planmäßig-wissenschaftliche Bearbeitung auch der nicht ungarischen Dialekte Ungarns und vor allen die der deutschen Mundarten. Mit der Redaktion und Herausgabe dieser Studien wurde Prof. Petz betraut, und alsbald erschienen die ersten Hefte (1905)[1]). Bei dieser Gelegenheit hielt Prof. Petz einen Vortrag über die fremden Dialekte Ungarns und die Geschichte der wissenschaftlichen Bearbeitungen der deutschen Mundarten in Ungarn. (Veröffentlicht im Auszug: Akadémiai értesitő 472—480. 1905.) Von Melanchton („Transylvani in Hungaria .... ego arbitror veteres reliquias esse Gotthicae gentis") wird die Entwicklung der historischen Auffassung dargestellt. Busbeck und Leuthinger betrachten sie als identisch mit den Krimer Goten. David Fröhlich: Der uralte deutsch ungarische, zipserische Landszmann. Leutschau 1641. (Daci, Verwandte der Gethae und Gothi.) Leibnitz (Desiderata) wünscht ein Wörterbuch der siebenbürgisch-sächsischen Mundart. Unter den vaterländischen Gelehrten weist Matthias Bél (Notitia Hungariae 1735) wohl auf die Ansiedelungen hin, glaubt aber trotzdem noch, daß die Deutschen im Mosoner (Wieselburger) Komitat „sparsa Gothorum et Boiorum" seien. Fuldas Arbeit 1773 auch bei Adelung abgedruckt, der die ungarländische Forschung beeinflußt, wie die ganze Dialektforschung dieser Zeit in Adelungs Zeichen steht. Felmer u. Joh. Seybert sammeln den Wortschatz der Siebenbürger Mundart. (A. Schullerus: Vorgeschichte des Siebenbürger deutschen Wörterbuchs.) Seyberts Artikel erschienen im „Ungarischen Magazin" von Windisch, welches auch über die Sprache der Zipser Arbeiten veröffentlicht. 1804 gab Joh. Genersich in der „Zeitschrift für und von Ungarn" einen „Versuch des Idiotikons in der Zipser Sprache" und im IV. Band derselben

[1]) Der Titel der Serie ist: Magyarországi német nyelvjárások. A M. Tud. Akadémia nyelvtudományi bizottságának megbizásából szerkeszti Petz Gedeon. Lev tag. (Deutsche Dialekte Ungarns. Im Auftrage der ungarischen Akademie der Wissenschaften redigiert von Gideon Petz, Corr. Mitgl.)

Zeitschrift gab Karl Georg Rumy einen „Beitrag zu einem Idiotikon der sogenannten gründnerischen deutschen Zipser-Sprache". Peter Köppen gab in seinen „Literärnotizen betreffend die magyarischen und sächsischen Dialekte in Ungarn und Siebenbürgen", St. Petersburg 1826, die Daten, welche er auf Adelungs Aufruf, die Bibliographie und die Einteilung der deutschen Dialekte Ungarns betreffend, gesammelt hatte. — Adelungs Einfluß wurde zuerst in der Siebenbürger Dialektforschung durch Grimm verdrängt, während die nordungarischen Dialekte in Karl Julius Schröer einen Bearbeiter fanden, der in einer Anzahl von Studien die „Mundarten des ungarischen Berglandes" bearbeitete. Seither spezifizierte sich die Dialektologie streng wissenschaftlich und nun beginnt unter den Fittigen der ungarischen Akademie eine systematische Bearbeitung auch der außerhalb Siebenbürgen vorhandenen deutschen Dialekte. In den bisher erschienenen Studien sind vorwiegend die lautgeschichtlichen Fragen in den Vordergrund gestellt und werden im Anhang mit einer phonetisch transkribierten Auswahl von Texten bezeugt. Bisher erschienen:

Nr. 1. Die Lautlehre der Alsó-Mecenzéfer deutschen Mundart (Komitat Abanj-Torna, westlich von Kassa) von Dr. A. Gedeon.

Nr. 2. Die Formlehre der Verbászer deutschen Mundart (Komitat Bács-Bodrog. Die Lautlehre wurde von H. Schmidt E. Ph. K. XXIII. Band bearbeitet) von M. Lindenschmidt.

Nr. 3. Die deutsche Mundart des Zipser Oberlandes von Gy. Gréb.

Nr. 4. Die Lautlehre der Jsztimérer deutschen Mundart von M. Hajnal.

Nr. 5. Die Lautlehre der Nicklyfalvaer deutschen Mundart. (Temeser Komitat, ungefähr 10 Kilometer von Bad Buziás) von F. Kräuter.

Nr. 6. Die Lautlehre der Kalaznóer deutschen Mundart. (Tolnaer Komitat.) J. Schäffer.

Außerhalb dieser Serie erschienen noch die folgenden Studien: Die Lautlehre der deutschen Mundart von Orczyfalva (Temeser Komitat.) Az orczyfalvai német nyelvjárás hangtana. Von J. Dengl. Budapest 1904, 31 S.

Die Zsombolyaer Mundart. (Torontáler Komitat.) A zsombolyai német nyelvjárás. Von S. Popper, Budapest 1906, 21 S.

Die Lautlehre der Podoliner deutschen Mundart. (Szepeser Komitat. (Zips) A podolini nyelvjárás hangtani sajátságai. Von G. Zacher. Dés 1906, 31 S.

Im Jahre 1906 gründete die ungarische Akademie neben den bisher bestehenden vier großen sprachwissenschaftlichen Zeitschriften für ungarische, finnisch-ugrische und orientalische Sprachwissenschaft eine neue für allgemeine Sprachstudien unter der Redaktion des verdienstvollen Slawisten Oskar Asbóth mit dem Titel: Nyelvtudomány (Sprachwissenschaft). Sie enthält schon bisher einige für die deutsche Sprachforschung be-

deutende Artikel. Im ersten Band S. 81—96 eine Studie von Adolf Schullerus: Die Sprachwissenschaft und die Geschichte der Ansiedelungen mit besonderer Beachtung der siebenbürgisch-sächsischen Ansiedelungen. Mit dem Beispiel, daß durch sprachwissenschaftliche Mittel die ursprüngliche Heimat der Siebenbürger Sachsen festgestellt werden könne, weist der Verfasser auf die Wichtigkeit dieser Richtung in der Sprachforschung. Der Nachweis, daß die siebenbürgische Mundart die Eigenschaften der Moselfränkischen aufweist, gestattet den Schluß, daß die geographische Lage des letzteren den Ort der Auswanderung der Siebenbürger anzeigt. — Diese Frage des Ursprungs wird weitergeführt in dem nächsten Jahrgange derselben Zeitschrift. Andreas Scheiner: Moselfränkisch und siebenbürgisch-sächsisch, wo der Verfasser das „Vergleichende Wörterbuch der Nösner und der siebenbürgisch-luxemburger Mundart" von Dr. Gustav Kisch bespricht.

Heinrich Schmidt stellt in seiner Studie „Über die Gesetzmäßigkeit des Lautwandels auf Grund der mhd. Mundarten". Nyelvtudományi köztemények 1906 (XXXVI), S. 58—76 dar, wie der qualitative Lautwandel eigentlich nur als die Änderung der Funktion der Sprachorgane verstanden werden kann und es deshalb einen organischen Zusammenhang zwischen den einzelnen Lautwandlungen gibt, während der quantitative Lautwandel nur dort gesetzmäßig ist, wo er mit dem qualitativen zusammen vor sich geht.

Eine Dissertation handelt über die Geschichte und Bedeutung der Interpunktion im Deutschen. G. Gräf: A német mondatjelek története és jelentősége. Segesvár 1906, 47 S.; eine andere über die etymologische Vergleichung der nhd. und gotischen Konjunktion. M. Krits: Az ujfelnémet és gót conjunctio etymologiai összehasonlitása. Kolozsvár 1906 (beide dilettantisch), und ein Artikel: M. Barta: Die deutschen Worte semitischen Ursprungs. Magyar-zsidó Szemle 1907, S. 156—163 und 258—261.

III.

Nun wollen wir noch kurz über die dichterischen Übersetzungen berichten: Die meisterhafte Übersetzung des Nibelungenliedes von Karl Szász erschien neu mit jener der Frithiof-Sage von Wilhelm Györy in den illustrierten Klassiker-Ausgaben Lampels. (Remekírók képes Könyvtára I.—II. Bd.)

Einige Lieder Paul Gerhardts. Ein Teil von Wielands Oberon von Béla Nemes (Progr. des Szarvaser ev. Obergymnasiums 1905). Kazinczys Zeitgenössische Übersetzung der Reisen Sternes wurde zugänglich durch die Ausgabe im „Olcsó Könyvtár" (Billige Bibliothek) Nr. 1489—94, Budapest 1907.

Goethe-Übersetzungen erschienen in großer Anzahl. Besonders erwähnenswert sind: Faust, übersetzt von Ludwig Dóczy. In der dritten

Auflage (Magyar Könyvtár = Ungarische Bibliothek) ist dieselbe leicht zugänglich geworden. Von demselben Goethes Gedichte in Lampels illustrierten Klassiker-Ausgaben. (Bespr. Ludw. Rácz Deutsche Literaturzeitung 1908, Nr. 43.) — Die treffliche Übersetzung Iphigenia auf Tauris von Johann Csengeri erschien ebenfalls in dritter Auflage umgearbeitet. Eine ganze Reihe Goethescher Gedichte erschienen in verschiedenen Blättern von Ludwig Palágyi, besonders: Zueignung, Vorspiel auf dem Theater, Fausts Monolog, Gretchens Lied, Der König in Thule u. a.

Schillers Gedichte 1902, Wallensteins Lager 1904, Wallensteins Tod 1905 sind neue Übersetzungen von Ludw. Dóczy. (Bespr. a. a. O.) Die Klage der Ceres. Von Ludw. Palágyi.

Grillparzers Kloster von Sendomir erschien in der Übersetzung Karl Györis Olcsó Könyvtár Nr. 1498—99, Budapest 1907.

Eine Auswahl aus Heines Gedichten gab A. Pásztói (Platthy) Heine Henrik költeményeiből. Budapest 1907, 118 S. und eine Menge erschien in Tagesblättern. Die Harzer Reise: Utazás a Harzban. Jrta Heine Henrik in der Übersetzung von Gabriel Oláh. Olcsó Könyvtár Nr. 1503—05, Budapest 1907.

Von Lenau gab es ebenfalls viele zerstreut; die bedeutendste „Um Mittag" von Julius Vargha. Pesti Napló 166, 1907.

Ein Bändchen aus Moritz Hartmanns Liedern erschien unter dem Titel: Ein deutscher Sänger des ungarischen Freiheitskampfes. A magyar szabadságharcz német dalnoka. Von A. Kozma. Olcsó Könyvtár 1450.

„Der Kondor" von Adalbert Stifter erschien im Olcsó Könyvtár Nr. 1479—80. „A Kondor" von B. K.

Von den Gottf. Keller-Übersetzungen: Die Winternacht. Téli éjszaka. Von A. Gábor Hét, 1907, Nr. 16.

Ein gewandter Übersetzer, der jetzt an der Gudrunübersetzung arbeitet, gab ein Bruchstück aus dem Trompeter von Säckingen. Scheffel: „A säckingeni trombitás"-ból. Ford. Körös Endre. Pápai Hirlap 1907, Nr. 28.

Aus Hamerlings „Homunculus" gab ein Bruchstück Magyar Állam 1906, Nr. 126.

Nietzsche-Übersetzungen in bedeutender Zahl, davon „Im Süden" von M. Babics. Délen. Pesti Napló 1907, Nr. 14.

Gerh. Hauptmanns Elga wurde in der Übersetzung von Elza Stephani in der Thalia-Gesellschaft 1907 den 28. April vorgetragen.

Hier der kleine Strauß, den Ungarn der deutschen Philologie darbietet; möge er zur Kenntnis und Würdigung der trotz ihrer sprachlichen Isoliertheit wacker fortschreitenden ungarischen Forschung ein Teilchen beitragen.

Budapest. Robert Gragger.

Nachrichten.

Zu den Frankfurter gelehrten Anzeigen von 1772.

In dem Aufsatz „Herderiana im Wandsbecker Bothen“ (S. 360 dieses Bandes) habe ich Herder eine Anzahl von Rezensionen zugewiesen — im folgenden möchte ich ihm einige abnehmen, mit denen ich ihn zu Unrecht belastet habe. In meiner Untersuchung über „Goethes und Herders Anteil an den Frankfurter gelehrten Anzeigen“ (Stuttgart 1909) ist mir, wie ich soeben bemerke, das Mißgeschick passiert, ein wichtiges Zeugnis Goethes zu übersehen. Er sendet am 22. Oktober 1772 an Kestner die Nr. 84 der F. g. A., die zwei bedeutende Anzeigen von Herder enthält; „Hier ein Paar Blätter Goldeswerth.“ Kestners Antwort muß eine abfällige Bemerkung über die dritte Rezension dieser Nummer (An meine Minne) enthalten haben, denn Goethe erwidert am 28. Oktober: „Der dritte Urteiler ist von denen Elenden die verdamdt sind in Finsterniß des Eigendünckels ihr leben zu verschleppen.“ Ich habe leider auch diese Rezension Herder zugewiesen. Sie hängt durch eine Anzahl von Fäden mit einer kleinen Gruppe weiterer Anzeigen von lyrischen Produkten zusammen (die Zitate nach Scherer-Senfferts Neudruck): S. 6 Burkard Waldis, S. 8 Singgedichte, S. 36 Almanach, S. 171 Ma Philosophie, S. 272 An die Musen, S. 283 Der Schmetterling, S. 611 Heinrich und Emma. Der Rezensent füllt die Hälfte der Anzeige und darüber mit Zitaten, die er gern mit der Wendung einleitet: „Eine der schönsten Stellen erlauben uns unsre Leser herzusetzen“ (558_{7}) oder: „Wir wollen (eine der schönsten Stellen) hierhersetzen (38_{3} 38_{31} 171_{33}). Er liebt die Formeln „gefällt uns“ und „gefällt uns nicht“ (8_{4} 8_{35} 37_{17}) und das Prädikat „vortrefflich“ (8_{16} 38_{19} 38_{27} 283_{27} 611_{13}), er rühmt Gleims Versifikation (8_{30} 558_{3} 611_{21}) und den Nutzen seiner freundschaftlichen Kritik (8_{30} 558_{5}) für junge Dichter, er spricht von Gleims Streitigkeiten in bestimmten wiederkehrenden Wendungen (9_{7} 37_{6} 272_{11} 273_{10}). Ein Lieblingsadjektiv von ihm ist „petrarchisch“ und er wiederholt es in ungeschickt kurzem Abstande: „Das ganze Gedicht ist in petrarchischem Geiste, in der süßesten Schwärmerey, mit wahrem petrarchischem Tonfall gesungen“ (283_{21}). — „Ein niedliches Bouquet Petrarchischer Blumen, nach dem besten Clairobscur von Herrn Schmidt geordnet. Diesen Bogen halten wir beynahe für so wichtig, als die ganze Sammlung Petrarchischer Versuche“ (557_{34}). Diese Verbindungsfäden habe ich nun bei meiner Untersuchung nicht übersehen, sondern sie größtenteils aufgeführt, aber weil Herder die Wendungen „hat uns gefallen“ und „erlauben uns unsre Leser herzusetzen“ ebenfalls liebt, so habe ich mich schließlich verleiten lassen, ihm die meisten der genannten Rezensionen trotz ihres geringen Gehalts zuzuweisen, obwohl ich sie ursprünglich als die Produkte des „Zitators“ zusammengefaßt und mir für diese noch zu bestimmende Persönlichkeit eine eigene Mappe angelegt hatte. Wenn das Eingeständnis dieses Mißgriffs ein ungünstiges Vorurteil gegen die ganze Methode meiner Untersuchung zur Folge hat, so muß ich mir's gefallen lassen. Wer ist nun der Zitator? Es liegt nahe an den Gießener Schmid zu denken, der sich angeboten hatte und von dem eine Anzeige am Schluß des Jahrgangs durch Goethe bezeugt ist. Aber dieser Vermutung widerspricht der folgende Brief Schmids, den Strieder in seiner Hessischen Gelehrten-Geschichte, Bd. 13 S. 95 mitteilt und der bisher in der Erörterung über die Verfasser der F. g. A. noch nicht herangezogen ist: „In Ansehung der Frankfurter gelehrten Zeitung finde ich für nötig zu bemerken: Den ersten Jahrgang 1772 dirigirte der verstorbene Merk in Darmstadt; an diesem hatte ich nicht den mindesten Antheil, vielmehr ward ich oft darinnen gegeißelt. Die Jahrgänge 1773 und 1774 dirigirte der Dr. Bahrdt; hier vikariirte ich zuweilen für ihn, wenn er verreiset war. Dies veranlaßte den Verleger nach Bahrdts Weggang einen Kontrakt mit mir zu schliessen, Kraft dessen ich wöchentlich eine bestimmte Anzahl Recensionen von

mir oder Andern einschicken mußte. Die Redaktion blieb in Frankfurt, und ward erst von Deinet, dann von Eichenberg besorgt. Auf diese Weise kam vieles in diese Zeitung, wovon ich vorher nichts wußte, ja, Aufsätze, die gegen mich selbst gerichtet waren. Dies muß ich bemerken, weil man so oft alles auf meine Rechnung geschrieben hat, was seit 1775 in der Frf. gel. Zeit. vorkam; ja, ein Journal legte mir gar die Recension von: Geßners neuen Idyllen bey, die doch im Jahrgang 1772 stehet, mit dem ich gar nichts zu schaffen hatte." Die vereinzelte Rezension vom 4. Dezember 1772 spricht nicht gegen Schmids Zeugnis; sie hängt mit der Auflösung des alten Mitarbeiterkreises zusammen und gehört schon zu der Organisation für 1773. Danach bleibt also unser Zitator noch zu ermitteln; einstweilen wünschte ich aber das Unrecht zurückzunehmen, das ich Herder mit meiner Zuweisung angetan habe.

Berlin. Max Morris.

In der Handschrift abgeschlossen am 1. Nov. 1909, im Satz am 1. Februar 1910.

Register.[1])

Von Alfred Rosenbaum in Prag.

A. B. C. (1737 f.) = J. F. Bachstrom 321 (?). 348. 349 (?).
A. E. (im ‚Wandsbecker Boten') = J. G. Herder 378. Vgl. 372.
A. E—g (1789) = A. Edling 672.
A . . ., J . . ., sieh J . . . A . . .
Abegg Joh. Frdr. 732/45 (A.s Reise zu dtsch. Dichtern u. Gelehrten 1798).
Abel H. K. 239.
Ackermann, Kammergerichtsdirektor, 610.
Addison Jos. 389.
Adreßkalender, Preuß. 618.
Aemilius Geo. 623.
Äsop 541. 688 f.
Ästhetik 595 f.
Agnes Bernauer 664. 827 f.
Agricola Joh., v. Eisleben, 599.
Aissé, Mlle., 591.
Alber Erasm. 598. 812.
Albinus 295.
Albrecht J. F. E. 661. 794.
Albrecht Sophie 661.
Albrecht von Preußen 600.
Aleander 596 am Schl.
Alexander, Graf von Württemberg 666.
Alexis W., s. Haering W.
‚Allein Gott in der Höh' sei Ehr' 597.
‚Alluſion auff den Nahmen Kähl' 632.
Almanach durch D. J. Strauß aufs J. 1579 (Laybach) 603.
Alſen Karl v. (ps.), s. Esmarch K.
Amann Kasp. 597.
Amerikaniſche Zeitſchriften 611 (deutſche Liter. darin).
Ampère 101.
Anacker Chn. Ado. v. 613.
Anakreon 588.
Anakreontiker 605.
Anderſen Hans Chn. 653.
Andreä Joh. Val. 304. 311. 600. 661. 671. 672. 673. 696.
Andreä Luiſe und Wilhelmine 704/16 (Reinhard, Zumſteeg u. d. Schweſtern A.).
Anhalt: Georg und Joachim, Fürſten 637.
Anhalt-Bernburg: Chriſtian II., Fürſt 627.
Anmerkungen, Curieuſe, über das merkwürdige Leben des Grafen von Bonneval (1738) 323.
Annales Conventus Zontinensis Fr. Min. 630.
Annales ecclesiae Alderspacensis 629.
Antenor (ps. für J. B. Schupp) 292. 294. 306.
Anth Peter (ps. Theodulph Joſ. van den Elsken) 630.

[1]) Sämtliche Abteilungen wurden einbezogen, Vollſtändigkeit ausgeſchloſſen, die S. 675 ff. verzeichneten antiken Schriftſteller mit wenigen Ausnahmen nicht gebucht. Regenten unter den Ländernamen. Anfänge vollſtändig mitgeteilter Gedichte unter Lyrik. Butzer 598 (2) bedeutet: Auf S. 598 ſtehen zwei Aufſätze über Butzer.

Antike 675/704 (Einfluß auf Schupp).
Anzeigen, Frankfurter Gelehrte 364 f. 785/8. 834 f.
Anzengruber Ldw. 650. 666 (an Birk). 828.
Apel Aug. 202 f. 645.
Arany Joh. 822.
Archiv, Berlinisches, der Zeit und ihres Geschmacks 167/70 (darin 1798 die Erz.: ‚Gerettete Unschuld‘).
Archivalische Literatur 612. 621.
Arioſt L. 665.
Armbruſter Joh Mich. 97.
Arme Heinrich, Der, in der neuern Dichtung 195/200. 829.
Arnd Joh. 44.
Arnd Peter 291.
Arndt Ernſt Mor. 617. 634. 651. 660. 661. 822.
Arnim Achim v. 192. 531 f. 664. — Gräfin Dolores 192/5. 198. — Gleichen 205 f. — Halle und Jeruſalem 194. 195. — Hollin 195. — Kronenwächter 194. — Wintergarten 179 f. (‚Altdeutſche Landsleute‘).
Arnim Bettina v. (Bettina), geb. Brentano 531 f. 619. 621. 651. 658. 664.
Arnold Gtfr. 658.
Arnold Karl Heinr. 624.
Arnſtein Fanny v. 97.
Asbóth Joh. 813 f.
Asfeld, Abt, 49 f.
Aſtralis, ſ. Budde H. W.
Auerbach Berth. 651. 652. 653. 656. 659 (u.: Honigmann; Viſcher). 660 (u. Kompert). 664 (2). 666 (2).
Auerbach Heinr. Stromer v. 637.
Auersperg Aut. Alex. Graf (Anaſt. Grün) 607. 642. 650. 665. 667 (2).
Auffenberg Joſ. Frh. v. 607.
‚Ausarbeitungen, Jugendliche, bey müßigen Stunden‘ (Frankfurt u. Leipzig 1766) 533 f.
Auskunftsbureau d. dtſch. Bibliotheken 602.
Aufführung der Chriſtgläubigen auss Egyptiſcher finſterniss uſw. (Verf.: Joh. Bader?) 598.
Automaten 749 f.
Avonianus, ſ. Heſſen R.

B. = F. Börner (D. Wurmſaamen. 3. Geſ. 1752) 610.
Babſt Dietr. Geo. 636 (2).
Bach Alex. 654.
Bachſtrom Gottfr. Heinr. 50.
Bachſtrom Joh. Frdr. (ps.: Chn. Democritus redivivus). — Lebensverhältniſſe u. Schriften im allgemeinen 28/58. 320/45. — Schriftenverzeichnis 345/9. — D. Land der Inquiraner 56/58. 348.
Bacſányi Joh. u. Gabriele geb. Baumberg 820. 821.
Badehorn Leonh. 632.
Bader Joh. 598.
Bähr Chn. 607.
Bahr Herm. 749 f.
Bahrdt Karl Frdr. 362. 512. 661. 834.
Bajza Joſ. 814.
Balhorn Joh. 626 (2). 650.
Ballade 651.
Balzac Hon. de 108.
Bamberg 616.
Bandemer Chna. Sophia Karol. v. 620.
Bandt Joſt 301.
Barclay John 673.
Barlaeus Caſp. 255. 264. 673.
Barſch Paul 636.
Bartels Ado. 648.
Baſedow J. B. 361 f.
Baſtian Ferd. 239.
Baudelaire Charles 664.
Bauer Ludw. 581. 647.
Bauern, Die 660.
Bauernfeld Edn. v. 641. 666.
Baumberg Gabriele, ſ. Bacſányi.
Baumgartner Hieron. 598.
Bayern 598. 606.
Bayern: Adalbert, Prinz 661. — Maximilian, Kronpr. 608.
Beatrice Cenci 642.
Beatus Rhenanus 597.
Beaufſichtigung der deutſchen Literatur (Jarckes Plan) 654.
Bebel Heinr. 792.
Bechſtein Ldw. 645.
Beck Heinr. 241.
Beck Karl 508. 619.
Becker Wilh. Gtli. 619. 650.
Beemann Barthold 274.
Beer Mich. 591 (790 Paria). — Brief von A. W. Schlegel 790.
Beethoven Ldw. v. 652. 654. 655. 656.
Begebenheiten, Die, auf der Jagd . . Eine kom. Oper (1789. Vſ.: A. Edling) 672.

Behaim Mart. v. 612.
Behem Simon 637.
Beichtbüchlein 602.
Beireis Gtfr. Chph. 194.
‚Belials-Buben, Deß Prieſters Heli' (Vf.: Joh. Buno?) 317.
‚Bemperlein und Gemperlein' 595.
Benzenberg Joh. Frdr. 617. 660.
Benediktiner 637.
Bennigſen Rud. v. 652.
‚Beobachter an der Spree' 617.
Berlin 617. 659 (Alt-Berliner Roman).
Bernauer, Agnes 664. 827 f.
Bernays Karl Ludwig (nicht Ferd. Cöleſtin Bernoys) 132. 133. 134. 135.
Bernays Mich. 649. 655.
Berndt Phil. 794.
Bernoulli Joh. I. 30.
Bernoulli Jhns. II. 617.
Bertius P. 270.
Bettina, ſ. Arnim B. v.
Beyſenhirtz Ant. Ludw. 260.
Biber Heinr. Jgn. Frz. 618.
Biblia pauperum 602.
Bibliographie 602. 603.
Bibliographie des ‚Euphorion', ſ. Zeitſchriften.
Bibliotheken, Bibliothekswesen 602 ff. 611. 629. 636. 662. 665 am E.
Bielenberg 160. 164.
Bielfeld Joh. Chph. v. 662 am E.
Bierbaum Otto Julius 643.
Binder Frz. 612.
Biographien 613. 623. 637.
Birk Alfr. 666.
Birkenſtock Joh. Melch. 633.
Biſchoff A. 239.
Bismarck Otto Fürſt 518.
Bitzius Alb. (ps. Jer. Gotthelf) 608. 609.
Blomberg Alex. v. 643.
Blücher 661.
Blum Karl 102.
Blum Rob. 659. 660.
Blumauer Alois 596.
Blumenbach Joh. Frdr. 604.
Blumenleſe, Preußiſche (f. 1781) 616.
Boccalini 288. 290.
Bock Karl Gtli. 720. 727.
Bode J. J. Ch. 361.
Bodmer Joh. Jak. 640. 705 f.
Böcklin Arn. 647.
Böhme Jak. 518.
Böhmer W. 616.
Börne Ludw. 221. 472 f. 604. 607. 647 geg. E.
Börner Frdr. 610 (Der Wurmſaamen. 3. Geſang).
Börnſtein Heinr. 131/5 (‚Vorwärts').
Böttiger K. A. 205. 628. 734. 737 (Abegg).
Boie Frdr. 652.
Boie Heinr. Chn. 650.
Boineburg Joh. Chn. v. 14.
Boiſſerée Sulpiz 645. 653 (2).
Bonaventura 797/800 (Vf. der ‚Nachtwachen von B.': F. G. Wetzel).
Bonneval, Graf von, 322 f.
Bonpland Aimé 660.
Bordelon Abbé Laurent 321.
Bornemann Wilh. 619.
Borowski Ldw. Ernſt 616 (2). 658. 745.
Bothe, Wandsbecker 360/79 (Beiträge Herders).
Bouillé Ldw. 618.
Bourdelotius Joan. 696.
Brackel Ferdinande Freiin v. 656.
Brahe, Die ungetreue Margarethe (1661. J. B. Schupp iſt an dieſer Schmähſchrift nicht beteiligt) 308.
Brahms Jhns. 649. 651. 654. 658. 663.
Brandenburg Carl 607.
Brandis Clem. und Frz. Adam Grafen 238.
Braunſchweig 619.
Braunſchweig-Lüneburg: Auguſt d. J., Hzg. (Guſtavus Selenus) 605.
Breitinger Joh. Jak. 641.
Brentano Bettina, ſ. Arnim B. v.
Brentano Clem. 97. 180. 194. 196. 582. 586. 648. 649. 664. — Schriften (Diel²) 665. — Gedichte 665. — Godwi 191 f. (hg. v. Ruest). 651. 665. — Romanzen v. Roſenkranz 194.
Brentano Sophie (Schweſter von Clemens B.) 192.
Brentano Sophie, geb. Schubart (in 1. Ehe: Mereau) 194. 604.
Bretſchneider Heinr. Gtfr. v. 547. 593.
Breuer Jhns. 269.
Brinckman John 657. 663.
Brockes Ldw. v. 765.
Brockhaus Heinr. 102.
Brockmann J. F. H. 97.
Brodsky Ado. 659.

Bröndsted Pet. Olaf 428.
Broſſer Sam. 634.
Bruch Max 658.
Brüder vom gemeinſamen Leben 605.
Brüder, Feindliche, 642.
‚Brüder, Die unglücklichen' 58.
Brühl Heinr. Graf v. 31. — Brief an Bachſtrom 330.
Brugger Joſ. 615.
Bruhier 174. 176.
Buben, Die böſen 651.
Bucer Mart., ſ. Butzer.
Buchdruck u. Buchhandel 602 ff.
Buchelius (van Buchel) Arn. 630.
Buchholtz Maria Carol. (vereh. Crüger) 616.
Buchholz Frdr. 661.
Buchner Aug. 278.
Budde Heinr. Wilh., Eichendorffs u. Loebens Jugendfreund (‚Aſtralis') 513/6.
Buddeus Joh. Frz. u. Karl Frdr. 35.
Bühne, ſ. Theater.
Bülow Edu. v. 607.
Bülow Hans v. 653. 659.
Bürde Sam. Gtli. 512.
Bürger Eliſe 650.
Bürger Gtfr. Aug. 611. 623 (Ode an Hzg. v. Glouceſter). 630. 650 (Briefe u. Stammbuchblätter). 652 (Lenore). 660. 664 (u. Müllner). 735 (u. Goethe). 813 f. (‚Meiſter Katechismus'). 818 (Schillers Rez.).
Bürmann Joh. Heinr. 627.
Bugenhagen Joh. 596.
Bulthaupt Heinr. 231.
Bulwer Edw. 607 am E.
Buno Jhns. 14. 266 f. 317 (? Verf. von: Deß Prieſters Heli Belials-Buben).
Bunſen Karl v. 659.
Burchard à Gram 266.
Burckhardt Jak. 653.
Burgklehner Matth. 638.
Burgsdorff Wilh. v. 648.
Buri Chn. Carl Ernſt Wilh. 623.
Burſchenſchaft 631. S. auch Studentenverbindungen.
Buſch Clara 645.
Buſch Wilh. 606. 650 (2). 651. 657. 662. 666. 667.
Buthyrolambius Nectarius (ps. für Joh. Müller?): Der Bücherdieb Antenors 309/12. 314 f. 315.
Butzer (Bucer) Mart. 597. 598 (2).
Byron 452.

Caigniez 665.
Calderon 416[1]. 607. 642.
Callenberg Joh. Heinr. 43 f.
Calvin Joh. 596. 631.
Camerarius Joach. 598. 637.
Campe Jul. 652.
Canter Jac. 624.
Canzler Frdr. Gtli. 606.
Cardauns Herm. (ps. H. Kerner) 604.
Carlyle Thom. 600.
Carové Frdr. Wilh. 608.
Carus Karl Guſt. 527.
Caſtelli J. F. 605. 608.
Catalogus studiosorum scholae Marpurgensis (1872/88) 7. 255.
Catel Sam. Heinr. 617. 659.
Catull 588.
Celtis Kour. 624.
Cenci, Beatrice, 642.
Cento 615.
Cerri Cajet. 641.
Cervantes 174.
Cervinus Jhns. 624.
Chamiſſo Adelb. v. 101. 193. 196 (198/200 Der arme Heinrich). 616. 757. 822.
Chaverſon Michel, Metzer Patrizier, 1/5 (e. Fauſtbuch von ca. 1530 in Ch.s Bibl.).
Chodowiecki Dan. 604. 619.
Chriſtusdichtung 604.
Claudius Matth. 60. 361. 363. 372. 374 ff. 600. 801. — S. auch ‚Wandsbecker Bothe'.
Cölln F. v. 661.
Cölln Geo. Conr. und Edw. Frdr. Aug. v. 626.
Collin Heinr. Joſ. v. 95. 97. 821.
Conrad Herm., ſ. Schlegel A. W., Shakeſpeare-Überſ.
Conſtant W. (ps.), ſ. Wurzbach C. v.
Conteſſa Ch. J. und K. W. 648. 660.
Conz Carl Phil. 652. 704. 706. 707. 708.
Cornelius Pet. v. 203. 650.
Corvinus (Rabe) Chph. (Drucker) 629.
Cotta Joh. Frdr. 608.
Cotta J. G. 96. 100.
Cottaſche Buchhandlung 666.

Cowley 633.
Cramer Andr. 627.
Cramer J. A. 60.
Cramer v. Clausbruch Henning 623.
Cramolini Ldw. 667.
Cranach, Familie 529.
Creuzer Frdr. 652.
Crüger Ldw. u. Marie Carol. 616.
Crull Vincent 15.
Csaplovics Joh. 821.
Cubitensis, Joh. Honorius 637.
Curio Geo. 603.
Cuspinianus Jhus. 624.

D. J. v. d. S. 349, 17).
Dach Simon 241.
Dahlmann Frdr. Chph. 749.
Dalberg Karl v. 622.
Dalberg W. H. v. 648.
Dambeck Frdr. u. Joh. Heinr. 603.
Damm Ch. T. 543.
Dante 642. 648. 657. 694.
David J. J. 641. 644. 658.
De passione sancti Romani imperii sec. tempus et pacem Rastadtiensem (1797) 615.
Decius Nikol. (existiert nicht) 597.
Degen Joh. Frdr. 588 (Anakreon-Übers.).
Dehmel Rich. 654.
Deichsel Kasp. 603.
Deinet J. K. 786. 787. 835.
Delitzsch Frz. 608.
Demantius Chphor. 618 (2 .
Democritus Christianus, redivivus (ps. für Joh. Fr. Bachstrom) 51. 56. 347 f.
Denis Mich. 805 f. 813.
Detmold 625. 626.
Deuter 239.
Deutsche Literaturgeschichte in Ungarn 810/33.
Deutsch-französische Jahrbücher 131/5.
Deutsch-slawische Literaturbeziehungen 791 f. (Frantova práva).
Deutschland, Junges, siehe Junge D.
Devrient Edu. 601. 608.
Devrient Ldw. 658.
Dialekte, s. Mundarten.
Dialogus zwischen einem Pfarrer und einem Schultheiß (1521. Verf.: M. Butzer) 597.
Dichterbuch, Tirolisches 237.
Dichtersprache, Deutsche 666.
Dienemann F., Verleger, 800.
Dieterich Conr. 268.
Dieterich J. Ch. 60. 650.
Dieterich Joh. Konr. 14.
Dieterich Konr. 13. 14. 16.
Dietrich Veit 598 (2).
Dilherr, Theologe 303.
Dillenius Joh. Jak. 48.
Dingelstedt Frz. 620. 646. 659. 661. 664.
Dionysius, s. Strauß G. F. A.
Dippel Joh. Konr. 50 f. 56. 347, 9). 598 f.
‚Discurs, Lustiger und anmuthiger' (1659/61) 316.
Dittersdorf Karl 633.
Döbbelin Karl Theoph. 644.
Döbereiner 545.
Domanig 809⁴.
Doppelgänger 756 f.
Dorow Wilh. 719 f.
Drama 601. 642 (Cenci; Brüder). 648 (Tod). 656. 665. 803 f. (Tirol). 828 f. — Bauernkomödie 617. 803 (Tirol). — Geistliches Schausp. 638. — Hanswurstspiele 804 (Alt-Innsbrucker). — Jesuiten-Dr. 803 (Tirol). — Jesus-Dr. 600. — Musik-Dr. 655. — Passionssp. 803 f. (Tirol). — Schulkomödien 634. 637. — Volksschauspiele in Tirol 803 f. — Weltgerichtsspiele 647.
Dramatechnik 230/37 (Hebbel).
Dresdner Trivialromantik 800.
Droste-Hülshoff Annette v. 645 (2). 647.
Druskowitz Helene 508.
Dürer Albr. 518. 601.
Düsseldorfer Geschichtsverein 630.
Duller Edu. 608. 655.
Dunker B. A. 661.
Duras, Hzgin. v. 591 (‚Ulrica').

Ebel Kasp. 640.
Ebeling Joh. Geo. (Komponist) 635
Eberlin von Günzburg 596.
Ebert Frdr. Ado. 620.
Ebner v. Eschenbach Marie 499 f. 507. 651. — Brief an C. F. Meyer 506.
Eckardt Siegfr. Gthe. 97.
Eckermann J. P. 645. 668. — Gespräche m. Goethe, s. Goethe.
Eckstein Ernst 663.
Eckstein Ferd. Baron v. 95.

Edling Anſelm 672.
Egger Joſ. 237.
Ehlers Mart. 366.
Eichenberg 835.
Eichendorff Joſ. Frh. v. (‚Florens‘) 513, 6 (E.s Jugendfreund Budde .600. 601. 604. 612 (2). 619. 632 (5). 641 am E. 645 (3). 647 (2). 648. 649 (2). 652 (3). 655. 659. 660. 661 (u. Fouqué). 661. 662.
Eichendorff W. Frh. v. (‚Eugenius‘) 514.
Einblattdruck 640.
Einhorn 614.
Einſiedlerzeitg. 658.
Eller, Pfarrer 628.
Ellrod, Familie, 631.
Elſaß 239 f. (Theater).
Elsken Theodulph Joſ. van den (ps.), ſ. Anth Pet.
Elßler Fanny 655.
Emerich Frz. 646.
Emmins Ubbo 621.
Empfängnis, Unſchuldige 166, 78 (zur Quelle der ‚Maria‘ von O. Ludwig).
Emſer Hieron. 637.
Enders Barthol. 608.
Engel Joh. Jak. 78[1]. 628. 668 f. 750[2].
Engels Frdr. 132[1]. 133.
England 549 (552 f. engl. Goethe-Überſ.).
Englishman's Magazine, The (1831) 103/16 (darin Novellen v. Scalsfield).
Eötvös Joſ. Baron 821.
Erasmus von Roterdam 597. 598. 615.
Erhard Heinr. (Verleger. Inhaber d. Firma J. B. Metzler): Brief v. Scalsfield 516 f.
Erf Ldw. 658.
Erklärung, Einfältige, der Litaney (von J. B. Schupp) 307.
Eros oder Wörterbuch über die Phyſiologie .. des Menſchen uſw. 171 ff.
Eſcherich Joh. Juſt. 624.
Eſer Frdr. 638.
Esmarch Karl (ps. Karl v. Alſen) 657.
Etenhueber Matth. 661.
Etienne Ch. G. 605.
‚Etwas Neues von Lobe und Redligkeit Antenors‘ (1659) 315.
Eugenius, ſ. Eichendorff W. Frh. v.
Eulenſpiegel, Der Frantzöſiſche .. von A. B. C. (1738. Vf.: J. F. Bachſtrom?) 321. 349.
Euler Karl 608.
Euripides 90.
Eyth Max 603.

F... A... (in Morgenbl. u. Einſiedlerztg. 1808) = J. H. Voß 658.
Faber Bernd = B. Schmid 315.
Fabri Joh. 598 (2).
Fabricius, Prof., 60.
Fabricius Joh. Eſajas 259. 266.
Fahlmer Jhna 536. 512.
Fahrende Schüler 632.
Faiſtmantl Joſ. 806.
Falk Jhns. 649. 737 f.
Falkenſtein Karl 608.
Fallmerayer J. Ph. 806.
Familiengeſchichte 611. 613.
Faßmann D. 322.
Fauſtbuch 1/6 (Ein F. von ca. 1530). — Fauſtſage 656. 816. — Fauſtſtück, Das katholiſche, uſw. 803.
Fechner Guſt. Theod. 666.
Fehrs Joh. Hinr. 240.
Fellenberg Phil. Eman. v. 538.
Fenzl Joh. Mantuan 791.
Ferguſon A. 389.
Fernow K. L. 780.
Feuerbach Anſelm (Maler) 649. 666.
Feuerbach Henriette, geb. Heydenreich 666.
Feuerbach P. J. Anſelm v. (Juriſt) 595.
Feuerreiter 587.
Fichte J. G. 119. 120. 434/6 (Heine). 456. 600. 660 am E. 666. 734 f. (Abegg). 741 (Kant über F.). 809.
Fick Joſ. 651.
Ficker Julius 237. 239.
Fiſchart Jhns. 812.
Fiſcher Frz. Joſ. 429.
Fiſcher Kuno 595. 660. 665.
Fitger Arth. 197.
Flemming Jak. Heinr. Reichsgraf v. 30 f. 39. 40 f. 42. 331. — Briefw. mit Bachſtrom 40 f.
Flemming Paul 290.
Florens, ſ. Eichendorff J. Frh. v.
Flugblatt 614 f.
Förſter Luiſe 616.
Follen A. A. L. 203. 608.
Follen Karl 631. 665.
Folz Hans 792.
Fontane Theod. 471[1]. 602. 604. 612. 617. 653 (2). 659 (‚Douglas‘). 659 geg. E. 660 (4 Artikel). 666 (an A. Gentz). 823.

Fortlage Karl 608.
Fortunatus 812.
Fouqué F. v. 202 f. 619. 661 (und Eichendorff).
Franck Joh. 629.
Franck Seb. 599.
Francke A. H. 42.
François Luise v. 499 f. 643.
Frankfurt 621 (Geschichts-Verein). 622.
Frankfurter Gelehrte Anzeigen 364 f. 785/8. 834 f.
Franta Joh. 791 f. (Frantova práva).
Franz Rob. 646 (651 u. Seufft v. Pilsach).
Französischer Einfluß 613 geg. E. — Französ. im Theaterleben Magdeburgs 627. — Französ. Komödianten 627. 640. — Französ. Urteile 642.
Franzos Karl Emil 613 (2). 641.
Frapan Else 644 (2).
Freidhof Joh. Jos. 618.
Freiligrath Ferd. 608. 644. 665.
Fremdwörter 644.
Frenssen Gust. 240.
Frenzel Karl 653.
Frey Jak. 792.
Freytag Gust. 232. 233 (Technik d. Dramas). 456[1]. 583. 585. 645. 652 (2). 657. 659 (u.: Wraa; Kompert). 828.
Frick Hans Konr. 649.
Friedel Ernst 618.
Friedrich Kasp. Dav. 527 f.
Friedrichs Herm. 502.
Fries Jak. Frdr. 595.
Friese Frdr Gthi. 603.
Fröbel Fr. 594.
Fröhlich Abr. Eman. 608.
Frommann Fr. Joh. 457 f.[1] (über Goethe).
Fronleichnamsbräuche 803.
Führich Jos. v 645 (3).

G—r (in den Hamburger ‚Unterhaltungen' 1769) = G. A. Bürger 623.
Gaal Geo. v. 821.
Gallitzin Amalia Fürstin v. 639.
Ganghofer Ldw. 600. 651.
Garcis Frz. 625.
Garve Ch. 389.
Gasser Vinzenz (nicht: Josef) 239.
Gaßler Frz. v. 805. 806.
Gatzert Chn. Hartm. Sam. 624.
Gebhardt Osk. v. 607.
Gedichte im Geschmacke des Grecourt (von Scheffner) 720.
Gedichte, Erotische (von Scheffner) 728 ff.
Geibel Eman. 642 (2).
Geiger Alb. 196.
Geiler von Kaisersberg 631.
Geilfus, Familie 624.
Geist, Ritter vom heiligen 452/5.
Geitel Aug. 619.
Gellert Chn. F. 389. 611. 664. 787. 813 (Schwed. Gräfin G.; Das Band).
Gellius J. G. 372 (D. geistl. Don Quixote).
Gelzer Heinr. 607.
Gemperlein, s. Bemperlein.
Genealogie 613.
Gengenbach Pamphilus 605.
Genie 660.
Gentz Frdr. v. 611. 618. 632. 655. 661. 665.
Georg Hans, von Zutzendorf 621.
George Stefan 646.
Gerber (Schauspieler) 619.
Gerhard-Amyunthor Dagob. v. 655.
Gerhardt Paul 599 (4). 600 (7). 629. 635. 647. 650. 653. 655. 659. 813. 832.
Gerlach Leop. v. 653.
Germanenbund 631.
Gerok Karl 600.
Gersdorf Ado. Traug. v. 625.
Gerstäcker Frdr. 824/7. — Abschied von Döben; Weihnachten (1837) 825; Nachtgedanken 826.
Gesangbuch, Hessen-Darmstädtisches (um 1628) 598.
Geschichte 611/41.
Gesellschaft, Greifswaldische Deutsche, und Pommersche 635.
Gesellschaft, Moralische (Zürich) 640.
Gesellschaft, Teutsch-übende, in Hamburg 630.
Gesprächbüchlein von einem Bauern, Belial, Erasmo Rotterodam und D. Joh. Fabri (1524. Verf.: Erasm. Alber) 598.
Geßner Salomon 606. 611. 835.
Giesebrecht A. 616.
‚Gies-sa est Cos' 662 am E.
Gießen 624. 631. 661. 662 f.
Gießener Schwarzen, Die 631. 665.
Gilm Herm. v. 237. 238. 641. 806 ff.
Gindl 822.
Giovanelli Jos. v. 238.
Glafey 345.

Glaser Jul. 667.
Gleim J. W. L. 72. 605. 672. 786. 834.
Glück Elis. (ps. Betty-Paoli) 497/510. 641. 654. — Briefw. mit E. F. Meyer 503/5. 506/10. — Brief an H. Haessel 505 f.
Gluenspieß Phil. 597 geg. E.
Gneisenau 661.
Gobineau 656.
Godeffroy Sophie 622.
Göckingk L. F. G. v. 355.
Goedeke Karl 654. — Grundriß 648.
Görres J. J. 148. 514. 608.
Göschen Geo. Joach. 98.
Goethe Aug. 532. 737.
Goethe Christiane v. 531 f.
Goethe Cornelie 532. 535. 536. 545
Goethe J. W. v. 117. 130. 142 f. 195. 197. 229. 230. 234. 371. 392. 413[1]. 451. 452 f.[1] (‚Geist'). 453. 610. 611. 641. 645(2). 649(2). 651. 655(2). 656(3). 660. 666 (Ehrenlegion). 800. 804. f.
G.s Ahnen 528/21. — Knabenzeit 533 ff. — Todeslager 656. — G. u. die Seinen 531 f.
G.-Autographen 665.
Meyer, Verz. einer G.-Bibliothek 554.
G.-Literatur 518/54 (Anzeigen, von Morris). 600. 643. 815/7 (ungar.). 830.
Moeller v. d. B., ‚G.' 518/20.

Persönliche und literarische Beziehungen. Gespräche. Briefe. Einfluß. Urteile.

Gespräche. Briefe 599. 804.
Abegg J. F. 735/7. — Bajza 814. — Boisserée 645. 653(2). — Bürger 735. — Carlyle 600. — Carus 527. — Dante 648. 657. — Eckermann (Gespräche) 526. 539/41 (hg. v. Houben). — Fichte J. G. 735 (Empfehlungsschreiben F.s). — G.s Freundinnen 535 f. — Friedrich K. D. 527 f. — G.s Gegner 645. — Götze P. 668 f. — Grillparzer 773 ff. 778 f. — Heine 458 f. — Horn J. A. 533/5 — Humboldt W. v. 241. — Iffland 736. — Jacobi F. H. 543. 549 f.

Goethe:
645 f. (Woldemar). — Jerusalem 535. — Keller, s. unten ‚Dichtg. u. Wahrh.' — Kleist H. v. 412. 417. — Klinger F. M. v. (59). — Langer E. Th. 620. — Lenz 543. — Mörike 587. — Napoleon 437[1]. 451. 666. — Nietzsche 653. — Notter F. 584. — Pestalozzi 537/9. — Peucer 100. — Prati 655. — Schiller 190. 583. 817. — Schiller Ch. v. 193 f. 736. — Schubart Ch. D. F. 354. — Spinoza 549 f. — Stein Ch. v. 536 f. 541. — Stein F. v. 606. — Sterne 512. — Stifter A. 641. — Werner Z. 94. 822. — Willemer M v. 653. — Wolff K. 584 — Zelter 612.
G. über Napoleon 128 f.
Urteile über G. von: Abegg 736. — Fichte 734 f. — Frommann 457 f.[1] — Heine 457 f. — Jean Paul 739. — Keller G. 472 f.
Brenner 804. — Dornburg 539. — Frankfurt 662. — Frankreich 642. — Italien 658. — Leipzig. Vgl. 533 ff.
Weltanschauung 520/4 (Boucke). 524/6 (Förster). — Begriff der ‚Idee' 118 f. — Religiöse Stellung 526 f. 599. 651; Christentum 816; Islam 661. — Naturforscher 524/5. 658. 667; Botanik 646. — Politik 526 f. 663.
Kunstanschauung 656; Kunstprinzip 130 f. Maler 656; Landschaftsmalerei 527 f. — Literar. Anschauungen 663. — Ästhetik 189 f. — Moderner Roman 609.
Theaterleitung 605.

Werke.

664. 669. — hg. von Heinemann 183/7[1]). 657. 665. — Jubiläumsausg. 183. 187/90[1]). 648 (2). 657. 665.

Lyrik.

655.
Gedichte 183/191 hg v. Pniower). 534 f. (Ged. im ‚Unsichtbaren'?). 511/6 (Ged. d. jungen G.. hg. v. Wolff[2]). 833. — Epilog zu Schillers Glocke. 817. — Geheimnisse 600. — Paria-

[1]) Von den zitierten Schriften werden nur einzelne besonders gebucht.
[2]) Die hier zitierten Gedichte werden nicht einzeln registriert.

Goethe:
Legende 591 f. (Stifters Chelion in der ‚Narrenburg'). — Pindar-Übers. 543 f. — Schäfers Klagelied 527 f. — Tagebuch 801. — Xenien, s. Schiller.
Hermann u. Dorothea 470[1]. 547/9 (658 Pößneck als Ort der Handlung). 592.
Dramen.
815.
Circe (Operentwurf) 531. — Clavigo 794. — Egmont 639. 797. 815. — Epimenides Erwachen 184/6.
Faust 194. 382. 393 f. 410. 510 f. (Mephistopheles). 550 f. (Büchner, F.-Studien). 551 f. (Wilhelmi, G.s F. Dichtg.). 552 f. (engl. F.-Übers.). 584. 594 (Magie). 599. 602. 605. 617 (Musik). 643. 644(2). 649. 656. 800. 815 f. (ungar. Abh.) 852 f. (ungar. Übers.). — Urfaust 78. 646. 815. — I. Teil 512. (523). 605 (2). 815 f. (Auerbachs Keller). — II. Teil. 189. 524. 525 f. 646 (Homunculus. Euphorion).
Iphigenie auf Tauris 610. 663 (Parzenlied). 779. 780. 781. 833. — Mahomet 648. — Pandoras Wiederkunft 774 ff. — Satyros 545. — Tasso 778. 780. 781.
Prosa.
Briefe Werthers aus der Schweiz 491. — Dichtung u. Wahrheit 471/97 (Beziehgn. von Kellers ‚Grünem Heinrich'). 549 (engl. Übers. v. Morrison, überarb. v. Smith). 549 f. — Wilhelm Meister 88. 241. 492. 495. 496. 538. 645. 648. 660 (Hamlet). 739. — Unterhaltungen d. Ausgewanderten: Märchen 241. — Wahlverwandtschaften 88. 94. — Werthers Leiden 436 f. 495. 523. 546 f. (W.-Fieber in Österreich). 592. 611 665. 726. 731. 778. 779 f.
Metamorphose d. Pflanzen 645.
Frankf. Gel. Anz. 785/7. 834.
Goethe K. Elisab. (Frau Rat) 532 f.
Goethe Ottilie v. 606.
Göttingen 606 am E.
Göttinger Sieben 611.
Goetz Herm. 602.
Goetze Ferd. Jul. Wilt. v. 635.
Götze Paul 668 f.
Goeze Joh. Melch. 364 f.
Gohl Dan. Aug. 342 f.
Goldbeck J. F. 610.
Goltz Bogum. 608. 645.
Goltz Frdr. Wilh. Frh. v. d. = J. G. Scheffner 716/32.
Gomez, Madame de 166. 174 f. 177.
Gortzitza Wilh. Orlando 610.
Gotha 622.
Gotter Frdr. Wilh. 725. 736.
Gottschall R. v. 652.
Gottsched Joh. Chph. 610. 661.
Gotzmann Mich. 612.
Grabbe Ch. D. 518. 605 (Briefe an Gustorff; Aschenbrödel). 608 (an Menzel). 644 (Faust).
Grabenhorst Chn. 619.
Greber Conr. 271[1].
Greber Jul. 239.
Greff Joach. 627.
Greflinger Geo. 317 f. (? Vf. von: Der unterrichtete Student).
Greif Mart. 604.
Greifswald 635 (Gesellschaften).
Gresemund d. J. Dietr. 624.
Gresser Dan. 599.
Günther 239.
Gribus Barthol. 791 (Monopol. d. Schelmenzunft).
Griechische und römische Schriftsteller 675/704 (Vorbilder und Quellen für Schupp).
Griepenkerl Frdr. K. und Robert 619 f (2).
Grillparzer Frz. 234. 465[2]. 583. 586. 601. 647. 648. 649. 654. 655. 822.
Beziehungen: Fick 654. — Frdr. Jäger 655. — Krabbe 666. — Levi S. 659. — Streiter Jos. 238.
Werke (hg v. Sauer) 242 f. — Jugendgedichte 667. — Ahnfrau 774. 796[1]. 797. — Irenens Wiederkehr 774 ff. — Libussa 667. — Sappho 796[1]. — Spartakus 772/83. — Goldenes Vlies 203/19 u. 555/80 (Kohm, rez. v. Badmann). — Kloster v. Sendomir 833.
Grimm Frdr. Melch. v. 650. 659.
Grimm Jak. 608. 619.
Grimm Ldw. Emil 662. 664.
Grimm Wilh. 193. 619.
Grobianismus 791 f.

Grolman Karl Ldw. Wilh. v. 624.
‚Gromio und Lagasso‘ (1659) 315.
Grosse Julius 649.
Großmann Gust. Frdr. Wilh. 601.
Groth Klaus, 240. 242. 657.
Gruber Joh. Gtfr. 645.
Grün Anast., s. Auersperg A. A. Gf.
Grün Karl 133¹.
Grünberger Wein 636.
Grüner Karl Franz 429.
Grünewald Matth. 612.
Gruner Justus v. 617. 618.
Gryphius Andr. 829.
Gryphius Chn. 637.
Guarini 729.
Guarinoni Hippol. 238. 792.
Gubitz F. W. 101. 619.
Günther Joh. Chn. 518. 636 (2). 652 (2).
Günzburg, s. Eberlin v. G.
Gurlittt Louis 650.
Gustorf Ludw. Chn. 605.
Gutzkow Karl 126 ¹. 453. 608 664.
Guyot-Desherbiers 322¹.

Haering W. (ps. W. Alexis) 101. 608. 619. 659.
Haessel Herm. (E. F. Meyers Verleger) 498 501 f. 503. 510. — Brief von B. Paoli 505 f.
Hagen F. H. v. d. 619.
Hahn Ldw. Phil. 60.
Hahn-Hahn Ida Gräfin 242. 608. 811.
Hake Hardanus 623.
Haken Joh. Chn. Ludw. 348, 14).
Haller Albr. v. 818
Hamann J. G. 189 f. (Goethe). 742. 744.
Hamburg 622. 630. 663.
Hamburger Preisausschreiben 58/61 (Leisewitzens ‚Julius v. Tarent‘).
Hamerling Rob. 613. 833.
Hammer-Purgstall Jos. v. 608. 628 (u. Rückert).
Hanau Herm. 196. 197.
Hanc 239.
Handwerkerpoesie 636 (2).
Hanneken Meno 270. 296. 317.
Hannover 622. 643.
hansa 623.
Hansjakob Heinr. 645. 646.
Hardenberg Frdr. v. (Novalis) 200. 602. 645. 663. 665. 800. 829.
Hardenberg Karl Aug. Fürst v. 618. 631. 661.
‚Harfentöne aus der Hütte eines Einsamen am Rhein‘ (1840. Vf..: Jos. Brugger) 615.
Hartlaub Wilh. 583.
Hartleben Otto Erich) 613. 642. 645. 653.
Hartmann Edu. v. 643. 651.
Hartmann Mor. 648. 651. 667. 833.
Hartmann von Aue 195 f. (198 200 D. arme Heinrich).
Hassencamp Joh. Matth. 362.
Haugwitz Paul Graf 608.
Hauptmann Gerh. 196 (197 f. 199. Der arme Heinrich). 594. 600. 643. 651. 833.
Hauptmann Karl 643.
Hausfreund, Preußischer 617.
Haxthausen Aug. v. 608.
Hebbel Frdr. 594. 595 (ästhet. Weltansch.). 596. 599 (3). 614. 618 (2). 650 (2). 654. 655 (u. Oehlenschläger). 656. 657 (u. Butthaupt; Gedicht). 657. 664. 667. 758¹. 828. — 2 Selbstbiographien 654. — Briefe 606 (2). 608. 648. 657. — H. ein Mystiker? 147/66. — H.s Dramatechnik 230/37. — Jugenddichtungen 118/66. — Maria Magdalena 663. — Moloch 655. 660. — Spartakus 783. — Tagebücher 657.
Heckscher Gust. Mor. 622.
Hecquet Ph. 51¹.
Hegel G. W. F. 119/26 passim. 129. 198. 200. 390. 406. 434. 435. 436 ¹. 453. 594. 595. 646. 660.
Heiberg Herm. 240.
Heideloff Aug. Ant. 605.
‚Heilig ist Gott, der Vater‘ 597.
Heim Ernst Ludw. 619.
Heine Heinr. 131 f. 133. 134. 149 (Hebbel). 526. 608 (an Menzel). 645 (2). 647 (2). 648. 649. 651 (2). 652 (2). 653 (u. Laube). 656. 662 (u. Honwald). 666 (u. die Polen). 830. 833. — H. im Dienste der ‚Idee‘ 116/31. 434 60.
Heinrich, Der arme, s. Arme H.
Heinsius Theod. 617.
Heintzli, Landamman 638.
Heinzel Rich. 613.
Held Hans v. 661.
Helfert Jos. Alex. Frh. v. 652.
Helle Frdr. Wilh. 601.
Hellenismus und Nazarenismus 443 ff.
Hellwig Imhoff Amalie v. 194.

Helmer E. (ps.), s. Koch E.
Helt Geo. 598.
Helwig Chph. 261 f. 267. 268. 296.
Hemsterhuis Frz. 372 f.
Hen(c)kel Joh. Frdr. 30. 48. — Briefe von Bachstrom 30. 48 f. 50. 54 f. 57. 322. 324 f. 325. 327. 328 f. 335. 345.
Hendel-Schütz Henr. 81.
Hengstenberg Ernst Wilh. 608.
Henrici Ch. F. (ps. Picander) 593
Hensel Luise 645.
Herbart Joh. Frdr. 594.
Herborner Drucke 629.
Herder J. G. 61. 83. 119. 189. 190 Anm. 453. 512. 518. 522. 523 524. 545. 584. 599. 600. 611. 625 (u. Gfin. zur Lippe). 647. 656. 658. 665. 734. 737 (u. Abegg). 786. 789. 800. 814. 815. 834 f. (Franks. gel. Anz.). — Beiträge zum ‚Wandsbecker Bothen' 360/79. Vgl. 785 ff.
Herloßsohn Karl 608.
Hermann Zacharias 279. 281.
Hermes Joh. Tim. 586 [1].
Hertz Wilh. 613. 658.
Hertzberg E. F. Graf v. 633.
Herwegh Geo. 133. 508. 619. 643. 648. 653. 823.
Herzogenberg Heinr. v. 651.
Hesekiel Geo. 659.
Heß Jhns. 637.
Hessen 598 f.
Hessen Rob. (ps. Avonianus) 233.
Hessen-Darmstadt 603.
Hessen-Homburg: Kasimir Wilh., Ldgf. 623.
Heßler Alex. 239.
Hexen, H.-Prozesse, Zauberwesen 607. 611. 612. 614. 628. 633. 638. 639 (Hexenhammer).
Heyne Chn. Gtlo. 366/71 (Pindar-Ausg.).
Heynlin Jhns. 603. 617.
Heyse Paul 641. 664. 665.
Hille Peter 658. 659.
Hillebrandt Jos. 662.
Hilscher Jos. Eman. 797.
Hippel Theodo. Gtli v. (I) 720. 727. 729. 730. 743 f. 744. 745.
Hippel Theod. Gtli. v. (II) 730.
Hirtz Dan. 608.
Hirzel Salomon 640.
Hitzig Jul. Ed. 101.
Hoburg Chn. 311 f.
‚Hochzeit von Gretl u. Veitl' (Wechselgesang) 802 f.
Hölderlin Frdr. 470. 518. 584.
Hölty Ldw. H. Ch. 61. 238. — Brief von Voß 60.
Höpfner 787.
Hörmann Angelika v. 237 f. 239. 809.
Hof Nikol. v. 597.
Hoffmann E. T. A. 149 (Hebbel). 226. 472. 590. 602 (gegen Spontini). 616. 617. 618 (Berlin. Erzählgn). 644 (Lyser). 644 (‚Undine'). 650 (Bamberger Wohng.; H. als Musikschriftst.). 662. 664. 665 (Musikal. Werke). 730. 749. 750. 756 [2]. 758. (797 f. Nachtwachen v. Bonaventura). 800. 801 (‚Schwester Monika', unbegreiflicherweise H. zugeschr.). — Kater Murr 512 f. (Jean Pauls Einfluß).
Hoffmann L. A. 547.
Hoffmann v. Fallersleben A. H. 611. 619. 643. 658. 661.
Hoffmannscher Bund 618. 631.
Hofmann v. Hofmannswaldau 644. 827 f.
Hofmannsthal Hugo v. 653. 749 [1].
Hohenlohe Frdr. Ldw. Fürst zu 661.
Holbein Frz. v. 617. 665. 794 (2).
Holtei Karl v. 100 f. 608. 619. 654 (u. Wilh. Hzg. v. Württemberg). — Brief an Peucer 101 f.
Holzamer Wilh. 644. 665.
Homburg E. C. 783 f.
Homer 141/7 (460 ff. Einfluß auf Stifters Stil). 688.
Honigmann Dav. 659.
Honorius Cubitensis Joh. 637.
‚Hopst, De' (Gedicht, nach 1810) 618 f.
Hormayr Jos. Frh. v. 608.
Horn, Oldenburger 614.
Horn Joh. Adam (Goethes Jugendfreund) 533/5.
Horst Joh. Dan. 15. 16.
Houwald Ernst v. 662.
Hovesch Nikol. 597.
Huber Ther. 204 f. 608.
Huch Ricarda 196.
Hübler Frz. 625.
Hübner, Familie, 629.
Hüffer Herm. 613.
Hülsemann, Dr. 654.
Hufeland, Frau, 193.
Hufeland Gtli. 735 f.
Hultsch Frdr. 607.

Humanismus, Humaniſten 611. 612. 617. 624 (Mainz). 626. 632 (3). 638.
Humboldt Alex. v. 101. 614. 660.
Humboldt Karol. v. 93 f. — Briefe an die Fürſtin Karol. Louiſe v. Schwarzburg-Rudolſtadt 429/33. — Briefe v. Z. Werner 94/100. 425/29. — Sonett 434.
Humboldt Wilh. v. 93 f. 119. 429. 618. 643. 656. 658. 666. — Briefe 241.
‚Hund des Aubri' 605.
Hunold B. 809.
Huttich Joh. 624.

Ibſen Henrik 448[1]. 596. 609. 612. 642. 648. 651. 664. 665.
Idealismus und Materialismus in Schillers ‚Jungfrau' 379/89.
‚Idee', Heine im Dienſte der, 116/31. 434/60.
Iffland A. W. 76. 391. 664 733 f. 736. 747 f. 762. 819 f.
Immermann Karl 665.
Inquiraner, ſ. Land der J.
Inſtitoris Heinr. 639.
Instrumentum pacis (mit Unrecht unter Schupps Schriften) 314.
Interim 597.
Ironie, Romantiſche 664.
Iſelin J. 119.
Iſelin Joh. Rud. 617.
Iſidorus Orientalis, ſ. Loeben O. H. Gf.
Iſouard 605.
Iſraël Sam. 620 (Suſannenſpiel).

Jacobi F. H. 525. 543. 549 f. (J.-Schelling Streit). 645 f. (Goethe u. ‚Woldemar') 788.
Jacobi J. G. 787.
Jacobs Fr. 665.
Jäger Alb. 237.
Jäger Joh. 612.
Jäger v. Jaxtthal Frdr. 655.
Jäger, Der Wilde, 623.
Jänichius Petr. 36.
Jäſchke Abr. 34. 35.
Jahn F. L. 195.
Jahn Joh. Chr. Gottfr. 31. 58. 323. 324. 345.
‚Jahrbücher, Deutſch-franzöſiſche' 131/5.
Jahresberichte ſ. u. deutſche Literaturgeſch. 659.
Jarcke 654.
Jean Paul, ſ. Richter J. P. F.
Jena 617.
Jenger Joh. Bapt. 654.
Jeniſch 640.
Jenſch 744 f.
Jenſen Wilh. 644. 657.
Jeruſalem Joh. Frdr. Wilh. 619.
Jeruſalem K. W. 535.
Jeſuiten 38 f. 41. 46.
Johannes Secundus 716 ff. 729 f.
Jordan Wilh. 613. 641.
Juden 439 ff. 624. 627. 631. 639.
Jung Frdr. 610.
Junge Deutſchland, Das 131/5 passim. 221. 605 (Stieglitz-Mundt). 652 658. 659. 664.
Jungfer Lieschens Knie 593.
Jungius Joach. 14. 319.

K—s (in d. Preuß. Blumenleſe 1781 = Ch. J. Kraus) 616.
Kähl, ſ. Kehl.
Kähler Ldw. Aug. 644.
Kämpfer Engelbert 625.
Käſtner Abr. Gthe. 650. — Epigramme 178 f. (auf Klotz). 652. 813 f.
Kaland, Erfurter, 621.
Kalb Chlotte v. 797.
Kaliſcher A. Chr. 783.
Kanngießer Peter Frdr. 616.
Kanold Ihns. 607.
Kant J. 119. 189. 190. 201. 241 (K.-Geſellſchaft). 390. 407. 436[1]. 523. 524. 525. 594 (2). 595 (K.-Studien). 596 (Nachricht an Ärzte). 615. 656. 664. 665. 741/5 (u. Abegg). 765. 800. — Briefe 596. 607. 644. — Kritik d. reinen Vernunft 665.
Kapff Wilh. 653.
Karoline, ſ. Schelling.
Karſch(in) Anna Luiſe 617. 635. 813.
Karſchin G. 626.
Kater 666.
Katharina II., ſ. Rußland.
Katull 588.
Katzenſtriegel 615.
Kaufmann Angelika 805.
Kazinczy Frz. 821.
Kehl (Kähl) bei Straßburg 632.
Keimann, ſ. Keymann.
Keller Gtfr. 600. 641 (u. Viſcher). 643. 648. 653 (u. M. Knopf). 658 (u. H. Seidel). 659 (u. Hille) 662

(u. Kürnberger; Wie K. las). 828. 833. — D. grüne Heinrich 471/97 (Beziehungen zu Goethes ‚Dichtung und Wahrheit'). 491 (Dortchen Schönfund=Elisab. Ney, Bildhauerin). 662.
Kemnat Math. v. 632.
Kepler Jhns. 612.
Kerler Dietr. 602.
Kerner H. (ps.), s. Cardauns.
Kerner Justinus 148. 582. 608 (an Menzel) 649. 661. 666. 749.
Kerner Theob. 662.
Kestner Aug. u. Herm. 623 (K.scher Nachlaß).
Kestner Joh. Chn. 543. 834.
Keversberg Karl Ldw. Wilh. v. 633.
Keymann (Keimann) Chn. 599. 600.
Keyßler Joh. Geo. 660.
Khaa 630.
Kindermann, Bischof, 618.
Kindermann Balthasar 278.
Kinkel, Familie, 629.
Kinkel Gtfr. 503. 600. 629.
Kirchbach Wolfg. 649 (2).
Kirchengeschichte 596 ff.
Kisfaludy Karl 815. 821.
‚Klaglied der überwundenen Schäfferin Laelia . .' 632.
Klassisch und romantisch 121 f.
Klee Heinr. 630.
Kleemann Nik. 362 f.
Klein Ant. v. 627.
Kleist Heinr. v. 234. 517 (Zu Werke 4, 228). 595 (K.s dramat. Stil). 601 (in Thun). 604 (Germania an ihre Kinder). 605. 617. 643. 647 (2). 669 f. — Hellmann, H. v. K. 200/6 2. — Roetteken, H. v. K. 554 f. — Briefe 182. Vgl. 669 f. 643.
[1]) Mimische Studien zu K.: 4. Mimik des Gesichts 63/83. — 5. Gebärden der Hand 82/92. — 6. Das Niederlinien 412/25 — 7. Spiegelanekdote 747/72.
Amphitryon 201 f. — Rob. Guiskard 198. — Käthchen v. Heilbronn 201. 643. — Mich. Kohlhaas 201. 202. — Penthesilea 201. — Prinz von Homburg 181. 182. 201. 202. 618 (Kretschmars Gemälde). — Fam. Schroffenstein 180.
Prolog (z. ‚Phöbus') 180/82 (Vers 10).
Marquise v. O. 166. 173. 174. 178.
Über das Marionettentheater 200 f. 202. 747/72 passim. — Unwahrscheinl. Wahrhaftigkeiten 606. — — Todeslitanei 661.
Kleist Ulrike v. 669 f.
Klettenberg Sus. Kath. v. 535. 604.
Klinger Frdr. Max v. 354. — Die Zwillinge 58/61 pass. 415. 416. 755[1].
Klob Karl Maria 349/60 (Schubart).
Klopp Onno 621.
Klopstock F. G. 60. 354 (Hermannsschlacht). 599 (Messias). 601. 606. 610. 640. 786. 788.
Klotz C. H. 179 (Epigramm auf K. von Kästner).
Klub, Der, zum schiefen Ständer (Braunschweig) 619.
Klüpfel K. 647.
Knapp Alb. 608.
Knodt Karl Ernst 647.
Knopf Maria 653.
Kobel Osk. 636.
Koch Ernst (ps. E. Helmer) 646.
Koch J. A. 804 f.
Köchly Herm. 620.
Koenig Heinr. 622.
Körner Theod. 163. 432. 611. 651. 822.
Koethe F. A. 800.
Kohlrausch Fr. 515 f.
Kompert Leop. 659. 660. 665.
Konrad von Würzburg 196. 784.
Kopisch Aug. 636.
Koreff David Ferd. 664.
Koseriz Ernst Ldw. 638.
Kosmopolitismus 438 ff.
Kotzebue Aug. 163. 611. 628. 817.
Kowald 805.
Krabbe, Verleger, 666 am E.
Kralik Rich. v. 646.
Krantz Otto. 33 f.
Kraus Chn. Jak. 616.
Krause Chn. Gtfr. 596.
Krause Karl Chn. Frdr. 655.
Kreß von Kressenstein Chph. 597.
Kretschmar Karl 618.
Kringsteiner J. F. 547.
Kröger Timm 240.
Kühne F. Gustav 651 (2). 662.

[1]) Die in diesen Untersuchungen zitierten Schriften Kleists werden nicht einzeln gebucht.

Kümmel Konr. 604.
Kürnberger Ferd. 655. 662.
Kugler Frz. 606.
Kuh Emil 667.
Kulturgeschichte 616 f.
Kundmann Joh. Chr. 43.
Kunst 601. 606.
Kunth G. J. Ch. 93.
Kunz von der Rosen 638. Vgl. 448 f.
Kuranda Ign. 667.
Kurz Herm. 355[1]. 648. 649.
Kurz Isolde 645.
Kyan, Die von 630.

Laacher Spiele 601.
Lager, Zeithainer, 637.
Laibach 792/7 (dtsch. Theater).
Laicharding J. N. v. 805[5]. 806.
Lambeck (Lambecius) Petr., Progr. in Schuppii obitum 8. 24. 26. 318 f. 671.
Lamey Andr. 627.
Land, Das, . . der Inquiraner (von J. F. Bachstrom) 56/58. 348.
Land Hans 783.
Landesmann Heinr. (ps. Hieron. Lorm) 222.
Landolt Joh. Heinr. 654.
Landschad von Steinach Ritter Hans 598.
Landsturm, Der (Komödie von Faistmantl) 806.
Lang Matthäus 637.
Langbein A. F. E. 646.
Langer Ernst Theod. 620.
Lanner Jos. 602.
La Roche Sophie v. 648.
Lassaulx 799.
Lateinische Dichtung 607.
Laube Heinr. 355[1]. 455. 504. 505. 509. 510. 608. 642 (2). 648. 653 (u. Heine). 651. 659. 664 (2). 795.
Lauchstädt 661. 668.
Laukhard Fr. Chn. 351. 658. 661 (2). 662.
Lauremberg Joh. 657 (2).
Lauremberg Peter 262.
Laurentius von Schnifis 646. 802.
Lavater Joh. Jak. 653.
Lavater Joh. Kasp. 354. 542. 611. 640. Vgl. 653.
Lazarus Mor. 658.
Lebret 785 f.
Legerlotz Gust. 827.
Lehndorff, Familie 639.
Leibnitz G. W. 344. 390. 518. 612. 622.
Leichenpredigten 613. 629.
Leimbach Karl Ludw. 612.
Leipzig 603.
Leisewitz Joh. Ant. 651. — Julius von Tarent 58/61 (warum nicht mit dem Hamburger Preise bedacht?). 793 am E.
Lenau Nikol. 222. 508. 643. 654. 656. 663. 666 (2). 810. 827. 830. 833.
Lenorenstoff 652.
Lentner J. F. 807. 808.
Lenz Jak. M. R. 189. 518. 536. 543.
Leo Heinr. 608.
Leon Gtli. v. 668.
Lesegesellschaft, s. Mainzer G. L.
Lessing G. E. 149 (Hebbel). 232. 366. 377. 391. 472. 518. 535. 593 (Jungfer Lieschens Knie). 594. 600. 601. 609. 620. 642. 645. 647 (Laokoon). 657. 660. 663 (‚Minna v. Barnhelm'). 781 (783 Spartakus-Entwurf). 794 (Emilia Galotti). 814 f. (Dramen; Laokoon; L. u. Shakespeare; Bajza u. L.; Kisfaludy u. L.).
Leßing Joh. Gtfr. 599.
Leuchsenring Frz. Mich. 545.
Levetzow Ulrike v. 535.
Lewald Aug. 609.
Lewes G. H. 816 f.
Lewohl Karl 663.
Lichtenberg G. Ch. 650 (M. D. Stechard).
Lichtenstein Julius 636.
Lichtenstein, s. Schönburg-Lichtenstein.
Lieber Aug. 809[4].
Liebig Just. 608. 662.
Lienhardt Fr. 239 f.
Lieschens, Jungfer, Knie 593.
Lili, Goethes, s. Schönemann.
Liliencron Detlev v. 657 (2).
Limpurger 619.
Lindau i. B. 618.
Lindenschmit Wilh. 608. 615.
Linder Emilie 612.
Lindheimer, Familie, 529 f. (verwandt mit Goethe).
Lindheimer Cornelius 529.
Lindheimer Ferd. 529 f.
Lingg Herm. v. 613.
Link W. 598.
Lippe: Casimire Gräfin zur 625.

‚Lippe-Detmold, o du wunderschöne Stadt' 615.
Lirer v. Rankweil, Thom. 180 (alte schwäb. Geschichten 1761).
List Peter 274 f. 287/90.
Literaturgeschichte, Deutsche, in Ungarn 810/33.
Loeben O. H. Graf (‚Isidorus Orientalis') 513/6 (L.s Jugendfreund Budde). 658.
Löscher Valentin 34.
Löwenthal Sophie 654. 656. 663.
Lohbauer Rud. 584.
Longfellow H. W. 196.
Lorck C. B. 606.
Lorm Hieron., s. Landesmann H.
de Lorme, Familie, 631.
Louis 174 ff.
Lucä Frdr. 636.
Ludwig Otto 231. 234. 828. — Maria 166/78 (zur Quelle der ‚M.').
Lüncker Conr. Theod. 268 f.
Lüncker Geo. 248 f. 259.
Lüthken Joh. 626.
Lütkemüller S. Ch. A. 604.
Luftreise 629.
Lukian 691/704 (Vorbild für Schupp).
Luther Mart. 518. 596. 597 (3). 598. 599 (2). 600 (2). 603. 604 (Bildnis). 607. 612. 614. 635. 812.
Lutterotti Carl v. 238.
Lutz Reinhard 631.
Luz Chph. 640.
Lyrik 621. 622. 633. 639 am E. 642. 644. 648. 651.
Bettelhochzeitlied 802 f. — Geistliche Dichtung 606. 629. — Handwerkerpoesie 636 (2). — Herbstgedicht, Heilbronner 640. — Histor. Lieder 612. 629. 630. 632. 640. 802. — Hochzeitsgedichte 603. 618 f. (Kahnsdorfer H. ‚De Hoolst'). 635. — Johannes-Lied 653. — Kirchenlied 597 (Decius). 598 (Gesangbuch). 599 (Luther). 600 (Gerhardt u. a.) — Kriegsgesänge 658. 802. — Liebeslieder 605. 659. — Neckreime 638. — Spottgedicht 598 (aus Speier). — Streitgedichte 605 (Schurtzer Fehde). — Tellen-Lied 661. — Volkslieder 602. 612. 615. 621. 629 (Histor.). 638. 642. 643. 647. 655. 802 (Tirol). — Wechselgesänge 802 f. — Weihnachtslieder 802.
Anfänge vollständig mitgeteilter Gedichte:
Das Schicksal hat mich ganz in deine Macht gegeben (Gabr. Baumberg-Bacsányi) 820.
Der Friede Gottes ist herabgeflossen (K. v. Humboldt) 434.
In dem theuern Heimatslande (Gerstäcker) 825.
Leb wohl, Du trautes Döben mein (Gerstäcker) 825.
Muse helfe singen! 534.
Nun du geliebter Freund! der du nach Leipzig eilest 533.
Oben vom Himmel, dort aus den drohenden (Gerstäcker) 826.
Was Poesie und wo? könnt ihr mich fragen (Scherenberg) 823.
Lyser Joh. Pet. 658. 661.

Machiavelli N. 255.
Madách Em. 816.
Mährlen Jhns. 583.
Märchen 645.
Maeterlinck M. 663.
Magazine, The Englishman's, siehe Englishman's M.
Magelone, Die schöne 791.
‚Magister Skriblerus' (Roman. 1803. Vf.: P. Ph. Wolf) 604.
Majláth Joh. Graf 821 (2).
Mainzer Gelehrte Lesegesellschaft 605. — Humanismus 624.
Makart Hans 650.
Maltitz Gthi. Aug. Frh. v. 608.
Mann Thom. 609. 644 (2).
Manuel Nikl. 600.
Manzoni Alessi. 653.
Marche C. G. 322 f.
Margarethenlegende 811.
Marionettentheater 601, s. Kleist H. v.
Marlow F. (ps.), s. Wolfram H. Ldw.
Marperger Bernh. Walther 53. 345. 346, 6).
Martons, Peter, . . Merkwürdige Lebens-Beschreibung . . aus d. Frantzös. übersetzet von A. B. C. (1737. Übs.: J. F. Bachstrom?) 321. 349.
Marwitz Alex. v. der 661 (3).
Marx Frdr. 638.
Marx Karl 131. 132. 133. 134 f.
Maßmann Hans Ferd. 608.
Masuren 610.
Materialismus, s. Idealismus.

Mathy Karl 627.
Maupassant G. v. 758[1].
May Karl 665.
Mayer Heinr. Wilh. Elisa 627.
Mayer Joh. Frdr. 306.
Mayer Karl 583.
Mayr Ambros 237.
Mayr-Günther J. 809.
Meerheimb R. v. 758[1].
Meißner Alfr. 451. 501. 622.
Meißner Aug. Gtli. 174. 622.
Meister Albr. Ldw. Frdr. 650.
Meistersinger 602.
Melanchthon Phil. 596 (zum Briefw.). 597 (Confessio Augustana). 628.
Melander Otto 634.
Mellilambius Ambros (ps. für J. B. Schupp) 295.
Mellina Jos. 547.
Mémoires de Comte de Bonneval 322 f.
Mendelssohn Moses 652.
Menschenfreund, Der (Wochenschr. hg. v. F. v. d. Trenck. Aachen 1772) 614.
Menzel Ado. v. 613.
Menzel K. A. 654.
Menzel Wilh. 610.
Menzel Wolfg. 607/9 (Briefe an M.). 647 geg. E.
Mephistopheles 510 f. (Goethes etymolog. Deutung).
Mercier L.-S. 356.
Merck Joh. Heinr. (ps. J. H. Reinhart d. J.) 363 f. (Rhapsodie). 541. 545 f. 610 („Überblick ü. d. Gesch. d. Malerei"). 672. 785/7 (Anteil an d. Frankf. Gel. Anzeigen. Vgl. 834).
Mereau Sophie, s. Brentano S.
Merlin 2.
Mertens Ldw. v. 641.
Mesmer F. J. 433.
Meßmer Alois 809.
Metternich Clem. Fürst 611 am E. 633. 654 (2).
Metternich Pauline Fürstin 655.
Metz 1/6.
Metzger Joh. Dan. 596.
Metzler J. B., s. Erhard H.
Mexiko: Maximilian, Kaiser 667.
Meyer Ado. und Heinr. Chn. 622.
Meyer Conr. Ferd. 497/510. 604. 609. 643 (L. v. François). 663. — Briefw. mit B. Paoli 503/5. 506/10. — Brief von M. v. Ebner-Eschenbach 506. — an Menzel 608. Gedichte 506 f. 510. — Der Heilige 501. 503 ff. 509. — Jürg Jenatsch 501. 503. — Petrus Vinea 660.
Meyer F. L. W. 60.
Meyer Joh. 613.
Meyer Joh. Heinr. 805.
Meyer Peter 627.
Meyerbeer Giac. 132.
Meyrink Gust. 770[1].
Meysenbug Malvida v. 652. 663.
Michael, Sankt, 599.
Michaelis Salomo 658.
Milichius Chn. 316 f. (Wohlverdienter Nasenstieber M. B. Schmitten).
Miller Jh. Mart. 61. (76 Sigwart). 650.
Miltitz Karl Borr. v. 202 f. 604.
Mimische Studien zu H. v. Kleist, s. Kleist H. v.
Minnesang 648.
de Mirone (de Saumery) 322[1].
Muioch Joh. Jak. 788 f.
Möbius Paul Jul. 596.
Möllhausen Balduin 613.
Mönchskalb, Das, 605.
Mörike Eduard 580/88 (neuere M.-Literatur). 599. 665. — M.s künstlerisches Schaffen (Fischer) 581. 585/8. — Haushaltungsbuch 581. 585. 664. — Briefe 580/4. 606. 608. 647.
Mörike Klara 581 f.
Mörike Marg., geb. v. Speeth 581. 582. 583. 584.
Mörlin Frdr. Aug. Chn. 620.
Möser Justus 545. 630. 633.
Molière 782.
Mommsen Theod. 666.
Montesquieu 389.
Moors 533 f.
Morgenblatt 658. 659.
Moscherosch Joh. Mich. 615. 620. 674. 696.
Mosen Jul. 608.
Moser Pet. 809.
Moxon E. (Verleger in London) 103.
Mozart W. A. 518. 661 („Don Giovanni").
Mühler Karl 609.
Mühlbach Luise (ps.), s. Mundt L.
Müller Isidor 238.
Müller Adam 421. 661.
Müller Frdr. v. (Kanzler) 667.
Müller Frdr. (Maler) 610.
Müller Johs. (I). 15. 311 f. (ps. N. Butyrolambius?). 315. 671. 672.

Müller Ihns. v. (II). 646. 661.
Müller J. G. 620.
Müller Sophie 638.
Müllner Adolf 664.
Münchhausen Börries v. 657.
Münsterische Wiedertäufer 602.
Muhr Frz. Xav. 621.
Mundarten, mundartliche Dichtung: Böhmen 642. — Deutsch-ung. 830/32. — Elsaß 239 f. 621. — Hildesheim 622. — Karlsruhe 615. — Münster 630. — Niederalemannisch 615. — Nieder(platt-)deutsch 240 (Schleswig-Holstein). 602. 606. 618 f. 628. 636 geg. E. 638. 657. — Riesengebirge 636. — Schlesien 636. — Schweiz 665 (Idiotikon). — Tirol 238. 639. 804. 805. — Wachbach (Dorf) 615.
Mundt Luise (ps. L. Mühlbach) 619.
Mundt Theod. 605. 609. 619. 658.
Murner Thom. 597.
Musen-Almanach, Ost- und Westpreuß. (später: Preußischer 1856/9. 61. 63) 610.
Musikgeschichte 601 f. 605. 618. 625. 626. 642.
Musset A. de 452.
Mysterium salutis 601.
Mystik 147/66 (Hebbel ein Mystiker?).

Nachtwachen, s. Bonaventura.
Naegeli Karl Wilh. 647.
Namenforschung 611. 624. 631. 638. — Familien N. 628. — Flur-N. 611. 615. 629 (2). — Fluß-N. 612. 615. — Orts-N. 614 (3). 624. 625. 626. 629. 631. 636. 637. 640. — Straßen-N. 622. 628. — Vor-N. 618 („Eitel"). — Zu-N. 628.
Naogeorgus Thom. 600.
Napoleon I. 437[1]. 606.
„Napoleon der Philosophie" = Fichte (bei Heine) 435 f.
Napoleonkult 128 f. 451.
Nathusius Phil. 609.
„Natürlichkeiten der sinnlichen und empfindsamen Liebe vom Freyh. Fr. Wilh. v. d. G. [d. i. J. G. Scheffner]" 716/32.
Naturschilderung 228 f. (Stifter).
Nazarenismus, s. Hellenismus.
Nebel Ernst Ldw. Wilh. 662.
Nehrlich, s. Nerly.
Nell Herm. 596.
Nerly (Nehrlich) Frdr. v. 621.
Nestroy Joh. 811.
Neuburg Wolfg. Wilh. v. 612.
Neuffer Chn. Ldw. 609.
Neuffer Klara 587. 588.
Neukomm Alexius 617.
Neumann Ad. 148. 158 ff. 161 f. 163. 164. 165.
Neumann Luise, s. Schönfeld-N.
Neumayr Klem. v. 617.
Ney Elisabeth, Bildhauerin (G. Kellers Dortchen Schönfund) 491.
Nibelungen 602.
Nicolai Frdr. 593 (Jungfer Lieschens Knie). 617. 633. 659.
Nicolai Otto 659.
Nicolai Phil. 286.
Niebuhr Barth. Geo. 599. 630.
Nietzsche Frdr. 81[2]. 594(2). 601. 606. 641. 642. 647. 648. 650. 651. 653. 657 (2). 658 (2). 660. 662. 667 (2). 668. 748. 833.
Nixenromantik 194.
Noack Chn. Ludw. 789 („Der Papst lebt herrlich auf der Welt").
Notter Frdr. 584.
Novalis, s. Hardenberg F. v.
Novellentechnik 220/30 (Stifter).

„O Lamm Gottes, unschuldig" 597.
Ohlenschläger Adam 619. 655 (u. Hebbel).
Oertel Joh. Carl 324. 345.
Österlinge, Die 635.
Österreichische Volkshymne 608.
Oldenburger Horn 614.
Oncken Wilh. 613.
Opfergelt Frdr. 637.
Opitz Martin 616. 686. 687.
Optimismus 221/7 (Stifter).
Orgler Flavian (nicht Florian) 239.
Orismanna, Böhm. Königin, 620.
Ortner Marie 612.
Ortsneckereien 615 (2). 633.
Ossian 646.
Ostfriesland 612.
Ost- u. Westpreuß. Musen-Almanach (1856/9. 61. 63) 610.
Otto der Schütz 648.
Overbeck Frz. 653.
Overbeck Frdr. 612.
Ovid 759 f.

Pachler Koschak Marie Leopold. 654.
Palffy Ferd. Graf 95. 426. 429. 432.

Pallirodius Joh. = J. Spangenberg? 623.
Pantenius Theod. Herm. 607.
Paoli Betty, s. Glück Elis.
Paperle, Bader, 792.
Paracelsus 518.
Paria 591 f.
Paris 438 f.
Parish Auguste, Charles und Oscar 622.
Parodien 546 f. 615.
Paudler A. 630.
Paul Ado. 643.
Paulsen John 664.
Paulus H. E. G. 735 am E.
Pecht Frdr. 649.
Perger Ant. v. 821.
Perthaler Hans 238.
Perthes Frdr. 611.
Pestalozzi J. H. 537/9 (Goethe u. P.).
Petrarca 727. 729. 834.
Petter Sophie 807.
Petz Leop. 821.
Petzet G. Chn. 613.
Peucer Heinr. Karl Frdr. 100 f. 667 (u. Reinhard). — Brief von Holtei 101 f.
Pfaff Joh. Seb. Barn. 627.
Pfarrer 645.
Pfeiffer, Dr. 628.
Pfeiffer Frz. 609.
Pfister Alb. 611.
Pfister Jerem., s. Pistorius.
Pfitzner Hans 196.
Pfizer Gust. 602.
Pfuel Ernst v. 669 f. 762 f.
Phädrus 541.
Philander (ps. für J. B. Schupp) 305.
Philandersohn J. B. (ps. für Jost B. Schupp) 305.
Philo vom Walde (ps.) = J. Reinelt 636.
Philosophie 520/26 (Goethe). 594/6.
Physiognomik, s. Kleist, H. v.: Mimische Studien zu K.
Piaristen 626.
Picander (ps.), s. Henrici Ch. F.
Pichler Ado. 808 f. — Gesammelte Werke. XII. Bd. 237/9.
Pichler Karol. 204 f.
Pictet Bened.: Christliche Sittenlehre, übers. von Bachstrom 33. 35. 36. 50. 345 f.
Pietismus, Pietisten 34 f. 623. 637.
Pindar 366/71 (Carmina ed. Heine. Vgl. 543 f.). 543.
Pirckheimer Willib. 598.
Pistorius (Pfister) Jerem. 273.
Pitaval Gayot de 174 ff.
Pixérécourt 605.
Platen Aug. Graf v. 665. 666. 783. 822.
Pocci Frz. Graf 601 (4). 604. 642. 645. 664.
Poe Edg. A. 757. 758[1].
Pößneck, Städtchen in Thüringen, 547/9.
Poggio Frz. 792.
Polen 104 ff.
Poliander Jhns. 639.
Pommersche Gesellschaft 635.
Pontifeser M. A. 805.
Porsius (Porß) Joh. (Hans) Mart. 259. 265. 299.
Porß Dominic 265.
Porth W. 823.
Postl Karl (ps. Charles Sealsfield) 632 f. (S. u. Metternich); Austria as it is). 641 (Plagiat). 826 f. (Gerstäcker). — Brief an H. Erhard 516 f. — Novellen (in ‚The Englishmans Magazine' 1831) 102/16.
Praetorius Elias 311.
Prager Literaturgeschichte 641.
Pratgen, Ein holländisch (von J. B. Schupp) 295.
Prati Giov. 655.
Prechtler Otto 808.
Preisausschreiben, s. Hamburger Pr.
Presber Rud. 651.
Pretzsch Mor. 620.
Preußen: Friedrich II., Kg. 332 f. 334. 352. 359. 518. 611. 611 (612 Histoire de mon temps). 617. 656. — Friedrich Wilhelm III., Kg. 616. 646. 659. — Friedrich Wilhelm IV., Kg. 661. — Heinrich, Prinz, 618. — Luise, Königin 663 am E.
Preußische Blumenlese (für 1781) 616.
Preußische Regierung gegen d. ‚Deutsch-Franz Jbb.' u. den ‚Vorwärts' 131/5.
‚Preußischer Hausfreund' 617.
Primisser Joh. Frdr. 238. 639. 803. 805.
Probst Pet. 649.
Psalterium 602.

Pseudonymen-Lexikon, Dtsch. 603.
Publizistik 632 (Deutsche, 1667/71).
Pückler-Muskau Herm. Fürst 590 f. (Machbuba, das Hindumädchen, und Stifters Chelion) 609. 611.
Puttkamer Alberta v. 650.
Pyrker J. L. v. 821 (2). 822.

Quad von Kinckelbach Matth. 630.
Quietismus 602 am E.
Quixote, Der geistliche (von J. G. Gellius) 372.

Raabe Wilh. 656.
Rabe Chph. (Drucker), s. Corvinus Ch.
Rabelais Frz. 812.
Radowitz Jos. v. 653.
Radziwill, Fürstl. Familie, 324/42 passim.
Radziwill Anton Heinrich Fürst v. 617.
Rahel, s. Varnhagen v. E. R.
Raimund Ferd. 667.
Rákóczy Fürst Frz. II. 336/40 passim.
Ramberg H. 203.
Ramler K. W. 588.
Rammelburger Chronik 628.
Ramung Math., Bischof, 632.
Ranke Leop. v. 611 (3).
Raspe R. E. 785. 787.
Rassenproblem 439 ff.
Rastatter Frieden (Flugblatt auf d. R. F. 1714) 614 f.
Rastatter Kongreß (Parodie auf d. R. K. 1797) 615.
Rath Rud. Otto. 607.
‚Ratio status in puncto promotionis ad Ministerium' (1658) 313 f. (die Schrift wurde Schupp angedichtet).
Ratschky Frz. v. 668.
Rau Luise 581. 582. 583.
Rauch Chn. Dan. 94. 432.
Raupach Ernst 101 (Agnes v. Hohenstaufen; Der Fürst über Alle). 102. 212. 619. 790.
Rauscher 654.
Rayski Ferd. v. 620.
Reck Joh. Theod. v. 639.
Recke Elise v. d. 599.
Redern, Graf v. 667.
Redwitz Osk. Frh. v. 609.
Reformationsgeschichte 596 ff. 614. 621. 622. 632. 633. 637.
Regenbogen Barthel 785.
Regierung, Die, George des Sechsten, Königs in Engelland (aus d. Engl. 1776) 356 ff.
Reich (Riccius) Steph. 598
Reichensperger Pet. 609.
Reichs-Postamtsztg., kaiserl. (Aachen) 614.
Reiff Joh. Jos. 643.
Reifferscheid Alex. 242.
Reil Joh. Chn. 749 f.
Reimhart Joh. Heinr., d. J., s. Merck J. H.
Reinbeck Emilie 666 (2).
Reinelt J. (ps. Philo vom Walde) 636.
Reinhard Karl Frdr. Graf 667. 704/16 (R., Zumsteeg u. d. Schwestern Andreä). — Briefe an R. u. L. Zumsteeg 709. 711/5.
Reinhardstoettner Karl v. 242.
Reinhart J. C. 609.
Reinick Rob. 651.
Reisen u. Reisebeschreibungen 613. 614. 617.
Reiter Frz. Xav. 666.
‚Relation Alles dessen, was vor . . Kähl . . passirt ist' (1678) 632.
Renk A. 809.
Retland Florus (ps.), s. Tandler J.
Retzsch Mor. 203. 695.
Reuchlin Joh. 624.
Reumer Geo. 597 geg. E.
Reusch Joh. (Komponist) 637.
Reuter Fritz 655. 657 (2). 659. 660.
Reuter Luise 655. 658. 660.
Revolution (1848/9) 627. 655.
Reysmann Theod. [Dietr.] 632. 634 (Leben. Schriften).
Rhagius Aesticampianus Johs. 624.
Ribbentrop Wilh. 619.
Ribsch H., s. Rybisch.
Riccius St., s. Reich).
Richter J. P. F. (ps. Jean Paul) 502. 512 f. 600. 608 (an Menzel). 644. 645 (2). 651. 656. 665. 738 f. (u. Abegg).
Einfluß auf: E. T. A. Hoffmann 512 f. — G. Keller 473 f. 492. Vgl. 491. — A. Stifter 136/40. Vgl. 141. 224. 227. 229. 230. 466 f. 467.
Richter Edw. 600.
Riebsch H., s. Rybisch.
Riegel Frdr. 665 am E.

Riehl Wilh. Heinr. 603. 609.
Rieſe, Paſtor 300. 301.
Rieſe Joh. Jak. 533 f. 535. 541.
Rilke Rainer Maria 222. 609. 652.
‚Rinaldo Rinaldini‘ 660.
Ringſeis Emilie 612 (2).
Rinna zu Sarenbach Joh. B. 804.
Riſt Joh. 14. 599 (2). 600. 638. 657.
Ritter vom heiligen Geiſt 452/5.
Robinſonaden 605 f.
Rochholz Ernſt Ldw. 609.
Rochlitz Frdr. 203. 646.
Rodank A. v. (Graf Wolkenſtein) 809.
Röckel Aug. 653.
Römer Jak. Ldw. 619.
Römiſche und griechiſche Schriftſteller 677/704 (Vorbilder und Quellen für Schupp).
Röſel S. 619.
Rösner, Bürgermeiſter von Thorn 36. 38.
Rohde Erwin 653.
Rollenhagen Geo. 626.
Rollett Herm. 641.
Roman 609. 659 (Alt-Berliner R.). 660 (Räuber-R.). 668. 829. 830.
Romantik, Romantiker 170. 191/5. 198 f. 200 f. 202 f. 228 f. 441. 443. 513 ff. 594. 613. 643. 645 (2). 648. 651 (2). 664. 749 f. 800.
Romantiſch 121 f.
Romantiſche Elemente in Stifters Stil 136 ff.
Roſenberg Albr. v. 623.
Roſenblüt (-plüt) Hans 647. 792.
Rothmann Joh. Nep. 650.
Rothſchier, Familie, 629.
Rottmanner Karl 192.
Rouſſeau J. J. 71. 76. 200. 390 f. 405. 416. 764 f.
Rudimentum Novitiorum (1475) 602.
Rudorff Ernſt 658.
Rückert Frdr. 628 (Leben. Briefe).
Ruge Arnold 131/4 passim.
Rumohr K. Fr. v. 621.
Ruskin J. 229[1].
Rußland: Katharina II., Kaiſ. 193. 606. 607.
Rybiſch (Riebſch, Ribſch) Heinr. 626.

S., D. J. v. d., 349, 17).
Saar Ferd. v. 641. 654.
Sachs Hans 378. 647. 792.
Sachſen: Johann Friedrich der Großmüthige, Kurf. 622. — Moritz, Kurf. 622.
Sachſen-Weimar: Karl Alexander, Großherzog 653. — Karl Auguſt, Gßhzg. 660. 661.
Sächſiſche Gelehrtengeſchichte 637.
Sagen 615 geg. E. 616. 618. 620. 625. 628. 635. 804.
Saint-Simonismus 441. 442. 444. 450.
Salis Hans Wolf v. 631.
Salus Hugo 643. 644.
Salzmann 786.
Sand Karl Ldw. 627 (2).
Saphir M. G. 609. 619. 642. 646.
Sappho 588. 649.
Sappuhn Geo. Heinr. 637.
Satire 791 f.
de Saumery 322[1].
Saurin 781 f.
Savigny Frdr. Karl v. 192. 611.
Scala F. v. 809.
Schack Ado. F. Graf 606. 649.
Schad Joh. Jak. 613.
Schantroch, Theaterdir., 794.
Schattenſpiele 644. 650.
Schaukal Rich. 649.
Schauſpiel, ſ. Drama; Theater.
Schedius Ldw. 821.
Scheffel Joſ. Vikt. v. 615. 656. 667. 833.
Scheffner Joh. Geo. 93. 616. 716/32 (Frh. v. d. Goltz oder Sch.?). 744 f.
Schelling F. W. J. v. 119. 124. 148. 158. 200. 436[1]. 525. 532. 594 (3). 645. 646 (‚Erwiderung‘). 656. 799 f. (iſt nicht Vf. der ‚Nachtwachen‘).
Schelling Karol. v. 800.
Schelmenzunft, Altſchechiſche (Frantova práva) 791 f.
Schenck Joh. Geo. 272 f.
Schenk Edu. v. 617.
Schenkendorf Max v. 616.
Scherenberg Chn. Frdr. 822/4. — ‚Was Poeſie und wo? könnt ihr mich fragen‘ 823 f.
Scheunert Arno 148/66.
Schickſalsdramatiker 149.
Schikaneder Eman. 793 f.
Schill Ferd. v. 661.
Schiller Charlotte v. 193 f. 736. 817.
Schiller Frdr. v. 78. 121. 122. 234. 241. 532. 584. 595. 611. 643. 651. 656 (3). 661 (u. d. Muſik). 663. 734. 736.

Schiller:
Ahnen 666. 804. — Ehe 663. — Adelung 663. — Persönlichkeit 818.
Sch.-Feier 795 (Laibach). 817/9 (1905 in Ungarn).
Sch.-Literatur 600. 643. 665. 817/9 (ungar.). 829 (2). 830.
Sch.-Stiftung 642. 660.

Beziehungen. Einfluß.
Briefe 664.
Amerikaner 643. — Andreä, Schwestern 704 ff. — Fichte 734 (F. über Sch.). — Goethe, s. d. — Grillparzer 773. 775 ff. 778 f. — Haller A. v. 818. — Hebbel 149. 150. 151. 154. 156. 157. 158. 163. 164. — Humboldt W. v. 241. — Keller G. 472. — Reinhard K. F. 704. — Schubart Ch. D. F. 360. — Stäudlin 705. — Vischer, Hauptmännin 705. 706. — Zumsteeg L. 714.
Protestantismus 818.
Gedichte 833.
Balladen Vgl. 587.
An Minna 705 f. — D. verschleierte Bild zu Sais 661. — Die Bürgschaft 818. — Der Kampf 150 — Kampf mit dem Drachen 415[1]. — Lauragedichte 704 f. 706. — Der Tanz 181. Nadowessische Todtenklage 658. — Xenien 130.
Der Eroberer (Sch. zugeschrieben, aber v. Müchler) 609.

Dramen.
792/7 (dtsch. Theater in Laibach). 817. Braut v. Messina 653. (797 f.). 801. 829. — Don Carlos 164. 198. 391. — Demetrius 648. 804. — Egmont (Goethe) 669. — Fiesko 391. — Jungfrau von Orleans 379/411 (D. Jungfrau und Talbot). 773. 777 f. — Kabale und Liebe 391. — Prinzessin von Zelle (gepl.) 623. — Räuber 91. 353. 391. 601. 648. 773. 776 ff. 818. — Wilhelm Tell 605. 817. — Wallenstein 241. 409. 819. 833.
Ästhetische Schriften 763 f. 817. — Rezension über Bürger. 818.
Schiller Joh. Kasp. 582.
Schiller Karl v. 666.
Schindler A. J. (J. v. d. Traun) 809.
Schint Joh. Frdr. 668.
Schinz Joh. Heinr. 604.
Schlegel, Brüder 130. 664.
Schlegel A. W. v. 192. 467. 532. 623. 660 (u. Tieck). 737. — Brief an M. Beer 790. — Athenäum-Fragment 253: 789 f. — Shakespeare-Übers. 649. 657. 659.
Schlegel Frdr. v. 95. 97. 121. 122. 191. 200. 426. 429. 612. 623. 641 (Brief). 647. 649. 663 (665 ‚Lucinde'). 663. 668. 789.
Schlegel J. E. 362.
Schlegel Karoline 737 f.
Schleiden Math. Jak. 647.
Schleiermacher Frdr. 170. 201. 436. 599. 659. 665.
Schlesische Dichter 636.
Schleswig-Holstein 240 (erzählende Kunst in Schl.-H.). 657.
Schlögl Frdr. 641.
Schlözer Aug. Ludw. v. 373/8 (Isländ. Liter. und Gesch.; Universalhistorie, 2. Theil).
‚Schloß Wildon' (Roman. 1844. Vf.: K. Lewohl) 663.
Schlosser Chrn. 96[2].
Schlosser Frdr. 604.
Schlosser J. G. 532. 741. 786.
Schlumpf Siegm. 238.
Schmähschrift 618.
Schmalögger Jos. 547.
Schmetterling 660.
Schmid Bernh. 297. 299. 300/03. 304. 307. 312 f. (314 f. 316 ‚De reputatione academica'). 313 (‚Philandersons Discurs'). 315. 316.
Schmid Chn. Heinr. 361. 834 f. (Brief).
Schmidt F. L. 59. 60. 61. 663.
Schmidt Klamer 650. 834.
Schmidt Maxim. 603.
Schmidt-Bonn Wilh. 416[1].
Schneckenburger 584.
Schneegans Ludw. 239.
Schneller Chn. 237 f. 809[3].
Schnezler Aug. 644.
Schnifis Laurentius v. 616. 802.
Schnitzler Arth. 649. 758[1].
Schöffer Peter 602.
Schöfferlin Bernh. 624.
Schöll Ado. 609.
Schön Th. v. 663.
Schönaich-Carolath Emil Prinz v. 656.
Schönborn 371.

Schönburg-Lichtenſtein, Graf von . 323 f.
Schönemann Lili 491 f.
Schöner Joh. 602.
Schönfeld-Neumann Luiſe, Gräfin 613.
Schönherr Karl 809.
Schönkopf Käthchen 534.
Schöpfel J. W. A. 378 f. (‚Die Frühlingsnacht‘. Operette).
Scholz B., ſ. Scultetus.
Scholz Joſefine und Wenzel 794.
Scholz Wilh. v. 644 (2).
Schopenhauer Arth. 225. 390. 594.
Schoppe Amalie 647.
Schott Sigm. 662.
Schottky Jul. Max 642.
Schragmüller Joh. Konr. 255.
Schreiber Heinr. 615.
Schreyer Chn. Heinr. 620.
Schreyvogel Joſ. 205. 667. 773. 796.
Schröder F. L. 59. 60. 61[6].
Schröder Sophie 663.
Schubart Ch. F. D. — Zur Sch.-Biographie (Klob-Wohlwill) 349/60.
Schubart Ludw. 713.
Schubert Frz. 642. 664.
Schubert G. H. v. 203. 799. 800.
Schürmann Geo. Kaſp. 619.
Schuler Jhns. 239.
Schulgeſchichte, weſen 614. 616. 625. 627. 635. 638. 639.
Schultes Carl 196.
Schultz Stephan 42 f.
Schulz Joach. Chn. Frdr. 610.
Schulz Ldw. 616.
Schumann Rob. 641. 654.
Schunck Heinr. 642.
Schupp'ſche Familie 15/24. 25.
Schupp Ant. Meno 280. 295. 296. 308. 314. 315 f. (Fabul-Hauß). 317.
Schupp Joh. Balth. (ps.: Antenor; A. Mellilambius; Philander) 7/27. 245/320. 670/72.
Sch.-Literatur 6/10. 624. — Einleitung 11 f. — Die Quellen 12/15 (Briefe etc.). 15/25 (Auszüge aus Kirchenbüchern). 24 27 (Schriften über Sch.). — Sch.s Verwandtſchaft 20 f.
Schriften: Geſamtausg. latein. Schr. 245/50. — Ausg. der ‚Lehrreichen Schr.‘ 250 f. 252 f. — Einzelne Schr. 251. 254/309; Überſetzungen 278/90; Schr. der Hamburger Zeit 290/308: Streitſchriften 299/308; Neudrucke 308 f. — Schr. wider u. für Sch. 309/19; Für Sch. 314/9. Sch.s Quellen und Vorbilder 673 bis 704.
Schupp Joſt Burkh. (ps. J. B. Philanderſohn) 280 f. 286. 287. 290. 291. 292. 296. 298. 299. 305. 307. 316. 317 f.
Schuſter Heinr. Maria 641.
Schwabe 160.
Schwabe Joh. Joach. 321.
Schwaben 645.
Schwäbiſche Dichter 583 f.
Schwänke 792.
Schwarzburg-Rudolſtadt: Karoline Luiſe, Fürſtin 429/33 (Briefe von K. v. Humboldt).
Schwarzen, Die Gießener, 631.
Schwenck Konr. 588.
Schwender Guſt. 620.
Schwerin Bogislav v. 39.
Schwerin Kurd Chph. Graf v. 39. 329[1]. 331. 334. — Briefe v. Bachſtrom 46. 53. 331 ff.
‚Schweſter Monika erzählt und erfährt‘ 801.
Schwimmerſage 664.
Schwind Mor. v. 615.
Scioppius (Schoppe) Caſpar 316.
Scultetus (Scholz) Barthol. 625.
Sealsfield Charles, ſ. Poſtl K.
Secundus Jhns. Nicolai 716 ff. 729 f.
Seegemund Joh. Geo. 616 (2).
‚Sehrmann‘, ‚Sehrkerl‘ 586[1].
Seidel Heinr. 600. 650. 657. 658.
Seidel Samuel 664.
Selenus Guſtav (ps.), ſ. Braunſchweig-Lüneb., Auguſt d. J.
Senfft v. Pilſach Arn. Freih. 646 (651 u. Franz).
Senn Joh. 238. 662. 806.
Senme Joh. Gtfr. 601. 794[1].
Seydelmann Karl 609.
Seyfried Ign. Ritter v. 665.
Shaftesbury 189 f. (Goethe). 389. 390.
Shakeſpeare W. 62. (90). 125. 126. 163. 234. 407. 594. 602. 646. 660 (Hamlet; Luſtige Weiber; Macbeth). 663. 664. 666 am E. (J. Cäſar). 678 (Coriolan). 794. 800. 814 (u. Leſſing). 822. — Überſetzungen: ſ. Schlegel A. W.; von L. Petz 821.

Sieveking Karl 623.
Sievers Dav. Rho. v. 637.
Simrock Karl 609. 665.
Sismondi 431 f.
Sixt Lorenz 628.
Sleidan Joh. 631. 632.
Slüter Joach. 597.
Smidt Heinr. 659.
Societas collectorum historiae et juris patrii (Greifswald) 635.
Soest 630.
Solger K. W. F. 123. 648.
Solis Virgil 604.
Sommer Jhns. (Olorinus Variscus) 627.
Sonnenberg Frz. v. 601.
Sonnewend Frdr. 631.
Sontag Henr. 646. 659.
Soprinus Justus 315.
Soret Frdr. Jak. 540.
‚Spaetlinge' (von J. G. Scheffner) 723 f.
Spalatin Geo. 598.
Spangenberg Joh. 623.
Spartakus 782 f.
Spee Frdr. v. 656.
Speeth Marg. v., s. Mörike M.
Speltacher Paul 640.
Speratus Paul 640.
Spiegel Ferd. Aug. v., Erzbisch. von Köln 630.
Spiegel, Der zerstückte 783 5.
Spiegelwirkung 751/60.
Spielhagen Frdr. 437 f. 659.
Spielleute 616.
Spillmann Jos. 613.
Spindler Karl 609.
Spinoza B. 525.
Spitteler Karl 658. 668.
Spontini G. 101. 602. 620.
Sporck Frz. Ant. Graf 605.
Spottgedicht 598.
Sprache 607 (nhd. Schriftspr.).
Stadler Julius 601.
Staël-Holstein, Frau v. 426. 822.
Stäudlin Fritz 706.
Stäudlin Gtho. 704 ff. 707.
Staffler J. J. 807.
Stahr Ado. 651.
Stammbücher 619. 624. 631. 635 (2). 636 (2). 662.
Stavenhagen Fritz 645.
Stechard Maria Doroth. 650.
Steffann Emil 644.
Steiermark 663.
Steigentesch Aug. v. 613.
Stein Charlotte v. 536 f. (u. Goethe).
Stein Frdr. 639.
Stein Fritz v. 606.
Steinle Edu. v. 612.
Stengl Joh. Geo. v. 627.
Stěpanek J. N. 631.
Stern Ado. 603. 645.
Sternberg Alex. v. 609.
Sterne Laur. 512 (Goethe u. St.).
Stetten Paul v. 828.
Steub Ludw. 237. 238 f.
Steuber Joh. 14. 262. 273 f.
Stieff Chn. 52 f. 331. 345.
Stieglitz Heinr. 605. 609.
Stieglitz Charlotte 605.
Stifter Adalb. 601. 617. 641 (und Goethe). 649. 667 (2). 808. 827. — Zu St.s Stil 136/47. 460/71. — Zu St.s Novellentechnik 220/30. — Werke (Bibl. dtsch. Schriftst. aus Böhmen) 589/93 (Studien, II.; Bunte Steine). — Kondor 833.
Stilgesetz 595.
Stiluntersuchungen 136/47 (460/71 Stifter. Vgl. 228 ff.). 360 ff. (Herder). 646.
Stinde Julius 613.
Stirner Max 643. 664.
Stock Norb. 809.
Stöber Ado. u. Aug. 609. 644.
Stoff- und Motivengeschichte: Siehe Arme Heinrich. Bernauer. Brüder, Feindliche. Buben. Cenci. Kater. Lenore. Otto. Spartakus. Tannhäuser. Zrinyi.
Stolberg Ch. Graf zu 354.
Stolberg F. L. Graf zu 354. 356 f.
Stoll Maxim. 596.
Stolz Alban 604. 645.
Storm Theod. 240. 471 f. 583. 644. 651. 656. 657 (2). 661. 828.
Stoskopf Gust. 239.
Stotter Michael 238.
Straßburg 631 (Münster). 632.
Strauß Dav. Frdr. 650. 652. 653. 655. 656. 658. 661.
Strauß G. Frdr. Ad. (‚Dionysius') 514.
Strauß Jac. 603.
Strauß Joh. 650.
Streckfuß Karl 101.
Streiter Jos. 238.
Stromer von Auerbach Heinr. 637.

‚Student, Der unterrichtete' (von Geo. Greflinger?) 317 f.
Studenten-Verbindungen, -Wesen 616. 631. 662.
Sturio Wilh. 624.
Sturm Casp. (Reichsherold) 597.
Sturm und Drang 415 f. 664.
Sulzer Joh. Geo. 523. 595. 786. 787. 829.
Superville Dan. v. 617. 619.
Susannenspiel 620.
Susenbrot Hans 638.
Svoboda Adalb. Vict. 613.
Swedenborg Eman. v. 546.
Syringus Just. 596.

Taillandier Saint-René 654.
Taine H. 126.
Tandler v. Tanningen Jos. Ritter (ps. Florus Retland) 641.
Tannhäuser 612. 811.
Taubmann Frdr. 674.
Taylor Bayard 552 f. (Faust-Übersetzung).
Tell 657 (Bibliogr.). 661 (T.-Lied).
Tempel Verlag 669.
Teutsch-übende Gesellschaft in Hamburg 630.
Thaler Carl v. 641. 654.
Theater (Bühne, Schauspiel, Schauspieler) 241. 803 f. (Tirol).
Th.-Geschichte 603 (Bibliogr.). 643 geg. E. — Th.-Zensur 635 (Posen). 663 (Wien).
Kinderth. 642. — Marionettenth. 601. — Schattenspiel 644. — Schulaufführungen 614. 634 (Altenburg). 647 (St. Martin in Tirol).
Altenburg 631 (Schulkomödien). — Berlin 646. — Braunschweig 613 geg. E. 620. — Brünn 626. — Buch bei Schwaz 804. — Detmold 625. 626. — Elsaß 239 f. 638. — Gießen 663. — Graz 638. — Hamburg 58 ff. — Harzer Bergth. 656. — Innsbruck 806. — Kauns 806. — Kursachsen 628. — Laibach, deutsches Th. 792/7 (Schiller). — Lauchstädt 668. — Lippe 625. — Magdeburg 627. — Meißen 628. — München 642. — Sterzing 806. — Stuttgart 640. — Tirol 803 f. 806. — Wien 426. 601. 794 ff. pass.; Burgth.-Zensur 663. — Württemberg 640.
Theodicee 241.
Theologie 596/601.
v. Thienen, Familie 637.
Thiersch Frdr. Wilh. 609.
Thomae Nikol. 626.
Thomasius Chn. 674.
Thorwaldsen Alb. 609.
Thretius Chph. 616.
Thunmann Hans Erich 365 f. 378.
Tichatschek Jos. Alois 642.
Tieck Ldw. 136 170. 590. 595 am Schl. 601. 609. 610. 619. 660 (u. A. W. Schlegel). 663. — Shakespeare-Übers., s. Schlegel A. W.
Tiedge Chph. Aug. 203.
Tieftrunk Joh. Heinr. 595.
Tirol 612 (Lied auf d. Aufstand d. Tiroler 1809). 647. — Literatur 237 ff. 801/9.
Tod, Der 648.
Törring Joh. Aug. Gf. v. 828.
Toldy Frz. 821.
Totentänze 612.
Tours, Les, de Maître Gonin (1713. Vf.: Abbé Laurent Bordelon) 321.
Trachtenkunde 612.
Traumsatire 693 ff. (bei Schupp).
Treitschke G. Frdr. 95.
Treitschke Heinr. v. 526. 649. 653.
Trenck Frdr. Frh. v. d. 614 (D. macedon. Held; D. Menschenfreund).
Treschow Seb. Fr. 616.
Treumann Gust. 795.
Triller Dan. Wilh. 610 (Der Wurmsaamen; Unpartheiische Untersuchg.).
Trithemius Jhs. 624.
Trojan Jhs. 603. 617. 655.
Tschabuschnigg Ado. Ritter v. 668.
Tschechische Literatur 791 f. (Frantova práva).
Tschurtschenthaler J. 808.
Tugendbund 659.
Tunnel über der Spree 822 f.
Tyssot de Patot Simon 321.

Übersetzungen 588. 593.
Uechtritz Frdr. v. 101. 102.
Uhde Herm. 649.
Uhland Ludw. 350. 584. 609. 642. 648. 661. 665.
Ulk, Der (Witzbl.) 604.
Ulsenius Dietr. 624.
Ungarn, Deutsche Literaturgeschichte in 810/33.

Universitäten 603. 616. 621. 623/4 (Mainz. Gießen). 629 am E. 630. 631 (Gießen). 632. 634 am E. 637. 646. 649. 661 (662 f. Gießen).
‚Unschuld, Gerettete'. Erzählung (1798). 167/78 (Abdruck. Vergleichung mit Ludwigs ‚Maria').
Unschuld deß Antenors (1659. Verf.: Ch. Vitzthum von Eckstett?) 314 f.
‚Unsichtbare, Der' (Frankfurter Zeitg. 1765) 534 f. (Beitr. Goethes?).
Unterrichtsgeschichte, s. Schulgeschichte.
Untersuchung, Unpartheiische, Was von d. Schrift, Der Wurm-Doktor . . zu halten sey (1752. Vf.: D. W. Triller) 610.
‚Urica', von d. Hzgin Duras 591.
Ustéri Joh. Mart. 640. 657.
Utopien 609.

Valett Bertha 196.
Variscus Olorinus, s. Sommer J.
Varnhagen v. Ense K. A. 101. 193. 619. 651. 658. 661. 664. 798. 799.
Varnhagen v. Ense Rahel (Rahel) 658. 661. 664.
Varrentrapp Frz. 662.
Vaternuser 628.
Veltheim Hans Graf v. 647.
Velthusen, Gerichtsrat, 610.
Venatorius Thom. 598.
Venzky Geo. 55.
Vercellensis Joa. 811.
Vereinigung, Die Liebreiche, der drey Haupt-Religionen (1731. Vf.: J. F. Bachstrom) 40. 346 f.
‚Vergil 687 f.
Vergißmeinnicht, Das, der Buchonier Carl v. Dalberg überreicht (1811. Vf.: J. P. Welle) 622.
Vie privé . . du prince Henri de Prusse (1809. Vf.: L. Bouillé) 618.
Vietor Johs. 662.
Vilmar Aug. Frdr. Chn. 609. 624.
Vischer, Hauptmännin 705. 706.
Vischer Frdr. Theod. 641 (u. Keller). 647. 651. 655 (2). 660. 663. 664. 665. — Briefe 649. 650. 653. 659. 662. 665. 666.
Vitzthum von Eckstett Chph. 314 f. (? Vf. von: Unschuld deß Antenors).
Voelschow (Voeltzkow), Familien, 616.
Voigt Henriette 646.
Volder Geo. 811.
Volksdichtung 657. 658.
Volkskunde 611. 612. 614 geg. E. 615. 618. 619. 620. 621. 622. 625. 626. 627. 628. 631. 632. 633. 635. 636. 642. 646 geg. E. 655. 656.
Volkslied, s. Lyrik.
Volkssprache 623.
Voltaire 390. 660.
‚Vorwärts' hg. v. Börnstein 131/5 pass.
Voß Joh. Heinr. (59). 60 f. (u. Leisewitz). 545. 623 (u. Schmeelke). 658. — Brief an Hölty 60. — Homer-Übersetzung 142. 144. 146. 460 ff. Vgl. 553.
Voß Julius v. 617. 658. 659. 661.
Vossische Zeitung 617.
Voyages et aventures de Jacques Massé (1710. Verf.: S. Tyssot de Patot) 321.
Vulpius Chn. Aug. 660 (‚Rinaldo Rinaldini').

W—r H. 796.
Waagen Gust. Frdr. 609.
Wachenhusen Hans 651.
Wackernagel Wilh. 609.
Wächter G. P. L. Leonh. (ps. Veit Weber) 650.
Wagner Albr. 242.
Wagner Cosima 663.
Wagner Rich. 600. 602 (2). 641. 643. 644. 645. 648. 651. 655 (2). 656 (2). 663 (2).
Waiblinger Wilh. 581. 584. 610. 638. 647.
Waitz 799.
Waitz Th. 594.
Waldau Hieron. 639.
Waldis Burk. 792. 834.
Wallishausser J. B. 429.
Wallpach Artur v. 809.
Wandsbecker Bothe 360/79 (Beiträge Herders).
Wannowski, Rektor, 616.
Warbeck Veit 791 (Magelone).
Weber Beda 239. 807.
Weber Ferd. 657.
Weber Karl Maria v. 656. 660.
Weber Veit, s. Wächter G. P. L. L.
Weech Frdr. v. 613.
Weidmann Paul 667.
Weigand Karl 661.
Weilen Jos. v. 196.

Weill Al. 457.
Weimar 668. — s. Sachsen-W.
Weiß F. G. Ad. 652.
Weißenbach Alois 238.
Welcker Frdr. Gtli. 662.
Welcker Karl Theod. 609.
Welder Jak. 624.
Welle Joh. Peter 622.
Weltanschauung 520/26 (Goethe).
Weltrich Rich. 665.
Wendt Amad. 609.
Werlhof Paul Gtli. 622.
Werner Zachar. 93 f. 415 (Die Söhne des Tals). 429/33 passim. 643. 644. 822 (24. Febr.). — Briefe an Kar. v. Humboldt 94/100. 425/29.
Werthes F. A Cl. 546. 822.
Wessenberg Joh. v. 632. 633. 665.
Westenrieder Lor. 604.
Wetzel Frdr. Gtlo. 181 f. 797/800 (als Vf. der ‚Nachtwachen v. Bonaventura' erwiesen).
‚Wickelheyrat, Die' (Wechselgesang zw. Deinli u. Jäckli) 802 [6].
Widmann Ado. 811.
Widmann Jos. Vikt. 651.
Wiedemann Eberh. 619.
Wiedertäufer 602.
Wieland Ch. M. 69. 354. 419. 543. 603 (zur W.-Bibliogr.). 606 (Brief). 609 (Bildnis). 648. 717 (719. 727 f. u. v. d. Goltz-Scheffner). 737 f. 745 f. (Brief an einen Dichterling). 774 (‚Pandora'). 788.
Wienbarg Ludolf 131. 453 [1]
Wigand Paul 625.
Wilbrandt Ado. 650. 667.
Wilckens Chn. Frdr. 30.
Wilde Oskf. 81[2]. 422. 757 f. 763.
Wilde Jäger, Der, 623.
Wilhelms, Madame, 619.
Willemer Marianne v. 653.
Wimpfeling Jak. 624. 632.
Winckelmann Joh. Joach. 665.
Winckelmann Johann Justus 263. 674 f.
Winkelmann Aug. 192.
Witte Jhns. 257. 259 (2). 261.
Witte Karl 653.
Wittich Ivo 624.
Witz 660.
Witzel Geo. 597.
Wochenblatt, Politisches (Berlin) 611.
Wochenschrift 614.
Wochenzeitung, Ordinari (Zürich) 1655 ff.) 641.
Wolf Frdr. Aug. 179 (Literar. Analekten). 733.
Wolf Pet. Phil. (Buchhändler u. Schriftst.) 694.
Wolff Aug. 619.
Wolff Jul. 811.
Wolff Karl 584.
Wolfgang Marcus, Abt 629.
Wolfram H. Ldw. (ps. F. Marlow) 613 am E.
Wolkenstein, Graf, s. Rodank A. v.
Wolter Chlotte 655.
Wünschelrute 622.
Württemberg: Alexander, Graf 666. — Karl Eugen, Hzg. 355 f. — Wilhelm, Hzg. 654.
Wundergeschichten von im Grabe gebärenden Frauen 178 [1].
Wuotanssage 626.
‚Wurm Doctor, Der' 610.
‚Wurmsaamen, Der' (6 poet. Streitschriften von Triller, Börner u. Ungenannten. 1751/2) 610.
Wurzbach C. v. (ps. W. Constant) 641.
Wuthenow Alwine 657.

Zahn Ernst 653.
Zauper J. St. 645.
Zeithainer Lager 637.
Zeitschrift, Histor.-polit. (v. Ranke) 611.
Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens 637.
Zeitschriften 611 (amerikan.).
Zeitschriften (Bibliogr. des ‚Euphorion'): Philosophische Zschr. 594/6. — Medizinische Zschr. 596. — Theologische Zschr. 596/601. — Zschr. f. Kunst, Theater- u. Musikgesch. 601 f. — Zschr. f. Buch- u. Bibliothekswesen 602/6. — Akademieschriften u. Verwandtes 606/11. — Zschr. f. Gesch., Kulturgesch. u. Geogr. 611/4. — — Histor. Lokal. u. Provinzialzschr. 614/41. — Zschr. allgem. Inhalts 641/58. — Zeitungen 658/68.
Zeitung für Einsiedler 658.
Zeitung, Vossische 617.
Zeitung Post (Zürich 1633 ff.) 641.
Zeitungen und Zeitschriften 241. 614. 663 (Steiermark).
Zeitungs- und Zeitschriftenwesen (Literatur) 602.

Zeitungshalle, Berliner, 660.
Zelter Karl Fedr. 545. 606. 642.
Zenge Wilhelmine v. 201.
Ziegesar, Herr v. 656.
Ziegesar Silvie v. 800.
Ziegler Ernst 606.
Ziegler Jak. 598.
Ziegler Th. 239.
Zimmerische Chronik 179 f.
Zimmermann F. G. 59 f.
Zimmermann Joh. Geo. 607. 611. 622.
Zimmermann Wilh. 659.
Zingerle Ign. 237. 809⁴.
Zingerle Pius 238.
Zinzendorf N. Ldw. Graf v. 601.
Zola Emil 606.
Zrinyi Nikol. 822.
Zschetzsche Gust. 620.
Zürich 640. 641.
Zumbrook Ferd. 630.
Zumsteeg Joh Rud. 664. 704/16 (Reinhard, Z. und die Schwestern Andreä). — Briefe von Reinhard 709. 711/4.
Zumsteeg Luise, geb. Andreä 714 f. (Brief v. Reinhard).
Zutrinken 614.
‚Zwanglose, Die' (Gesellschaft) 617.
Zwiedineck-Südenhorst Hans v. 638.

PN
4
E8
Bd.16

Euphorion; Zeitschrift für Literaturgeschichte

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY